Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

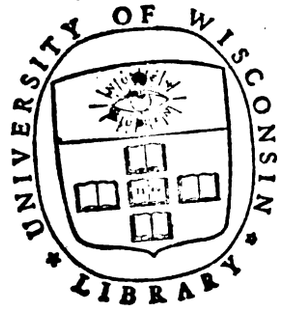
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

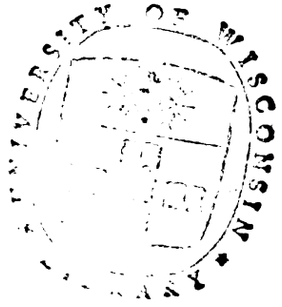
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Library
of the
University of Wisconsin



Digitized by Google



Digitized by Google

847

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Die Gegenwart.

Wochenschrift

für

Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgegeben

von

Paul Lindau.

EX BIBLIOTHECA LUTHAR SCHNEIDER

Dreizehnter Band.

Berlin.

Verlag von Georg Stilke.

32 Louisen-Straße.

Digitized by Google

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

123333
OCT 17 1908
AP
.G2495
13
+X47
+G27
13

Register.

Dreizehnter Band.

1. Politische und juridische Aufsätze.

Allgemeines.

Seite

Die Bedeutung der Eisenbahnen für die Kriegführung. Von Hans von Spielberg 17
Das Laienelement in der Rechtsprechung mit Rücksicht auf die neue deutsche Gerichtsverfassung 49
Socialismus, Socialdemokratie und Socialpolitik. Von Ernst von Eynern 65
Die Organisation des europäischen Staatenvereins. Von Bluntschli 81. 114. 131
Verbreitung falscher Nachrichten. Von Xy. 241
Völkerrechtliche Briefe. Von demselben 305. 353
Die Reform des Kriegsseerechts und die seerechtliche Declaration des Pariser Congresses. Von L. Geßner 97
Ein belgischer Jurist über den englisch-russischen Rechtsstreit. Von demselben 366
Politischer Rückblick. Von A. Schneegans 210. 289. 369
Master Vorwärts redivivus. Von H. B. Oppenheim 211
Deutschland in Paris. Von A. de Graeff 321
Das Verbrechen vom 2. Juni 369
Der Normalarbeitstag. Von demselben 401

Inland.

Die deutsche Münz- und Bankreform in ihrem gegenwärtigen Stadium. Von Johannes Berg 1
Der Champion des Tabacksmonopols für Deutschland. Von demselben 193
Kanzlerkrisis und Ministerkrisis? Von H. B. Oppenheim . . . 33
Zur Reform der Matricularbeiträge. Von H. von Scheel. . . 35
Werden wir Communisten? Von demselben 113
Hof und Welt 116
Zur Geschichte des preußischen Beamtenthums. Von E. Friedländer 51
Die Einheit des Strafrechts in Deutschland, namentlich mit Rücksicht auf die Strafzumessung. Von J. Olshausen . . . 225. 260
Attentatsgesetze und Gesetzgebungsattentate. Von C. Sempronius 337
Wunderkuren und Heilmittel gegen das Attentatsfieber. Von demselben 385. 403

Ausland.

Ueber die Ursachen und die Entstehung des Nihilismus und der revolutionären Propaganda in Rußland. Von Vindobonensis 43
Die östreichische Ministerkrisis. Von Walter Rogge 100
Eine russische Verfassung. Von demselben 339
Erzherzog Franz Carl. Von demselben 195
Die innere Politik Rußlands in den Jahren 1815—1818. Von Imm. Rosenstein 145. 162
Ledru-Rollin. Von Karl Blind 161
Chronik der Orientdinge bis zum Frieden von St. Stefano. Von Politicus 177. 273
Graf Julius Andrassy. Von G. Baum 242
Rußland gegenüber Europa. Von X. 257
Die Freisprechung der Wjera Sassulitsch. Von F. von Holtzendorff 291
Lord John Russell. Von A. Schneegans 387

2. Naturwissenschaftliches.

Die neuen magnet-elektrischen Maschinen. Von A. Hofaeus . . 27
Das Lachen und seine physiologischen Beziehungen. Von C. M. . 75
Die europäische Gradmessung. Von A. Woldt 344
Die Popularisirung der Naturwissenschaft. Von Otto Zacharias 380
Die Sterblichkeitsverhältnisse Berlins im Vergleich mit den übrigen deutschen Städten im Jahre 1877. Von C. Finkelnburg 396. 411

3. Vermischte Aufsätze.

Friedrich Laurent. Von Bluntschli 3
Ueber die Aufnahme von Fremdwörtern. Von Rudolf Kleinpaul 11. 23
Zur Geschichte des Virtuosenthums. Von R. Proelß . . . 13. 55
Zur Charakteristik Freiligraths. Von J. F. 36
Theodor Creizenach. Ein Nachruf. Von Karl Bartsch . . . 68
Qui pro quo. Von Friedrich Meyer von Waldeck 73
Die Quelle des „Gangs nach dem Eisenhammer". Von Adolf Rümelin 90
Dasselbe. Von Karl Bartsch, Marcus Landau, Th. Renaud 238
Ein Ausflug nach Levsina. Von Hermann Jaenicke 106
„Die verhängnißvolle Perrücke." Von Paul Lindau 107
Der literarische Weltcongreß in Paris. Von demselben 371
„Bachschisch." Von Murad Efendi 122
Das Serail von Top-Kapu. Von demselben 311
Pedro Antonio de Alarcon. Von Wilhelm Lauser 147
Nur ein Neger. Von Hermann Soyaux 152
Zur Entstehungsgeschichte des Byron'schen Manfred. Von Rudolf Genée 184
Zur Modefrage. Bemerkungen einer modernen Dame wider Vischer 202
Vom deutschen Theater. Von Joseph Kürschner . 204. 283. 364
Bayard Taylor. Von Udo Brachvogel 227
„In memoriam." (Bischof Ketteler.) Vom Chronisten. 234
Ueber den religiösen Entwicklungsgang von David Friedrich Strauß. Von A. Hausrath 245. 266
„Ist Galilei gefoltert worden?" Gegenbetrachtungen von Karl von Gebler 277. 295. 375. 391
Die Weltausstellung von 1878. Von Paul d'Abrest 280. 313. 362. 410
Heinrich Leo. Von Halensis 293
Etwas über Uhland und Etwas über Sealsfield. Von K. M. Kertbeny 326
Francesco Cenci und seine Familie. Von P. K. 340
Eine geologische Mystification. Von August Demmin 343
Zur Erinnerung an Voltaire. Der Proceß Jean Calas. Von Th. Wenzelburger 372
Conrad Eckhof. Von G. Malkewitz 376
Friedrich Sander. Von L. Pfeiffer 382

4. Litterarische Aufsätze.

a. Gedichte.

„Volker von Alzei." Von Rudolph Baumbach 4
„Liebchen." Von demselben 103
„Maiglöckchen" (Les chercheuses de Muguets). Von André Theuriet. Deutsch von Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almásy 67
„Stimmungsbilder." Von Amadeus Klingsohr 103
„Die rauhe Else." Von Hans Herrig 213
„An das Meer". Von Nicola, Fürst von Montenegro. Deutsch von Stephan Milow 245
„Hymnus an den Frühling." Von Martin Greif 277
Proben neuester rumänischer Lyrik. Deutsch von E. Wedi . . . 293
„Zu früh." Von Albert Träger 307
„Vision" (Frühjahr 1878). Von Karl Stieler 340

b. Essays.

Goethes lothringische Reise. Von K. Goedeke 5
Uhland als Dramatiker. Von Karl Bartsch 7
Ueber Bühnendichtung in Deutschland und Frankreich. Von Paul Lindau 9
Bemerkungen über das französische Theater in der Gegenwart. Von demselben 118. 140
Wolf Baudissin. Von demselben 248
Karl Gutzkows neueste Streitschrift (Dionysius Longinus). Von demselben 262
Goethe und Friedrich II. Von Daniel Jacoby 134. 150
Vom jungen Herder. Von M. Carriere 21
Ueber Milton und seinen neuesten Biographen. Von Karl Hillebrand 40
Hölderlin, Hegel und Schilling. Von Adolf Rapp 71
Zwei sicilianische Belletristen. Von Heinrich Breitinger 165. 185
Schillers Briefträger. Von Otto Runk 181
Liedertrümmer aus der Edda in shetländer Mundart. Von Karl Blind 307
Unser Faust bei den Italienern. Von Woldemar Kaden. 323. 359
Ein Besuch bei Goethe. Von Julius Duboc 406

Digitized by Google

c. Literarische Kritik.

Seite

„Herders Werke." Besprochen von M. Carriere 21
„Herder in seinem Leben und in seinen Werken", von R. Haym. Besprochen von demselben 21
„Jean Paul und seine Zeitgenossen", von P. Nerrlich. Besprochen von W. Bolin 30
„Homo sum", Roman von Georg Ebers. Besprochen von P. Nerrlich 103
„Parsifal", von Richard Wagner. Besprochen von Paul Lindau 37
„Molière et Bourdaloue", von L. Veuillot. Besprochen von demselben 218
„Karoline Bauer in ihren Briefen." Besprochen von demselben . 228
„Wippchens sämmtliche Berichte", herausgegeben von J. Stettenheim. Besprochen von demselben 195
„Milton und seine Zeit", von A. Stern. Besprochen von K. Hillebrand 40
„Reiseeindrücke", von K. Braun-Wiesbaden. Besprochen von Pe. . 47
„Geschichte des preußischen Beamtenthums", von S. Isaacsohn. Besprochen von E. Friedländer 57
„Die Geschichte des Pferdes", von M. Grafen von Hutten-Czapski. Besprochen von M. J. 62
„Der Ursprung der Sprache", von L. Noiré. Besprochen von G. S. 84
„Vom Don zur Donau", von K. E. Franzos. Besprochen von F. Mauthner. 86
„Gesellschaftliches und Privateigenthum als Grundlage der Socialpolitik", von A. Samter. Besprochen von Walter Rogge . 89
„De Zweep." Besprochen von Klaus Groth 89
„Leben und Wachsthum der Sprache", von Whitney. Besprochen von K. Bruchmann 94
„Die Reiher", Roman von B. Möllhausen. Besprochen von Bernhard Wagener 120
„Der Fortschritt im Lichte der Lehren Schopenhauers und Darwins", von Emerich du Mont. Besprochen von Oscar Riecke . . 126
„Rönnes Staatsrecht des deutschen Reichs." Besprochen von K. Braun-Wiesbaden 129
„Essays" von Hans Hopfen. Besprochen von E. Zabel 135
„Tizians Leben und Werke", von Crowe und Cavalcaselle. Besprochen von W. Lübke 138
„Deutsche Handwerkerbibliothek." Besprochen von Daniel Sanders 159
„Die Phantasie als Grundprincip der Weltprocesses", von J. Frohschammer. Besprochen von h. 173
„Dramatische Scenen für den Unterricht", von Heinrich Oberländer. Besprochen von E. Bürde. 200
„Renans Miscellaneen." Besprochen von Emil Schiff 214
Zur neuesten deutschen Literatur über öffentliche Gesundheitspflege: „Handbuch der öffentlichen Gesundheitspflege" von J. Sander und die öffentliche Gesundheitspflege von C. Götel. Besprochen von L. Pfeiffer 251
„Der wilde Jäger", von Julius Wolff. Besprochen von Albert Träger 279
„Handbuch der Geschichte der deutschen Literatur" von W. O. Gortzitza. Besprochen von j. h. 285
„Friedrich List, Betrachtungen ꝛc." von Fr. Goldschmidt. Besprochen von demselben 255
„Die Zuckerindustrie ꝛc.", von R. v. Kaufmann. Besprochen von demselben 286
„D. F. Strauß und die Theologie seiner Zeit" von A. Hausrath, 2. Bd. Besprochen von S. Hammerschlag 355
„Les origines de la France contemporaine", von H. Taine. Besprochen von Paul Kayser 388
„Le mariage royal d'Espagne." Besprochen von de Graeff . . 398
Caliban von Ernest Renan. Besprochen von Paul Lindau . . 407

d. Bühnenkritik.

„Reflexe", Lustspiel in 1 Act von G. v. Moser. Besprochen von Paul Lindau 29
„Die Namensvettern", Schwank von E. Stägemann. Besprochen von demselben 29
Das Preislustspiel des Wiener Stadttheaters. („Durch die Intendanz" von E. Henle.) Besprochen von demselben 53
„Natalie", Schauspiel in 3 Aufzügen von A. Wilbrandt. Besprochen von demselben 91
„Gabriele", Schauspiel in 4 Aufzügen von Hugo Bürger. Besprochen von demselben 156
„Das Mädchen von Byzanz", Trauerspiel in 5 Aufzügen von Heinrich Kruse. Besprochen von demselben 167
„Tiberius", Tragödie in 5 Acten von Julius Grosse. Besprochen von demselben 188
Etwas vom Leipziger Theater. Von demselben 297
Schillers „Räuber" in den Aufführungen durch die Meininger und das Königliche Schauspielhaus. Besprochen von demselben . 299
„Der Prinz von Homburg", Schauspiel in 5 Aufzügen von Heinrich v. Kleist. Besprochen von demselben 315
„Les Fourchambault", Comédie von Emile Augier. Besprochen von demselben 328
„Shakespeares Wintermärchen", aufgeführt von den Meiningern. Besprochen von demselben 348
„Der Geigenmacher von Cremona", Drama in 1 Act von F. Coppée. Besprochen von J. Hagen 62
„Des Königs Schwert", Lustspiel in 2 Acten von F. Bittong. Besprochen von demselben 62
„Das erlösende Wort", Lustspiel in 1 Act von Berthold Auerbach. Besprochen von demselben 220
„Fromont junior und Risler senior", Drama in 5 Aufzügen und einem Vorspiel von A. Daudet und A. Belot. Besprochen von demselben 236
„Ihr Corporal", Posse in 5 Acte von C. Costa. Besprochen von demselben 318
Gastspiel des Fräulein Josephine Wessely. Besprochen von demselben 332
„Zwei Männer von Sandy Bar", Drama von Bret Harte. Besprochen von Albin Rheinisch 252

5. Bildende Künste.

Karl Ens. Von Gustav Dannehl 59
Die Berliner Tizian-Ausstellung. Besprochen von Ludwig Pietsch 124
Die Betheiligung der deutschen Kunst an der Pariser Weltausstellung. Von demselben 268
Malerisches aus Irvings Skizzenbuch. Mit Rücksicht auf Ostade. Von K. Th. Gaedertz 169
Künstlerische Prachtwerke. Besprochen von W. Lübke 216
Die Ausstellung im Uhrsaal der Kunstakademie. Besprochen von A. Heyden. 350
Benjamin Vautier. Von J. Mähly. 393

6. Musik.

Aus dem Concertsaale. Von H. Ehrlich 45. 108
Opern und Concerte. Von demselben. 77. 221
Von der Musiksaison. Von demselben 333
Der gegenwärtige Stand der musikalischen Aesthetik. Von Hugo Riemann 231

7. Notizen.

Seite 15. 30. 46. 63. 79. 94. 110. 111. 126. 142. 158. 159. 172. 173. 190. 203. 223. 237. 254. 255. 271. 285. 287. 302. 303. 318. 335. 351. 366. 367. 382. 383. 397. 398. 413.

8. Offene Briefe und Antworten.

Seite 15. 47. 143. 174. 191. 206. 207. 238. 239.

9. Bibliographie.

Seite 15. 31. 47. 79. 95. 127. 143. 175. 191. 239. 255. 287. 303. 319. 351. 367. 382. 399.

Digitized by Google

№ 1. Berlin, den 5. Januar 1878. Band XIII.

LESEZIRKEL LOTHAR SCHNEIDER

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 5gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die deutsche Münz- und Bankreform in ihrem gegenwärtigen Stadium. Von Johannes Berg. — Friedrich Laurent. Von Bluntschli. — **Literatur und Kunst:** Volker von Alzei. Von Rudolf Baumbach. — Goethes lothringische Reise. Von K. Goedeke. — Uhland als Dramatiker. Von Karl Bartsch. — Ueber Bühnendichtung in Deutschland und in Frankreich. Von Paul Lindau. — Ueber die Aufnahme von Fremdwörtern. Von Rudolf Kleinpaul. — Zur Geschichte des Virtuosenthums. Von R. Prölß. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Bibliographie. — Inserate.

Die deutsche Münz- und Bankreform in ihrem gegenwärtigen Stadium.

Von Johannes Berg.

Wenn es nicht in der That ein recht trauriges Symptom für den öffentlichen Geist in Deutschland wäre, so könnte man lachen über die Art und Weise, wie zur Zeit über die Münz- und Bankreform geurtheilt wird, welche wir zu ihrem größeren und schwierigeren Theile hinter uns haben. Man scheint gar kein Gedächtniß mehr zu besitzen für den grauenhaften und gefahrvollen Zustand, in welchem sich Deutschland noch vor sechs Jahren in Betreff seines circulirenden Mediums befand, — ein Zustand, der nicht einmal in der Türkei seines Gleichen hatte, geschweige denn in irgend einem der cultivirteren Staaten Europas; man unterläßt es daher auch, den Zustand von 1877 mit dem von 1871 zu vergleichen; und statt dessen befleißigt man sich allerlei kleiner Verdrießlichkeiten und Nörgeleien. Der Eine klagt über die Verwechselbarkeit der Zehn- und Fünfzigpfennigstücke; dem Andern gefällt das Nickelmetall überhaupt nicht. Der Abgeordnete August Reichensperger läßt in versammeltem Reichstag ein kräftiges ästhetisches Anathema über die Figuren auf dem Papiergelde erschallen, — dabei passirte dem gelehrten alten Herrn, der in Sachen des Culturkampfes und der Aesthetik bewanderter ist, als in Münz-, Bank- und Papiergeldfragen, daß er eine mit den Platten der alten preußischen Banknoten gedruckte Note für einen Reichskassenschein hielt und wider die „zwei Engel" declamirte, welche sich wohl auf den preußischen Banknoten vorfinden, nicht aber auf dem deutschen Reichspapiergeld, — und die „Nationalzeitung" läßt sich in Nr. 588 vom 14. Dec. 1877 „von fachmännischer Seite" schreiben, wie es unrecht und gefährlich sei, daß die Reichsbank die Reichskassenscheine einlösen müsse und einen Bestand von vierzig Millionen Mark Reichskassenscheinen habe; beiläufig bemerkt wäre es wohl der genannten „fachmännischen Seite", welche offenbar ihre Mittheilungen zum Theil der Bankverwaltung verdankt, anzurathen, sich auf dem nämlichen Wege auch darüber zu orientiren, ob der Bestand von vierzig Millionen Mark, welchen angeblich die Reichsbank an Reichskassenscheinen hat, nicht weitaus zum größeren Theile aus solchen Scheinen besteht, welche die Reichsschuldenverwaltung für Rechnung der Reichskasse an die Bank abgeliefert, die Reichsbank aber (warum? das muß sie selbst am besten wissen) noch nicht in den Verkehr gebracht hat. Ich habe allen Grund, dies zu vermuthen, und wenn diese Vermuthung richtig ist, dann fällt der größere Theil der Argumentationen „von fachmännischer Seite" über den Haufen.

Im Gegensatze zu dieser kleinlichen Behandlung einer großen Sache will ich versuchen, mit einigen großen und deutlichen Strichen ein übersichtliches Bild des bisherigen Vollzugs der genannten Reformen zu geben. Ich gebrauche dabei ausschließlich öffentliche und Jedermann zugängliche, aber leider nicht allzu häufig benutzte Quellen; vor Allem die Parlamentsverhandlungen und die „Todtenlisten" des „Centralblattes für das Deutsche Reich", d. h. die Uebersichten über die untergegangenen Münzen, Papiergelder und Banknoten. Jeder Unterrichtete ist sonach im Stande, meine Angaben zu controliren. Dies vorausgeschickt, stelle ich nun die Ergebnisse meiner Untersuchung zusammen.

Ende 1871 bestanden in Deutschland 7 verschiedene Münzfüße, nämlich:

1. der Thalerfuß, der Thaler eingetheilt in 30 Groschen zu 12 Pfennigen,
2. der Thalerfuß, der Thaler eingetheilt in 30 Groschen zu 10 Pfennigen,
3. der Thalerfuß, der Thaler eingetheilt in 48 Schillinge zu 12 Pfennigen,
4. die Curantwährung, die Mark Curant eingetheilt in 16 Schillinge zu 12 Pfennigen,
5. der süddeutsche Guldenfuß, der Gulden eingetheilt in 60 Kreuzer,
6. die Bremische Thaler-Goldwährung, der Thaler eingetheilt in 72 Grote zu 5 Schwaren,
7. das französische Frankensystem in Elsaß-Lothringen.

Außerdem bestand für den Großhandel Hamburgs die dortige Bankvaluta.

Neben den Münzen der vorstehend aufgeführten 6 Silberwährungen bestanden noch Goldmünzen, welche entweder in ein festes Verhältniß zu den Münzen der herrschenden Währung gesetzt waren, oder ihre eigene Preisbewegung verfolgten.

An solchen gesetzlichen Landesgoldmünzen gab es im Ganzen etwa 26 Sorten, wogegen die oben aufgeführten Münzsysteme an Silber- und Kupfermünzen zusammen über hundert Sorten aufweisen.

Neben diesen 126 Münzsorten, welche in den verschiedenen Theilen Deutschlands gesetzliches Zahlungsmittel bildeten, waren in Süd- und Norddeutschland noch östreichische 2, 1 und ¼ Guldenstücke, holländische 2½, 1 und 1½ Guldenstücke, polnische ⅓ und ⅙ Thalerstücke, französisches und belgisches Frankengeld, sowie im Norden außerdem zahlreiche Sorten dänischer Münzen bis zu den Kupferstücken herab, zum Theil in sehr großen Mengen im Umlauf.

Die Curantmünzen des Thalersystems waren von dem verschiedenartigsten Gepräge, zum Theil von verschiedenem Fein-

Digitized by Google

gehalt, der Scheidemünzenumlauf des Guldenfußes in einem wahrhaft kläglichen Zustande.

Noch ungünstiger als der Münzumlauf lag der Papiergeldumlauf. Von zwanzig Staaten waren im Ganzen 184,298,529 Mark Papiergeld ausgegeben, wovon 10 verschiedene Apointsgattungen und im Ganzen 42 Sorten bestanden. Die einzelnen Scheine, vielfach schmutzig und zerrissen, schwer erkennbar, unmöglich von dem Einzelnen, der sich ihrer nicht erwehren konnte, wegen Echtheit und Vollgültigkeit zu prüfen.

Endlich hatten 33 Notenbanken Banknoten im Umlauf gebracht, welche, auf 18 verschiedene Apointsgattungen vertheilt, in 108 verschiedenen Sorten umliefen. An den Unbequemlichkeiten der Silberwährung emporwuchernd hatte der Umlauf solcher Noten im Anfange des Jahres 1873 den Betrag von 482 Millionen Thaler oder 1446 Millionen Mark, wovon 546 Millionen Mark ungedeckt, erreicht; die Anzahl der Sorten an einheimischem, gemünztem Gelde und papiernen Werthzeichen, welche sich im Umlauf befanden, belief sich auf nicht weniger als 276.

Gegenwärtig ist an die Stelle der sieben territorialen Münzfüße und der Hamburger Bankvaluta ein einheitliches, durch ganz Deutschland geltendes, auf der Goldwährung beruhendes Münzsystem getreten.

Von sämmtlichen 126 älteren Münzgattungen sind, abgesehen von einem geringfügigen Betrage an Kupfermünzen, nur noch die Einthalerstücke und die Einsechstelthalerstücke im Umlauf, daneben beziffert sich die Anzahl der Sorten des neuen einheitlichen Münzsystems auf 3 Sorten Gold-, 5 Sorten Silber- und je 2 Sorten Nickel- und Kupfermünzen, also im Ganzen auf 12 Sorten.

Die fremden Münzen sind, abgesehen von einigen Rückständen des Frankensystems in Elsaß-Lothringen, aus dem Verkehr vertrieben und das Volk hält, im Gegensatz zu seiner früheren Lässigkeit, auf die Reinheit seines Münzumlaufs.

Das Landespapiergeld ist bis auf den geringen Rest von circa 2,750,000 Mark eingezogen. An die Stelle desselben ist in den Verkehr die einheitliche Emission von Reichskassenscheinen getreten, von denen drei Sorten existiren, 50-, 20- und 5-Markscheine. An Stelle der eingezogenen 181,540,946 Mark Landeskassenscheine sind an Reichskassenscheinen nach Rechnung der definitiven Emission 118,521,455 Mark, nach Rechnung der den Landesregierungen für die Einziehung des ihren Antheil an der definitiven Emission übersteigenden Betrages von Landeskassenscheinen zu leistenden Vorschüsse 53,902,760 Mark ausgefertigt, wovon jedoch 3,659,320 Mark bereits wieder eingezogen sind und ein gleicher Betrag in nächster Zeit zur Einziehung gelangen wird. Der Gesammtumlauf beträgt hiernach 168,764,965, wovon 50,243,440 im Laufe der nächsten 13 Jahre eingezogen werden.

Die nicht auf Reichswährung in den gegenwärtig zulässigen Apoints ausgestellten Banknoten sind bis auf den geringen Rest von 2,857,905 Mark eingezogen, wovon 2,840,595 Mark Thalernoten der früheren preußischen Bank, 17,310 Mark Noten anderer Banken. Die Umwandlung des Banknotenumlaufs ist so gut wie durchgeführt. Statt 33 haben wir jetzt nur noch 18 mit dem Notenausgaberecht ausgestattete Banken.

Die umlaufenden Marknoten bestehen nur aus 4 Apointsgattungen (zu 100, 200, 500 und 1000 Mark), die von 20 Banken emittirt sind und im Ganzen 28 verschiedeue Sorten darstellen, von welchen 2 Sorten, die solchen Banken angehören, die auf ihr Notenausgaberecht verzichtet haben, verschwinden werden, so daß dann nur 26 verschiedene Sorten übrig bleiben werden.

Der gesammte Notenumlauf derjenigen Banken, welche sich noch im Besitze des Notenausgaberechts befinden, betrug Ende October 1877 903,277,000 Mark, 543 Millionen weniger als Anfang 1873, davon waren ungedeckt 283¼ Million, d. h. etwa die Hälfte des Betrages von Anfang 1873.

Nur eine der noch zur Notenausgabe befugten Banken hat sich den Normativbedingungen nicht unterworfen, so daß ihr Notenumlauf nur in dem betreffenden Staatsgebiete (Braunschweig) zugelassen bleibt. Die Noten aller übrigen sind für das ganze Reichsgebiet zugelassen, während dem Publicum durch das Bankgesetz vielfache Wege gestattet sind, sich der Noten, die ihm lästig werden, zu entledigen.

Nachstehende Tabelle wird die Ueberschau über die Ausdehnung der Reformen auf dem Gebiete des Metallgeldes, des Papiergeldes und der Banknoten erleichtern:

1871.	1877.
I. Münzwesen.	
1) Eine Goldwährung und 6 verschiedene Silberwährungen.	Nur eine Währung, die Goldwährung.
2) 126 Münzsorten als gesetzliche Zahlungsmittel.	12 Sorten der neuen Währung (daneben nur noch 2 alte auf dem Aussterbeetat).
3) Zahllose fremde Münzen im Innern Deutschlands in Umlauf.	Alle verschwunden, bis auf einen kleinen Rest französischer Münze in Elsaß-Lothringen.
II. Papiergeld.	
184¼ Millionen in Umlauf, emittirt von 20 verschiedenen Staaten in 10 Apointsgattungen und 42 Sorten.	120 Millionen, emittirt von einem Staat (dem Reich) in 3 Apointsgattungen und Sorten. (50¼ Millionen auf dem Aussterbeetat.)
III. Banknoten.	
108 Sorten, emittirt von 32 Notenbanken in 18 Apointsgattungen.	28 Sorten (wovon 2 auf dem Aussterbeetat), emittirt von 18 Notenbanken in 4 Apointsgattungen.
IV. Im Ganzen.	
276 Sorten von Umlaufsmitteln.	Nur noch 43 (wovon 2 auf dem Aussterbeetat).

Angesichts dieser Thatsachen sind weitere Betrachtungen entbehrlich.

Um aber noch einmal mit einem Wort auf den Eingangs erwähnten Artikel der „Nationalzeitung" zurückzukommen, so behauptet derselbe, „man" habe bei dem Erlasse des Gesetzes über die Reichskassenscheine und bei dem Bankgesetze „nicht daran gedacht", daß die Reichsbank thatsächlich (bis zu einem gewissen Grade) für die Reichskassenscheine einstehe; dies ist, wenn unter dem „man" der Reichstag verstanden wird, ein Irrthum. Derselbe Standpunkt, von welchem aus der genannte Artikel der „Nationalzeitung" demonstrirt, der Standpunkt einer Reichsbank, welche möglichst wenig Pflichten und möglichst schrankenlose Rechte und Mittel haben wollte, ist ja auch dem Reichstag und seinen Mitgliedern, in Wort und Schrift und Druck, zur Genüge vorgetragen worden. Allein der Reichstag war anderer Meinung. Er wollte keine souveräne Bank, und zwar um so weniger als, wie Dr. H. Ebeling sagt, „in den Vorjahren die Notenbanken, mit der preußischen Bank an der Spitze, in der Emission der Noten und der Ausdehnung der Creditbewilligungen mit einander gewetteifert und die Ueberspeculation auf allen Gebieten, namentlich auch an der Börse, kräftig unterstützt hatten", und in Folge dessen auch heute noch eine bedauerliche Betheiligung der Bank an einer Reihe hervorragender Zahlungseinstellungen zu Tag tritt. Da ist es denn, zwar nicht gerechtfertigt, aber leider nur zu begreiflich, wenn man immer noch glaubt, nicht Mittel genug zu besitzen.

Digitized by Google

Friedrich Laurent.

Die Belgier feierten am 9. December dieses Jahres in der alten flandrischen Stadt Gent ein Fest zu Ehren ihres berühmten Mitbürgers Friedrich Laurent. Der Name Friedrich Laurent ist auch in Deutschland wohl bekannt und wird von Denen, welche die gedankenreichen Schriften des belgischen Gelehrten kennen, hoch geehrt. Die Feier, an welcher außer der Universität die ganze Stadt Theil nahm, galt aber nicht blos dem beliebten Professor, dem angesehenen Rechtsgelehrten, dem bewunderten Schriftsteller, sondern mehr noch dem Vorkämpfer der Geistesfreiheit wider die clerikale Bedrückung der Gewissen und dem unermüdlichen Freunde der Arbeiter und der Kinder. Die Wirksamkeit Laurents ist nicht auf Belgien beschränkt. Obwohl Laurent ein guter belgischer Patriot ist und an den Parteikämpfen seines Vaterlandes auf Seite der Liberalen sich nachdrücklich betheiligt hat, so ist sein Geist doch so weitsichtig und sein Gemüth so reich, daß sein Leben wesentlich der Menschheit gewidmet ist. Deshalb wird ein Bericht über diesen Mann auch den Lesern der „Gegenwart" nicht unwillkommen sein.

Den Juristen, welche sich mit dem Code Napoléon beschäftigen, ist sein großes in 28 Bänden erschienenes Werk Principes de Droit civil, welches 1876 mit dem großen Preise der Akademie ausgezeichnet worden ist, eine viel benutzte Fundgrube von aufklärenden Bemerkungen und scharfsinnigen Erörterungen. Das Werk gilt als der beste Commentar des französischen Gesetzbuchs. Es ist die reife Frucht vieljähriger Arbeiten und eines angestrengten akademischen Lehrberufs während eines vollen Menschenalters. Die juristische Methode Laurents ist nicht die geschichtliche. Er kümmert sich wenig um die älteren Quellen des Code, d. h. wenig um das alte römische Recht und wenig um das frühere germanische Recht der fränkischen Coutumes. Er zieht die rationelle Methode vor und unternimmt es, die modernen Rechtsprincipien in ihrem logischen Zusammenhang darzustellen und mit Beachtung der Gerichtspraxis ihre Anwendbarkeit in dem Leben zu befördern

Wenn dieses Werk nur für Civilisten bestimmt ist, so hat dagegen ein zweites großes Hauptwerk Laurents, die Études sur l'histoire de l'humanité, auf weitere Kreise der Gebildeten gewirkt. Dieses achtzehnbändige Werk, welches in der ersten Auflage unter dem viel zu engen Titel: L'histoire du Droit des Gens erschienen war, ist eine Geschichte der Ideen, welche die Entwickelung der Menschheit und der Staaten bestimmt haben und der Versuche ihrer Verwirklichung. Eine Angabe der Bändetitel wird am besten einen Ueberblick über den reichen Inhalt des Werkes gewähren: 1) Der Orient 2) Griechenland. 3) Rom. 4) Das Christenthum. 5) Die Barbaren und der Katholicismus. 6) Papstthum und Kaiserthum. 7) Lehenswesen und Kirche. 8) Die Reformation. 9) Die Religionskriege. 10) Die Nationalitäten. 11) Königliche Politik. 12) Die Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts. 13) und 14) Die Revolution. 15) Das Kaiserreich. 16) und 17) Der Katholicismus und die Religion der Zukunft. 18) Philosophie der Geschichte.

In diesem Werke verbindet Laurent die historische und die philosophische Methode, um die Geschichte der menschlichen Civilisation zu beleuchten. Die Ideen gewinnen so in den geschichtlichen Darstellungen einen leibhaften Ausdruck und eine klare Form und der Gang der Geschichte wird durch die Ideen, die wie Sterne an dem Horizont der Menschheit aufsteigen und wieder untergehen, hell beleuchtet. Indem man diese Entwickelung in großen Zügen überschaut, erhält man den tröstlichen Eindruck, daß die Menschheit von Anfang an auf Vervollkommnung angelegt ist und dieser Bestimmung, wenn auch unter Leiden und Kämpfen und nicht sicher vor momentanen Irrwegen und Rückfällen, stufenweise sich annähert.

Da Laurent auch einige Werke geschrieben hat, welche sich gegen die Herrschsucht des katholischen Clerus polemisch verhalten, und in der Presse, insbesondere in dem Journal „La Flandre libérale" manchen Pfeil gegen den Ultramontanismus versendet hat, so wurde die Wuth der ultramontanen Presse heftig wider ihn aufgeregt. Sie überschüttete ihn mit Schmähungen. Sie schalt ihn einen gottlosen Religionsverächter, einen revolutionären Atheisten.

Wer auch nur einigermaßen mit den Schriften Laurents vertraut ist, der kennt die Thorheit dieser Verleumdung. Laurent ist allerdings Freidenker, („libre penseur"). Er beurtheilt auch das Christenthum in seinen religiösen Ideen und Principien wie in seinen Wirkungen als ein außerhalb der Kirche stehender Philosoph mit unbefangenem Sinne. Aber er ist nichts weniger als irreligiös und durchaus kein Atheist. Im Gegentheil, die materialistische Betrachtung vieler Neueren, welche nur für greifbare, sichtbare, wägbare Dinge Sinn hat, und vom Geist nichts weiß, ist seiner idealistischen Natur gänzlich fremd und zuwider. Er ist vorzugsweise ein Mann des Geistes und der Geisteswissenschaft. Aber er ist auch nicht so eitel, wie viele Philosophen, um sich einzubilden, der göttliche Geist, der die Natur durchdringt und bewegt, könne erst in dem Menschengeiste denken lernen. Er hat ein tiefes und durch die Betrachtung der Weltgeschichte befestigtes und geklärtes Vertrauen zu der göttlichen Weltleitung, die er mit der menschlichen Freiheit sehr wohl zu vereinigen weiß. Seine Religion ist nicht durch die Autorität der alten Religion gebunden; sie ist ein „neuer Glaube", freilich nicht im Sinne von David Strauß, aber wenn Religion das Band ist, welches den Menschengeist mit Gott verbindet, so ist er in hohem Grade ein religiös gesinnter Mensch. Der Gott, dessen Walten er in der Weltgeschichte wahrnimmt und an den er glaubt, ist selbstbewußter, ewiger Geist und dem Menschengeist unendlich überlegen.

Das Leben Laurents ist der Erforschung der Wahrheit gewidmet und seine Schriften zeugen für die Aufrichtigkeit, mit der er die Wahrheit ausspricht, wie er sie begreift. Da ist nichts zu finden von Verhüllungen, welche das große Publicum täuschen und die verbreiteten Vorurtheile schonen sollen und den wirklichen Gedanken verdecken. Nirgends begegnen einem dunkle Redensarten und gelehrt scheinende Wendungen, welche das Verständniß verwirren. Sein klarer und schöner Stil hält sich an den Kern der Gedanken und stellt dieselben in deutlichen Umrissen Jedermann faßlich dar. Man wird nicht immer mit seinen Ansichten übereinstimmen, aber man wird seine Meinung immer deutlich erkennen. Der Muth, mit dem er seine Ueberzeugung ausspricht und vertheidigt, und die Wahrhaftigkeit seines Geistes imponiren auch seinen Gegnern.

Es war keine leichte Sache für einen Professor an einer belgischen Staatsuniversität in einem Lande, in welchem die Bischöfe und der Papst als höchste Autorität in geistigen Fragen verehrt werden, unter einer Regierung, welche auf eine ultramontane Kammermajorität sich stützt und genöthigt ist, die Wünsche des Clerus zu beachten, mit solchem Freimuth über den Katholicismus, das Christenthum, die Reformation und die Philosophie sich auszusprechen. Die Kraft der belgischen Verfassung hat sich aber auch in diesem Falle bewährt. Unter ihrem Schutze konnte Laurent seine Freiheit wider alle versuchten Angriffe siegreich behaupten.

Obwohl ein Gelehrter, der vom frühesten Morgen — Laurent sitzt von vier Uhr an an seinem Schreibtisch — bis zum späten Abend unverdrossen in seinem Studirzimmer arbeitet, folgte er doch dem Rufe seiner Mitbürger, die ihn in den Stadtrath von Gent wählten. Da nahm er sich mit einem bisher unbekannten Eifer des Volksschulwesens an. Vierzehn Jahre lang hat er unermüdlich die Schulen besucht, die Lehrer ermuthigt, die Kinder erfreut. Die Vervollkommnung der städtischen Schulen ist zu großem Theile sein Verdienst.

Ihm vorzüglich ist die Einführung der Sparbücher in die Volksschule zu verdanken. Diese Einrichtung blieb nicht auf die Stadtschulen in Gent beschränkt, sie verbreitete sich von Gent aus zunächst über Belgien und dann über andere Länder und in ferne Welttheile. Der neue Gedanke wirkte so wohlthätig und die Form, in der Laurent ihn dem Volke klar machte, er-

Digitized by Google

schien so verdienstlich, daß eine belgische Jury ihm einstimmig dafür den Preis Guinard von 10,000 Frcs. zuerkannte.

Es genügt nicht, der Volksjugend gute Kenntnisse beizubringen und moralische Lehren zu geben, man muß, soll das helfen, das Volk aus der Lebensnoth und dem Elend emporheben. Eines der besten und wirksamsten Mittel ist, wenn man das Volk sparen lehrt. Das aber geschieht, wenn die Kinder in den Volksschulen angeleitet werden, ihre kleinen Ersparnisse anzusammeln. Daher erhält jedes Kind ein Sparbüchlein, in welchem alle seine Einlagen und was es geschenkt erhält, verzeichnet werden. Die Sparbücher der Kinder haben bereits sehr günstig auf die gesammte Volksjugend gewirkt, die so an Sparsamkeit, Ordnung und Sorgfalt gewöhnt wurde, und wenn sie schließlich die Schule verließ, eine schon in's Gewicht fallende kleine Summe als werthvolle Errungenschaft mit auf den Lebensweg bekam. Die Thorheiten des Communismus finden auf dem so wohlbestellten Boden der Ersparnisse keine Nahrung.

Die belgischen Liberalen hatten verlangt, daß der Staat auch Fortbildungsschulen für reifere Kinder einrichte. An dem Widerspruch des Clerus aber scheiterte das Begehren. Die meisten Liberalen waren nun entmuthigt. Nur Laurent nicht. Er lud die Arbeiter zur Selbsthülfe ein in Ermangelung der Staatshülfe. Es wurden Volksbildungsvereine in's Leben gerufen und für regelmäßigen Unterricht gesorgt, unter den zwei Bedingungen, daß die Halb- und Ganzerwachsenen, die daran Theil nehmen wollen, sich zu dem fleißigen Besuche der Stunden verpflichten und Jeder ein Sparbuch anlege.

Auch dies schwere Werk gelang dem vielbeschäftigten Manne, der ein warmes Herz für das Volk besaß, an dessen friedlicher und gesitteter Erhebung er auch als Greis mit dem Muth und der Kraft eines Jünglings arbeitete.

Die Belgier hatten gute Gründe, ihren großen Mitbürger öffentlich und bei Lebzeiten durch diese Feier zu ehren, und gerne und freudig nehmen auch wir deutsche Freunde des edeln Weisen an dieser Anerkennung Theil.

Bluntschli.

Literatur und Kunst.

Volker von Alzei.

Hat mich gelabt beim Mahle
Der Rüdesheimer mild,
Dann steigt aus dem Pokale
Ein fröhliches Heldenbild;
Dann klingt mir's süß und leise
Wie Geigenmelodei,
Als fiedelte eine Weise
Herr Volker von Alzei.

Des schnellen Siegfrieds Wunden
Kriemhilde nicht verwand,
Sie lockte die Burgunden
In König Etzels Land.
Die Donau zogen hinunter,
Gehüllt in blanke Wehr,
Von Worms die Könige Gunther,
Gernot und Giselher.

Es wies von Tronje Hagen
Den Weg dem Heergesind.
Er war es, der erschlagen
Der Siegelinde Kind.

Er ritt in sein Verderben,
Der Held von grimmem Muth;
Er wußte, es ging zum Sterben,
Denn Blut will wieder Blut.

Und ferner kam gezogen
Herr Volker, ein Degen werth,
Der führte den Fiedelbogen
So gut wie Schild und Schwert.
Er spielte seine Geige
Den Donaustrom entlang;
Die Vögel im Gezweige
Verstummten, wenn er sang.

Da tauchte aus der Welle
Ein weises Wasserweib:
„Zurück ihr Helden schnelle,
Es geht euch an den Leib!"
Doch weiter zogen schweigend
Die Könige und ihr Bann;
Voran dem Zug ritt geigend
Der kühne Fiedelmann.

Nach Stürmen und Gefahren
Empfing die Degen hehr
Der Markgraf von Bechlaren,
Der gute Rüdiger.
Es schritt an seiner Seite
Die schöne Gotelind
Und führte im Geleite
Ihr minnigliches Kind.

Da lehnte in tiefem Sinnen
Herr Volker an dem Ger.
„Dich", sprach er, „möcht' ich minnen,
Wenn ich ein König wär'."
Er fiedelte und lachte
Und sang manch' frohes Lied. —
Ich weiß nicht, was er dachte,
Als er von dannen schied.

In König Etzels Veste
Die Helden zogen ein;
Es grüßt die edlen Gäste
Kriemhild mit falschem Schein.
Die Heunen wie lechzende Hunde
Vertraten ihnen die Bahn,
Da rief mit lachendem Munde
Der kühne Volker sie an:

„Es heißen viele Recken
Und haben nicht gleichen Muth;
Laßt, Heunen, euer Necken,
Fürwahr ich rathe euch gut —
Sonst dem und jenem ich schlage
So schweren Geigenschlag,
Daß seine Mannen und Mage
Beweinen diesen Tag."

Der Abend war gekommen,
Die Müden hielten Rast,
Es hatte sie aufgenommen
Ein räumiger Palast.
Der Schildwacht aber pflagen
Vor ihrer Könige Saal
Herr Volker und Herr Hagen,
Gehüllt in lichten Stahl.

Digitized by Google

Da lehnte den Schild, den breiten,
Der Spielmann an die Wand
Und strich die Geigensaiten
Mit kunstgeübter Hand.
Erst klang's wie Rheinfalltosen
Und dann wie rauschende Fluth. —
Die stolzen Heimatlosen,
Die dankten dem Fiedler gut.

Es klang wie Minnen und Werben,
Es klang zum Himmel hinan,
Als sänge vor dem Sterben
Sein Lied ein wilder Schwan.
Und als der Ton verklungen,
War's still im Königssaal,
Es schliefen die Nibelungen
Zum allerletzten Mal.

Rudolf Baumbach.

Goethes lothringsche Reise.

Wann hat Goethe die Reise nach Lothringen gemacht? In Dichtung und Wahrheit (1812. 2, 491—516, im zehnten Buche) nennt er kein Jahr, keinen Monat, keinen Tag. Er erwähnt nur ganz beiläufig, daß er an einem Sonntage durch Pfalzburg geritten sei, und ebenso beiläufig gedenkt er einer leuchtenden Wolke Johanniswürmer, die er auf der Reise gesehen habe. Diese fällt also in die Mitte des Sommers. Seine unbestimmten Angaben werden durch das erhaltene Concept eines Briefes mit dem Datum „Saarbrück am 27. Juni" (ohne Jahr) enger begrenzt. Es gibt außer diesen Daten kein anderes gewisses, weder in Goethes Darstellung, noch in den bisher bekannt gewordenen Briefen jener oder einer späteren Zeit. Was die Biographen und Commentatoren sagen, beruht auf Vermuthung, die, wie zuversichtlich sie auch ausgesprochen sein mag, nur nach den Gründen, auf welche sie gestützt wird, von Werth sein kann oder abgewiesen werden muß. Mit auffallender Uebereinstimmung nehmen Biographen und Ausleger an, die Reise sei im Sommer 1771 gemacht, wobei denn, um den nicht wegzuleugnenden Brief aus Saarbrück vom 27. Juni und Goethes Erwähnung des Sonntages in Pfalzburg in Einklang zu bringen, kleine Willkürlichkeiten nicht gescheut werden. So lesen wir in „Goethes Leben von J. W. Schäfer. (Dritte Auflage 1877. 1, 129)" die Reise sei am 22. Juni (1771) begonnen und das Briefconcept am 25. Juni zu Saarbrück geschrieben. Eine Rechtfertigung für die Abänderung des Datums ist nicht gegeben. Auch G. v. Loeper tritt dieser Annahme zum Theil bei. Er sagt in seinen Anmerkungen zu Dichtung und Wahrheit: „Die Reise ward Samstag, den 22. Juni 1771 angetreten. Diese Zeitbestimmung ergibt sich aus dem Goethe'schen Briefconcepte „Saarbrück, am 27. Juni" in Verbindung mit dem Umstande, daß die Reisenden sich an einem Sonntage in Pfalzburg befanden, und mit der Johanniszeit." Dabei ist für das Datum des Antritts der Reise auf Düntzers „Frauenbilder aus Goethes Jugendzeit" (Stuttgart 1852, S. 40) verwiesen, wo denn auch die Quelle dieser Angaben zu finden ist. Bloße Vermuthungen der haltlosesten Art werden dort mit der unbefangensten Miene wie historische Thatsachen vorgetragen.

Düntzer sagt: „Am 22. Juni, einem Sonnabend, ritt Goethe mit Weyland auf der Straße nach Zabern, von wo sie am folgenden Morgen nach Pfalzburg gelangten, wo man schon früh um neun Uhr — es war ein Sonntag — im Wirthshause nach Herzenslust tanzte." Das Jahr 1771 ist in diesem Satze nicht genannt, aber bestimmt angenommen, da der Sonntag, von dem hier die Rede ist, nur im Jahre 1771 auf den 23. Juni fiel.

Von Pfalzburg, erzählt Goethe in Dichtung und Wahrheit, ritten die Reisenden die Zaberner Steige hinab und gelangten bald nach Buchsweiler. Das war von Zabern bis Buchsweiler eine Tour von drei bis vierthalb Meilen, die in einem halben Tage zurückgelegt wurde. Am Nachmittage wurde der Baschberg bestiegen, der eine weite Aussicht in's Rheinthal gewährte, und der Abend verging unter vertraulichen Gesprächen. Goethe sagt, er sei mit seinen Straßburger Freunden Weyland und Engelbach gereist. Beide waren aus Buchsweiler, jener ein Student der Medicin, ein Jahr jünger als Goethe, der Sohn eines Arztes, bei dem die Beiden übernachteten; dieser, Engelbach, ein Jurist, fünf Jahre älter als Goethe, dem er in Straßburg Repetitorien gegeben. Er scheint 1771 gar nicht mehr in Straßburg gewesen zu sein, wenigstens läßt sich ein solcher Aufenthalt nur durch gezwungene Combinationen herausbringen. Jedenfalls blieb er in seinem Heimatorte zurück, während Weyland Goethen noch weiter begleitete. Von Buchsweiler ritten Beide am nächsten Morgen (das würde nach Düntzer Montag, der 24. Juni, sein, ja er nennt ausdrücklich den Johannistag) weiter und zwar, ohne daß Goethe eines besonderen Aufenthaltes oder eines Nachtlagers gedenkt, über Lützelstein, Bockenheim, Neusaarwerden, Saaralbe und Saargemünd nach Saarbrücken, wo sie Abends ankamen, vom Präsidenten von Günderode empfangen, der sie drei Tage bewirthete. Sie würden also, wenn die Tour in Einem Tage gemacht wäre, eine Strecke von neun bis zehn Meilen zurückgelegt haben, was nicht gerade unmöglich, aber doch sehr unwahrscheinlich ist. Jedenfalls sind sie erst am 26. Juni in Saarbrücken angekommen, da das Briefconcept vom 27. Juni ausdrücklich sagt: „Gestern waren wir den ganzen Tag geritten, die Nacht kam herbei und wir kamen eben auf's lothringsche Gebirg (Düntzer macht daraus: Gebiet), da die Saar im lieblichen Thale unten vorbeifließt." Der Ausdruck ist verschwimmend unklar. Ich verstehe unter dem lothringschen Gebirge, das sie Abends erreichten, die letzten Höhen vor Saarbrücken, von Darlen bis zum Nußberge.

Steht es nach dem Datum des Briefes fest, daß die Ankunft in Saarbrücken nicht vor dem 26. Juni stattgefunden haben kann, so würde die Zurücklegung der Strecke von Buchsweiler ab drei Tage, Montag den 24. bis Mittwoch den 26. Juni, in Anspruch genommen haben, was bei der Entfernung von neun bis zehn Meilen nicht glaublich ist. Düntzer sucht deshalb das unbequeme Datum, 27. Juni, wegzuschaffen, um das Eintreffen in Saarbrücken näher an den Pfalzburger Sonntag zu schieben. Er leistet Folgendes: „Der Brief trägt das Datum vom 27., aber es ist aller Wahrscheinlichkeit nach statt 27. zu lesen 25., wie bei nachlässiger Schrift die Züge der Zahlen 5 und 7 beim Lesen leicht verwechselt werden können." Also erstens müßte Goethe nachlässig geschrieben, und zweitens der Herausgeber des Briefes, A. Schöll, ungenau gelesen haben. Anstatt an dem documentirten 27. Juni festzuhalten und eine Vereinbarung mit dem von Goethe genannten Sonntage zu versuchen, wie es die methodische Kritik erfordert, wird das Gleichzeitige und Urkundliche zu Gunsten eines von Goethe vierzig Jahre später angegebenen Datums, eines Sonntags, der ja gar nicht auf den 23. Juni zu fallen braucht, geopfert, lediglich um eine Einbildung aufrecht zu erhalten, die, wie gleich erwiesen werden soll, eine reine Unmöglichkeit aufstellt. Denn daß die Reise 1771 stattgefunden habe, ist eine Erfindung Düntzers.

Goethe berichtet über diese Reise freilich erst, nachdem er die Geschichte von Herders Augenoperation, die mit ihren Folgen in den Winter 1770—1771 fällt, ausführlich erzählt hat. Aber er sagt keineswegs, daß die Reise erst nach Herders Operation geschehen sei. Es ist ein bloßer Uebergang des Erzählers von einem Gegenstande zu einem andern, wenn Goethe von Herder auf Jung-Stilling zu sprechen kommt, um sich „von der freundschaftlichen Krankenstube zu entfernen und in die freie Luft zu begeben". Er führt uns mit seinen Genossen auf den hohen und breiten Altan des Straßburger Münsters; er schildert, wie dort sich alles Gespräch in die Betrachtung der Gegend verliert, wie liebe Plätzchen mit scharfen Augen oder Fernröhren gesucht werden. Auch ihm fehlt es schon nicht an einem solchen Plätzchen.

Digitized by Google

Bei solchen Gelegenheiten, sagt er, sei manche kleine Reise verabredet, ja oft aus dem Stegreif unternommen, von denen er nur Eine statt vieler umständlich erzählen wolle.

Gewiß, sein liebes Plätzchen, das er hier andeutet, ist Sesenheim. Dort war er zuerst im Herbste 1770, und wenn aus der Erwähnung vor der Reise der Schluß gezogen werden müßte, daß die Tour erst nach der Bekanntschaft mit Sesenheim gemacht sein könne, so bliebe für dieselbe nur das Jahr 1771 übrig. Aber die Hindeutung auf das „liebe Plätzchen" soll nur die angeblich unmittelbar an die Tour sich anschließende Fahrt nach Sesenheim vorbereiten. Denn er berichtet, die Rückreise von Saarbrücken sei über Neunkirchen, Zweibrücken, Bitsch, Niederbronn, Reichshofen und Niedermodern gegangen. Bei letzterem Orte habe er seinen Reisebegleiter zurückgelassen und sei über Hagenau auf Richtwegen nach dem geliebten Sesenheim geritten. Es ist Allen auffällig gewesen, daß er nun nicht den Aufenthalt in Sesenheim nach der Reise, sondern seinen ersten Besuch im Herbste 1770 schildere. Und doch thut er es wirklich, nur daß er einige Monate überspringt und seinen Besuch unmittelbar an die Reise schließt. Denn diese hat nicht 1771 stattfinden können und am wenigsten vom 22. Juni an; sie begann am 23. Juni 1770. Der Beweis gegen 1771 ist leicht und evident.

Zu den Bekannten Goethes in Straßburg gehörte Jung-Stilling, der 1770 dort angekommen war und von Goethe beschützt wurde, wie er das in seiner „Wanderschaft" (Berlin 1778), die Goethe durchgesehen und zum Druck befördert hat, anschaulich erzählt. In diesem Buche wird berichtet, Stilling habe durch einen Brief vom 9. Mai 1771 die Nachricht von der Krankheit seiner Braut am 14. Mai 1771 erhalten: „Er taumelte mit dem Brief zu Goethe hin. Sobald er in sein Zimmer hineintrat, rief er mit Seelenzagen: Ich bin verloren! Da lies den Brief! Goethe las, fuhr auf, sah ihn mit nassen Augen an und sagte: Du armer Stilling! Nun ging er mit ihm zurück nach seinem Zimmer. Es fand sich noch ein wahrer Freund, dem Stilling sein Unglück klagte. Dieser ging auch mit. Goethe und dieser Freund packten ihm das Nöthige in sein Felleisen. Ein anderer suchte Gelegenheit für ihn, wodurch er wegreisen könnte, und diese fand sich. Nachdem Goethe das Felleisen bereit hatte, so lief er und besorgte Proviant für seinen Freund, trug ihm den in's Schiff; Stilling ging reisefertig mit. Hier letzten sich Beide mit Thränen. Nun fuhr Stilling in Gottes Namen ab." Er kommt am zweiten Pfingsttage, 20. Mai, an, findet seine Braut auf der Besserung und verheirathet sich mit ihr am 17. Juni 1771. „Binnen sieben Tagen", fährt er fort (also frühestens am 24. Juni), „kam er ohne Gefahr oder sonst etwas Merkwürdiges erfahren zu haben, wieder gesund und wohlbehalten in Straßburg an. Sein erster Gang war zu Goethe. Der Edle sprang hoch in die Höhe als er ihn sahe, fiel ihm um den Hals und küßte ihn: Bist Du wieder da, guter Stilling! rief er, und was macht Dein Mädchen? Stilling antwortete: Sie ist mein Mädchen nicht mehr, sie ist nun meine Frau. Das hast Du gut gemacht, erwiederte jener, Du bist ein excellenter Junge! Diesen halben Tag verbrachten sie vollends in herzlichen Gesprächen und Erzählungen."

Wenn Goethe am 24. Juni 1771 dies Wiedersehen mit Jung-Stilling in Straßburg feierte, so konnte er nicht schon am 22. auf die Reise gegangen, nicht am 27. oder, wie Düntzer will, am 25. aus Saarbrücken schreiben. Und da demnach der Sommer 1771 nicht bestehen kann, bleibt nur der vorige übrig. Dahin passen auch das Briefconcept und Goethes Bericht. Er brach mit seinen beiden Freunden am Sonnabend, dem 23. Juni, von Straßburg nach Zabern auf, war am Sonntage in Pfalzburg und Buchsweiler, reiste dann am Montage und Dienstage nach Saarbrücken und konnte am Tage nach seiner Ankunft, am Mittwoch, 27. Juni 1770, den Brief schreiben, dessen Concept mit diesem Datum uns erhalten ist. Das erscheint Alles so einfach und deutlich, daß man kaum begreift, wie die Gelehrten, die Goethe zum speciellen Gegenstande ihrer Studien gemacht haben, das nicht auf den ersten Blick erkannten. An sich wäre es freilich ohne Bedeutung, ob Goethe ein Jahr früher oder später einen Ausflug nach Lothringen gemacht hätte; aber an die Feststellung des richtigen Datums der Reise knüpfen sich andere, wichtigere Ergebnisse.

Zunächst hat sich herausgestellt, daß die Schilderung des ersten Besuches in Sesenheim ganz richtig dem Reiseberichte nicht vorauf, sondern nachgestellt wird, wenn die Reise auch nicht unmittelbar in den Besuch überging. Das Auffallende und Wunderliche, daß wir nichts von dem scheinbar als wiederholt dargestellten Besuch erfahren, ist dadurch gehoben. Sodann tritt ein anderes Verhältniß, das Goethe betrifft und bisher nicht klar aufgefaßt werden konnte, dadurch, daß wir nun die lothringische Reise in Goethes ersten Straßburger Sommer verlegen können und müssen, in ein etwas helleres Licht. Jener Brief aus Saarbrücken vom 27. Juni spricht eine Neigung zu einer Frankfurterin aus, die freilich mehr in schalkhaft neckischer Form sich äußert, als tief nnd innig. Goethe schrieb den Brief an einem regnerischem Tage, der ihn auf das Haus beschränkte. „In meiner Einsamkeit", sagt er, „finde ich nichts reizenders als an Sie zu denken; an Sie, das heißt zugleich an alle die Sie lieben, die mich lieben .. Welch Glück ist es, ein leichtes, ein freies Herz zu haben! Muth treibt uns an Beschwerlichkeit, an Gefahren; aber große Freuden werden nur mit großer Mühe erworben. Und das ist vielleicht das meiste, was ich gegen die Liebe habe; man sagt, sie mache muthig; nimmermehr! Sobald unser Herz weich ist, ist es schwach. . . Muthig wird wohl der Liebhaber, der in Gefahr kommt, sein Mädchen zu verlieren, aber das ist nicht mehr Liebe, das ist Neid. Wenn ich Liebe sage, so versteh ich die wiegende Empfindung, in der unser Herz schwimmt, immer auf einem Fleck sich hin und her bewegt, wenn irgend ein Reiz es aus der gewöhnlichen Bahn der Gleichgültigkeit gerückt hat. Wir sind wie Kinder auf dem Schaukelpferde, immer in Bewegung, immer in Arbeit und nimmer vom Fleck. Das ist das wahrste Bild eines Liebhabers. Wie traurig wird die Liebe, wenn man so scheniert ist, und doch können Verliebte nicht leben, ohne sich zu schenieren." In scherzender Weise bittet er nun, seinem Fränzchen (das ist die Briefempfängerin selbst) zu sagen, daß er noch immer ihr sei; er habe sie viel lieb und habe sich oft geärgert, daß sie ihn so wenig schenierte; denn „man wolle gebunden sein, wenn man liebe". Er führt zum Schluß einen guten Freund, der er selbst ist, an, „dessen Mädchen oft die Gefälligkeit hatte, bei Tisch des Liebsten Füße zum Schemel der ihrigen zu machen. Es geschah einen Abend, daß er aufstehen wollte, eh' es ihr gelegen war; sie drückte ihren Fuß auf den seinigen, um ihn durch diese Schmeichelei festzuhalten; unglücklicherweise kam sie mit dem Absatz auf seine Zehen, er stand viel Schmerzen aus, und doch kannte er den Werth einer Gunstbezeugung zu sehr, um seinen Fuß zurückzuziehen."

Wäre dies im Sommer 1771 geschrieben, als der Verkehr mit Friederike Brion nicht allein lange bestanden hatte, sondern im Begriff war, geendet zu werden, so könnte der Ton des Briefes befremden. Da aber der Brief nur ein Vierteljahr später fällt, als Goethe Frankfurt verlassen hatte, so waren die Beziehungen zu den daheimgelassenen Freundinnen noch nicht durch die Neigung zu Friederike verwischt und der scherzhafte Ton hat nichts Auffallendes. Derselbe ändert sich nach Goethes erstem Besuch in Sesenheim. Er nimmt an Herzlichkeit zu, aber leitet zur Freundschaft hinüber.

Goethe schreibt am 14. October, ohne das Jahr anzugeben, das aber nur 1770 sein kann, da er nur einen October im Elsaß zubrachte, an dieselbe Adresse, um wieder einmal zu sagen, daß er noch lebe und wohl lebe, und so vergnügt, als ein Mittelzustand erlaube: „Sie haben mich nicht vergessen, das weiß ich; ich habe Sie nicht vergessen, das wissen Sie, ohngeachtet eines Stillschweigens, dessen Dauer ich nicht berechnen mag. Ich habe niemals so lebhaft erfahren, was das sei, vergnügt ohne daß das Herz einigen Antheil hat, als jetzo, als hier in Straßburg. Eine ausgebreitete Bekanntschaft unter angenehmen Leuten, eine aufgeweckte muntere Gesellschaft jagt mir einen Tag nach dem andern vorüber, läßt mir wenig Zeit zu denken und gar keine Ruhe zum Empfinden, und wenn man nichts empfindet, denkt

Digitized by Google

man gewiß nicht an seine Freunde. Genug mein jetziges Leben ist vollkommen wie eine Schlittenfahrt, prächtig und klingelnd, aber ebenso wenig für's Herz, als es für Augen und Ohren viel ist. — Sie sollten wohl nicht rathen, wie mir jetzo so unverhofft der Einfall kömmt, Ihnen zu schreiben, und weil die Ursache so gar artig ist, muß ich's Ihnen sagen. — Ich habe einige Tage auf dem Lande [in Sesenheim] bei gar angenehmen Leuten zugebracht. Die Gesellschaft der liebenswürdigen Töchter vom Hause, die schöne Gegend und der freundlichste Himmel weckten in meinem Herzen jede schlafende Empfindung, jede Erinnerung an alles was ich liebe, daß ich kaum angelangt bin, als ich schon hier sitze und an Sie schreibe." Erst am folgenden Tage schrieb er an die „liebe neue Freundin" in Sesenheim. Gegen die Frankfurterin fährt er fort: „Und daraus können Sie sehen, in wiefern man seiner Freunde vergessen kann, wenn's einem wohl geht. Es ist nur das schwärmende zu bedaurende Glück, das uns unsrer selbst vergessen macht, das auch das Andenken an Geliebte verdunkelt; aber wenn man sich ganz fühlt und still ist und die reinen Freuden der Liebe und Freundschaft genießt, dann ist durch eine besondere Sympathie jede unterbrochene Freundschaft, jede halbverschiedene Zärtlichkeit wieder auf einmal lebendig. Und Sie, meine liebe Freundin, die ich unter vielen vorzüglich so nennen kann, nehmen Sie diesen Brief als ein neues Zeugniß, daß ich Sie nie vergessen werde."

Wer war die Freundin, der Goethe in unschuldigem, arglosem Vertrauen die neue Bekanntschaft mit „liebenswürdigen Töchtern gar angenehmer Leute" mittheilt? Eine Frankfurterin jedenfalls, und zwar eine Frankfurterin, die den Namen Franziska, Fränzchen führte. Unter den Freundinnen seiner Schwester kommt nur eine dieses Namens vor, Franziska Crespel, von der wir durch einen späteren Brief Goethes an Riese wissen, daß Beide sich um ihre Gunst bewarben. Man wird deshalb schwerlich fehlgehen, wenn man sie als die bezeichnet, welcher die beiden Briefe aus Saarbrück und Straßburg bestimmt waren. Und hierauf gestützt darf man auch das Gedicht „Abschied" (Laß mein Aug' den Abschied sagen) auf sie beziehen, das beim Abgange von Frankfurt nach Straßburg entstand, im Frühjahr 1770. In die Zeit zwischen der Rückkehr von Leipzig, September 1768, und der Abreise nach Straßburg, April 1770, fallen noch einige andere Lieder, die Goethe aus Veranlassung des Verkehrs mit den Freundinnen seiner Schwester und den seinen dichtete. Wie im „Abschied" Fränzchen im Reime genannt, also ohne Störung des Gedichtes nicht durch einen anderen Namen verdrängt werden kann, ebenso werden andere Namen im Reime genannt. „Mit einem goldenen Halskettchen" ist einer Lisette gewidmet, ohne Zweifel der Lisette Runkel, Schwester des Stadtstallmeisters in Frankfurt. Das scherzhafte Gedicht „Mein Mädchen ward mir ungetreu" (Rettung) ist an Käthen, Katharine Gerock gerichtet. Die Therese in „Blindekuh" hat sich bisher ebenso wenig auf eine bestimmte Persönlichkeit deuten lassen, wie die Dorilis in „Stirbt der Fuchs, so gilt der Balg". Daß aber beide an bestimmte Mädchen gerichtet wurden, kann, nach der Art Goethes aus ganz bestimmten Anlässen zu dichten, keinem begründeten Zweifel unterliegen. Jenes Fränzchen, an die er auf der lothringer Reise schrieb, war damals achtzehnjährig, geb. 11. August 1752. Sie heirathete in der Folge einen Herrn Jacquet.

K. Goedeke.

Uhland als Dramatiker.

Von Karl Bartsch.

Daß Uhland außer den beiden bekannten Dramen „Herzog Ernst von Schwaben" und „Ludwig der Baier" noch manchen andern dramatischen Plan gehegt und auch theilweise ausgeführt hat, war aus den Ausgaben der Gedichte bekannt, in welche drei dramatische Fragmente: „Schildeis" und „das Ständchen", beide aus dem Jahre 1809, und „Konradin" aus dem Jahre 1819, sowie ein viertes Stück, eine in sich abgeschlossene Scene, „Normännischer Brauch" (1815) Aufnahme fanden. Es war ferner aus Briefstellen, namentlich in der von des Dichters Wittwe verfaßten Biographie, bekannt, daß Uhland noch mit anderweitigen dramatischen Stoffen beschäftigt war; aber einen vollständigen Einblick in diese Thätigkeit und diese Entwürfe gewinnt man erst jetzt, wo in Kellers Buche*) die verstreuten Notizen über alles von dem Dichter Beabsichtigte vereinigt, wo in sorgfältigster Behandlung alles Vorhandene gedruckt vorliegt.

Man mag über Uhlands Befähigung zum Drama denken wie man will, man mag an seinem Ernst und Ludwig dem Baiern das Spannende, den eigentlichen dramatischen Nerv vermissen — immerhin ist es von hohem Interesse, eine so bedeutend und tief angelegte Natur in ihrer Entwickelung auch nach dieser Seite zu beobachten und zu verfolgen.

Die dramatischen Entwürfe begleiten den Dichter von der Zeit seiner ersten poetischen Versuche an bis in eine Periode hinein, wo er mit geringen Ausnahmen dem dichterischen Schaffen bereits Lebewohl gesagt hatte. Sie umfassen einen Zeitraum von etwa 18 Jahren.

Nicht weniger als 28 dramatische Arbeiten haben ihn beschäftigt, von denen freilich zwei (Nr. 2 und 3 bei Keller) ebenso wie eine im Anhang mitgetheilte Dichtung richtiger auszuschließen waren, da es lyrische Dichtungen in dialogischer Form sind.

An diesen 26 Arbeiten und Plänen also lassen die verschiedenen Entwickelungsstufen im Geschmacke des Dichters sich genau verfolgen und nachweisen.

Das früheste ist wohl eine metrische Verdeutschung des Thyestes von dem Rhetor Seneca, wahrscheinlich noch in die Studienjahre fallend und von keiner anderen Bedeutung, als daß sie dem Dichter „zur Uebung in der tragischen Diction" diente. Nach dem Vorgange Schillers in seinen Euripidesübersetzungen ist der antike Trimeter durch den geläufigeren fünffüßigen Jambus wiedergegeben, die Chöre aber nicht wie bei Schiller gereimt und in freien Rhythmen, sondern in kürzeren jambischen ungereimten Zeilen.

Von selbstständig behandelten Stoffen ist nur noch einer dem Alterthum entlehnt, „Achilles Tod", aus dem Jahre 1805. Die Tragödie sollte, wie Uhland selbst schreibt, die Idee darstellen: „Wenn auch das Schicksal die Ausführung unserer Entschlüsse hindert, haben wir sie nur ganz und fest in uns gefaßt, so sind sie doch vollendet. Was in der Wirklichkeit Bruchstück bleibt, kann in der Idee ein großes Ganzes sein. Die Idee bleibt unberührt vom Schicksal."

Wenn er diesen Plan nicht ausführte, so lag der Hauptgrund in der erwachenden Vorliebe für das romantische Mittelalter, die um dieselbe Zeit auch der Uhland'schen Lyrik ihr bestimmtes und bleibendes Gepräge gibt.

Unter den in die Zeit bis 1810 fallenden Entwürfen verdient zunächst der vielbehandelte Stoff der „Francesca von Rimino" hervorgehoben zu werden. Ein ausführlicher Plan und einige ausgearbeitete Scenen liegen vor. Es begreift sich, daß die berühmte Episode in Dantes göttlicher Komödie Uhland mächtig ergriff; gleichwohl wurde der Gedanke einer dramatischen Bearbeitung erst durch seinen Freund Leo v. Seckendorf in ihm angeregt (etwa 1807). Uhland bemerkt, daß er den einfachen Stoff sehr erweitert habe, und das haben alle modernen Bearbeiter mehr oder weniger gethan. In diesen Erweiterungen liegt aber zugleich die Abschwächung gegenüber der markigen, gedrungenen Darstellung bei Dante, deren Wirkung von keinem Neueren erreicht worden ist. Uhland hat Dante selbst als handelnde Person, freilich mehr im Sinne des antiken Chors, als betrachtenden Beurtheiler der Begebenheiten hineingezogen. Zu fünf Acten reichen auch Uhlands Erweiterungen nicht aus. Sehr wenig gelungen ist der Entwurf des fünften, in welchem Lanciotto die, wie sie glaubt, in Paolos Arme sich stürzende Francesca durchbohrt. Paolo kommt hinzu, zieht das Schwert und

*) Uhland als Dramatiker, mit Benutzung seines handschriftlichen Nachlasses dargestellt von A. von Keller. Stuttgart 1877. 8.

Digitized by Google

wird im Kampfe von Lanciotto, der „wie von Furien gejagt" davoneilt, tödtlich verwundet. „Er naht sich der todten Francesca und sinkt vor ihr auf die Knie. Er nennt sich ihren treuen Ritter, der um ihretwillen den Tod erlitten. Er zieht den Handschuh hervor, den sie ihm am Morgen geschickt. Er bemerkt, wie seine Ohnmacht am Morgen das Vorspiel seines Todes gewesen. Er freut sich, von ihr bald mit einem himmlischen Kranze, als ihr redlicher Kämpfer, geschmückt zu werden. Er stirbt." Dies, so wie die sich anschließende letzte Scene, in welcher Guido, Francescas Vater, mit den Gästen in den Garten kommt, um die, wie er meint, ihren Schwärmereien Nachhängende gleichsam mit Musik zu umgarnen — ist durchaus schleppend und ohne dramatische Wirkung. Die ausgeführten Scenen, in welchen zwei verschiedene Entwürfe und Eingänge sich mischen, entbehren ebenfalls der dramatischen Spannung.

Ganz ausgeführt ist der echt romantische Stoff „König Eginhart" (1809), der auf einem alten Volksbuche beruht. Ein Stück daraus ist das in die Gedichte aufgenommene Fragment „Schildeis". Wahl und Behandlung des Stoffes sind hier glücklicher. Besonders wohl gelungen sind die Gestalten des alten Eckard, der seit seinem siebzigsten Jahre nicht weiter zählt, weil er immer denkt, er könne leicht ein Jahr zu viel gezählt haben, und der Page Strato (im ursprünglichen Entwurfe: Roland), der, seine Abkunft nicht kennend, sich zu hohen Dingen berufen glaubt. Des Dichters Humor entfaltet sich hier wie in seinen Gedichten in anmuthiger Weise. Die Vergleichung des Entwurfs mit dem gedruckten Fragmente bezeugt, mit wie feinem Takt der Dichter feilte und änderte.

Das „Nachspiel" zu König Eginhart gehört nicht eigentlich zu Uhlands Drama, sondern zu dem von J. Kerner, der in seinem chinesischen Schattenspiel denselben Stoff, aber in ganz anderer Weise, behandelt hatte; daher denn auch das Uhland'sche Nachspiel einen ganz anderen Ton, den des Grotesken, anschlägt.

Ein recht eigentliches Zusammenarbeiten der beiden Freunde tritt uns in dem Singspiel „Der Bär" entgegen, das im Jahre 1809 verfaßt wurde. Schon die gemeinsame Abfassung läßt erwarten, daß wir es mit einem Product des Humors und des Scherzes zu thun haben. Uhland schrieb den sangbaren Theil, die Arien, und Kerner den eigentlichen Dialog, der in Prosa ist. Der Einfluß der Tieck'schen Dramen ist hier nicht zu verkennen.

Echt romantisch ist der Stoff des ebenfalls um 1809 verfaßten „Tamlan und Jannet", von welchem eine Scene unter dem Titel „Das Ständchen" in die Gedichte aufgenommen worden ist. Eine altenglische Ballade liegt zu Grunde, in welche die Elfenwelt unmittelbar eingreift. Dies hätte dem Stücke einen hoch romantischen Charakter gegeben. Der Hinblick auf Shakespeares Sommernachtstraum lag hier nahe und ist auch Uhland nicht entgangen; er vermied aber damals absichtlich „dieses Stück zu lesen", um sich volle Freiheit zu bewahren und nicht unwillkürlich zum Nachahmer Shakespeares zu werden.

Der gleichfalls 1809 verfaßte „Benno, Trauerspiel in drei Acten", ist zunächst merkwürdig wegen der kurzen Zeit der Ausführung. Nachdem das Stück am 26. December entworfen worden, erfolgte die Ausführung des Ganzen an einem Tage, dem 27. December. Freilich sind die Acte kurz, im Ganzen nur 18 Druckzeilen, aber immerhin ein Beweis von raschem Produciren. Doch fehlt es dazu nicht an Analogien bei Uhland; auch der fünfte Act des Herzog Ernst ist in zwei Tagen vollendet worden. Benno ist übrigens ein recht in der Romantik der Ritterschauspiele befangenes Product, mit all' dem Unwahrscheinlichen und Unmotivirten, was die meisten dieser Dramen haben.

Mit 1810, in welchem Jahre Uhland eine wissenschaftliche Reise nach Frankreich unternahm, tritt eine längere Pause in den dramatischen Versuchen ein, die bis gegen 1814 anhält. In dieser Zwischenzeit bereitet sich der Uebergang zu einer anderen Richtung im Drama, der vaterländischen, vor. An der Grenze stehen ein paar Versuche, die mit Uhlands altfranzösischen Studien zusammenhängen, so das Fragment „Karl der Große in Jerusalem", wahrscheinlich 1814 ausgeführt, welches den Stoff im Stile eines mittelalterlichen Fastnachtsspiels zu behandeln beabsichtigte und demgemäß auch die Form der Fastnachtsspiele, den paarweis gereimten achtsilbigen Vers, trägt. Humor und derber Witz nach altdeutscher Manier sollte die Grundstimmung sein.

Eine ähnliche Behandlung und die gleiche Form zeigen „Die Weiber von Weinsberg" aus dem Jahre 1816. Der ausgeführte Theil dieses dramatischen Schwankes läßt bedauern, daß es Fragment geblieben ist.

Den Reigen der aus der vaterländischen Geschichte entnommenen ernsten Dramen eröffnet der 1816 und 1817 entstandene „Ernst von Schwaben", von welchem Keller den ursprünglichen Entwurf und Plan nach der Handschrift des Dichters mittheilt. Gleichzeitig beschäftigte ihn schon der vor und nach ihm viel behandelte „Konradin", der aber erst 1819 zur theilweisen, Fragment gebliebenen Ausführung gelangte. Außer dem in die Gedichte aufgenommenen Anfang finden sich nur noch einzelne Verse, ein Plan des Ganzen ist nicht erhalten. Daß den schwäbischen Dichter dieser Stoff reizte, ist wohl begreiflich. Was Uhland davon ausgeführt, steht dem Besten in Herzog Ernst und Ludwig dem Baier gleich. Es ist dieselbe vaterländische Gesinnung, die wohlthuend das Ganze durchdringt. Es ist aber ein Zeichen von Uhlands wachsender Einsicht in das Wesen des Dramas, daß er diesen Stoff, an welchem so viele dichterische Talente sich vergeblich abgemüht haben und wahrscheinlich noch abmühen werden, in richtiger Erkenntniß fallen ließ. Die Worte aus einem Briefe des Jahres 1854 verdienen hier wiederholt zu werden. „Weil ich selbst einmal, gleich vielen Anderen, mich an einem Konradin versucht habe, weiß ich aus Erfahrung, daß dieser geschichtliche Gegenstand für das Drama günstiger zu sein scheint, als er es wirklich ist."

Zu den gleichfalls viel und immer auf's Neue behandelten Stoffen, die auch Uhland beschäftigten, gehören „die Nibelungen". Der Entwurf zu einem Nibelungendrama, welches aus zwei Theilen „Siegfrieds Tod" und „Chriemhildens Rache" bestehen sollte (also wie bei Hebbel), fällt in's Jahr 1819. Er schließt sich durchaus an das Nibelungenlied an, dessen einzelne Aventiuren sogar mit den Ueberschriften bei den einzelnen Scenen angeführt sind. Der erste Theil umfaßt den Inhalt des Liedes von der Einladung Siegfrieds und Chriemhildens zu Gunther bis zu Siegfrieds Tod und Begräbniß und endet mit den keimenden Rachegedanken der Wittwe. Die nordische Fassung der Sage, in welcher namentlich Brunhildens Gestalt so wesentlich gewinnt, scheint Uhland damals noch unbekannt gewesen zu sein. Der zweite Theil beginnt mit der Einladung Etzels an die burgundischen Könige und endet mit Chriemhildens erfüllter Rache und ihrem Tode durch Hildebrand. Der Hauptfehler des Entwurfes liegt in dem zu treuen Anschluß an den Gang des Gedichtes im Einzelnen; dadurch ist einerseits ein zu häufiger Scenenwechsel herbeigeführt, anderseits der Charakter des Ganzen ein mehr epischer als dramatischer. Die Schwierigkeiten, welche die Dramatisirung dieses Stoffes mit sich führt, hätte auch Uhland nicht überwunden. Ausgeführt ist nur ein Stück der Anfangsscene des ersten Theiles.

Dem Jahre 1819 gehört ein ebenfalls wiederholt behandelter Stoff aus der deutschen Geschichte an, ein „Otto von Wittelsbach". Der allein ausgeführte Plan Uhlands enthält viel Gutes und ist reich an dramatischem Leben.

In noch höherem Grade darf dies dem der Ausführung nach jüngsten Plane nachgerühmt werden. Es ist die Geschichte des in spanischen Romanzen viel gefeierten Bernardo del Carpio, die Uhland in der Sammlung von Depping (1817) kennen gelernt hatte. Es ist nur ein scheinbares Ablenken von der in den Jahren vorher hervortretenden vaterländischen Richtung. Der Held der spanischen Romanzen war, wie Keller mit Recht bemerkt, zumal in jener Zeit des politischen Kampfes in Würtemberg um „das alte gute Recht" und in Deutschland um die Einlösung der Fürstenworte nach der Leipziger Schlacht unserem Dichter, der, wie die Treue gegen den rechtmäßigen Herrscher, so den „Männerstolz vor Königsthronen" hochhielt, ein Mann

Digitized by Google

nach seinem Herzen. Es ist nicht zu verkennen, daß auch in diesem Stücke deutsche Gesinnungen ausgedrückt sind, die in ihrem Freimuthe sich bis zum kecken Trotze steigern. Uhland hat zu zwei verschiedenen Malen Ansätze zur Ausarbeitung gemacht. Ein vollständiger Plan gehört dem October und November 1819 an. Etwas älter (Mai 1819) ist die in Jamben ausgeführte Anfangsscene, die sich durchaus mit dem Entwurfe deckt, und wahrscheinlich fallen in dieses Jahr auch die Fragmente auf S. 468 f., die gleichfalls genau mit dem erhaltenen Plane (S. 445 f.) übereinstimmen. In dem Plane sind die Gespräche zum Theil schon ausgeführt und zwar nicht nur ihrem Inhalt, sondern auch ihrer Form nach. Wenn auch in Prosa geschrieben, sind ganze Stellen in fünffüßigen Jamben. Eine Stelle sei mit der von mir gemachten Versabtheilung als Probe angeführt.

König.

Mich fasset Grausen, kaum verberg' ich es.

Basco (mit andern Verschworenen).

Ihr Heiligen alle, mit verbißnem Laut
Gelobt ich's: sinkt Bernardo in sein Blut,
So fährt der Dolch hier in des Königs Brust.

König.

Jetzt rennt der Stier auf ihn.

Elvira.

Hilf Mutter Gottes.

König.

Elvira! Haltet sie.

(Elvira sinkt den umstehenden Frauen in die Arme. Unten lauter Trommetenklang und Jubelruf.)

König.

Ha! Siegesruf.

Basco.

Da liegt das Ungethüm.
Bernardo, Heil! Heil dir, du kühner Held,
Du Einziger!

König.

Elvira, fasse dich!
Steh auf, mein Kind! Hörst du sie jauchzen?

Elvira.

Lebt
Bernardo?

König.

Ja, er lebt, er hat gesiegt.

Elvira.

O Wort des Lebens!

Drei Jahre nachher (Februar 1822) nahm Uhland den Stoff auf's Neue auf und behandelte die Anfangsscene in ganz anderem Stile, nämlich in theilweise gereimten Trochäen. Nicht blos an der Form, sondern im Stil und in der Diction ist der Einfluß des spanischen Dramas hier erkennbar. Das Stück wäre, in dieser Weise ausgeführt, kunstvoller geworden, aber wahrscheinlich weniger wirksam als in den uns geläufigen Jamben. Der spanische Kothurn verleitet zu einer Darstellungsweise, die uns niemals zusagen wird. Das wirklich bedeutende dramatische Interesse, das der Stoff und der Uhland'sche Plan darbietet, läßt es gleichwohl bedauern, daß der Dichter, sei es in der einen oder andern Form, den Plan nicht ausgeführt hat. Das Stück würde, nach diesem Plane vollendet, die ganze kernige Gesinnung des Dichters entfaltet haben.

Ueber Bühnendichtung in Deutschland und in Frankreich.

Die Zeit der frommen Wünsche ist wieder da, der mehr oder minder herzlich gemeinten Gratulationen, die gewohnheitsgemäß bei Beginn eines neuen Jahres ausgesprochen werden; aber auch die Zeit der Rückblicke, die Zeit der wehmüthigen Betrachtungen, zu denen der Jahresschluß herausfordert. Wie alljährlich finden wir in den Zeitungen die lange Reihe der berühmten Todten, und in den Theaterfeuilletons erinnert der Eine oder Andere in überflüssiger Grausamkeit auch noch an all die unglücklichen Lust- und Trauerspiele, die das Jahr begraben hat. Unsere deutschen Dramatiker, die den Schaden haben, brauchen für den Spott nicht zu sorgen.

Es ist allerdings eine Thatsache, daß auch im vergangenen Jahre, um nicht weiter zurückzugreifen, nicht ein einziges Theaterstück einen vollen, durchgreifenden und allgemeinen Erfolg errungen hat. Leider ist es auch in diesem Jahre das Ausland — der Erfolg von Victorien Sardous „Dora" ist wenigstens in Berlin von keinem deutschen Stücke auch nur annähernd erreicht worden —, welches auf der Bühne den Sieg davon getragen hat. Wenn wir in theatralischen Dingen vom Auslande reden, so ist darunter immer nur Frankreich zu verstehen. Mit Ausnahme der beiden skandinavischen Dichter Björnson und Ibsen, die sich eine ehrenvolle Stellung bei uns erwirkt haben, scheinen die lebenden Dichter der Fremde für unsere Bühne nicht vorhanden zu sein. Die Versuche, einige der neueren englischen Stücke von Dion Bucicault und H. J. Byron bei uns einzuführen, müssen als ziemlich mißlungene bezeichnet werden. Von den modernen Italienern sind bei uns kaum mehr als die Namen von Costa, Ferrari und wenigen andern bekannt, von den modernen Bühnenschriftstellern in Spanien nicht einmal die Namen. Dagegen haben die Werke von Dumas, Augier, Sardou, Feuillet, Meilhac und Halévy ꝛc. einen ständigen Platz auf dem Repertoire der ersten und besonders der zweiten deutschen Bühnen.

Diejenigen, die sich damit begnügen, wider die verwerfliche Tendenz der französischen Ehebruchsdramen und Demimondestücke zu eifern und den Theaterdirectoren anzuempfehlen, unsre keusche Bühne von den unsittlichen Eindringlingen zu säubern, führen einen Schlag in's Wasser. Was vermögen alle gutgemeinten Predigten und alle moralischen Entrüstungen gegenüber der Beweiskraft der unleugbaren Thatsache, daß diese Stücke unser Publicum mehr interessiren und lebhafter ansprechen als die meisten heimischen Bühnendichtungen!

Lohnender scheint mir die Untersuchung der Frage zu sein, woher es kommen mag, daß unser Publicum, das doch gewiß nicht unpatriotischer ist als ein anderes, und das naturgemäß den deutschen Geisteserzeugnissen eine stärkere Empfänglichkeit entgegenbringt als fremden, die französischen Theaterstücke beifälliger aufnimmt als die auf heimischem Boden entstandenen? Es ist möglich — da ich mich keinen Illusionen hingeben will, sage ich absichtlich nicht: wahrscheinlich —, es ist möglich, daß die Erörterung dieser Frage nicht ganz ohne Wirkung bleibt; und auf diese Möglichkeit hin sei hier der Versuch gemacht.

Am kürzesten ließe sich freilich die oben aufgeworfene Frage damit beantworten, daß man einfach sagt: die französischen Stücke sind besser als die deutschen. Aber diese schneidige und einfache Beantwortung, durch welche den deutschen Bühnendichtern die Fähigkeit schlankweg abgesprochen wird, möchte doch wohl nicht ganz gerecht sein.

Die Sache liegt vielmehr so, daß auch bei der vorausgesetzten Gleichheit der dichterischen Befähigung auf Seiten des deutschen und auf Seiten des französischen Autors der letztere den ersteren auf der Bühne jedesmal weit überflügeln wird, und überflügeln muß, weil die Bedingungen, unter welchen der Franzose für die Bühne arbeitet, ganz andere und ungleich günstigere sind als diejenigen, die dem Deutschen auferlegt werden.

Ich will hier ganz absehen von den unberechenbaren Vortheilen, welche schon die Concentration aller gesellschaftlichen und

Digitized by Google

geistigen Interessen in Paris dem französischen Dramatiker darbietet, wie man da gleichsam mit der Pariser Luft einathmet, was ganz Frankreich beschäftigt und bewegt, wie sich da mit den Stoffen auch der Beobachtung die prächtigsten Modelle von selbst darbieten, während der Geist der Decentralisation, der ganz Deutschland beherrscht, die deutschen Dramatiker über das ganze Land versprengt; dabei will ich von dem großen Dualismus der zwei Hauptstädte in Deutschland, — Berlin, Hauptstadt des deutschen Reichs, und Wien, das in geistiger Beziehung eine deutsche Hauptstadt geblieben ist, — gar nicht sprechen. Alle französischen Dramatiker ohne Ausnahme leben in Paris. Bei uns lebt Bauernfeld in Wien, Gutzkow hat bis vor kurzem in einem Flecken bei Heidelberg gelebt, Freytag lebt auf einem Dorfe bei Gotha, Paul Heyse in München, Brachvogel in Berlin, Geibel in Lübeck, Kruse hat das Trauerspiel, das ihm die Ehre des Schillerpreises eingebracht hat, in Köln, Lindner sein Preisdrama in einer thüringischen Kleinstadt gedichtet; Gustav von Moser lebt auf einem Gute bei Lauban; Otto Ludwig ist in Dresden, Roderich Benedix ist in Leipzig gestorben.

Es darf nicht gesagt werden, daß die erfolgreichen französischen Stücke *besser* sind als unsere guten deutschen, selbst wenn diese letzteren einen geringeren oder auch gar keinen Erfolg gehabt haben. Ja, es gibt unter den erfolglosen deutschen Dramen Werke, die nicht blos einen allgemein-dichterisch, sondern sogar einen speciell-dramatisch höheren Werth besitzen als manche der auch in Deutschland mit lebhaftem Beifall aufgeführten französischen Schauspiele.

Diese letzteren haben indessen sämmtlich vor den deutschen einen unzweifelhaften Vorzug voraus, und der ist gerade für die günstige Aufnahme der entscheidende: sie sind *theatralisch wirksamer*, theatralisch geschickter, theatralisch richtiger.

Woher kommt das?

Wesentlich, vielleicht sogar ausschließlich daher, daß die Franzosen ihre Arbeiten für das Theater auf dem Theater selbst fertigstellen, während der deutsche Autor sein Drama in der Abgeschlossenheit des Arbeitszimmers an seinem Pulte zu Ende bringen muß.

Die deutschen Bühnendichter stehen der Bühne, für die sie dichten, in den meisten Fällen fern, wenn sie nicht zufällig, wie Laube, Dingelstedt, Putlitz, Theaterdirectoren sind, oder wenn ihnen nicht, wie Hebbel und Wilbrandt, welche Schauspielerinnen geheirathet haben, der günstige Zufall zu Hülfe kommt und sie auf den ständigen Verkehr mit den tüchtigsten darstellenden Künstlern hinweist.

Gewöhnlich aber wissen sie und können sie von der Bühne nicht viel mehr wissen als irgend ein einsichtsvoller, gebildeter Theaterfreund. Und doch ist die Bühne das Organ, das ihre Werke dem Publicum erst übermittelt, das Werkzeug, das ihnen so geläufig sein sollte wie dem Virtuosen sein Instrument. Es kann nicht oft genug darauf hingewiesen werden, daß die beiden größten Bühnendichter des Auslandes, Shakespeare und Molière, Theaterdirectoren und Schauspieler gewesen sind.

Wir haben nun gesehen, daß unsere deutschen Dramatiker schon durch die freiwillige oder erzwungene Wahl ihres Wohnsitzes oft außer Stande sind, mit der Bühne in ständigem und ununterbrochenem Zusammenhange zu bleiben, daß einige in kleinen Städten leben, in denen ein mittelmäßiges Saisontheater den Bedarf an dramatischen Genüssen zu bestreiten hat, andere sogar auf dem Lande, wo selbst ein mittelmäßiges Theater fehlt. Ich könnte hier einige unserer berühmtesten Dramatiker nennen, aus deren eigenem Munde ich gehört habe, daß sie seit Jahren kein Theater mehr besuchen. Nun gilt aber gerade in Bezug auf die Bühne das Goethe'sche Wort, daß die Theorie grau ist, voll und ganz. Der Bühnendichter bedarf, um bühnengerecht zu schreiben, der beständigen praktischen Unterweisung, wie sie nur von der Bühne selbst herab ertheilt wird, und dazu gehört mehr als daß man Kenntniß von allen mehr oder weniger wichtigen neuen Bühnenstücken nimmt. Aber dabei hat es auch für diejenigen Bühnendichter sein Bewenden, für welche die günstigere Voraussetzung zutrifft, daß sie in einer großen Stadt leben, die sich eines guten oder doch erträglichen Theaters erfreut. Auch da bleibt der Bühnendichter im Allgemeinen ein Profaner, der von der Bühne nicht mehr zu sehen bekommt als das Publicum, und dem man nur ab und zu, wenn gerade ein Stück von ihm einstudirt wird, den Einblick in die intimeren Mysterien gestattet.

Der deutsche Bühnendichter schreibt also seine Stücke „wie er es sich denkt" und erst an dem entscheidenden Abend der ersten Aufführung vor dem Publicum erfährt er, ob er sich getäuscht oder ob er es getroffen hat. Für ihn ist jedes Stück mehr oder minder ein Lotteriespiel, bei dem er entweder einen Treffer oder eine Niete zieht. Wir werden sehen, daß in Frankreich die Chancen ganz andere sind. Auch da ist allerdings die Möglichkeit einer Täuschung von Seiten des Autors vorhanden; aber die Bürgschaften, daß er sich nicht täuscht, sind ungleich größere als bei uns.

Wenn der deutsche Dramatiker sein Manuscript vollendet und darüber als vorsichtiger Mann den Rath von einigen sachverständigen Freunden, auf deren Urtheil er etwas gibt, eingeholt hat, so sendet er sein Stück an eine Bühne, oder an mehrere Bühnen, und wartet nun auf die Entscheidung. Wir wollen einmal annehmen, daß es sich um einen Autor handelt, dessen Stücke sofort beachtet, sofort gelesen, sofort acceptirt werden, also um einen Autor, dem die denkbar günstigsten Bedingungen zu Statten kommen. Da das Manuscript nach einer Erfahrung, die sich in allen Fällen wiederholt, zu lang ist, so tritt der Director oder Regisseur an dasselbe sogleich mit dem Rothstift heran. Als „praktischer Bühnenmann" kann er dabei nur einen Gesichtspunkt im Auge haben: den, daß das Stück die für einen Theaterabend verfügbare Zeit nicht überschreitet. Es müssen also, sagen wir: 40 Seiten gestrichen werden. Der Director soll ein einsichtiger, wohlwollender, bühnenkundiger Mann sein und nach bestem Wissen und Gewissen streichen. Alles ihm entbehrlich Scheinende wird nun beseitigt, darunter auch Einzelheiten, die entbehrlich sein mögen, aber die dem Autor lieb sind und deren Beibehaltung er lebhaft gewünscht hätte. Aber der Autor lebt in X. und der Director streicht in Y. Der Director ist ein sehr beschäftigter Mann, und es ist ihm geradezu unmöglich, eine lange und zeitraubende Correspondenz, die auf alle Einzelheiten eingehen würde, mit dem Dichter zu unterhalten.

Wenn nun das Stück nach der vollständig ungenügenden und ganz einseitigen Vorbereitung durch den Director soweit gediehen ist, daß es zur Aufführung als geeignet erklärt wird, so werden die Rollen ausgeschrieben und bei der Leseprobe lernen die Schauspieler es kennen. Drei Wochen darauf ist die erste Probe auf der Bühne, in welcher die Aeußerlichkeiten festgestellt werden, die sogenannte Arrangirprobe. Hier wird die Wahl unter den Decorationen getroffen und hier werden die Stellungen, welche die Schauspieler einzunehmen haben, angeordnet. Nun stellt sich heraus, daß das Stück immer noch zu lang ist, und nun fangen auch die Schauspieler an, unbequeme Sätze, die sich schlecht sprechen lassen und auf die schließlich doch nicht allzu viel ankommt, auszumerzen. Und nun macht man bei der zweiten Probe die Wahrnehmung, daß das Stück immer noch zu lange spielt, und daß im dritten Acte eine Scene, die vierzehn Seiten füllte, schließlich ganz beseitigt werden kann, daß der knappe Inhalt erschöpfend in einem eingeschobenen Satze unterzubringen ist. Und so wird an dem Werke des Autors, ohne daß er es auch nur weiß, in schonungsloser Weise herumgearbeitet; und es muß so verfahren werden, weil das Stück thatsächlich so, wie es der Autor geschrieben hat, nicht zu gebrauchen wäre.

Zur dritten Probe kommt nun der Autor. Wir wollen wiederum voraussetzen, daß er ein einsichtiger und duldsamer Mann ist, der die Willkürlichkeiten zwar beklagt, aber schließlich doch acceptirt. Jetzt trennen uns nur noch drei Tage von der Aufführung. Nun, da der Autor zum ersten Mal das Stück leibhaftig vor sich sieht, bemerkt er einige offenbare Fehler. Von den gestrichenen Seiten müßten so und so viel wieder aufgenommen und so und so viel neue Striche müßten noch angebracht werden; da wäre eine Umstellung von einigen Scenen nothwendig, und da müßte eine ganze Scene hinzugeschrieben werden. Aber es geht nicht mehr, es ist keine Zeit da. Die

Digitized by Google

Schauspieler erklären, daß sie in der Kürze der Zeit nicht umlernen können, der Director erklärt, daß er das Stück, mit dem er sich schon so viel Mühe gegeben habe, nicht wieder absetzen könne; überdies wären auch die vorgeschlagenen Veränderungen durchaus nicht so vortheilhaft, wie der Dichter es annähme. Ueberhaupt wird der Dichter auf der Probe mehr oder minder als Fremdling und als unwillkommener Gast betrachtet. Die Schauspieler, die ihn wenig oder gar nicht kennen, haben vor seinem theatralischen Wissen, das ja in der That oft nicht sehr bedeutend ist, keinen Respect; der vielbeschäftigte Regisseur, der vor Allem das praktische Resultat, daß das Stück überhaupt herauskommt, erzielen will, macht ihm in möglichst schonender Weise klar, daß er, der Regisseur, die Sache wirklich besser verstehe und mit den Schauspielern besser zu verkehren wisse. Das Einzige, was der Dichter allenfalls durchsetzen kann, ist, daß noch einige Striche angebracht werden, obgleich auch das schon den Unwillen der Schauspieler erregt, und daß ein unerheblicher Zusatz in aller Eile noch gelernt wird; aber im Großen und Ganzen ist er machtlos und auch wirkungslos. Er wird sich seines unzulänglichen Einflusses wohl bewußt und fühlt sich befangen wie in einer Gesellschaft, in die er nicht hineingehört. Bei alledem ist durchaus nicht irgend welche Gehässigkeit von Seiten der Schauspieler oder der Regie vorauszusetzen; es ist wirklich der Zwang der Verhältnisse.

Auf diese Art gelangt bei uns ein Stück zur Aufführung, das nach französischer Auffassung noch lange, lange nicht fertig, sondern nur die vorgeschrittene Skizze eines Stückes ist. In dieser Verfassung wird es dem Publicum und der Kritik geboten; und wenn die Kritik nachweist, daß das Stück theatralisch ungeschickt sei, so sagt sie dem Autor nichts Anderes, als was er längst weiß; aber zur Ausarbeitung des Theatralisch-Richtigen fehlen ihm die Mittel, fehlt ihm die Zeit.

Ganz anders ist es in Frankreich. Da ist zunächst der Verkehr zwischen Bühnenschriftstellern und Schauspielern, die sich gegenseitig ihre Erfolge zu verdanken haben, ein viel regerer und ununterbrochnerer als in Deutschland; da hat der Bühnendichter schon beim Entwurf seines Stückes bestimmte Darsteller im Auge, welche die Hauptrollen spielen werden. Man kann jedes Jahr so und so oft im „Figaro" und in Pariser Theaterblättern die Notiz lesen, daß dieser oder jener berühmte Autor ein neues Stück für Herrn Soundso oder für Fräulein Soundso vorbereite, daß er diesen den Entwurf mitgetheilt habe, daß der berühmte Autor X. den Schauspielern des Gymnase oder Théatre Français den Plan eines neuen Stückes vorgelesen oder ihnen Kenntniß vom ersten Act gegeben habe und dergleichen. So empfängt der französische Dichter schon während der Arbeit Anregungen mannichfacher Art, die nützlich sein können.

Ist nun sein Stück in dem Zustande, in dem der deutsche Autor es als „fertig" bezeichnet, d. h. es ist so weit fertig, wie es am Pulte vollendet werden kann, so liest der Dichter entweder selbst oder ein Schauspieler in Gegenwart des Dichters dem Director und den zur Darstellung ausersehenen Künstlern das Werk vor. An diese Vorlesung knüpft sich natürlich eine Vorbesprechung, die ebenfalls sehr förderlich sein kann.

Nachdem nun die Schauspieler ihre Rollen bekommen haben, beginnt die eigentliche Arbeit auf der Bühne. Nun hat der Dichter gewöhnlich zwei volle Monate Zeit, fast täglich so und so viel Stunden auf der Bühne zu arbeiten. Während dem deutschen Autor im günstigsten Falle 6—7 Proben bewilligt werden, stehen dem französischen Dichter 30—60 Proben zur Verfügung. Nun kann das Stück auf der Bühne selbst und unter Zuratheziehung der erfahrenen Schauspieler umgemodelt werden; nun stellen sich bei diesem wirklichen Probiren Dinge heraus, die auf der Bühne ganz vortrefflich wirken, und von denen der Autor am Pulte gar keine Vorstellung hatte. Kleine gefällige Zufälligkeiten lösen auf einmal Schwierigkeiten, mit denen sich der Dichter in seinem Arbeitszimmer wochenlang abgeplagt hat. Es ist mir in Paris erzählt worden — ich kann allerdings die Authenticität der Geschichte nicht verbürgen — daß Victorien Sardou z. B. in seinem letzten Stücke, „Dora", ursprünglich eine ganz andere Lösung hatte, als die jetzt definitiv von ihm angenommene. Die Verrätherin soll ursprünglich durch eine ganz complicirte und dabei nicht sehr wirksame Combination entlarvt worden sein; auf der Probe soll die Darstellerin ein sehr starkes Parfüm gehabt, und das soll Sardou auf den Gedanken gebracht haben, daß die Entlarvung durch das Parfüm herbeigeführt werden könnte, und so wäre es denn auch geschehen. Ob die Geschichte wahr ist oder nicht, sie ist sehr wohl denkbar. Man weiß, daß Meyerbeer die merkwürdig charakteristische musikalische Illustration im ersten Acte von „Robert der Teufel" zu den Worten „Wir halten ihn", einem Schreibfehler des Copisten zu verdanken hat. Robert setzt Alles auf's Spiel und der Chor setzt jedesmal ein „Nous *les* tenons", die Pferde, die Rüstungen ꝛc. Das letzte Mal verschrieb sich der Copist und schrieb „Nous *le* tenons" und Meyerbeer faßte das so auf, als ob Scribe da einen schönen Doppelsinn habe unterlegen und gleichsam habe andeuten wollen, daß Bertrams diabolische Spielgenossen „ihn" schon halten.

Das sind Kleinigkeiten, und ich lege darauf auch nicht größeren Werth, als sie es verdienen, aber die Hauptsache ist und bleibt, daß der französische Dichter Zeit und Gelegenheit hat, das Stück theatralisch auf der Bühne richtig zu stellen, und daß er bei dieser Arbeit auf die wirksame Unterstützung der Schauspieler rechnen darf, während dem deutschen Dichter sowohl dieser Beistand, wie die Zeit und die Mittel zur bühnengemäßen Fertigstellung seines Stückes fehlen.

Die deutschen Bühnendichter dürfen sich nicht mit der Hoffnung schmeicheln, daß ihnen diese Mittel jemals gewährt werden können, denn die Verhältnisse unseres Theaters sind nicht danach angethan. In Paris, wo ein Stück, wenn es Erfolg hat, ein Vierteljahr, ja, ein halbes Jahr hintereinander gegeben wird, ist während dieser Zeit die Bühne für das neue Stück am Tage verfügbar. Bei uns müssen jährlich so und so viel Novitäten heraus und so und so viel klassische Stücke neu einstudirt werden. Dadurch sind die Kräfte der Regie und der Schauspieler voll und ganz in Anspruch genommen, und es können eben nicht mehr Proben einem neuen Stücke bewilligt werden als fünf, sechs, im günstigsten Falle sieben. Vielleicht, und das ist der hoffnungsvolle Wunsch, mit dem ich schließen will, ließe sich für die Stücke, von denen sich die Direction ein günstiges Resultat verspricht, die Zahl der Proben noch etwas vermehren; und das dürfte wohl keinem Zweifel unterliegen, daß durch eine thunliche Vermehrung der Proben und durch ein beständiges Heranziehen der Dichter an die Arbeiten der Regie, ich will nicht sagen: dramatisch bessere Stücke geschrieben, aber sicherlich theatralisch richtigere zur Darstellung gelangen würden, als dies jetzt der Fall ist.

Paul Lindau.

Ueber die Aufnahme von Fremdwörtern.

Von Rudolf Kleinpaul.

Nachdem wir eine Feder nach der andern haben springen lassen; nachdem wir die Wörter erfunden, weiterentwickelt, verstärkt, zusammengesetzt; nachdem wir aus ihrem Gebrauche tausend neue Bedeutungen herausgelockt, ihre Sphäre bald verengert, bald erweitert: so scheint es fast, als wären wir nun reich genug; so reich, daß wir mit unserem Ueberflusse schon mehr spielen als wirthschaften. Aber wie Staaten, die groß geworden sind, flugs mit fremdem Gebiet liebäugeln, so sucht sich die Sprache Wörter, Phrasen, Vergleiche vom Auslande anzueignen und fügt sie begierig zu der Summe ihres selbsterworbenen Vermögens, ja bisweilen gefällt sie sich um so besser, je mehr fremde Federn sie aufzuweisen hat. Sehen wir einmal zu, wie sie dabei verfährt.

Die Völker gleichen einzelnen Organismen und scheinen in vielen Rücksichten nicht viel mehr als ausgezeichnet große und langlebige Individuen zu sein. Nicht so, daß sie sämmtliche Typen

Digitized by Google

oder Ideale begriffsmäßig zusammenfassen — ein solcher Typus gibt nur eine allgemeine Person, kein Volk —, sondern indem sie alle diese Glieder selbst und, wie der Körper nur ein Staat von Zellen, Thiere mit vielen Köpfen sind. Diese nationalen Hydren bestehen aus Menschen, wie die Menschen selbst aus Organen, sie haben ihre Arme, ihre Zungen, ihre Häupter, sie werden geboren, wachsen groß, vermehren sich; sie essen und trinken, arbeiten und ruhen wie der Mensch, ja sie sterben endlich wie der Mensch, wenn ihre Lebenskraft versiegt, und an ihre Stelle treten Nachkommen und Erben.

Es liegt unleugbar ein großer Reiz in einem derartigen Vergleich, dem wieder der andere, des Organismus, und der platonische, der Seele mit einem Staat zur Seite geht; auch wollen wir hier nicht untersuchen, inwieweit dies eben als ein bloßer Vergleich zu betrachten ist. Es sei mir nur gestattet, auf einen Unterschied aufmerksam zu machen, der bei der oberflächlichsten Betrachtung in die Augen springt, nämlich den, daß die Völker nicht geschlossene und isolirte Körper wie die unsrigen darstellen, sondern sich untereinander vermischen, indem über die Grenze zweier Länder wie durch eine thierische Membran eine beständige Diffusion stattfindet, ein Proceß, der zwischen zwei Organismen durchaus undenkbar ist; denn es versteht sich von selbst, daß die Aufnahme der Nahrungsmittel hiermit nicht die geringste Aehnlichkeit besitzt. I monti, sagt der Italiener, stanno fermo, ma le persone camminano. Man treibt Handel, man gründet Colonien, man besucht den Gastfreund; der Eine kommt in Staats-, der Andere in Privatgeschäften, der Eine um etwas zu lernen, der Andere zum Vergnügen; der Dritte aus gar keinem Grunde:

ἤ τι κατὰ πρῆξιν ἢ μαψιδίως ἀλόωνται (Od. 13, 72);

diese Bewegung aufzuhalten, ist kein Meer weit, keine Mauer hoch, kein Gebirge unwegsam genug.

So war es dereinst, als die Nationen des Alterthums die feuchten Pfade des Mittelmeeres durchmaßen; die Phönizier ihre Waaren in der Welt vertrieben, die griechischen Columbus' die westlichen Küsten Italiens entdeckten, die Römer dem Universum Gesetze dictirten. So ist es jetzt; ja die bequemen Straßen und die verbesserten Communicationsmittel haben, möchte man sagen, die Entfernungen und die unvermeidlichen Schranken zwischen Volk und Volk auf ein Kleinstes zurückgeführt und Berlin Rom näher gebracht, als es vormals Rom und Mailand waren. Es scheint, als sei die Welt gleichsam verengert und wie ein Gummiball zusammengedrückt worden; die Länder Europas haben das Aussehen von Provinzen, die Provinzen das von Gemeinden, die Gemeinden das von einer Stadt bekommen; und dem entsprechend der in diesen obwaltende Verkehr.

Es wird sonach in jedem Lande verschiedene Fremde, oder was für unsere Betrachtung auf dasselbe hinausläuft, verschiedene Landsleute geben, die aus der Fremde zurückgekehrt sind; Beide werden gleich den amerikanischen Pioniers die erste Kenntniß des Auslandes vermitteln und die ersten fremden Namen in die Sprache bringen. Und was für Namen? Eben ihre eignen Namen und die Namen der Länder, der Städte, der Plätze woher sie kommen.

τίς πόθεν εἰς ἀνδρῶν; πόθι τοι πόλις ἠδὲ τοκῆες;

Wenn der Gefragte nun antwortet, er sei ein Deutscher (althochdeutsch diutise), so werden ihn die Italiener einen Theotiscus, das ist Tedesco, nennen; wenn auf seiner Visitenkarte steht Eulenspiegel, so werden die Franzosen rufen Monsieur Ulespiègle oder Espiègle, geradeso wie die Chinesen, die kein r in der Sprache haben, unsern Erdtheil Eulopa und Christus Kilissetu; oder die Araber, die kein p besitzen und kein Wort mit zwei Consonanten anfangen, den göttlichen Platon Iflatûn und Hippokrates Boqra't benennen. Unsere Mohren sind Mauren, unsere Juden Judäer, der Name Yankees ist dadurch entstanden, daß die Indianer English in Jengli u. s. w. verwandelten. Diese Namen gehören doch dem Volke thatsächlich nicht an, da es kaum von der Existenz Europas oder Mauretaniens weiß, um daher davon zu reden ist es billig, den Eigenthümer zu vernehmen; alle Eigennamen sind natürliche Fremdwörter.

Allerdings kommen nicht selten Namen in Umlauf, die von den Einwohnern selber niemals angewandt worden sind. Die Griechen sind Hellenen in Griechenland, Javan (Jonier) oder Rûmi im Orient, und nur die Römer dehnten den Namen der Umwohner von Dodona, *Γραικοί*, auf das ganze Volk aus, geradeso wie sie die Karthager wegen ihrer Abstammung von den Phöniziern Poeni nannten. Kein Türke nennt sich selber Türke, kein Zigeuner selbst Zigeuner, kein Hottentott einen Hottentotten; vielmehr ist der einheimische Name der Türken Osmanen (Osmanli), der der Zigeuner 'Menschen', 'Leute', 'schwarzes Volk'; der der Hottentotten Anaqua. Man heißt uns im Orient 'Franken', wir heißen die Völkerhorden Mittelasiens 'Tataren'. Die Franzosen nennen uns Allemands, die Italiener Ostrogoti, die Magyaren die zwischen ihnen wohnenden Deutschen Sachsen (Szaszok oder mit einem slavischen Worte Nemet). Die Türken kennen weder ein Byzanz noch ein Constantinopel, sondern ein Stambul, soviel als *εἰσ-τὴν-πόλιν*; der einheimische Name Aegyptens ist Kemi, das schwarze Land; *Αἴγυπτος*, eigentlich der Nil, heißt es bei den Griechen, Masr bei den semitischen Nachbarvölkern, Masr-el-Qâhira, Masr die Siegreiche ist bekanntlich der Name seiner Hauptstadt. Wenn dagegen die Türken und Araber Alexandria Iskenderîye nennen, so ist das der gleiche Name, denn Alexander, dessen Grab in Alexandrien noch gezeigt wird, heißt im Orient Iskender.

Das arabische Kafir bedeutet einen Ungläubigen. Dieser Name wurde von den Muhamedanern zwei heidnischen Völkern beigelegt, den Kafirs (Sijaposch) in Mittelasien und den sogenannten Kaffern in Südafrika; von den Muselmännern haben diese Namen auch die Christen angenommen. Diese selbst aber werden wieder von den Türken so genannt; denn Giaur ist die türkische Form des persischen Wortes Geber, und dies aus dem obengenannten arabischen Wort entstanden.

Die Grundbedeutung des spanischen Mulato ist junges Maulthier. In der neuen Welt übertrug man den Namen des Bastards von Esel und Pferd auf das aus zwei Menschenracen hervorgangene Kind: man nannte es Maulthierchen, und diese Benennung war um so passender, als sie zugleich die Verachtung ausdrückte, die man vor dem Mischling empfand. Mulatten ist also ebenfalls ein Name, der nicht von der betreffenden Menschenklasse selbst, sondern von einer andern erfunden worden ist. Indessen ersieht man aus den angeführten Beispielen leicht, daß eben auch die Träger dieser Namen nicht mehr eigentliche Fremde sind, sondern wie die Zigeuner, die Hottentotten, die Mulatten dem Volke, das sie ihnen gibt, in irgend einer Weise angehören, ungefähr wie ein Diener beim Eintritt in ein Haus den Namen annimmt, der seinem neuen Herrn beliebt.

Ganz ähnlich wird es nun den Thieren und den Pflanzen ergehen, zu deren Kenntniß ein Volk vermittels der Reisenden gelangt, sei es, daß sie zum Verkauf angeboten, oder als Seltenheiten mitgebracht, oder endlich nur beschrieben werden: sie werden zunächst mit dem ausländischen Namen bezeichnet werden, z. B. der Kamelparder mit dem arabischen Namen zarrâfah (Giraffe), oder das Schafkamel mit seinem peruanischen Namen llama; gelingt es aber, sie zu acclimatisiren und im Vaterlande einheimisch zu machen oder werden sie wenigstens zu geläufigen Gegenständen des Gesprächs, so treten nicht selten einheimische Namen an ihre Stelle, die meist, wie eben geschehen, durch nähere Bestimmung eines alten Begriffs gebildet werden. Zum Beispiel gibt es in Südamerika ein Wasserschwein, das Capybara heißt. Wollen wir davon reden, so sagen wir Capybara; ein anderes Nagethier dagegen, das ebenfalls aus Südamerika stammt, aber über das Meer zu uns gekommen ist, nennen wir Meerschweinchen, italienisch porcellino d'India. Die Raupe des Maulbeerspinners ist ursprünglich nur in China einheimisch, und unter Justinian sollen zwei Mönche die ersten Eier in hohlen Stöcken nach Constantinopel gebracht haben, worauf sich die Seidenzucht von Griechenland aus nach Spanien, Italien und weiter nordwärts verbreitete. Gleichwohl haben wir dafür keinen chinesischen Namen,

Digitized by Google

sondern den der Seidenraupe, der wohl die Uebersetzung des italienischen baco da seta (französisch ver à soie) ist. Das Kamel, daß bei Pisa, das Alpaca, das bei Liverpool und bei Haag gezüchtet wird, hat man trotzdem sprachlich nicht einführen mögen; der Truthahn von Florida dagegen, eins der vier europäischen Hausthiere, die aus andern Welttheilen stammen, das lappländische Rennthier, das aus dem schwedischen ren entstanden ist, das indische Nashorn, das ägyptische Nilpferd klingen so deutsch wie etwa Kikelhahn und Rennpferd; die letzten beiden stammen vielleicht aus Bilderbüchern. Dagegen gibt es nicht einmal für unsere gewöhnliche Hauskatze, das ebenfalls ägyptische Thier, ein deutsches Wort; freilich ist sie auch erst gegen Ende der Kreuzzüge in Europa allgemeiner und mit der Ausdehnung des Getreidebaues zur Vertilgung der Mäuse verbreitet worden. Katze kommt von dem spätlateinischen Worte catus und bedeutet eigentlich das 'Thierchen'; das alte felis ist, gleich dem griechischen γαλέη, gar keine Haus-, sondern eine Wildkatze gewesen.

Ebenso kannten die Alten noch keine Dachse, keine Hamster, keine Kaninchen, keine Pfauen. Die ersten beiden sind erst mit der Völkerwanderung zu den Culturvölkern des Westens gekommen und noch heutzutage in Italien und Frankreich (le hamster) so gut wie nicht vorhanden; das Vaterland der Kaninchen ist Spanien und das lateinische Wort cuniculus iberisch, während sich in Frankreich dafür der Ausdruck lapin, eigentlich clapin von se clapir, sich verkriechen, entwickelt hat; der Pfau endlich ist aus Ostindien über Persien und Arabien nach dem Abendlande gekommen. Sein Name geht zunächst auf lat. pāvo oder pāvus, dies auf griech. ταών oder ταώς (ταFώς), dies auf arab. tāwūs und dieses wiederum auf das gleichbedeutende pers. tāūs zurück. Das hebr. tukkijim scheint mit malabar. togei und sanskr. çikhi zusammenzuhängen. Es heißt bekanntlich, der König Salomo habe auf Schiffen, die in den edomitischen Häfen ausgerüstet wurden und drei Jahre auf der Reise waren, aus Ophir unter anderen kostbaren Gegenständen auch dieses glänzende Thier bezogen. Mit Ophir ist wahrscheinlich Indien gemeint und die meisten der betreffenden Waaren sind sanskritische Fremdwörter.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Geschichte des Virtuosenthums.

Bekanntlich hat Eduard Devrient in seiner „Geschichte der deutschen Schauspielkunst" das Virtuosenthum, das sich zu Beginn der vierziger Jahre am Dresdener Hoftheater unter dem Vortritte seines Bruders Emil herausbildete, für seinen Rücktritt von der Oberregie dieses Theaters verantwortlich gemacht; wogegen sein Nachfolger Karl Gutzkow dasselbe in Abrede stellte, und Eduards Streben, das Ensemble durch die ausschließliche Begünstigung des mittleren Talentes zu fördern, lächerlich machte. Die Wahrheit liegt in der Mitte, aber mehr auf Devrients Seite. Das Virtuosenthum spielte schon damals am Dresdener Hoftheater eine so wichtige Rolle, daß Gutzkow sich davon kaum minder als jener beengt fühlte. Was er den Matadoren derselben zur Last legt ist im Grunde nur das, was Devrient das Virtuosenthum nennt. Nur darin weichen sie in ihren Urtheilen von einander ab, daß letzterer, eben weil das große Talent, weil die Genialität am meisten Gefahr läuft, in die Bahn des Virtuosenthums zu gerathen, sie mit diesem schlechthin verwechselt und perhorrescirt, wogegen Gutzkow mit Recht über eine derartige Ausschließung der Genialität von der Schauspielkunst spottet, ihre Ausschreitungen aber mehr als billig übersieht, ja selbst für Vorzüge oder doch für berechtigte Aeußerungen derselben hält.

Die Studien, die ich zum Zwecke einer Geschichte des Dresdener Hoftheaters im Archive des letzteren angestellt, haben mir einen umfassenden Einblick in die Entwicklung dieser Verhältnisse, die ich dort nur in den allgemeinsten Zügen zur Darstellung bringen konnte, verstattet. Die ausführliche, actenmäßige Mittheilung der hierher gehörigen Thatsachen erscheint mir aber von einem so großen, nicht nur dramaturgischen, sondern selbst psychologischen Interesse, daß ich dieselbe für eine Art von literarischer Pflicht erachte. Sie dürfte wohl auch den Lesern dieses Blattes willkommen sein. Denn kaum noch an einem zweiten Theater möchten diese Verhältnisse so wie hier die Gestalt eines fast dramatisch zu nennenden Kampfes angenommen haben, fast an keinem andern so bedeutende Persönlichkeiten in denselben verflochten sein.

Bis zum Jahre 1813 war am Königl. Sächs. Hofe zu Dresden die Pflege des Schauspiels, neben der italienischen Oper, nur einer subventionirten Gesellschaft in Entreprise gegeben. Im Jahre 1814 wurden aber beide mit der Königl. Kapelle zu einer gemeinsamen Staatsanstalt vereinigt, die 1816 für Königl. Rechnung übernommen und weiter fortgeführt wurde. Zu dieser Zeit wurde auch noch zur Bildung einer deutschen Oper geschritten. Diese Anstalt zerfiel in drei Abtheilungen: in die Königl. Kapelle, die eine gesonderte Verwaltung hatte, und der Generaldirection gewissermaßen für die Zwecke des Theaters nur zur Verfügung gestellt war, in die italienische Oper und in das deutsche Theater, welches nun sowohl deutsches Schauspiel wie deutsche Oper umfaßte. Die Mitglieder des letzteren wurden zum Theil für beide Zweige desselben, in einzelnen Fällen aber auch für die italienische Oper verwendet, und obschon sie meist für bestimmte Rollenfächer angestellt waren, so mußten sie sich doch contractlich verpflichten, überhaupt jede Rolle zu spielen, welche die Generaldirection ihnen zu übertragen für gut befinden würde. Ein Recht, von dem man zwar nur mäßigen Gebrauch machte, über dessen Aufrechterhaltung man aber damals mit Eifersucht wachte. Es läßt sich schon allein hieraus auf die Strenge der Disciplin schließen, welche damals den Uebergriffen Einzelner wehrte und die Ausbildung von Zuständen, wie sie das Virtuosenthum kennzeichnen, im Keime erstickte. In der That bildet die Strenge der Regie den weitaus größten Theil der Klagen und Zerwürfnisse, welche man in den jener Zeit angehörenden Acten des Dresdener Hoftheaters begegnet.

Weniger glücklich lagen diese Verhältnisse auf Seiten der italienischen Oper. Hier nahmen die persönlichen Prätensionen einen um so gereizteren Charakter an, als die Mitglieder derselben sich durch die Entwicklung der deutschen Oper gefährdet und in dem diese fördernden Generaldirector gewissermaßen ihren Gegner sahen, über welchen hinweg sie sich mit ihren Klagen ganz unmittelbar an die Gnade und den Schutz des damals allmächtigen Ministers Einsiedel wandten. Es waren diese Verhältnisse, welche im Jahre 1819 zu einer Beschränkung der Machtsphäre der Königl. Generaldirection und in dessen Folge zum Rücktritte des damaligen Generaldirectors, des Grafen Vitzthum von Eckstädt, führten. Veranlassung gaben besonders zwei Bestimmungen der darauf bezüglichen Verordnung. Die eine verfügte, daß den bei dem Theater angestellten Sängern und Schauspielern die Rollen, in deren Besitz sie sich einmal befanden, wider ihren Willen ohne vorherige Anfrage bei Sr. Majestät nicht genommen werden durften. Die andere: daß Se. Majestät Bedenken trage, dem Generaldirector zu überlassen, die Verhandlungen über neue Engagements und Contractverlängerungen oder Entlassungen ohne vorherige Vortragserstattung zum Abschluß zu bringen.

Ohne Zweifel war mit diesen Verordnungen der humane Zweck verbunden, die Mitglieder des Theaters vor unberechtigten Uebergriffen der Generaldirection zu schützen, andererseits mußte jedoch die Autorität der letzteren dadurch in hohem Grade gefährdet werden. In dem gegebenen Momente sprach sich darin aber auch noch ein entschiedenes Mißtrauen gegen den derzeitigen Generaldirector aus, das dieser nicht verdient zu haben glaubte. Er bat daher um Rücknahme jener ersten Bestimmung oder um seine Entlassung, und erhielt die letztere.

Wenn sich die nachtheiligen Wirkungen dieser Verordnung nicht sofort bemerklich machten, so lag dies theils in dem Umstande, daß sie dem Theaterpersonal noch verborgen blieb, daß sich die Generaldirection nicht in allen Fällen ganz an sie band und daß die Mitglieder an eine straffe Verwaltung einmal gewöhnt waren.

Digitized by Google

Im Jahre 1821 war Carl Devrient in den Verband des Dresdener Hoftheaters getreten. Wie seine beiden berühmten Brüder war auch er gegen den Wunsch des Vaters einem leidenschaftlichen, durch den Ruhm des Oheims genährten Zuge zur Bühne gefolgt. Ein außerordentliches Selbstgefühl, das um so reizbarer war, je mehr die Kunst des Schauspielers es zu unterdrücken gebot, und je mehr der Darsteller damals noch unter gesellschaftlichen Vorurtheilen litt, war ihm, wie seinen Brüdern, eigen. Allein er verband damit nicht den eisernen Fleiß, welcher diese auszeichnete. Er zog es vor, sich den Eingebungen seines in der That großen Talentes und seiner momentanen Stimmung zu überlassen. Seine Darstellungen hatten daher etwas Ungleiches, Launenhaftes, und nichts schadete ihm dabei mehr als seine mit den Jahren in's Maßlose wachsende Eitelkeit. Er würde schon damals ganz in die Bahnen des Virtuosenthums gerissen worden sein, wenn hierzu am Dresdener Theater der Boden günstiger und er in seinen Prätensionen nicht eben so launenhaft gewesen wäre, wie in der Ausübung seiner Kunst. Ebenso rasch, wie er in seinem künstlerischen Uebermuthe aufbrauste, lenkte er der Festigkeit gegenüber auch wieder ein. Ebenso rasch, wie er mit seinem Abgange drohte, bereute er die Drohung auch wieder, und Rollen, die er erst mit hochmüthigem Tone zurückwies, spielte er nur kurze Zeit später mit Gelassenheit, als ob nichts Derartiges vorgefallen wäre. Die Verheirathung mit der reizvollen, glänzenden, hochgefeierten Wilhelmine Schröder mußte seinem Selbstgefühle natürlich einen erhöhten Aufschwung geben. Er verwechselte nur zur rasch deren Unentbehrlichkeit mit der eigenen.

Obgleich Wilhelmine schon damals die ersten Rollen der deutschen Oper vertrat, wurde sie doch auch im Schauspiel und Singspiel verwendet. Dies bot den Anlaß zu folgendem Briefe Carl Devrients vom 25. October 1824 an den damaligen Generaldirector, Kammerherrn von Lüttichau, der als der erste Versuch eines deutschen Mitgliedes des Dresdener Hoftheaters angesehen werden darf, sich eine Ausnahmestellung an diesem zu schaffen.

Hochw. Herr, Verehrter Herr Kammerherr.

Der Aufforderung gemäß, welche ich dem monatlichen Repertoire von Ew. Hochwohlgeb. hinzugefügt finde, erlaube ich mir als einzige Einwendung die Bemerkung, daß Jessonda erst ultimo November angesetzt ist, obgleich das Einstudiren dieser Oper bereits so weit vorgerückt ist, daß nur die Quartett- und Theaterproben noch übrig sind und die Aufführung höchstens in 14 Tagen statt haben sollte. Wenn in Betreff der Anordnung der Decorationen und Costüms etwas seiner Zeit versäumt ist, so werden Ew. Hochwohlgeb. den Schuldigen zur Rechenschaft zu ziehen wissen, doch ist es noch nicht zu spät, den Zeitverlust nachzuholen und bei redlichem Eifer für die Sache müssen die Arbeiter die Nacht zu Hülfe nehmen, wo der Tag nicht reichen will. So habe ich es stets in Erfüllung meiner Pflicht gehalten, und wenn man die nämlichen Anstrengungen nicht für die Kunst und die Ehre der Anstalt aufbringen will, so geschehe es in's Besondere zur Bereicherung des Repertoires meiner Frau in Rücksicht der Maßregeln, welche die Direction zur Erhaltung zweier brauchbarer Mitglieder nehmen muß und will. In Gemäßheit der Zusicherung regerer Thätigkeit in der Bühnenführung habe ich vorausgesetzt am 30. November bereits eine andere Oper nach der Jessonda in Scene gesetzt zu sehen und sehe indessen meine Frau lediglich auf die Partie der Euryanthe beschränkt, obgleich mit leichter Mühe durch Umbesetzung der Marzeline wenigstens einstweilen Fidelio von Beethoven herausgebracht werden konnte. Nicht genug, daß meine Frau überhaupt nur drei erste Partien eigenthümlich besitzt, ich muß auch sehen, daß die Direction nicht einmal darauf hält, daß mindestens eine deutsche Oper wöchentlich im Winterhalbjahr gegeben wird, denn das Repertoire der nächsten Woche enthält gar keine. Ich bitte Ew. Hochwohlgeb. zu berücksichtigen, daß ich nur in ökonomischer Hinsicht mich bis jetzt Ihren Vorschlägen zu meinem neuen Contract gefügt habe, aber die Erfüllung der anderen Paragraphen, welche für mich die wichtigsten sind, noch erwarte, und das gegenwärtige Verfahren der Direction als Richtschnur für die Zukunft nehmen muß.

Schließlich bemerke ich, daß morgen meine Frau zum letzten Male die Rolle der Preziosa spielen wird, um dem Befehle Ihrer Königl. Majestät zu genügen, daß ich aber darum bitte, später anderweit über diese Partie zu verfügen.

Mit der ihm eigenen Schlagfertigkeit antwortete Lüttichau noch an demselben Tage:

Mein lieber Devrient.

Ihr gegenwärtiger bis ultimo März 1825 laufender Contract enthält nichts, was Ihre Anmaßungen rechtfertigt und die Generaldirection nur im Geringsten dazu verbindlich macht; auch bemerken Sie am Schluß Ihres Schreibens, daß Ihre Frau zum letzten Male die Rolle der Preziosa spielen würde. Ich entgegne Ihnen darauf, daß bis Ablauf Ihres Contracts Sie ruhig abzuwarten und zu befolgen haben, was die Generaldirection über Sie und Ihre Frau verfügen wird und gebe Ihnen die Versicherung, daß ich Sr. Majestät dem Könige unmittelbar die entschiedenste Anzeige machen werde, wenn Sie sich erlauben, dagegen zu handeln.

Obschon in diesem Briefe wiederholt auf den nahen Abschluß seines Contracts hingewiesen und hierdurch mit Kündigung gedroht wurde, ließ sich Devrient doch nicht einschüchtern und antwortete ebenfalls noch an demselben Tage:

Ew. Hochwohlgeb. haben vergessen oder wissen noch nicht, daß Schauspieler sich aus freier Wahl und Ueberzeugung, aber nur bedingungsweise einem Engagement hingeben und ihre vernünftigen Vorstellungen nie Anmaßungen genannt werden können. Beschäftigung für meine Frau kann ich begehren und die Direction hat mir Rede zu stehen, aber nicht mir auf eine Art des Verweises Schweigen zu gebieten. Allerdings berechtigt mich mein laufender Contract nicht, eine bestimmte Anzahl Opern für meine Frau zu verlangen, aber meine Vorschläge auf diesen Punkt, auf welche Sie sich bewilligend eingelassen haben, bezeichnen die Zeit vom 1. October an als den Anfang der größeren Thätigkeit der Oper zum Vortheil der Bühne und meiner Frau. Was ich ohne die schriftliche Verbindlichkeit der Direction in meinem Contract zu erwarten hätte, beweist mir Ew. Hochwohlgeb. kränkender Brief zur Genüge, aber ich werde weislich unterlassen, einen Schritt zur Bewerkstelligung eines neuen Verhältnisses zu thun, welches mir unerträglich wäre, da Ew. Hochwohlgeb. den Künstler so schonungslos gering schätzen und seinen Abstand zu Ihnen für unermeßlich halten; ich aber nur mit Meinesgleichen zu unterhandeln verstehe. Um Ew. Hochwohlgeb. Meinung darüber einigermaßen zu berichtigen, was ich zu thun und zu befolgen habe, erkläre ich Ihnen hiermit, daß meine Frau auch nicht das nächste Mal, sondern gar nicht mehr die Preziosa spielen wird, es sei denn, daß Se. Majestät geruhten zu befehlen, daß meine Frau in diesem Falle mehr als ihre Schuldigkeit thäte, oder auch, daß Ew. Hochwohlgeb. sie darum ersuchten, der Direction diese Gefälligkeit zu erzeigen.

Uebrigens bitte ich Ew. Hochwohlgeb. gehorsamst, mich künftig in Ihrer Privatcorrespondenz nicht „mein lieber", sondern „Herr Devrient" sein zu lassen und verharre mit ꝛc.

Hierauf erfolgte am 26. October folgende Zuschrift:

Die Generaldirection

giebt auf die von dem Schauspieler Devrient unterm 25. d. Mts. eingegangenen und ad acta genommenen beiden Schreiben demselben hiermit zur Nachahmung zu erkennen, daß er auf Erneuerung seines bis mit ultimo März ablaufenden Contracts von dato an nicht mehr zu rechnen hat.

Unter dem Concept zu dieser Mittheilung findet sich von Lüttichaus Hand noch die Anmerkung:

„Herr Devrient hat hierauf um Verzeihung gebeten und versprochen, sich nie dergleichen Ungebührniß wieder zu Schulden kommen zu lassen."

(Ein zweiter Artikel folgt.)

R. Prölß.

Digitized by Google

Notizen.

Der Jahreswechsel wurde in allen Blättern mit den üblichen, diesmal zum Theil recht melancholischen Betrachtungen begrüßt. Und doch sind die Dinge im Ganzen nicht so schlimm wie sie aussehen. Die französische Krisis ist so sehr in unserem Sinne erledigt, daß die Franzosen, in deren Augen Bismarck ohnehin auf dem ganzen Erdenrund Regen und Sonnenschein macht, die Selbstdemüthigung Mac Mahons als das directe Werk des Reichskanzlers angesehen und je nach der Parteistellung gerühmt oder verdächtigt haben. Es hieß, man habe von hier einige intime nicht mißverständliche Winke nach Paris gelangen lassen, daß der Sieg des clerikalen Regiments den Bruch mit Deutschland bedeute. Daran war natürlich kein wahres Wort. Vor Allem war das ein chronologischer Schnitzer. Zur Zeit des 16. Mai, ominösen Gedenkens, mag eine diesseitige Andeutung gefallen sein, das Ministerium Broglie sei zwar nicht clerikal, könne aber einer päpstlichen Combination die Wege bahnen, und daß die Ultramontanen nichts Gutes gegen Deutschland im Schilde führten, dafür habe man in Berlin Beweise die Hülle und Fülle. Dies mag der Sinn irgend einer Aeußerung von berufener Seite zu jener Zeit gewesen sein, wobei die Form natürlich etwas diplomatischer gehalten sein mochte. Seitdem aber wurde der wechselvollen Pariser Krisis gegenüber eine unbedingte Reserve auch von deutscher Seite beobachtet. Als das Ministerium Dufaure das erste Mal mißglückt war, soll Mac Mahon an einem Empfangsabende sich dem deutschen Botschafter genähert und diesem gesagt haben: Sie begreifen, Excellenz, daß ich nicht mit der Linken gehen, die Conservativen nicht im Stich lassen konnte. Fürst Hohenlohe, so versicherten glaubwürdige Berichte, verbeugte sich und erwiderte kein Wort. Was der Marschall aus diesem Schweigen herauslesen wollte, war seine Sache. Im Uebrigen zweifelt Niemand, daß vertrauliche Warnungen der französischen Generaleinnehmer wegen der Steuerfrage, sowie die Unsicherheit über die Stimmung der Armee den schon so gut wie fertigen Staatsstreich in eilster Stunde scheitern ließen. Dazu kam ein sehr wichtiges weibliches Moment. Madame Mac Mahon wollte während der Ausstellung als eine Art Souveränin glänzen, sah aber rechtzeitig ein, daß ein französischer Bürgerkrieg, mochten auch die Republikaner mit dem Säbel niedergeschlagen oder nach Cayenne deportirt werden, die europäische Industrie von dem Besuche der inmitten einer solchen Erschütterung gewiß höchst ungemüthlichen französischen Hauptstadt gründlich abschrecken würde. So rieth die kleine, mächtige, von den Jesuiten inspirirte Frau zum Frieden und der Marschall, der mit seiner Gemahlin Pantoffel zugleich stets symbolisch den päpstlichen küßt, gab nach. Zuerst wollte er sogar abdanken. Aber die Sendboten des Vaticans fürchteten die Unbequemlichkeit eines liberalen Präsidenten, wenn die Katastrophe in Rom eintreten sollte, und zogen die Unterwerfung des Marschalls als das kleinere Uebel vor, allerdings mit dem stillen Vorbehalt der Revanche. Dies ist in wenigen Worten die wahre Geschichte des vorläufigen Ausganges der französischen Verwickelung. Für uns war das bis auf Weiteres ein Ruhe und Frieden verheißendes Weihnachtsgeschenk, das auch für eine bessere Stimmung zu Neujahr noch ausreichen mußte. Im Orient freilich wird weiter geschlachtet, aber das kümmert die Neutralen nicht im mindesten. Im Gegentheil. Je weiter Rußland siegt, desto mehr wird es im Orient engagirt und anderweitig geschwächt. Wer das nicht einsieht, hat wohl die zahllosen Artikel, Reflexionen und Aperçus, die dieses Thema behandeln, nicht gelesen oder nicht beherzigt. An der Bearbeitung der öffentlichen Meinung in diesem Sinne läßt es die russische und russenfreundliche Presse wahrlich nicht fehlen. Frau von Novikoff in London schreibt in englischen Blättern und Monatsschriften, die dafür zugänglich sind, die feinsten parfümirtesten Exposés, lockt aber damit, um die Sache beim derben Namen zu nennen, in dem praktischen England keinen Hund vom Ofen. Die Lorbeern der Fürstin Lieven, deren gealterte Reize selbst dem puritanischen Guizot noch gefährlich waren, lassen jene Dame nicht schlafen. Auch sie gehört zu den in diesen Blättern schon früher geschilderten weiblichen Emissären Rußlands, die in der europäischen Gesellschaft zahllose Intriguen anzetteln. Bei uns sind sie unnöthig. Unser doctrinärer, für byzantinische Sophismen stets empfänglicher Sinn ist der moskowitischen Parole ohnehin in ausreichendem Maße gewärtig. Trotzdem wird Rußland nicht alle seine Wünsche durchsetzen und die Hälfte seines Programms in der Tasche behalten müssen. Auch der Orient konnte uns daher das Neujahrsfest nicht mehr als nöthig trüben. Im Innern aber steigen liberale Bilder und Gestaltungen auf, die glänzende Hoffnungen erwecken und diesmal hoffentlich nicht wie in früheren Fällen in den Zeitungen ihre Dienste thun und dann als trügerische Schattenbilder wieder verschwinden werden.

Offene Briefe und Antworten.

Herr Dr. Volz in Carlsruhe macht mir in seinem offenen Briefe in Nr. 51 der „Gegenwart" zwei Vorwürfe. Der erste derselben ist gerechtfertigt. Es war allerdings Baden, welches schon 1864 in der Organisation des ärztlichen Standes voranging, allerdings nicht auf der Grundlage ärztlicher Vereine. Indessen gebe ich sehr gern zu, daß hier meinerseits ein Lapsus calami oder memoriae, ganz nach dem Belieben des Herrn Volz, vorliegen möge. Den zweiten Vorwurf kann ich indessen als einen gerechtfertigten nicht anerkennen. Herr Volz meint, ich fände das Motiv dafür, daß die Mittelstaaten den Forderungen der Aerzte gerecht wurden, in einem Gefühle der Nothwendigkeit, durch solche und ähnliche Maßregeln den Particularismus zu rechtfertigen, um nicht von Preußen zu sehr in den Schatten gestellt zu werden, das als Großstaat auch bis jetzt noch nicht gezeigt, daß es solche Concessionen nicht nöthig hatte. Da ich irrthümlich Baden nicht an erster Stelle mitgenannt habe, so bezieht sich meine Bemerkung überhaupt auch nicht auf dies Land, und nehme ich nicht den geringsten Anstand zuzugeben, daß das Ministerium Lamey solcher Motive für sein Vorgehen nicht bedurfte. Was dagegen die Regierungen Sachsens und Bayerns anbetrifft, so bin ich in der That noch heute der Ansicht, daß nicht nur auf diesem Gebiete, sondern auf vielen anderen der Liberalismus des Herrn v. Beust und seiner bayerischen Collegen niemals ein sehr autochthoner gewesen ist, daß vielmehr gerade in den beiden Mittelstaaten die Absicht nur allzudeutlich hervortritt, den trotz all seiner Fehler für den deutschen Particularismus gefährlichsten Staat, Preußen, einerseits zur Zeit des Conflictes möglichst in den Schatten zu stellen, andrerseits später für die bayerischen Reservata eine populäre Rechtfertigung zu gewinnen. Selbstverständlich ist es mir nicht eingefallen, dergleichen Motive der so überaus dankenswerthen Vereinsthätigkeit der Aerzte selbst unterzulegen. Meine eigenen Bestrebungen auf diesem Gebiete sollten mich vor einem solchen Verdachte wohl schützen, ebenso wie mein stetes Drängen und Mahnen, die preußische Regierung möge doch endlich Anstalt machen, ihre Pflicht dem ärztlichen Stande gegenüber zu erfüllen, vor dem Vorwurf, den Balken in dem Staate nicht zu sehen, welchem ich persönlich allerdings angehöre.

Berlin, den 28. December 1877.

Dr. P. Boerner.
Redacteur der „deutschen medicinischen Wochenschrift".

Bibliographie.

Arrey von Dommer, Handbuch der Musikgeschichte von den ersten Anfängen bis zum Tode Beethovens in gemeinfaßlicher Darstellung. 2. verbesserte Aufl. Lex.-8. VIII u. 625 S. Leipzig 1878, Grunow.

H. Hopfen, Bayrische Dorfgeschichten. (Der Böswirth. — Zwischen Dorf und Stadt. — Aus den Akten aus der Welt.) 8. 300 S. Stuttgart 1877, Hallberger.

H. Ibsen, Stützen der Gesellschaft. Schauspiel in 4 Aufzügen. Unter Mitwirkung von Emma Klingenfeld veranstaltete deutsche Originalausgabe der „Samfundets stötter". 8. 298 S. München 1878, Ackermann.

Murad Effendi, Gedichte. 8. 265 S. Mit dem photographischen Portrait des Verfassers. Oldenburg, Schulze.

E. Polko, Umsonst. Roman. 8. 379 S. Breslau 1878, Schottländer. 5. —

Digitized by Google

Inserate.

Mitarbeiter

die in der Lage sind interessante

Original-Miscellen

gegen angemessenes Honorar zu liefern, werden von einer Redaction gesucht, die für derartige Beiträge fortlaufend viele Verwendung hat. Offerten nehmen unter Chiffre **J. 63606 Haasenstein & Vogler** in **Frankfurt a. M.** entgegen.

Plattdeutsche Novitäten

aus dem **C. A. Koch**'schen Verlage in **Leipzig.**

Gurlitt, Emanuel, De Nacht bi de Kohstieg. Brosch. 1 *M.* 20 Pf, eleg. geb. 2 *M.*

Ehlers, Johannes, Mikrokosmos. Plattdeutsche Lieder nach Burns, Nachbildungen aus Hebel, Rimels un Radels. Brosch. 1 *M.*

Ut min Dischlad. Dit un Dat in nige Vertellzels von'n **Olle Rümärker.** 1. Band. Brosch. 1 *M.* 60 Pf.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Soeben erschien:

Unsere Zeit.

Deutsche Revue der Gegenwart.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

8. Monatl. zwei Hefte v. 5 Bog. Jedes Heft 75 Sgr.

Jahrgang 1878. Erstes Heft.

Mit diesem Heft beginnt ein neues Abonnement auf diese rühmlichst bekannte culturhistorische Zeitschrift, die sich des ausgedehntesten Leserkreises erfreut.

Alle Buchhandlungen des In- und Auslandes nehmen Bestellungen an und sind in den Stand gesetzt, das erste Heft des neuen Jahrgangs vorzulegen.

Hackländer's nachgelassenes Werk.

Im Verlag von **Karl Krabbe** in **Stuttgart** ist soeben erschienen:

Der Roman meines Lebens

von

F. W. Hackländer.

Erste Lieferung.

Mit Hackländer's Portrait (1877) und Facsimile.

Preis 75 Pf.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Soeben erschien im Verlage von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig:**

Felix Dahn:

Sind Götter?

Die Halfred Sigskaldsaga.

Eine nordische Erzählung aus dem zehnten Jahrhundert.

Zweite durchgesehene Auflage.

8. Broch. Preis 4 *M.* 50 Pf n.

Ein Kampf um Rom.

Historischer Roman. 4 Bände.

Vierte Auflage. Pr. 24 *M.*

Früher im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung in Stuttgart:

Gedichte. Zweite Sammlung. Eleg. geb. 10 *M.*

Dieselben. 1. Abth. Zweite Auflage. Broch. 6 *M.* 2. Abth. Zweite Auflage. Brochirt 2 *M.* 60 Pf.

Neuer Verlag von **Theobald Grieben** in Berlin:

Vom indischen Ocean bis zum Goldlande. Reisebeobachtungen und Erlebnisse in vier Welttheilen von Dr. H. W. Vogel, Prof. an der k. Gewerbeakademie in Berlin. Mit Abbild. 7 *M.* 50 Pf.

Reise nach Aden in Südarabien und Aegypten. Erste Reise nach Amerika. Reise nach den Nicobaren im indischen Ocean. Zweite Reise nach Amerika. — Reiche, interessante Schilderungen in des Verf. bekannter fesselnder Schreibweise.

Spanien und die Balearen. Reiseerlebnisse und Naturschilderungen nebst wissenschaftlichen Zusätzen und Erläuterungen. Von Dr. Moritz Willkomm, Prof. an der Univ. und Director des Botan. Gartens in Prag. Mit color. Plan der Tropfsteinhöhlen von Artá. 7 *M.*

Idealrealismus und Materialismus. Eine allgemein verständliche Darstellung ihres wissenschaftlichen Werthes von Dr. Ludwig Weis. 3 *M.*

Ausflüge in die Natur. Allgemein verständliche Schilderungen von Dr. Ernst Hallier, Prof. an der Univ. Jena. Mit Abbild. 5 *M.* 40 Pf.

Die Philosophie der Erlösung. Von Phil. Mainländer. [Fortsetzung der Lehren Kant's und Schopenhauer's.] 10 *M.*

„Dieses Buch ist eine so großartige Geistesthat, wie sie seit Kant's Kritik der reinen Vernunft, seit Schopenhauer's Welt als Wille und Vorstellung und seit L. Geiger's Ursprung der menschlichen Sprache und Vernunft nicht dagewesen ist." (Frankf. Ztg. Jan. 1877.)

BÆDEKER'S REISEHANDBÜCHER

für Italien und den Orient.

Ober-Italien bis **Livorno, Florenz** und **Ancona** und die **Insel Corsica.** Mit 8 Karten und 30 Plänen. 8. Aufl. **1877.** 6 *M.* — **Mittel-Italien** und **Rom.** Mit 7 Karten, 12 Plänen und 1 Panorama von Rom. 5. Aufl. **1877.** 6 *M.* — **Unter-Italien** und **Sicilien,** nebst Ausflügen nach den **Liparischen Inseln, Malta, Sardinien, Tunis** und **Corfu.** Mit 8 Karten und 12 Plänen. 5. Aufl. **1876.** 6 *M.* — **Aegypten** I. Theil. **Unter-Aegypten** bis zum **Fayûm** und die **Sinai-Halbinsel.** Mit 16 Karten, 29 Plänen, 7 Ansichten und 76 Textvignetten. **1877.** 16 *M.* — **Palästina** und **Syrien.** Mit 17 Karten, 42 Plänen, 1 Panorama von Jerusalem und 8 Ansichten. **1875.** 15 *M.*

27. Jahrgang.

Abonnements-Einladung. 1878.

Die Natur

bringt Beiträge namhaftester Mitarbeiter und vorzügliche Originalillustrationen bedeutender Künstler; eingehende Literaturberichte und eine reiche Fülle diverser Mittheilungen naturwissenschaftlichen Inhalts, regelmäßige astronomische und meteorologische Mittheilungen, öffentlicher Briefwechsel für Alle, welche Auskunft, Aufklärung oder Belehrung über naturwissenschaftliche Fragen suchen. Preis pro Quartal 4 *M.* Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen Abonnements an.

G. Schwetschke'scher Verlag in Halle a/S.

Verlag von **Theobald Grieben** in Berlin:

v. Bärenbach, Fr. Herder als Vorgänger Darwin's und der modernen Naturphilosophie. Beiträge zur Geschichte der Entwickelungslehre im 18. Jahrh. 1 *M.* 50 Pf.

Contzen, H., Docent. **Geschichte d. socialen Frage** von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart. 7 *M.* 50 Pf.

Dühring, E., Dr. **Krit. Gesch. d. Nationaloekonomie u. d. Socialismus.** 2. Aufl. 9 *M.*

Hallier, Ernst, Prof. **Ausflüge in die Natur.** Allgemein verständliche Schilderungen. Mit Abbildungen. 5 *M.* 40 Pf.

Die Sprache der Blumen. Mechanik, Teleologie und Aesthetik. Die säkularen Bewegungen des festen Erdbodens. Die Alpen und ihre Vegetation. Reiseerinnerungen aus England. Ueber Anlegung botanischer Gärten und botanischer Sammlungen. Am Meeresstrand. Ein botanischer Ausflug nach Tirol. Wildbad Gastein und seine malerischen Umgebungen. Im Herzen Deutschlands.

Harms, Fr., Prof. **Die Philosophie seit Kant.** 12 *M.*

Harms, Fr., Prof. **Die Philosophie in ihrer Geschichte. I. Psychologie.** 7 *M.* 50 Pf.

Huhn, E. H. Th., Dr. **Geschichte Lothringens.** 2 Bände. Mit genealog. Tabellen und histor. Karten. 12 *M.*

Huxley, Th. H., Prof. **Reden und Aufsätze** naturwissenschaftl., pädagog. u. philosoph. Inhalts. Deutsche Ausg., nach d. 5. engl. Auflage von Prof. Fritz Schultze. 6 *M.*

Loh-Steinbacher'sche Naturheilmethode. I. Lehrbuch der Naturheilkunde. Von Dr. **A. Loh.** 2. Auflage. 2 *M.* 50 Pf. II. Schwächezustände des männlichen Geschlechtes. Von Dr. **J. A. Schilling.** 3 *M.*

Mainländer, Phil. Die Philosophie der Erlösung. [Fortsetzung der Lehren Kant's und Schopenhauer's.] 10 *M.*

„Dieses Buch ist eine so großartige Geistesthat, wie sie seit Kant's Kritik der reinen Vernunft, seit Schopenhauer's Welt als Wille und Vorstellung und seit L. Geiger's Ursprung der menschlichen Sprache und Vernunft nicht dagewesen ist." (Frankf. Ztg. Jan. 1877.)

Recht, F., Prof. **Die Schöpfung.** Erkenntnißlehre derselben nach Grundsätzen d. freien Forschung u. d. Bedeutung dieser Lehre f. d. Ausbildung d. Menschen. 3. Aufl. 4 *M.* 50 Pf.

Schalk, Ernst. Phosphorismen. Gedanken über das Leben vom Standpunkte einer neuen Weltanschauung. 1 *M.*

Schack von Igar, Elfriede. Pyramide und Oelberg. Erinnerungsblätter an eine Orientreise. 4 *M.*, eleg. geb. 5 *M.* 50 Pf.

Schauenburg, C. H., Dr. **Handbuch der öffentlichen und privaten Gesundheitspflege.** 6 *M.*

Schlickeysen, G. Obst und Brod. Eine wissenschaftl. Diätetik. Mit Abbild. 3 *M.*

Schmidt, M., Prof. **Die Aquarell-Malerei** in ihrer Anwendung auf die Landschafts-Malerei. 3. Auflage. 2 *M.*

Schuler v. Libloy, Fr., Prof. **Aus der Türken- und Jesuitenzeit** vor u. nach dem Jahre 1600. Historische Darstellungen, zumal Fürsten- und Volksgeschichte i. d. Karpathenländern. 5 *M.*

Stangen, Carl. Palästina und Syrien. 2 *M.*

Vogel, H. W., Prof. **Vom indischen Ocean bis z. Goldlande.** Reisebeobachtungen u. Erlebnisse i. 4 Welttheilen. Mit Abbild. 7 *M.* 50 Pf.

Walcker, K., Dr. **Lehrbuch der National-Oekonomie** für Studirende u. Gebildete. 3 *M.*

Weis, L., Dr. **Idealrealismus und Materialismus.** Eine allgemein verständliche Darstellung ihres wissenschaftl. Werthes. 3 *M.*

Willkomm, M., Prof. **Spanien und die Balearen.** Reiseerlebnisse u. Naturschilderungen nebst wissenschaftlichen Zusätzen. 7 *M.*

Zart, G., Dr. **Bibel und Naturwissenschaft** in ihrem gegenseit. Verhältnisse dargestellt. 2 *M.*

Zöllner, C. W. Das Lehrgebäude der Volks-Wirthschaft. I. Allgemeine Wirthschaftslehre. II. Die Lehre der Staats- und Gemeinde-Wirthschaft. 2. Auflage. 4 *M.*

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in Berlin. Druck von **B. G. Teubner** in Leipzig. **Expedition,** Berlin N.W., Luisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 2. Berlin, den 12. Januar 1878. Band XIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Bedeutung der Eisenbahnen für die Kriegführung. Von Hanns von Spielberg. — **Literatur und Kunst:** Vom jungen Herder. Von M. Carriere. — Ueber die Aufnahme von Fremdwörtern. Von Rudolf Kleinpaul. (Fortsetzung und Schluß.) — Die neuen magnet-elektrischen Maschinen. Von A. Hosaeus. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. „Reflexe." Lustspiel in einem Aufzuge von Gustav v. Moser. „Die Namensvettern." Schwank in drei Aufzügen von Eugen Stägemann. Besprochen von Paul Lindau. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Die Bedeutung der Eisenbahnen für die Kriegführung.

Bereits im Jahre 1836 hatte ein auf dem Titelblatt nicht genannter preußischer Ingenieurmajor eine kleine Broschüre: „Ueber die militärische Benutzung der Eisenbahnen" erscheinen lassen, welcher er ein halbes Decennium später eine größere Schrift: „Darlegung der technischen und Verkehrsverhältnisse der Eisenbahnen nebst darauf gegründeter Erörterung über die militärische Benutzung derselben", folgen ließ. In beiden Schriften wendet sich der Verfasser sehr decisiv gegen die Annahme, daß man sich von der Ausnutzung der Bahnen für militärische Zwecke Bedeutendes versprechen dürfe; überall erblickt er technische Schwierigkeiten, die ihm besonders in der ersten Broschüre die Lebensfähigkeit von Locomotivbahnen für Deutschland überhaupt fraglich erscheinen und für Kriegszwecke höchstens die Möglichkeit zugeben lassen, einzelne Regimenter und vielleicht todtes Material zu befördern.

Fast zu gleicher Zeit dagegen wiesen in England, wo bereits 1832 ein Infanterieregiment versuchsweise auf der Bahn von Liverpool nach Manchester transportirt worden war, und besonders in Frankreich gewichtige Stimmen auf den voraussichtlichen Einfluß der neuen Erfindung hin. Ein Aufsatz des Generallieutenant Grafen Rumigny im „Spectateur militaire": Influence de la decouverte de la vapeur sur la guerre de terre et de mer, die Schriften von Sardot: „Les chemins de fer de l'Europe centrale, considerés comme lignes strategiques" (Paris 1842) und des Grafen Daru: „Des chemins de fer et de l'application de la loi du 11. juin 1842" (der ersten Eisenbahnvorlage Frankreichs) regten weit über die Grenzen des französischen Reiches das Interesse aller wissenschaftlich gebildeten Militärs an. Für Deutschland war es dem einsichtsvollen Pönitz vorbehalten, in seinem 1842 erschienenen Werke: „Die Eisenbahnen als Operationslinien", die militärische Wichtigkeit der Schienenverbindungen klarzustellen und seine vielleicht etwas zu weit gehenden Prophezeiungen fanden theilweise bereits durch den ersten größeren deutschen Militärtransport Bestätigung, als welchen wir die Beförderung von 9990 Mann, 309 Pferden, 10 Feldgeschützen und 30 Trainwagen des IV. preußischen Armeecorps auf der Oberschlesischen Bahn nach Krakau im Jahre 1846 anzusehen berechtigt sind.

Die Feldzüge der letzten Decennien — insbesondere der nordamerikanische Bürgerkrieg und der deutsch-französische Feldzug, auf welche wir noch näher zurückkommen werden — haben den theoretischen Erwägungen die praktische Unterlage kriegsgeschichtlicher Erfahrung gegeben, die Bahnen somit endgültig unter die maßgebendsten Factoren des Erfolges aufgenommen, und es ist kaum ein Gebiet der Kriegskunst zu nennen, auf dem der Feldherr nicht mit dem Bahntransportwesen, sei es in organisatorischer, strategischer oder selbst taktischer Beziehung, zu rechnen gezwungen wäre.

Zunächst hat die Mobilmachung der Heere und die Beförderung derselben bis an die Grenze des Kriegsschauplatzes, sowohl bei beabsichtigter strategischer Offensive wie Defensive, eine gänzliche Umänderung erfahren. Gerade auf diesen vorbereitenden Schachzügen aber beruht der größte Antheil des späteren Gelingens und das Werk des preußischen Generalstabs über den Feldzug 1870/71 sagt mit Recht: „Fehler in der ursprünglichen Versammlung der Heere sind im ganzen Verlauf des Feldzuges kaum wieder gut zu machen .... Die dazu nothwendigen Anordnungen aber lassen sich lange vorher erwägen und — die Kriegsbereitschaft der Truppen, die Organisation des Transportwesens vorausgesetzt — müssen sie zu den beabsichtigten Resultaten führen." Entgegengesetzt der Langwierigkeit der Vorbereitungen zu den Feldzügen früherer Zeiten vollziehen sich die Mobilmachungen unserer Heere heute, Dank der vollendeten Friedensorganisation und der Möglichkeit, Bahnen und Telegraphen zur Heranziehung der Reserven zu benutzen, mit rapider Schnelligkeit und der strategische Aufmarsch ist heute mehr von der Intelligenz der Vorarbeiten, als von der Zeit und der Tüchtigkeit der Truppe selbst abhängig.

Es ist daher nothwendig, daß bereits im Frieden für jede mögliche kriegerische Verwickelung neben dem genauen nach Tagen geordneten Mobilmachungsplan eine bis in die kleinsten Details gehende Ausarbeitung des Bahntransportes vorbereitet wird. Die Eisenbahnabtheilung unseres großen Generalstabes setzt dementsprechend für jeden Truppentheil die Stunde der Abfahrt so und so lange nach erlassenem Mobilmachungsbefehl und die zu benutzenden Strecken fest und schreibt für jeden Zug von der Instradirungs- bis zur Ausschiffungsstation einen Fahrplan vor. So entsteht für den ganzen Armeetransport gewissermaßen ein vollständiges Coursbuch, welches vom ersten Mobilmachungstage bis zur Vollendung des strategischen Aufmarsches reicht. Zu diesem Massentransport werden natürlich nicht nur die durchgehenden directen Linien, sondern auch jene des weiteren Umkreises herangezogen, da ein Mehr oder Weniger von 200 Kilometern keinen Einfluß ausübt, wenn die gleichzeitige Beförderung verschiedener Corps durch den Umweg ermöglicht wird. Im Jahre 1870 war das ganze Bahnnetz Norddeutschlands zu sechs, das Süddeutschlands zu dreien solcher Linien organisirt. Unter die vorbereitenden Arbeiten zählen wir ferner die Berechnung der Leistungsfähig-

Digitized by Google

keit der einzelnen Bahnen, die eingehende Recognoscirung der Bahnhöfe nach dem Grade ihres Geeignetseins für Truppen- ein- und Ausschiffung, die Zusammenstellung und Vertheilung der gesammten Betriebsmittel — endlich die Ausarbeitung bestimmter Instructionen für die verschiedenen Etappen- und Liniencommissionen, sowie die Auswahl geeigneter Persönlichkeiten zur Besetzung dieser Behörden, auf deren Thätigkeit nicht genug Gewicht gelegt werden kann. Auch muß die Frage, ob der Privatverkehr vom ersten Mobilmachungstage an ganz oder theilweise, auf allen oder einzelnen Strecken einzustellen sei, im Voraus entschieden werden.

Dieser erste Concentrationstransport — basirend einmal auf die Schnelligkeit, zum anderen auf die Massenhaftigkeit der Bahnbeförderung — ist zugleich, wie ein fesselnd geschriebener Aufsatz in dem Augustheft der „Militärischen Blätter" mit Recht bemerkt, der Hauptmaßstab für die Leistungsfähigkeit der Schienenverbindungen. Einige kriegsgeschichtliche Beispiele werden dies illustriren und zugleich beweisen, in wie mächtig schnellem Fortschreiten Organisation und Technik die Ansprüche des Strategen unterstützt hat.

Oestreich concentrirte im Spätherbst 1850 ein größeres Truppencorps (75,000 Mann, 8000 Pferde und 1800 Fahrzeuge) von Wien und Ungarn aus auf der Linie Brünn-Olmütz. Der Transport währte 26 Tage — eine nach heutigen Anschauungen sehr mäßige Leistung. Dem gegenüber steht die Beförderung des französischen Heeres nach Italien im Jahre 1859. Hier wurden auf der allerdings zweigeleisigen Strecke Paris-Marseille und deren Abzweigungen vom 20. April bis 15. Juli über 227,000 Mann mit circa 36,000 Pferden transportirt, so daß durchschnittlich täglich 30 Züge mit einer Fahrgeschwindigkeit von 25 bis 30 Kilometer in der Stunde abgelassen werden mußten und sich das Verhältniß zu Gunsten des Bahntransportes gegenüber dem Fußmarsch wie 1:6 stellt. Aus dem Feldzug 1866 sind weniger bedeutende Leistungen der preußischen Bahnen zu erwähnen, als auf östreichischer Seite der Transport von 123,000 Mann mit 16,631 Pferden, 259 Geschützen und 2777 Fahrzeugen von Venetien bis zur Donau bemerkenswerth erscheint; auf eine Entfernung von über 750 Kilometer bewältigten drei nur zum Theil doppelgeleisige Linien diese Aufgabe in circa 10 Tagen.

Erst im Jahre 1870 entfalteten sich speciell die deutschen Bahnen zu ebenbürtiger Thätigkeit, gaben dann aber auch ein vollwichtiges Zeugniß von dem, was wir bei dem Stande des heutigen Eisenbahnwesens von den Bahnen verlangen, wie wir ihre Ausnutzung den Zwecken der Kriegführung dienstbar machen können. Wir greifen hier aus der Fülle des Materials nur die eine schlagende Thatsache heraus, daß die oben erwähnten neun Linien allein in den Tagen vom 24. Juli bis 4. August nicht weniger als 384,000 Mann mit allem Zubehör an die Grenze führten.

Die französische Heeresleitung hat trotz der angeführten brillanten Leistung des Jahres 1859 in diesem Feldzug bei der Concentration der Armee keine irgendwie bedeutende und den Anforderungen entsprechende Thätigkeit entwickelt — im Gegentheil bewiesen die Thatsachen, daß die s. Z. vom Marschall Niel ausgearbeitete Organisation der Militärtransporte total in Vergessenheit gerathen war. Nicht an den an und für sich guten Einrichtungen der Bahnen scheiterte das Transportwesen, sondern an dem Mangel jeder einheitlichen Oberleitung, an dem fehlerhaft angelegten Mobilmachungsplan, an der Ungewandtheit, Schwerfälligkeit und dem Eigensinn der Unterführer.

Von dem augenblicklichen orientalischen Krieg sind noch zu wenig authentische Thatsachen bekannt geworden, als daß wir z. B. die russische Mobilmachung in den Bereich unserer Erwägungen ziehen könnten. Bei der speciell strategischen Anlage der Bahnen, deren Trace oft ohne jede Rücksicht auf die industrielle Entwickelung der durchschnittenen Landestheile nur zur kürzesten Verbindung zweier militärisch wichtiger Knotenpunkte gewählt wurde, bei der seltenen Einheit, aber dem schwachen Effectivbestande des gesammten Betriebsmaterials müßten die russischen Militärtransporte eines Theils zwar sehr interessante Belege für die specielle alleinige Ausbeutung des Bahnbetriebes zu militärischen Zwecken liefern, andrerseits könnten aber die erzielten Resultate keine rückwirkenden Schlüsse auf unser Bahnwesen gestatten.

Mit der Vollendung des strategischen Aufmarsches treten andere, nicht minder wichtige Aufgaben an die Bahnen heran. Sie sind es, welche die Verbindung der Armee nach rückwärts vermitteln, das Actionsfeld der Operationsbasis, den Hülfsquellen des eigenen Landes näher rücken sollen; nur durch sie ist es möglich, die Massenheere unserer Zeit in geregelter, genügender Weise zu ernähren, ihnen rechtzeitig Ersatz an Menschen und Material zuzuführen und die Verwundeten zu evacuiren. Die traurigen Erfahrungen, welche Rußland in Bulgarien gemacht hat, beweisen zur Genüge, welchen lähmenden Einfluß selbst das theilweise Fehlen rückwärtiger Bahnverbindungen hat. Es mag hier zur annähernden Klarstellung der Bedürfnisse eines Heeres angeführt werden, daß eine Armee von nur 200,000 Mann einen täglichen Bedarf von circa 215,000 Portionen hat. Repräsentiren diese z. B. allein an Brod und Fleisch ein Gewicht von über 6000 Centnern, so sind ihnen doch noch fernere 8000 Centner Hafer als Ration für circa 30,000 Pferde hinzuzufügen (vorausgesetzt, daß man darauf rechnen darf, das erforderliche Heu 2c. durch Requisition zu erlangen). So ungemein aber an sich die Sorge für die Unterhaltung der Truppen durch die Erleichterung der Verpflegung vermittelst der Bahntransporte verringert wird, so tritt dieser Vortheil doch hinter dem anderen zurück, daß mit jener Erleichterung der Verpflegung die Schnelligkeit der Kriegführung rapide gesteigert werden kann. Waren z. B. die Operationslinien Friedrichs des Großen nur bis auf 10 Tagemärsche ausgedehnt und hing sich an alle seine Bewegungen die Last des nothwendigen kolossalen Trosses und der schwerfälligen Magazinverpflegung der damaligen Zeit, mußte sich selbst ein Napoleon trotz des energisch durchgeführten Requisitionssystems oft durch Verpflegungsschwierigkeiten in seinen Operationen fesseln lassen, so verfügt die heutige Kriegskunst über eine Bewegungsfähigkeit, eine Operationsfreiheit, wie sie eben nur der sorgsam durchgeführte Apparat organisirter Schienentransporte gewähren kann.

Auf der anderen Seite darf man aber auch nicht verkennen, daß die räumliche Ausdehnung der modernen Operationslinien ein vollkommenes Ueberwachungssystem erforderlich macht, so daß z. B. im deutsch-französischen Kriege ganze Reservecorps für Etappenzwecke absorbirt wurden. Jeder Eisenbahntrain ist eine verkörperte Gefahr, jede Bahnlinie so leicht der Zerstörung ausgesetzt und jede Zerstörung von so unberechenbaren Folgen, daß nur die schärfste Aufmerksamkeit den ungestörten Gang des complicirten Mechanismus sicher stellen kann. Daher dürfen wir auch den indirecten Schaden, den das Franktireurunwesen in Frankreich uns s. Z. zugefügt hat, nicht unterschätzen, bestände er auch nur darin, daß wir genöthigt waren, eine zweite Armee hinter unseren Operationsheeren auf mobilem Fuß zu erhalten.

Der Dienst des Feldsanitätswesens hat durch die Bahntransporte eine wesentliche Unterstützung im Sinne echter Humanität insofern erfahren, als erst durch sie die Evacuirung der Kranken und Verwundeten auf schnelle und schonende Weise erzielt werden konnte. Das grenzenlose Elend früherer Feldzüge ist heute derart herabgemindert worden, daß — bleibt auch der Krieg ein rauhes Handwerk — die rege Fürsorge für die Blessirten und Erkrankten dem Soldaten wenigstens die Furcht benimmt, auf dem Felde seiner Heldenthaten verbluten zu müssen. Durch rechtzeitige Evacuirung werden die Epidemien, welche früher das traurige Gefolge der Heerzüge bildeten, vermieden oder doch an ihrer Ausbreitung verhindert werden können und bei sorgsamer Organisation muß gerade der Bahnbetrieb Mittel und Wege bieten, die segensreiche Thätigkeit des Sanitätscorps und der Privatpflege zu vereinen

Digitized by Google

und zur ganzen und vollen Geltung zu bringen. Die Erfahrungen auch des Feldzuges 1870—71 haben bewiesen, daß in dieser Beziehung die Friedensvorbereitungen — namentlich in Bezug auf einheitliche Leitung der reichen disponibeln Mittel und Kräfte — noch immer nicht den weitumfassenden Anforderungen des Ernstfalles entsprechen und der orientalische Krieg mag uns mit aller seiner Misère ein Mahnruf zu energischer, opferwilliger Anstrengung sein!

Nicht zu verkennen ist ferner, daß die Gefangenentransporte und die Vertheilung derselben über alle Theile des eigenen Landes durch die Bahnverbindungen ebensosehr beschleunigt, wie den Begriffen moderner Humanität entsprechender gestaltet worden sind; die Begleitcommandos, welche früher in nicht unbedeutender Stärke den Gefangenencolonnen folgen mußten, können heute schwächer zusammengestellt werden und kehren schneller zu ihren Truppenkörpern zurück. Bei der Gefangennahme ganzer Corps, ja vollständiger Armeen, wie die Kriegsgeschichte sie wiederholt aufweist, fällt dieser Umstand mehr in's Gewicht, als es auf den ersten Eindruck scheinen möchte.

Gelten alle diese Leistungen der Bahnen mehr dem Organismus, der Erhaltung der Heere, so stellt doch auch die reine Strategie ihnen während des Feldzuges neue Aufgaben von eminenter Bedeutung. In den Kriegen der letzten Decennien spielten sich die Ereignisse oft, ja meist nicht auf einem Schauplatz, sondern auf verschiedenen Kriegstheatern ab. Das reiche Bahnnetz aber gestattet dem Oberfeldherrn — der durch den Telegraphen zu jeder Stunde über die Gesammtsituation unterrichtet ist — mehr mit der ganzen Kraft seiner Heere zu rechnen, als dies früher der Fall war. Plant oder erwartet er auf dem einen Kriegsschauplatz für die nächsten Tage einen entscheidenden Schlag, so kann er in kurzer Zeit von weniger bedrohten Punkten bedeutende Streitkräfte heranziehen; hat die Ungunst der Schlachtengöttin seine eine Armee geschwächt, zertrümmert, mit Hülfe der Bahnen wirft er aus entfernten Landestheilen, sei es durch Abzweigung einzelner Corps, sei es durch Heranziehung von Festungsgarnisonen, dem Feinde schnell ein neues Heer entgegen! So reiht sich der bereits oben erwähnten Versetzung der östreichischen Südarmee aus Italien auf den nördlichen Kriegsschauplatz im Jahre 1866 in kleineren Verhältnissen der Linksabmarsch des französischen Heeres im Jahre 1859 aus der Stellung südlich des Po nach Navara zur Umgehung des östreichischen rechten Flügels an, bei welcher Bewegung die Infanterie des Canrobert'schen Corps (ca. 22,000 Mann) innerhalb 24 Stunden auf der Bahn von Pontecouronne nach Casale befördert wurde. So ist ferner z. B. im nordamerikanischen Bürgerkrieg (1863) das 23,000 Mann starke Corps Hooper in sieben Tagen von den Ufern des Rapidan in Virginien 2000 Kilometer weit nach Stevenson befördert und (1864) die Tennesseearmee — über 100,000 Mann mit 30,000 Zugthieren — ca. 200 englische Meilen weit direct in feindliches Gebiet vorgeschoben worden. Auch 1870 bis 71 fanden die Bahnen in dieser Richtung mehrfach Verwendung; so detachirte, um nur ein Beispiel herauszugreifen, das deutsche Armeecommando eine Infanteriebrigade des vierten Corps von Paris aus per Bahn nach St. Quentin, um die hart bedrängte erste Armee zu verstärken, während fast zu gleicher Zeit innerhalb 20 Stunden ein Detachement des Gardecorps nach la Fère gegen die dort auftauchenden Franctireurs entsendet wurde. Die französische Heeresleitung fand sowohl auf dem nördlichen wie auf dem südlichen Kriegstheater Gelegenheit zu derartigen strategischen Bahntransporten, indessen arbeitete die Zerfahrenheit der Anlage der Truppenbewegung fast stets den Anstrengungen der Bahnverwaltungen entgegen; den besten Beweis hierfür liefert der Transport der ersten Loire-Armee (15. 18. und 20. Corps) nach Osten, um mit den dort bereits vorhandenen Truppen und dem von Lyon heranzuführenden 24. Corps Belfort zu entsetzen und die Offensive gegen die rückwärtigen Verbindungen der deutschen Heere zu ergreifen. Es sei uns gestattet, auf diesen Transport näher einzugehen, weil er die Wichtigkeit charakterisirt, welche auf durchdachte Anordnung und exacte Durchführung derartiger Bewegungen gelegt werden muß. Der Beginn der Beförderung war für das 18. und 20. Corps auf den 21. December mit den Instradirungsstationen Bourges, La Charité und Nevers nach den Ausschiffungspunkten Autun, Chagny und Châlons, für das 24. Corps auf das gleiche Datum von Lyon nach Besançon und für das 15. Corps etwas verspätet auf den 3. Januar von Vierzon bis Clerval festgesetzt worden. Die Einschiffung der ersteren zwei Corps — der Transport des 24. Corps war auf acht Tage verschoben worden — in einer Gesammtstärke von ca. 65,000 Mann mit 300 Geschützen konnte wegen mangelnden Betriebsmaterials und fehlender Rampen (das rollende Material wurde erst in letzter Stunde auf dem ganzen Gebiet der Lyoner und Orleanscompagnie, theilweise bis aus dem Nordwesten Frankreichs über Niort und Poitiers gesammelt) eigentlich erst am 23. December beginnen und dauerte nicht weniger als sechs Tage, nämlich bis zum 26. December; kaum aber waren nach fortwährenden Stockungen die Truppen auf ihren Zielpunkten Autun, Chagny, Châlons angelangt, so trafen anderweitige Befehle Gambettas ein, welche den Weitertransport bis Dôle anordneten. Diese ca. 80 Kilometer lange Strecke hätte wenigstens die Cavalerie und Artillerie marschirend zurücklegen müssen, da von den drei vorhandenen Linien nur eine wirklich betriebsfähig war, die Intendantur die Schienenwege rücksichtslos in Anspruch nahm und für den beginnenden Transport des 15. Corps Betriebsmittel und Strecke disponibel gemacht werden mußten. Wir bemerkten oben, daß die Instradirung des letzteren Corps (ca. 35,000 Mann mit 18 Batterien und bedeutenden Trains ꝛc.) am 3. Januar hatte beginnen sollen; erst am Tage darauf aber konnten die ersten Truppen ihre Waggons besteigen und der Transport — welcher anstatt der berechneten 60 Züge 95 erforderte — dauerte statt 36 Stunden 12 Tage, nämlich bis zum 16. Januar. Ohne Rücksicht, ob die Linien vorne frei seien, wurde von hinten Zug auf Zug abgelassen — bald waren die Bahnstrecken von Nevers bis Clerval so verstopft, daß man weder vor- noch rückwärts konnte: einzelne Züge brachten vier Tage auf derselben Stelle zu! „Wenn schon die Truppenverschiebung" — schließt Budde in seiner vortrefflichen Schrift: „Die französischen Eisenbahnen im Feldzuge 1870—71" den Bericht über diese Transporte — „an und für sich sehr langsam vorgegangen war, so konnten auch die weiteren Operationen auf Belfort nur langsam vorwärts schreiten, weil die Verpflegung der Armee durch die Betriebsstörungen auf den Eisenbahnen große Schwierigkeiten machte. Allen diesen Verzögerungen und Anordnungen ist vorzugsweise das Mißlingen der Offensive im Osten zuzuschreiben, denn wollte man dort Erfolge, die allerdings auf den Gesammtsausgang des Krieges wohl keinen wesentlichen Einfluß haben konnten, erzielen, so war die Schnelligkeit der Ausführung die erste und wichtigste Bedingung."

Es erscheint hier am Platze, der Thätigkeit der speciellen Eisenbahntruppen unsere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Wir haben schon oben auf die Empfindlichkeit des Bahnbetriebes hingewiesen und es ist natürlich, daß diese leichte Zerstörbarkeit in jedem Feldzuge häufig ausgenutzt wird, sei es durch Unterbrechung der rückwärtigen Verbindungen des Feindes, um gewissermaßen die Lebensadern seiner Existenz zu unterbinden, oder sei es durch ein Unfahrbarmachen der vor der eigenen Front liegenden Strecken, um einem Vordringen des feindlichen Heeres Hindernisse in den Weg zu legen. Diese Zerstörungen auszuführen, andrerseits sie möglichst schnell zu beseitigen, den Betrieb der occupirten Bahnen zu übernehmen und eventuell neue feldmäßige Schienenwege zwischen strategisch wichtigen Punkten zu schaffen, ist der Zweck der Eisenbahntruppen!

Nachdem bereits im Krimkriege (1853) die Nothwendigkeit einer directen Verbindung zwischen Balaklawa und dem Lager von Sebastopol zum Bau einer Kriegsbahn geführt,

Digitized by Google

blieb es dem praktischen Sinn der Amerikaner vorbehalten, dem Feldeisenbahnwesen zum ersten Male eine wirkliche Organisation zu geben. Am 11. Februar 1862 wurde der General Mac Callum von der Regierung in Washington zum „Military Director and Superintendant of Railroads in the United States" mit der Vollmacht ernannt: „Sich in den Besitz aller Eisenbahnen zu setzen, sie zu benutzen und alle Locomotiven und Ausrüstungsstücke, Betriebsmittel und Zubehör derselben so zu verwenden, wie es zum Transport von Truppen, Waffen und Munition nothwendig werden würde." Gleichzeitig stellte die Regierung sämmtliche Locomotiv- und Wagenfabriken zu seiner unumschränkten Disposition.

Mac Callum schuf in den von ihm straff militärisch organisirten Feldeisenbahncorps eine neue Form der Landesvertheidigung; diese von erfahrenen und energischen Technikern aller Grade geleiteten, aus Bahnarbeitern und geeigneten Professionisten zusammengesetzten Abtheilungen haben während der Dauer des amerikanischen Feldzuges geradezu wunderbare Leistungen, die bis heute noch unerreicht dastehen, sowohl in Bezug auf den Bahnbetrieb wie als reconstruirende Truppe, vollführt. In ersterer Richtung führten wir weiter oben schon einige Beispiele an; von Wiederherstellungsarbeiten sei hier nur der Neubau des von dem General Lee fast total zerstörten 625 Fuß langen und 25 Fuß hohen Rappahanok-Viaducts in den 19 Arbeitsstunden eines Sommertages genannt, der noch überflügelt wird durch die Reconstruirung der Chattanooga-Brücke von 780 Fuß Länge und 92 Fuß Höhe in vier und einem halben Tage.

Preußen errichtete dem Beispiel Nordamerikas folgend bei Ausbruch des Feldzuges 1866 drei Feldeisenbahnabtheilungen. Von den Arbeiten derselben sei nur die Wiederherstellung der Eisenbahnbrücke bei Riesa über die Elbe innerhalb dreier Tage und der auf 28 Meter zerstörten Moldaubrücke bei Kralup innerhalb vier Tagen erwähnt. Im Jahre 1870 wurden fünf preußische und eine bayerische Feldeisenbahnabtheilung formirt; außerdem waren fünf preußische Festungspioniercompagnien und eine bayerische Etappengeniecompagnie im Bahndienst thätig. Das Arbeitsfeld der Abtheilungen war ein so umfassendes, ihre Thätigkeit so vielseitig, daß wir bei der Kürze des uns gestatteten Raumes nur auf die großartigste Leistung hinweisen wollen: den Bau der 4,68 Meilen langen Strecke von Pont à Mousson bis Remilly, welche unter Leitung des Baurath Dirksen und des damaligen Hauptmanns vom Kriegsministerium Golz (jetzt Commandeur des Eisenbahnregiments) vom 12. August bis 23. September inclusive zweier Viaducte und zweier Jochbrücken über Seille und Mosel fertig gestellt wurde. Nebenbei erwähnen wir die interessante Thatsache, daß während des Feldzuges 3800 Kilometer französischer Bahnen in Betrieb gesetzt und erhalten worden sind.

Alle diese Thatsachen mußten die Großmächte darauf hinweisen, bereits ihren Friedensorganisationen entsprechende Formationen als Vorschule für den Krieg beizugeben; in Deutschland speciell ist 1871 ein Eisenbahnbataillon gebildet worden, welches jetzt — direct vom Generalstab ressortirend — zu einem Regiment von zwei Bataillonen erweitert im Ernstfall durch eine bayerische Eisenbahncompagnie kräftige Unterstützung finden würde.

Kehren wir nach dieser Abschweifung zu unserer eigentlichen Aufgabe zurück! Gelten unsere bisherigen Betrachtungen nur dem Feldkriege, so ist es nicht minder der Belagerungskrieg, welcher durch die Bahnen in eine vollkommen neue Phase getreten ist, und hier war es in erster Linie die deutsche Heeresleitung, welche in dem Feldzug 1870/71 durch die vollständige Ausnutzung der durch das Bahnnetz gebotenen Vortheile den neuen Verhältnissen Rechnung trug. Das Festungsnetz schmiegt sich heut zu Tage der Gestaltung der Bahnlinien an und das Wort des Marschalls Vaillant: „Peu importe qu'un chemin de fer passe à droite ou à gauche (d'une place forte), les chemins de fer n'ont aucun intérêt sous le rapport militaire!" hat heute nur noch die Bedeutung eines historischen Curiosums. Abgesehen von den großen Hauptplätzen, welche der eigenen Wichtigkeit halber zu Waffenplätzen ersten Ranges erhoben werden mußten, ist es eine der wesentlichsten Aufgabe der Festungen geworden, die Ausnutzung der Bahnverbindungen durch den Feind zu verhindern. Ist nun die Eroberung dieser kleinen Sperrplätze nothwendig, um in den Besitz der Bahnen zu gelangen, so sind diese erst recht zur Bezwingung jener großen, modernen Waffenplätze erforderlich, von deren Bewältigung schließlich die Entscheidung der Kriege eben so sehr abhängt, als von dem Resultat des Feldkrieges.

Welche Ansprüche wurden allein an die Transportfähigkeit der Bahnen zur Ernährung der Paris cernirenden Heere gestellt und welche Schwierigkeiten legte uns in der ersten Zeit der Belagerung nur der zerstörte Tunnel von Nanteuil, der momentan unsere einzige rückwärtige Verbindung abschnitt, in den Weg? Konnte nicht erst nach dem Fall von Toul, welcher eine zweite Transportlinie eröffnete, energischer mit der Heranschaffung des Belagerungsparks vorgegangen werden, zu dessen Zusammenstellung auf dem Gebrauchsplatz und zu dessen Munitionsversorgung ohne Bahnverbindungen weitere lange Monate erforderlich gewesen wären!

Umgekehrt aber würde auch die Vertheidigung dieser mächtigen Waffenplätze ohne die ausgiebigste Bahnbenutzung in der Zeit vor der Einschließung fast zu den Unmöglichkeiten gehören. Nur durch sie wurden z. B. für Paris jene Massentransporte an Lebensmitteln, Geschützen, Munition und Truppen ermöglicht, die sich eigentlich auf die kurze Frist von Ende August bis 17. September concentrirten; mit dieser Leistung haben die französischen Bahnverwaltungen bewiesen, daß nicht ihnen, sondern nur der mangelhaften Heeresleitung die Schuld beizumessen war, wenn bei der Mobilmachung der an sich ausgezeichnete Apparat so schlecht functionirte. Während der Einschließung dienten die innerhalb der Forts liegenden Strecken, insbesondere die Gürtelbahn, militärischen Zwecken — dem Truppentransport, der Ansammlung zu Ausfällen; dagegen dürfte allerdings der Anwendung gepanzerter Lowrys, welche als Batterien vorgeschoben wurden, keine oder doch nur sehr geringe Bedeutung zuzumessen sein.

Nicht allein für die Vertheidigung eines einzelnen Platzes an sich aber sind die Schienenwege von Bedeutung geworden, sondern mehr noch für das strategische Zusammenwirken mehrerer Festungen, deren Besatzungen, so lange die Bahnverbindungen noch offen, selbst auf viele Meilen hin zur gemeinschaftlichen Action oder zum gegenseitigen Entsatz zur Verfügung stehen; hier wie bei der Küstenvertheidigung ist es die zeitliche Verkürzung räumlicher Entfernungen, welche einen erleichternden Einfluß auf die Operationsfähigkeit der Truppen nach verschiedenen Richtungen hin und dadurch wieder eine Herabminderung der zu verwendenden Truppenzahl gestattet. Gerade Deutschland mit seiner ausgedehnten Küste hat Ursache, auf diesen Nutzen der Bahnen besonderes Gewicht zu legen und bei dem weiteren Ausbau derselben Rücksicht auf ihre strategische Verwendbarkeit zu nehmen. Eine taktisch gelungene Landung ist, wie aus der neuesten Kriegsgeschichte die Einnahme von Suchum Kale durch die Türken beweist, noch kein irgend wesentlicher Erfolg, und so sehr jede Regierung darauf bedacht sein muß, selbst eine solche durch Küstenbefestigungen zu verhindern und speciell die großen Handelsstädte zu decken, die sicherste Abwehr wird doch stets in der activen Vertheidigung durch vermittelst der Bahnen herangeschaffter Truppen beruhen. Zweckmäßig gewählte Concentrationspunkte der für die Küstenvertheidigung disponibeln Corps, von denen aus sie nach allen Seiten verwendet werden können, und Bereitstellung reichlicher Betriebsmittel sind die Bedingungen, von welchen im Wesentlichen das Resultat abhängig sein wird.

So sehen wir, wie der Einfluß der Bahnen kein Gebiet der Kriegskunst unberührt läßt, wie dieselben überall unter die wesentlichsten Factoren des Erfolges mitgezählt werden müssen; zu gleicher Zeit dürfen wir uns aber auch nicht ver-

Digitized by Google

hehlen, daß ihre Verwendung ein zweischneidiges Schwert ist, denn sie werden nur dann ihre Aufgabe ganz und voll erfüllen können, wenn die Intelligenz der Heeresleitung sie richtig auszunützen versteht und die sorgsamste Friedensvorbereitung dieser die Mittel dazu an die Hand gegeben hat! Wir können diesen Aufsatz nicht schließen, ohne speciell für Deutschland dem Wunsch Ausdruck verliehen zu haben, daß bald, recht bald eine innige Verschmelzung aller Bahnen unter einheitlicher Verwaltung, gleichviel welcher Form, es gestatten möge, das deutsche Bahnnetz noch mehr wie bisher den militärischen Interessen, die ja doch nur dem Wohl des gemeinsamen Vaterlandes dienen sollen, nutzbar zu machen.

Hanns von Spielberg.

Literatur und Kunst.

Vom jungen Herder.

„Es ist sonderbar aber natürlich, daß das erste Werk eines Menschen auf gewisse Weise immer sein bestes bleibt. Da ist seine Seele noch in vollem Keime, voll Duft, Blüthe und Früchten. Er umfaßt mehr als daß er habe, ahndet mehr als er weiß, schwebt aber in seinem Traume und gibt sich selbst hin." Dieser Ausspruch Herders gilt von ihm selbst; aber allgemein bewährt er sich nicht, weder bei Kant und Spinoza, noch bei Shakespeare, Dante oder Lessing. Goethes Laune der Verliebten sein bestes Werk? Wir müßten weiter zurückgehen bis dahin, wo nach den lernenden Jugendversuchen der Genius seiner selbst mächtig wird, und müßten den Werther mit dem Faustfragmente bei Goethe, bei Shakespeare Richard III. mit Romeo und Julie zusammennehmen. Schillers Räuber, Dürers Offenbarung des Johannes, das sind allerdings Erstlinge, die uns aus der Klaue den Löwen erkennen lassen; aber Niemand ahnt aus Rafaels Peruginischen Madonnenbildchen die Schule von Athen und Paulus Predigt in Athen. Soll Herders Ausspruch gelten, so gehört eine Individualität dazu, welche früh reif geworden in der jugendlichen Durchdringung von Denken und Empfinden, im Zusammenwirken von Kopf und Herz immer sich ganz gibt, mehr subjectiv in jedem Werke vor Allem die eigene Persönlichkeit ausspricht, als objectiv den verschiedenen Gegenständen sich anschmiegt, sich an die Sache entäußert, und dem Gefühl wie dem Verstand seine besondere Sphäre zu reinem Wirken anweist. Herders Stärke lag in jenem jugendlichen Ineinander von Poesie nnd Wissenschaft; als die eine in Goethe, die andere in Kant zu freier, voller Selbstständigkeit kam, sah er sich überflügelt und ward er verstimmt; und so ist er den nachfolgenden Geschlechtern allzusehr zurückgetreten, während er durchaus nicht blos durch die Anregungen, die er gab, sondern auch durch die Thaten, die er ausführte, zu den Begründern unserer Cultur gehört. Das humane Bildungsideal, die Verschmelzung des christlich-germanischen Geistes mit dem Griechenthum, die Weltanschauung Goethes und Schillers, die das Göttliche nicht außer, sondern in der Natur und Geschichte erkennt, das Alles hat in Herder seine Keime, seine erste Entfaltung. In ihm ist der historische Sinn zum vollen Durchbruch gekommen, kraft dessen seine Nachfolger gelernt haben, eine Entwickelung der Ideen zu verstehen, den Eigenthümlichkeiten der Völker, der Weltalter gerecht zu werden, und die Werke der Poesie wie der bildenden Kunst im Zusammenhang mit dem Land und seiner Cultur als die Denkmale der Geschichte des Geistes, die Stufen seines Emporganges zu betrachten. Das Nationalgefühl war in ihm mächtig, und wenn es heute nach hundert Jahren seine Erfüllung gefunden hat, so ist die Versöhnung von Bildung und Christenthum, von Religion und Wissenschaft, die sich in ihm vollzog, in der Gegenwart noch nicht erreicht, vielmehr klafft uns eine immer bedrohlichere Kluft entgegen, und das kaum geeinigte Deutschland ist in Gefahr, innerlich zu zerreißen und in Gegensätze zu zerfallen, die einander nicht mehr verstehen.

Daß Herder auch die vom Niederen und Einfacheren aufsteigende Reihe der ununterbrochenen Entwickelung in der organischen Natur gelehrt, daß er wie Goethe und Kant der großen Wahrheit gehuldigt, die durch Darwin zum allgemeinen Bewußtsein der Gegenwart gebracht worden, das hat vor kurzem Friedrich von Bärenbach in einer eigenen Schrift (Herder als Vorgänger Darwins und der modernen Naturphilosophie*) klar und gründlich dargethan. Hier ist nur das zu tadeln, daß durch übertriebene Weitläufigkeit und unnöthige oder doch nicht erschöpfende Nebenbemerkungen zur Broschüre angeschwellt ward, was für das Maß eines Aufsatzes geeignet war und innerhalb desselben viel eher eine größere als eine geringere Wirkung erzielt hätte. Das Maß zu finden und zu halten, muß dem heranreifenden Schriftsteller eine Hauptaufgabe sein. So hat sich ein geist- und gemüthreicher Mann, Alexander Jung, vielfältig um die Frucht seiner edlen Thätigkeit betrogen, weil er nicht lernen wollte, was für eine Abhandlung und was für ein Buch Stoff ist: aus einem Besuch bei Schelling machte er ein Buch, über Goethes Wahlverwandtschaften, über Hölderlin schrieb er umfangreiche Bücher, voll guter Gedanken, voll feinsinniger Urtheile, aber zu sehr durchsetzt mit Beiwerk, zu weit ausgesponnen für eine Zeit, die so wenig Zeit hat wie die unsrige. Als der stattliche Band von Strauß über Nikodemus Frischlin erschien, ward es mir übel genommen, daß ich sagte: das hätte eine Abhandlung werden sollen; nun und Strauß ließ in den Bestimmungen über eine Sammlung seiner Werke dieses weg! Die Schreiber müssen auch an die Leser denken, diesen aus der Spreu die Körner bieten, nicht sie selber aus der Spreu suchen lassen. Seine Maßlosigkeit ist dem hochbegabten J. L. Klein zum tragischen Verhängniß geworden: er ist gestorben gerade als er endlich an die Darstellung Shakespeares Hand legen wollte, auf welche die vielen Bände seiner Geschichte des Dramas hinweisen, in der sie gipfeln sollten. Hätte er das viele überflüssige Beiwerk nicht geschrieben, so blieb ihm Lebenskraft und Zeit, im Denkmal Shakespeares sich selber zu verewigen!

Gervinus und Joseph Hillebrand sind in der Literaturgeschichte Herdern nicht ganz gerecht geworden; das wird anders werden. Zwei tüchtige Männer haben ihn zum Mittelpunkt ihrer Studien gemacht und begonnen, ihre Arbeiten zu veröffentlichen. Von der kritischen Ausgabe seiner sämmtlichen Werke, die Dr. Suphan in Berlin seit Jahren vorbereitet, sind zwei Bände in der Weidmann'schen Buchhandlung erschienen, und Professor Haym in Halle bietet uns des ersten Bandes erste Abtheilung seines Buches: Herder in seinem Leben und in seinen Werken.**) Beide Männer entsprechen den Erwartungen, die auf ihre Leistungen hoch gespannt sind.

Die Sammlung von Herders Schriften, welche nach seinem Tode von der Wittwe mit Hülfe von Heyne und Johannes von Müller veranstaltet ward, beobachtete weder die so wichtige Zeitfolge, noch machte sie das Finden des Einzelnen leicht, da man gar oft nicht weiß, ob man etwas unter Literatur und Kunst, unter Philosophie und Geschichte, oder unter Theologie suchen soll, gerade weil Herder stets aus dem Vollen und Ganzen schöpfte. „Vom Geist der hebräischen Poesie", das kann ja in jeder der drei Abtheilungen stehen. Dabei verfuhren die Herausgeber sehr willkürlich: sie strichen weg, was ihnen nicht zusagte, milderten Kraftworte, ließen die ersten Ausgaben, die oft gerade die Wirkung in Deutschland geäußert, hinter späteren Umarbeitungen verschwinden, in denen man oft vergebens das sucht, an welches sich eine Polemik geknüpft hatte. Suphan trennt nur Poesie und Prosa, außerdem hält er sich streng an die bei Herder so wichtige Zeitfolge. Er gibt jede Schrift in ihrer ursprünglichen Gestalt, und schließt die Aenderungen daran, die Herder ihr angedeihen ließ, wo solche erfolgt sind. Im Herder'schen Familienarchiv sind die Handschriften seiner meisten Werke erhalten; nach solchen wird es möglich, Fehler der Setzer und Correctoren zu berichtigen. Zusätze von Heyne und Müller

*) Berlin 1877, Th. Grieben.

**) Berlin 1878, R. Gaertner.

Digitized by Google

werden beseitigt und in die Anmerkungen verwiesen. Für viele Arbeiten Herders sind Studien vorhanden, Entwürfe vor der veröffentlichten Ausführung, Pläne zu weiterer Ausbildung der letzteren. Suphan weiß dies zu verwerthen. Er gibt eine Einleitung zu jeder Schrift Herders, und bemerkt darüber: „Sie sollen dienende Glieder sein. Sie gehen weder rühmend noch rettend auf den Inhalt der Schriften ein, sondern suchen lediglich das historische Verständniß zu vermitteln. Von den Keimen und Trieben aus, die in den Studienheften des Autors verborgen liegen, verfolgen sie die Ausbildung der Schriften zu ihrer druckfertigen Gestalt, und wenn, wie dies öfter der Fall ist, in dieser letzten Gestalt die Idee, welche dem Autor vorschwebte, sich nur bruchweise verwirklicht, so versuchen sie aus den erhaltenen Plänen zu neuer Bearbeitung das Ziel, dem er zustrebte, festzustellen. In der Darstellung des Werdens liegt für viele Schriften Herders zugleich die beste Erklärung. Ist diese gegeben und das Verhältniß des gereinigten Textes zu der früheren Ueberlieferung dargelegt, so ist des Herausgebers Arbeit gethan; hier muß der Literaturhistoriker, der Biograph den Faden aufnehmen."

Und glücklich trifft es sich, daß dies sogleich geschieht, so befriedigend geschieht! Haym schilderte uns bis jetzt die Knaben- und Universitätsjahre Herders und seinen Rigaer Aufenthalt; gerade aus diesem letzteren wachsen seine ersten epochemachenden Werke hervor, die Fragmente über die deutsche Literatur und die kritischen Wälder. Haym vereinigt hier die sorgfältige Genauigkeit und den Sinn für das Detail, wie die dem Philologen und Historiker eignen, mit dem freien Ueberblick, dem geläuterten Geschmack und der gleichabwägenden allseitigen Gerechtigkeit des Philosophen, des Aesthetikers. Ich weiß, daß dies viel sagt; aber man lese, was er über so verschiedene Größen wie Hamann und Kant und über Herders Stellung zu ihnen schreibt, wie er dessen Beziehungen zu Winckelmann, zu Lessing, dessen Händel mit Klotz und Riedel erörtert, und man wird das solcher trefflichen Darstellung gespendete Lob bestätigen.

Wir sehen den Knaben Herder, wie er, statt die Spiele der Kameraden zu theilen und sich mit ihnen zu tummeln, sich in Bücher vergräbt und den Träumen der Einbildung nachhängt, früh reif, früh ehrgeizig. Dann braucht der Pfarrer Trescho den talentvollen Küstersohn zum Abschreiben seiner mancherlei schöngeistig theologischen Bücher mit wenig Gediegenheit und viel Phrasen- und Reimgewandtheit, und Herder lernt das Handwerk und Handwerksgeräth des Schriftstellers kennen. Er liest die zeitgenössischen Dichter und feiert die Thronbesteigung des Czaren Peter III. mit einer symbolischen Ode an Cyrus, die der Famulus in ein Packet von Manuscripten des Morunger Pastors einlegt, die in Königsberg gedruckt und bewundert wird. Herder fühlt sich mißbraucht von dem Manne, der ihn in schnöd abhängiger Dienstbarkeit festhält, und empört von den Härten und Launen des nach außen so salbungsvoll scheinheilig auftretenden Pfaffen schlägt er ein, als ein russischer Regimentsarzt die Hand bietet, ihn in Königsberg zum Chirurgen ausbilden zu lassen. Der Zauber einer genialen Persönlichkeit gewinnt ihm in Königsberg die Herzen der Lehrer, der Genossen; er findet Aufnahme und eine Freistelle im Collegium Fridericianum, fällt bei der ersten Operation in Ohnmacht und wählt das Studium der Theologie und Philosophie. Die Ideen Kants gibt er in poetischen Paraphrasen wieder, die Prosa des Denkers mit dithyrambischen Accorden begleitend: „Wenn die Zeit nach zertrümmertem All mit Phönixschwingen im Feuer sich anfacht, so brenne der Ewigkeit Nacht unüberglänzbar zu leuchten Dein Name, Kant!" Daneben wird er der Alkibiades des Sokrates-Hamann, der Liebling, der Ausleger und Ausbildner der Gedanken desselben. Der mystische Magus aus Norden und der Kritiker der reinen Vernunft, sie wirken gleichzeitig auf ihn ein: Empfinden und Denken, Glauben und Wissen nicht zu scheiden, sondern verbunden zu halten ist schon jetzt seine Art. Vielleſend wird er ein Vielwisser, aber stets geht er mit eigenen Gedanken über das Gelesene hinaus. Er läßt Aufsätze, Recensionen, Gedichte drucken, und der Ruf zu einer Lehrerstelle ladet ihn von der Universität nach Riga ein.

Die vermögliche aufgeklärte Stadt empfing den Missionär deutscher Bildung mit offnen Armen. Als Lehrer und bald auch als Prediger und im geselligen Verkehr „accommodirte er sich den Anschauungen seiner Mitbürger, indem er sie idealisirte". Seine Antrittsrede erörtert „inwiefern auch in der Schule die Grazie herrschen müsse". Auf der Kanzel überträgt er die Bibel in die Sprache unserer Zeit, unseres Lebens; er will für die Gegenwart so deutlich, so nachdrücklich reden als der Vortrag der Bibel damals war, da sie geschrieben ward. Herder schreibt an Kant: „Da ich aus keiner anderen Ursache mein geistliches Amt angenommen, als weil ich wußte und es täglich aus der Erfahrung mehr lerne, daß sich nach unserer Lage der bürgerlichen Verfassung von hier aus am besten Cultur und Menschenverstand unter den ehrwürdigen Theil der Menschen bringen lasse, den wir Volk nennen, so ist diese menschliche Philosophie auch meine liebste Beschäftigung." Seiner Gemeinde gegenüber erklärt er: „In der Welt rührt uns eigentlich nichts als was wirklich menschlich ist, was aus den Empfindungen unseres Herzens hervorgeschöpft, mit dem inneren Bau unseres Wesens verwandt ist." Man habe ihm den Vorwurf gemacht, daß er nicht als Theolog, sondern „als Weltweiser in schwarzen Kleidern" gepredigt; als Weltweiser: — ja und nein! Denn nicht gelehrte Weisheit habe er vorgetragen, nie blos gelehrt, „sondern immer aus einer gefühlvollen Brust und wie einer, der für die gute Sache der Menschheit eifert, geredet. Und wenn also Philosophie, so war es Philosophie der Menschheit." Haym setzt hinzu: Philosophie der Menschheit! um diese große Sache dreht sich nicht blos seine Prediger-, auch seine Lehrerwirksamkeit, dreht sich all' sein Nachdenken, all' sein amtliches und außeramtliches Thun.

Dem Prediger gesellt sich der Schriftsteller. Herder sagt wiederum selbst: „Nun stelle ich gleich hinter die Vorträge der Andacht Wochenschriften, aber so wie ich sie wünsche für's Volk. Wo der Demagoge in schwarzen Kleidern aufhört und aufhören muß, um nicht sein Heiligthum aus dem Schatten der Altäre zu weit auf den Markt des gemeinen Volks zu veräußern, da fange der Wochenschriftsteller an; so wird er auf der einen Seite nicht Gefahr laufen, zu andächteln und zu beten, wo er's nicht soll, und auf der andern Seite schon einen halbgebahnten Weg vor sich finden."

Bald ist Herder der Dichter, der Wortführer Rigas bei wichtigen öffentlichen Anlässen. Gerade dort unter russischem Scepter, an der Grenze des Deutschthums, wird er sich desselben bewußt, wie später unter Herders Einfluß Goethe im Elsaß. Mit leidenschaftlichem Patriotismus weist er auf das Eigenthümliche der nationalen Geistesart in Sprache und Kunst, in Wissenschaft und Dichtung.

Wenn Herder nach dem Ursprung der Poesie, nach dem Wesen der Lyrik in Erstlingsaufsätzen fragt, so prägt er Hamanns Grundanschauung weiter aus: Poesie ist die Muttersprache der menschlichen Geschlechts, und die Muttersprache der Dichter ist das Lied, das erstgeborene Kind der Empfindung. Sein erstes Werk aber knüpft er an das Wirken Lessings, Mendelsohns, Abbts, dieser Träger der deutschen Aufklärung, an die Literaturbriefe. Die Grundgedanken derselben zusammenzufassen und seine eigenen neuen Ideen daraus zu entwickeln, war sein Ziel. Er setzte wiederholt an, er überarbeitete die erschienenen Hefte; in seine Werke kam die zweite Darstellung, die erste ist jetzt durch Suphan uns wieder vorgelegt und durch die Erweiterungen und Aenderungen der zweiten ergänzt. Haym bemerkt: „Herder ist ein unermüdlicher Umarbeiter. Es gibt Schriftsteller, die, wenn sie ein Werk aus ihrer Hand gelassen, es wie losgelöst von ihrem Geist betrachten; es steht ihnen nun wie ein Fremdes gegenüber, auf das sie ungern wieder zurückkommen. Zu diesen Schriftstellern gehört Herder nicht. Viel zu sehr gab er sich selbst in seinen Schriften, viel zu viel legte er jedesmal von der Totalität seiner Seele in das was er schrieb, als daß er jemals ein Werk hätte hinstellen können, welches für sich allein, ohne den Vater der Rede, hätte reden und leben können. Rasch, in Einem Guß und Fluß warf er seine Gedanken auf's Papier. Wenn er dann später an das Geschriebene wieder herantrat, so war es ihm nicht genug hier und da zu feilen und nur eine letzte Hand anzulegen, sondern er nahm

Digitized by Google

das Ganze in seine Seele zurück und fühlte sich gedrungen, es zum andernmal aus erster Hand zu bearbeiten. Zum bloßen Ausfeilen fehlte ihm die Geduld, zum Umschmelzen fehlte es ihm nie an Kraft und Frische." Und weiter: „Da er sich immer mit seiner ganzen Subjectivität in die jemalige Arbeit hineinwirft, so drängen sich auch bei verschiedenen Arbeiten immer wieder dieselben Gedankenmassen vor. Niemals rein abgeschlossen kehrt dieselbe Idee an mehr als Einem Orte wieder. Ueberreich fürwahr an Gedanken ist dieser Autor, allein immer ist die ganze Masse dieser Gedanken in Bewegung, und nie hat er einen einzelnen völlig zu Ende gedacht, nie einen einzelnen ohne Rückstand zu Ende empfunden." Seine meisten Werke sind darum Fragmente geblieben. Mit Fragmenten zur deutschen Literatur fing er seine originale selbstständige Thätigkeit an.

Herder beginnt mit der Sprache; ihre Eigenthümlichkeiten prägen sich in der Literatur aus. Die Empfindung erzeugt den Ausdruck, der Gedanke das Wort, aber der Gedanke klebt auch am Ausdruck, und mit der Sprache entwickelt sich die Vernunft. Das erste Sprechen war ein Singen, bewegte sich in Bildern; diese, das Sinnliche, wurden dann zum Symbol des Geistigen. Die Sprache war ursprünglich eine natürliche Poesie, erst später ward sie im Dienst des geselligen Lebens und der Wissenschaft zur Prosa und nun bedurfte es der Kunst im Dichten. So entwirft Herder einen „Roman" vom Werden der Sprache und zeigt sogleich hier seinen geschichtlichen Sinn. So verlangt er, daß Jeder rede und singe wie ihm der Schnabel gewachsen ist, so verlangt er Idiotismen, Inversionen und ein Versmaß gemäß der Natur jeder Sprache. Dann vergleicht er die Nachahmung lateinischer und orientalischer Dichtung in Deutschland mit den Originalen, erkennt den Werth der Uebersetzungen für die Fortbildung des Deutschen, fordert aber, daß Jeder seine Eigenart bewahre und durch das Studium der Antike lerne seine eigenen Gedanken und Stoffe mit ähnlicher Meisterschaft wie die Griechen, aber nach den Forderungen unserer Zeit behandeln. Er weist das Thörichte nach in Bodmer einen Homer, in der Karschin eine Sappho zu sehen, und preist den Grenadier von Gleim, weil derselbe den Tyrtäus nicht äußerlich nachgeahmt, sondern echt deutsch geblieben. Mit nationalem Selbstgefühl kämpfte Herder auch in der Literatur gegen das römische Joch. Er findet den Unterschied von Natur- und Kunstpoesie, und sagt von Homer: „Er trifft eben auf den Punkt, der schmal wie ein Haar und scharf wie die Schärfe des Schwertes ist, wo Natur und Kunst sich in der Poesie vereinigten; oder vielmehr wo die Natur das vollendete Werk ihrer Hände auf die Grenze ihres Reichs stellte, damit von hier an Kunst anfinge, das Werk selbst aber ein Denkmal ihrer Größe und ein Inbegriff ihrer Vollkommenheiten wäre." Dazu nehme man das Gespräch über Klopstocks Messias, die Vergleichung der Aesop'schen und Lessing'schen Fabeln, und man wird die Frühreife des Geistes bewundern, die das Alles so richtig würdigte, jedes in seiner Art. Empfindung und Verstand wirken zusammen, die Gedanken drängen sich in Bildern hervor, und an die Stelle des periodologischen Paragraphenstils trat eine Sprache, die der lebendigen Rede bald ungestümer, bald behaglicher sich anschließt.

In den kritischen Wäldern — abgesehen von der Polemik gegen Klotz und Riedel — sind es Winckelmann und Lessing, mit denen Herder sich auseinandersetzt, von ihnen lernend, sie bewundernd, aber ihre Ideen weiter führend kraft des historischen Sinnes, kraft des Verständnisses für das Besondere jeder Zeit und jeder Kunst, kraft seines eigenen Genius, der sich darin bezeugte. So sehr er anerkennt, daß Winckelmann das Wesen der griechischen Kunst uns erschlossen, er tadelt es, daß derselbe die Aegypter nur vom Standpunkt des Griechen beurtheilt, und läßt einen Aegypter an den lebensvollen Bildwerken der Griechen die stete Ruhe vermissen, die in den bleibenden beharrenden Formen walten soll. Statt parteiischer Bewunderung will Herder überall geschichtliche Erkenntniß und Würdigung. In Bezug auf Lessing vermißt Herder die Unterscheidung des plastischen und des malerischen Stils, und findet er, daß der große Vorgänger das Eigenthümliche der epischen Dichtart zu sehr verallgemeinert habe. Die Malerei wirkt durch Farbe und Figuren für's Auge, die Poesie durch den Sinn der Worte auf die Phantasie; nicht blos Handlungen, auch Empfindung und Gedanke sind das Geeignete für die dichterische Darstellung. Und neben den Griechen weist er auch in der Poesie auf den Orient hin, und mit der Freude des Entdeckers preist er den dichterischen Geist der Bibel, fordert er statt des buchstäblichen Köhlerglaubens die phantasievolle Auffassung auch der ersten Kapitel im alten Testament. So gilt von Herder zuerst sein eigner Spruch: „Schwer freilich, aber doch möglich ist es, sich von den Unregelmäßigkeiten einer zu singulären Lage loszuwickeln und endlich ohne National-, Zeit- und Personalgeschmack das Schöne zu kosten wo es sich findet, in allen Zeiten und allen Völkern und allen Künsten und allen Arten des Geschmacks; überall von allen fremden Theilen losgetrennt es rein zu schmecken und zu empfinden. Glücklich, wer es so kostet! Er ist der Eingeweihte in die Geheimnisse aller Musen und aller Zeiten und aller Gedächtnisse und aller Werke: die Sphäre seines Geschmacks ist unendlich wie die Geschichte der Menschheit: die Linie des Umkreises liegt auf allen Jahrhunderten und Productionen, und Er und die Schönheit steht im Mittelpunkte."

Die neue historisch-kritische Ausgabe von Herders Werken bezeichnet Suphan selbst als Denkmal, das einem der Edelsten unseres Volkes aus seinen eigenen Schätzen aufgebaut, in seiner Vollendung ein Zeugniß sein soll von der Macht und Tiefe deutschen Geistes. „Erschien es doch gerade in den Tagen der neuerstehenden Herrlichkeit des deutschen Reiches, ein Jahrhundert nachdem Herder mit seinen ersten Schriften die Nation zur Pflege ihrer eigensten geistigen Art und Kraft aufgerufen, als eine Ehrenpflicht deutscher Wissenschaft, seinem Genius gerecht zu werden, und das Erbe, das er seinem Volke hinterlassen, in völligem Bestande, in unverfälschter Form dem gegenwärtigen Geschlechte nach zu bringen, dem kommenden zu überliefern."

M. Carriere.

Ueber die Aufnahme von Fremdwörtern.

Von Rudolf Kleinpaul.

(Fortsetzung und Schluß.)

Die Namen, welche wir für die wichtigsten Culturpflanzen haben, sind so häufig entlehnt, daß man beinahe nicht fragen möchte, welche fremd, sondern welche denn nicht fremd sind. Denn wir finden die ausländischen Wörter nicht nur in den Fällen beibehalten, wo das Gewächs selber noch nicht eingeführt worden ist, sondern auch dann, wenn es, durch tausendjährigen Anbau heimisch gemacht, einen Theil der deutschen Flora bildet.

So wird es uns nicht auffallen, wenn der Reis ein Fremdwort ist, da wir zwar seine Frucht stark benutzen, aber keine Reisfelder wie die Spanier und Italiener haben. Dieses wichtige Getreide, wovon beinahe die Hälfte der Menschheit lebt, wurde von Alters her in Indien angebaut; im Mündungslande des Indus mußte ihm die sumpfige Natur des Bodens besonders zusagen, aber auch auf trockenen und höher gelegenen Strecken konnte die Aussaat so geregelt werden, daß die zu bestimmten Zeiten eintretenden tropischen Regen der Frucht zu Hülfe kamen. Aus Indien stammt daher auch der Name des Reises, er heißt im Sanscrit vrîhi, woraus die alten Perser brîzi machten; brîzi ging im Munde der Griechen, welche den Reis bei den Feldzügen Alexanders des Großen kennen lernten, in ὄρυζα über, das lateinische oryza; davon italienisch riso und deutsch reis. Daß wir dagegen noch den Namen Kartoffel brauchen, ist durchaus zu verwundern. Die Kartoffel, die aus den gemäßigten Gegenden des westlichen Südamerika stammt, gelangte nach der Eroberung Perus unter dem Namen patata nach Europa und ward von den Spaniern mit dieser amerikanischen Bezeichnung schon in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts in den Niederlanden, Burgund und Italien verbreitet; in letzterem Lande heißt sie noch jetzt patata. Daneben aber scheint

Digitized by Google

in Oberitalien der Name tartufola Wurzel gefaßt zu haben, den man aus terrae tuber, Erdtrüffel, erklärt; dieser wurde im Deutschen zu Kartoffel (isländisch tartuflur) und durch Dissimilation zu Kartoffel. Bei der Verbreitung dieses Gewächses hat man indessen in Deutschland allerdings angefangen, sich eines neuen Ausdrucks zu bedienen: Erdbirne oder Erdapfel (französisch pomme de terre), der als einheimisch und correct vor dem häßlichen Kartoffel denselben Vorzug verdient, den das Wort Baumwolle vor Kattun gefunden hat, dem arabischen qo'ton, das noch in allen übrigen europäischen Sprachen gilt.

Desgleichen können wir wohl die Fremdwörter Kaffee, Thee und Chocolade gelten lassen, weil diese Waaren, wenn auch in ungeheurem Maße verbraucht, doch immer nur auf dem Wege des Handels eingeführt werden. Die Heimat des Kaffeebaums ist Abyssinien und speciell eine Hochlandschaft im Süden der Thalfurche des Abai, Kafa, welche mit ausgedehnten Waldungen wildwachsenden Kaffees bedeckt ist und wo die Früchte desselben seit undenklichen Zeiten benutzt werden. Von da ist er im fünfzehnten Jahrhundert nach Arabien gekommen, indem der Schech Schädeli, der Schutzpatron von Mokka, seinen Gebrauch lehrte und ihn nach jener Landschaft qahuah nannte, ein Name, welcher noch heute im ganzen Orient gäng und gäbe und nur in Griechenland durch den sonderbaren Ausdruck *νηφικο-κοκκό-ξουμον* ersetzt worden ist. Von Arabien gelangte er im sechzehnten Jahrhundert nach Aegypten und Constantinopel; Leonhard Rauwolf, ein deutscher Arzt, ist angeblich der Erste, der den Kaffee durch seine 1573 gedruckte Reisebeschreibung in Europa bekannt machte. Wer das Glück hat, diese einmal zu sehn, wird also wahrscheinlich die Transliteration des arabischen qahuah oder des türkischen qahvè finden. Der Thee ist bekanntlich in China einheimisch und heißt in der Mandarinensprache tscha, im Dialekt von Fokien tia. Mit beiden Namen kam er im Jahre 1636 nach Paris, und später durch die holländisch-ostindische Compagnie nach dem übrigen Europa, denn er heißt im Italienischen sowohl té als cià, im Spanischen té und in Neuspanien cha. Endlich die Cacaobohne ist nach einer alten Sage von dem mexicanischen Culturheros Quetzalcoatl aus dem Paradies unter dem Namen kakahuatl auf die Erde gebracht worden, wo er sie in seinen Gärten zu Teorantepec baute und sich von dem daraus bereiteten Göttertranke (theobroma) nährte; dieser erhielt den Namen chocollatl, d. i. Cacaowasser. Er soll dadurch der weiseste und glücklichste Mann geworden sein, bis er durch den Wunsch, unsterblich zu werden, fiel und nun in den Geist des Regens und des Thaus verwandelt wurde.

Wer möchte sich dagegen wiederum nicht verwundern, daß nicht einmal die Zwiebel, nicht einmal der Senf, nicht einmal der Kümmel auf deutschem Boden wächst? Oder vielmehr wachsen sie jetzt dort, aber bewahren noch in ihren fremden Namen das Andenken an ihren fremden Ursprung. Zwiebel oder Bolle kommt von dem italienischen cipolla, das aus dem spätlateinischen cepulla und dies aus lat. caepa entstanden ist, ja wenn man dem Virgil (Moret. 74)' glauben darf, mit caput und Kopf zusammenhängt; Senf geht auf das italienische senapa (lat. sinapi = griech. *σίναπι*, attisch *νᾶπυ*); Kümmel endlich, das jetzt von den Italienern im deutschen Brötchen bewunderte Gewürz und von ihnen selber erba buona, gutes Kraut genannt, auf das lateinische cuminum = griech. *κύμινον*, von dem hebräischen kammon. Alle diese Gewächse haben die Germanen von Italien aus kennen lernen. Was haben sie nicht kennen lernen? Nicht nur von der Insel Melos die Melone, nein auch den Kürbis von den Römern: cucurbita, ein Wort, das auf corbis, Korb, zurückgeht, indem der Eindruck strotzenden Wachsthums durch Reduplication wiedergegeben ist; und die Gurke von den Russen, bei denen sie ein allgemeines Nahrungsmittel ist. Im frühen Mittelalter wurde die Gurke in Constantinopel Angurion genannt, ein persisch-aramäisches Wort, zu dessen Bildung vielleicht der Anklang an das griechische *ἀγγεῖον*, Gefäß, mitgewirkt hat. Von Constantinopel kam sie zu den Slawen und hieß auf russisch ogurek, auf polnisch ogórek; von den Slaven erhielten sie die Deutschen, die sie Anfangs Agurke und allmählich Gurke betitelten. Noch jetzt heißt in Kairo eine Gurkenart 'agûr. Unsere Gurke ist mithin etymologisch mit dem italienischen anguria identisch, ein Wort, das sich im Venetianischen, wahrscheinlich ebenfalls von Constantinopel aus, für die Wassermelone eingebürgert hat; die letztere heißt im übrigen Italien cocomero, nämlich so wie die Römer die Gurke nannten (cucumis).

Wenn der Zucker, der von den Alten nur als ein Arzneimittel betrachtet und erst nach der Entdeckung Amerikas durch Anpflanzung des Zuckerrohrs allgemein verbreitet wurde, seinen ausländischen Namen in allen europäischen Sprachen beibehielt, so wird Niemand viel dagegen einzuwenden haben. Er hieß im Sanscrit çarkarà, im Persischen schakar, woraus das griechische *σάκχαρ*, das lateinische saccharum und das arabische sokkar entstand. Die Araber bauten Zucker sowohl in Aegypten, Kreta und Syrien, als auch in Sicilien und Spanien; aus Aegypten holten ihn die Venezianer (zucchero), aus Spanien (azúcar) die Franzosen (sucre); von Venedig ist er als Zucker nach Deutschland gekommen. Dagegen könnten wir schon für den Safran einen deutschen Namen haben, da er von den Oestreichern um Krems und Mölk vorzüglich angebaut wird; früher pflegten ihn sogar die Wiener Bürger, und die Vorstadt St. Ulrich zu Wien steht auf ehemaligen Safrangärten. Er ist dahin durch die Kreuzfahrer, namentlich den Ritter von Rauhenast, gelangt, der Name arabisch: zâfarân. Desgleichen kommt vielleicht auch noch einmal ein deutsches Wort für den Tabak auf; ich überlasse es einem leidenschaftlichen Raucher zu entscheiden, ob derselbe von der Insel Tabago oder der Provinz Tabasco abzuleiten ist; ob die Indianer zuerst tabacos oder die Spanier cigarros rauchten; kann mich aber nicht enthalten, hier aus culturhistorischem Interesse die prachtvolle Inschrift mitzutheilen, welche die große Tabaksfabrik in Rom auf dem Platze Mastai ziert, und die vermuthlich keine der schönen Arbeiterinnen verstünde, selbst wenn sie lesen könnte: 'Pius IX P. M. Officinam Nicotianis foliis elaborandis a solo exstruxit Anno MDCCCLXIII.' Wie viel merkwürdiger doch, an den alten Tiber eine 'Fabbricca di tabacco' hinzubaun! Wie würden die Schatten Cäsars und Ciceros darüber staunen!

Ich besuchte einmal die Trümmer der kaiserlichen Villa der Livia bei Prima Porta, wo die schöne Statue des Augustus im Vatikan gefunden worden ist. Hier sieht man noch ein Zimmer mit herrlichen Wandmalereien, Vögeln und Fruchtgewinden, die vortrefflich erhalten sind. Indem ich mir die einzelnen Gegenstände zu erklären suchte, zeigte mir die Schließerin darunter verschiedene Apfelsinen, wie man in Rom sagt portogalli. Die gute Frau, sie ahnte nicht, daß eben dieser Name ihre Deutung unmöglich machte; denn die Apfelsinen heißen portogalli (arab. bortuqân), weil sie von Portugiesen im Jahre 1548 aus dem südlichen China nach Europa gebracht wurden; der europäische Urbaum soll noch lange zu Lissabon im Hause des Grafen von St. Laurent gestanden haben. Das deutsche Apfelsine heißt so viel wie Sinaapfel, nach holländ. appelsina, und entspricht etwa einem Ausdrucke wie Haide- d. i. Heiden- oder Tater-, d. i. Tatarenkorn; Orange ist aus dem persisch-arabischen Namen der Frucht (nàrang) mit einer Umdeutung durch aurum, Gold, entstanden. Persien ist gleichfalls die Heimat des Citronenbaums, der dort limû heißt und vor etwa achtzehnhundert Jahren nach Italien gelangte; er behielt hier seinen persischen Namen bei (limone), erhielt aber gleichzeitig einen fremden (citrus).

Auch bei uns zeigen noch zwei unserer gewöhnlichsten Obstsorten durch ihre Namen den fremden Ursprung an: die Pflaume und die Kirsche spielen also in Deutschland ganz dieselbe Rolle, wie die Citrone und die Apfelsine in Italien. Pflaume, in Aachen noch gegenwärtig die Prumm, ist aus dem lateinischen prunum, dieses aus dem griechischen *προῦμνον* herzuleiten; die Kirsche heißt auf armenisch kerras und wurde im Jahre 74 von Lucullus aus der Kirschenstadt Cerasunt in Pontus nach Italien verpflanzt (cerasus); von hier aus wanderte sie nach Deutschland (kirsche); von da zu den Slawen (érješnja); von da zu den Magyaren (tseresznye); während dasselbe Wort von

Digitized by Google

Constantinopel aus weiter in's Türkische, Persische und Kurdische überging. Wie merkwürdig ist das Schicksal des Wortes Aprikose! Diese Frucht soll im Lateinischen das Prädicat praecoquus erhalten haben, weil sie früh reif ward, zumal früher als ihr nächster Verwandter, der Pfirsich; dieses praecoquus weiter nach Griechenland (πραικόκκιον) und Arabien (al-berqûq) gewandert sein, indem sich hier das p in b verwandeln mußte. Die arabische Form liegt nun wiederum dem italienischen albercocco und dem spanischen albaricoque, und entfernter dem neugriechischen βερύκοκον und dem französischen abricot zu Grunde, aus welchem letzteren wohl unsere Aprikose geworden ist. Auch die Feigen (ficus), die Datteln (δάκτυλος), die Rosinen (picardisch rosin für raisin), die Zibeben (zibibbo, arab. zibib) und tausend andere Früchte wären hier zu nennen; und ich wüßte kaum ein anderes Beispiel aufzutreiben, wo einmal ein neuer Name gebildet worden wäre als das Johannisbrod.

Johannes der Täufer soll in der Wüste mit den Hülsen eines in Kanaan einheimischen Baumes, der noch gezeigt wird, sein Leben gefristet haben. Ich weiß nicht, wie man sie auf hebräisch nannte; im alten Griechenland kamen sie als ägyptische Feigen, späterhin als Hörnchen (κεράτια) auf den Markt; diese Hörnchen (ἀπὸ τῶν κερατίων Lucas 15, 16), nicht Träber waren es, die die Säue aßen und mit denen der verlorne Sohn seinen Bauch zu füllen begehrte; eine Scene, die sich noch gegenwärtig alle Tage in Unteritalien wiederholen kann, wo Johannisbrod das gewöhnliche Pferdefutter ist. In Rom nannte man die Hülsen siliquae graecae oder syriacae, wie sie noch jetzt in den Apotheken siliquae dulces heißen. Die Araber naturalisirten den Baum in Europa unter dem Namen charrûb (italienisch carruba, spanisch algarroba); zugleich erhoben sie die Bohne des Johannisbrods zu einem kleinen Goldgewicht und adoptirten in dieser Bedeutung den oben erwähnten Namen κεράτιον und machten daraus qîrât. Davon kommt das französische carat, das italienische carato, das spanische und portugiesische quilate, das deutsche Karat.

Schließlich erlaube man mir noch auf eine Art von verkappten Fremdwörtern aufmerksam zu machen, wo ein Wort nicht geradezu aus einer in die andere Sprache hinübergenommen, wohl aber übersetzt wird, so daß die darin liegende Auffassung eine entlehnte ist. Freilich wird eine derartige Uebersetzung selten nachzuweisen sein; denn ist erstens nicht überhaupt ein zufälliges Zusammentreffen möglich; können ferner nicht beide Völker eine gemeinsame Quelle haben, also wenigstens alle beide Uebersetzer sein; wie will man endlich ausmachen, welches von beiden das Original besitzt? Wenn allerdings die Deutschen von „Meerschaum" reden, so ist an einer Uebertragung aus dem türkischen keffekil oder dem tatarischen myrsen, wie der Meerschaum in Kleinasien heißt, nicht zu zweifeln, weil der Meerschaum aus dem Oriente nach Deutschland kommt; das „Meer" ist natürlich ebenso wie bei Meerschweinchen oder Meerkatze, d. h. aus dem Bringen über's Meer zu erklären. Wenn aber die Deutschen und die Franzosen zugleich die Kartoffeln Erdäpfel (pommes de terre) oder das Taraxacum Löwenzahn (dent de lion) benennen, wie soll man diese Uebereinstimmung erklären? Wie ist es denkbar, daß um ein zartes bläulich beduftetes Kraut mit feinzerschnittenen Blättern zu bezeichnen Italiener (fummos-terno d. i. fumus terrae), Franzosen (fume-terre) und Deutsche (Erdrauch) auf dasselbe allerdings sehr passende Bild verfallen? Ist denn die Fledermaus einer flatternden Maus so ähnlich, daß weder die Franzosen, noch die Provenzalen eine andere Vorstellung aufzutreiben wissen (chauve souris, soritz pennada)? Die Deutschen haben „Haare auf den Zähnen", die Franzosen „Blut in den Nägeln" (du sang aux ongles), aber beide „schmieden das Eisen weil es warm ist" (battre le fer tandis qu'il est chaud, ital. battere il ferro mentr' è caldo). Wandern nicht die Redensarten und die Sprichwörter von einem Ort zum andern wie die Thaler?

Es gibt im Deutschen, speciell im Oestreichischen einen Namen für die Italiener, Katzelmacher, welches wohl von dem italienischen cazza, Pfanne mit einem Stiel, herzuleiten und etwa so viel wie Kesselflicker ist. Es gibt ein anderes, französischen Gepräges, Fauteuil, das dem altfranzösischen faudestueil, dem italienischen faldistorio gleichkommt. Es gibt ein drittes, aus Spanien stammendes: „Rosinante", von dem spanischen rocin, das mit dem italienischen ronzino und rozza, sowie dem französischen rosse verwandt ist, der berühmte Klepper des Don Quixote. Wenn wir nun fänden, daß diese Wörter alle drei erst von Deutschland in die betreffenden Länder kamen, und daß kazza das deutsche kezi oder Kessel, faudestueil das deutsche faltstuol oder Feldstuhl, rocin das deutsche Roß bedeutet — was würden wir sagen? Wir würden sagen, daß sie Vagabunden gleichen, die in der Welt herumlaufen, fremde Gewohnheiten, fremde Tracht annehmen, und wenn sie schließlich in ihr Vaterland zurückkehren, nicht wiederzuerkennen sind.

Aber es wird eine Weile sein, daß sie auf Reisen gegangen sind? Das will ich meinen. Sie sind nicht gestern angekommen wie der Schnapphahn (franz. chenapan) oder der Knappsack (franz. canapsa), der Branntwein (franz. brandevin) oder das Sauerkraut (franz. choucroute); sie datiren nicht aus der Zeit der Eisenbahnen, wie waggon und tunnel, die man wie den Landò (Landauer) oder den Brougham (in Mailand allgemein für Fiaker) eingeführt hat: sie stammen von den alten Deutschen, die bei der großen Völkerwanderung den Mittag Europas unterwarfen. Ob sie Fremdwörter aufbrachten! Denn sie wollten etwas mehr als Fremde sehen und Waaren umtauschen; sie tauschten Blut und schufen das, was wir heute Frankreich, was wir Italien, was wir Spanien nennen. Sie bereicherten mithin den dortigen Wörterschatz im Großen und gaben die Mittel her, eine ganz neue Sprache aufzubauen.

Wir begegnen hiermit einer ganz neuen Erscheinung im Völkerverkehr, die mit den vorhin beschriebenen nicht die geringste Aehnlichkeit besitzt. Denn vorhin stellten zwei Völker gewissermaßen zwei Wassergläser dar, die über ihre Ränder hinweg beständig untereinander communicirten. Jetzt dagegen stürzt sich der gesammte Inhalt des einen Glases in das andere und überfluthet die dort bereits angehäufte Flüssigkeit. Bleibt dabei in dem ersten Glase gar kein Tropfen übrig und wird Alles rein in fremde Gefäße ausgeschüttet, so entsteht das, was wir eine eigentliche Völkerwanderung nennen und wovon bereits der Zug der indogermanischen Urvölker nach Kleinasien und Europa ein Beispiel ist. Bleibt dagegen die Hauptmasse in dem überströmenden Gefäß zurück und entsendet dieses gewissermaßen nur einen Strahl seiner Kräfte in das Nachbarglas, so ist der Fall, von einer kriegerischen Eroberung zu reden, wie sie von Rom aus gemacht worden ist; sie stellt keine so gewaltsame Einströmung, immerhin aber etwas einem eigentlichen Verkehre ganz Entgegengesetztes dar. Denn jedes feindliche in ein fremdes Gebiet einfallende Heer schiebt wenigstens für den Augenblick die Grenze seines Landes in das benachbarte bis zu dem Punkte, wo es selbst steht, vor, so daß die occupirten Provinzen nicht mehr im Austausch mit den Fremden begriffen, sondern selbst kurzweg Fremde geworden sind. Diesen Unterschied der gewaltsamen Ueberfluthung mit der ruhigen und gegenseitigen Communication recht klar einzusehen, ist unumgänglich nothwendig, um die ganz verschiedenen Folgen beider Processe in Bezug auf die Sprache zu würdigen.

Erobernde Nationen werden nämlich nicht nur viel mehr, sondern auch ganz andere Wörter in die unterworfenen Länder schleudern als friedlich verkehrende; denn da sie in denselben thatsächlich die Herren und wie zu Hause sind, so unterhalten sie sich darin nicht mit den Eingeborenen über die Seltenheiten ihres Vaterlandes, sondern sie unterhalten sich untereinander in ihrer Sprache über ihre eigenen Angelegenheiten. Dabei aber nehmen sie dennoch unwillkürlich das Idiom der Unterjochten an, ja mit der Zeit gewöhnen sie sich daran ausschließlich, stopfen aber Ausdrücke ihrer Muttersprache ohne Maß und Auswahl hinein. Die alltäglichsten und allgemeinsten Begriffe werden bald aus Laune, bald aus Unwissenheit aus dem barbarischen Wörterschatze ergänzt. Die Unterthanen hören zu, müssen mitreden, werden selbst mit angesteckt. Die Folge ist, daß nicht nur etliche leichte Anhängsel wie Federchen an das Gewand der fertigen Sprache fliegen, sondern daß eine ganz neue Sprache entsteht,

Digitized by Google

die zum Theil aus fremden Stücken zugeschnitten ist. Diese fremden Stücke sind nicht mehr zu verbannen, wenn nicht die Sprache selber auseinander fallen soll. Die Fremdwörter von vorhin blieben thatsächlich außerhalb des Organismus, die jetzigen bilden sein Blut und seine Knochen. Schließlich, der Unterschied ist in einzelnen Fällen nicht immer leicht zu ziehen; im Großen und Ganzen unbedingt.

Die Sprache, die unter allen den größten Einfluß auf die Menschheit ausgeübt, ja die größere Hälfte im Wortschatze fast aller civilisirten Völker der Welt geliefert hat, ist das Latein. Dieses wurde die Sprache des Gesetzes und der Regierung in den gebildeten Theilen Asiens und Nordafrikas*); es verdrängte die Mundarten Galliens, Spaniens, Portugals, wurzelte in der Schweiz, der Wallachei; ja ward schließlich durch die Verkünder des Christenthums nach den fernsten Theilen des Erdballs getragen. In Folge dessen wurde es durch eine zwiefache Eroberung dem innersten Ideenkreise aller Nationen einverleibt.

Betrachten wir zum Beispiel das Französische. Jedermann weiß, daß dies eine der romanischen Sprachen ist; aber man möchte sie zwiefach romanisch nennen; denn einmal wurde vermittels der römischen Heere und Colonien der lateinische Zweig auf den keltischen Baum gepfropft; zweitens das so veredelte Gewächs abermals durch die Formeln und Schulausdrücke der Missionäre und Gelehrten Roms befruchtet, so daß oft genug dieselben Worte zweimal und in doppelter Gestalt nach Frankreich gekommen sind. So erscheint redemptio als rançon, das ist Lösegeld der gefangenen Soldaten, und als rédemption im Sinne des Loskaufs der Menschheit mit Christi Blute; sacramentum als serment, Schwur des Recruten, und als sacrément, das Sacrament des Altars; causa als chose (italienisch cosa) oder Sache, und als cause (italienisch causa) oder Ursache. Hier beweist schon der verschiedene Grad der lautlichen Assimilation, daß diese Doppelheit nicht dem bloßen Bedürfnisse entspringt, zwei heterogene Begriffe auch sprachlich auseinanderzuhalten, wie ein solches wohl die Scheidung von ille in il (taille) und le (tailleur), von homo in homme und on, von pensare in peser wägen, penser erwägen, denken, und panser bedenken warten, pflegen, veranlaßt haben mag, indem hier sonderbarerweise die volle Form gerade für die uneigentliche Bedeutung aufbewahrt wurde; oder wie neben pagensis (italienisch paesano, französisch paysan) Landmann, paganus (italienisch pagano, französisch payen) im Sinne des auf das platte Land flüchtenden Heiden trat. Denn niemals kann ein Franzose daran gedacht haben, rançon zu sagen, um es von rédemption zu unterscheiden, sondern beide Wörter setzen ganz verschiedene Zeiten der Aufnahme voraus und wurden vermuthlich vom Volke gar nicht als identisch empfunden noch als unterschieden angesehen.

Deutschland ist von den Römern nicht oder wenigstens nur für kurze Zeit unterworfen worden, da sich vielmehr die Römer seit Claudius auf Vertheidigung beschränkten und ihr Reich eben bald unter den gewaltigen Stößen der Germanen zusammenbrach,

Germania quos horrida parturit
fetus; (Hor. Od. IV, 5, 26);

und wenn auch Cäsar Germanicus seinerzeit Thusnelda sammt dem Sohne des Arminius und Segimund in Rom als Gefangene im Triumph aufführte, so war doch dieser Triumph vielmehr das Ende als der Anfang des römischen Glücks gewesen, das wie der Germanicus selber frühe unterging und starb. Dagegen war späterhin die Sprache der Cleriker, der Juristen, der Gelehrten auch in Deutschland lange Zeit die lateinische, da das Christenthum von römischen Missionären gepredigt wurde und die einheimische Sprache, will sagen die Prosa, noch zu wenig ausgebildet war. Demnach hat das Latein auch auf der Oberfläche der deutschen Sprache eine dicke Ablagerung fremder Wörter zurückgelassen; es gibt eine ungeheure Menge lateinischer Ausdrücke bei uns, und zwar nicht etwa nur für lateinische, sondern für die deutschesten Dinge und Begriffe. Alle mit p, einem undeutschen Consonanten beginnenden, sowie alle diejenigen Worte, in denen f, pf oder ph aus ursprünglichem p entstand, sind Fremdworte, die früher oder später besonders aus dem Lateinischen in das Germanische übergegangen sind. So ist Pein poena, Pfund aus pondus, pfropfen aus propaginare, Pilgrim aus peregrinus, Pfütze aus puteus entstanden. Aber auch eine große Zahl anderer scheinbar ganz deutscher Wörter, z. B. Meister (magister), Zettel (schedula), Schule (schola) ergeben sich bei näherer Betrachtung als 'welsche Nüsse'; und wie die Runen durch das lateinische Alphabet verdrängt wurden, so gelang es selbst die uralte Bezeichnung rîzan, das ist reißen, ritzen, vom Einschneiden in Holz oder Rinde, englisch to write, auszurotten und an ihre Stelle das Fremdwort scriban (scribere) mit so nachdrücklichem Erfolg zu setzen, daß dies sogar die starke Biegungsform des vertilgten annahm (rîz, reiz, gerizzen: scribe, screip, gescriben). Anderemal ist wenigstens das lateinische Wort das gewöhnliche, das einheimische dagegen das seltenere und poetische geworden: z. B. reden wir von Köpfen (caput), nicht von Häuptern, von Pferden (paraverēdus), nicht von Rossen; gerade so wie sich in den romanischen Sprachen die Ausdrücke der sogenannten lingua rustica über diejenigen des vornehmen Lateins, das Bauernwort caballus über equus, spatha über gladius, bellus über pulcher emporgeschwungen haben. So theilen denn Roß und equus, edle indogermanische Geschöpfe, das Unglück, in allen Sprachen gering geachtet zu werden, und an ihre Stelle treten der bäurische caballus, verēdus das Extrapostpferd; wie die alten Römer zu Don Quixoten werden, so bleiben von den Rossen nur Rosinanten übrig.

Ein analoges Verhältniß, wie zwischen dem Latein und den meisten Sprachen der civilisirten Welt, findet nun aber wieder zwischen dem Deutschen und dem Lateinischen selber statt. In den romanischen Sprachen, besonders dem Italienischen und Französischen, gibt es eine solche Menge „Germanismen", daß es ohne dieselben ganz unmöglich wäre, eins und das andere zu sprechen. Die Italiener, die sich gegenwärtig so viel Mühe geben, deutsch zu lernen, haben dazu, ohne es zu wollen, bereits in grauer Vorzeit die besten Vorstudien gemacht. Nicht etwa die schwer verständlichen Kunstausdrücke des Gelehrten oder die seltenen Idiotismen des Gewerksherrn, sondern gerade solche Namen, die in Aller Munde und in den Spalten jeder Zeitung täglich und stündlich anzutreffen sind, kommen von jenseits der Alpen: guerra und guerre, guardare und garder, albergo und auberge, ardire und hardir, sperone und éperon, schermo und escrime gehen auf Wörter zurück wie: Werra, warten, Herberge, hart, Sporn, Schirm; alle italienischen Wörter, die mit gua, gue, gui anfangen, sind ohne Ausnahme deutschen Ursprungs, die meisten Ausdrücke des Kriegswesens, des Seewesens und der Schifffahrt, unzählige Thier- und Pflanzennamen, ja sogar einzelne Abstracta sind germanisch; alle zusammen stammen sie von den deutschen Eroberern, die sich dauernd und in Masse und als Herrn hier niederließen. Ihnen haben sich später in friedlichem Verkehr viele andere deutsche Wörter zugesellt: ein Mineralog hat den feldispato, ein Soldat das alto (Halt!) ein Bäcker das semmeli und kiffelo (Semmel, Kipfel), ein Bierbrauer die birra eingeführt; ja die deutschen Gelehrten scheinen in Italien jetzt eine ähnliche Rolle wie die römischen Missionare in Deutschland zu spielen. Diese Fremdwörter sind aber mit jenen weder an Menge, noch au Bedeutung für das tägliche Leben zu vergleichen: jene gelten zwar für italienisch, aber sind es nicht; diese scheinen es kaum zu sein.

Ja unsere Vorfahren haben nicht nur unmittelbar unzählige deutsche Worte eingeführt, sondern auch vermittels einer barbarischen Uebersetzung ihre Anschauungsweise dem fremden Idiome eingeprägt. Ich hörte einmal einen Deutschen die Phrase: „Das ist ganz gäng und gäbe" scherzhaft folgendermaßen wiedergeben: „C'est tout-à-fait corridor et donner." Gerade so haben es die Gothen im Auslande gemacht. Es gibt in den romanischen Sprachen

*) Hier erwies man sich übrigens spröder als anderswo; es ist äußerst selten, daß z. B. eine Ortschaft ihren altsemitischen Namen gegenüber dem späteren römischen eingebüßt hat. Ein Beispiel ist Nâbulus (Neapolis, Flavia Neapolis) für das alte Sichem.

Digitized by Google

so unromanische Ausdrücke, die so sehr der Radebrecherei eines eben angekommenen Fremden gleichen, daß sie am besten aus den Fehlern von lateinisch sprechenden aber deutsch denkenden Germanen zu erklären sind, die von den gefälligen Unterthanen nicht nur nicht gerügt, sondern mit der Zeit sogar selber angenommen wurden — Barbarismen, die weder in der Sprache der Städter, noch der Bauern, sondern in der der Ausländer ihre Wurzel haben. Zum Beispiel das einheimische Wort für das, was sein wird, ist futurum; die Gothen hatten nicht viel Grammatik im Kopfe, futurum fiel ihnen nicht gleich ein; sie nahmen ihre Zuflucht zu dem deutschen Zukunft, welches wörtlich das Zukommende bedeuten soll, und übersetzten das in avvenire, französisch avenir, wörtlich „zukommen", das ist „kommend" oder „das, was zu kommen ist". Ebenso wurde das deutsche „unpaß" selbst sehr unpassend in male-aptus übersetzt und das daraus entstandene malato und malade verdrängte das richtige aeger, das im Italienischen noch als égro, aber selten vorkommt. Das französische entretenir entspricht dem deutschen „unterhalten", das italienische contrada, französich contrée, dem deutschen „Gegend", das Entgegenliegende, während die lateinischen Worte nicht etwa intertenere und contra-ta, sondern alimentare und regio gewesen wären. Es ist dies abermals eine Art versteckter und, ich möchte sagen, gefährlicher Fremdwörter, da sie selbst den Geist des noch übrig bleibenden nationalen Wörterschatzes verfälschen und die ganze Sprache nahezu als ein verderbtes und verkehrtes Deutsch erscheinen lassen.

Ich kann mich eines gewissen Stolzes nicht erwehren, einer Nation anzugehören, die den berühmtesten Völkern Europas ihren Adel gegeben hat; die, Roms Erbin, eine neue Mutter der Civilisation geworden ist und deren edle Laute von Island bis zum fernen Malta und zum Felsen Gibraltar wiederklingen. Was dünken sich die Franzosen, daß sie uns ein paar Kunstausdrücke der Küche oder des Feldes gegeben haben, da doch in ihren Bivouacs und Boulevards, in ihren Hallen und Fouragemagazinen uralte deutsche Worte verborgen sind; da sie uns doch nicht einmal Krieg erklären können, ohne das arme Wort dafür selbst erst von uns gelernt zu haben. Ja sie ahmen uns unbewußt in unseren gröbsten Fehlern nach; und kein Deutscher kann schlechter französisch sprechen, als die Franzosen selber.

Max Müller stellt in seinen Vorlesungen (1. Reihe, II) den Grundsatz auf, daß die Sprachen sich niemals vermischen, weil die Grammatik, ihr Blut und ihre Seele, stets dieselbe bleibe und Fremdwörter zwar das ganze ursprüngliche Aussehen einer Sprache umgestalten, aber keineswegs den inneren Bau, die Form derselben, verändern können. Das Türkische sei mit persischen und arabischen, das Englische mit lateinischen und normannischen Worten überwachsen, aber demungeachtet ihre Grammatik nach wie vor jene tatarisch, diese sächsisch. Deshalb gebe die Grammatik die alleinige Richtschnur der Verwandtschaft und die Grundlage der Classification fast aller Sprachen ab. Und in der That sind die großen Resultate der vergleichenden Sprachwissenschaft durch eine Betrachtung nicht von gleichen Wörtern, sondern von gleichen Beugungen und Abwandlungen erzielt und bewiesen worden.

Man könnte daher die Sprache mit einer Münzstätte vergleichen, wo die einheimischen Erze aufgehäuft, die fehlenden Metalle angekauft, Münzen aus aller Herren Länder eingeschmolzen werden. Nur die Prägestempel, die auf die rohen Scheiben stoßen, sind überall dieselben; die Masse ist ein Gemisch, aus tausend Bächen zusammengeflossen, der Reichthum der ganzen Welt.

Was lehrt uns der Groschen, als daß wir ihn geschlagen haben? Und was thut der Numismatiker anders, als die Inschrift zu entziffern?

„Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist." Was ist des Kaisers? Sein Bild; so geben wir die Münze selbst dem fremden Gott zurück.

Die neuen magnet-elektrischen Maschinen.

Als lange vor Beginn unserer Zeitrechnung Hero und Anthemius ihre einfachen Versuche anstellten und nach dem Wiedererwachen der Wissenschaften aus tausendjährigem Schlafe Alberti (1411) in ähnlicher Weise experimentirte, mochte wohl Niemand ahnen, daß jene scheinbaren Spielereien sich weiter und weiter ausbilden und nach Jahrhunderte langer Arbeit zur stolzesten Maschine der Gegenwart, zur Dampfmaschine führen würden. Und als Galvani am Ausgange des 18. Jahrhunderts Froschschenkel zucken ließ und immer und immer wieder Hunderte der harmlosen Wasserbewohner opferte, mag wohl mancher praktische Mann die Nase dazu gerümpft haben, und auch dem Physiker lag sicher der Gedanke fern, daß diese Versuche das Fundament einer Erfindung sein würden, welche Zeit und Raum aufzuheben scheint, die Continente mit Continenten verbindet und mit Gedankenschnelle des Menschen Wort über die weitesten Entfernungen trägt. Lange schon waren die elektrischen Erscheinungen bekannt, ohne daß man an eine praktische Anwendung der räthselhaften Naturkraft denken konnte, und Jahrhunderte lang setzten die Physiker ihre scheinbaren zwecklosen Arbeiten fort, bis schließlich die Quellen so klar flossen, daß auch die Praxis daraus schöpfen konnte und ungeahnten Nutzen und Vortheile daraus zog. Und wie der Galvanismus zur Zeit eine so gewaltige Rolle spielt und wir uns kaum mehr ohne elektrische Telegraphen zurecht finden würden, so scheinen auch die ihm verwandten magnet-elektrischen Maschinen bestimmt zu sein, eine bedeutende Rolle im Leben und in der Industrie zu spielen.

Bekanntlich tritt die Elektricität als ruhende, angesammelte und als fließende Elektricität auf; in dem ersteren Zustande, wie sie sich in dem Conductor der Elektrisirmaschine findet, läßt sie sich vergleichen mit dem angesammelten Wasser eines Sees, welches nur bedingungsweise mechanische Arbeit verrichten kann, als fließende Elektricität, wie in den Drähten des Telegraphen, gleicht sie dem Wasser in den Bächen und Flüssen und kann wie jenes nützliche Arbeiten hervorbringen. Wo sie bisher noch Anwendung gefunden hat, in der elektrischen Telegraphie, zum Entzünden von Minen und Torpedos, in der Galvanoplastik und zur Erzeugung der wunderbarsten Lichteffecte, immer ist dies nur mit der fließenden Elektricität möglich gewesen und immer nur ist diese erzeugt worden mit Hülfe großer und verschiedenartig gestalteter galvanischer Batterien. Die in der Handhabung derselben liegenden großen Schwierigkeiten, die belästigenden Gase, welche sie verbreiten, die Kostspieligkeit nicht nur hinsichtlich der ersten Anschaffung sondern auch der Erhaltung und täglichen Ernährung, der Zeit, welche auf ihre Instandhaltung verwandt werden muß, bedingen aber immerhin einen beschränkten Gebrauch und somit auch eine beschränkte Leistungsfähigkeit, und den magnet-elektrischen Maschinen scheint die Rolle zufallen zu sollen, die mit vielen Mängeln behafteten Batterien zu ersetzen und der Elektricität eine ausgedehntere Verwendbarkeit zu verschaffen. Die elektrische Kraft der Batterien ist an sich eine sehr unbedeutende und die Unzuverlässigkeit derselben steigt so sehr mit ihrer Größe, daß man wohl niemals damit gewaltige elektrische Leistungen, die vielleicht an die Thaten der Dampfmaschinen erinnerten, erzielen wird, während es wohl als erreichbar scheint, mit Hülfe der magnet-elektrischen Maschinen großartige elektrische Ströme sicher und billig erzeugen zu können.

Die erwähnten neuen Maschinen beruhen auf den längst bekannten und benutzten Principien der Influenz und der Induction, welche sehr glücklich ergänzt und vervollständigt werden durch das neu aufgestellte Princip der Multiplication. Ein elektrischer Körper ruft in einem ihm nahe gebrachten unelektrischen Körper Elektricität hervor, d. i. Influenz, der elektrische Strom erzeugt in einem genäherten leitenden Körper ebenfalls einen elektrischen Strom, d. i. Induction, und durch Multiplication wird die erzeugte Elektricität vermehrt und

Digitized by Google

gegenseitig gesteigert. Kurz gesagt ist der Vorgang in diesen Maschinen eine Verwandlung der mechanischen Arbeit des drehenden Menschen in den elektrischen Funkenstrom und somit zugleich eine fühl- und sichtbare Bestätigung des Gesetzes von der Erhaltung der Kraft, wie sie schöner nicht gefunden werden kann. In ihrer Erklärung beruhen aber die magnet-elektrischen Maschinen noch auf einem andern Grundgedanken, auf der großen Idee von Ampère: der Magnetismus sei gar keine besondere Naturkraft, sondern nur eine specielle Form des elektrischen Stroms. Thatsache ist es, daß ein Magnet kräftige elektrische Ströme zu erzeugen, wie auch umgekehrt die Elektrizität Eisen magnetisch zu machen vermag, und wie es eine Induction durch elektrische Ströme gibt, so ist auch eine solche durch Magnete schon seit langem bekannt. Auf der letzteren beruhen die genannten Maschinen.

Ist es nun auch leicht, durch einfaches Nähern und Entfernen eines Magnetes elektrische Ströme zu erzeugen, so sollte man glauben, es müsse auch leicht sein, magnet-elektrische Maschinen von großer Wirksamkeit zu bauen, wenn man nur dafür sorgt, daß ein großer Magnet abwechselnd in eine Spule, d. i. eine Röhre, die vielfach mit übersponnenem Draht umgeben ist, gesteckt und wieder herausgezogen würde. Dabei sind aber doch ganz erhebliche Schwierigkeiten zu überwinden, einmal weil die Inductionsströme bei einer Operation, z. B. bei dem Herausziehen des Magnetes aus einer Spule, eine andere entgegengesetzte Richtung haben als bei dem Hineinstecken, und sich aufheben würden, wollte man sie ohne Weiteres in einen anderen Körper leiten, zweitens aber auch, weil ihre Dauer immer nur eine sehr kurze und momentane ist. Große Schwierigkeiten stellten sich nach diesen Richtungen hin den Erfindern entgegen und außergewöhnlicher Scharfsinn und Ausdauer war nöthig, dieselben zu überwinden.

Der Raum dieser Blätter gestattet nicht, einen Blick auf die alten Constructionen zu werfen und zu verfolgen, wie sie allmählich vollkommener und zweckentsprechender gebaut wurden. Ebensowenig ist hier der Ort, eingehender auf den Bau der neuesten magnet-elektrischen Maschinen einzugehen. In ausführlicher, erschöpfender Weise und in allgemeinfaßlicher Darstellung sind diese in einer Monographie von Reis — bei Quandt und Händel in Leipzig — in der neuesten Zeit besprochen und durch Abbildungen erläutert worden, eine verdienstliche und interessante Arbeit, auf die wir gern aufmerksam machen. Es muß uns hier genügen, noch einige Blicke auf die Thaten und Leistungen der oft erwähnten Maschinen zu werfen und anzudeuten, zu welchen großen Erwartungen dieselben berechtigen.

Schon 1866 construirte Wilde in Manchester eine magnet-elektrische Großmaschine, welche durch eine Dampfmaschine bewegt und in Rotation versetzt wurde. Wilde erzeugte damit ein Kohlenlicht, welches wie die Mittagssonne blendete, die Gasflammen verdunkelte und fingerdicke Metalldrähte in blendender Weißgluth zusammen zu schmelzen vermochte. In der Großindustrie wurde diese Maschine benutzt, um Kupfer auf galvanoplastischem Wege aus dem Rohkupfer abzuscheiden, um größere Mengen von Ozon zu erzeugen und zu anderen Zwecken, ohne daß sie indeß vermochte, sich längere Zeit zu halten und allgemein einzubürgern. Ungleich vollkommener ist die 1871 erfundene Gramme'sche magnet-elektrische Maschine. Die Unveränderlichkeit der Stromrichtung ist das ausgezeichnete Merkmal derselben, und mit Recht hat die französische Akademie dem einfachen Arbeiter Zénobe Theophile Gramme den Erfinderpreis von 50,000 Francs zuerkannt. Das Wesentliche an der Maschine ist der sogenannte Gramme'sche Ring, eine ebenso einfache wie sinnreiche Vorrichtung, welcher die Maschine ihre vorzüglichen Eigenschaften verdankt. Die ersten Gramme'schen Maschinen sind, nach den Angaben von Reis in der schon erwähnten Schrift, für das große Etablissement von Christofle, welches bis 1875 schon zwölf derselben bezogen hatte, gebaut worden. Sie waren 1 Meter hoch und wogen 750 Kilogramm; die neuesten sind nur halb so groß und wiegen noch nicht 200 Kilogramm. Ebenbürtig und dieselben theilweise übertreffend schließen sich an diese Maschinen diejenigen von Friedrich v. Hefner-Alteneck (Berlin 1872) und die von Bürgin (Basel 1876) an. Wie jene sind die beiden letzteren durch die Unveränderlichkeit der Stromrichtung ausgezeichnet und daneben bemüht, bestimmte Mängel und Unvollkommenheiten der ersteren zu beseitigen. Das wesentlichste Moment der Alteneck'schen ist eine eigenartige Trommelvorrichtung, die von Bürgin wiederum etwas modificirt worden, und wenn sie auch zur Zeit noch nicht frei von Unfertigkeiten ist, so muß doch ihre Leistungsfähigkeit als ganz kolossal bezeichnet werden. Die größten Lichtmaschinen dieser Construction erzeugen bei einer Benutzung einer sechspferdigen Kraft eine Lichtintensität von 14,000 Normalkerzen, und schon kleine derartige Maschinen, die von zwei Arbeitern gedreht werden können, vermögen hinreichendes Licht zu photographischen Aufnahmen, zu elektrischen Sonnen und Theatereffecten aller Art hervorzubringen.

Selbstverständlich steigern sich die Wirkungen dieser Maschinen, wenn statt der drehenden Menschenkraft mehrere Pferdekräfte verwendet werden und sie entsprechend größer construirt sind. Die Leistungen erheben sich dann zu einer Stärke, welche für Batterien unerreichbar ist und die mannichfaltigste Verwendung gestattet. Bald nach dem Bekanntwerden ist die Gramme'sche Handmaschine von Pariser Aerzten als die Universalmaschine der Medicin bezeichnet worden, und wie ihre physiologischen Wirkungen in keiner Weise den Batterien gegenüber zurückstehen, so sind auch ihre Wärmewirkungen so bedeutend, daß Drähte, Zangen, Scheeren u. s. w., die kalt an Körpertheile angebracht werden können, durch sie in abätzende Gluth gelangen. In den Spitälern wird man leicht eine größere magnet-elektrische Maschine mit einem Motor von 1—3 Pferdekräften verbinden können und stets und mit größter Sicherheit die beliebigsten Effecte herbeizuführen vermögen.

Da die chemischen Wirkungen der magnet-elektrischen Maschinen denjenigen der galvanischen Elektricität ganz analog sind, durch dieselben aber nahezu unbegrenzte Mengen von Elektricität erzeugt werden können, so ist es sehr wahrscheinlich, daß die Chemie und Hüttenkunde und die Unzahl der damit zusammenhängenden Industriezweige einen ganz hervorragenden Nutzen daran haben werden. Bei allen galvanoplastischen Processen, bei dem Vergolden und Versilbern in Bronze- und andern Metallwaarenfabriken hat die magnet-elektrische Maschine die rascheste Verbreitung gefunden. Sie arbeitet um 80 Procent billiger als die Batterien und ist zuverlässiger und unschädlicher. Schon jetzt hat man mit ihrer Hülfe in England reines Kupfer aus Rohkupfer dargestellt, die Ausscheidung des Silbers aus dem Chlorsilber wird nicht mehr lange warten lassen und ohne der Phantasie zu sehr die Zügel schießen zu lassen kann man behaupten, daß viele metallurgische Processe reformirt werden, sobald sie mehr und mehr bekannt geworden ist. Wie schon erwähnt sind auch die Lichtwirkungen der oft genannten Maschinen äußerst bedeutend und erregen zur Zeit das meiste Aufsehen. Die Stadtvorstände in Berlin und Mailand haben Commissionen eingesetzt, um die Frage der öffentlichen elektrischen Erleuchtung zu prüfen; elektrisches Licht erleuchtete zur Zeit der Weltausstellung in Wien die große Kuppel des Industriepalastes, und als die Firma Siemens und Halske behufs der Patenterlangung in Charlottenburg durch die Alteneck'sche Maschine das elektrische Licht leuchten ließ, rückte die Berliner Feuerwehr aus. Vier bis sechsmal billiger als die Gasbeleuchtung soll das elektrische Licht sein, und in seiner großen Intensität und Weiße, sowie darin, daß es weniger hitzt und strahlt als das Gaslicht und keine Kohlensäure bildet, liegen weitere sehr bedeutende Vorzüge. Die Güterhalle des Nordbahnhofes in Paris ist mit elektrischem Licht erhellt, in Antwerpen wird es eingerichtet und auch die Hamburger Hafenhallen sollen es erhalten.

Auf die Verwendung, die es jetzt schon in vielen Fabriken gefunden hat, auf die Bedeutung, welche es für die Seebeleuchtung, für Festbeleuchtungen, für die Signalgebung u. s. w. haben wird, näher einzugehen, führt hier zu weit, wie uns der Raum auch nicht gestattet, auf die Bedeutung einzugehen, welche

Digitized by Google

die magnet-elektrischen Maschinen noch nach vielen andern Seiten hin besitzen und noch mehr erhalten werden. In der erwähnten Monographie von Reis finden Interessenten das Nähere.

A. Hosaeus.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

„Reflexe."
Lustspiel in einem Aufzuge von Gustav v. Moser.

„Die Namensvettern."
Schwank in drei Aufzügen von Eugen Stägemann.

Der Sylvesterabend bringt uns am Kgl. Schauspielhause immer neue Stücke; schon aus diesem Grunde kann der letzte Tag des Jahres für unsere erste Bühne nicht immer ein Freudentag sein. Von den Sylvesternovitäten der letzten Jahre hat nur eine, „Das Stiftungsfest", einen großen und anhaltenden Erfolg errungen. Auch Rosens Schwank „Citronen", mit welchem das Theaterjahr 1876 abschloß, zählt noch zu den freundlicheren Erinnerungen, aber nur zu häufig hat das Hoftheater gerade am Sylvesterabend empfindliche Niederlagen zu verzeichnen gehabt. Auch über den letzten Stücken des verflossenen Jahres schwebte kein glücklicher Stern.

Es kamen zwei Novitäten zur Aufführung — oder grammatikalischer und logischer gesprochen: es sind zwei Stücke zur Aufführung gekommen; denn es muß hier wirklich das Perfectum gebraucht werden. Das eine einactige heißt „Reflexe" und hat den talentvollen und fruchtbaren Gustav von Moser zum Verfasser, der sich seit längerer Zeit vom Kgl. Schauspielhause abgewandt und mit seinen amüsanten Situationslustspielen den lachlustigen Besuchern des Wallnertheaters eine lange Reihe von sehr vergnügten Abenden bereitet hat. Auch sein neuester Schwank, für den der Titel „Reflexe" etwas willkürlich gewählt worden ist, wäre dort vielleicht besser am Platze gewesen als auf der Hofbühne. Der äußere Erfolg des kleinen Stückes war, soweit sich derselbe durch den Hervorruf am Schlusse thatsächlich feststellen läßt, zwar ein durchaus günstiger; aber alle Theaterbesucher wissen, daß es neben dem äußeren Erfolge oder Mißerfolge, bisweilen sogar in directem Gegensatze zu diesen, noch eine andere Aufnahme gibt, die sich mehr herausfühlen als nachweisen läßt; und diese, die wesentliche und entscheidende, war dem lustigen Stücke viel ungünstiger, als sie voraussichtlich bei Wallner-Lebrun gewesen sein würde. Man hatte so ziemlich allgemein das Gefühl: das Stück ist recht heiter und belustigend, aber hier ist es nicht am rechten Orte.

Man hört diesen Richterspruch oft, sehr oft; zu oft, denn die Grenzlinie zwischen solchen Stücken, die in's Schauspielhaus, und solchen, die nicht dahin gehören, ist nicht ganz leicht zu ziehen. Aber unzweifelhaft hat man das Recht, an die dramatischen Erzeugnisse, welche auf unserer ersten Bühne zur Aufführung kommen, in Bezug auf literarische Qualitäten gewisse höhere Forderungen zu stellen als an Stücke, die sich von einer weniger anspruchsvollen Stätte herab der öffentlichen Beurtheilung darbieten. Und gerade in literarischer Beziehung ist es um das kleine Lustspiel von Moser nicht gut bestellt.

Der Dialog ist zwar, wie immer bei Moser, munter, schlagfertig und natürlich, aber er leidet auch, wie häufig bei Moser, an zahlreichen beabsichtigten und unabsichtlichen Nachlässigkeiten, die in einer Arbeit, welche sich in literarische Gala wirft, schlechterdings nicht statthaft sind. Dazu rechne ich z. B. die lange Reihe von nicht sehr verbindlichen Commentaren, mit welchen der junge Ehemann die Vorlesung eines an seine Frau gerichteten Briefes begleitet: „dieser Blödsinn", der Schreiber muß „ein Kameel erster Klasse sein" u. s. w. Dazu rechne ich ferner gewisse Redewendungen, wie man sie allerdings in der sorglosen Umgangssprache, die nicht lange prüft und wählt, wohl hört, die aber darum noch lange nicht literarischen Curs erlangt haben — Wendungen, wie z. B. die folgende, die eine gebildete, kluge Dame in den „Reflexen" gebraucht: „Wenn die Herren unter sich gut gefrühstückt haben, fallen wir (Hausfrauen) mit dem besten Diner ab." Dazu rechne ich endlich das Leitmotiv dieses Schwankes, das fast in jeder Scene wiederkehrt.

Ein junger Mann, ich glaube er heißt Max Herold, kennt eine Tänzerin oder Sängerin aus Oestreich. Wenn ich recht verstanden habe, handelt es sich nur um ein harmloses Kaffeeverhältniß; Alles in Ehren! Aber gleichwohl scheint die Intimität zwischen dem jungen Manne und der jungen Oestreicherin doch schon einen bedenklichen Grad von Intimität erreicht zu haben, denn es wird vor der legitimen Gattin verschwiegen, und wir erfahren, daß die Künstlerin ihren Freund in den süßesten Lauten ihrer Heimat „lieber Fratz" zu nennen pflegt.

Nun haben sich aber die jungen Gatten, Max und Erna, in den zärtlichsten, weil ersten Monaten der Ehe in der Vertraulichkeit mit den Schmeichelworten „lieber Affe" und den kosenden Variationen „Aeffchen" und „Affi" erfreut, und jetzt, da Max und Erna wieder einmal in gemüthlich schäkerndem Zwiegespräch beisammen sind, entschlüpft dem Gatten unbedachtsam die verfängliche Liebkosung „lieber Fratz". Die junge Frau, die den „lieben Affen" erwartet hat und nun auf einmal einen „lieben Fratz" zu hören bekommt, ist außer sich. Man kann sich das vorstellen. Wie es der Erregtheit jener andern Hausfrau zugute gehalten werden muß, daß sie ihr verlogenes Dienstmädchen im Eifer anherrschte: „Aber Rieke, Du lügst ja — wie beim Bäcker die Semmeln!" so darf man es auch Erna in ihrer gereizten Stimmung nicht weiter verübeln, wenn sie jetzt den kecken Vergleich gebraucht: „Das Wort «Fratz» fiel Dir von der Zunge wie eine Perle von der Schnur." Der „Fratz" eine Perle!

Darauf nun Interpellation: weshalb nicht mehr „Aeffchen", weshalb „Fratz"? Große Scene der Eifersucht, sinnreiche Combinationen, um Ernas begründeten Verdacht zu entkräften, komische Zwischenfälle: Anweisung des Dienstmädchens durch einen Dritten, den Diener in Ernas Gegenwart „lieber Fratz" zu nennen; dadurch Verwechslung und Mißverständniß auf Ernas Seite, welche annehmen muß, daß ihr Gatte mit dem Mädchen in unerlaubter Weise schäkere; dann Gegenspiel: Anweisung des Dritten durch Erna, ihren Mann „lieber Affe" zu nennen, woraus sich das neue Mißverständniß ergibt, daß der Ehegatte nun seinen Freund, den Dritten, für den Courmacher seiner Frau hält; dazwischen ein Brief des „Fratz" u. s. w. u. s. w. Man kommt aus dem „Affen" und „Fratz" — dem Leitmotiv in den „Reflexen" — nicht heraus.

Wenn man einen objectiven, durchaus nicht tendenziös gefärbten Bericht über die Geschichte liest, die uns Moser in den „Reflexen" erzählt, so wird man es kaum begreifen können, daß das Stück einen unbestreitbaren theatralischen Erfolg hat erzielen können. Denn diese Verwechslung des „Aeffchen" mit dem „Fratz" muß doch als eine zu starke Zumuthung an die Duldsamkeit eines geschmackvollen Publicums erscheinen. Daß trotz alledem das Stück bei der Darstellung nicht nur keinen Widerstand, sondern sogar eine anscheinend freundliche Aufnahme gefunden hat, beweist auf's Neue, wie vortrefflich Moser die Bühnenwirkung zu berechnen weiß, wie geschickt er verfährt, wie talentvoll er ist. Er läßt durch die Erfindung übermüthiger Situationen das Publicum während des Spiels gar nicht zur Besinnung kommen; er amüsirt es bis zu dem Augenblicke, da der Vorhang herunterrauscht. Dann aber kommt die Besinnung, die Kritik; und die, die soeben noch am lautesten gelacht und geklatscht haben, sind nun, als ob sie sich ihrer Heiterkeit nachträglich schämten, auf einmal die unbarmherzigsten Richter. — Das Stück wurde namentlich von Herrn Dehnicke und Fräulein Clara Meyer sehr lebendig gespielt.

Wenn man die Komik in den „Reflexen" hinnimmt, so liegt, wie ich meine, gar kein Grund vor, die Komik in den „Namensvettern" zurückzuweisen. Ueber dies Stück haben das Publicum und die Kritik den Stab gebrochen. Meiner Ansicht nach hat man ein zu grausames Urtheil gefällt. Das Stück gehört nicht auf die Hofbühne. Zugegeben. Liedtke als Kinderwärter, der eine Schreipuppe im Korbwagen beruhigen will — das geht zu weit. Aber daß uns in dem Verfasser, Eugen Stägemann, ein ausgesprochenes Talent für die Posse entgegentritt, ein bühnenkundiger und begabter Autor mit lustigen Einfällen, der urkomische Situationen und Redewendungen zu finden weiß — das hätte nicht verschwiegen werden sollen. Man zeige dasselbe Bild in einem andern Rahmen und man wird sehen, daß dem Autor Unrecht geschehen ist. Nicht durch die Vorstellung, denn diese war durchaus zu loben: Frau Frieb-Blumauer, Fräulein Keßler und Abich, die Herren Liedtke, Krause und namentlich Vollmer — sie alle spielten mit ihrer besten Laune. Aber die starke und festgeschlossene Opposition wollte nun einmal von dem Stücke in diesem Hause nichts wissen.

Die Fabel ist so verwickelt, daß es eine Mühe wäre, sie nachzuerzählen, — überdies eine vergebliche Mühe, da die „Namensvettern" wohl schwerlich auf das Repertoire der Hofbühne zurückkehren werden.

Paul Lindau.

Digitized by Google

Notizen.

Die Kanzlerkrisis hat sich zugespitzt und kann auch in diesen Blättern nicht mehr unbesprochen bleiben. Das größere Publicum hatte derselben bis vor kurzem nur eine laue Aufmerksamkeit geschenkt, wozu theils die Verstimmung über die allgemeine Geschäftslage beim Jahresschluß, theils die Erfahrung beitrug, daß von Ministerkrisen hier zu Lande viel gesprochen wird, hinterher aber gewöhnlich Alles beim Alten bleibt. Mit den Geschäften geht es wirklich herzlich schlecht und man begreift, daß, wer vor Sorgen nicht schlafen kann, den widersprechenden und vieldeutigen Zeitungsnachrichten über den Stand der inneren Frage, wie man sie nennt, kein rechtes Interesse abgewinnen mag. Ein Pessimist behauptete, wenn sich die Menschen nicht unter einander aufäßen, so erkläre sich das nur dadurch, daß sie zu mager wären. Dies wird wohl etwas übertrieben sein. Aber es scheint richtig, daß die rastlose deutsche Arbeit sich in weiten Kreisen, um eine französische Ausdrucksweise anzuwenden, gegenüber dem trostlosen Nichts befindet. In New-York gibt es ein sonderbares Sprichwort: Wenn der Amerikaner gestorben ist, geht er nach Paris! Der Yankee ist nämlich bei Lebzeiten so sehr mit Gelderwerb beschäftigt, daß er erst nach dem Tode an sein Vergnügen denken kann. Der Deutsche aber bleibt immer ernsthaft und es ist darauf zu wetten, daß er auch in jener Welt nicht zur Ruhe kommt, sondern selbst im Paradiese das gewohnte Tagewerk nach wie vor verdrossen und ehrlich auf den müden Schultern weiter trägt. Um so trauriger, wenn damit wenig gefördert wird und der gehoffte Lohn hartnäckig ausbleibt. Die allgemeine Noth hat ein menschenfreundliches Nachdenken bis in die höchsten Kreise herausgefordert und mancherlei Pläne zur Abhülfe erwägen lassen. An Rathschlägen hat es nicht gefehlt. Auch Universalmittel wurden angeboten, in erster Linie von den Schutzzöllnern, die mit ihrem philanthropischen: Prenez mon ours! stets bei der Hand sind. Die Herren sollten auch, eine Zeit lang wenigstens, ein geneigtes Ohr gefunden haben. Gibt es doch Leute, die behaupten, die ganze Kanzlerkrisis und alle Legenden von einem liberalen Ministerium hätten keinen anderen Ursprung, als den Versuch des Reichskanzlers, ob sich für seine Schutzzollprojecte eine möglichst gefügige Majorität gewinnen lasse. Das habe sich bis jetzt so gut wie aussichtslos erwiesen, und daran wären die Verhandlungen in's Stocken gerathen. Diese Erklärung indessen, sowie alles Aehnliche, was in den Blättern über die Krisis vorgebracht wird, trifft ersichtlich nicht den Kern der Sache. Die wenigen in die Angelegenheiten eingeweihten Personen beobachten ein bemerkenswerthes Schweigen, und es ist fraglich, ob die spärlichen Notizen über den Gang der Verhandlungen, die ihren Weg in die Presse finden, jenem esoterischen Kreise entfließen, oder nicht vielmehr zu zwei Dritteln journalistisch combinirt, das heißt erfunden sind. Nicht unmöglich wäre es, daß Fürst Bismarck, der trotz seiner berühmten Offenheit stricte Discretion zu den obersten Requisiten des Staatsmannes zählt und dem wohlbewahrten Geheimniß einen guten Theil seiner historischen Erfolge verdankt, erst einmal erproben wollte, ob die künftigen liberalen Minister auch zu schweigen verstehen. Bis jetzt ist ihnen das trotz zahlloser Interviewers, von welchen sie heimgesucht sein mögen, vortrefflich gelungen, und die Anwartschaft auf die ihnen zugedachten Posten hat dadurch unstreitig gewonnen. Die Zeitungsschreiber jedoch mögen daraus schon jetzt die heilsame Erkenntniß schöpfen, daß, wenn die neue Aera in's Leben tritt, sie genau so viel von der Regierungspolitik erfahren werden, wie jetzt, nämlich so gut wie gar nichts. Darnach möge sich Jeder bei Zeiten einrichten. Die alsdann gouvernementalen Blätter werden sich hin und wieder über Vorgänge in Peking oder Venezuela orakelhaft vernehmen lassen, auch gelegentlich einige trockene Dementis veröffentlichen, einige officiöse Formeln dem gaffenden Philister vermitteln, im Uebrigen aber zur Kenntniß der Zeitgeschichte blutwenig beitragen. Was jetzt vorgeht, drängt sich in die Frage zusammen, ob der große deutsche Richelieu sich zum constitutionellen Pitt umgestalten wird. Die Chancen dafür sind günstig. Die Leitung der Geschäfte ist indessen zum Theil wenigstens Sache des unbesiegbaren Temperaments und wird daher der bisherigen Cabinetsmethode schwerlich ganz entrathen können.

* * *

Ein neues Buch über Jean Paul.*)

Wer den Besten seiner Zeit genug gethan, heißt es, der hat gelebt für alle Zeiten. Bei Jean Paul trifft dieser Satz so vollständig zu, daß es den Anschein hat, der Dichter könne, nach der Bedeutung, die er für seine Zeitgenossen gehabt, bei dem heutigen Geschlecht kaum mehr als der Würdigung eines rühmlichen Namens theilhaft werden, wie ihm solcher durch die heuer einer vielfachen Pflege sich erfreuenden Literaturgeschichte, gleichviel ob mit mehr oder weniger Einschränkung, zugesichert wird. Denn Jean Paul gehört nicht zu den unbedingt Belobten. Auf dem Felde der Kritik stehen Verehrer und Tadler, um nicht zu sagen Verächter, einander schroff gegenüber, und aller Anpreisungen ungeachtet, welche die wohlwollenden Beurtheiler ihm reichlich angedeihen lassen, sind Jean Pauls Schriften einstweilen so gut wie verschollen. Es ist, wie wenn sie von der nahezu uneingeschränkten Theilnahme, die sie zu Lebzeiten ihres Urhebers genossen, völlig absorbirt worden wären. Sicherlich ist ihm die eigene Zeit hinsichtlich der Anerkennung und Bewunderung nichts schuldig geblieben, und die Nachwelt, die es sonst so gern übernimmt, dem wahren Verdienste die Kränze der Unsterblichkeit zu winden, scheint diesenfalls nichts nachholen zu müssen.

Gleichwohl will uns ein kürzlich erschienenes Buch, „Jean Paul und seine Zeitgenossen" von Paul Nerrlich, des Gegentheils versichern. Es erinnert an die bekannte Dankrede von Börne, laut welcher es dem 20. Jahrhundert vorbehalten wäre, diesem Schriftsteller seine volle Würdigung zu zollen. Von diesem Zeitpunkte sind wir gegenwärtig nur durch einige Jahrzehnte getrennt, und den Verf. des neuen Buches kann um so weniger der Vorwurf treffen, zu früh gekommen zu sein, da er mit seiner Monographie nicht ohne Vorgänger ist. Schon 1868 versuchte K. Th. Planck „Jean Pauls Dichtung im Lichte unserer nationalen Entwickelung" darzustellen und damit eine wesentliche Lücke in der Literaturgeschichte Deutschlands zu füllen. Paul Nerrlich erstrebt aber „das objective, endgültige Verständniß des Dichters durch eine Darstellung von Jean Pauls Verhältniß zu seinen Zeitgenossen irgendwie zu fördern".

Mit unverkennbarer Liebe und einem nicht genug zu rühmenden Fleiß hat sich der Verfasser an seine Aufgabe gemacht. Obschon nur auf gedrucktes Material angewiesen, hat er solches mit musterhafter Gewissenhaftigkeit ausgebeutet, und an schätzbaren, lehrreichen Aufschlüssen und Winken bringt er weit mehr, als was blos in seinem Text ersichtlich. Die Anmerkungen enthalten häufig eben so werthvolle Hinweise, und so gebührt dem Verfasser unstreitig das nicht geringe Verdienst, ein ganz unentbehrliches Quellenwerk für das Studium Jean Pauls geliefert zu haben.

Es fragt sich aber doch, ob ein Buch, wie es Herr Nerrlich uns geboten, einen Umschwung im Verhalten der heutigen Lesewelt zu Jean Paul herbeizuführen geeignet ist. Auf eine sehr vertraute Bekanntschaft mit dessen Schriften gestützt, setzt es eine solche offenbar auch beim Leser voraus. Der Verf. eröffnet sein Buch mit der Erklärung: „Allem Anscheine nach wird Jean Paul heutzutage fast von Niemandem mehr gelesen und geliebt; er ist völlig unmodern, er paßt nicht mehr in unsere dem Realen und dem Concreten zugewandte Zeit. Einem verfallenen Riesenbaue gleich steht jetzt da, was er geschaffen; mit Geröll und Schutt bedeckt ist, was einst das Entzücken der Besten gewesen." Aber dies Verhältniß gilt doch unzweifelhaft, sollte man meinen, von dem deutschlesenden Publicum ganz uneingeschränkt, während nur Fachleute, die mit dem Verfasser für „Wiedererweckung" Jean Pauls thätig sind, darin eine Ausnahme bilden. Der Verf. gibt dies selber zu; „die Zeit ist nicht mehr fern", sagt er, „in der es gelungen sein wird, das von den Fluthen der Zeit bedeckte Kunstwerk des Lebens und Dichtens von Jean Paul wieder an's Tageslicht zu fördern, und in der die Nation wiedergefunden haben wird, was bereits verloren geglaubt." In dem schwunghaft gehaltenen Schlußwort seines Buches entwickelt dann der Verf. die Grundzüge einer künftigen Weltanschauung, welche in den Schriften und im Gesammtwirken Jean Pauls ihren wahren Ausdruck suchen und finden werde.

Bei allem Glauben des Verf. an eine solche Gestaltung der Welt- und Lebensanschauung dürfte es ihm wohl nicht genügen, seine Leistung

*) Dr. Paul Nerrlich, Jean Paul und seine Zeitgenossen. Berlin 1876, Weidmann.

Digitized by Google

als ein bedeutsames Merkzeichen auf dem Pfade dieser Entfaltung zu wissen. Es wird ihm wohl darum zu thun gewesen sein, neue Verehrer für seinen Lieblingsdichter zu werben. Unzweifelhaft wird mancher seiner Leser dazu angeregt worden sein, sich den empfohlenen Genuß der Herrlichkeiten Jean Pauls zu verschaffen. Die Mehrzahl seiner Leser wird aber unbekehrt geblieben sein. Aus der Liebe, womit der Verf. seiner Aufgabe obgelegen, aus der Liebe, welche die Zeitgenossen für Jean Paul gehegt und worüber das Buch selbst hinlänglich Zeugniß abgibt, wird man allerdings auf die Bedeutsamkeit Jean Pauls schließen müssen. Worin diese aber bestanden und welchen Gewinn man noch heute aus seinen Schriften schöpfen kann, darüber gibt das Buch Nerrlichs keine eigentliche Vorstellung, sondern nur eine unablässig wiederholte und durch die gültigsten Zeugen beglaubigte Versicherung. Diesen Eindruck erhält man von seiner Darstellung unwillkürlich, weil gegenwärtig die Bekanntschaft mit dem Dichter und dessen Werken fast allgemein fehlt, und weil die, heutzutage wenigstens, keineswegs ansprechende äußere Beschaffenheit derselben durchaus nicht danach angethan, dem hier waltenden Versäumniß ein baldiges Ende zu machen. Und daraus wird man den „Verstockten" keinen Vorwurf machen dürfen.

Der Verfasser selbst beruft sich auf die 1868 von Fr. Th. Vischer aufgezeigte Lücke hinsichtlich der Kenntniß Jean Pauls in der Literaturgeschichte. Diese Lücke besteht noch. Eben so wenig wie durch das vorhin erwähnte Werk Plancks, ist sie durch die Leistung Herrn Nerrlichs ausgefüllt. Beide haben nur lobenswerthe Beiträge dazu geliefert. Der eigentlich zu verrichtenden Arbeit hat Vischer die genaueste Weisung gegeben. „Da es so Wenige mehr über sich bringen," heißt es, „Jean Paul zu lesen, so würde der, welcher die schwere Arbeit auf sich genommen, ein gutes Werk thun, wenn er uns so viel als möglich von den Früchten seiner Arbeit zugute kommen ließe. Wir brauchen ein Werk, das nicht blos Urtheile bringt und voraussetzt, man habe die Werke sämmtlich gelesen; nein, mit guter Auswahl auch Inhaltsdarstellungen, wenigstens da, wo man nur bei specielleren Studien die Stoffkenntniß annehmen darf . . . . . und wo die Erinnerung so leicht sich verwischt, wie gerade bei Jean Pauls Romanen. Wie dankbar wären wir z. B., erzählte uns der Historiker geduldig die Fabel des „Hesperus" und „Titan"!" (Krit. Gänge, 6. Heft.) Vischer hat vollkommen Recht. Eine Analyse über Jean Pauls Wirken, mit einer kunstvoll hergestellten Anthologie aus seinen Schriften verwebt, welche das Lesen derselben ersetzt, kann allein einen richtigen und erschöpfenden Begriff von seiner Bedeutung gewähren. Da nun ein solches Buch immer noch zu den frommen Wünschen gehört, so ist das Fortbestehen der allgemeinen Gleichgültigkeit für die Schriften Jean Pauls auch nach der Bekanntschaft mit der Leistung Nerrlichs hinlänglich entschuldigt.

Nachdem wir dem Verfasser für sein Buch, wie es ausgefallen, die gebührende Anerkennung erwiesen, wird er es uns nicht als Unbilligkeit auslegen, daß wir unsere Bedenken gegen die Erfüllung dessen, was er mit seiner Arbeit bezweckte, unverhohlen aussprechen. Wenn er sich bewußt ist, daß Jean Paul unserer Zeit gänzlich entfremdet ward, so entfremdet, daß sie gewiß mit Verblüfftheit sich wird durch den Verfasser und seine Gewährsmänner gesagt sein lassen, Jean Paul wäre als Dritter neben Schiller und Göthe zu betrachten, so ist sein Verfahren, die Gegenwart darüber zu belehren, nicht das richtige gewesen. Jeder, für den Jean Paul als Verschollener gilt, liest das Buch Nerrlichs wie einen Bericht über Leute, welche eine entfernte Gegend bereist und voll Entzücken darüber sind. Einem solchen Leser fehlt die eigentliche Reisebeschreibung, die Schilderung des Landes selber, sowie die erforderlichen Karten und Abbildungen dessen, was nur durch Anschaulichkeit faßbar zu machen ist.

Es hätte ein Buch werden müssen, wie das von Lewes über Goethe. Der Engländer hatte zunächst seinen Landsleuten, denen Goethe unbekannt war, diesen in seiner Bedeutung und Größe darstellen wollen; er wurde belehrend für Alle, denn er lieferte eine musterhafte Einführung in das Studium Goethes, dessen Schriften dem Leser allemal so vorgestellt werden, wie sie der Mitwelt des Dichters gegenüber getreten waren. Wir stellen mit dieser Bezugnahme auf Lewes durchaus keine unbillige Forderung an unseren Verfasser. In seinem Kapitel über das Verhältniß Jean Pauls zum Dichterkreise in Weimar und in der Schilderung der Beziehungen Jean Pauls zum Herder'schen Hause hat der Verfasser Proben einer Darstellungsweise gegeben, wie sie für ein Werk im angeführten Sinne ganz besonders geeignet wäre. Mit eigener Hand hätte er vollführen können, wozu sein Buch einstweilen nur den Anstoß und das werthvollste Material liefert. Aber diesen Vortheil braucht der Verfasser nicht Andern zu überlassen. Bei einer gründlichen Kenntniß seines Lieblingsschriftstellers, ein Vorzug, worin ihm heutzutage Wenige den Rang ablaufen können, ist Keiner wie er dazu berufen, dasjenige Werk über Jean Paul zu schreiben, zu welchem sein nun erschienenes Buch eine Vorstudie bildet. Diese begleitet er mit einem Vorwort, welches mit dem Geständniß schließt, „er erachte den Zweck seines Buches für erreicht, wenn es neue Darstellungen angeregt und sich selbst ebendadurch überflüssig gemacht hat." Er gehe selbst daran, sein bisheriges Werk durch ein zweites zu ergänzen

Unsere Besprechung beweist ihm, daß sein Buch wenigstens den Wunsch nach neuen Darstellungen über Jean Paul anregt, und wenn wir uns wegen der Erfüllung dieses Wunsches an den Verfasser selber wenden, so mag ihm dies besser als endlose Lobsprüche dafür bürgen, welchen Werth wir seiner Arbeit zuerkennen.

Wilhelm Bolin.

Bibliographie.

G. Kastropp, Gnomenmärchen. 12. 340 S. Stuttgart 1877, Bonz. Eleg. gebd.

— Suleika, ein dramatisches Gedicht in 5 Aufzügen. 12. Ebd. 1876. Cartonnirt.

— König Elf's Lieder. Eine lyrische Rhapsodie. 2. Aufl. 12. 155 S. Ebd. 1877. Cartonnirt. 2. —

C. G. Ritter, König Roderich. Trauerspiel. 12. VI u. 163 S. Leipzig 1878, Naumann.

G. Rosen, die Balkan-Haiduken. Ein Beitrag zur innern Geschichte des Slaventhums. 8. X u. 336 S. Leipzig 1878, Brockhaus.

A. de Vigny, Ausgewählte Gedichte, übertragen von Johs. Karsten. Nebst einer biographischen Charakteristik. 8. LIX u. 131 S. Bremen 1878, Kühlmann.

Max Bauer, die Verfälschung der Nahrungsmittel in großen Städten — speciell: Berlin — und die Abhülfe dagegen vom gesetzlichen, gesundheitlichen und praktischen Gesichtspunkte. 8. 136 S. Berlin 1877, C. Heymann.

Alfr. Berger, Gedichte. 12. VIII u. 96 S. Wien 1878, Rosner.

Edda. Die ältere Edda (Sämundar Edda) übersetzt und mit kurzen Erläuterungen versehen von Bodo Wenzel. 12. XXI u. 552 S. Leipzig 1877, O. Wigand. Cartonnirt.

C. Esselborn, Eudocia. Dramatisches Gedicht. 12. 56 S. Stuttgart 1878, Levy u. Müller. Cartonnirt mit Goldschnitt.

R. Fastenrath, im Haine der Musen. Neue Liederperlen ausgewählt von R. F. 8. XV u. 130 S. Straßburg 1878, Schneider. 6. —

J. H. Frerichs, Eros. (Das Gedächtniß. — Die Phantasie. — Die Freiheit des Willens. — Ueber Dummheit. — Sokrates und Christus.) 12. VI u. 276 S. Norden 1878, Soltau.

E. von Hesse-Wartegg, Prairie-Fahrten. Reise-Skizzen aus den nordamerikanischen Prairien. Mit zahlreichen Abbildungen und Original-Illustrationen von L. v. Eliot u. A. 8. II u. 167 S. Leipzig 1878, G. Weigel.

H. Jahn, ein Sang von Lotharingen. 8. 177 S. Berlin, Denicke.

Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswirthschaft im deutschen Reich. Herausgegeben von F. von Holtzendorff und L. Brentano. Des „Jahrbuchs für Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtspflege des deutschen Reichs" neue Folge. 1. Jahrgang, 4. Heft. 8. VI u. 231 S. Leipzig 1877, Duncker & Humblot.

Italia. Herausgegeben von Karl Hillebrand in Florenz. 4. Bd. 8. 324 S. Leipzig 1877, Hartung. à Bd. 8. —

K. H. Keck, die Nibelungensage. Nach der echten Ueberlieferung erzählt. 8. 352 S. Leipzig 1877, Teubner.

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, NW., Kronprinzenufer 4.

Digitized by Google

Inserate.

Soeben erschien im Verlage von **J. Baemeister** in **Eisenach**:

Die

Reform der Doctorpromotion.

Statistische Beiträge

von

Dr. Max Oberbreyer.

Dritte Auflage. Preis 2 *M.* 40 ₰.

Die in letzter Zeit mit so vielem Erfolge angeregte Frage der Promotionsreform gelangt in dieser Sammlung des Materials zur höchsten Bedeutung. Der Anhang, die Promotionsstatuten sämmtlicher philosoph. Fakultäten Deutschlands enthaltend, wird von besonderem Interesse sein.

Verlag von **F. A. Brockhaus** in **Leipzig.**

Blätter

für

literarische Unterhaltung.

Herausgegeben von **Rudolf Gottschall.**

4. In 52 Nummern von 2 Bogen. Preis pro Quartal 7½ *M.*

Die „Blätter für literarische Unterhaltung" sind die einzige Zeitschrift, welche die neuen Erscheinungen der gesammten nicht streng fachwissenschaftlichen deutschen Literatur mit möglichster Vollständigkeit und ebenso anregend als maßvoll bespricht. Ihre Lektüre ist allen, welche den Bewegungen der Literatur im Zusammenhange zu folgen wünschen, zum Bedürfniß geworden, sodaß kein Journalcirkel, kein Leselocal sie entbehren oder durch andere Zeitschriften ersetzen kann.

Die erste Nummer des Jahrgangs 1878 ist in allen Buchhandlungen zur Ansicht zu haben.

Verlag von **Karl J. Trübner** in **Straßburg.**

Elsaß-Lothringen.

Seine Vergangenheit — Seine Zukunft.

Zweite Auflage.

Preis: 1 *M.* 50 ₰.

Der denkwürdige Beschluß d. Landesausschusses von Elsaß-Lothringen vom 22. Dec. 1877, welcher es als die einzig mögliche Lösung der Zukunft des Reichslandes bezeichnet hat, wenn Elsaß-Lothringen durch Umwandlung der Collectiv-Souveränetät der deutschen Fürsten und freien Städte in die persönliche Souveränetät d. Kaisers: als Kaiserland Bundesstaat würde, verleiht der obigen Schrift, welche zuerst auf diese Lösung hingewiesen hat, erneute Bedeutung.

Soeben erschien:

Rudolph von Jhering,

Der Zweck im Recht.

Erster Band.

gr. 8. 36 Bogen. Pr. 12 *M.* n.

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Havanna-Cigarren,

sehr feine à Mille 60, 75, 90, 200 Mk.

Unsortirte Havanna à Mille 54 *M.*

Echte Cuba-Cigarren in Original-Bast-Paketen zu 250 Stück à Mille 60 *M.*

Manilla-Cigarren à Mille 60 *M.*

Havanna-Ausschuss-Cigarren (Original-Kisten 500 Stück) à Mille 39 *M.*

Aroma, Geschmack und Brand vorzüglich. 500 Stück sende franco.

A. Houschior, Breslau.

Die sociale Frage. Organ des Deutschen (anti-socialdemokratischen) Arbeiterkongresses u. anderer verwandter Vereinigungen. Populär-wissenschaftliche Belehrung über alle nationalökonom. bes. gewerbl. Tagesfragen. Widerlegung der socialdemokratischen Irrlehren. Praktische Vorschläge u. Anweisungen. Rundschau über sociale Vorgänge u. Literatur 2c. Ersch. jeden Freitag 1 Bg., Format d. „Gegenwart". Abonnement *M.* 1.50. pro Quart. bei allen Postanst. u. Zeitungs-Spedit. u. b. d. **Exped.**, Berlin S.W., Schützenstr. 68.

1844. Die **1878.**

Weser-Zeitung

(34. Jahrgang)

täglich zweimal erscheinend (Morgen- und Abend-Ausgabe)

(Sonntag und Montag je einmal)

ladet zum Abonnement höflichst ein.

Durch möglichst rasche und zuverlässige Telegramme, ausführliche Nachrichten, interessante, von bedeutenden publicistischen Kräften gelieferte Leitartikel und andere Beiträge, nimmt die **Weser-Zeitung** einen hervorragenden Platz in der deutschen Tagesliteratur ein.

☞ Abonnementspreis 7 *M.* pro Quartal. Bestellungen nehmen alle Postanstalten entgegen.

Inserate finden in weitesten Kreisen, vorzugsweise des handeltreibenden und besitzenden Publicums, nachhaltige Verbreitung und werden mit nur 25 ₰ pro Zeile berechnet. Bei größeren Aufträgen entsprechenden Rabatt.

Bremen. **Expedition der Weser-Zeitung.**

Sprachschatz der Sassen.

Wörterbuch der Plattdeütschen Sprache

in den

hauptsächlichsten ihrer Mundarten.

Gesammelt und herausgegeben

von

Dr. Heinrich Berghaus.

Vor nun beinahe hundert Jahren hat Johann Heinrich Voß sich das Verdienst erworben, durch einige seiner „Idyllen" die Achtung gegen sein heimathliches Idiom, die meklenburgsche Mundart, literarisch zu erneüern. Und Claus Harms hat, es sind fast sechszig Jahre her, den Nachweis gegeben, daß die Plattdeütsche Sprache, mit der Hochdeütschen verglichen, leichter zu sprechen, lieblicher zu hören, rascher zu lernen, und daß sie kürzer und an Wortfülle reicher sei. Seit der Zeit ist die Plattdeütsche Sprache in ihren verschiedenen Mundarten kultivirt worden von Vielen, u. a. durch Bornemann, Giesebrecht, Kobbe, Wolde, Zumbrodt, u. s. w.! Zur Schrift- und eigentlich literarischen Sprache aber ist das Plattdeütsche in unserer Zeit wieder erhoben worden durch Claus Groth, den Ditmarsen, in seinem köstlichen Quickborn und seinen Erzählungen, durch den Meklenburger Fritz Reuter, den geistreichen Humoristen, durch Brinkmann, Wilhelm Quitzow, den Westphalen Franz Giese und viele Andere.

Der Herausgeber des „Sprachschatz", berühmt als Kartograph u. Historiker, ist ein Plattdeütscher von Geburt und hat seit vielen Jahren an diesem Wörterbuch mit besonderer Vorliebe gearbeitet.

Der Sprachschatz erscheint in 10—12 Lieferungen von je 80 Seiten großen Lexiconformats zu dem äußerst billigen Preise von nur 1 *M.* 50 ₰ pr. Lieferung.

Die 1. Lieferung ist bereits erschienen.

Die Verlagshandlung von **Adolph Müller** in **Brandenburg.**

Weser-Zeitung — Wochen-Ausgabe

enthält sämmtliche bedeutenden Artikel der täglichen Ausgabe, sowie regelmäßig eine interessante Wochenübersicht. Bestellungen und Aufträge zur Versendung nach transatlantischen Ländern, wozu sich die Wochen-Ausgabe besonders eignet, erbittet die Expedition.

Anzeigen werden mit nur 30 ₰ pr. Zeile berechnet und finden hauptsächlich an überseeischen Plätzen weiteste Verbreitung.

No. 606 der **Wochen-Ausgabe** vom Sonnabend 22. December 1877 enthält:

Wochenschau. — Die Zukunft auf der Balkanhalbinsel. — Die reichsfeindliche Liga. — Marschall Mac Mahon. — Die Wendung in Frankreich und die deutschen Ultramontanen. — Die deutsche Krisis. — Die Währungsfrage in den Vereinigten Staaten. — Eine englische Biographie Lessing's. — Wiener Briefe. — Vom Kunstverlage. — Preußischer Landtag. — Deutsches Reich. — Neueste Nachrichten. — Bremer Angelegenheiten. — Handels- und Schifffahrtsnachrichten. — Anzeigen.

Bremen. **Expedition der Weser-Zeitung W.-A.**

Hierzu eine Beilage von der Verlagshandlung J. Engelhorn in Stuttgart.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in Berlin. **Expedition**, Berlin N.W., Luisenstraße 32.

Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Digitized by Google

№ 3. Berlin, den 19. Januar 1878. Band XIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Kanzlerkrisis und Ministerkrisis? Von H. B. Oppenheim. — Zur Reform der Matricularbeiträge. Von H. v. Scheel. — **Literatur und Kunst:** Zur Charakteristik Freiligraths. Von J. F. — Parsifal von Richard Wagner. Besprochen von Paul Lindau. — Ueber Milton und seinen neuesten Biographen. Von Karl Hillebrand. — Ueber die Ursachen und die Entstehung des Nihilismus und der revolutionären Propaganda in Rußland. Von Vindobonensis. — **Aus der Hauptstadt:** Aus dem Concertsaale. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Bibliographie — Inserate.

Kanzlerkrisis und Ministerkrisis?

Von H. B. Oppenheim.

Der Leser erwarte von diesen Zeilen auch nicht die kleinste Enthüllung irgend eines Staatsgeheimnisses, noch die leiseste Andeutung über etwa schwebende Unterhandlungen, — nicht blos, weil der Schreiber nichts zu enthüllen weiß und nichts anzudeuten hat, sondern weil er auch andrenfalls nichts enthüllen oder andeuten möchte. Er wünscht einfach aus der Beschaffenheit der obwaltenden Verhältnisse sich und Anderen die einzuschlagende Richtung klar zu machen, und überläßt es den geschäftigen Mundstücken der öffentlichen Meinung, darüber zu fabuliren, inwiefern die Natur der Dinge durch die Natur der leitenden oder einflußreichen Persönlichkeiten in ihren Wirkungen modificirt wird. Hat doch die mythenbildende Kraft der Zeitungen in dieser Hinsicht längst schon das Mögliche und Unmögliche geleistet!

Das Hineinziehen persönlichen Klatsches, oder, um es vornehmer auszudrücken, das Betreiben der politischen Psychologie schadet, wie alles übertriebene Sich-ergehen in Details, nur zu oft dem richtigen Erfassen der maßgebenden Momente. Unsere Tagespresse wird schon deshalb so oft in die Irre geführt, weil ihre beflissensten Diener so eifrig und freilich auch so kritiklos nach besonderen Informationen jagen. Gerade wie an der Börse diejenigen Speculanten am schnellsten und sichersten ihr Geld zu verlieren pflegen, welche der besonderen Mittheilungen gewisser Diplomaten gewürdigt werden.

Nehmen wir also an, der Schreiber dieser Zeilen wisse von den Thatsachen absolut nicht mehr, als was alle Welt auf offenen Wegen erfahren kann, so ergibt sich ihm Folgendes:

Der einzige verantwortliche Vertreter der Reichsgewalt, der zugleich preußischer Ministerpräsident ist, gilt für beurlaubt, ist aber mit einem Urlaub so eigener Art versehen, daß wir überall seiner Hand und manchmal auch seiner Handschrift (zum Beispiel bei der Contrasignatur der Eulenburg'schen Beurlaubung) begegnen, und daß wir in seine Leitung der auswärtigen Angelegenheiten (neben, d. h. über dem Staatssecretär des Auswärtigen, der, obgleich Reichsbeamter, doch auch preußischer Minister mit Sitz und Stimme im preußischen Ministerium ist) das vollste Vertrauen setzen und daraus, trotz Richter und Parisius, die zuversichtliche Hoffnung auf Erhaltung des europäischen Friedens schöpfen. Immerhin bedeutet dieser Urlaub, daß nicht mit vollem Wind gesegelt wird; immerhin ist er geeignet, und vielleicht auch darauf angelegt, das Unfertige, das Provisorische und des inneren Zusammenhangs Entbehrende in der Organisation des deutschen Reiches zu belegen, zu bestätigen. Alle Welt glaubt — und dieser Anschauung ist bisher nicht widersprochen worden —, der Reichskanzler wolle nur mit einem von Oben gebilligten Organisationsplane und zu dessen unmittelbarer Ausführung zurückkehren. Von seinem Standpunkte aus sind aber die Verhältnisse des Reichs und die preußischen Zustände nicht zu trennen. Ein beliebiger Verfassungsdoctrinär mag sich eine Reichsregierung denken, die sich zu dem preußischen Ministerium nicht anders verhält, als etwa zu dem württembergischen oder meiningenschen. In der lebendigen Wirklichkeit gestalten sich die Dinge unvermeidlich derartig, daß dasselbe Regierungsmaterial, dieselben Kräfte und Tendenzen in Preußen und dem Reiche die entscheidende Wirkung üben, kurz, daß das Reich im großen Ganzen nur von Preußen aus regiert werden kann. Nicht darauf allein kommt es an, daß der Reichskanzler auch preußischer Ministerpräsident sei; weit wichtiger noch ist es, daß bei der Militärverwaltung, bei den auswärtigen Angelegenheiten, den Steuersystemen, der Handelspolitik u. s. w. keine getrennte und disparate Behandlung der zwei sich größtentheils deckenden Gebiete eintrete. Man könnte sich ja auch heuer keinen deutschen Kaiser vorstellen, der nicht die preußische Krone trüge. Oder nehmen wir einmal die Finanzfragen: wie können die Grenzen der Belastung des Volkes ermittelt werden, wenn die Berechnung der Ausgaben von zwei völlig getrennten Behörden geschieht, die Beschließung der indirecten Steuern von der Beschlußfassung über die directen Steuern gänzlich getrennt ist; wenn dieselbe Stelle, welche die Ausgaben beschließt, sich um die Ertragsfähigkeit der Einnahmequellen nicht zu bekümmern braucht? Freilich werden unter allen Umständen zwei verschiedene Landesvertretungen den Ausschlag geben und die letzte Entscheidung treffen; um so dringender nöthig ist es, den inneren Zusammenhang in den Kreisen zu befestigen, welchen die Initiative angehört und welchen die constitutionellen Mittel zur Herstellung der Harmonie zu Gebote stehen. Den mittelstaatlichen Politikern könnte wohl in den Sinn kommen, daß hiermit Preußen ein neues oder doch ein erweitertes Privilegium eingeräumt werden solle. Aber wenn die Reichsmaschine dadurch in Gang gebracht werden kann, daß die nationalen und populären Interessen sich lebendiger darstellen und vertreten lassen, so geschieht das ebensowohl im Interesse der anderen Bundesstaaten: was der Natur der Sache entspricht, ist kein Privilegium, sondern ein Recht. Wohin eine selbstständige mittelstaatliche Politik führt, sahen wir bei dem unseligen Beschluß über das Reichsgericht, der wahrlich dem Reiche mehr, als Preußen zum Schaden gereichen wird. Was bei einer isolirten Reichsverwaltung herauskommt, das sehen wir

Digitized by Google

an dem in sich verfallenden Reichseisenbahnamt, aber nicht blos an diesem.

Das Reich muß die lebendigen und die geschulten Kräfte da nehmen, wo es sie finden, wo es sie greifen kann; es muß auf ein Substrat wirklicher, realer Machtverhältnisse bauen; es muß nicht erst die Fühlung, die Verständigung mit Preußen zu suchen, zu ermitteln haben. Das ist keine Unterordnung des Reiches unter Preußen; es ist vielmehr die bessere Einfügung Preußens zum Nutzen des Reiches.

Allerdings ist dies Alles leichter gesagt als gethan. Lediglich dadurch, daß man ein paar preußische Minister mit Reichsämtern ausstattet, ist die wirkliche Entwickelung kaum wesentlicher gefördert, als sie dadurch gefördert ward, daß einige Reichsbeamte zu preußischen Excellenzen ernannt wurden. Es handelt sich um einen noch unausgetragenen Gedanken, auf dessen Durchführung das Gesetz geschichtlicher Nothwendigkeit im Allgemeinen hinweist, dem sich aber im Einzelnen noch unendliche Schwierigkeiten, aus den Thatsachen, den Stimmungen und aus den Persönlichkeiten hergeleitete, entgegenthürmen mögen. Der Gedanke selbst liegt ja nahe genug und war schon an der Wiege des norddeutschen Bundes vertreten, damals freilich in anderer Form und unter anderen Voraussetzungen. Als im vorigen Frühjahr eine Aeußerung Bismarcks und eine Reichstagsrede v. Bennigsens die erneute Anregung gaben, machte ich selbst auf eine der vielen Schwierigkeiten aufmerksam, welche in der Verschiedenartigkeit der Stellungen der preußischen Minister und der Reichsbeamten liegt. Letztere sind von des Reichskanzlers ausschließlicher Verantwortlichkeit gedeckt, Erstere bilden ein Collegium von gleichberechtigten, gleichverantwortlichen Würdenträgern. Wie wäre es,' frug ich*), wenn derselbe Mann etwa als Doppelminister der Finanzen im Landtage ein Mißtrauensvotum erhielte, im Reichstage aber persona gratissima wäre, oder umgekehrt?!

Es handelt sich aber in der That noch lange nicht um solche constitutionelle Probleme, nicht um neue Gesetze oder um eine Verfassungsänderung, sondern es handelt sich zunächst erst um den Geist, der in der Gesammtleitung zur Geltung kommen sollte. Wenn überhaupt keine Verfassung construirt werden kann, deren buchstäbliche Anwendung nicht zu Conflicten führen könnte, so ist das in vervielfältigtem Maßstabe bei einer Bundesverfassung der Fall, und nun vollends bei einer durch die Umstände dermaßen complicirten monarchisch-constitutionellen Bundesverfassung, wie diejenige ist, deren Lebensfähigkeit, deren Möglichkeit wir erst zu beweisen haben. Jede Verfassung kann durch Lückentheorien lahm gelegt werden, und Mac Mahons Auslegung der französischen Septennatsverfassung war dem Wortlaute nach gerade so juristisch correct, wie die der republikanischen Partei. Eine fortwährend in lebendigem Fluß befindliche Ausgleichung, der stets gegenwärtige gute Wille aller Factoren und aller existenzwürdigen Parteien, das ist das ganze Geheimniß sämmtlicher constitutionellen Sicherheitsschrauben. Nur mit diesen Kräften kann aus den ewigen Provisorien ein Definitivum werden.

Damit aber Preußen dem Reiche zu einer einheitlichen Regierung verhelfe, müßte es selbst eine solche besitzen. Was Einer selbst nicht hat, kann er Anderen nicht gewähren.

Das wäre der zweite Punkt: eine einheitliche Regierung in Preußen.

Man hat es lange selbst in gemäßigt conservativen Kreisen als einen Vorzug gepriesen, daß Preußen nicht, wie England und andere unglückliche Staaten, von Parteiministerien regiert werde; aber die Wohlmeinenden und Einsichtigen aller mittleren Parteien wären jetzt vermuthlich recht froh, eine Parteiregierung nach englischem Zuschnitt zu haben. Die Schwierigkeiten einer Regierung, welche in der Landesvertretung keine sichere Stütze findet, deren Vorlagen gleich dem „Mädchen aus der Fremde" — „man wußte nicht, woher sie kam" — herumirren, diese Schwierigkeiten stellen sich immer mehr heraus und wachsen mit jedem Tage. Das Ministerium war bisher weder ein reines Geschäftsministerium, noch ein Parteiministerium. Seitdem es durch mehrere Capacitäten der freiconservativen Partei über Wasser gehalten wird, ist es ein halb conservatives, halb freiconservatives Cabinet, das von der Gnade der nationalliberalen Partei lebt. Auf diese Weise entstanden Gesetze, welche keinen der mitwirkenden Theile ganz befriedigten und für welche keiner derselben die volle politische und moralische Verantwortlichkeit trug. Endlich scheint die Maschinerie an Stockungen zu leiden, und der große Werkmeister sinnt auf andere Combinationen.

Die Aufgabe verwickelt sich noch dadurch, daß es zwar eine ausschlaggebende Partei, aber keine entschiedene Mehrheitspartei gibt. Seitdem die Fortschrittspartei den Nationalliberalen um enger Fractionsinteressen und Wahlzwecke willen das Cartel gekündigt hat und in die Tonart und die Unarten von 1866—67 zurückfiel, kann von einer großen liberalen Partei kaum mehr ernsthaft die Rede sein. So oft die beiden Parteien auch im Culturkampf und gegen reactionäre Versuche zusammen stimmen werden, feste Verabredungen für positive Leistungen werden schwerlich mehr zwischen ihnen zu treffen sein. Wenn die Partei Eugen Richter, in dem Hochgefühl ihrer Unverantwortlichkeit, die rhetorischen Triumphe eines doctrinären Radicalismus der Befriedigung des positiven Schaffens vorzieht, so wird die nationalliberale Partei gezwungen sein, für den organischen Ausbau der Staats- und der Selbstverwaltung und für andere ähnlich wichtige und gleich unaufschiebbare Angelegenheiten mit der freiconservativen oder deutschen Reichspartei in Verbindung zu treten. Aber die Nationalliberalen sind weit entfernt, sich zu den Portefeuilles zu drängen; sie wissen, daß Zeit und Umstände für sie arbeiten, daß sie beim Warten nichts verlieren, und der persönliche Ehrgeiz kommt dabei nicht zu Worte.

Die Aufgaben sind auch zu groß und zu schwer, um nicht den ganzen sittlichen Ernst politischer Männer herauszufordern. Neben der Selbstverwaltungsreform, bei welcher vielleicht einige Schritte rückgängig gemacht werden müssen, um das Ganze in einem den praktischen Voraussetzungen entsprechendem Geiste zu vollenden, tritt eine Frage in den Vordergrund, an die kein Staatsmann und noch weniger ein Volksvertreter leichtfertig geht: die Steuerfrage.

Die Aufgaben und daher die Ausgaben des Staates und des Reiches mehren sich; die regelmäßigen Einnahmen können auch unter normalen wirthschaftlichen Zuständen nicht in gleichem Maße wachsen. Die Erträgnisse der Kriegsentschädigung sind nahezu aufgebraucht. Die überlasteten Gemeinden verlangen die Abtretung gewisser Staatssteuern. Mit leisem Finger klopft hier und da das Deficit an die Thür. Dieser Klopfgeist hat Gehör gefunden und in allen mehr oder weniger gouvernementalen Kreisen beschäftigt man sich mit Steuersystemen, mit der Auffindung neuer Einnahmequellen. Darüber waltet noch ein höheres Interesse: daß nämlich das deutsche Reich auf seine eigenen Einnahmen gestellt werde. So alt, wie der Bundesstaat, ist die Klage über die Matricularbeiträge. Mit Recht bekämpfen die ärmeren Bundesstaaten — bekanntlich sind die kleinsten auch die ärmsten, aus leicht begreiflichen Ursachen — die nach der Kopfzahl berechneten Matricularbeiträge als eine drückende Kopfsteuer; nicht mit Unrecht weisen Reichsfreunde darauf hin, daß eine solche Erhebungsform nur einem ganz unfertigen Staatswesen entspreche, daß sie nicht geeignet sei, dem Reiche Anhänger zu werben, es in den Gemüthern einzubürgern. Sollten die Matricularbeiträge noch erhöht werden müssen, so würden die wohlorganisirten und leider so zahlreichen Reichsfeinde daraus Kapital zu schlagen wissen. Ein

*) Vgl. „Gegenwart" Nr. 19 vom 12. Mai 1877: „Die Frictionen des Reichskanzlers." Da Herr L. Parisius in seinem Band I „Ueber Deutschlands politische Parteien" (Seite V) an diesem Artikel das Musterbild eines exaltirten Bismarck-Cultus demonstriren will, so benutze ich die Gelegenheit, mit einem einfachen Hinweis auf denselben — nicht meinen persönlichen Standpunkt, sondern — des Herrn Parisius eigenthümlich geartetes Fassungsvermögen zu illustriren.

Digitized by Google

dritter Beschwerdepunkt gegen die Matricularbeiträge ist dahin gerichtet, daß sie die Ordnung der einzelstaatlichen Budgets unendlich erschweren.

Die Anläufe und Versuche, die Matricularbeiträge durch Reichssteuern zu ersetzen, haben bereits eine Geschichte. Es ist überall schwer, eine neue Steuer zu finden, welche der Mehrheit gefällt; um wie viel mehr, wenn Niemand weiß, ob und welche alten Steuern dafür wegfallen würden. Denn um solchen Ersatz zu bereiten, dafür bedürfte es in jedem einzelnen Bundesstaate besonderer Anstrengungen, hier und da vielleicht erbitterter oder erbitternder Kämpfe. Demnach ist bis jetzt das Verhältniß ein solches, daß die Reichsgewalt — Reichstag und Centralregierung — Ausgaben beschließt, für welche die Einzelstaaten die Einnahmen beschaffen müssen. Die Staatsrechtslehrer sagen, das Verhältniß der Matricularbeiträge entspreche eigentlich der Natur und Beschaffenheit des (völkerrechtlich geeinigten) Staatenbundes; im Wesen des Bundesstaates aber sei es begründet, daß er auf seine eigenen Einnahmen gestellt sei und diese selber beschließe. Niemand zweifelt an des Reichskanzlers ernstem Willen, auch in diesem Punkte das höhere Wesen des Bundesstaates zur Geltung zu bringen; das trauen ihm selbst die Radicalen zu, welche dabei den Hintergedanken wittern, der Reichsgewalt so viele indirecte Steuern zuzuwenden, daß sie von dem Verwilligungsrechte der Volksvertretung unabhängig werde. Denn selbst wenn die Steuergesetze alljährlich neu berathen werden müßten, was bekanntlich bei den indirecten Steuern noch viel schwerer durchzuführen wäre, als bei den directen, so würde sich auch thatsächlich gegen eine schon bestehende indirecte Steuer nicht leicht eine Majorität finden, besonders wenn die Regierung mit den Ziffern und Aufstellungen zu schalten weiß.

Nun denn, warum nicht directe Steuern? Allein auch abgesehen davon, daß diese bereits ziemlich vollständig von den Einzelstaaten in den mannichfachsten Formen in Beschlag genommen sind, gilt es noch für ausgemacht, daß ein Bundesstaat, zumal wenn er nicht über eigene Steuerbehörden verfügt, nicht dazu angethan ist, von directer Besteuerung zu leben. Wie viel lockender wirkt nicht die erhöhte Tabaksteuer, deren Ertragsfähigkeit großen Illusionen Raum gibt, und ein reichhaltig auszubildendes System von Stempelsteuern, nebst der den Socialisten wohlgefälligen, aber freilich nicht sehr einträglichen Erbschaftssteuer?!

Allein das Alles macht noch kein selbstständiges constitutionelles Reichssteuersystem, und so lange das nicht aufgerichtet ist, wird man zur Wahrung des Budgetrechtes nicht wohl auf einen Rest von Matricularbeiträgen verzichten dürfen.

Es mag sich bei dem Allem theilweise noch um vage Entwürfe handeln, wie auch z. B. bei dem Reichseisenbahnproject und manchem Anderen. So viel aber steht fest, daß die festere Organisation der Reichsbehörden, die Ordnung der Reichsfinanzen und die Herstellung einer einheitlichen, parlamentarisch gestützten Regierung die in erster Linie stehenden Erfordernisse unseres gesammten öffentlichen Lebens sind und daß diese gewaltigen Aufgaben gleichzeitig gelöst werden müssen, wenn nicht ein unfruchtbares, unheilvolles Provisorium, in welchem auch die in zweiter Reihe stehenden Angelegenheiten verschleppt würden, uns der besten Kräfte und der besten Zeit berauben soll.

Zur Reform der Matricularbeiträge.

Ob die gegenwärtigen Bestrebungen für eine Reichssteuerreform dazu führen werden, die Matricularbeiträge ganz zu beseitigen oder nicht, bleibt noch ungewiß. Die nachfolgenden Bemerkungen werden aber in beiden Fällen nicht ganz unnütz sein. Im Fall der Beibehaltung werden sie in der Ueberzeugung bestärken, daß die Ausmessung der Beiträge nach der summarischen Bevölkerungszahl der Staaten eine höchst ungerechtfertigte sei; im Fall der Abschaffung werden sie den Beweis dafür erbringen, ein wie wenig passender Maßstab die Bevölkerungszahl für die Vertheilung von öffentlichen Lasten überhaupt sei.

Die Matricularbeiträge als ergänzende Reichssteuer werden bekanntlich jetzt auf die 26 Staaten des deutschen Reichs nach Maßgabe von deren Bevölkerungszahl umgelegt, so daß, wenn die Matricularbeiträge z. B. 42,727,360 Mark, also ebenso viel betrügen wie das Reich nach der letzten Volkszählung Einwohner hat, dieselben für jeden Staat genau so viel Mark wie seine Einwohnerzahl betragen würden, also für Preußen 25,742,404, für Bayern 5,022,390 (abgesehen von dessen höheren Beiträgen wegen der Reservatrechte), für Schaumburg-Lippe 33,133 u. s. w. Ganz entsprechend gestaltet sich das Verhältniß, wenn die Matricularumlagen weniger oder mehr betragen. Für das laufende Finanzjahr sind sie bekanntlich fast doppelt so hoch: 81,044,171 Mark.

Daß man die Volkszahl als Grundlage der Vertheilung auf die Staaten wählte, ist ja sehr erklärlich. Von der Bevölkerung werden die Steuern gezahlt, die Größe der Bevölkerung ist der greifbarste Maßstab für die Leistungsfähigkeit der Staaten, und die Veränderungen in denselben können durch periodische Volkszählungen mit Sicherheit bestimmt werden.

Denkt man aber nun über die Bevölkerung als Maßstab der Leistungsfähigkeit an Steuern ein wenig nach, so stößt man zunächst auf die Wahrnehmung, daß jedenfalls immer nur ein Bruchtheil der Bevölkerung die Steuern zahlt. Nur wer Einkommen erwirbt oder besitzt, kann dem Staat davon etwas abgeben. Abgesehen von allen socialen Verhältnissen, welche Unterschiede im Erwerbe und Vermögen bedingen, müssen also naturgemäß alle Kinder, welche noch nichts erwerben können und die auch überhaupt noch kein selbstständiges Einkommen haben, von der steuerfähigen Bevölkerung abgezogen werden. Diesen treten hinzu die Leute im hohen Alter, welche verdientermaßen von der gethanen Arbeit ausruhen und deren Unterhalt die nachwachsende arbeitskräftige Generation mit erwerben muß. In einer jeden Bevölkerung, mögen im Uebrigen ihre Erwerbs- und Einkommensverhältnisse gestaltet sein wie sie wollen, existirt also ein bedeutender Procentsatz von Personen, die für die Steuerfähigkeit des Volkes nicht in Betracht kommen können. Wenn wir rechnen, daß das Alter der Erwerbsunfähigkeit einerseits bis zum 15., andererseits vom 70. Jahre an gehe, so theilt sich die Bevölkerung des deutschen Reichs in ca. 63% in diesem Sinne Steuerfähige oder „Productive", und 27% Steuerunfähige oder „Unproductive". Beim gegenwärtigen Bevölkerungsstande kann sich die Steuerlast also auf höchstens ca. 27,000,000 Einwohner vertheilen, angenommen, daß alle Leute zwischen 15 und 70 Jahren erwerbend und steuerzahlend wären.

Hieraus liegt nun die Schlußfolgerung nahe, daß die Matricularbeiträge allerdings eigentlich auf diese Bevölkerung umgelegt werden, und sich die Beträge pro Kopf statt auf die gesammten 42,7 Millionen auf diese 27 Millionen Einwohner vertheilen; im Uebrigen aber es ganz gleichgültig sei, ob man dieselben nach dieser oder jener Zahl der Bevölkerung auf die Staaten umlege.

Bei diesem Schluß würde man aber thatsächlich nur dann das Wahre treffen, wenn man von einer ganz bestimmten Voraussetzung ausgehen könnte, nämlich der Annahme: daß das Verhältniß jener Steuerfähigen zur Gesammtbevölkerung in den einzelnen Staaten gleich wäre.

Wenn wir uns jedoch auf diesen Punkt hin mit Hülfe der statistischen Nachrichten über die Altersklassen, welche bei Gelegenheit der Volkszählungen gesammelt werden, die Bevölkerung der einzelnen Staaten und Gebiete Deutschlands ansehen, so finden wir, daß diese Annahme keineswegs zutrifft. Vielmehr finden wir ein sehr verschiedenes Verhältniß der beiden bezeichneten Bestandtheile der Bevölkerung zu einander; so verschieden, daß man sich der Erwägung nicht verschließen kann, für die Vertheilung von Lasten auf die einzelnen Staaten sei,

Digitized by Google

abgesehen von andern Rücksichten, aus diesem Grunde die Bevölkerungszahl schlechtweg ein höchst bedenklicher Maßstab.

Wir wollen hier auf umfängliche Zahlenbeweise dieser Verschiedenheiten verzichten; wir können dafür auf die Berechnungen verweisen, welche in der „Statistik des deutschen Reichs" (Bd. XIV) über das Verhältniß der productiven zu der unproductiven Bevölkerung angestellt worden sind, und es sei hier nur angeführt, daß die Differenzen der Art sind, daß z. B. in Preußen 61, in Bayern nur 52; im Bezirk Bromberg 72, im Bezirk Oberbayern nur 44; in Waldeck 68, in Hamburg nur 44 Personen von unter 15 und über 70 Jahren auf 100 erwerbsfähige Personen zwischen diesen beiden Altersstufen kommen.

Machen wir nun aus diesen statistischen Erfahrungsthatsachen Anwendung auf die Matricularbeiträge, so ist es klar, daß die Vertheilung derselben sehr verschieden ausfallen muß, je nachdem man die Bevölkerung überhaupt oder die productive Bevölkerung der einzelnen Staaten zum Maßstab nimmt, und daß jedenfalls der letztere, wenn auch noch mangelhaft, doch viel richtiger ist als der erstere; denn der wirklich steuerfähigen Bevölkerung wird die productive doch viel näher kommen, viel eher entsprechen als die Bevölkerung überhaupt.

In Folge dieser bedeutenden Differenzen der Zusammensetzung der Bevölkerung der einzelnen Staaten, zahlen also gegenwärtig diejenigen Staaten, welche eine verhältnißmäßig geringe productive Bevölkerung haben, zu viel, die Staaten mit einem großen Procentsatz Erwerbsfähiger zu wenig zum Gesammtbudget des Reichs, soweit es durch Matricularbeiträge gedeckt wird. Dazu kommt noch als verstärkendes Moment der Ungleichheit dieses hinzu, daß der productive Theil der Bevölkerung auch an sich um so weniger steuerfähig sein muß, eine je größere Menge von Kindern und Greisen ihm zu ernähren obliegt.

Derjenige Staat, welcher nach dem Maßstab seiner productiven Bevölkerung jetzt am bedeutendsten überlastet wird, ist Preußen. Nehmen wir der Anschaulichkeit halber an, es sei eine Million Mark Matricularbeiträge auf die Staaten zu vertheilen, so hat Preußen nach dem jetzigen Maßstab — der Bevölkerung überhaupt — zu zahlen: 601,210 Mark; würde aber die erwerbsfähige Bevölkerung zu Grunde gelegt, so hätte es von der Million nur 592,244 Mark zu zahlen, mithin fast 9000 Mark weniger. Da es für dieses Finanzjahr nach der Gesammtvolkszahl 36,375,264 Mark zu zahlen hat, so bezahlt es also mindestens ca. $36 \times 9000 = 324{,}000$ Mark zu viel, wenn man den rationelleren Maßstab anlegt. In einer ähnlich ungünstigen Lage befinden sich Oldenburg, Anhalt, Waldeck, Schwarzburg-Sondershausen. In einer Anzahl anderer Staaten ist die Differenz allerdings eine ganz geringe, z. B. in Sachsen, das nach der Bevölkerung überhaupt 62,332, nach der productiven Bevölkerung 62,311 von der Million Mark zu zahlen hätte; in Sachsen-Weimar und Schaumburg-Lippe stellt sich sogar der Antheil nach beiden Maßstäben völlig gleich. Dagegen ist eine Reihe anderer Staaten bei dem jetzigen Ausmaß im Vortheil; so fallen auf Bayern nur 118,313, während 123,488 das richtigere Verhältniß wäre; auch die anderen süddeutschen Staaten, dann die Hansestädte — insbesondere Hamburg — und Braunschweig stehen nach jetzigem Modus günstiger.

Daß die productive Bevölkerung eine gerechtere Grundlage für die Vertheilung sei, wird man kaum leugnen können; andrerseits müßte man freilich noch weiter gehen und zugeben, daß es noch gerechter sei, nicht die Erwerbsfähigen, sondern die Erwerbsthätigen, d. h. wirklich Erwerbenden zum Maßstab zu nehmen; und am gerechtesten, auch diese Grundlage nicht zu wählen, sondern vielmehr die Einwohner nach ihrer wirklichen, rationell ausgemittelten Steuerkraft heranzuziehen, d. h. statt der Matricularbeiträge eine Reichs-Einkommensteuer umzulegen.

Indeß, wenn diese letztere erhebliche politische und finanztechnische Bedenken gegen sich hat, so ist der Maßstab der „Erwerbsthätigen" deshalb kein brauchbarer, weil es der Statistik noch nicht gelungen ist, ihre Aufnahmen in diesem Punkte — der Berufsstatistik — sicher und gleichmäßig zu gestalten. Die Aufnahmen über die Altersverhältnisse hingegen, welche die Grundlage für die Vertheilung der Matricularbeiträge nach der erwerbsfähigen oder productiven Bevölkerung liefern können, dürfen als für diesen Zweck vollkommen sicher genug angesehen werden; namentlich liegt kein Grund vor anzunehmen, daß die Erhebungen in den einzelnen Theilen des Reichs so ungleiche gewesen seien oder sein würden, daß dadurch die Gerechtigkeit dieser Basis beeinträchtigt werden könnte.

Erweist sich also die Beibehaltung der Matricularbeiträge als wünschenswerth, so dürfte es sich wohl der Mühe lohnen, den Maßstab wenigstens in der angedeuteten Richtung zu verbessern. Aber auch abgesehen von ihnen ergibt sich aus solchen Betrachtungen überhaupt für die Vertheilung von öffentlichen Lasten nach der Bevölkerungszahl ein Hinweis. Wie dies namentlich auch für die Rekrutenstellung gilt, möge ein anderes Mal zu zeigen versucht werden. H. v. Scheel.

Literatur und Kunst.

Zur Charakteristik Freiligraths.

Adolf Strodtmann theilt in Nr. 2 der Illustrirten Frauen-Zeitung ein bisher noch ungedrucktes Gedicht Freiligraths mit. Es ist dasselbe ohne Zweifel echt, in Sonettenform, und obgleich es kein Datum trägt, rührt es sicherlich aus der ersten Zeit seines Amsterdamer Aufenthaltes her, wo Sehnsucht nach der westfälischen Heimat und den dortigen Freunden und Verwandten dem Dichter arg zusetzte. Dieser Sehnsucht verleiht das erwähnte Sonett ergreifenden Ausdruck. Hart und schwer genug mag dem gefühlvollen 21jährigen Jüngling die Trennung von Haus und Heimat gefallen sein. Viele seiner am meisten bewunderten Gedichte legen beredtes Zeugniß davon ab. An seinem eignen Heimweh fühlt Freiligrath das Heimweh der Auswanderer schon im Voraus in ihrer Seele nach: „Wie wird das Bild der alten Tage durch eure Träume glänzend wehn!" Er fühlt es mit dem „Schlittschuhlaufenden Neger"; vor Allem aber im „Ausgewanderten Dichter" strömte er sein innerstes Weh in vollen tiefergreifenden Accorden aus: „Allein, allein! und so will ich genesen?" Dieser Schmerzensruf erpreßte sich seiner Seele gerade so in den bevölkerten Straßen der Weltstadt, in denen er sich einsam und verlassen einhertrieb, wie Jenem unter den eingebornen Indianerstämmen, die ihn nicht verstanden. Freiligrath war der ausgewanderte Dichter — nur die Staffage hatte er verändert; der Mastenwald der holländischen Hafenstadt wurde ihm zum Urwalde, den er nun, mit dem ganzen Zauber seiner Phantasie, bis in's kleinste Detail ausmalte und bevölkerte, vom wilden Bienenstamm nnd dem gejagten Elen, bis zu den einheimischen Wilden. Freiligrath lief gewöhnlich Sonntags, nach arbeitvoller Woche, mutterseelenallein hinaus an die See, und tobte seinen Unmuth aus in den Dünen und in der Brandung. „Ach, es war eine düstre verlaßne Zeit für mich!" schreibt er an einen Freund, „sie ist aber auch vorüber gegangen, und ich denke jetzt zuweilen selbst mit einer schmerzlichen Freude an sie zurück." Solche Stunden waren es, in denen seine Sandlieder entstanden und viele andere, in denen unschwer eine sehnsüchtige Trauer, ein ungeduldiger Sehnsuchtsgrimm herauszuhören ist. Aber diese Einsamkeit, so schwer sie für den Augenblick auf ihn lasten mochte, hat goldene Früchte getragen, und ohne sie würde die deutsche Literatur um einen unvergleichlichen Liederschatz ärmer sein. Auch nach einer andern Seite hin war der Amsterdamer Aufenthalt ein großes Glück für den Dichter, denn er riß ihn aus einer Gefühlsstimmung, in die er durch den Tod seines heißgeliebten Vaters 1829 und kurz darauf durch das Sterben seines zärtlich geliebten Brüderchens versetzt wurde.

Digitized by Google

Dieser Stimmung verdanken wir zwar das unvergänglich schöne Lied mit der Mahnung, die kaum ein Sterblicher wird von sich weisen können: „O lieb', so lang du lieben kannst!" Ein Lied, das schon den Text zu Predigten auf der Kanzel, am Grabe und vor dem Traualtar geliefert, das Aufnahme in dem St. Galler und Appenzeller Gesangbuch gefunden hat und das gleichsam zur Volkshymne geworden ist. Dennoch hatte diese Stimmung, die leicht zu krankhafter Schwermuth ausarten konnte, ihre Gefahren. Die neue vervollständigte Ausgabe von Freiligraths Dichtungen enthält mehrere Proben aus jener Epoche, die zur Genüge darthun, wie Freiligrath damals in den düstersten Todesbildern schwelgte, wie er sich das Sterben mit wahrer Lust ausmalte und sich selbst nach dem Tode sehnte. Wir nennen nur: „Lust am Sterben", „Das kranke Kind", „Mutterliebe — Mutterschmerz" und „Der Tod". Das nachstehende Gedicht, welches im Jahre 1831 im Mindener Sonntagsblatt abgedruckt war, aber nicht in die gesammelten Dichtungen aufgenommen ist, mag einen ferneren Beweis für das oben Gesagte führen.

Die Leiche.

Da liegst du, still und ernst und kalt,
Du bleiche, schlummernde Gestalt,
Auf schlechten Hobelspänen!
Ich seh' dich an, und küsse dich,
Und weine laut und bitterlich
Dir meine heißen Thränen!

Wie blaß, wie blaß dein Angesicht!
Wie deine Haare, dicht und schlicht,
Sich an die Stirne schmiegen!
Wie hängt die Wimper, schwarz und lang,
Hernieder auf die welke Wang'!
Welche Ruh' in deinen Zügen!

Wie weiß, wie weiß dein Grabgewand!
Wie fromm gefaltet Hand in Hand!
Wie fest der Mund geschlossen!
Und welcher Friede, still und mild,
Ist über dich, du bleiches Bild,
Vom Tode ausgegossen!

Dein Kampf war kurz, dein Friede währt!
Gar süße Ruh' wird dir bescheert
Unter kühlen Trauerbäumen;
Im trauten Schrein, im Kämmerlein,
Gedeckt vom leichten Blumenrain,
Da magst du schlafen und träumen!

Der Leib zerstäubt! sein Wohner bleibt!
Der Keim verwes't, die Aehre treibt!
Aus enger, dunkler Hülle
Ringt strahlend sich der Falter los,
Und trinkt aus duft'ger Kelche Schoß
Der Seligkeiten Fülle.

So sprengst auch du die Hülle bald,
Du bleiche, schlummernde Gestalt,
Und schwelgst in Himmelshainen.
Doch erst mußt du hinab, hinab!
Hinab in's kalte, dunkle Grab,
Und darum muß ich weinen!

Ich kann, ich kann nicht von dir gehn!
O, könnt' ich immer bei dir stehn
Hier neben deinem Schragen;
O, könnt' ich stets im Leichenschmuck
Dich schau'n, mit Kuß und Händedruck
Dir meine Liebe sagen!

Doch, weh! die Todtenglocke schallt!
Noch einen Kuß! wie eisig kalt!
Seine Kält' kann mich nicht schrecken!
Zum letzten Male küss' ich dich,
Und weine laut und bitterlich,
Und möchte gern dich wecken.

Ein gütiges Geschick lenkte des Dichters Schritte in die Stadt, deren großartiges Welttreiben seiner Phantasie, ihrer natürlichen Anlage gemäß, die gesunde Richtung gab und die entsprechenden Stoffe bot. Amsterdam hat diese Anlage nicht hervorgerufen, nicht einmal geweckt; sie war in voller Kraft vorhanden, wie wir aus „Moosthee" erkennen, welches der Sechzehnjährige dichtete, aus „Barbarossas Erwachen", welches im Jahre 1829, so wie aus „Nebo", „Bilderbibel", „Der Scheik am Sinai" 2c., die 1830, also vor seiner Amsterdamer Zeit entstanden waren; aber es hat diese Anlage genährt und zu der Blüthe entfaltet, deren wunderbarer tropischer Glanz und Duft nun schon drei Generationen entzückt und begeistert hat.

Adolf Strodtmann findet in dem von ihm mitgetheilten Sonett Freiligraths eine „glühende Vaterlandsliebe" ausgesprochen. Wie hätte diese auch fehlen sollen in einem so tiefen und reichen Gemüthe, das von Liebe ganz erfüllt war. Es ist schwer zu begreifen, wie es jemals in der Kritik Stimmen gab, die Freiligrath Mangel an Gefühl und Herz zum Vorwurf machen konnten, die nur „den Hufschlag, nicht den Herzschlag", wie er sich selbst einmal äußerte, aus seinen Gedanken heraushörten, die nicht ahnten, daß gerade aus dem Uebermaß des Empfindens Freiligrath sich jene mißverstandene Zurückhaltung mit feinstem Zartgefühl auferlegte. Aber die Zeit kam bald, wo er seine glühende Vaterlandsliebe ohne Rückhalt ausströmen durfte. „An's Herz der Heimat wirft sich der Poet" sang er schon im Jahre 1839 in seinem Gedicht: „Freistuhl zu Dortmund", nicht erst beim Erscheinen seines „Glaubensbekenntnisses" 1844, wie Strodtmann annimmt. Diesem unermüdlichen fleißigen Sammler verdankt die neue Ausgabe von Freiligraths gesammelten Dichtungen schon das Lied „Lust am Sterben"; möchte es ihm gelingen, noch manches verloren gegangene Gedicht Freiligraths aufzuspüren. Daß deren gar viele völlig verschwunden sind, geht aus Freiligraths Correspondenz, die jetzt gesammelt wird, leider deutlich hervor.

J. F.

Parsifal von Richard Wagner.*)

Die neueste zur Composition bestimmte Dichtung Richard Wagners, „Parsifal", bekundet alle Eigenschaften dieses außergewöhnlichen Mannes in erhöhtem Maße und hat unter den gewollten Seltsamkeiten und Launen des eigenwilligen und selbstbewußten Dichters weniger zu leiden als die früheren.

Ueber das Verhältniß dieses neuen Werkes zu Wolframs Dichtung möge sich ein Anderer des Breiteren auslassen; für den Zweck, den ich beabsichtige: die Leser der „Gegenwart" mit Richard Wagners neuestem musikalischen Drama bekannt zu machen, wird die Bemerkung genügen, daß der Dichter-Componist den alten Stoff mit der vollsten Freiheit behandelt hat. Ich glaube, es ist Gervinus, der an Wolframs „Parzival", diesem bedeutendsten und tiefst erfaßten „Jüngling der Tölpeljahre", auszusetzen hat, daß uns in jenem wunderbaren Repräsentanten der kritischen Periode des Jünglingsalters der eigentliche Held, der Ritter zu sehr entrückt werde. Mit viel mehr Berechtigung ließe sich dieser Vorwurf dem Wagner'schen „Parsifal" gegenüber aussprechen. Denn unser zeitgenössischer Dichter hat aus dieser Figur das Heldenhafte, so weit es sich durch eigenes Thun, durch kühnes Handeln bekundet, nahezu vollständig ausgeschieden. Dieser Parsifal ist eminent passiv. Er ist nur im Dulden und Unterlassen groß; er ist, wie nach Richard Wagner schon sein Name sagt, der „reine Thor" oder der „thörige Reine".

*) Mainz 1877, Verlag von B. Schotts Söhne.

Digitized by Google

Dich nannt' ich, thör'ger Reiner:
„Fal parsi", —
dich, reinen Thoren: „Parsifal".
So rief, da in arab'schem Land er verschied,
dein Vater Gamuret dem Sohne zu,
den er im Mutterschoß verschlossen,
mit diesem Namen sterbend grüßte.

Aus diesen Worten der Kundry, der Gralsbotin, erklärt sich auch die von der bisherigen Schreibweise abweichende Orthographie, welche Richard Wagner gewählt hat.

Wenn Parsifal aber auch nichts Erhebliches thut und wenn sein ganzes Heldenthum darin besteht, daß er einen armen Schwan lahm schießt, verführerischen Weibern widersteht und den wider ihn geschleuderten Speer des heiligen Gral mit der Hand auffängt, so ist er darum menschlich nicht minder liebenswürdig. Auch dieser neueste Held besitzt die eigenthümlich zwingende Gewalt, das Frische und Bedeutende, das allen Wagner'schen ritterlichen Helden vom Lohengrin bis zum Siegfried eigenthümlich ist.

Die Exposition ist auch in diesem neuen Werke, für welches Richard Wagner den anspruchsvollen, schwerfälligen und überflüssigen Titel: „Ein Bühnenweihfestspiel" gewählt hat, wie in allen Wagner'schen Dichtungen knapp und wirksam.

In einem Walde nahe der Gralsburg finden wir Gurnemanz mit jugendlichen Knappen. Wir erfahren, daß es um die Sachen der Gralsburg übel bestellt ist. Der heilige Speer, der Christi Leib am Kreuze verwundet und den dereinst die Boten des Heilands mit dem Gefäße, welches das Blut Christi aufgefangen, dem Vater des jetzigen Königs Amfortas, dem edeln Titurel, dargebracht haben — dieser Speer ist Amfortas auf eine ganz hinterlistige Weise von dem „Bösen hinter dem Berge", von dem Zauberer Klingsor entwandt worden. Der Gralskönig Amfortas hat nämlich einen schwachen Augenblick gehabt; er ist den Reizen eines sehr schönen Weibes, der Gralsbotin Kundry gegenüber nicht ganz unempfindlich gewesen, und das hat der Zauberer Klingsor benutzt, um mit dem Speer davon zu eilen:

„Ein furchtbar schönes Weib hat ihn entzückt:
in seinen Armen liegt er trunken,
der Speer ist ihm entsunken; —
ein Todesschrei! — ich stürm' herbei: —
von dannen Klingsor lachend schwand,
den heil'gen Speer hatt' er entwandt."

Seitdem herrscht auf der Gralsburg nur Trauer. Klingsor hat vermöge seiner Zauberkraft in dem Garten seines Zauberschlosses eine große Anzahl ungewöhnlich schöner Weiber zusammengebracht, und diese gefährliche Nachbarschaft richtet unter den Gralsrittern wahre Verheerungen an. Nur zu viele verfallen dem Bösen, das so angenehm ist. Vor Allem aber leidet der König Amfortas unsäglich. Die Wunde will sich nicht schließen, und ohne den heiligen Speer ist er machtlos gegenüber dem argen Klingsor. Alles wird aufgeboten, um die Wunde des Königs zu schließen. Aus Arabien werden die heilkräftigsten Tränke und Kräuter herbeigeholt; Alles vergeblich. Vom heiligen Grale aus hat eine Stimme zu ihm gesprochen:

„Durch Mitleid wissend,
der reine Thor,
harre sein',
den ich erkor."

Aber der reine Thor, der durch Mitleid weiß, scheint noch immer auf sich warten zu lassen. Da erscheint der Jüngling Parsifal, der sofort bekundet, daß er eine der Bedingungen des Orakelspruches erfüllt, daß er nämlich der reine Thor ist. Er hat einen Schwan erlegt, und als ihn Gurnemanz darüber Vorwürfe macht, und ihn fragt:

„Sag', Knab'! Erkennst du deine große Schuld?
Wie konntest du sie begeh'n?"

antwortet er:

„Ich wußte sie nicht."

Darauf entspinnt sich folgendes Zwiegespräch:

Gurnemanz.
Wo bist du her?

Parsifal.
Das weiß ich nicht.

Gurnemanz.
Wer ist dein Vater?

Parsifal.
Das weiß ich nicht.

Gurnemanz.
Wer sandte dich dieses Weg's?

Parsifal.
Ich weiß nicht.

Gurnemanz.
Dein Name dann?

Parsifal.
Ich hatte viele,
Doch weiß ich ihrer keinen mehr.

Gurnemanz.
Das weißt du Alles nicht?
(Für sich:)
So dumm wie den
erfand ich bisher Kundry nur. —

Das Einzige, was er weiß, ist, daß seine Mutter Herzeleide heißt, daß er im Walde und auf wilder Au' erzogen ward und im Waffenhandwerk vollkommener Autodidakt ist. Gurnemanz geleitet diesen seltsamen Jüngling zur Gralsburg hinauf zur großen Feierlichkeit der Enthüllung des Grals; denn Amfortas hat sich noch einmal durch das inständige Bitten der Ritter dazu bestimmen lassen, ungeachtet der furchtbaren Schmerzen, die ihn durchwühlen, das Heiligthum den Seinen zu zeigen, um ihre Kraft dadurch zu stählen.

Diese Feierlichkeit der Enthüllung ist großartig, sie gehört ohne Zweifel zu dem Allerschönsten, was Richard Wagner gedichtet hat. Es herrscht eine ganz wundersame Feierlichkeit und herrlich weihevolle Stimmung in dem Ganzen und es ist so echt musikalisch gedacht, daß man schon bei der Lectüre der Worte die feierlichen Weisen der Gralsritter, die klagende Stimme des alten Titurel, die Verzweiflung des Königs Amfortas und dazwischen die verheißungsfrohen Klänge, die von der Kuppel herab erschallen, zu vernehmen glaubt. Es ist schade, daß diese andächtige Stimmung nicht bis zum Actschlusse gehalten wird, daß Gurnemanz schließlich den Parsifal recht menschlich aus der Burg hinauswirft:

„(Gurnemanz öffnet eine schmale Seitenthür)
Dort hinaus, deinem Wege zu!
Doch räth' dir Gurnemanz:
lass' du hier künftig die Schwäne in Ruh',
und suche dir Gänser die Gans!"

Das paßt zu dem Vorhergehenden wie die Faust auf's Auge.

Der zweite Aufzug versetzt uns nach Castel Marveil in das Zauberschloß des Klingsor. Zwischen Klingsor und der Gralsbotin Kundry, einem tief unglücklichen, räthselhaften Weibe, noch unglücklicher und noch räthselhafter als Ortrud, mit der es einige Familienähnlichkeit besitzt, besteht ein seltsames Verhältniß. Diese Kundry scheint, wenn ich sie richtig erfaßt, eine Art ewiger Jüdin zu sein. Seit Ewigkeiten harrt sie des „Heilands, den sie einst verlacht hat". Da hat sein Blick sie getroffen, und nun lastet auf ihr der Fluch nicht weinen zu können. Sie muß immer lachen, sie kann nur schreien, wüthen, toben, rasen. Nur ein Reiner kann von dem furchtbaren Banne sie lösen; so lange aber der Fluch nicht von ihr genommen ist, ist sie, die Reuige, dem bösen Zauberer Klingsor unterthan und muß widerwillig als dessen gefügiges Werkzeug Böses thun. Klingsor ist, abgesehen von seiner Zauberkraft, auch ein sehr hellsehender Mann; er ist der Einzige, der die Situation begreift und weiß, welche Gefahren ihm von dem blöden, ungelenken, thörichten Parsifal

Digitized by Google

drohen. Er versucht es daher, diesen auf dieselbe Weise unschädlich zu machen, wie die ungetreuen Gralsritter. Er lockt ihn auf sein Zauberschloß, wo Parsifal, nachdem er hinter der Bühne mit den abgefallenen Gralsrittern in Streit gerathen und verschiedene niedergestreckt hat, im Garten eine Anzahl wundervoller Weiber findet, die sich die merkwürdigsten Vertraulichkeiten ihm gegenüber herausnehmen. Die Damen benehmen sich in einer Weise! —

„Lasset den Knaben! — Er gehört mir. —
Nein! — Nein! — Mir! — Mir! —
An deinen Busen nimm mich!
Die Stirn lass' mich dir kühlen!
Laß mich die Wange dir fühlen!
Den Mund lass' mich dir küssen!
Nein mich! Die Schönste bin ich.
Nein ich! Duft' ich doch süßer.
Weiche du! Sieh', er will mich.
Nein, mich! Nein, mich! ꝛc."

Es wiederholt sich mit anderen Worten in vergrößertem Maßstabe und in einer erstaunlichen Vervielfältigung — denn es sind ein paar Dutzend Weiber, die diese leichten Reden führen —, die bekannte Scene zwischen Joseph und dem Weibe des Potiphar, oder, wenn wir menschlicher sprechen wollen, die von Wilhelm Busch so schön geschilderte Scene zwischen dem heiligen Antonius und dem Teufel als Tänzerin. Gerade wie der heilige Antonius sagt:

„Krabble du nur zu,
Du störst mich nicht in meiner christlichen Ruh'!
Laß ab von mir, du böser Geist,
Wer du auch bist, und wer du seist!"

so sagt auch Parsifal:

„Laßt ab! Ihr fangt mich nicht!"

Und in der That, alle ihre Künste, ihre Zärtlichkeiten, ihre Verwandlung als Blumen, Alles ist vergeblich! Ja, selbst der Kundry, die zu einem üppig schönen, verlockenden Weibe verwandelt worden ist und die ihn mit einer fast verzweifelten Lüsternheit zu umfangen sucht, weil sie in ihm ihren Erlöser erhofft, — selbst ihr widersteht der züchtige Jüngling. Als Alles das nichts verschlägt, erscheint Klingsor auf der Burgmauer und schleudert den heiligen Speer auf ihn. Der Speer bleibt aber über Parsifals Haupte schweben. Parsifal erfaßt ihn mit der Hand und schlägt mit demselben das Zeichen des Kreuzes. Darauf versinkt das Zauberschloß, der Garten verdorrt zur Einöde und der Vorhang fällt, oder wie Wagner sagt, schließt sich schnell.

Im dritten Aufzuge — man kann nun eigentlich, da der Vorhang nicht fällt, auch nicht mehr von einem „Aufzuge" sprechen, sondern müßte es „Oeffnung" nennen — gelangt Parsifal, dem Kundry geflucht hat, daß er niemals den Weg zur Gralsburg wiederfinden werde, nach langen und beschwerlichen Irrfahrten endlich wieder zu dem Walde, der die heilige Burg umgibt. Aehnlich wie Tannhäuser von seiner Pilgerfahrt berichtet nun Parsifal von seinen Leiden. Ruhmlos hat er die Welt durchzogen, hat schwere Unbill ertragen, hat sich mißhandeln lassen müssen, ohne sich vertheidigen zu dürfen, denn den heiligen Speer, den er gewonnen, will er unentweiht wieder an den Ort seiner Bestimmung zurückbringen. Parsifal findet die ersehnte Stätte just zur rechten Zeit, denn in der Gralsburg herrscht tiefste Bekümmerniß. Amfortas hat es nicht mehr über sich gewinnen können, das heilbringende Gefäß wieder zu enthüllen, seine Wunde hat sich noch immer nicht geschlossen, er leidet noch immer übermenschlich, und der heilige Held Titurel, der nur durch den Anblick des Grals seine Lebenskräfte sich erhalten hat, ist verschieden. Heute soll er bestattet werden.

Und so führt Gurnemanz den Jüngling, der noch immer der „reine Thor" ist, aber nun „durch Mitleid weiß", der also vom Herrn zur Rettung des Grals erkoren ist, wieder auf die Burg zur Leichenfeierlichkeit für Titurel. In tiefster Verzweiflung klagt sich Amfortas seiner Sünden an, die den Tod des geliebten Vaters verschuldet haben. Da tritt Parsifal vor, den heiligen Speer in der Hand; er berührt damit die Wunde des Königs, und der Ausdruck der höchsten Entzückung zeigt sich auf Amfortas Antlitz: er ist entsündigt. Titurel belebt sich wieder für den Augenblick und segnet Parsifal. Der Gral wird enthüllt, erstrahlt in wunderbarem Lichte, und Parsifal wird König des Grals.

Das ist in einer naturgemäß dürftigen Nacherzählung die Handlung in dieser neuesten Dichtung Wagners; aber auch aus dieser wird man schon erkennen, wie meisterhaft dieselbe für die musikalische Illustration sich eignet. Die Enthüllung des Grals im ersten Aufzuge, die Scene im Zaubergarten zwischen Parsifal und den Weibern, die große Scene zwischen Parsifal und Kundry und endlich die Trauerfeierlichkeit und die Enthüllung des Grals zum Schlusse, Alles das ist zu einer prächtigen, farbenreichen und gewaltigen musikalischen Composition wie geschaffen. Das Neue, das wir von Richard Wagner zu erwarten haben, wird unzweifelhaft an Großartigkeit hinter dem Bisherigen nicht zurückbleiben.

Daß auch das Theatralische in dieser letzten Oper — man nehme mir den bequemen Ausdruck nicht übel, ich stolpere immer über das „Bühnenweihfestspiel" — ungewöhnlich effectvoll ist und überraschende Neuheiten darbietet, braucht kaum bemerkt zu werden. Wagner hat hier, meines Wissens zum ersten Male in einem ernsten Bühnenwerke, die Wandeldecoration angebracht. Das Publicum, die Schriftsteller und die Bühnentechniker werden dem Dichter dafür Dank wissen. Ich meine, daß diese Wandeldecoration geeignet ist, noch eine sehr bedeutende Rolle auf der modernen Bühne zu spielen, daß dadurch z. B. manche willkürliche Bearbeitung der Shakespeare'schen Stücke verhütet werden könnte. Da wir nicht mehr so genügsam sind, um uns mit der einfachen Ankündigung der Decoration wie zu Shakespeares Zeiten für befriedigt zu erklären, und da der rapide Scenenwechsel, wie ihn Shakespeare vorgeschrieben hat, bei den Apparaten, mit welchen unsere Bühne gewöhnlich arbeitet, nicht auszuführen ist, so wäre vielleicht die Wandeldecoration ein ganz geeignetes Auskunftsmittel, um sowohl unsere Anforderungen an die Decoration zu befriedigen als auch die Scenenfolge, wie sie der Dichter vorgeschrieben hat, wenigstens im Großen und Ganzen beizubehalten. Bei Wagner ist diese Neuerung zuerst angewandt im ersten Aufzuge. Es heißt da:

„Allmählich, während Gurnemanz und Parsifal zu schreiten scheinen, verwandelt sich die Bühne, von links nach rechts hin, in unmerklicher Weise: es verschwindet so der Wald; in Felsenwänden öffnet sich ein Thor, welches nun die Beiden einschließt; dann wieder werden sie in aufsteigenden Gängen sichtbar, welche sie zu durchschreiten scheinen. — Lang gehaltene Posaunentöne schwellen sanft an: näher kommendes Glockengeläute. — Endlich sind sie in einem mächtigen Saale angekommen, welcher nach oben in eine hochgewölbte Kuppel, durch die einzig das Licht hereindringt, sich verliert."

Eine andere Verwandlung, die ebenfalls theatralisch von großer Wirksamkeit sein muß, ist im zweiten Aufzuge, wo der Thurm, auf dem Klingsor steht, versinkt und der Zaubergarten aufsteigt mit üppigster Blumenpracht. Das mögen Schwierigkeiten sein, aber unsere Bühnentechnik überwältigt dieselben ohne Zweifel mit Leichtigkeit. Eine größere Schwierigkeit wird bei der Vorstellung die sein, die erforderlich große Anzahl von blendend schönen, verführerischen Weibern zu vereinigen.

„Parsifal" ist, wie man schon aus den Citaten ersehen hat, nicht im Stabreim abgefaßt; es sind die üblichen Opernverse mit zeitweiliger und willkürlicher Anwendung des Reimes, der übrigens nicht Richard Wagners stärkste Seite ist. Neben vielem Schwerverständlichen und Dunklen finden sich in der Dichtung auch wirklich poetische Schönheiten, z. B. Kundrys Bericht über den Tod von Parsifals Mutter Herzeleide:

„Der Gram ihr zehrte den Schmerz,
um stillen Tod sie warb:
ihr brach das Leid das Herz,
und — Herzeleide — starb."

Digitized by Google

Auch die Charfreitagsstimmung im letzten Acte hat etwas poetisch Rührendes.

Es versteht sich von selbst, daß der Widerspruch, den Wagners Absonderlichkeiten in der Sprache hervorgerufen haben, den Dichter des „Parsifal" dazu veranlassen mußte, die alterthümelnden Seltsamkeiten zu wiederholen. Gleich auf der zweiten Seite finden wir:

„Ihm kehrten sehrender nur
die Schmerzen bald zurück:
schlaflos von starkem Bresten
befahl er eifrig uns das Bad."

Wagner sagt nicht: Gawan hat sich noch einmal entfernt, um heilkräftige Kräuter zu suchen, er sagt: „er hat sich auf neue Sucht fortgeschwungen". Der Zauberer wird nicht bekämpft, er wird beheert. Auch der „freisliche" Knabe, Bayreuther Angedenkens, kehrt im „Parsifal" wieder, und wir finden daneben ein „zieres" Geschlecht. Wagner findet an diesen Worten Gefallen; und den Kritiker möchte ich sehen, der dem Meister das verleiden könnte!

Paul Lindau.

Ueber Milton und seinen neuesten Biographen.*)

I.

Wie der Titel besagt, haben wir es hier eigentlich mit zwei Werken zu thun, deren eines das Leben und die Werke Miltons, das andre die Geschichte seiner Zeit erzählt. Beide sind gleich sorgfältig gearbeitet; aber der literarische Werth beider ist darum noch keineswegs derselbe. Wo Herr Stern die Entstehung und den Fortgang der „großen Rebellion" darstellt, darf er sich mit den ersten Meistern heutiger Geschichtsschreibung messen: er fesselt uns, indem er uns belehrt, und wir haben überall das Gefühl, daß wir auf festen Boden treten. Wo er dagegen die Privatverhältnisse Miltons, dessen persönliche Beziehungen und Studien, Erlebnisse und Werke schildert, ist es uns oft recht schwer ihm zu folgen und trotz, ich dürfte wohl auch sagen wegen der Masse des angehäuften Materials, gelangen wir zu keinem recht klaren Bilde der Menschen und der Dinge. Die natürliche Anlage und was damit verbunden zu sein pflegt, die Neigung des Schriftstellers, welche ihn mehr auf's Allgemeine als auf's Besondere in der Geschichte hinweisen, in der Geschichte aber ihm das Politische näher legen als das Literarische und Psychologische, mögen dabei im Spiele sein; der Hauptgrund dieser Verschiedenheit scheint mir jedoch in der Methode zu liegen: Herr Stern hat sich in der Lebensbeschreibung Miltons als Quellenforscher zeigen wollen, in der Darstellung der öffentlichen Ereignisse hat er keinen Anspruch der Art erhoben, obschon derselbe ganz ebenso gerechtfertigt gewesen wäre. So hat er sich denn hier, nach langen, eingehenden Studien und vollständiger Durchdringung seines Gegenstandes, einfach auf seine Eindrücke, sein Gedächtniß, die gewonnenen und ihm feststehenden Anschauungen verlassen, und so aus dem Vollen schöpfend ist es ihm gelungen, eine wirklich meisterhafte Geschichte Englands im 17. Jahrhundert zu geben, während er für Alles, was Milton anging, seine Notizen sorgfältig aufbewahrt hatte und dieselben nun mit peinlicher Gewissenhaftigkeit aneinanderreihte, ohne daß es ihm geglückt wäre, die Näthe zu verbergen. Hätte er doch wenigstens diese seine Notizen, wenn er den Muth nicht hatte sie, nachdem er sich ganz mit ihnen durchdrungen, sammt und sonders zu verbrennen, unter die Seite in die Anmerkungen verbannt oder dieselben nebst den dazu gehörigen kritischen Disquisitionen, nach altem, gutem, leider aus der Mode gekommenen Gebrauch, als Excurse in den Anhang relegirt. Allein das wäre wiederum seine Sache nicht gewesen: es gilt ja heute den Büchern ihr pedantisches Aussehen zu benehmen, indem man den schwerfälligen Apparat von Anmerkungen unterdrückt, der die Bücher unserer Väter verunstaltete. Wenn man nur auch die Sache unterdrückte! In Wahrheit aber steckt man sie in den Text, wo sie freilich dem Auge weniger störend sein mag, dem Sinne aber viel unerträglicher wird. Es ist, wie wenn ein Speisewirth aus Furcht, die Gäste durch die zu augenfällig gelegene Küche abzuschrecken, dieselbe ganz abschaffte und im Eßzimmer kochen ließe.

Diese Bemerkungen sind durchaus nicht ausschließlich gegen Herrn Stern gerichtet, der ja nur einer weitverbreiteten Sitte huldigt und die angesehensten Autoritäten unserer Zeit für diese seine Methode anrufen kann. Deshalb auch bestehen wir an dieser Stelle auf dieser Rüge: es handelt sich um eine, unserer Ansicht nach falsche Richtung, welche die neuere deutsche Geschichtsschreibung eingeschlagen hat und vor der gerade die Jüngeren gewarnt werden müssen. Man hat angefangen einzusehen, daß gediegene Bücher nicht auch durchaus unlesbar sein müssen und hat sich mit Erfolg daran gemacht, nach dem Muster der Engländer und Franzosen elegante und angenehme Geschichtswerke zu schreiben; allein man hat es doch nicht über sich bringen können, ganz auf den Ruhm deutscher Gelehrsamkeit und Gründlichkeit zu verzichten. Anstatt nun aber dem Fachgelehrten zu überlassen, die Festigkeit dieser Grundlage von Forschungen zu prüfen, beziehungsweise sie dem Publicum gegenüber zu bezeugen, so meint der Schriftsteller, er könnte das selber übernehmen. Allein auch das thut er nicht, indem er sich begnügt in einer Fachzeitschrift oder in einem ausschließlich gelehrten Werke oder mindestens im Anhange seines für die Leser bestimmten Buches über seine gelehrten Forschungen und Untersuchungen Rechenschaft abzulegen; er glaubt beides miteinander verbinden zu können, indem er bald Seiten lang in schönem Flusse erzählt, darstellt oder auseinandersetzt und dann wieder ebensoviel Seiten lang über Daten und Pünktchen auf dem I herumargumentirt. Wie z. B. Herr Gregorovius — man sieht, ich wähle meine Beispiele nicht unter den verächtlichsten Autoren unserer Zeit — alle Augenblicke seine spannende Erzählung oder geistreiche Schilderung unterbricht, um uns im Texte alle seine archivalischen Entdeckungen über die Heirathscontracte der Cousinen und Kammerjungfern seiner Heldin nebst den Namen aller dabei anwesenden Zeugen mitzutheilen, so schenkt uns auch Herr Stern keine seiner, an sich ja sehr lobenswerthen, Untersuchungen über die Vorfahren Miltons, über ihre und seine Wohnungen, über die Pachtcontracte von Miltons Schwiegervater, über dessen Schulden und die Namen seiner Gläubiger, ja endlich über das ganze Inventar seiner verkauften oder sequestrirten Besitzthümer! Als ob es nicht ganz genug wäre zu wissen, daß der Mann seinem künftigen Schwiegersohne Geld schuldete, daß er, der Royalist, durch den Bürgerkrieg ruinirt ward und endlich mit der ganzen Familie ein zeitweiliges Asyl bei dem Sohne seiner Tochter suchen mußte. Ein Geschichtswerk ist ja keine akademische Lehrstunde, bei der es weniger auf das Resultat ankommt, als auf die Weise wie es gewonnen wird. Hier im Gegentheil ist das Ergebniß die Hauptsache. Alles was den Schriftsteller interessirt, interessirt deshalb noch nicht den Leser: nicht jedes neuaufgefundene Datum, nicht jede Entdeckung einer neuen Thatsache ist mittheilenswerth; und der Forscher muß, sobald er Schriftsteller wird, sich sofort klar machen, daß gewisse Funde, die ihn vielleicht am meisten erfreut, welche oft die Frucht langer mühevoller Jagd gewesen sind, für den Leser gar keinen Werth haben: und die Bücher sind der Leser wegen, nicht die Leser der Bücher wegen da.

Auch darin folgt unser Verfasser berühmten und anerkannten Vorbildern, daß er, wo und wann bestimmte Angaben fehlen, der lieben Vollständigkeit wegen uns gerne mittheilt, was sein Held „wohl", „vielleicht", „offenbar", „ohne Zweifel" gethan habe und uns zu wissen thut, wie „wir uns denken können", wie „man vermuthen darf", wie „es nahe liegt vorauszusetzen", daß er seine Zeit verbracht. Ebenso vollständig pflegt man in der

*) Milton und seine Zeit von Alfred Stern. Erster Theil 1608—1649. Leipzig 1877, Duncker & Humblot. Ein Band von XIV und 847 S.

Digitized by Google

Aufzählung aller der Namen zu sein, mit deren Trägern der Gegenstand einer Biographie je zusammengetroffen, oder der Titel aller Bücher, die er nachweislich gelesen hat. Auch das kann von Interesse sein, wie C. Justi in seinem „Winckelmann" bewiesen hat. Alle diese Charakterköpfe uns vordem selbst dem Namen nach unbekannter römischer Prälaten aus der Zeit Lambertinis leben, wir glauben sie persönlich gekannt zu haben, und mit ihnen lebt die ganze Zeit vor unserm innern Auge auf. Die Namen der florentinischen Freunde Miltons, über die wir erst gestern gelesen, haben wir heute schon vergessen: es sind eben Namen geblieben. Die Natur von Herrn Sterns Talent mag, wie schon bemerkt, dazu beigetragen haben, diese Partien seines sonst so ausgezeichneten Werkes weniger anregend zu machen: die künstlerische Gestaltungskraft, die lebendige Darstellung des einzelnen Menschen und des einzelnen Ereignisses scheint nicht seine Sache zu sein; selbst von seinem Milton gewinnt man keine recht klare Anschauung, geschweige denn von den Deuteragonisten und Tritagonisten. Dagegen ist er ganz zu Hause und glückt es ihm ungemein, wenn er den ursächlichen Zusammenhang in der Geschichte aufdeckt, die allgemeinen Strömungen in derselben verfolgt, die Nachwirkungen der Ereignisse darstellt, den Gesammtcharakter einer Epoche, eines Landes, einer Partei schildert. Vielleicht führt ihn auch hier bisweilen der Wunsch, Milton zu rechtfertigen, weiter als es die Thatsachen erlauben. (So wenn er sich durch einzelne, von den Independenten geradezu verläugnete Neuerer, wie Roger Williams und Hugh Peters, dazu verleiten läßt, den Independentismus als die Vertretung der Gewissensfreiheit darzustellen. In Wahrheit gaben die „Heiligen" den Papisten, Bischöflichen und Presbyterianern nichts nach an Intoleranz und Engherzigkeit des religiösen Standpunktes.) Im Allgemeinen jedoch scheinen uns Sterns historische Würdigungen auf gesündester politischer Einsicht zu beruhen. Auch wirkt seine Darstellung, trotz des Vielen und Vortrefflichen, was die angesehensten Historiker unserer Zeit über die englische Geschichte des 17. Jahrhunderts geschrieben haben, als eine frische, neue; und sie hat das Verdienst ebenso klar als lebendig zu sein, wie denn auch die Schreibart Sterns nicht nur warm und anregend, sondern auch von größter Deutlichkeit und Einfachheit ist. Nie stelzt er auf dem Kothurne einher, den gewisse Schriftsteller heutzutage wieder in Mode gebracht, aber er schlendert deshalb auch keineswegs, wie eine andere Kategorie beliebter Historiker, in Pantoffeln und Schlafrock herum.

Unser Verfasser hat leider in der Literaturgeschichte der Miltonischen Zeit nicht dieselbe Methode verfolgt, wie bei der politischen Geschichte. Er hat auch hier, wie bei der Biographie, sowohl seinem Talente Zwang angethan, als den Punkt verkannt, auf den es ankam. Er kann sich nicht dazu verstehen, uns mit Eigennamen, Daten und Analysen höchst uninteressanter Bücher zu verschonen. Daß er aber auch über die Erscheinungen auf diesem Gebiete nachgedacht, daß er tiefe und eigenthümliche Ansichten darüber besitzt, hat er zur Genüge bewiesen und gewisse Charakteristiken der Geistesrichtungen jener Zeit dürfen dem Besten angereiht werden, was in der Literaturgeschichte geleistet worden; nur schade, daß sie in solchem katalogischen Apparate vergraben sind. Auf welche Leser rechnet denn Herr Stern? und, ich wiederhole es, Herr Stern ist mir nur der Repräsentant einer ganzen Gattung und zwar der Besten Einer, wie es denn immer angezeigt ist, sich beim Ankämpfen wider eine falsche Richtung gegen die Zugführer, nicht gegen die Gregarier zu wenden. Für wen schreibt man solche Bücher? Für Solche, die wieder ein Werk über dasselbe Thema schreiben wollen, vielleicht auch schon geschrieben haben, jedenfalls den Lebensberuf haben, den Schriftstellern in irgend einem gelehrten Anzeiger die Druckfehler zu corrigiren! Oder aber für gebildete Menschen, welche angeregt und belehrt sein wollen, denen es aber keineswegs darum zu thun ist, zehn Seiten über das Datum von Miltons Skizzen- und Notizenbuch oder über die Quellen des „Comus" zu lesen. Nicht als ob gerade diese Untersuchung nicht meisterhaft geführt wäre: recht im Gegentheil; aber non erat hic locus. In einer Zeitschrift für literarhistorische Forschungen oder in einer Appendix würde sie ganz an ihrer Stelle und von großem Werthe sein. Hier, im Texte einer Biographie, unterbricht sie die Darstellung und läßt kein rechtes Gesammtbild aufkommen. Wieviel besser hätte Herr Stern gethan, uns den „Comus" selber in guter Uebersetzung, statt all dieser seitenlangen Untersuchungen und Analysen zu geben. Und wenn ihm der „Comus" zu lang war — er hätte übrigens Auszüge daraus mittheilen können — so gilt das weder für den „Allegro", noch für den „Penseroso", am wenigsten aber für einzelne Sonette, oft die nichtigsten, deren Analysen zuweilen ebensoviel Platz einnimmt als der Text eingenommen haben würde. Daß Herr Stern, wenn er seine Notizen im Pulte läßt und nur seinen Kopf zu Rathe zieht, auch im Literarhistorischen, obschon er es nicht so sehr wie das Politische beherrscht und durchdringt, Glänzendes leisten kann, beweisen seine Urtheile über Ben Jonson, über Spenser, über Miltons Platonismus und so vieles Andre, was uns ja unendlich viel interessanter ist als alle die alten Cambridgefellows, die sich einander auf's Haar gleichen und von denen wir doch nur die Namen, oft auch diese nicht, im Gedächtniß behalten.

Doch diese Kritik soll kein Buch werden. Verweilten wir so lange bei den weniger anziehenden Partien des angezeigten Werkes, so war es gewiß nicht um den Leser davon abzuschrecken. Er braucht nur von den vierzehn Kapiteln des Buches die fünfe auszuwählen, welche eine zusammenhängende Geschichte der englischen Revolution bis zum Tode Karls I. bilden (1649) und bei den neun übrigen die kritischen Untersuchungen zu überspringen, so hat er eine der anregendsten und belehrendsten Lectüren, welche der Büchermarkt des Jahres 1877 uns bietet.

II.

Die Mitte des 17. Jahrhunderts war die Zeit, in der unter heftigen Wehen der moderne Engländer geboren wurde, wie sich der Nationalcharakter und die Weltanschauung des Italieners in der ersten Hälfte des 16., die des Franzosen am Anfange des 17. Jahrhunderts, die des Deutschen zwischen 1775 und 1825 unterm sich kreuzenden Doppelstrome unserer klassischen Literatur und der Befreiungskriege, dauernd festgesetzt haben. Nicht als ob jede dieser vier Nationen nicht auch vorher schon eine bestimmte Physiognomie und eine bestimmte Lebensbetrachtung besessen hätten; aber in den bezeichneten Epochen ist eine gänzliche Umwälzung darin vorgegangen: die Grundzüge sind wohl geblieben, aber die ganze Richtung ist verändert worden. Man denke an das Italien Pulcis' und Lorenzos und vergleiche es mit dem Italien Tassos und Alfonsos II.; man frage sich, ob ein Franzose von 1877 in seinen politischen, religiösen und sittlichen Begriffen nicht mehr mit seinem Vorfahren von 1650 gemein hat, als dieser mit seinem eignen Vater hatte, der vielleicht noch die Religionskriege unter Heinrich IV. mitgemacht; man vergegenwärtige sich was den Deutschen noch zur Zeit Frankes, ja Klopstocks bewegte und wie er heute zu Religion und Staat steht. Nirgends aber war diese Umwälzung tiefer als bei der englischen Nation. Das heitere Altengland der elisabethischen Zeit war wie weggeschwemmt nach der „großen Rebellion und der ruhmreichen Revolution". Noch heute gilt dem rechten Engländer das Theater als eine Erfindung des Satans. Kaum daß man sich heute noch vorstellen kann, daß Shakespeare wirklich ein Engländer gewesen. Heinen wunderte das bekanntlich noch mehr als seinen Hamburger Freund die fatale Thatsache, daß unser Heiland ein Jude war. Und es ist nicht zu leugnen, die englische Revolution mag dem Staate und dem „zoon politikon" sehr förderlich gewesen sein, der Kunst und dem Menschen war sie's nicht. Der Engländer ist starrer, enger, unliebenswürdiger daraus hervorgegangen. Die englische Religion, deren charakteristische Eigenschaft die Langweiligkeit ist, hat auch ihrem Bekenner etwas von dieser ihrer Eigenschaft mitgetheilt. Sie hat den falschen Begriff eingebürgert, der Shakespeares Zeit ganz fremd war, daß der Ernst (earnest) das ganze Leben durchziehen müsse, während es doch hunderte von Verhältnissen gibt, in denen er geradezu vom Uebel ist und über die nur die Heiterkeit und der

Digitized by Google

Leichtsinn hinaushelfen. Ist ja doch in einem Sinne die ganze menschliche Existenz auf letzteren gegründet, ohne ihn undenkbar: wer möchte nur eine Stunde weiter leben, das Leben genießen und handelnd in's Leben eingreifen, wenn er nicht den Tod vergäße, der ihn und seine Liebsten stündlich ereilen, alle seine Unternehmungen vereiteln kann, wenn er nicht vor Allem die Augen vor den Leiden, dem Elend, den Sorgen verschlösse, welche unausgesetzt und überall nicht allein die Mitmenschen, sondern auch alle fühlenden Wesen foltern?

Dabei ist noch überdies der englische Ernst immer mürrisch und hart: ihm liegt ja nicht das Mitleiden, sondern das Pflichtgefühl zu Grunde. Selbst die Schönheitsbedürftigen unter den Engländern, welche, wie Laud unter Karl I. oder Dr. Pusey unter Königin Victoria, die Religion gern auch den Sinnen gefälliger und einschmeichelnder machen möchten, gehen immer mit einer gewissen verständigen und methodischen Härte zu Wege, die wieder ihr ganzes Unternehmen verdirbt. Denn Alles tritt bei der Nation sofort in den Verstand und wird vom Willen ergriffen: das reine, willenlose Anschauen eines Shakespeare ist ihr durchaus fremd, ja unverständlich geworden; daher auch die ganz äußerliche rubrikenhafte oder aber stofflich-utilitarische Art ihrer Kunstauffassung, welche einen armen Italienbewohner, so sagt man, bisweilen schier zur Verzweiflung bringen kann. Ueberhaupt darf man vielleicht sagen, daß der Protestantismus, selbst unser reicherer lutherischer, den Verstand wohl emancipire, den Charakter stähle, aber auch oft den künstlerischen Sinn ersticke, ja sogar manchmal das Gemüth — die Charitas — verdörre, recht im Gegentheil vom Katholicismus, wenigstens dem nichtjesuitischen, der so recht die liebenswürdigen Tugenden und Untugenden der menschlichen Natur, freilich meist auf Kosten wichtigerer Thätigkeiten, fördert und entwickelt. Am schlimmsten aber von allen Protestantismen ist in der Hinsicht der englische: ich sage der englische, als ob's nur einen Protestantismus in England gäbe. Der Puritanismus hat eben allen Secten des Inselreiches, selbst der hochkirchlichen, seinen herben und traurigen Charakter aufgedrückt.

An Niemand hat diese trockenste aller Religonen, welche im 17. Jahrhundert dort zur Herrschaft kam, mehr verbrochen als an Milton, dem Dichter. Seine ganze Bildung war noch die der Renaissance gewesen. Er selbst war in seiner Jugend von seltener Vorurtheilslosigkeit und Unabhängigkeit des Geistes, jedem Eindruck offen, geneigt jede Form anzunehmen und gewandt in ihrer Behandlung: bald sollte es sich zeigen, nur allzu zugänglich den Strömungen der Zeit. Das Alterthum, die gerade damals zu ihrem großen Aufschwung ansetzende Naturwissenschaft, Italien hatten seine Jugend begeistert; an Spenser und Shakespeare hatte er sich gelabt und herangebildet. Wenn er sich auch schon als Jüngling mit einer gewissen mädchenhaften Hoheit und Reinheit von dem etwas wüsten Treiben der lärmenden Universitätsgenossen abwandte, so nahm diese Sittenstrenge doch noch nicht das rauhe Gewand an, das sie später trug. „Ich bestärkte mich," sagt er selber, „in der Ansicht, daß wer es nicht vergeblich unternehmen will, hohe Dinge würdig zu besingen, selbst vorher ein wahres Gedicht sein müsse, d. h. ein harmonisches Urbild der besten und rühmlichsten Züge." Aber an Platos Idealismus suchte sich damals sein Geist zu diesem hohen Ziele zu erheben; sein Dichtersinn gefiel sich in den hellen Bildern des Hellenenthums und liebte es, dessen Gestalten heraufzubeschwören; seine Jugendgedichte bewegen sich noch ganz in den sinnlich-schönen Vorstellungen des griechischen Heidenthums. Er plante ein Heldengedicht in Tassos Sinne, das in der Person König Arthurs und der Ritter seiner Tafelrunde Vaterland und Christenthum verherrlichen sollte, ohne die Heiterkeit der antiken Fabel zu verleugnen. Da kam der Sturm, der diese Welt verwehte, und der schon zum Priester jenes holden Evangeliums der Schönheit Geweihte stand nicht an, den Stein auf die Ideale seiner Jugend zu werfen, die leuchtende hellenische Bildung auf dem Altar des finstern, alttestamentlichen Judengottes zu opfern, ja die Blasphemie auszustoßen, Homer und Sophokles hätten nur von Palästina ihre Inspiration erhalten und fast ungeschickt nachgelallt:

„That rather Greece from us (Hebräer) these arts derived,
Ill imitated, while they loudest sing
The vices of their deities and their own
In fable, hymn or song, so personating
Their gods ridiculous and themselves past shame.
Remove their swelling epithets, thick laid
As varnish on a harlot's cheek; the rest,
Thin sown with aught of profit or delight,
Will far be found unworthy to compare
With Sion's songs, to all true taste excelling.
(Paradise Regained, IV.)

Gerade die unnachahmliche Schönheit solcher gotteslästerlicher Verse zeigt am Beredtesten und Eindrücklichsten, was der Puritanismus hier im Keim vernichtet hat. „Welch' edler Geist ward hier zerstört," möchte man mit Ophelia rufen; denn es ist nicht etwa ein Dichter zweiten Ranges, ein Byron, ein Heine oder ein Musset, es ist einer der wenigen Hochbegnadeten der Menschheit, deren die Weltgeschichte kaum Einen in einem Jahrhunderte verzeichnet, der hier von seinem rechten Wege abgelenkt und in die Wüste der protestantischen Scholastik geführt worden ist: dazu Einer, der zum Genius die klassische Bildung mitbrachte und durch sie die Sicherheit des Geschmackes, die den Meisten seiner Landsleute abgeht. Nie ist Milton von der echtenglischen Krankheit des Euphuismus angesteckt worden, der selbst ein Shakespeare seinen Tribut zahlen mußte und die, keineswegs von den Italienern oder Spaniern entlehnt, — denn lange vor Cavalier Marini und selbst vor Gongora blühte der Marinismus und Culterianismus in England — von Lily bis auf Dryden und von Dryden bis auf Swinburne die englische Poesie inficirte. Kein englischer Dichter, auch selbst Shakespeare nicht, handhabte den Vers meisterhafter als der Sänger des „Verlorenen Paradieses", keiner hatte den Alten das Geheimniß der Composition, das den Werken der englischen Muse so ganz abgeht, besser abgelauscht als er. Und diesen angeborenen und erworbenen Beruf zum Nationaldichter hieß ihn die „neue Lehre" aufgeben, indem sie ihn in ihren Sklavendienst preßte!

Tantum religio potuit suadere malorum!

Selbst die Gräuel der Albigenserkriege und der Bartholomäusnacht, die irischen Metzeleien und die anglikanischen Verfolgungen, so viele andere Verirrungen frommen Eifers, die dem wirklich Frommen manchmal alle positive Religion als ein Werk des Bösen vorkommen lassen, erscheinen fast weniger empörend als solcher Geniemord: denn sie haben doch nur die Leiber, höchstens solche Geister getödtet, die doch nie ein nationales Epos gedichtet hätten.

Man mißverstehe mich nicht. Niemand, Herr Stern selber nicht, kann das „Verlorene Paradies" aufrichtiger bewundern, als Schreiber dieses, der sicherlich nicht zu denen gehört, so da dem Apfel vorwerfen, kein Pfirsich zu sein. Hier aber ist auf den edlen Pfirsichbaum ein ärmlich Apfelreis gepfropft worden und gerade die wundervollen Gesänge, in denen die menschlichen Freuden der ersten Eltern, die menschlichen Leidenschaften des Fürsten der Hölle geschildert werden, lassen Einen bedauern, daß nicht auch die übrigen Theile, statt theologischer Argumentationen über die Prädestination und die göttliche Natur des Sohnes, ebenfalls die Schönheit der irdischen Natur und die Bewegungen des menschlichen Gemüthes besingen. Sehr richtig sagt Herr Stern: „Man bemerkt, wie der jugendliche Milton gleichsam auf der Grenzscheide von zwei Zeitaltern steht. Abgestoßen von der Frivolität und Manierirtheit der Modedichter, flüchtet er sich zurück zu jenen reinen Gebilden der Renaissancezeit, wie sie Spensers Hand vorzüglich geschaffen hatte. Er fühlt sich durch die Gemeinsamkeit des Enthusiasmus für das sittlich Schöne und die schöne Sittlichkeit besonders zu ihm hingezogen; aber dieser Enthusiasmus erscheint eben nicht mehr in der vollen Freiheit der früheren Epoche. Die Kraft der puritanischen Ideen, dem Entscheidungskampf mit den feindlichen Mächten nahe, droht ihn von großen Gebieten ganz abzulenken und ausschließlich auf das der didaktisch-religiösen Dichtung hinüberzuleiten. Es be-

Digitized by Google

durfte nur einer lebhaften Theilnahme an den gewaltigen Kämpfen, die sich vorbereiteten, einer stärkeren Durchdringung mit den biblischen Vorstellungen, um Milton aus dem letzten Dichter der englischen Renaissance zum ersten, zum größten des Puritanismus zu machen." Allein der Puritanismus ist eben seinem Wesen nach unkünstlerisch und es ist durchaus nicht einerlei, ob man der Dichter der Renaissance oder des Puritanismus ist, ob man die Artussage oder den Sündenfall bringt. Die gestaltlosen Religionen Moses' und Mahomeds werden nie einem epischen oder dramatischen Dichter sein können, was die gestaltenreichen Mythologien des Alterthums und des Mittelalters ihm sind. Jene sind ihrer Natur nach abstract und subjectiv, während die Anschauungen dieser concret und objectiv sind.

Nicht Alles an Miltons schwächeren Seiten soll darum dem Puritanismus zugeschrieben werden. Wie schon oben gesagt, hat die Revolution den englischen Geist nur gewaltsam und ausschließlich in eine Richtung geworfen, nach der er schon immer hinübergeschielt. Wäre es nicht in ihm gewesen, nie hätte die Revolution ein solches Resultat zu Wege gebracht, denn man ändert so wenig einen Volkscharakter, als einen individuellen, es müßte denn sein, daß neues Blut hinzukommt, eine Kreuzung stattfindet. Ein Zug tiefer Melancholie geht durch die englische Poesie vom ersten Tage an, ist schon im Beowulf fühlbar; ebenso jenes wunderbare Gefallen an personificirten Abstractionen, welches so recht das Kennzeichen verständig angelegter Naturen ist. Schon im Mittelalter bewegen sich W. Langlands Dowell, Dobetter und Dobest in ähnlichen Formen wie zu Miltons Zeiten Bunyans Christian und Faithful; selbst der Dichter der Renaissance kat' exochen hat in seiner „Fairy-Queen" zahlreiche Figuren, die an Miltons Sin und Death erinnern. Aber diese Tendenz wird fortan vorherrschend, ja despotisch, und reißt selbst solche Genien mit sich fort, die, wie Milton, anders angelegt waren und an lebendigen Gestalten ihre Freude gehabt hätten. Ein Blick auf seine Jugendgedichte beweist das ja zur Genüge. Milton war, so paradox das auch klingen mag, weich und biegsam wie Wachs, wo es sich um Annahme poetischer Formen handelte: in Italien machte er italienische Sonette, in Cambridge Elegien, in Horton Schäfergedichte; und er wußte selbst in dieser willkürlichen Kunstform, welche trotz ihrer Künstlichkeit ganz Europa über zwei Jahrhunderte lang beherrschte, das Größte zu leisten. Es ist kein Zweifel, daß nur die Strömung der Zeit ihn auf jenes undankbare Gebiet der biblischen Poesie fortriß: und ich wiederhole, England, die Welt hat dabei unendlich viel eingebüßt.

Und selbst vom politischen Standpunkte aus, was hat die Welt, was hat England dabei gewonnen, daß Milton zum republikanischen Puritanismus übergetreten? (das Wort ist ganz gerechtfertigt: Milton war Presbyterianer und Monarchist gewesen); seine unsterbliche Flugschrift für die Preßfreiheit hätte er auch ohne diesen Uebertritt schreiben können und seine Vertheidigung des englischen Volkes gegen die Anklage des Königsmordes hätte auch jeder andere „Rédacteur aux affaires étrangères" — denn das etwa war sein Amt unter Cromwell — anzufertigen vermocht. Ich muß gestehen, obschon ich sehr wohl weiß, welcher Mißdeutung ich mich dadurch aussetze, daß ich Miltons Leben nicht anders denn als ein verfehltes ansehen kann. Er war für den Journalismus und den Staatsdienst so wenig als für die Ehe und die Familie gemacht.

Eine nervöse, erregbare Künstlernatur wie Milton mußte allein leben. In ihm war nichts von Shakespeares und Goethes olympischer Heiterkeit; und doch umgingen auch diese, in höherer Einsicht der Bedingungen wahrer Künstlerexistenz, die Ehe im gewöhnlichen Sinne, der Eine, indem er mit beiden Füßen heraussprang, der Andere, indem er sich in antiker Weise eine schöne Sklavin zugesellte. Milton machte seine drei Ehefrauen — und hinterher noch seine eigenen Töchter — alle mehr oder minder unglücklich, ohne doch selber irgend etwas davon zu haben. Ebenso hatte er zur öffentlichen Thätigkeit viel zu viel Leidenschaft und Reizbarkeit und zu wenig wirklichen Muth. Wir müssen uns nicht durch Macaulays Phantasiemilton verwirren lassen: ein Mann, der in der Blüthe der Jahre (33), unabhängig in seinen Vermögensverhältnissen, noch unverheirathet, in allen Leibesübungen ausgezeichnet, zu Hause bleibt, wenn die ganze Nation zu den Waffen eilt, um ein großes Freiwilligenheer zu bilden, und es vorzieht mit der Feder zu fechten und die Gegner auf's Heftigste mit Worten anzugreifen, dann aber, sobald die Gefahr herannaht, die Fahne des Pamphletisten in die Tasche steckt und den Dichter herauskehrt, der wie Pindar von den Kämpfern verschont zu werden bittet, weil er über ihren rohen Zielen steht; ein politischer Schriftsteller, der nur dann die Feder ergreift, um ein staatliches oder juristisches Princip zu vertheidigen, wenn er sein persönliches Interesse verletzt sieht, dem es erst einfällt, gegen die Unlösbarkeit der Ehe zu schreiben, als ihm seine Ehe unerträglich geworden, erst dann die Censur bekämpft, als sie an seine Schriften rührt, den dann eine frühe Erblindung auch körperlich zur öffentlichen Thätigkeit unfähig macht, ein solcher Mann, der dem Staate nur kleine Dienste, der Muse die höchsten zu leisten vermochte, hätte offenbar besser Dieser gelebt als Jenem. Man soll ihm darum aus jener nervösen Scheu vor roher Gefahr und jener Reizbarkeit für Alles, was die Person anging, so wenig ein Verbrechen machen als aus seiner Blindheit; auch Goethe blieb zu Hause, als die Nation an den Rhein zog und auch Schopenhauer baute, wie fast alle Menschen, seine Weltanschauung auf seine persönlichen Stimmungen; — aber sie hatten Selbsterkenntniß genug, sich vom Schlachtfelde des öffentlichen Lebens fernzuhalten und keine Kriegshymnen zu singen: ein Tyrtäus muß an der Spitze des Vordertreffens schreiten; und wer für die Freiheit reden will, muß nicht nur den Mund öffnen, um pro domo zu sprechen.

Auch als Privatmensch mag Milton nicht sehr behaglich gewesen sein und zu jenen großen Unausstehlichen gehört haben, die wie Michel Angelo*) mit Niemandem auskommen können und stets auf die Umstände und Umgebung schieben, was in ihnen selber liegt. Es ist derselbe hochgespannte Idealismus, das Bewußtsein, nur Großes zu wollen, die Verachtung der Kunstgenossen, die aus ihrem Priesterthum ein Handwerk und einen Gelderwerb machen; dieselbe hehre Einsamkeit auch, zu der sie die Schwingen ihres Genius tragen und zu der ihnen Niemand folgen kann. Miltons Charakter ist eigentlich kein in England gewöhnlicher. Zwischen den zwei Strömungen, welche in fast allen englischen Dichtwerken fühlbar sind und als deren edelste Vertreter in der Literaturgeschichte wir Fielding und Richardson ansehen, zwischen dem gesunden, lebenslustigen, humoristischen, sinnlichen, zur raschen That aufgelegten, klassisch gebildeten Engländer, und dem ernsten, trockenen, verständigen, „selfmade" Tugendhaften und Langweiligen, wandelt der hohe reine Idealist Milton wie ein Fremdling, ein Beethoven der Poesie, der mit seiner Umgebung nichts zu thun hat, nichts von ihrem Treiben versteht. Anstatt aber wie Beethoven dieser Umgebung den Rücken zu kehren und vornehm allein in der Welt seines eigenen Innern zu leben, läßt er sich verführen Theil zu nehmen an dieser Gesellschaft und an den Leidenschaften, die sie bewegen. Weder er noch seine Kunst haben dabei gewonnen.

Karl Hillebrand.

Ueber die Ursachen und die Entstehung des Nihilismus und der revolutionären Propaganda in Rußland.

Es gibt kein Volk, dessen jüngere Generation nicht im engsten organischen Zusammenhange mit der vorangegangenen steht. Ueberall setzt die Jugend die geistige Arbeit der früheren Epoche fort und nur durch das Fortschreiten derselben ist der geschichtliche Proceß bedingt. Das ist eine allbekannte und un-

*) Merkwürdiger Weise ist es jetzt nach neu aufgefundenen, von dem Herausgeber aus falsch verstandenem Heroencultus oder Patriotismus nicht veröffentlichten Documenten erwiesen, daß auch Michel Angelo der drohenden Gefahr aus dem Wege ging, und erst, nachdem er sich besonnen und ermannt, in seine belagerte Vaterstadt zurückgekehrt.

Digitized by Google

umstößliche Wahrheit. Allein in Bezug auf die russische Jugend will man diese nicht gelten lassen, und man beliebt einen anderen Maßstab der Beurtheilung anzulegen. Die russische Jugend soll mit der Vergangenheit gänzlich gebrochen, eine andere Bahn eingeschlagen haben und socialen, communistischen Phantomen nachjagen mit dem Endziel: „Destruction alles Bestehenden in Staat und Gesellschaft." Als Ausdruck dieser destructiven Richtung der russischen Jugend bedient man sich gewöhnlich des Wortes „Nihilismus", ohne eine wirklich klare Vorstellung damit zu verbinden, die auch schwerlich durch die von einem großen Theil unserer Presse darüber abgegebenen banalen und barocken Urtheile gehoben werden konnte. Um das Wesen der russischen Jugendbewegung, die durch die „öffentlichen" Proceßverhandlungen ihr eigentliches Relief erlangte, richtig beurtheilen zu können, muß man nothwendig einigermaßen mit der Krankheitsgeschichte der Entwickelung des russischen Volkes, seiner Literatur und seinem socialen Leben bekannt sein, was man freilich nicht von der Tagespresse des Auslandes erwarten kann, am allerwenigsten einem Lande wie Rußland gegenüber, das uns, Dank seiner byzantinisch-tartaro-russischen Staats- und Regierungsform mit ihrem unvermeidlichen Sperr- und Trennsystem, noch bis heute ein Buch mit sieben Siegeln und fremder ist als manches Land, von dem wir durch weite Meere getrennt sind. Ich will es versuchen, den in Bezug auf die russische Jugendbewegung ausgebreiteten dichten Schleier zu lüften.

Werfen wir zunächst einen Blick auf die russische Jugenderziehung. Darüber hat jüngst Herr Daschkof, ein hervorragender russischer Pädagog, im Novemberhefte des „Westnik Jewropü" (Europäischer Bote) einen bemerkenswerthen Aufsatz veröffentlicht, den wir als Basis unserer Untersuchung benutzen wollen. Herr Daschkof entwirft von der Lage, in der sich ein großer Theil der Mittelschüler (Gymnasiasten und Realschüler) befindet, ein sehr trübes Bild, und führt als Beleg eine Menge Beispiele an, welche zeigen, daß diese materielle Lage selbst nicht den mäßigsten Ansprüchen einer hygienisch-physischen Erziehung entspricht. „Hier sehen wir," sagt er, „einen Knaben im kalten Wintermorgen mit Stiefeln ohne Sohlen durch den nassen Schnee nach der Schule waten, dort einen, der seinen Hunger mit einem Stückchen trockenen Brodes stillt, das ihm seine mitleidige Hauswirthin geschenkt hat, endlich einen dritten, der für Wohnung und Kost die Arbeit eines Tagelöhners bei einem deutschen Meister mit der Beschäftigung eines Gymnasiasten verbindet. Alle Morgen steht dieser junge Held um fünf Uhr auf, handhabt am Kamine den Schmiedebalg oder schleppt Holz und Wasser für seine Wirthsleute herbei. Bei seiner Nachhausekunft (um vier Uhr) erwartet ihn ein kärgliches Mittagsbrod, und um sechs Uhr Abends beginnt von Neuem die Arbeit in der Werkstatt. Seine Schularbeiten kann er nur in der gemeinschaftlichen Stube seines Meisters in Gegenwart der ganzen Familie machen und als Schreibtisch dient ihm das Fensterbrett. Um neun Uhr geht die ermüdete Familie zu Bett, das Licht wird ausgelöscht und dem Knaben wird zum Lohne seines Fleißes gestattet, die Lichtstumpfen zu sammeln und in's Kämmerchen des „Dwornik" (Hausaufseher, Wächter) zu gehen, um dort seine Schularbeiten zu beenden... Wir bewundern und bemitleiden," fährt Herr Daschkof fort, „unseren berühmten Lomonossof, welcher seine Reise von Archangelsk bis Moskau theils zu Fuß, theils auf Bauerwagen machte und nachher Kronschüler wurde, und beachten nicht, daß es heutzutage Helden mit weit geringeren physischen Kräften ausgestattet gibt, die oft ihr ganzes Gymnasialstudium inmitten des entsetzlichsten städtischen Elends zubringen und verkümmern, ohne das Mitleid der Gesellschaft zu erwecken... Daß das Vieh seinen trockenen und warmen Stall haben und gut verpflegt werden muß, daß die Art der Verpflegung und die Nahrhaftigkeit des Futters die Leistungsfähigkeit der Thiere bedingt, daran zweifelt Niemand... Die gelehrten Pädagogen nur scheinen davon nichts wissen zu wollen. Erkennen denn diese gelehrten Herren absolut nicht, daß bei solchem Elend kein kräftiger und gesunder Organismus sich entwickeln kann, und daß diese jämmerlichen Verhältnisse die Brutstätte der Unzufriedenheit sind?"

Darauf wendet sich Herr Daschkof zur geistig-sittlichen Seite der Erziehung. „In dieser Beziehung," sagt er, „ist es nicht besser bestellt. Der bei uns eingeführte Klassicismus bringt nichts Erfreuliches hervor. In den poetischen und prosaischen Werken der griechischen und römischen Autoren sehen unsere Pädagogen nichts als eine Sammlung grammatikalischer und syntactischer Regeln. Die Kritik wird in der Schule gehaßt und unterdrückt. Die Schüler müssen die Schulautoritäten anerkennen und respectiren." Dies ist nicht recht verständlich. Sollen etwa die Schüler selbst Kritik üben und sich gegen ihre Lehrer auflehnen? Herr Daschkof sollte doch die in der Schulorganisation herrschenden Mängel: den büreaukratischen Geist, das mangelnde Pflicht- und Berufsgefühl der Lehrer, ihre mangelhafte pädagogische Einsicht und lückenhafte Kenntniß der klassischen Sprachen 2c. näher berühren, um die Abneigung der Lernenden gegen das klassische Studium und ihre unten angedeutete Verachtung der Schulautorität zu erklären. „Dieses Verfahren seitens unserer Pädagogen," fährt Herr Daschkof fort, „erzeugt nothwendig beim Schüler einen unversöhnlichen Haß gegen die ihm aufgedrängte Autorität, andererseits aber das Verlangen nach anderen Autoritäten, und so geht's mit unserer Jugend nach dem Rathe, den der heilige Remigius dem Frankenkönig Chlodwig ertheilte: „Verehre, was Du verbranntest und verbrenne, was Du verehrtest." So führt diese systematische Unterdrückung des selbstständigen Denkens bei den kleinen Geistern zum stumpfsinnigen blinden Anbeten einer mehr als zweifelhaften Schulautorität; starke Geister und sanguinische Naturen bleiben dabei nicht stehen, sondern haschen nach Idealen, die ihrer Neigung mehr entsprechen. Beides ist gleich gefährlich und die üblen Folgen zeigen sich leider nur zur Genüge im wirklichen Leben." Diese ganze Deduction erscheint mir etwas verworren und unklar, und ich unterlasse es daher, den hier folgenden, eine bloße Wiederholung des Früheren, ausgesprochenen Gedanken des Herrn Daschkof wiederzugeben. „Nachdem wir so unsere Jugend im materiellen und geistigen Elend auferzogen, nachdem wir systematisch jede Willenskraft, jede Aeußerung der sprudelnden jugendlichen Kraft mit allen uns zu Gebote stehenden Mitteln zu unterdrücken suchten, können wir uns dann noch wundern, wenn unsere Jugend im Strudel des Petersburger Lebens, ohne leitende Kritik, ohne selbstständiges Urtheil hin und her schwankt und sich von dem ersten besten Schönredner hinreißen läßt?" So weit Herr Daschkof. Seine Darstellung enthält viel Wahres, aber sie leidet augenscheinlich an Unvollständigkeit und Einseitigkeit, denn Herr Daschkof hat, indem er uns die materielle Lage der Lernenden vorführt, nur die armen oder der Eltern beraubten Kinder im Auge und sagt uns nichts von den den besseren und vermögenden Ständen angehörigen Kindern. Hier hätte er uns unerfreuliche Bilder eines nichts weniger als verlockenden und anheimelnden Familienlebens mit seiner ungeregelten und ungeordneten Häuslichkeit entrollen können, welche den größten Theil der Jugend umgeben. Er sagt uns nichts davon, daß ein großer Theil der Kinder ohne leuchtende Vorbilder vor Augen und ohne vernünftige elterliche Leitung aufwächst, nichts von der Erbärmlichkeit des russischen Gesellschaftslebens mit seiner Corruption und Verworfenheit, die entweder die junge Seele vergiftet oder mit Haß und Ekel vor der Gesellschaft und dem Staate, der solche Zustände schafft, erfüllt. Für uns genügt das freimüthige Geständniß dieses anerkannten Pädagogen*), um uns den Pessimismus der russischen Jugend und dessen unvermeidliche Consequenz, den Nihilismus, psychologisch zu erklären.

Als Turgenjew in der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre in seinem „Vater und Söhne" das verhängnißvolle Wort Nihilismus aussprach, galt es blos dem naturwissenschaftlichen Realismus, der sich damals mächtig unter der studirenden Jugend regte,

*) Wie ich jetzt einem russischen Blatte entnehme, hat Herr Daschkof durch diesen Aufsatz in der höheren pädagogischen Welt in Petersbnrg Aufsehen erregt und ist aufgefordert worden, einen speciellen Vortrag über dasselbe Thema im gelehrten pädagogischen Comité daselbst zu halten.

Digitized by Google

der jedoch nichts mit socialen oder destructiven Tendenzen zu thun hatte. Der sich hieraus hier und da entwickelnde grobkörnige, alle Poesie verlästernde Materialismus mußte dem vom reinsten Idealismus getragenen Geiste Turgenjews widerstreben. Aber er ging in seiner Erbitterung gegen diese neue Richtung zu weit und wurde ungerecht, indem er den Helden seines Romans, den jungen Naturforscher Basarof, welcher Frösche secirte und Physiologie trieb, caricirte und ihm das Brandmal „Nihilist" aufdrückte. Dies war jedoch nur eine bloße individuelle Erscheinung. Der dichtende Künstler aber soll das Typische vom Individuellen genau unterscheiden. Auf die Basarofs folgten die Lapuchofs, Kirsanofs — kurz die uns von Tschernischewski in seinem Romane: Was thun? vorgeführten Männer. Diese blieben bei der rein wissenschaftlichen Negation nicht stehen, sondern suchten diese auch auf's wirkliche Leben zu übertragen. Sie lenkten bald ihre Aufmerksamkeit auf die zerrütteten wirthschaftlichen Verhältnisse ihres Vaterlandes, auf das unsägliche Elend und die grobe Unwissenheit der Bauernbevölkerung, die über 80 Procent der Gesammtbevölkerung des russischen Reiches bildet. Des Volkes Wohl konnte ihrer Meinung nach nur durch das ihnen vorschwebende ökonomische Ideal des „Mir" (Communeverwaltung) und der „Obstschinna semlawladjenie" (communale Selbstverwaltung) gehoben werden, das Tschernischewski in seinem „Princip des communalen Gemeindebesitzes" mit Geschick und Geist vertheidigte. Die Institution des Gemeindebesitzes ist nicht neu, sondern bestand schon seit uralten Zeiten bei den slavischen Völkern, und selbst zur Zeit der Leibeigenschaft diente sie, wenn nicht als administrativer, so doch als ökonomischer Factor, um das Verhältniß zwischen Leibeigenen und ihren Herren zu regeln. Das Streben dieser Männer war darauf gerichtet, durch Einführung von Agriculturmaschinen und Errichtung von Volksbanken dieser Institution eine zeitgemäße rationelle Grundlage zu geben, und daß der freigelassene Bauer den früher von ihm bearbeiteten Boden behalte und noch neues Land bekomme, damit er von dem Gutsbesitzer vollkommen unabhängig sein könne, der seinerseits für den Boden von der Regierung entschädigt werden sollte. Dies Princip vertrat eben Tschernischewski in dem von ihm redigirten vielgelesenen Journal „Spowremennik", dem Evangelium des Jungrussenthums. In gleichem Sinne wirkten die „Otetschestwennüja sapiski" (Vaterländische Annalen). Ueberhaupt nahm die russische Publicistik damals in der schönen Reformperiode Alexander II. einen ungeahnten Aufschwung und führte eine radicale Umwälzung des öffentlichen Geistes und der die Gesellschaft beherrschenden Tendenzen herbei. Aber diese Glanzperiode des russischen Schriftstellerthums sollte nicht lange dauern. Das Leben besteht eben im raschen Wechsel der Ereignisse, und nichts ist so veränderlich als der Wille eines Autokraten.

Die polnische Revolution und Karakasows Attentat verstimmten endlich den Czaren, der sich mehr und mehr nach der Seite der Coterie der conservativen Höflinge hinneigte und ihren Einflüsterungen willig Ohr lieh. Es waren dies ehemalige Groß-, Grund- und Seelenbesitzer, natürliche Gegner der Abschaffung der Leibeigenschaft (Krepostniki), denen die damals herrschende demokratische Richtung in der Presse eine Gräuel war. Mit der Abschaffung der Leibeigenschaft verloren diese Herren den größten Theil ihres Vermögens und liefen außerdem Gefahr, ihr persönliches Ansehen, das ihnen in der demokratischen Presse streitig gemacht wurde, zu verlieren. Als gar einige Gardeoffiziere sich an der polnischen Revolution betheiligten, hatten diese Herren gewonnenes Spiel. Sie beeilten sich, diesen Fall dem Czaren in's schwärzeste Licht zu stellen und als Resultat der liberalen Formen und der der Presse eingeräumten Freiheit zu bezeichnen. Alexander II. wurden seine reformatorischen Bestrebungen gründlich verleidet. Allmählich erschienen „Ergänzungen" zu den Reformen, bis endlich erstere die letztere fast gänzlich paralysirten, und so kam es, daß anfangs dieses Decenniums eine strenge Censur wieder eingeführt wurde, die im Verein mit der III. Kanzlei das Werk der Gedankenknebelung energisch betrieb. Selbstverständlich empfand man dies jetzt, nachdem man die Süßigkeit der Freiheit, wenn auch nur kurze Zeit gekostet, viel schwerer als zur Zeit des seligen Nikolaus, dessen Knutenregiment jeden Trieb, jeden Sinn für menschenwürdiges Denken abgestumpft hatte. Koschelew vergleicht diesen Zustand in seinem hier in Berlin veröffentlichten Büchlein „Unsere Lage" treffend mit dem Zustande eines Menschen, der, nachdem er viele Jahre im Gefängnisse zugebracht hatte und der Freiheit wiedergeschenkt wurde, ab und zu wieder dahin abgeführt wird.

Mit der einbrechenden Reaction wuchs auch die Unzufriedenheit in der Gesellschaft, die sich in geheim betriebenen revolutionären Propaganden manifestirte und wovon die vielen „öffentlichen" Proceßverhandlungen Zeugniß geben. Ist auch der Charakter dieser Propaganda verschieden — Nitschajew predigte den Jacobinismus, Dolguschin und seine Nachfolger verfolgten rein socialistische Zwecke —, Eines ist ihnen gemeinsam und das ist der Protest gegen die unerträgliche Staatsgewalt. Wir können die unglücklichen Opfer derselben, die durch die verrotteten Zustände ihres Landes gewaltsam zum wüsten Skepticismus und Kriticismus hingedrängt werden, nicht verdammen; wir können ihnen unser Mitgefühl und selbst unsere Bewunderung nicht versagen, wenn, wie wir sahen, Jünglinge und Mädchen reicher Herkunft und im Ueberfluß auferzogen, als gemeine Arbeiter in elenden Werkstätten sich verdingten, um Bildung und Aufklärung unter der arbeitenden Klasse zu verbreiten. Wie viel Verblendung und Verschrobenheit solcher Propaganda auch zu Grunde liegen mag, jedenfalls beweist sie den Heroismus der russischen Jugend, die fähig ist, sich für eine Idee zu begeistern und aufzuopfern. Das von Turgenjew hingeworfene Wort „Nihilismus"*), das jetzt als typische und absprechende Bezeichnung des jungrussischen Radicalismus gilt, kann in seiner wörtlichen Bedeutung mit geringer Ausnahme auf die ganze russische Gesellschaft angewandt werden, für die noch heute das von Turgenjew in seinem früheren Romane ausgesprochene Verdammungsurtheil — Alles ist Dunst — zu Recht besteht.

Vindobonensis.

*) Das Turgenjew nachträglich in seinen „Erinnerungen an Belinski" bereut.

Aus der Hauptstadt.

Aus dem Concertsaale.

Wohlthätigkeits-Concert zum Besten des Vaterländischen Frauenvereins. Concert zum Besten der Jonasstiftung. Herr Capellmeister Radecke als Organist. Frau Marie Schulz. Quartett von B. Scholz in dem zweiten Quartettabende von Joachim. Dritte Triosoirée der Herren Barth, de Ahna und Hausmann. Herr Barth als Beethovenspieler.

Herr Dr. Max Bauer, ein sehr thätiges Mitglied sehr vieler wohlthätigen Vereine, hatte zu einem Concerte für den „Vaterländischen Frauenverein", der unter dem Protectorate Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin steht, die Mitwirkung der Damen Brandt, Joachim, Lilli Lehmann, Schulz und Später, der Herren Betz, Grünfeld, Joachim, Mannstedt, Müller und Senfft von Pilsach gewonnen. Eine dramatische Scene von Rubinstein, die Frl. Brandt sehr schön sang, und das Finale aus dem „Rheingold" (Frll. Brandt, Lehmann, Schulz, Herren Betz und Müller) kamen im Concertsaale zum ersten Male zur Aufführung.

Am Abende darauf gab Herr Hofcapellmeister Radecke in der Garnisonkirche ein Wohlthätigkeitsconcert, in welchem er seine Meisterschaft als Orgelspieler glänzend bewährte. Es war ein seltener Genuß, das außerordentlich schwierige aber ganz herrliche Präludium und Fuge von Bach, Esdur, in so vollendeter Weise, gleichzeitig so klar und so volltönig zu hören. Auch in der Fuge von Bach über ein Thema von Corelli und in den drei Bach'schen Choralbearbeitungen stand Herr Radecke auf gleicher Höhe. Neben ihm wirkten Frau Joachim und Frau Schulz, Herr Joachim und Herr Wirth. Die Erstgenannte sang die Arie von Händel: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt", mit dem ganzen Wohllaut ihrer Stimme und dem schönsten Vortrage und ein Duo von Radecke mit Frau Schulz. Diese, welche zuerst die Arie „Höre Israel" aus „Elias" vortrug und, wenn ich nicht

Digitized by Google

sehr irre, zum ersten Male öffentlich sang, zeigte sich würdig, neben der großen Künstlerin Joachim zu wirken. Sie vereinigt eine schöne immer rein klingende Stimme mit warmem Vortrage. Ob sie in solchen Arien und Liedern, welche Volubilität der Stimme verlangen, ebenso Ausgezeichnetes leistet, wie in der oben erwähnten, kann wohl nur ein Gesanglehrer genau erkennen und bestimmen, wir wollen uns einstweilen des Gebotenen erfreuen. In dem sehr wirksamen Duo von Radecke „Aus der Tiefe" klangen die zwei Frauenstimmen wahrhaft hinreißend. Herr Joachim spielte zuerst mit Herrn Wirth eine sehr interessante Sonate für zwei Violinen und Orgel von Corelli, dann mit Herrn Radecke das Andante aus der Bach'schen Hmoll-Clavier- und Violinsonate und die Cavatine aus dem Bdur-Quartett Beethovens op. 130. Wundervoll einte sich der Geigenklang mit der Orgel im Bach'schen Stücke, weniger trotz des herrlichen Vortrags in der Cavatine, in welcher die Klangfarbe der tieferen Saiteninstrumente ganz entschieden anders wirkt als die der Orgel; jene wunderbare Septime des Cello $\overset{b}{c}$ im neunten Takte kann eben nur auf diesem Instrumente derartig tönen, daß sie der zweiten Geige, welche den letzten Takt der ersten wiederholt, einen so zauberhaften Gegenklang bietet; auf der Orgel, welche hier im Piano gedämpft gespielt werden muß, kann diese Wirkung niemals erzielt werden. — Das zweite Joachim-Quartett des zweiten Cyclus brachte ein Quartett von B. Scholz. Wenn ich nicht irre, so ist es eines von den dreien, welche in Folge eines Preisausschreibens von Seiten der sogenannten Florentiner (J. Becker und Genossen) von den Richtern (Brahms, Volkmann, und einem Dritten, dessen Name mir nicht gegenwärtig) als die besten anerkannt wurden. Es ist ein sehr respectables Stück Arbeit, ohne starke Spuren schöpferischen Geistes; der erste Satz wie das Adagio recht gut durchgeführt, die Motive wenig bedeutend, das Finale schwach, das Menuett freundlich und anmuthend. Gern und mit Vergnügen hebe ich hervor, daß die Stimmung im Ganzen eine künstlerisch frohe, keine so düstere welt-leerschmerzliche ist, wie in den meisten derartigen Schöpfungen der Neuzeit.

In der letzten Trioſoirée der Herren Barth, de Ahna und Hausmann kam zuerst ein Quartett von Kiel in Edur zur Aufführung, welches, neben liebenswürdiger Erfindung und vollkommener künstlerischer Arbeit, noch den jetzt so seltenen Vorzug besitzt, daß das Finale anstatt abzuschwächen, eine Steigerung bietet. Die Ausführung — bei der sich Herr Rampelmann in der Viola betheiligte — war eine sehr gute; manchmal trat das Clavier etwas zu sehr hervor. Darauf folgten „fünf Stücke im Volkston für Cello und Piano" von Schumann, ebenso originelle wie aus tiefer Empfindung erzeugte Compositionen. Herr Hausmann bewährte sich wieder als der treffliche Künstler, der ebenso *warm* als „keusch" zu spielen versteht. Den Schluß bildete Beethovens großes Bdur-Trio op. 97. In diesem ward mir ganz klar, was ich bei Herrn Barths Vortrage der Mendelssohn'schen Variationen im Henschel'schen Concerte empfunden hatte, damals aber noch nicht aussprechen wollte, weil die Composition doch keinen entscheidenden Maßstab für ein Urtheil abgibt: daß Herr Barth Alles besitzt, was eiserner Fleiß und große Kraft erreichen können, unfehlbare Mechanik der Finger, Geläufigkeit, vorzügliche Gleichheit der Triller, vortreffliche Ausbildung des Handgelenkes ꝛc., daß ihm aber Auffassung, Empfindung und Rhythmik fehlen. Die Art und Weise wie er das Mittelthema des ersten Satzes und das himmlische Motiv des Andante vortrug, war Allem widersprechend, was man bisher in dieser Art gehört hatte. Nun will ich *sehr gern* eingestehen, daß es jetzt viele Leute geben kann, welchen gerade diese Art der Auffassung als die „gesündere" erscheinen mag, welchen Leidenschaftslosigkeit als Keuschheit gilt. Die Meinungen über Herrn Barths Vortrag können also verschieden sein. Aber über *einen* Punkt kann es keine *andere* Meinungsverschiedenheit geben, als die *zwischen musikalischer Bildung und Ignoranz*: das ist die rhythmische Eintheilung der Vorschläge, besonders wo dieselben gleichmäßig wiederkehren; und in diesem Punkte hat Herr Barth sich ein paar recht arge Irrthümer zu Schulden kommen lassen. In der ersten Hälfte des ersten Satzes ist eine 10 Takte lange Stelle, in welcher das Cello das Hauptmotiv andeutet, während das Piano eine Figur in gleichmäßig herabgehenden Triolen ausführt, jede erste Triole ist mit einem Pralltriller bezeichnet. Nun ist es ein unumstößliches Gesetz — wie ich gleich durch die ersten Autoritäten beweisen werde —, daß solche Pralltriller innerhalb der Dauer der Note, gleichzeitig mit dem Begleitungsbasse, ausgeführt werden (also bei der 8tel Note als zwei 32stel und einer 16tel) und nicht *vor* dem Anfange der Note gespielt werden dürfen. Das hat aber Herr Barth mit besonderem Accente gethan. Noch schlimmer war es aber, daß er denselben Fehler im Scherzo beging, wo das Piano mit Violine und Baß in der Octave den entschiedensten Amphimacer $_\,\cup\,_$ auszuführen und dabei auf dem ersten Tone einen Pralltriller hat. Diesen spielte Herr Barth auch vor der Note, hierdurch wurde der ganze Rhythmus vollständig vernichtet; denn der Pralltriller mußte in dem schnellen Tempo unmittelbar nach dem dritten Viertel gespielt werden, auf welchem der *Schwerpunkt* ruht $_\,\cup\,\angle$, dieses aber mußte daher nothwendig kürzer erscheinen, und der charakteristische Accent ging verloren. Nun kann man von Jedem, der dieses Trio öffentlich spielt, erwarten, daß er die Gesetze, wie solche Verzierungen gespielt werden, kenne. Von einem Lehrer an einem Königlichen Institute, das er als Clavierspieler in der Oeffentlichkeit ganz allein vertritt, kann man verlangen, daß er die Clavierschulen von Ph. E. Bach, von Hummel, von Starke und von Czerny genau studirt habe. Die drei letztgenannten sind hier ganz maßgebend, weil sie in der Zeit Beethovens entstanden sind, der für Starkes Schule sogar Beiträge geliefert hat. In allen diesen Schulen würde Herr Barth das von mir angedeutete Gesetz über die Pralltriller als unumstößlich festgestellt gefunden haben, und da das Trio Anno 1811 componirt ist, kann ein etwaiger Hinweis auf spätere größere Freiheit, wie Schumann und Chopin sie erlauben, nicht versucht werden. Herr Barth ist ein trefflicher Clavierspieler und in Bravourstücken kann er sich mit jedem Virtuosen messen; aber zum künstlerischen Vortrage klassischer Musikstücke fehlt ihm recht viel! Die Herren de Ahna und Hausmann spielten ausgezeichnet.

Damit auch dem Spaße, selbst im Concertsaale, sein Recht werde, hat der „Professor Ritter-Mollenhauer, amerikanischer Violinist", ein Concert in der Singakademie veranstaltet, worin er das Höchste an komischen Wirkungen erzielte, was ich seit langer Zeit erlebt habe. Seine unglaublichen Nüancen in der Cantilene, seine plötzlich abgehackten Läufe, seine quikenden Töne bei Sprüngen und Doppelgriffen, wobei manchmal das Holz des Bogens sich mit geltend macht, sein Flageolet in den oberen Lagen, welche zuletzt ganz und gar unhörbar sind, sein Schnarren auf der tiefen Saite, Alles das ist mit gymnastischen Bewegungen des Körpers verbunden, welche vielleicht die Schwierigkeit der musikalischen Ausführung recht anschaulich machen sollen. Die Wahl der Tonstücke, lauter Schnörkelvirtuosenmätzchen aus der Zeit der Nachäffer Paganinis, entsprach der Ausführung. Es war also eine in ihrer Art unvergleichliche einheitliche Leistung; sie war wirklich scharmant. Der Herausgeber dieser Blätter meinte einst, es gäbe gegen gewisse trübe Stimmungen kein besseres Mittel, als ein recht schlechtes Buch zu lesen. Hätte er *das* Concert gehört, er müßte eingestehen, daß die Dichtkunst vor der Musik zurückweichen muß. Solch' unmittelbare Wirkung auf die Lachmuskeln vermag kein Autor auszuüben!

H. Ehrlich.

Notizen.

Die Beziehungen Deutschlands zu *Italien* sind bei Gelegenheit des plötzlichen Thronwechsels mehrfach zur Sprache gekommen. Es sind bekanntlich die besten. Seit der verstorbene König in Berlin war und Italien dem Dreikaiserbund stillschweigend beitrat, haben wir uns seiner guten Gesinnung um so mehr versichert halten können, als der junge Staat durch sein dringendes Interesse auf ein rückhaltloses Einvernehmen mit Deutschland angewiesen war. Beide haben einen gemeinsamen bis auf Weiteres unversöhnlichen Gegner. Es ist das, wie man weiß, der beste Kitt für jede irdische Freundschaft. Man hat Italien zuweilen vorgeworfen, daß es überall in erster Linie auf seinen eigenen Vortheil bedacht sei. Als ob die übrigen Staaten es anders hielten! Ein gesunder Egoismus ist sogar eine der obersten nationalen Tugenden. In dem individuellen Verkehr der Menschen unter einander erzeugen Selbstsucht und Rücksichtslosigkeit auf die Dauer eine trostlose Oede. Ein harmonisches Leben setzt stete Opfer voraus. Sonst ist das Dasein auf Wucherzinsen angewiesen, die bekanntlich die Sicherheit des Kapitals gefährden. Die Völker aber müssen vor Allem ihr Interesse wahrnehmen, selbstverständlich mit möglichster Schonung der Vertragstreue und des internationalen guten Glaubens. Wo die thatsächlichen Verhältnisse über

Digitized by Google

die Tractate hinausgewachsen sind und diese inhaltlos gestaltet haben, da hilft für die Revision gewöhnlich ein Krieg nach, ähnlich wie im Innern zuweilen eine Revolution für die Beseitigung des Alten und Ueberlebten sorgen muß. Der Beiname des Räubers, mit welchem man noch vor fünfzehn Jahren den König Victor Emanuel in manchen europäischen Hauptstädten bedachte, war daher so ungerechtfertigt wie möglich. Der König von Italien war auch den Parteien seines Landes gegenüber ein kluger Mann. In einem Gespräche mit Thiers sagte er einmal: Ich muß als constitutioneller Fürst Mancherlei ertragen, habe aber auch den Vortheil davon. Wenn mir die Linke unbequem wird, rufe ich sie in's Ministerium, halte aber gute Freundschaft mit den verabschiedeten Ministern, denn, fügte er mit einem unübersetzbaren Scherzwort hinzu: Je crains les revenans! Mit unserer Behandlung des Culturkampfes war er nicht ganz einverstanden. Obgleich ihm Goethes Recept für den Umgang mit Frauen wahrscheinlich unbekannt war, behauptete er, man müsse den Priestern wie dem weiblichen Geschlecht entgegengehen, behutsam in der Form, im Uebrigen fest und nöthigenfalls verwegen. Er selbst freilich brüskirte gelegentlich sogar Hofdamen in wenig zarter Weise, wovon in den Tuilerien, wenn er dort zum Besuch war, ganz wundersame Geschichten erzählt wurden. Der in jenen kaiserlichen Kreisen damals geläufige Ton mochte allerdings zu einer gewissen offenherzigen, etwas soldatischen Manier in solchen Dingen herausfordern. Sonst war der König Victor Emanuel sehr höflich. Wer vor zwei Jahren unweit der Porta Pia vor Rom seiner einfachen offenen Equipage begegnete, konnte bemerken, daß der schnurrbärtige, nicht sehr vornehm aussehende Insasse den ehrerbietigen Gruß des Droschkenkutschers mit einer Verbeugung erwiederte, die sogar die fremden Fahrgäste ersichtlich mit einbegriff. Auf die Frage nach dem Namen des so freundlich grüßenden Herrn hörte man dann mit Verwunderung, es sei der König von Italien gewesen. Er war im besten Sinn des Wortes populär. Sein Nachfolger wird viel zu thun haben, wenn ihm dieselbe Beliebtheit zufallen soll. Zum Glück hat er eine sehr sympathische Frau, die auch im vorigen Sommer, während ihres Aufenthalts in Pontresina im Engadin, durch ihr leutseliges Wesen sich alle Herzen bald erobert hatte. Die Prinzessin Margaretha bewohnte dort eine einfache Villa zwischen den beiden Dörfern und ihr Aussehen zeigte bald, wie die vortreffliche Luft in dem mit der Rigihöhe wetteifernden Bergthal ihr zusagte. König Humbert aber hat es leichter als sein dahingeschiedener Vater. Dieser verspeiste mühsam die berühmte italienische Artischoke und der Sohn findet Alles geregelt, ohne daß ihm ein Opfer, wie das von Savoyen und Nizza, zugemuthet würde. Das war der schwerste Schritt in der sonst glücklichen Laufbahn des ersten italienischen Königs. Als ihm Benedetti erklärte, er dürfe nicht ohne den Cessionsvertrag nach Paris zurückkehren, erwiederte ihm Victor Emanuel: Ich bin verfassungsmäßig gebunden. Wenn es denn sein muß, gehen Sie zu Cavour und bringen Sie die Sache mit ihm in Ordnung; aber ich bitte, sprechen Sie mir nicht mehr davon! Die Abtretung war der schwarze Punkt seiner Regierung. Voriges Frühjahr mochte er noch auf eine Art von Compensation hoffen. Aber leise Sondirungen in Wien riefen unter dem späteren Berliner Beifall ein energisches Refus hervor. So ist auch er, wie die meisten Menschen, mit der nur halben Verwirklichung seines Lebensprogramms in's Grab gestiegen und es steht zu erwarten, daß ihm die elysischen Gefilde einen gewissen Ersatz für das schöne Land, welches er frühzeitig verlassen mußte, gewähren werden.

* * *

Von Karl Braun-Wiesbaden, dem bekannten Reisenden, liegen zwei neue Bändchen „Reiseeindrücke aus dem Südosten"*) vor. Sie behandeln insbesondere Montenegro und die Jonischen Inseln. Auch sie besitzen in einem hohen Grade die Eigenschaften, welche dem Verfasser so rasch einen großen Leserkreis erobert haben. Braun erläutert in einem einleitenden Brief die Art und Weise, wie er zu reisen pflegt. Damit finden zugleich der Reiz und die Anziehungskraft, welche seine Schriften auf den Leser üben, theilweise ihre Erklärung. Durch sorgsame Vorstudien für alle Eindrücke empfänglicher gemacht, läßt Braun das Gesehene und Erlebte unmittelbar auf sich einwirken; ergänzt das aufgenommene Detail durch Erkundigungen bei gebildeten Eingebornen und gestaltet dann diese Einzelzüge zu einem harmonischen Gesammtbild. Dieses Verfahren, verbunden mit einer lebendigen und anmuthigen Darstellung, läßt ihn die Gefahren einer zünftigen und pedantischen Gelehrsamkeit spielend überwinden, macht ihn unzugänglich für jedes Vorurtheil und verleiht seinen Schriften die eigenthümliche Frische und Stimmung. Dieses Genre, welches belehrt, indem es unterhält, welches auch die trockenste Frage der Volkswirthschaft, der Ethnologie, der Linguistik und Politik fesselnd und amüsant zu behandeln weiß, ist in unserer Literatur bisher wenig cultivirt worden und gerade darin ist Braun mit seiner unerschöpflichen Laune Meister.

Ein besonderes Interesse gewinnen die vorliegenden Bändchen in dem jetzigen Augenblick, wo die leidige orientalische Frage eine acute Gestalt genommen hat. Die allseitige Bildung, die scharfe Beobachtungsgabe und der gerechte, humane Sinn des Verfassers eröffnen dem Leser ganz neue Gesichtspunkte in dieser durch diplomatische Künste und einseitige Auffassungen der Tagespresse gründlich verwirrten Angelegenheit. Für Braun ist die orientalische Frage in erster Linie eine Culturfrage. Er verwirft deshalb ihre Lösung durch das Schwert des Eroberers und plaidirt für die Heranziehung und Kräftigung der auf der Balkanhalbinsel seßhaften culturfähigen Elemente und vor Allem für die Ordnung und Regelung der agrarischen Verhältnisse, in welchen er die Hauptursache der dortigen traurigen Zustände findet. Das sind Ansichten, welche in der Tagespresse kaum einmal angedeutet worden sind, aber man kann sich der Ueberzeugung von ihrer Richtigkeit nicht erschließen, wenn man ihre scharfe und durchschlagende Begründung gelesen hat. Die verschrienen Söhne der schwarzen Berge und die übel beleumundeten Griechen gewinnen unter seinem Pinsel ein ganz andres Aussehen und werden zu den prädestinirten Trägern einer neuen Cultur in dem von der Natur so verschwenderisch ausgestatteten Lande. Eine andere Frage ist, ob die oft seltsame Wege gehende Geschichte dem von Braun vorgezeichneten Pfade folgen wird. Aber daß ein derartiger friedlicher Entwickelungsgang vor dem jetzt betretenen, mit Strömen von Blut gezeichneten Wege den Vorzug verdienen und größere Bürgschaften für dauernde Zustände bieten würde, darüber kann kein Zweifel sein.

Diese wenigen Andeutungen mögen genügen, auf die Bedeutung der schätzenswerthen Gabe aufmerksam zu machen. Die beiden Bändchen werden auch allein den Weg finden. Pe.

*) Stuttgart 1877, A. B. Auerbach.

Offene Briefe und Antworten.

Geehrte Redaction!

Lichan, 8. Januar 1878.

In dem Artikel des Herrn Johannes Berg über die deutsche Münz- und Bankreform, Nr. 1 dieses Jahrgangs, befindet sich ein kleiner Fehler, der berichtigt werden sollte, da doch vielleicht Jemand durch ihn Schaden haben könnte.

Herr Berg sagt, daß nur die Braunschweiger Bank sich dem Bankgesetz noch nicht unterworfen habe; außer dieser hat auch die Landständische Bank zu Bautzen ihr Privilegium bisher nicht aufgegeben und gelten daher deren Noten (à 100 Mark) nur im Königreich Sachsen als gesetzliches Zahlungsmittel.

Hochachtungsvollst

F. Börner.

Bibliographie.

William Shakespeare's dramatische Werke. Uebersetzt von Friedrich Bodenstedt, Nicolaus Delius, Otto Gildemeister, Georg Herwegh, Paul Heyse, Hermann Kurz, Adolf Wilbrandt. Nach der Textrevision und unter Mitwirkung von Nicolaus Delius. Mit Einleitungen und Anmerkungen. Herausgegeben von Friedrich Bodenstedt. 3. Auflage in 38 Lieferungen. 8. 1. Lieferung. Der Sommernachtstraum, übersetzt von F. Bodenstedt. VIII u. 83 S. Leipzig 1878, Brockhaus. à Lieferung — 50.

A. W. Thayer, ein kritischer Beitrag zur Beethoven-Literatur, vorgelesen im „Schillerverein" zu Triest. 8. 98 S. Berlin 1878, W. Weber.

Digitized by Google

Inserate.

Holtei-Stiftung.

Am 24. Januar 1878
ist der 80. Geburtstag **Karl v. Holtei's.**

Zur Feier dieses seltenen Gedenktages und zur dauernden Erinnerung an den Namen des Gefeierten beabsichtigt das unterzeichnete Comité eine Holtei-Stiftung zur Unterstützung hilfsbedürftiger Schriftsteller in's Leben zu rufen. Freunde und Verehrer des greisen Dichters, welche unser Unternehmen zu fördern geneigt sind, werden ganz ergebenst ersucht, ihre Beiträge an die Expedition dieser Zeitung, oder direct an den mitunterzeichneten Schatzmeister Stadtrath **Anton Hübner** in Breslau überschicken zu wollen.

Das Breslauer Comité
für die
Holtei-Feier am 24. Januar 1878.

Dr. v. Bar, Prof., Rector der Universität. **Graf v. Burghauss,** Königl. Kammerherr, wirkl. Geheimrath. **Philipp Eichborn,** Bankier. **Dr. Moritz Elsner,** Redacteur. **Dr. Max v. Forckenbeck,** Oberbürgermeister. **J. Friedenthal,** Commerzienrath. **Anton Hübner,** Stadtrath. **Juncker von Ober-Conraid,** Reg.-Präsident. **Max Kalbeck,** Schriftsteller. **Hermann Kette,** Regierungsrath. **Dr. Max Kurnik,** Redacteur. **Dr. Lewald,** Stadtverordnetenvorsteher. **Marcinowski,** Landessyndikus, Regierungsrath. **Dr. Alexander Meyer,** Redacteur. **Graf v. Pückler,** Generallandschaftsdirector. **v. Puttkamer,** Oberpräsident. **Dr. Schäffer,** Kgl. Musikdirector. **Bernhard Scholz,** Kgl. Musikdirector. **Dr. Stein,** Redacteur. **Dr. Stenzler,** Professor. **Ernst Trewendt,** Verlagsbuchhändler. **Frhr. von Uslar-Gleichen,** Polizeipräsident. **von Uthmann,** Landeshauptmann. **Dr. Karl Weinhold,** Prof. **von Wulffen,** Generallieutenant, Commandant.

Bei **E. Neuenhahn** in **Berlin,** Kommandantenstraße 77—79, ist erschienen:

Die Idee der Entwickelung.

Eine social-philosophische Darstellung
von
Leopold Jacoby.
1. u. 2. Theil. 1874—1876. à 4 Mk.

Das Buch stellt den philosoph. Zusammenhang zwischen Darwinismus und Socialismus dar u. bildet den ersten Versuch einer Fortführung der socialen Idee auf wissenschaftl. Grundlage.

Eine Buchhandlung beabsichtigt auf dem Gebiete der **Bildungsschriften** ihren Verlag zu erweitern und sucht Werke in dieser Richtung von Autoren zu erwerben, die für diesen Zweig der Literatur ganz besondere Befähigung besitzen. Anträge werden unter **X. Y. Z.** durch die Buchhandlung von Herrn **K. F. Köhler** in **Leipzig** erbeten.

Ein vielseitig gebildeter junger Mann, **aus guter Familie,** durch Talent und Neigung zur Schriftstellerei geführt, sucht bei bescheidenen Ansprüchen Stellung an einer Bibliothek, einer Wochenschrift für Literatur und Kunst oder sonstigen literarischen Unternehmungen. Beste Referenzen über Character u. Fähigkeiten. Offerten sub **B. 126** an **Rudolf Mosse, Hamburg,** erbeten.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin,** N.W. 32. Louisen-Strasse.

Soeben erschien:

Diplomatischer Kalender
des
deutschen Reichs
= auf das Jahr 1878. =

Unter Benutzung amtlicher Quellen herausgegeben.

Erster Jahrgang.

Mit dem Portrait Sr. Exc. des Herrn Staats-Secretair v. Bülow, in Stahlstich.

20 Bogen Taschenformat, Schreibpapier, eleg. geb. in engl. Leinen m. Bleistift, Tasche etc.

Preis 4 Mark 50 Pf.

Inhalt.

1. Genealog. Uebersicht des Ksrl. deutschen Hauses und der Deutschen Bundesfürsten.
2. **Der Bundesrath,** seine Zusammensetzung, seine Mitglieder, Organisation des Reichstages.
3. **Das Auswärtige Amt des deutschen Reiches,** Eintheilungen, Personalien.
4. **Missionen des deutschen Reiches im Auslande** mit Bezeichnung der Ermächtigungen der Gesandten.
5. **Konsulate des deutschen Reiches im Auslande** mit Bezeichnung der Ermächtigungen der Konsuln.
6. **Auswärt. Missionen a. Berliner Hofe.**
7. **Von deutschen Bundesstaaten beglaubigte Missionen.**
8. **Verzeichn. d. im deutschen Reiche zugelassenen Konsuln fremder Staaten.**
9. **Uebersichts- und Schreibkalender für das Jahr 1878.**
10. **Urkunden,** betreffend die Verfassung des deutschen Reiches.
11. **Gesetz,** betreffend die Organisation der Bundes-Konsulate, sowie die Amtsrechte und Pflichten der Bundeskonsuln.
12. **Gesetz,** betreffend die Gebühren und Kosten bei den Konsulaten des deutschen Reiches.
13. **Seemannsordnung** vom 27. Dezember 1872.
14. Einige auf das Verhältniss der gesandtschaftlichen Personen bezügliche Bestimmungen des preussischen Rechts.
15. **Tabellarische Uebersicht** der civilisirten Staaten der Erde.
16. **Uebersicht der Portosätze** für Briefe etc. in Deutschland und nach dem Auslande.
17. **Biographische Notizen über Deutsche Diplomaten.**

Zu beziehen durch jede Buchhandlung des In- und Auslandes.

Werke von Karl von Holtei.

Im Verlage von **Eduard Trewendt** in **Breslau** sind erschienen:

Schlesische Gedichte.

15. Auflage.
Ausgabe letzter Hand
in 4 Heften à 50 Sgr.
mit Wörterbuch von Prof. Dr. **K. Weinhold.**
16. Elegant gebunden.
Preis 3 M.
Jedes Heft ist auch einzeln zu haben.

14. Auflage.
Miniatur-Ausgabe.
16. Elegant gebunden mit Goldschnitt.
Preis 3 M. 75 Sgr.

9. Auflage.
Illustrirte Pracht-Ausgabe
mit einem Glossar von **Karl Weinhold**
u. Bildern nach Zeichnungen von **August v. Heyden.**
Gr. 8. Höchst eleg. geb.
Preis 10 M. 80 Sgr.

Die Vagabunden.

Roman in drei Bänden. 5. Auflage.
Ausgabe in **einem** Bande.
8. In illustr. Umschlag geheftet
Preis 4 M. 50 Sgr.
Elegant geb. Preis 5 M. 50 Sgr.

Christian Lammfell.

Roman.
5 Bände. 3. Auflage. 16. Geheftet.
Preis 3 M. 75 Sgr.
Elegant in 2 Leinwandbänden gebunden
Preis 5 M. 75 Sgr.

Vierzig Jahre.

3. Auflage.
6 Bände. 16. Geheftet.
Preis 12 M.
Elegant in drei Leinwandbdn. gebunden.
Preis 15 M.

Theater.

Ausgabe letzter Hand.
6 Bände. 16. Geheftet. Preis 12 M.
Eleg. in 3 Lwdbd. geb. Preis 15 M.
Jeder Band ist auch einzeln zu haben.

Erzählende Schriften.

Gesammt-Volksausgabe. 37 Bände.
16. Geheftet.
Preis 34 M. 20 Sgr.
In 14 Leinwandbände gebunden. Preis 48 M.

Gedichte.

Fünfte vermehrte Auflage.
16. Geheftet.
Preis 3 M.
Eleg. gebunden Preis 4 M.

Stimmen des Waldes.

Zweite vermehrte Auflage.
16. Geheftet.
Preis 3 M. 75 Sgr.
Eleg. geb. mit Goldschnitt.
Preis 4 M. 50 Sgr.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Hierzu eine Beilage von der Verlagshandlung C. F. Peters in Leipzig.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in Berlin. Druck von **B. G. Teubner** in Leipzig. **Expedition,** Berlin N.W., Luisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 4. Berlin, den 26. Januar 1878. Band XIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Das Laienelement in der Rechtsprechung mit Rücksicht auf die neue deutsche Gerichtsverfassung. Von Paul Kayser. — Zur Geschichte des preußischen Beamtenthums. Von Ernst Friedlaender. — **Literatur und Kunst:** Das Preisluſtspiel des Wiener Stadttheaters. Besprochen von Paul Lindau. — Zur Geschichte des Virtuosenthums. Von R. Prölß. II. — Karl Ens. Von Gustav Dannehl. — **Aus der Hauptstadt:** Königliches Schauspielhaus. „Der Geigenmacher von Cremona." Drama in 1 Act von François Coppée. — „Des Königs Schwert." Lustspiel in 2 Aufzügen von Franz Bittong. Besprochen von Julius Hagen. — Notizen. — Inserate.

Das Laienelement in der Rechtsprechung mit Rücksicht auf die neue deutsche Gerichtsverfassung.

Von Paul Kayser.

Wie die Religion vor den Priestern, so ist auch das Recht vor den Juristen vorhanden gewesen; denn ebenso wie das Gefühl der Abhängigkeit des Endlichen vom Unendlichen, so ist auch das Bewußtsein des Rechts und Unrechts in eines jeden Menschen Brust eingepflanzt. Recht aber kann nur üben, wer gleichzeitig die Gewalt hat (ius — vis); daher lag die Rechtsfällung bei dem Familien- und Geschlechtshaupt bezw. in der historischen Zeit bei dem Oberhaupt der monarchisch organisirten Volksgemeinde, die aber schon frühzeitig in ernsten Fällen den Rath der Familienangehörigen oder der Ersten in der Bürgerschaft suchen. Wie bei jeder Thätigkeit verschafft dauernde Uebung bald auch größere Erfahrung und Kenntniß; dies ist schon durch das Sprichwort: „Wem Gott ein Amt gibt, dem gibt er auch Verstand" angedeutet. So bildet sich schon in den ältesten Zeiten in den Räthen des Herrschers ein Stand aus, dem die Handhabung des Rechtes vorzugsweise zufällt. Aus ihnen werden die Priester gewählt und da in der ersten Culturstufe das Recht in einem viel engeren Zusammenhang mit der Religion stand, als gegenwärtig mit der Moral, so war das Laienelement, dem sowohl die Kenntniß in den irdischen wie in den himmlischen Dingen fehlte, von der Rechtsfindung von selbst ausgeschlossen. Erst mit der Demokratisirung der Volksgemeinde wird das Recht nicht minder Gemeingut als der Staat und es ist zum Belag für diesen Vorgang bezeichnend, daß die Römer, jenes vorzugsweise juristisch begabte Volk, an ihre erste große Verfassung bezw. Revolution auch die Einführung der Laienrichter knüpfen. In demselben Augenblicke, von welchem unsere genaue Kunde der römischen Geschichte datirt, finden wir für alle Arten des bürgerlichen und Strafverfahrens Geschworene, die bald in Collegien bald als Einzelrichter das Urtheil fällen. Wer mit den gewöhnlichen Fällen des bürgerlichen Lebens vertraut war, konnte dieses Richteramt versehen, für dessen Ausübung im Civilproceß er von einem staatsmännisch und juristisch bewährten Beamten, dem Prätor, eine besondere Instruction empfing. Erwägt man die großen Handelsbeziehungen, in welchen Rom mit allen damals bekannten Völkern des Erdkreises stand, den außerordentlichen Fremdenverkehr in der Stadt, übersieht man die auf uns gekommenen Ueberreste juristischer Casuistik, so werden wir nicht fehl gehen in der Annahme, daß mit Rücksicht auf die menschliche Natur die Zahl der Processe von damals und jetzt nicht außer Verhältniß war. Daß aber der römische Staatsbürger im Stande war, allen diesen Pflichten zu genügen, die ihn zum Dienst in's Heer, zu den Volksversammlungen und nach den Gerichtsstätten riefen — das läßt sich wohl am besten aus dem Umstande erklären, daß die hohe politische Stellung des Vollbürgers auf Kosten der Freiheit einer ganzen Menschenklasse errungen wurde, daß dem Bürger die Sorge um die Bedürfnisse des Lebens von den Sklaven abgenommen wurde. Wie jedoch nicht immer das Volk in der Lage war, allen diesen staatlichen Lasten nachzukommen, beweisen die zahlreichen socialen Revolutionen, die nur zu oft mit neuer Ackervertheilung und neuer Schuldenregulirung oder gar mit Schuldenerlaß endigten. Nichtsdestoweniger blieb mit der politischen Freiheit auch das Laienelemement in der Rechtsfindung bestehen und es ist wiederum bezeichnend, daß mit demselben Zeitpunkt, als das römische Cäsarenthum seine Maske republikanischer Einrichtungen ablegte und eine neue autokratische Verwaltung schuf, mit der Neuorganisation des Reiches unter Diocletian, auch das Laienelement aus den Gerichten verschwindet und die Rechtsübung lediglich beamteten Richtern zufällt.

Bei den Germanen lag selbst in denjenigen Stämmen, welche von Königen beherrscht wurden, schon in der ersten Zeit ihres Auftretens in der Geschichte alle Gewalt beim Volke, welches, wie schon Tacitus berichtet, der oberste und alleinige Richter war, sofern sich nicht der Einzelne selbst mit seiner Faust Recht verschaffte. Bis zu Karl dem Großen erhielt sich dieses Gericht der ganzen Volksgemeinde. Die Stärkung der Königsgewalt einerseits und die mit dieser gewachsenen öffentlichen Lasten machten es nothwendig, gewisse Gemeindegenossen, welche von dem Sendgrafen unter Zuziehung des Gaugrafen und der Volksgemeinde gewählt wurden, für ihr Erscheinen zum Gericht und die Urtheilsfällung dauernd zu verpflichten. Zum ersten Male tritt für diese Urtheilsfinder der Name Scabini, Schöffen auf. Sie haben mit den Schöffen unserer neuen Gerichtsverfassung das Merkmal gemein, daß sie gemeinsam mit dem vorsitzenden Richter berathen und beschließen. Diese Theilnahme der Laien dauert im Strafverfahren über die Peinliche Gerichtsordnung Karls V. hinaus, die sogar selbst noch das Volksgericht als vollständig thätig darstellt. Allein die Aufnahme des römischen und kanonischen Rechts in Deutschland hob die Mitwirkung der Laien im Civilproceß gänzlich auf und ließ sie im Strafverfahren nur als Solennitätszeugen in einzelnen Fällen, so namentlich bei dem hochnothpeinlichen Halsgericht, d. h. bei Todesurtheilen bestehen. Von einer Urtheilsfindung durch Laien konnte bei der Anwendung der in

Digitized by Google

lateinischer Sprache geschriebenen Rechte keine Rede mehr sein. Mit dem Volksgericht schwand auch das Vertrauen des Volkes, wie dies die Beschwerden der Bauern und der Ritterschaft beweisen, von denen es genügen mag, zwei Zeugnisse anzuführen. Die bayrische Ritterschaft klagte im Jahre 1499 über die Irrthümer und Verwirrungen in den Gerichten, weil die gelehrten Professoren unsere Gewohnheiten nicht kennen, und selbst wenn dies der Fall sei, ihnen doch nichts nachgeben wollen (fit, ut multa his contraria fiant, unde deceptiones, errores et turbe oriuntur. Illi enim juris professores nostrum morem ignorant, nec etiam si sciant, illis nostris consuetudinibus quic quum tribuere volunt). Die aufständischen Bauern im 16. Jahrhundert aber verlangen, „daß alle Doctores der Rechten gantz abgethan werden" und begründen ihre Forderung mit folgenden Motiven: „Darzu seindt es nur besoldt Knecht und nicht Erbdiener des Rechts. Darumb, daß sie Stiffväter und nicht die rechten Erben des Rechten sindt. Dann sie nemen ime den Grund der Warheit und bringen durch iren unordentlichen Geitz das Recht zu aynem sollichen Unglauben, das kein frum Man sein Vertrawen darin mer setzen mag. Das hat ewer verkerte Lere inner 50 Jahren zu wegen bracht."

Die Reformen, welche namentlich Karl der Große in der rohen Beweistheorie (Ordalien) einzuführen bemüht war, scheiterten in Deutschland an der Machtlosigkeit der Centralgewalt und an der Zerrissenheit der Besitzverhältnisse. Von gleichen Grundlagen, wie sie in den germanischen Reichen vorhanden waren, ausgehend, ist es der britischen Nation gelungen, die alten Volksgerichte nicht blos zu erhalten, sondern weiter auszubilden. Unter den Aemtern der Selbstverwaltung nimmt der aus den angesehenen Laien der Grafschaft vom König ernannte Friedensrichter eine hervorragende Stellung in der Ausübung der Rechtspflege ein. Daneben bildet sich nicht nur in Criminalfällen ein reines Volksgericht in der Coroner-, der großen und kleinen Jury aus, sondern auch in bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten eine Civiljury, aufgestellt durch die Ortsgemeindebeamten und berichtigt in öffentlichem Verfahren durch den Friedensrichter. Dabei darf freilich nicht übersehen werden, daß die große Jury, welche die Erhebung der Anklage zu beschließen hat, bedeutende Mängel enthält und daß man auch schon Versuche gemacht hat, dieselben abzuschaffen, sowie andererseits, daß die Civiljury bei kleinen Processen eine Verschwendung von Kräften mit sich bringt und in größeren Streitigkeiten weniger der materiellen Rechtsprechung als den Einkünften der Advocaten und Anwälte dient. In neuerer Zeit beginnt man auch in dem Vaterland der „Selbstverwaltung" auf die durch mehrhundertjährige eigenartige Rechtsentwickelung gewonnenen Errungenschaften weniger Werth zu legen und namentlich in den großstädtischen Bevölkerungen bildet sich, wie Gneist bemerkt, die Meinung, daß öffentliche Geschäfte der erwähnten Art bequemer und vortheilhafter durch besoldete Beamten abgemacht werden.

Mißverstanden sind diese englischen Grundideen von der Theilnahme des Laienelements bei Ausübung staatlicher Hoheitsrechte in Frankreich eingeführt worden. Es würde zu weit führen, die verschiedenen Phasen zu beleuchten, welche die Gerichtsverfassung während der Revolution zu durchlaufen hatte. Man schien keine andere Garantie der Unabhängigkeit zu kennen, als die Wahl sämmtlicher Richter durch das Volk, gestattete aber daneben die Absetzbarkeit und ließ nur eine Wahl auf Zeit zu. Erst durch die große Napoleonische Gesetzgebung sind die schwersten Fehler beseitigt, aber noch überreiche Mängel zurückgeblieben. Der Friedensrichter in der unteren Instanz ist gemäß dem Ursprung und Charakter der ganzen Einrichtung kein rechtsgelehrter Beamter. Ein Alter von 30 Jahren und der Genuß der bürgerlichen Rechte sind die einzigen Erfordernisse seines Amtes, das er, ursprünglich mit 4 Schöffen (assesseurs), jetzt allein ausübt. Soweit in diesem Institut das Laienelement zur Geltung kommt wird der etwa gute Einfluß desselben durch die völlig abhängige Stellung von dem jedesmaligen Parteiministerium gänzlich verdrängt. Dem französischen Friedensrichter fehlen alle Garantien, welche das moderne Staatsleben für eine unparteiische Rechtspflege fordert. Er ist ein Werkzeug in der Hand der Verwaltung, ihr politischer Agent und jederzeit absetzbar. Die schwereren Straffälle werden zwar auch von Geschworenen entschieden, aber die Berufung derselben liegt nicht in der Hand der Gemeindevertretungen, sondern der abhängigen Verwaltungsbeamten. Auf dem Gebiete der bürgerlichen Rechtsstreitigkeiten findet sich die Theilnahme des Laienelements in Enteignungssachen unter dem Vorsitz eines rechtsverständigen Richters und ohne einen solchen in Gewerbe- und Handelsprocessen. Hiervon haben sich die Gewerbsgerichte, welche aus Arbeitgebern und -nehmern zusammengesetzt sind, am besten bewährt und es ist mit Freuden zu begrüßen, daß auch dem nächsten deutschen Reichstag seitens des Reichskanzleramts ein Entwurf vorgelegt werden wird, der gleiche Gerichte bei uns einzuführen bestimmt ist. Bezüglich der Handelsgerichte aber dürfte im günstigsten Falle nur das Urtheil über die englische Civiljury wiederholt werden.

In Deutschland war seit dem Eindringen der fremden Rechte der Gedanke an eine Theilnahme der Laien bei der Rechtsprechung verloren gegangen. In den Zeiten des aufgeklärten Absolutismus unter weisen und thatkräftigen Herrschern ist gerade das Beamtenthum es gewesen, welches in den lose, nur durch die Person des Regenten zusammenhängenden Provinzen die Staatsidee geweckt und gefördert, durch sparsame Verwaltung die Finanzen des Staates wohl geordnet, die Cultur verbreitet und den materiellen Wohlstand der Unterthanen gehoben hat. Und wenn gerade Preußen berufen war, an die Spitze des deutschen Volkes zu treten und die getrennten Glieder zu einem mächtigen Reiche zu vereinigen, so verdankt es seine Machtstellung nicht zum wenigsten dem durch ein pflichttreues Herrscherhaus auferzogenen pflichttreuen Beamtenthum. Mißtrauen zu den beamteten Richtern ist es gewiß nicht gewesen, welches in Preußen und Deutschland den Wunsch nach einer Betheiligung des Laienelements bei der Justizpflege hervorgerufen hat. — Die Mängel des Gerichtsverfahrens waren es; sie zeigten sich namentlich in der künstlichen Beweistheorie des Strafprocesses. Weil man nach Abschaffung der Folter einen Schuldbeweis nur in den selteneren Fällen durch ein Geständniß des Angeklagten oder durch Ueberführung seitens zweier klassischen Zeugen herbeiführen konnte — Verbrechen werden in der Regel heimlich verübt —, so sah man sich zu den sogenannten Verdachtsstrafen genöthigt oder man sprach den Angeschuldigten nur von der Instanz los, d. h. man überließ ihn der ewigen Beunruhigung, daß er jeden Augenblick auf's Neue zur Verantwortung gezogen werden könne. Wie aber der Strafproceß nach einem Ausspruche Mittermaiers nur der Prüfstein für das öffentliche Leben eines Volkes ist, so strebte der durch die Freiheitskriege mündig gewordene deutsche Bürger mit dem politischen Ideal der constitutionellen Verfassung, wie er sie in Frankreich unter äußerlich glänzenden Formen kennen gelernt hatte, auch nach einem Volksgericht.

Frankreich ist es gewesen, aus welchem sich die Befreier Deutschlands vom französischen Joche ihre Staats- und Rechtsideen holten. Noch einmal sollte Deutschland das Schauspiel der Reception eines fremden Rechtes erleben. Sowie im Mittelalter das römische Recht aus Italien eingeführt wurde, damit es die Grundlage unseres Privatrechts werde, so hat man zu Zeiten unserer Großväter aus Frankreich das Staats- und Proceßrecht und die Gerichtsverfassung in das deutsche Vaterland gebracht. Mehr oder minder verleugnen die Reformen, welche fast in allen deutschen Staaten seit 1848 auf dem Gebiete des Processes und der Gerichtsverfassung geschaffen sind, das französische Muster nicht. Nur in wenigen Ländern, wie am Rhein, hat man das bereits herrschend gewesene französische Recht — wenn auch nach manchen Kämpfen — beibehalten. Ueberall sonst hat die Reception und mit dieser die Heranziehung des Laienelements ungleichmäßig stattgefunden, nur das Geschworenengericht drang mit Macht vorwärts; aber

Digitized by Google

auch bei diesem ist die Zusammensetzung durch die Verwaltungsbehörden fast ausnahmslos die Regel geblieben. In den meisten deutschen Staaten war das Schwurgericht das einzige Zugeständniß, welches dem Laienelement in den Gerichten gemacht wurde, so namentlich in Altpreußen. Wenige Staaten versuchten es mit Handels- und Gewerbegerichten, einige endlich (Württemberg, Baden, Sachsen, die neuerworbenen Provinzen Preußens) führten für die unterste Instanz in Strafsachen die Mitwirkung von Schöffen ein, welche nicht getrennt, sondern wie in der oben geschilderten altdeutschen Weise gemeinsam mit dem Richter das Recht finden.

In unseren heutigen constitutionellen Staaten, bei der verfassungsmäßig garantirten Unabhängigkeit der Richter, bei der Mündlichkeit und Oeffentlichkeit des Verfahrens, bei der freien Würdigung des Beweises im Strafprocesse, bei dem geordneten Instanzenzug, bei der wissenschaftlichen und idealen Bildung unseres Juristenstandes, liegt die Bedeutung des Laienelements für die Rechtsprechung keineswegs in der größeren Unparteilichkeit und Richtigkeit der Entscheidung. Vielmehr bedeutet das Laienelement in den Gerichten, daß das Recht, welches seit Jahrhunderten nur in den wenigen Berufsjuristen seine nationalen Vertreter hatte, wieder ein volksthümliches werde, daß durch das Laienelement das Recht, welches bisher in engen Kreisen gebannt war, wieder zum Gemeingut der Nation werde, daß das Rechtsbewußtsein sich im ganzen Volke kräftige, daß ein lebendiger Zusammenhang und eine unaufhörliche Wechselwirkung zwischen denen bestehe, welche das Recht üben und beobachten sollen, und daß auch eine größere politische Verbindung in den einzelnen nachbarlichen Kreisen hergestellt werde.

Bei einer so langen Entwöhnung des Volkes von der Rechtspflege würde es im höchsten Grade zweckwidrig sein, wollte man sofort die gesammte Rechtsprechung Volksgerichten anvertrauen. Das Richtige wäre gewesen, das Laienthum von der an sich schwierigen und eine technische Bildung erfordernden Thätigkeit im Civilproceß ganz auszuschließen, und es im Strafproceß unter dem Vorsitz und der Leitung eines rechtsverständigen Richters zu betheiligen. Von diesem Gesichtspunkt ging auch der erste Entwurf eines deutschen Gerichtsverfassungsgesetzes aus, der namentlich im Strafverfahren durch die Schaffung von kleinen, mittleren und großen Schöffengerichten für Uebertretungen, Vergehen und Verbrechen das berufsmäßige Richter- und das Laienelement organisch verband. Inconsequent hatte der Entwurf Handelsgerichte, welche lediglich aus Laien zusammengesetzt waren, in Vorschlag gebracht. Denn gerade die Handelsprocesse enthalten die schwierigsten juristischen Fragen und führen auf's Neue Standesgerichte in einem Zeitalter ein, welches in Staat und Gesellschaft auf das Eifrigste bemüht ist, Standesunterschiede aufzuheben. Unter Würdigung dieses Gesichtspunktes hatte auch die Reichsjustizcommission die Handelsgerichte aus dem Entwurfe gestrichen. Allein die öffentliche Meinung erwies sich stärker. Die Geschworenengerichte haben ihre Bedeutung als Symbol politischer Freiheit noch nicht eingebüßt, sie haben die großen Schöffengerichte verdrängt. Andererseits hat die Macht des Handelsstandes es durchzusetzen gewußt, daß ihm wenigstens besondere Handelskammern gewährt wurden; das Berufsrichterthum ist für die mittlere Klasse strafbarer Handlungen stehen geblieben.

Sonach eröffnet sich in der Rechtsprechung dem Laienthum ein weiter Wirkungskreis. Es übt jenen Einfluß bereits in der Zusammensetzung der Urliste für Schöffen und Geschworenen, indem ein Ausschuß von 7, durch die Kreisvertretungen gewählten Vertrauensmännern unter dem Vorsitz des Amtsrichters über die Einsprachen gegen die von den Gemeindevorständen aufgestellte Urliste entscheidet. In einer ganzen Reihe von geringen Straffällen, so bei allen Uebertretungen und bei allen Vergehen, welche mit Gefängniß bis zu 3 Monaten bestraft werden, also bei der Mehrzahl der strafbaren Handlungen, finden 2 das Ehrenamt eines Schöffen bekleidende Laien gleichzeitig und gemeinsam mit dem Amtsrichter das Urtheil. Beibehalten und mit größeren Garantien für die Richtigkeit der Entscheidung versehen ist das Geschworenengericht. Endlich können bei den Landgerichten Handelskammern errichtet werden, in welchen 2 von den zur Vertretung des Handelsstandes berechtigten Organen gewählte Laienrichter unter dem Vorsitz eines rechtsgelehrten Richters über Handelsstreitigkeiten entscheiden. Fügt man noch die in Aussicht genommenen Gewerbegerichte hinzu, so zeigt sich, daß die mit der eigentlichen Rechtspflege vorzugsweise betrauten unteren Instanzen in einem ausgedehnten Grade mit Volksrichtern besetzt sind.

Es läßt sich nicht leugnen, daß dieses ideale Bestreben des deutschen Volkes mit einer Reihe von materiellen Opfern verknüpft sein wird und sowohl in den großen Städten wie auf dem platten Lande wird der einzelne Bürger nicht selten über Gebühr mit der Wahrnehmung öffentlicher Pflichten betraut werden müssen. Werden aber dadurch die Ziele erreicht, welche dem Laienthum in der Rechtsprechung gesteckt sind, dann werden diese Opfer nicht als zu schwere und zu theuere bezeichnet werden können. Darf man aber endlich — wie die geschichtliche Entwickelung die Grundlage bietet — aus dieser Betheiligung des Laienelements an der Rechtsprechung einen Rückschluß auf das Maß der politischen Freiheit machen, welche sich das deutsche Volk errungen hat, dann kann diese Prüfung nur mit Befriedigung und Genugthuung erfüllen und dann darf man — bei allen sonstigen Mängeln, die ihnen anhaften — hoffen, daß die Justizgesetze nicht blos ein neues Bindemittel der Einheit, sondern auch eine Quelle des Pflichtbewußtseins für alle Schichten der Bevölkerung bilden werden.

Zur Geschichte des preußischen Beamtenthums.*)

Eine Geschichte des preußischen Beamtenthums zu schreiben — welch' schöne und dankbare Aufgabe! Denn so reich unsere Literatur an bedeutenderen Werken zur politischen Geschichte des Vaterlandes auch ist, es fehlte bisher durchaus an einer auf festen Grundlagen ruhenden preußischen Verwaltungsgeschichte. Und doch verdankt unser heutiges Preußen seine Größe und Macht zum nicht geringen Theile seinem Beamtenthum, welches in seiner treuen Pflichterfüllung den Zeitgenossen jeder Epoche zum leuchtenden Vorbilde diente und dadurch nicht wenig dazu beitrug, dieses Gefühl der Pflichttreue auch im Volke zu wecken und weiter zu bilden. — Das vorliegende Werk will nun diese oft beklagte Lücke in der historischen Literatur ausfüllen, und man muß ihm das Verdienst zusprechen, daß es, im ersten Bande dazu vorbereitend, im zweiten Bande für den Zeitabschnitt, den dieser behandelt, das 17. Jahrhundert, eine sehr ansprechende und klare Darstellung der preußischen Verwaltungsgeschichte bietet. Um es hier gleich zu sagen, das Hauptverdienst der Arbeit, und das gilt für beide Bände gleich, ist die Darstellung des Gegenstandes in erster Reihe auf archivalischer Grundlage; auch solche Dinge, die schon auf Grund von Archivstudien erläutert waren, wurden dabei eingehend revidirt und öfters berichtigt. Der Verfasser sucht in möglichst objectiv-referirender Weise die Fortschritte in der Entwickelung des Beamtenthums darzulegen: sein Urtheil gründet sich bei der Betrachtung der Grundlage der Staatsorganisation und ihrer Fortentwickelung rein auf sachliche Momente. Und welcher Fleiß war nöthig, um das ungeheure Material zusammen zu bringen, welches in den beiden vorliegenden Bänden verarbeitet ist! Mehrere preußische Staatsarchive, namentlich das Geheime Staatsarchiv zu Berlin, die unversiegbare Quelle für alle preußische Geschichte, und die großen Sammelwerke, wie

*) S. Isaacsohn, Geschichte des preußischen Beamtenthums vom Anfang des 15. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart. I. Band. Das Beamtenthum in der Mark Brandenburg 1415—1604. Berlin 1874. Puttkammer und Mühlbrecht. II. Band. Das preußische Beamtenthum des 17. Jahrhunderts. Berlin 1878.

Digitized by Google

Riedels Codex diplomaticus Brandenburgensis und Mylius' Corpus constitutionum Marchicarum sind auf das Ergiebigste benutzt worden, um die zahllosen Mittheilungen über die lange Reihe von Beamten zu ermöglichen, welche gleichsam die einzelnen Steine zu dem Mosaikbilde liefern, das nun, fein ausgeführt, uns eine Anschauung gibt nicht nur von der Entstehung und der Erstarkung des Beamtenthums mit dem Wachsen des Staates, sondern auch von der socialen, materiellen und persönlichen Stellung seiner Mitglieder, von ihrem Wirken und ihrem Einfluß auf die Durchführung der Culturaufgaben Preußens.

Der erste Band behandelt die Entwickelung des Beamtenthums vom Anfange des 15. bis zum Anfange des 17. Jahrhunderts, ein Zeitraum, während dessen die Marken, ein in sich geschlossener Landcomplex, der alleinige Schauplatz waren, wo die Hohenzollern eine feste und wohlgeordnete Verwaltung in's Leben rufen oder schon bestehende Einrichtungen durch ihre Beamten weiter entwickeln konnten. Der Band gliedert sich in sechs Abschnitte. Wir erhalten zuerst ein Bild von dem markgräflichen Hofe und seinen Beamten; sodann in großer Ausführlichkeit eine Darstellung der Beamten in der Landesvertretung, namentlich die Entwickelung des Vogteiamtes mit seinen dreifachen Functionen, den polizeilich-jurisdictionellen, den militärischen und den wirthschaftlich-finanziellen, und der Landeshauptmannschaft, des Mittelpunktes und Trägers der gesammten Polizeiverwaltung. Der dritte Abschnitt behandelt die ständischen Beamten in ihrer fast völligen Unabhängigkeit von den Organen der Landesverwaltung, der vierte die Justizbeamten nach den märkischen Gerichtsverfassungen des 15. und 16. Jahrhunderts, in welchen durch die Reception des römischen Rechts Umwandlungen eintraten. Die in Folge der Reformation durchgeführte Umgestaltung der Kirchen- und Schulverfassung, nach welcher selbstständige, nur dem Landesherrn untergebene und von ihm allein abhängige Behörden geschaffen werden, wird im fünften Abschnitt dargestellt, und die nach Verfall des Lehndienstes neu eingerichtete Verfassung der Landesvertheidigung und ihre Beamten finden im sechsten Abschnitt eine Schilderung. Die vom Verfasser beobachtete Behandlungsart der einzelnen Kategorien von Beamten ist die, daß er nach Definirung des Charakters des Amtes zuerst die Obliegenheiten des Beamten schildert, dann zu den Einkommensverhältnissen desselben übergeht und schließlich die Art der Anstellung und die Zeitdauer des Dienstes betrachtet.

Ganz anders ist die Oekonomie des zweiten Bandes; an die Stelle der schematischen Behandlung ist sehr zum Vortheile des Werkes zusammenhängende Darstellung getreten, welche häufig über ihr nächstes Ziel hinausgehend sich zu einer Art von Verwaltungsgeschichte des preußischen Staates erweitert. Dieser zweite Band behandelt das 17. Jahrhundert, oder vielmehr die Zeit seit 1604, dem Gründungsjahr des Geheimen Raths, bis zum Jahre 1713, dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms I. Der Rahmen der Darstellung wird mithin ein weiterer, denn es kommen nunmehr auch alle diejenigen Territorien zur Behandlung, welche sich im Laufe der Epoche um den Kern der Monarchie herumgliederten. Hiernach lassen sich für die zu schildernde Zeit drei Perioden unterscheiden, nämlich die Jahre bis zum Tode des Kurfürsten Georg Wilhelm, in welchen das Land aus den Landestheilen Brandenburg, Preußen und Kleve-Mark bestand, welche durch Personalunion mit einander verbunden waren, sodann die Regierungszeit des Großen Kurfürsten, an deren Schluß das Gebiet um Pommern, Minden, Ravensberg, Magdeburg und Halberstadt gewachsen und zu einem Staat emporgehoben war, endlich die Zeit des dritten Friedrich, unter dessen kurfürstlichem Scepter und königlicher Krone die Bestrebungen des Großen Kurfürsten treu gewahrt und weiter gepflegt wurden.

Wir lernen aus den reichen und geschickten Schilderungen dieses Bandes zunächst die Wandlungen der Verwaltungsorganisation unter den verschiedenen Kurfürsten kennen, und zwar zuerst wie Joachim Friedrich, gezwungen durch die Uebergriffe der Stände, und um während seiner häufigen nothwendigen Abwesenheit aus den Marken die Leitung der Landesangelegenheiten in guten Händen zu wissen, sich veranlaßt sah, den Geheimen Rath zu begründen, eine Behörde von weitester Competenz, deren Fürsorge nicht nur die äußere Politik, sondern auch fast alle Zweige der inneren anvertraut werden, welcher nur die Rechtspflege und das Kirchenregiment vorläufig entzogen bleiben. Bald darauf wird der Geheime Kriegsrath gebildet, welcher alle Kriegs- und Contributionssachen zu bearbeiten bekam (1630); und die einzige märkische Verwaltungsbehörde, die es gab, die Amtskammer, welcher nur zwei ständige Mitglieder angehörten, wurde (1615) zu einer collegialischen Behörde unter Leitung eines Präsidenten umgewandelt, welche das große Verdienst hat, zunächst in ihrem Bereiche ein fleißiges, sorgfältiges, sparsames und patriotisches Beamtenthum herangebildet zu haben. Auf dem Gebiete der Rechtspflege sehen wir neben dem mit Geschäften überbürdeten Kanzler einen Vicekanzler erstehen, welcher jenem die praktische Justizpflege im Kammergericht und die Controle der Rechtspflege überhaupt von den Schultern nahm. Schwieriger gestaltete sich die Organisation in der Verfassung der Kirche; doch auch hier gelang es einigermaßen nach vielem Hader eine paritätische Behörde aus Weltlichen und Geistlichen, Reformirten und Lutheranern einzurichten, welche für die Erhaltung des Friedens auf den Kanzeln und in der theologischen Literatur und für die Anbahnung eines inneren Ausgleiches zu sorgen berufen war. Bemerkenswerth für diese Zeit bleibt die von früher übernommene Eigenthümlichkeit der Trennung zwischen adligen und bürgerlichen Räthen. Freilich nicht mehr so exclusiv als früher, wo nur der Kanzlerposten auch Rechtsgelehrten bürgerlichen Herkommens zugänglich war, gab es immer noch eine Reihe bedeutsamer Stellen, die gleichsam erblich waren in den Händen der Herren und der Ritterschaft, und für die ganze Zeit der hier behandelten Epoche bleibt im Gehalt der Unterschied zwischen Bürgerthum und Adel bestehen: ein adliger Rath erhält 500, ein bürgerlicher 400 Thaler. — Der Regierungsantritt des Großen Kurfürsten bezeichnet mehr in der Politik als in der Landesverwaltung einen Systemwechsel, doch bald schon zeigte sich auch auf diesem Gebiete der regste Einfluß Friedrich Wilhelms. Unter seiner eigenen Führung wurde eine allgemeine Revision der Kammerverwaltung, der Kriegsexpedition und des Hofhalts aller drei Territorien gleichzeitig eingeleitet und die Unordnung aufgedeckt, die Regierungen wurden neu besetzt, in den Geheimen Rath treten frische Kräfte, in die Finanzen kommt nach eingehender Kammervisitation neue Ordnung; namentlich seit den Jahren 1651 und 1652 beginnt eine Reorganisation auf allen Gebieten, in Anregung gebracht durch den Kurfürsten in Person und ausgeführt von einer Reihe ausgezeichneter Männer, über welche wir im Einzelnen unterrichtet werden. Die neue Geheime-Rathsordnung vom 4. December 1651 kann als der eigentliche Beginn einer Departementsbildung betrachtet werden, an die Stelle des einen Kanzlers treten die Departementschefs, deren Jeder die Sachen seines Ressorts zu bearbeiten und für die Rathssitzungen vorzubereiten, sie zur Abstimmung zu bringen und dem Kurfürsten darüber zu berichten hat, der sich die persönliche Entscheidung über Alles vorbehält. Colonisationen durch Holländer und Niederdeutsche, Hebung von Handel und Verkehr durch Verbesserung der Land- und Wasserstraßen, Einrichtung der Post u. A. m. trugen sodann nicht wenig dazu bei, den Wohlstand des Landes zu fördern. Dann fand diese Reorganisation durch die Ernennung des Feldmarschalls als Haupt des Kriegsstaats und Leiters des Geheimen-Kriegsraths und der Heeresverwaltung, und durch Einrichtung oberster Spitzen der Civilverwaltung, des obersten Gerichts und der höchsten geistlichen Behörde, endlich eines Oberpräsidenten aller Behörden und Collegien, also nach heutigen Begriffen eines Premierministers, ihren vorläufigen Abschluß. — Bei der Betrachtung des Kriegsstaats unter dem Großen Kurfürsten wird dann zuerst die Entwickelung des Commissariats, der ersten Intendanturbeamten für die Neuschöpfung des stehenden Heeres dargestellt und sodann der Uebergang der Kriegssteuer-Verwaltung von den Ständen auf die Commissariate und überhaupt die Steuerverfassung geschildert. Ein sehr interessantes Kapitel behandelt ferner die Anfänge der brandenburg-preußischen Diplomatie, die Residenten und Agenten,

Digitized by Google

dann die Gesandten des Großen Kurfürsten, ihre materiell äußerst bescheidene Lage, die Geheime Kammerkanzlei und das kurfürstliche Cabinet. Ein Abschnitt über die Justizverwaltung und ein eingehendes Kapitel über die Kirchenverfassung und -verwaltung, besonders die Einwirkung der unionistischen Richtung auf das Kirchenregiment, machen den Beschluß der Geschichte des Beamtenthums unter Friedrich Wilhelm, von welcher uns so ein nahezu erschöpfendes Bild in ansprechender Form dargeboten wird. — In ähnlicher Weise wird der Schlußabschnitt, die Geschichte des Beamtenthums unter Friedrich III/I. behandelt. Besonders hervorragend tritt uns hier die Gestalt Dankelmanns entgegen, dessen Verwaltung und Sturz eingehend erörtert werden. Als Neuschöpfungen dieser Epoche sind die Errichtung der Geheimen Hofkammer und des Oberdomänendirectoriums hervorzuheben; von den Reorganisationen namentlich die des Generalcommissariats und die Neueinführung des Landrathstitels zu nennen; bei der Justizverwaltung mögen die Versuche zur Modification des Rechts und zur Reform der Rechtspflege hier erwähnt werden, aber die Fülle des Gebotenen ist zu groß, um auch nur angedeutet werden zu können; nur auf das Schlußkapitel wollen wir noch hinweisen, in welchem über die materielle und sociale Stellung der Beamten gesprochen wird. Die Darstellung der Preisverhältnisse um 1650, der Etats in den einzelnen Provinzen, der Rangstellung der Beamten u. A. m. bieten hier dem Leser reichen Stoff des culturhistorisch Merkwürdigen. — Eine kleine Anzahl Actenstücke, namentlich die Geheime-Rathsordnung des Großen Kurfürsten, ist dem Bande beigegeben und illustriren einige Theile desselben in erwünschter Weise.

Blicken wir noch einmal auf die verdienstvolle Arbeit Isaacsohns zurück, so sehen wir, wie das Beamtenthum des kurfürstlichen Hofes und im Heer, in der Verwaltung, in Justiz und Kirche, von den brandenburgischen Kurfürsten in den Zeiten schwerer Drangsal herangebildet, sich seiner Aufgabe, dem Regenten bei der unausgesetzten Bemühung nach Organisation des Einheitsstaats eine Stütze zu sein, durchaus gewachsen zeigt, und „trotz der Verschiebung der Politik, der Zerrüttung der Finanzen, der Verschüchterung der Behörden, vor Allem der Hervorkehr eigensüchtiger und kleinlicher Motive an der Spitze der Verwaltung, wie sie in den letzten Jahren Friedrichs I. sich einige Male gezeigt hat, frei von der Ansteckung erhielt", und so durchaus geeignet erscheint, dem nächsten König Friedrich Wilhelm I. in sich selbst die Mittel zu bieten, sein Werk, die Herstellung des Centralismus in Staat und Verwaltung, durchzuführen. — Wir wünschen dem belangreichen Buche einen so ausgedehnten Leserkreis, als es seinem unterrichtenden Inhalte nach reichlich verdient, und freuen uns auf die hoffentlich nicht ferne Zeit, welche uns die Fortsetzung des Werkes bringen wird.

Ernst Friedlaender.

Literatur und Kunst.

Das Preislustspiel des Wiener Stadttheaters.

Das Preisausschreiben des Wiener Stadttheaters hat, wie man weiß, ein durchaus unbefriedigendes Resultat ergeben. Die beiden mit den ersten Preisen ausgezeichneten Stücke, die an jener Bühne zur Aufführung gekommen sind, haben in keiner Weise den Erwartungen entsprochen, welche man an ein Preislustspiel zu stellen sich berechtigt glaubt. Sowohl das mit dem ersten Preise gekrönte Lustspiel, „Durch die Intendanz" von E. Henle (Frau Levy in Eßlingen), wie das Lustspiel „Der todte Fisch" von Poll (Pollak), dem der zweite Preis zuerkannt worden ist, sind nach wenigen Vorstellungen vom Zettel des Wiener Stadttheaters verschwunden und vom Publicum wie von der Kritik auf das Schärfste getadelt worden.

Wie es nicht anders zu erwarten war, hat man aus dieser Thatsache auf der Stelle die unverbindlichsten Schlüsse für die deutschen Bühnenschriftsteller im Allgemeinen gezogen und ausgeführt, daß erstens die heimischen Schriftsteller überhaupt nicht im Stande wären, ein Stück zu schreiben, und daß man zweitens wohl thun würde, alle Preisausschreiben künftighin zu unterlassen, da erfahrungsmäßig niemals etwas dabei herauskäme. Ich meine dagegen, daß man, um das Resultat der Wiener Concurrenz mit der dramatischen Production in Deutschland überhaupt in Zusammenhang zu bringen, doch zunächst wissen müsse, wer sich an jenem Turnier überhaupt betheiligt hat. Unter den 450 Bewerbern mögen sich in der That ganz seltsame „Schriftsteller" befunden haben! Die beiden Sieger haben bis zu dem Augenblicke ihres vorübergehenden Triumphes dem Schriftstellerstande nicht angehört; in Hamburg ist ein Herr Klein mit der sicherlich unbegründeten Anklage gegen die Jury aufgetreten, daß man sein Stück, welches zum ersten Preis ausersehen worden sei, blos deshalb bei Seite gelegt, weil man in Erfahrung gebracht habe, daß der Verfasser ein Schneider sei. Von den Bewerbern, deren Namen nunmehr bekannt sind, gehört nur einer, Otto Girndt, der Verfasser von „Orientalische Wirren", das ebenfalls einen Preis bekommen hat, dem schriftstellerischen Berufe an. Die Annahme erscheint mithin berechtigt, daß sich die Dilettanten bei dieser Bewerbung in einer überwiegenden Majorität befunden haben. Und das ist eigentlich nicht zu verwundern. Wenn man einmal einen Geldpreis aussetzt, so sollte dieser doch nicht gar zu geringfügig sein. Stehen nicht die erforderlichen Mittel zur Verfügung, nun, so möge man den Preis nicht in baarem Gelde zahlen. Man bewillige dem Sieger, ähnlich wie bei den Floralien in Toulouse, einen silbernen Lorbeerkranz, eine Medaille oder dergleichen im Preise von 100, 50 oder gar 25 Ducaten; aber die Aussicht, für ein Lustspiel, das den Abend füllt, und das über 400 und einige fünfzig Mitbewerber den Sieg davon trägt, in Baarzahlung eine verhältnißmäßig so überaus bescheidene Summe zu erhalten, hat etwas, was dem Gefühle vieler Autoren widerstrebt haben mag.

Auf alle Fälle liegt kein Grund vor, wegen dieses unbefriedigenden Ausfalls gegen die Preisausschreiben im Allgemeinen Front zu machen. Ein gewisses ermunterndes Element liegt in allen diesen Concurrenzen, und man wird nicht gerade behaupten wollen, daß unsere dramatischen Dichter der Aufmunterung und Ermuthigung vollkommen entbehren könnten.

Man hat aber nicht nur die Stücke und das System, man hat auch die Jury selbst in heftiger Weise angegriffen, daß sie so unerheblichen Stücken die ersten Preise zugesprochen habe. Ich kenne bis jetzt nur das Lustspiel „Durch die Intendanz" von E. Henle, und nach Kenntnißnahme dieses dramatischen Versuches muß ich allerdings ganz offen bekennen, daß ich die Angriffe auf die Jury trotz meiner persönlichen Hochachtung für die Männer, welche diese dornenvolle Aufgabe übernommen haben, vollkommen begreife. Dieses Lustspiel durfte auf keinen Fall den ersten Preis erhalten. Man hätte gewiß richtig gehandelt, wenn man dieses Werk durch einige anerkennende Worte beehrt, der Verfasserin ein gewisses keckes Zugreifen und in der Bildung des einen Charakters, des Backfisches, sogar eine gewisse Begabung zuerkannt, wenn man ihr mit einem Worte zu verstehen gegeben hätte, daß sie möglicherweise Talent zur Bühnenschriftstellerei besitze, aber daß dieses Talent erst ausgebildet werden müsse — aber ein Preis, der doch nur dem wirklich gelungenen Werke oder dem ein ungewöhnliches Talent verrathenden zuerkannt werden kann, war hier meines Erachtens durchaus unstatthaft.

Es wäre grausam, die Verfasserin, die nach dem kurzen Freudenrausche des Sieges nunmehr den langen Verdruß der Niederlage zu ertragen hat, mit aller Strenge zu behandeln. Ich will mich daher darauf beschränken, die Fabel dieses Lustspiels zu erzählen und, so viel es geht, die Worte der Verfasserin selbst zu gebrauchen.

Der erste Act spielte auf dem Corridor eines Theaters und zwar vor der Thür, welche in das Bureau des Intendanten führt. Es sind da verschiedene zum Theater gehörige Persönlichkeiten versammelt, welche Audienz beim Intendanten haben

Digitized by Google

oder suchen. Es heißt in der scenarischen Angabe unter anderen auch: „Musiker mit Instrument treten auf.“ „Mit Instrumenten“, würde ich vorschlagen. Unter den Personen befindet sich auch Hans Waldau, ein dramatischer Autor, der gleich auf der ersten Seite „vor sich hin pfeift und nach kurzer Pause für sich aus „Johann von Paris“ singt: „Ha, welche Lust, Autor zu sein!“ Da würde ich die Aenderung vorschlagen: Aus der „weißen Dame“.

Während Waldau wartet, kommt ein junges Mädchen, Marie, die Tochter des Commerzienrathes von Kuhn. Hans Waldau hält dieselbe für eine Dame vom Theater und redet sie in ziemlich flotter Weise an. Er fragt sie unter Anderem auch, ob er bald Gelegenheit habe, sie im Ballet zu bewundern. Marie „bebt“ und versetzt: „Was veranlaßt Sie, mich für eine Ballettänzerin zu halten?“ Er entschuldigt sich, sie klagt über den Mangel an Achtung und erklärt ihm schließlich, daß sie Talent zur Declamation zu besitzen glaube und sich deshalb der Bühne widmen wolle. Waldau entgegnet:

„Also doch, das thut mir leid. Sie sind so schön, so unschuldig.“

Marie. Und kann man beim Theater nicht unschuldig sein?

Waldau (räuspert sich).

Darauf bemüht er sich, der Dame klar zu machen, daß sie Unrecht thue, zur Bühne zu gehen; Waldau stellt sich ihr vor und Marie ist nun entzückt, in Hans Waldau den Verfasser der Novelle „Schritt für Schritt“ zu erkennen, für die sie schwärmt. Diese Novelle hat in ihr den Entschluß gereift, sich zur Künstlerin auszubilden. Darauf ereifert sich Waldau und bittet sie dringend, von ihm die schwere Verantwortlichkeit zu nehmen, sie, das reizende Mädchen, zu dem unseligen Entschlusse getrieben zu haben: „Sollen diese rosigen Lippen von dem ersten besten Theatervater berührt werden dürfen?“ Marie verspricht ihm, seinem Rathe zu folgen. Nun erzählt ihr Waldau seine Leidensgeschichte, die ihn veranlaßt, hier zu warten. Er hat ein „Opüschen“, wie er sagt, geschrieben, das so und so viele Jahre beim Intendanten geruht hat, mehrmals umgearbeitet worden ist und das nun, wie es scheint, endlich zur Aufführung gelangen soll, da er jetzt zum Intendanten bestellt worden ist. Waldau erhält von Marie noch die Erlaubniß, ihr bei ihren Eltern einen Besuch machen zu dürfen.

Der Intendant erscheint denn auch schließlich und erklärt ihm, daß das Stück, das in der Sprache „superbe“, im „Versmaas“ tadellos, angenommen sei und am Geburtstag des Großherzogs aufgeführt werden würde. — Waldau jubelt, und nun kommt der Journalist Strohberger, ein Journalist, wie man ihn vermuthlich in Eßlingen sich vorstellt. Er schreibt über die Vorstellungen, natürlich ohne sie gesehen zu haben, und gibt seine Ansichten von dem Wesen der Kritik zum Besten.

„Die Hauptsache sind die technischen Ausdrücke. Das imponirt den Lesern, und den Rummel verstehe ich!“

Strohberger, der mit diesem Ausdrucke: „Ich verstehe den Rummel“, uns noch mehrfach erfreut, erbietet sich auch, das neueste Manuscript von Waldau zu veröffentlichen, eine Novelle, für die er 20 Mark Honorar zu zahlen verspricht! — Eßlinger Standpunkt! — Mit einem kurzen Monologe von Waldau schließt der erste Act:

„Mein Lustspiel ist angenommen und nun zu ihr, mein Heil zu verkünden! Zu ihr? Ja, wie heißt sie denn? Wo wohnt sie? Oh Waldau und du bist Dichter! Du bildest dir ein Geist zu haben. Nein, du verstehst den Rummel nicht!“

Actschluß.

Der zweite Act spielt im Hause des Commerzienrathes. Man hört leise Tanzmusik, eine „Lance“. Ich vermuthe, daß das „Lanciers“ heißen soll. Wir machen in der ersten Scene die Bekanntschaft mit dem Backfisch Hedwig, der jüngeren Tochter des Commerzienrathes, der Schwester der liebenswürdigen Marie. Sie nascht vom Confect und tanzt für sich und correcter als die Gäste im Tanzsaal den räthselhaften Tanz. Dabei wird sie vom Lieutenant Baron Rotteck überrascht. Rotteck ordnet vor dem Spiegel seine Toilette. Hedwig beobachtet ihn und lacht ihn, da sie sich unbemerkt glaubt, aus. Rotteck „dreht sich rasch um, springt geräuschlos auf sie zu, ihre Hände fassend und sie herumziehend: „Gefangen!“ Der junge Lieutenant plaudert nun wiederum in recht flotter Weise mit dem unbekannten jungen Mädchen, bis dieses sich dem merkwürdig ungezwungenen Geplauder entzieht.

Nun kommt auch Waldau, der durch Mariens Intriguen eine Einladung erhalten. Waldau fragt sie nun nach ihrem Vornamen und erzählt ihr, daß sein Lustspiel einstudirt wird. Marie hat diese Nachricht schon gelesen und Waldau versetzt darauf:

„Ja, Strohberger versteht den Rummel! Ich wollte gleich zu Ihnen eilen, mein Glück zu verkünden, aber meine kolossale Dummheit, nicht nach Ihren Namen gefragt zu haben, verhinderte dies.“

Marie. Bitte, die Dummheit war ganz meinerseits.

Waldau setzt seinen Namen auf die Tanzkarte, die schon ganz mit Namen bedeckt ist; aber in seiner flotten Weise streicht er einfach den Namen eines eingeschriebenen Tänzers und ersetzt ihn durch den seinigen. Zu den Beiden kommt die Commerzienräthin von Kuhn; Herr Waldau wird ihr vorgestellt. Er bedankt sich mit den Worten: „Gnädige Frau, Sie sind unendlich gütig, daß Sie einen Mann, welcher sich so stupid benommen, freundlich aufnehmen.“

Nach einer Minute sagt die Commerzienräthin zu dem ihr vollkommen fremden Herrn bereits: „Waldau!“ Sie schenkt sich den „Herrn“, und eine halbe Stunde später gestattet sie sich bereits Waldau gegenüber, der geäußert hat, sie häufe feurige Kohlen auf sein Haupt, den kleinen Witz: „Nein, nein, das thue ich nicht. Wo so viel Spiritus angesammelt, muß man vorsichtig sein, daß es nicht Feuer fängt.“ Bald darauf verabschiedet sich die liebenswürdige Wirthin mit den Worten: „Meine Pflicht als Hausfrau gestattet mir nicht, so lange bei einem Gaste zu verweilen.“

In dem folgenden Zwiegespräche zwischen Marie und Waldau wird Waldau bereits ganz vertraulich und sagt zu Marie: „Sie sind ein Engel, Fräulein!“ Er fragt sie: „Finden Sie mich nicht mager geworden? bin ich nicht eine wahre Jammergestalt?“

Der Tänzer, der von der Tanzliste verdrängt worden ist, ist unglücklicherweise der Regisseur, von Leonroth, der über die allerdings etwas seltsame Behandlung seiner Persönlichkeit natürlich in Zorn geräth und gegen Waldau so ausfallend wird, daß man in der That nicht begreifen kann, wie diese Unterredung in diesem Tone und an dieser Stelle in dem gegebenen Umfang geführt werden kann. Der Oberregisseur geht zornig ab und Waldau beruhigt das ängstliche Mädchen mit den Worten: „Lassen Sie ihm doch seinen netten Zorn!“

Nun tritt Hedwig wieder auf und belauscht die Tänzer. Sie wird wiederum von Rotteck überrascht und während im Nebenzimmer die Erwachsenen tanzen, belustigt sich im Vorderzimmer das junge Paar. Die Gäste und die Commerzienräthin kommen dazu, sehen sehr erstaunt aus und der Vorhang fällt.

Der dritte Act spielt im Hause des Commerzienrathes im Empfangsalon. Waldau erklärt Marie seine Liebe, wird von ihr erhört, küßt stürmisch ihre Hände, und als er ausruft: „Meine Marie!“ kommt die Frau Commerzienräthin dazu mit dem Ausruf: „Noch nicht „meine“, lieber Waldau!“ Die Frau Commerzienräthin ist von einer himmlischen Güte. Sie fährt fort:

„So so, lieber Waldau, das ist der Zweck Ihres Morgenbesuches. Sie wollen mit den Eltern sprechen. Ich will es Ihnen leicht machen, denn ich habe es kommen sehen.“

Waldau (ihre Hand küssend). Und Sie zürnen mir nicht, Sie werfen mich nicht zur Thüre hinaus?

Commerzienräthin (lächelnd). Hat Marie Sie hinausgeworfen?

Die gute Frau verlangt aber, daß Waldau auch mit ihrem Manne ein Wort reden solle, und das geschieht denn auch. Aus dieser Scene führe ich folgende Stellen an:

Digitized by Google

Waldau. Ich hoffte, daß auch Sie —

Commerzienrath. So überspannt sein werden, wie die Frau Commerzienräthin? Nein, das bin ich nicht. Ich bin prosaisch, praktisch — mit einem Worte Geschäftsmann. Ich frage Sie, Herr Waldau, wovon wollen Sie eine Frau ernähren?

Waldau. Ich bin nicht ganz ohne Vermögen.

Commerzienrath. Ich weiß. Ich kenne Ihre Verhältnisse als sehr geordnet. Sie können als Junggeselle recht anständig leben; aber das reicht nicht, einen Hausstand zu gründen; oder haben Sie vielleicht auf das Geld meiner Tochter gerechnet?

Waldau. Das that ich natürlich.

Der Commerzienrath sagt ihm schließlich, daß er erst dann seine Einwilligung geben werde, wenn er nicht mehr ein „obscurer Dichter ohne Namen" sei. „Sie werden nicht leugnen, daß es noch lange dauern kann, bis Sie ein Laube oder Hackländer sind."

Waldau erzählt den beiden Damen, der Mutter und der geliebten Marie, den unglücklichen Verlauf seiner Unterredung und faßt bei dieser Gelegenheit Mariens Hand; die Commerzienräthin verbietet es ihm:

„Papa ist nun einmal dagegen und so darf ich das nicht mit ansehen."

Waldau. Wenn Sie es nicht ansehen dürfen, oh dann bitte drehen Sie sich ein wenig um.

Commerzienräthin (droht lächelnd). Waldau!

Waldau. Im Ernst, gnädige Frau, der Zopf fällt.

Commerzienräthin (dreht sich um). Stecke ihn wieder auf, Maria.

Waldau (beugt sich rasch herab, Maria küssend). Adieu, Maria.

Commerzienräthin (dreht sich rasch um). Waldau, das war schlecht!

Sie verabschiedet ihn schließlich mit den Worten: „Und nun gehen Sie Kindskopf."

Nachdem Hedwig, welche eine muntere Scene mit ihrer Mutter hat, beseitigt worden ist, tritt Baron Rotteck auf, der gern mit Hedwig zusammentreffen möchte. Die Frau Commerzienräthin macht dem Cavalier klar und zwar außerordentlich klar, daß ihr sein Besuch nicht sehr angenehm ist. Sie sagt ihm: „Es ist eine Sünde im Hause zu bleiben" — bei dem schönen Wetter nämlich. Rotteck versetzt darauf: „Das ist ein deutlicher Abschied," und will gehen. Da hört er im Nebenzimmer Clavier spielen. „Ah! sie hat mich angelogen," fügt er hinzu und ist nun entschlossen, zu bleiben. Die Commerzienräthin wird immer deutlicher; schließlich sagt sie ihm sogar: „Ich habe einen unumgänglichen Ausgang zu machen. Sie begleiten mich vielleicht ein Stückchen." Worauf Rotteck versetzt: „Sie wirft mich auf eine anständige Weise hinaus."

Er geht mit der Commerzienräthin ab, Hedwig tritt auf, Rotteck kehrt wieder, er hat seinen Handschuh vergessen, trifft mit Hedwig zusammen, küßt ihr die Hand: „Sie sind der reizendste — entzückendste, liebenswürdigste Engel — der mir in meiner Praxis vorgekommen." Die Commerzienräthin erscheint in der Mittelthür und sagt streng: „Herr Baron!"

Rotteck. Ich habe gefunden, was ich gesucht. Es war mein Handschuh!

Actschluß.

Im vierten Acte, der in derselben Decoration spielt, erfährt Waldau, daß sein Stück vom Repertoire gestrichen worden ist, weil der Prinz Leopold Anstoß daran genommen habe. Waldau sagt bitter: „Nun darf die Sisyphusarbeit von Neuem beginnen." „Sisyphus" würde ich vorschlagen. „Marie, Ihr Vater hat recht, ich bin nur ein Schmierer, ein ganz erbärmlicher Schmierer!" Am Schlusse des Actes ist eine ganz niedliche Scene zwischen Hedwig und Rotteck, deren Inhalt der ist, daß Hedwig den Baron Rotteck, den Adjutanten des Prinzen Leopold, dazu bestimmen soll, das Verbot zurückzunehmen. Er küßt ihr zum Schluß wiederum die Hand und wird wiederum von der Commerzienräthin überrascht.

Im letzten Act wird die Rolle der Hedwig immer bedeutender, und die Scene zwischen ihr und dem Baron Rotteck ist wiederum als eine der gelungeneren anzuerkennen. Es kommen allerdings auch merkwürdige Dinge vor; z. B. sagt Hedwig zu dem Offizier: „Bitte sehen Sie mich nicht so dumm an." Der Offizier sagt auf Hedwigs Lippen deutend: „Ich sehe hier einen ganz kleinen piquanten Flaum auf diesem reizenden Mündchen; das kann mit der Zeit einen stattlichen Schnurrbart geben."

Schließlich erhält Waldau den ersten Preis bei der Lustspielconcurrenz. Rotteck hat nämlich das Stück heimlich abgeschrieben, und Waldau ist somit ohne sein Wissen als Bewerber aufgetreten. Er bekommt den ersten Preis, 100 Ducaten, gerade wie Frau Henle-Levy in Wien, und nebenbei noch die Hand der schönen Marie; und da auch Hedwig an ihren Mann kommt, segnet das gerührte commerzienräthliche Ehepaar die vier Glücklichen.

Diese Inhaltsangabe, welche die einzige Kritik sein soll, dürfte die Behauptung begründen, daß der erste Preis diesem Stücke nicht zuerkannt werden durfte. Vielleicht hat aber dieser Preis doch das Gute, daß er die Verfasserin, die hie und da wirklich Talent bekundet, zu ernsthafterer Arbeit ermuntert, und daß sie uns in der Folge erfreulichere Gaben bringt.

Paul Lindau.

Zur Geschichte des Virtuosenthums.*)

II.

Die Festigkeit, welche Lüttichau mit so großem Erfolge den Anmaßungen Carl Devrients entgegengesetzt hatte, sollte sich einige Jahre später auch gegen die frühere Gattin des letzteren, der ungleich größeren Wilhelmine Schröder-Devrient wieder bewähren.

Der plötzliche Bruch dieser Ehe hatte das Verhältniß Beider zum Dresdener Hoftheater um so weniger gestört, als die Schröder-Devrient jetzt ausschließlich in der Oper, Carl Devrient aber im Schauspiel beschäftigt wurde. Beide hatten mit der Generaldirection neue Contracte abgeschlossen, sie vom 9. Jan. 1830 an auf vier Jahre einen so günstigen, wie er hier einer deutschen Sängerin bis jetzt nicht gewährt worden war. Sie erhielt jährlich 3000 Thlr. Gehalt für ihre Mitwirkung an der deutschen, 1000 Thlr. für die an der italienischen Oper, ein mit 500 Thlr. garantirtes Benefiz, neben der Zusicherung einer Pension von 500 Thlr. und 2—3 Monate jährlichen Urlaub, wogegen sie, falls sie durch widerrechtliche Entfernung contractbrüchig werden sollte, sich zu einer Conventionalstrafe von 4000 Thlr. hatte verpflichten müssen — eine Bestimmung, welche Lüttichau durch eine eben an einer anderen Sängerin gemachte Erfahrung nahe gelegt worden war, zugleich aber bewies, welch hohen Werth er auf den Besitz dieser Künstlerin legte und wie wenig er ihrer Zuverlässigkeit vertraute.

Die Devrient hatte am 1. April 1830 ihren ersten Urlaub angetreten, auch das Gehalt für die drei Urlaubsmonate bezogen, als fast gegen Ende desselben von dem sächsischen Gesandten in Paris, wo sie eben in ganz außergewöhnlicher Weise gefeiert wurde, die Nachricht einlief, daß sie mit der dortigen großen Oper wegen eines Engagements unterhandle. Lüttichau schrieb natürlich sofort an die ungetreue Sängerin in der freundlichsten Form, allein diese Mahnung wurde von ihr erst am 19. Juli, also fast drei Wochen nach abgelaufenem Urlaub, von Boulogne sur mer aus beantwortet, wohin sie sich, als ob es für sie eine Verpflichtung in der Welt gar nicht gäbe, zu ihrer Erholung begeben hatte. Dieser Brief lautet wie folgt:

Hochzuverehrender Herr Hofmarschall!

Längst wäre es meine Pflicht gewesen, Ew. Hochwohlgeb. meinen gefühltesten Dank für Ihr mir so schmeichelh. Schr. v. — abzustatten, meine Geschäfte waren aber in der letzten Zeit in Paris so überhäuft, daß ich leider gezwungen war, die Erfüllung dieser mir so angenehmen Pflicht bis zu dem heutigen Tage zu verschieben. Die feste Ueberzeugung,

*) Vgl. „Gegenwart" 1878, Nr. 1.

Digitized by Google

daß Ihnen mein Wohl wahrhaft am Herzen liegt, läßt mich es wagen, Ihnen folgende Auseinandersetzung über meine gegenwärtigen Verhältnisse zu Paris mitzutheilen und ich bin überzeugt, daß sobald Sie gelesen, wie die Sachen stehen, Sie mir gewiß nichts in den Weg legen werden, was mich in dem Fortschreiten auf der mit Ruhm und Glück betretenen Bahn hemmen könnte. Die Gründe, die Sie mir in Ihrem Schreiben anführen, warum das Engagement in Dresden vortheilhafter sein soll, als das in Paris, weiß ich zu ehren, und wohl Niemand weiß die Annehmlichkeiten mehr zu schätzen, die ein ruhiges stilles Leben in einer kleinen Stadt bietet, als ich. Mir hat jedoch ein günstiges Geschick jetzt einen ganz anderen Wirkungskreis angewiesen und ich halte es für meine Pflicht, für jetzt dem Glück eines bequemen Lebens zu entsagen, um den Weg ernstlich zu verfolgen, auf dem ich einzig und allein das Ziel erreichen kann, wonach ich so sehnlich ringe, mir nämlich in höchstens 10 Jahren eine völlige Unabhängigkeit von dem Bühnenleben zu verschaffen. Erlauben Sie mir also, Ihnen zu sagen, daß die Direction der großen Oper zu Paris ihre Anträge erneuert hat und zwar unter folgenden Bedingungen: Ein Engagement auf 6 Jahre, für jedes Jahr einen Gehalt von 40,000 Frs., einen jährl. Urlaub von 3 Monaten und ein Benefiz garantirt mit 15,000 Frs. In Dresden habe ich 4 Jahre Contract, 4000 Thlr., ein Benefiz von höchstens 500 Thlr. und einen Urlaub von 8 Wochen. Wie groß dieser Unterschied ist, werden Sie selbst ermessen. Sie führen in Ihrem Schreiben an, daß das Leben in Dresden wohlfeiler sei, als in Paris, erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, daß der Unterschied nur sehr gering ist und fast möchte ich sagen, daß man in Vielem wohlfeiler lebt als in Dresden. Sie meinen, daß wenn ich meinen Urlaub von Dresden aus nach Paris benützte, es mir mehr Vortheil bringen müßte, als im umgekehrten Fall; leicht ist aber von dieser Behauptung das Gegentheil zu beweisen, denn leider ist es nur zu bekannt, daß nur fremde Talente in Deutschland die wahre Anerkennung finden. Sie haben in Dresden das lebhafteste Beispiel vor Augen. Wird nicht die italienische Oper der deutschen von Fremden und Einheimischen stets vorgezogen? Ich kann die Zeit meines Urlaubs von Paris aus zubringen, wo ich will, so wird der Vortheil bedeutender sein, als ein ganzer Jahresgehalt in Paris, denn wenn ich nach London gehe, verdiene ich in 3 Monaten 60—80,000 Frs. und wenn ich eine Reise nach Deutschland mache, so würde sich mein Gewinn nur erhöhen. — Was nun meine bürgerlichen Verhältnisse in Dresden betrifft, so werden Sie selbst wissen, daß sie nicht mehr unglücklicher sein können, als sie sind. Das Beisammenleben in einer Stadt mit einem geschiedenen Mann, wo die Verhältnisse es so fügen, daß wir uns nicht so ausweichen können, wie es unser Wunsch, ist höchst peinlich und nur zu oft habe ich die nachtheiligen Folgen empfunden, die ein stets aufgeregter Gemüthszustand auf meine Gesundheit gehabt hat. Ich verliere freilich für jetzt meine Kinder und mit blutendem Herzen reiße ich mich von ihnen los, doch bleibt mir der beruhigende Trost, in der Ferne mehr für ihre Zukunft sorgen zu können, als ich es könnte, wenn ich in die beschränkten Verhältnisse zurückkehrte. Mein Engagement in Dresden bietet mir nicht einmal eine lebenslängliche Sicherheit, denn leicht könnte es doch geschehen, daß nach Verlauf der vier Jahre mein Contract mir nicht erneuert würde, und dann hätte ich wieder 4 Jahre verloren, die mir jetzt zu theuer sind. Ein lebenslängliches Engagement in Dresden zu erhalten ist (wie ich aus Erfahrung weiß) sehr schwer, auch würde ich mich nur dann lebenslänglich binden, wenn ich die Aussicht auf eine bedeutende Pension hätte und so viel ich weiß ist die höchste Pension in Dresden 300 Thlr. Sie werden mich der Undankbarkeit zeihen, da ich meine Verpflichtungen, die mich nach Dresden zurückrufen, gelöst wünsche, aber ich bin gewiß, daß Sie von den überwiegenden Vortheilen, die mir jetzt geboten werden, überzeugt sind, und um mir behilflich zu sein, meine glänzende Carrière ferner verfolgen zu können, mir gewiß die Schritte erleichtern werden, die meinen Contract lösen können. Durch die Einsendung von 4000 Thlr. wäre mein Contract freilich gleich gelöst, doch eben um Erlaß dieser Zahlung müßte ich Sie bitten, da die Summe zu bedeutend ist, um sie sogleich leisten zu können. Ich fürchte, Ihren ganzen Unwillen auf mich geladen zu haben und sehe mit bangem Herzklopfen Ihrem nächsten Schreiben entgegen, was ich Sie ergebenst bitte, mir poste restante nach Aachen zu senden. Ich wiederhole die dringende Bitte, halten Sie mich nicht in meiner Laufbahn auf, und lassen Sie mich frei von meinen Pflichten, die ich zwar ungern und mit wahrem Bedauern aufgebe.

Ich bin jetzt hier, um durch die Seebäder meine etwas wankende Gesundheit wieder herzustellen und will in Aachen meine Nachkur gebrauchen. Ich bin überzeugt, daß Sie mir, sollten Sie mich mit unerwarteter Strenge zurückberufen, doch noch so viel Zeit gönnen, um meine Kur zu vollenden.

Boulogne sur Mer, 19. Juillet 1830.

Lüttichaus Antwort, welche ich in meiner „Geschichte des Hoftheaters zu Dresden"*) vollständig mitgetheilt habe, ist eben so fest, als wohlwollend. Er gibt ihr zu wissen, daß sie auf Nachsicht durchaus nicht zu rechnen habe, indem er sie gleichzeitig mit den herzlichsten Worten, zu ihrer Pflicht zurückzukehren, ermahnt. Die Devrient erwiedert darauf:

Hochwohlgeb. Herr Hofmarschall!

Gestern hier angelangt wurde mir sogleich Ew. H. sehr geehrtes Schreiben v. 31. Juli überreicht, aus welchem ich mit innigem Bedauern ersehen habe, daß Sie mich mit meinem Gesuch mit unerwarteter Strenge zurückweisen. — — Sein Sie überzeugt, H. H., daß ich wohl überlegt habe, was ich begehre und durchaus keinen leichtsinnigen Schritt thue, der mich in der Achtung der Welt erniedrigen könnte, ich glaube sogar mit Bestimmtheit behaupten zu können, daß mir Jedermann seine Beistimmung nicht versagt, wenn ich nicht in Verhältnisse zurückkehre, die für mein Talent mir einen zu unbedeutenden Wirkungskreis bieten und wo mir mit allem Fleiß, mit aller Anstrengung das Ziel unerreichbar bleibt, was ich mir vorgesteckt, nämlich: mir eine unabhängige Existenz zu sichern. Der Unterschied scheint mir doch zu bedeutend, wenn in einem Jahre hier so viel zu gewinnen, als dort in vier Jahren!

Durch die Stellung meines Contracts ist es ganz in meine Hand gegeben, ihn zu lösen, wenn es mir beliebt, sobald ich mich nur dazu entschließe, die mir auferlegte Strafe von 4000 Thlr. zu leisten, zu welcher Zahlung ich mich allerdings bereit halten müßte, sobald eine hohe General-Direction darauf besteht. Was ich an Vorschuß auf Gage erhalten, das versteht sich von selbst, daß ich es so schnell als möglich zurückzahle. Sobald ich also die an mich zu fordernde Summe zahle, steht es dann nicht mehr in Ihrer Macht, mich in öffentlichen Blättern für eine Wortbrüchige zu erklären. E. H. sagen selbst, recht wohl zu fühlen, wie groß das Opfer wäre, was ich brächte, kehrte ich nach Dresden zurück, und da Sie meine Vorliebe für Dresden und ein stilles ruhiges Leben kennen, so dürfen Sie überzeugt sein, daß ich trotz all der brillanten Aussichten, die sich mir bieten, dennoch gern bereit wäre ein Opfer zu bringen, hätte ich die Versicherung, daß mir einiger Ersatz würde.

Ich kenne Ihre wohlwollenden Gesinnungen vollkommen, die Sie für mich hegen und ewig würde ich mich Ihnen dankbar verpflichtet fühlen, ja, ich bin fest überzeugt, daß was in Ihren Kräften steht, Sie gewiß anwenden würden, mir eine angenehme Existenz in Dresden zu gründen, und diese stolze Ueberzeugung läßt es mich wagen, Ihnen die Bedingungen zu nennen, unter denen ich sogleich nach Dresden zurückkehren werde, um es nie wieder zu verlassen.

Erlauben Ew. Hochwohlgeboren mir aber auch voraussenden zu dürfen, daß ich nur dann, wenn mir folgende Bedingungen erfüllt werden, zurückkehre, im andern Falle aber meine Verpflichtungen zu lösen suchen werde, wie mein Contract es mir erlaubt. — Ich ersuche um die Gnade, meinen nur auf vier Jahre mit 4000 Thlr. bewilligten Contract auf 10 Jahre mit 5000 Thlr. zu verlängern, ein jährl. Benefiz garantirt mit 1000 Thlr., einen jährlichen Urlaub von 3 Monaten und nach Verlauf dieses Contractes die Zusicherung einer Pension von 1000 Thlr., zu verzehren, wo es mir beliebt.

Da E. H. meine Rückkehr mit Bestimmtheit verlangen, so darf ich die schmeichelhafte Ueberzeugung hegen, als wünschte E. H. mein Leben für dortige Bühne zu erhalten und somit darf ich nicht zweifeln, daß ich bald unter Erfüllung meiner Wünsche nach Dresden zurückkehre, da es ganz in Ihre Hand gegeben ist, mein Talent für Sachsen zu erhalten, was Frankreich und England nur ungern verlieren wird.

Indem ꝛc.

*) Dresden 1878, W. Baensch. Wir benutzen die Gelegenheit, auf dieses interessante Buch hinzuweisen, uns eine ausführlichere Anzeige desselben vorbehaltend. Die Red.

Digitized by Google

Es wird hier also der erste Versuch gemacht, einen, und zwar eben erst abgeschlossenen Vertrag zu lösen, um neue, günstigere Bedingungen zu erlangen. Es wäre ein Beispiel gewesen, welches die verderblichste Nachfolge gefunden haben würde. Auch hielt Lüttichau diesen Vorschlag, wie aus einem späteren Vortrage desselben erhellen wird, nicht einmal für recht ernst gemeint; daher er erwiederte:

Dresden, d. 28. Aug. 1839.

Ihr Schreiben vom 17. d. Mts., das gestern eingegangen, beweist, daß alle gutgemeinten Vorstellungen bei Ihnen völlig fruchtlos sind. Sie gehen dabei in Betreff Ihrer hiesigen Contractsverhältnisse von ganz falschen Ansichten aus, indem Sie glauben, daß es in Ihrer Willkür liege, Ihren Contract zu lösen, sobald es Ihnen beliebt, Sie auch keineswegs als Wortbrüchige in öffentlichen Blättern belangt werden könnten, wenn Sie nur die im Contract festgesetzte Summe erlegten. Die Clausel in Ihrem Contracte lautet ausdrücklich:

„Sollte unerwarteten Falls Seiten der Contrahentin der Contract durch widerrechtliche Entfernung von hier und ohne Bewilligung der K. Generaldirection im Laufe desselben gelöst werden, so macht sich Madame Schröder-Devrient hierdurch verbindlich, an gedachte Generaldirection als conventionelle Strafe die Summe von 4000 Thlr. unweigerlich zu zahlen, welche aller Orten von ihr einzubringen sich vorbehalten und von derselben ausdrücklich zugestanden wird."

Eine widerrechtliche Entfernung kann aber eben so wenig als das Lösen des Contractes ohne Bewilligung der Generaldirection rechtlich werden, das erstere ist bereits bei Ihnen seit nunmehr zwei Monaten der Fall, wofür Sie eigentlich schon an 2000 Thlr Strafe zahlen müßten, da nach §. 79 der hier bestehenden Theatergesetze jeder Tag der Urlaubsüberschreitung mit 30 Thlr. Strafe angesehen wird, den Nachtheil nicht gerechnet, der durch Ihre nun fünf Monate andauernde Abwesenheit und bei der Ungewißheit, ob und wann Sie zu Ihrer Pflicht zurückkehren, der K. Theateranstalt, der Sie angehören, erwächst. Das zweite, nämlich die Bewilligung der K. Generaldirection zu Lösung Ihres Contractes, wird nie geschehen, daher wenn Sie beides sich schuldig machen, stehen Sie gebrandmarkt vor den Augen der Welt, wenigstens der rechtlichen und vernünftigen Welt; wo die Reue sicher nicht ausbleiben wird, denn das bekannte Sprichwort: ehrlich und rechtlich währt am längsten, bewährt sich in allen Verhältnissen des Lebens, und daß die öffentliche Anzeige davon in allen Blättern gemacht wird, ist die Generaldirection sich selbst, dem Publicum und jeder andern auswärtigen Theateranstalt schuldig. Haben Sie den entscheidenden Schritt gethan, ist er nicht mehr rückgängig zu machen. Wenn Sie auch, wie sich von selbst versteht, die in dem Contracte festgesetzte Strafe zahlen, so waschen Sie sich nicht rein dadurch, denn die Schande widerrechtlich gehandelt zu haben, wird Sie stets verfolgen. Sie erhalten nun hiermit den ernsten Bescheid: kehren Sie nicht sofort nach Empfang dieser Zeilen zu Ihrer Pflicht zurück und sind Sie längstens den 15. Sept. d. J. nicht wirklich hier eingetroffen, so nimmt die G.-D. an, daß Sie auf Ihren widerrechtlichen Vorsatz beharren und werden dann unverzüglich Maßregeln ergriffen werden, die Rechte, welche derselben in Hinsicht Ihrer Person zustehen, zu handhaben und zugleich in öffentlichen Blättern Ihre Handlungsweise zur allgemeinen Kenntniß zu bringen.

Die Schröder-Devrient ertheilt hierauf folgende Antwort:

Frankf. a/M. 13. Sept. 1830.

Hochwohlgeb. Herr Hofmarschall!

Das Schreiben E. H. hat mich in kein geringes Erstaunen versetzt, da ich von den mir bekannten humanen Gesinnungen E. H. kein ähnliches erwartet habe. Wie, man sollte einer Künstlerin, deren Bestreben dahin gehen muß, sich eine möglichst sichere Zukunft zu bereiten, nicht allein die in ihren früheren Verhältnissen bestehenden Nachtheile unerbittlich erleiden lassen, sondern sie sogar in ihrer ferneren Laufbahn durch öffentliche Verfolgungen hindern wollen?

Ich hatte die Ehre Ew. H. in meinem von Boulogne und Aachen aus an Sie gerichteten Schreiben auseinanderzusetzen, welche Gründe mich zwingen, auf eine Erhöhung meines Gehaltes sowohl, als auf eine anständige Pension nach Verlauf von 10 Jahren zu dringen. Ich hoffte, es würde einer Sängerin, wenn sie ihre besten Kräfte und die schönsten Jahre einer Königl. Hofbühne in rastlosem Eifer geweiht habe, nicht verargt werden können, ein wenigstens nothdürftig gesichertes Auskommen in vorgerückten Jahren zu finden; auf dies, wie ich glaube, billige Ansuchen, erhalte ich gar keine Antwort oder doch nur insoweit, daß ich ersehe, man will sich auf keine Art zu der Erfüllung meiner Bitte bewegen lassen.

Ich weiß es leider nur zu wohl, daß ich nach meinem zu vorschnell gezeichneten Contracte in dem Falle des Nichthaltens der darin festgestellten Punkte eine Strafe von 4000 Thlr. zu erlegen gezwungen werden könnte, hoffe aber von der Gnade Sr. Majestät des Königs, an welche ich in tiefster Demuth appelliren werde, die Erlassung dieser Strafe zu erhalten und rechne um so sicherer auf diese Gnade, da es bekannt ist, daß ich in meinen Verhältnissen in Dresden nicht im Stande war, eine solche Summe zu erübrigen. Sollte mir indessen auch diese Hoffnung fehlschlagen und die Königl. Sächs. Hoftheaterintendanz eine Künstlerin, die nur ihr Talent und kein Vermögen besitzt, zwingen, diese Strafe zu erlegen, so erwarte ich wenigstens von der Billigkeit Ew. Hochw., daß mir Zeit vergönnt werde, diese mir so schwer werdende Verpflichtung nach und nach zu erfüllen. Die Kunst gedeiht nicht unter dem Drucke solcher Verhältnisse, wie sie mich nun mehr als je in Dresden erwarten würden und ich fühle bestimmt, daß ich für lange oder für immer unfähig zu deren freier Ausübung sein würde, daher ergeht meine Bitte an Ew. H., mich als entlassen ansehen zu wollen, da ich mir keine andere Möglichkeit denken kann wieder nach Dresden zurückzukehren, außer wenn man mir meine Bedingungen bewilligt, die ich gegen Ew. H. aussprach.

Ich hoffe mit Zuversicht, daß Ew. H. keine fernern und öffentliche Schritte gegen mich unternehmen werden, die ohne der Stellung und dem mir bekannten schätzenswerthen Charakter Ew. H. etwas zu nützen, nur unangenehme Folgen haben würden, ohne mir indessen zu schaden, da ich in diesem, hoffentlich nicht eintretenden Falle meine Rechtfertigung sehr leicht eben so öffentlich bewerkstelligen könnte.

Man wird bemerken, wie die Devrient, welche nicht nur den Standpunkt des Rechts und der Pflicht, sondern auch den der Kunst völlig aufgegeben hatte und sich in ihrer Handlungsweise durch keine anderen Rücksichten, als die auf materiellen Erwerb leiten ließ, sich nichtsdestoweniger auf ihr Künstlerthum berufen zu dürfen glaubte, um die Gewährung ihrer Forderungen als eine Sache der Billigkeit, ja Gerechtigkeit behandeln zu können. Wobei sie noch ganz übersah, daß sie in einer Angelegenheit, in der sie doch nur als Bittende erschien, die Rücksichten der allergewöhnlichsten Höflichkeit ohne jede Veranlassung völlig aus den Augen gesetzt hatte. Sie wurde denn nun auch, am 19. Sept. 1830, kurzweg aufgefordert, sich zu erklären, auf welche Art sie die schuldig gewordenen Gelder im Gesammtbetrage von 5923 Thlr. 10 Ngr. an die königl. Theaterkasse auszahlen werde, worauf sie sich am 9. Oct. d. J. schriftlich verpflichtete, die ihr vorgeschossenen Summen von zusammen 1923 Thlr. 10 Ngr. jedenfalls binnen vier Monaten, die 4000 Thlr. Strafgelder aber, falls sie ihr nicht doch noch durch die Gnade des Königs erlassen werden sollten, von 4 zu 4 Monaten in Zahlungen von je 2000 Thlr. zu entrichten.

Lüttichau erstattete über die ganze Angelegenheit unter dem 10. Dec. 1830 Vortrag, in welchem es unter Anderem heißt:

„Da jedoch in der neuern Zeit an andern Bühnen mehrere Fälle von eigenmächtigem Austreten und Brechen der abgeschlossenen Contracte geschehen, solches auch selbst hier schon mit den beiden Sängerinnen Geschwister Bamberger im Jahre 1827 der Fall gewesen, und um doch wenigstens keine der Maßregeln zu vernachlässigen, welche den Bühnendirectionen übrig bleiben, um Theatermitglieder, welche leichtsinnig ihre Contracte zu brechen gedenken, zu Festhaltung derselben möglichst zu constringiren, so erachtete ich für zweckmäßig, in diesem Contracte eine Aversionalstrafe von 4000 Thalern zu bedingen, wenn unerwarteten Falls Seiten der Contrahentin durch widerrechtliche Entfernung von hier und ohne Bewilligung der Generaldirection dieser Contract im Laufe desselben gelöst werden sollte."

Worauf Lüttichau den ganzen Vorgang, wie er sich aus dem Vorausgehenden ergibt, auf das Genaueste mittheilt und sein Verfahren in folgender Weise motivirt und rechtfertigt:

„Selbst abgesehen von dem so pflichtwidrigen Benehmen der Schröder-Devrient wäre es übrigens an und für sich für

Digitized by Google

das Aufrechthalten einmal geschlossener Contracte und mithin für das regelmäßige Bestehen des ganzen Königl. Theaterinstituts höchst nachtheilig, ja ein gefährliches Beispiel für die Zukunft gewesen, einen kaum in Wirksamkeit getretenen Contract schon wieder ganz ohne alle wesentliche Ursache aufzuheben und abzuändern. Jene von ihr gemachten Bedingungen waren aber auch nächstdem so ganz den Verhältnissen der Königl. Bühne unangemessen, so überspannt und anmaßend, daß man aus ihnen deutlich erkennen konnte, wie dieselben nur ein Vorwand sein sollten, die Generaldirection zu neuen Unterhandlungen zu verlocken und dadurch gleichsam den früheren, noch bestehenden Contract selbst für aufgelöst zu erklären. Ich schrieb ihr unter dem 28. Aug., daß wenn sie nicht bis spätestens den 15. Sept. dieses Jahres in ihre Dienstverpflichtung nach Dresden zurückkehre, ich sie als des Vergehens des Contractbruches schuldig ansehen und dann den Rechten nach weiter gegen sie verfahren würde. — Da sie nun zu dieser ihr bestimmten Zeit nicht zurückgekehrt, ist sie in die im Contract festgesetzte Conventionalstrafe von 4000 Thalern verfallen, um deren Erlaß sie nun E. K. M. und K. H. (den Prinz-Mitregenten) allerunterthänigst gebeten. In dieser Bittschrift aber hat sie zur Entschuldigung ihres Contractbruches nicht das Geringste beigebracht, und zur Beschönigung der neuerlich gemachten exorbitanten Bedingungen nur das allgemeine Anführen, wie Sängerinnen in der Regel nur wenige Jahre sich auf einem höheren Standpunkte erhalten und selbst während dieser Zeit durch unglückliche Zufälle auf einmal Stimme und Subsistenz verlieren könnten. Eben daraus geht aber auch zugleich hervor, wie unpassend, neben ihren übertriebenen Gehaltsansprüchen, ihre Bedingung eines zehnjährigen Contractes und wie wenig ihre widerrechtlichen Anforderungen gewährt werden konnten. Was noch zuletzt auch die Schröder-Devrient in ihrer allerunterthänigsten Bittschrift in Bezug auf die Unterstützung ihrer Kinder anführt, so befinden sich diese dermalen in dem Hause ihres Vaters, des Hofschauspielers Devrient, dem das Lob treuer Vatersorge nicht versagt werden kann, und ihre Mutter hat leider bis auf den heutigen Tag gezeigt, wie wenig sie auf dieselben Rücksicht zu nehmen gewohnt ist."

„Wie nun aber sonach dem Gesuche der Schröder-Devrient auch nicht ein einziger gültiger Grund an die Seite treten dürfte, vielmehr es vom größten Nachtheile für Aufrechthaltung der Contracte in allen ähnlichen Fällen sein würde, wenn bei einer so entschiedenen und dem Königl. Theater so nachtheilig gewordenen Renitenz — da seit dem contractswidrigen Ausbleiben der Schröder-Devrient bis jetzt noch keine Sängerin für die Königl. Bühne hat gewonnen werden können und zugleich die Einnahme eine gleich große Summe als die von ihr zu zahlende Conventionalstrafe beträgt, die der Königl. Hoftheaterkasse bis jetzt entgangen ist — irgend eine Verminderung oder gänzlicher Nachlaß gedachter Strafe derselben zu Theil werden sollte, so erfordert es meine Pflicht, bei E. K. M. und K. H. auf Zurückweisung des Gesuches der Schröder-Devrient devotest anzutragen."

Diesem Antrage wurde nun auch ohne Weiteres entsprochen. Das Engagement in Paris scheint aber inzwischen auf Hindernisse gestoßen zu sein. In einem Briefe der Schröder-Devrient an Lüttichau vom 6. Jan. 1831 theilt sie demselben wenigstens mit, daß sie mit dem Berliner Hoftheater unterhandle, indem sie es ihm zugleich nahelegt, die Verbindung mit ihr wieder aufzunehmen. „Leider" — heißt es darin — „haben Sie mich nicht durch ein gütiges Entgegenkommen erfreut, wer weiß ob wir uns nicht doch endlich verständigt hätten. — Sie wissen nur zu gut, daß ich vor allem Andren gern Dresden den Vorzug gegeben hätte, da dort so Manches ist, was mich hinzieht, und wie glücklich hätte es mich gemacht, wenn ich meine Existenz in Dresden hätte begründet sehen können und sie Ihnen zu verdanken gehabt hätte. — Die Zusicherung, daß Sie mir dennoch Ihr gütiges Wohlwollen nicht entzogen, hat mich beglückt, meine innige Bitte geht dahin: Sie möchten es mir auch ferner erhalten, es könnte sich doch im Leben noch einmal eine Gelegenheit finden, wo ich es wagen würde, dies mir so theure Wohlwollen in Anspruch zu nehmen."

Am 13. Febr. 1831 zeigt die Devrient die erste Zahlung von 1798 Thlr. 14 Gr. an.

Lüttichau benutzt diese Gelegenheit, ihr seine Freude über die Pünktlichkeit auszudrücken, mit welcher sie ihren Verpflichtungen nachgekommen, „doch bekenne ich offen," — fügt er hinzu — „daß es mir den persönlichen Verlust leider nicht ersetzen kann."

Der Wunsch, wieder anzuknüpfen, war also von beiden Seiten zu erkennen gegeben. Die Devrient, die zwar wieder mit Paris unterhandelte, mochte die Schwierigkeiten erkennen, welche sich ihr hier und in London im Kampfe mit den italienischen Sängerinnen entgegenstellen würden. Auch mochte sich die Sehnsucht nach ihren Kindern allmählich heftiger in ihr regen. Dagegen empfand auch Lüttichau den Verlust dieser außerordentlichen Künstlerin um so schmerzlicher, je größer die Erfolge waren, die sie an anderen Orten erzielte, zumal er bisher einen nur einigermaßen genügenden Ersatz nicht gefunden.

Am 5. Juni 1831 erhielt er Veranlassung ihr Folgendes schreiben zu können.

Den 5. Juni 1831.

Doctor Pienitz sagt mir so eben, daß Sie, liebe Devrient, hierher geschrieben und den Wunsch geäußert, daß Sie, ohnerachtet Sie in Paris ein Engagement für das 3fache haben könnten, doch lieber nach Dresden in Ihr früheres Contractverhältniß zurückkehren würden, wenn Sie von mir eine Veranlassung dazu erhielten. Ich habe stets das lebhafteste Interesse persönlich an Ihnen genommen, und ich frage daher an, ob dies wirklich Ihr Ernst ist, weil ich mich sehr freuen würde, Sie wieder bei uns zu sehen, auch überzeugt bin, daß der Hof und das Publicum gleich wohlwollende Gesinnungen für Sie hegen. Schreiben Sie mir recht bald hierüber.

Die Devrient antwortet hierauf unverzüglich:

Paris, 16. Juni 1831.

Mit wahrhafter Freude erhielt ich gestern Ew. Hochwohlgeboren verehrtes Schreiben, welches mir die schmeichelhafte Gewißheit gibt, daß E. H. meiner noch mit Wohlwollen eingedenk sind, da ein leise ausgesprochener Wunsch gegen m. Freunde E. H. Aufmerksamkeii erregen konnte. Ich kann es nicht leugnen, daß eine mögliche Rückkehr nach Dresden zu meinen lebhaften Wünschen gehört und könnte solche unter günstigen Umständen geschehen, ich mich gewiß höchst glücklich fühlen würde. — — Ew. Hochw. fragen mich, ob es mein Ernst wäre, nach Dresden zurückzukommen? Ich antworte Ihnen offen und frei, daß es mir sehr wünschenswerth wäre und ich erlaube mir, Ew. Hochw. die ergebene Bitte vorzulegen, mir die Propositionen zu nennen, die mir E. H. für die Gegenwart sowohl, als für meine Zukunft machen können. Ich habe mit der hiesigen großen Oper noch nicht abgeschlossen und werde diese Angelegenheit jetzt noch länger zu verschieben suchen bis E. H. mich mit einer geneigten Antwort beehren.

Herr v. Lüttichau an Mad. Schröder-Devrient.

Den 24. Juni.

Nach Empfang Ihres Schreibens vom 16. d. habe ich sogleich Sr. Majestät dem König Ihre Angelegenheit vorgetragen und erhalten sie in der Beilage das Resultat dessen, was Allerh. Orts Ihnen bewilligt wurde, dabei bemerke ich, daß nothwendig die Form hierbei zu beobachten ist; weshalb die Einleitung in dem Aufsatz wegen der 4000, und die weiteren Beziehungen auf den alten Contract. In der Hauptsache sind, wie Dr. Pienitz, dem ich diesen Aufsatz eben mitgetheilt, mir versichert, Ihre Wünsche hierdurch erfüllt und ich freue mich, daß es mir gelungen ist, dies mit dem früheren Contract so in Verbindung zu bringen, und Allerh. Genehmigung dazu erhalten zu haben. Ich habe gethan, was ich gekonnt; für hiesige Verhältnisse ist dies das Außerordentlichste, was noch nie stattgefunden und wohl nie wieder jemand gewährt werden wird. Ich hoffe, Sie werden es mir dadurch danken, daß Sie gern und mit Liebe zu Ihrer Pflicht hier zurückkehren ꝛc.

Obschon dieser Brief im Unklaren läßt, welche Bedingungen der Schröder-Devrient eigentlich gewährt wurden, so ergibt sich daraus doch wenigstens so viel, daß man dabei auf den alten Contract wieder zurück ging und den neuen nur als

Digitized by Google

Wiederaufnahme desselben betrachtet wissen wollte. Die Devrient erwiederte:

Paris, d. 7. Juli 1831.

Hochwohlgeborner Herr Hofmarschall!

Mit den Gefühlen der aufrichtigsten Freude erhielt ich gestern E. H. sehr geehrte Zuschrift v. 29. v. Mts., aus welcher ich ersehen, daß ich dem Ziel meiner sehnlichen Wünsche um ein Bedeutendes näher gerückt bin. Ich war stets von den wohlwollenden Gesinnungen überzeugt, die Sie für mich hegten und habe jetzt die schönste Gewißheit davon, die mir durch den Eifer wird, den E. H. in meiner Angelegenheit, ein sicheres lebenslängliches Engagement betreffend, an den Tag legen. Ich habe mich immer erkühnt zu behaupten, daß es nur in dem Willen E. H. läge, mir ein sicheres Loos zu gründen, für welches ich gern und willig jede andre wirklich sehr glänzende Aussicht aufopfere. — — — Die Schritte, die E. H. für die Sache gethan, waren von so glücklichem Erfolge, daß nur noch wenig zu wünschen bleibt. Ich schmeichle mir mit der kühnen Hoffnung, daß E. H. auch diese kleinen Hindernisse noch aus dem Wege räumen werden, die darin bestehen, daß man mir den jetzigen Contract mit dem vollen Gehalte von 5000 Thlr. bewillige und mir erlaubt würde, meine neuen Verpflichtungen erst mit Ende April 1832 abzutreten.

(Das Letztere, weil sie für nächsten Winter bereits ein Engagement bei der italienischen Oper übernommen hatte).

Lüttichau schreibt ihr hierauf, daß er es ganz aufgeben müsse, sie für Dresden zu gewinnen, falls sie nicht schon Michaelis d. J. zurückkehren könne. Die Verhandlungen mit ihr gelangten aber doch endlich soweit zum Abschlusse, daß Lüttichau am 27. Sept. 1831 auf die Gewährung folgender Bedingungen antragen konnte:

1) Ein Engagement auf 10 Jahre, doch so, daß nur die Devrient an die jetzt vereinbarten Bedingungen gebunden blieb, die Generaldirection aber nach 6 Jahren neue Bedingungen vereinbaren oder kündigen konnte.

2) Ein jährliches Gehalt von 4000 Thlr.

3) Ein mit 1000 Thlr. garantirtes Benefiz, wovon nach Ablauf der ersten 6 Jahre ein Abzug stattfinden konnte, welcher jedoch die Hälfte der Summe nicht übersteigen durfte.

4) Ein jährlicher Urlaub von 3 Monaten.

5) Die Zusicherung einer lebenslänglichen Pension von jährlich 1000 Thaler, die ihr selbst dann noch zu zahlen war, falls ihr in den letzten 4 Jahren ein so großer Abzug angesonnen werden sollte, daß sie sich darüber mit der Generaldirection nicht vereinigen konnte.

Bis hierher war von der restirenden Conventinalstrafe noch nicht wieder die Rede gewesen. Jetzt aber wurde die Königl. Genehmigung dieser Bedingungen geradezu von der allmählichen Zahlung derselben durch Abzüge abhängig gemacht und da die Devrient hierauf anfänglich nicht eingehen wollte, die Unterhandlung sogar auf höchsten Befehl wieder ganz ausgesetzt. Nur den wiederholten Vorstellungen Lüttichaus gelang es, sie wieder in Gang zu bringen. Mit Brief vom 18. Januar 1832 erklärte sich denn die Devrient auch noch hierzu bereit.

Die Abneigung des Prinzmitregenten, diese Sängerin nach dem Vorgefallenen wieder in seinen Dienst treten zu sehen, scheint so groß gewesen zu sein, daß Lüttichau nicht ohne Sorge ihrem ersten Auftreten entgegensah. Es geht dies aus einem Briefe des königl. sächs. Gesandten von Könneritz in Paris vom 22. März 1832 hervor, in welchem es heißt:

„Lassen Sie sich übrigens nicht bange werden; sie (die Devrient) ist mehr, als sie war und wenn eine Sängerin hier ganz allein die italienische Oper halten muß und immer noch mit Beifall nach der Malibran und Pasta singt, so kann sie um so weniger schlecht sein, da in der Regel Alles hier durchfällt."

Schon in einem Vortrage vom 23. Dec. 1831 hatte Lüttichau auf ähnliche Erkundigungen hingewiesen: „Seit den mit der Schröder-Devrient von Neuem angeknüpften Unterhandlungen — heißt es hier — bin ich möglichst besorgt gewesen, mein besonderes Augenmerk auf dieselbe als Künstlerin zu richten, um darnach ihre größere oder mindere Brauchbarkeit für die hiesige Bühne beurtheilen zu können. Ihr Wiederauftreten bei der italienischen Oper in Paris gab dazu die beste Veranlassung. Allerdings lauteten anfangs in dieser Beziehung die Berichte der Zeitungen weniger günstig, man erkannte ihre Virtuosität als Darstellerin, besonders leidenschaftlicher Charaktere, zwar allgemein an, es schien jedoch, als ob man mit ihren Leistungen als Sängerin minder zufrieden sei. Allerdings trat sie aber auch bei der italienischen Oper zu Paris diesmal in einen Sängerkreis, der durch die Malibran, durch Rubini und Lablache zu den ausgezeichnetsten gehörte, welche je vereint gewesen waren, sang in einer ihr doch mehr oder weniger fremden Sprache, hatte mithin natürlich, wie auch allgemein bemerkt wurde, an Befangenheit zu leiden. Nach und nach aber fand sich mehr Gewöhnung und mit ihr mehr Muth, so daß schon ihre zweite Darstellung, die Desdemona im Otello von Rossini, allgemein anerkannt und mit großem Beifall aufgenommen ward. Alle außerdem auch brieflich eingezogenen Erkundigungen scheinen das Resultat zu geben, daß ihre Stimme nicht gelitten, daß sie noch immer die ausgezeichnete Darstellerin sei und ihre äußere Erscheinung sich sogar noch vortheilhafter gestalte.

Lüttichau hatte sich nicht in den, an das zweite Engagement dieser Sängerin geknüpften Erwartungen getäuscht. Sie ward lange der Stolz des Theaters, welches er leitete, und ein Gegenstand des berechtigten Neides aller anderen. Auch hatte er sie, Dank seiner Festigkeit, ohne zu große Opfer gewonnen. Allerdings wurde er durch diejenige unterstützt, welche er hierbei an höchster Stelle gefunden und welche die seine noch übertraf. Die über die Schröder-Devrient hierdurch verhängte Conventionalstrafe sollte ihm noch lange zu einem Schutze gegen ihre von Zeit zu Zeit wieder hervortretenden Uebergriffe werden. Denn das Wohlwollen, welches er ihr auch noch weiterhin vielfach bezeigte — z. B. in der Schutznahme bei den wieder ausbrechenden Mißhelligkeiten mit ihrem geschiedenen Gatten, so wie in der Erwirkung eines einjährigen Urlaubs (1835—36) — wurde von ihr nicht immer mit der zu erwartenden Dankbarkeit vergolten. Besonders störten die Launen der gefeierten Künstlerin die Entwicklung des Repertoires auf's aller Empfindlichste. War sie doch im Jahre 1837 nur 29 Mal, im Jahre 1838 nur 34 Mal, darunter 18 Mal in den Hugenotten, aufgetreten. — Noch im Jahre 1842 waren die von der Devrient schuldigen Strafgelder erst auf die Hälfte herabgemindert. Selbst jetzt noch verstand es Lüttichau, diese Schuld als Waffe gegen die Capricen der von ihm so hochgeschätzen Sängerin zu gebrauchen, indem er in dem neuen mit ihr abzuschließenden Contract den völligen Erlaß dieser Summe an die Bedingung knüpfte, daß sich dieselbe bis Ablauf desselben unweigerlich jeder Anordnung der Generaldirection gefügt haben müsse. R. Prölß.

Karl Ens.

Eine allzu große Scheu vor dem Schritt in die Oeffentlichkeit bei wirklich bedeutenden Leistungen gehört in unseren Tagen sicherlich zu den selteneren Charaktereigenschaften productiver Geister. Wissen sich schon mittelmäßige Talente wenigstens in ephemerer Weise bekannt zu machen, so bleibt eine wahrhaft tüchtige Leistung auf geistigem Gebiet bei der Vielseitigkeit unserer publicistischen Verkehrsmittel wohl selten unbeachtet. Wenn dennoch ein nicht unbedeutender Maler wie Karl Ens erst zwölf Jahre nach dem Abschluß einer erstaunlich fruchtbaren Künstlerlaufbahn so zu sagen entdeckt wird, so klingt das fast unglaublich.

Ich hatte in Rudolstadt schon vor fast einem Jahrzehnt den „alten Ens" von Lausch als einen tüchtigen Porzellanmaler rühmen hören, der, obwohl gänzlich Autodidakt, sich auch vielfach und zwar mit glänzendem Erfolge auf ein höheres Gebiet, als das der Kunstindustrie ist, gewagt habe. Ueberall „vor dem Walde", wo ein so anziehendes Kunsthandwerk heimisch ist, vorzüglich eine Porzellanmanufaktur, die nur der Meißnischen nachsteht, hatte sein Name einen guten Klang. Einer seiner

Digitized by Google

ebenfalls sämmtlich künstlerisch begabten Söhne, der Bildhauer Eduard Ens, welcher für seine Porzellanfabrik in Volkstedt eine Fülle reizender Modelle geschaffen hat, zeigte mir schon damals einige Oelgemälde des Vaters, meist Jagd- oder Kampfscenen darstellend. Dieselben sind nicht bestechend aber äußerst decent im Colorit und scheinen mit einer gewissen Aengstlichkeit, alles Grelle und jede coloristische Uebertreibung zu vermeiden, ausgeführt zu sein. Desto kühner und freier ist die Zeichnung und die Composition dieser naturalistisch frischen prachtvollen Wild- und Waidmannsgruppen. Da blickt man tief in den herrlichen Gebirgswald hinein, den der Maler täglich vor Augen hatte und es ist als hüpften die klaren Wellen dieser Bäche plätschernd von Fels zu Fels. Und nun erst diese Hirsche und Rehe, und das mannichfaltige niedere Wild und Raubzeug, was er in allerhand Situationen vorführt: nichts Gemachtes und Unnatürliches findet sich in diesen Jagdgruppen und Wildererscenen, alles ist augenscheinlich der ihn umgebenden Welt abgelauscht und auch hier wie immer hat sich die Natur als eine treffliche Lehrmeisterin bewiesen. Schon die Gemälde dieses Genres würden, wenn sie hinlänglich bekannt geworden wären, unserem Maler einen Namen unter den Thier- und Jagdmalern gesichert haben. Dennoch wären solche Leistungen eines Autodidakten immer noch nichts so Außerordentliches. Erstaunlicher ist schon sein Schaffen auf einem anderen Gebiete, nämlich auf dem der Schlachtenmalerei. Hier hatte er niemals Studien nach dem Leben machen können, er war vielmehr ganz auf eigene Combinationsgabe, auf seine Phantasie und auf jene künstlerische Intuition angewiesen, die ganz besonders reich bei ihm entwickelt war. Sein Gedächtniß für Formen und Typen muß nach Allem, was ich von verschiedenen Seiten über ihn gehört habe, ein ganz erstaunliches gewesen sein. Aus dieser reichen Skizzensammlung, die er in der Erinnerung mit sich herumtrug, konnte er unaufhörlich schöpfen. Was er vor langen Jahren gesehen und in sich aufgenommen hatte, das war ihm präsent, wenn er es gebrauchte, und ohne langes Probiren und Schwanken übertrug sein sicherer Griffel es auf die Fläche. So erklärt es sich, daß er, ohne jemals auch nur Uebungen größerer Truppenmassen mit eigenen Augen gesehen zu haben, doch Schlachtenbilder von außerordentlicher Schönheit und historischer Treue schaffen konnte. Ich sah eins derselben, welches sich im Besitz seines Schwiegersohnes, des Fabrikbesitzers Eckardt in Volkstedt befindet. Es stellt einen Kampf zwischen französischer und russischer Cavalerie aus der napoleonischen Zeit dar und erinnert in der Manier lebhaft an manche Schlachtenbilder von Sell. Aus dem erbitterten Handgemenge, das voll glühenden Lebens ist, hebt sich jede Gruppe, jede Figur klar hervor; bei großer Harmonie des Colorits und völliger Einheit der Handlung ist jedes kleinste Detail mit Sorgsamkeit und Fleiß behandelt. Schönere Pferde, als sie hier erblickt werden, haben selbst Steffeck und Camphausen nicht gemalt. In einem Werk über Pferdeanatomie — den Titel desselben habe ich nicht erfahren können — hatte er eine Zeit lang eifrige Studien gemacht, die er durch nicht minder eifriges Studium der Natur vervollständigte. Ueberhaupt gehörten Pferde zu seinen Lieblingsgegenständen und ich erinnere mich eines Bildes von ihm, „wilde Steppenpferde, von kühnen Reitern verfolgt", das von ganz besonderen Verve ist.

Die Proben, welche ich in Volkstedt gesehen hatte, machten den Wunsch in mir rege, auch die übrigen Bilder von Carl Ens zu sehen, welche noch im Besitz seiner Familie sind — weit über hundert Oelgemälde, jedoch meist von nicht großem Format. Sie gehören fast ausschließlich dem einen oder andern der eben genannten, von ihm besonders cultivirten Gattungen an. Ich ahnte nicht, daß ich in dem kleinen Gebirgsdörfchen Lausch noch außerdem eine Anzahl von über zwanzig Handzeichnungen von demselben Künstler finden würde, welche alles Andere, was dieser fruchtbare Geist geschaffen hat, weit hinter sich lassen. Erwähnt waren diese Handzeichnungen wohl schon früher, die Söhne hatten mit Bewunderung davon gesprochen; doch konnte ja das auch der Ausdruck einer erklärlichen Pietät sein. Ich muß gestehen, ich konnte mich nicht ganz von dem Vorurtheil losmachen, daß ein Mann, der wie Ens nie eine Akademie besucht, ja kaum ein nennenswerthes Museum gesehen hatte, unmöglich in dem höchstem Genre, in der historischen und kirchlichen Malerei etwas Nennenswerthes hätte leisten können. Daß diese Compositionen einen fast klassischen Anstrich haben, daß sie in einem großartigen Stil gehalten sind, hätte wohl ein weniger zünftiger Kunstkritiker auf den ersten Blick erkannt. In denselben ist klassische Ruhe mit glühendem Leben gepaart, die Linien sind einfach edel, auch in den kühnsten Verkürzungen perspectivisch richtig, nirgends findet sich eine Verzeichnung; eine bewußte Oekonomie des Raumes und eine wahrhaft intuitive historische Treue spricht gleichmäßig aus Allen den Beschauer an.

Nur ein Bedenken blieb noch: der Zweifel an der Originalität. Konnte Ens, der allerdings viel Ansprechendes producirt hatte, sich in diesem höheren Genre nicht zum Behuf künstlerischer Anregung einmal reproducirend verhalten haben? Und doch hätten Compositionen von solchem Werth, die im Stil an die Erzeugnisse der Kunstblüthe Italiens erinnerten, nicht leicht unbekannt bleiben können. Ich zeigte einige der Blätter, welche man photographisch hatte nachbilden lassen, dem nächsten Kunstschriftsteller von Fach, den ich erreichen konnte, Max Schaßler in Rudolstadt, ohne ihm zu verrathen, wer der Urheber wäre. Auch ihn frappirte gleicherweise die Schönheit der Compositionen und der Umstand, daß ihm dieselben nicht bekannt waren. „Das da ist ja ein ganz Raphael'scher Kopf," — „welch eine schöne Gruppe dort," rief er aus. Als er die Herkunft der Blätter erfuhr, erbot er sich, einige derselben in der Lützow'schen Zeitschrift für bildende Kunst zu veröffentlichen und gab hinsichtlich ihrer späteren Bestimmung den Rath, die Besitzer möchten sie einem größeren Kupferstichcabinet zum Ankauf anbieten. Doch war uns noch immer nicht jeder Zweifel in Bezug auf die Originalität geschwunden. Da fügte es ein günstiger Zufall, daß mich der Kunstschriftsteller Dr. Julius Schmidt besuchte, der vor kurzem von einer mehrjährigen Studienreise durch Griechenland und Italien zurückgekehrt war. Ich konnte mir keinen besseren Gewährsmann wünschen wie ihn, dem alles Große und Schöne, was das gelobte Land der Kunst aufzuweisen hat, in frischer Erinnerung war. Auch er sprach sich durchaus anerkennend über die Ens'schen Handzeichnungen aus und erbot sich zu aller Sicherheit im Kupferstichcabinet zu Stuttgart, wohin er gerade ging, gründliche Nachforschungen nach etwaigen Vorbildern anzustellen. Das Resultat derselben gebe ich mit seinen eigenen Worten: „Beim Vergleich der Zeichnungen," schreibt er, „mit Kupferstichen nach Raphael, Fra Angelo und anderen alten Italienern drängte sich mir die Vermuthung auf, daß Ens sich durch vieles Zeichnen nach Kupferstichen Jener gebildet hat; die Correctheit und besonders die Festigkeit der Zeichnung, selbst bei Verkürzungen, ist verschieden von der Art, wie Jene zeichnen, die sich nach der Antike und dem lebenden Modell bildeten. Die Composition erinnert, doch nur entfernt, bei der „Austreibung der Händler aus dem Tempel" an die „Schule von Athen" Raphaels; bei der „Schlacht der Römer und Teutonen" an die „Maxentiusschlacht", doch fand ich nirgends auch nur eine Figur, von der man hätte behaupten können, sie sei copirt. Dasselbe gilt vom Aufbau der Gruppen; es bleibt eben nur bei Anklängen, die sich, wie Eingangs bemerkt, erklären lassen. Man ist deshalb wohl berechtigt anzunehmen, daß wir es hier mit Originalcompositionen zu thun haben, in denen freilich die nach jenen Kupferstichen gemachten Studien durchklingen. Besonders ist die Festigkeit und Sicherheit der Zeichnung, sowie der lebendige Ausdruck in den schön gebildeten Köpfen hervorzuheben. Die eingehende Betrachtung und Untersuchung der Bilder hat in mir den Wunsch rege gemacht, mehr davon zu sehen."

Daß Arbeiten von solchem Werth, die den Namen des Künstlers vielleicht noch einmal zu einem vielgenannten machen werden, bis jetzt so ganz im Verborgenen geblieben sind, muß um so mehr befremden, als einer der kunstsinnigsten Fürsten der Gegenwart, Herzog Georg von Sachsen-Meiningen, sich lebhaft für Ens interessirte. Bekanntlich ist der Herzog selbst ein

Digitized by Google

tüchtiger Zeichner, der, wie mir versichert wurde, die historischen Costüme, welche zur Ausstattung seiner Musterbühne dienen, oft selbst entwirft und von dem Kaulbach gesagt haben soll: „Schade, daß er ein Fürst ist, aus dem hätte ein tüchtiger Maler werden können." Oft war Herzog Georg (damals noch Erbprinz) in Lauscha vorgesprochen und hatte sich an dem rastlosen Schaffen dieser schlichten Künstlernatur erfreut. Vorzugsweise ist es aber die kunstindustrielle Thätigkeit des Lauschaer Künstlers, welche der Herzog zu fördern sucht. In zahlreichen Briefen, die er selbst von seinen Reisen aus an Ens gerichtet hat, macht und vermittelt er Bestellungen bei dem Künstler, den er auch in der Fremde fürstlichen Freunden und rührigen Künsthändlern empfohlen hat und hilft so die internationale Ausbreitung der noch jetzt blühenden Ens'schen Kunstanstalt begründen. Den späteren Landesherren konnte ja auch diese industrielle Seite seines Schaffens vorzugsweise interessiren, und Ens hat unstreitig für die Ausbildung dieses schönen Kunstzweiges außerordentlich anregend im meininger Oberlande gewirkt.

Der Entwicklungsgang des seltenen Mannes ist in wenig Worten gezeichnet. Er war 1802 in Lauscha geboren. Sein Vater, ein Porzellanmaler wie es viele gab auf dem Walde, stammte aus einer Försterfamilie und war aus Schwaben eingewandert. Manche Reminiscenz aus dem fast abenteuerlichen Leben eines Forstbeamten jener Zeit wilder Fürstentyrannei, manche aufregende Erzählung von blutigen Kämpfen zwischen Förstern und Wildschützen mochte in Karl Ens' Jugend hineingeklungen sein und seiner gestaltenden Phantasie Nahrung gegeben haben. In mannichfaltigen Variationen hat er diesen Gegenstand behandelt. Im Jahre 1813 verlor er seinen Vater und wurde bei seinem frühreifen Talent als Knabe von 11 Jahren der einzige Ernährer seiner Angehörigen. Mit rastlosem Eifer und jener dem wahren Talent eigenen Ausdauer malte er anfangs Pfeifenköpfe, „Stummel", wie der zünftige Ausdruck dafür lautete, sowie manche andere Porzellangegenstände. Die lebensvolle Frische der fast immer selbsterfundenen Jagd- und Reiterscenen machten seine Stummel bald zu einem gesuchten Artikel. Nie hat er von den Porzellansachen, welche dutzendweis bestellt wurden, zwei oder mehrere mit demselben Gegenstande bemalt, auch in seiner industriellen Thätigkeit verschmähte er eine solche Erleichternng als seiner unwürdig, bald eröffnete sich für ihn ein mehr künstlerisches Feld. Kunsthandlungen in Nürnberg und Offenbach machten Bestellungen auf eine große Anzahl Oelgemälde, die sämmtlich in gleichem Format, etwa 60 zu 70 Centimeter groß, auf Kupferplatten ausgeführt wurden. Dieselben wurden ihm mit 8 Gulden das Stück honorirt und sind größtentheils in's Ausland gegangen. Auch hier gab er nie eine Wiederholung, es sei denn, daß sie ausdrücklich verlangt wurde. Nach den noch vorhandenen Oelgemälden zu urtheilen, die auf Leinwand gemalt sind, müssen diese Bilder trotz der fabrikmäßigen Schnelligkeit ihrer Entstehung schon einen ziemlichen Kunstwerth gehabt haben. Als der Steindruck aufkam, suchte er die neue Erfindung für sein Geschäft nutzbar zu machen und errichtete eine kleine lithographische Anstalt, aus der eine bedeutende Anzahl beliebter Blätter hervorgegangen ist. Es überraschte mich, unter diesen Lithographien nach seinen eigenen Entwürfen so manchen alten Bekannten zu finden. Nicht nur in Thüringen, auch in meiner norddeutschen Heimat, wie im Süden habe ich in ländlichen Wirthsstuben und in den Zimmern der kleinen Leute viele von diesen Ens'schen Bildern vergilbt und rauchgeschwärzt hängen sehen. Ein echt deutscher Humor und eine drastische Lebendigkeit der Handlung ist diesen ansprechenden Genrebildern eigen und manche derselben, z. B. „die Kosaken in der Speisekammer", „der blaue Montag", „die Polizeistunde", „der Sonntagsjäger in Aengsten", „der verliebte Hausherr" u. s. w. werden gewiß manchem Leser dieses Blattes bekannt sein. So ist er gerade durch diese mit so untergeordneten technischen Mitteln hergestellten Erzeugnisse am meisten bekannt, ja selbst populär geworden — freilich meist nur in Kreisen, die sich an die Sache halten und sich um den Urheber niemals kümmern. Wenn man den geringen Bruchtheil dessen überblickt, was die Familie von seinen Porzellanmalereien, seinen Oelgemälden und Lithographien aufbewahrt, oder für das Zehnfache des ursprünglichen Preises wieder angekauft hat, so muß man über die außerordentliche Productivität dieses Mannes erstaunen. Hätte er von diesen lithographischen Genrebildern, deren Zahl wohl in die Hunderte geht, nur die besten mit sorgfältiger Technik, deren er ja fähig war, in Oel ausgeführt, sie hätten ihn allein berühmt machen müssen. Aber eine wirklich künstlerische Ausführung hätte fern von den Mittelpunkten des Kunstlebens wohl kaum Aussicht auf eine gesicherte Existenz geboten und Ens hatte, früh verheirathet, für eine starke Familie zu sorgen. Von seinem Walddörfchen zu scheiden fällt dem Thüringer schwer, und mancher Porzellanmaler oder Modelleur, den ich dort gesehen habe, könnte sich bei seiner Geschicklichkeit wohl in der Großstadt eine glänzendere Existenz schaffen, als er in der Heimat führt, wenn ihn diese nicht so fest hielt. Es scheint auch, als ob Ens so zu sagen Kunst und Handwerk in seinem Schaffen streng trennte. Wie der große Wiertz in Brüssel zu seinem Unterhalt „als Handwerk" das Porträtmalen trieb, und nie eins seiner großartigen Gemälde veräußerte, so scheint sich auch Ens von seinen wirklich künstlerischen Werken schwer getrennt zu haben. Diese malte er um ihrer selbst willen, aus reinem Schaffenstrieb. Auch mochte er fühlen, daß er in der Kunstindustrie wirklich gleichberechtigt mit Anderen auftreten könne. Mit wirklichen akademischen Künstlern öffentlich in die Schranken zu treten, war er zu bescheiden. Die Kunde von den Erfolgen derselben drang wohl bis in sein abgelegenes Gebirgsthal. Die Werke selbst, wenigstens die Originale, waren ihm unzugänglich, denn ein jahrelanges asthmatisches Leiden erlaubte ihm nicht, aus der reinen Gebirgsluft in den Staub und Dunst der großen Städte hinabzusteigen. Nur einmal, bei Gelegenheit einer kleinen Kunstausstellung in Meiningen, sah er ein größeres Werk der modernen Malerei im Original, den Carton zu Kaulbachs Hunnenschlacht. Es ist bezeichnend, daß gerade vor einer so imponirenden Composition, die ihn entzückte, das Selbstbewußtsein des geborenen Künstlers zum bestimmten Ausdrucke gelangte: „So etwas hätte ich auch wohl machen können," sagte der sonst so bescheidene Mann zu seinen Begleitern und diese sahen darin keine Selbstüberhebung. Daß es ihm aber an Compositionstalent, an Erfindungsgabe, an gestaltenden Ideen für die größten künstlerischen Aufgaben nicht gefehlt haben würde, das beweisen auch seine Handzeichnungen in ihrem bescheidenen Format unwiderleglich. Nur die technischen und finanziellen Mittel fehlten ihm für größere Unternehmungen. Aber unwiderstehlich drängte sich die überreiche Productivität seiner künstlerischen Phantasie an's Licht und so entstanden jene Zeichnungen, welche in großem Maßstabe mit routinirter Technik ausgeführt die Wände monumentaler Bauten würdig schmücken würden. Aber gerade mit diesen seinen vollkommensten Leistungen hat er nie gewagt, in die Oeffentlichkeit zu treten. Wie konnte er, der nie eine Kunstschule besucht hatte, der das Lückenhafte seiner allgemeinen Bildung nur zu schmerzlich fühlte, mit Akademikern wetteifern! Und doch schuf er mit der naiven Ursprünglichkeit und Selbstständigkeit des wahren Genies. Allein das Vorurtheil, das so Viele allen Denjenigen entgegenbringen, die nicht den regelrechten zunftmäßigen Entwickelungsgang genommen haben und sich doch mit Werken der Dichtung oder Kunst hervorwagen, dieses nämliche oft wenig berechtigte Vorurtheil wandte er gegen sich selbst. So entstanden seine Compositionen als die Frucht einer echt künstlerischen, selbstlosen Begeisterung für das Schöne in stillen Winternächten, nach der Mühe des Werkeltages, welcher der Sorge für den Unterhalt gewidmet war.

Gustav Dannehl.

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Königliches Schauspielhaus.

„Der Geigenmacher von Cremona.“ Drama in 1 Act von François Coppée. — „Des Königs Schwert.“ Lustspiel in 2 Aufzügen, mit Benutzung einer älteren Idee, von Franz Bittong.

François Coppée, dessen oben genanntes Stück am 18. d. M. zum ersten Mal über die Bretter des Königlichen Schauspielhauses schritt, ist in Deutschland keine fremde Erscheinung, wenn uns sein Name auch nicht so vertraut ist, wie der einer Reihe anderer französischer Bühnendichter der Gegenwart. Coppée ist nicht wie Augier oder Sardou ein Dramatiker im großen Stil. Er hat bis zur Stunde sich nur jener leichteren Gattung des Lustspiels zugewandt, für welche Alfred de Musset die Bezeichnung „dramatisches Sprichwort“, proverbe, in der Literatursprache wieder heimisch gemacht hat, und wohl nur in einem Falle hat Coppée versucht, die selbstgezogenen Grenzen des einactigen Proverbs zu überschreiten. An dem großen Vorbilde Mussets gebildet, ihm aber an genialischer Kraft der Phantasie und an Gedankenreichthum nicht im Entferntesten gleichend, gehört Coppée dennoch zu den feinfühligsten Dichtern des heutigen Frankreich. Seine Gedichte athmen eine echt lyrische Empfindung, bekunden ein feines Verständniß des intimeren Natur- und Menschenlebens, eine gewisse Noblesse der Gesinnung und halten sich im Großen und Ganzen fern von falscher Sentimentalität. Dazu behandelt Coppée die Sprache mit großer Gewandtheit und nicht geringer Grazie, wie denn überhaupt — mit wenigen Ausnahmen — das Zierliche als das charakteristische Moment seines ganzen dichterischen Schaffens bezeichnet werden darf. All' diese nicht zu unterschätzenden positiven Eigenschaften haben dem jungen Dichter — er steht im 35. Lebensjahre — schnell einen vortrefflichen Namen gemacht, in seiner Heimat, wo er, in erster Linie wohl aus äußerlichen Gründen, oft mit Musset verglichen wird, und über die Grenzen Frankreichs hinaus. In der zweiten Hälfte der sechziger Jahre bereits wurde eine seiner dramatischen Scenen „Der Strike der Schmiede“ (La grève des forgerons) in Deutschland mit großem Erfolg zum Vortrag gebracht; später gab man noch Le passant und Le rendez-vous, denen sich jetzt das obengenannte Stückchen (Le luthier de Crémone) anschließt. Das Bürgerrecht in Deutschland indeß gewann Coppée erst durch die Ehre, welche ihm einer der Großmeister deutscher Uebersetzungskunst, Wolf Graf Baudissin, angedeihen ließ, als er sich in seinem 83. Lebensjahre entschloß, seiner unübertroffenen Uebersetzung der Lustspiele Molières, eine eben solche der „dramatischen Sprichwörter“ François Coppées an die Seite zu setzen. Diese That hat vermuthlich auch dem Dichter die Pforte des Königlichen Schauspielhauses erschlossen, wie vorher die der Hoftheater zu Wien und Dresden. „Der Geigenmacher von Cremona“ ist meines Erachtens nicht geeignet, einen Maßstab für die Schätzung des Talentes seines Verfassers zu bilden. Das Stückchen weist wohl die Vorzüge der Sprache Coppées auf und der Uebersetzer gibt sie in ihrer ganzen Eleganz und Volltönigkeit wieder, aber das Ganze ist in eine Wolke von nicht ganz echter Sentimentalität gehüllt, die gleich einem Nebel in den Augen beißt und bei naiven Naturen ein Gefühl hervorbringt, das einen Augenblick wie Rührung aussieht. Dazu kommt, daß sich der dramatische Inhalt des „Dramas“ auf das geringste Maß reducirt; in einer einzigen Scene liegt der Schwerpunkt und der Erfolg des Ganzen, der überdies durch den, wenn auch matten culturgeschichtlichen Hintergrund des Stückchens gefördert wird. Die Fabel ist schnell erzählt, obgleich ein angesehener französischer Kritiker davon behauptet hat, daß seinen Inhalt erzählen wollen gleichbedeutend sei mit der Absicht, die frischen und echten Farben der Schmetterlingsflügel an einem zwischen den Fingern gehaltenen Falter bewundern zu lassen; die Farben bleiben an den Fingern, und man hat nur noch die entfärbten Flügel dieser lebenden Blumen zu zeigen. Die altberühmte Geigenstadt Cremona wird dem Verfertiger der besten Geige eine goldene Ehrenkette widmen und Meister Taddeo Ferrari, an der Spitze der Geigenmacherzunft stehend, will die Auszeichnung noch erhöhen, indem er dem Sieger sein liebreizendes Töchterchen Giannina zum Weibe bestimmt. Er geht dabei von der Voraussetzung aus, daß einer seiner beiden Gesellen — entweder Filippo, ein geschickter, edelherziger, aber häßlicher und mißgestalteter Jüngling, oder Sandro, der von der Natur bevorzugtere — den Preis erringen werde. Beide sind ihm gleichmäßig werth, Giannina jedoch liebt Sandro. Nachdem sie durch den Ton von Filippos Geige bis zu Thränen gerührt worden ist, sagt sie diesem, der sie aus tiefstem Herzen liebt, daß sie seinem Kameraden einzig und allein und selbst dann gehören wolle, wenn die Preisrichter für einen Anderen entscheiden sollten. Die Seelengröße Filippos bekundet sich in seiner Entsagung. Seine siegesgewisse Geige in den Kasten Sandros legend, gibt er dem Nichtsahnenden beide Instrumente zur Beförderung vor die Richter, da er sich in seiner Mißgestalt nicht den Blicken der Menge aussetzen wolle. Sandro tauscht unterwegs die Geigen aus, Filippo erhält natürlich die Kette zugesprochen, Sandro bekennt ihm seine Schuld, worauf Filippo erst ihm gegenüber und dann vor der versammelten Zunft auf Gianninas Hand Verzicht leistet, um lediglich der Kunst zu leben. In rührenden Worten nimmt er Abschied von der Geliebten:

Et suivi du regard comme les hirondelles,
Je ne demande pas de souvenirs fidèles.
Si quelque corde, ainsi qu'il arrive parfois,
Avec un son plaintif se brise entre les doigts,
Songez tous deux, songez qu'en cet adieu suprême,
Je sens mon pauvre coeur qui se brise de même!...
Je sais, mes bons amis, que vous n'y pouvez rien....
Mais n'oubliez jamais que je vous amais bien.

Man erkennt leicht, daß das Drama einen falschen Schluß hat, indem Sandro, der nach unseren modernen Begriffen ein Lump ist, wie ein Tugendhafter belohnt wird, vorausgesetzt, daß man die Verbindung mit der herzlich unbedeutenden Giannina als eine Belohnung betrachtet. Und um so weniger ist die Erfolglosigkeit der Liebe Filippos verständlich, wenn er, wie der Bucklige des Herrn Kahle, ein derart anziehendes wie intelligentes Gesicht zeigt, daß man des Höckers nur gedenkt, wenn eine der handelnden Personen unzart genug ist, davon zu sprechen, was freilich nicht selten geschieht. — Im Uebrigen schien das Drama dem Publicum sehr zu gefallen, wenigstens nach der großen Zahl an die Augen geführter Taschentücher und dem mehrfachen Hervorrufe zu schließen, mit welchem die Mitwirkenden und in erster Linie Herr Kahle bedacht wurden, der seine Rolle sehr wirksam, wenn auch nicht frei von Uebertreibungen sprach und spielte.

Der Verfasser der zweiten Neuigkeit, „Des Königs Schwert“, ist Regisseur des Hamburger Thaliatheaters und sein Stück verräth nach mehr als einer Richtung den Beruf seines Autors. Lediglich auf den Bühneneffect hin gearbeitet, würde es auf dem Felde der dramatischen Production einen Begriff darstellen, für welchen man auf musikalischem Gebiete die klassisch gewordene Bezeichnung „Kapellmeistermusik“ erfunden hat. Gelegentlich dieses Vergleichs würde ich übrigens in Uebereinstimmung mit anderen Kritikern einem Operettencomponisten ernsthaft rathen, sich mit unserem Verfasser wegen der Umwandlung des Lustspiels in einen Operntext zu besprechen. Das Lustspiel trägt alle Momente in sich, welche in einem Operettentext sicherlich mit Erfolg zu verwerthen sind. So ließe sich z. B. gleich im Beginn der ersten Scene ein Frauenchor anbringen, und nahezu jeder der folgenden Auftritte bietet Motive, die sich zu musikalischer Behandlung eignen: Trink- und Liebeslieder, Soldaten- und Verschwörerchöre, Sarabanden, Märsche und wie alle die Dinge heißen mögen, mit denen Offenbach, Lecoq, Strauß und deren Nachahmer stets ihre größten Wirkungen erzielt haben. Außerdem gestattet der geschichtliche Untergrund, auf welchem das Ganze sich aufbaut, den erforderlichen Aufwand von Costümen und Decorationen, ein für den Operettencomponisten gleichfalls nicht zu unterschätzendes Hülfsmittel. Dieser operettenhafte Charakter des Stückes bezeichnet gleichzeitig seinen relativ geringen Werth als dramatisches Kunstwerk. Die Handlung schreitet einmal zu langsam, dann wieder überstürzt vorwärts, auf die Charakteristik der einzelnen Personen ist wenig Sorgfalt verwandt und vor Allem ist die Handlung als solche, entkleidet man sie ihres Beiwerks, von allzugroßer Anspruchslosigkeit. Ein Edelmann, der von König Heinrich IV. von Frankreich ein Schwert erhalten hat, das die Inschrift trägt „des Königs Schwert“, schleicht sich in eine der katholischen Liga ergebene Stadt, wird gefangen und soll erschossen werden, wird aber auf Grund der Inschrift seines ihm eben abgenommenen Schwertes für den König Heinrich IV. selbst ge-

Digitized by Google

halten. Es bedarf all' der Beschränktheit des edlen Gouverneurs und seiner guten Bürger, daß der Irrthum nicht sofort aufgeklärt wird, zu dessen Fortsetzung ein gelegentliches „Ventre saint gris!“, die Lieblingsredensart Heinrichs IV., noch eine besonders gute Veranlassung bietet. — Im ersten Act läßt sich die Geschichte ganz lustig an, sie versetzt den Zuschauer sogar in eine gewisse Spannung, dann jedoch erweitert sich die Dummheit des Gouverneurs und seines Anhangs zu solchen Dimensionen, daß man deren Aeußerungen — wenigstens im Lustspiel — beim besten Willen nicht mehr ergötzlich finden kann. Glücklicherweise hat Herr Bittong in der aristokratisch-gespreizten Royalistin Isidore de Valbonais und dem großsprecherischen, stets schwurbereiten Hasenfuß Joliette zwei sehr wirksame Figuren hingestellt und wenn dieselben überall so vortrefflich gespielt werden, wie hier durch Frau Frieb-Blumauer und Herrn Hiltl, und wenn auch die anderen Rollen so gute Vertreter finden, wie z. B. der Gouverneur in Herrn Klein, so wird das Stück in den meisten Fällen zwar die Kritik nicht für sich, aber das lediglich lachlustige Publicum auf seiner Seite haben — und das bedeutet immerhin nicht wenig.

Julius Hagen.

Notizen.

Die Spannung, mit welcher dem Abschluß des blutigen Krieges im Orient entgegengesehen wird, hat unseren inneren Streitigkeiten keinen sonderlichen Abbruch gethan. Der Culturkampf zieht nach wie vor seine langweiligen Kreise. Die neuliche Debatte über den Marpinger Schwindel war nach allgemeinem Eingeständniß eine tiefe Beschämung für den Staat der Intelligenz. Wo solche Dinge noch möglich, solche Mittel der Abwehr nothwendig sind, da ist das stolze Herabsehen auf die abergläubischen lateinischen Racen zum guten Theil windige Eitelkeit. Während gelehrte Professoren von dem alten Ruhm der deutschen Wissenschaft zehren und das populäre Verständniß ihrer Bücher wie ein Kainszeichen der Oberflächlichkeit ängstlich vermeiden, ruht noch tiefes Dunkel auf weiten Schichten des unteren Volkes. Wir sind trotz aller Maigesetze mit dem römischen Clerus noch lange nicht fertig und die Vorkämpfer der Jesuiten haben überall nach wie vor das große Wort. Ob dabei Religion und Moral schließlich den empfindlichsten Schaden erleiden, kümmert die ultramontanen Heißsporne wenig. Hellsehende Katholiken haben den inneren Verfall der Kirche seit langen Jahren beklagt und vergeblich dagegen angekämpft. Selbst Montalembert, um ein interessantes, halbvergessenes Beispiel anzuführen, starb im Frühjahr 1870 nach einem unfruchtbaren Protest gegen die Uebergriffe der Klerisei und die drohende Unfehlbarkeit. Einige Zeit vor seinem Tode hatte er eine Schrift über Spanien und die Freiheit als gedrucktes Manuscript einigen Freunden mitgetheilt, unter Anderem dem vielgenannten früheren Karmelitermönch Hyacinth, welchen er auch zu einem seiner Testamentsexecutoren einsetzte und mit der Veröffentlichung jenes kleinen Buches beauftragte. Später, als Herr Hyacinth Loyson sich verheirathete, entzog ihm Montalembert das Mandat eines Testamentsvollstreckers, schwieg aber über die Publication der verfänglichen Broschüre. Mehrere Jahre darauf erschien sie in fünf aufeinanderfolgenden Lieferungen einer Schweizer Revue in Genf und machte nicht geringes Aufsehen. Im angeblichen Auftrage der Familie Montalemberts strengten nunmehr die zur Ordnung seines Nachlasses befugten Personen einen Proceß gegen den Herausgeber der Monatsschrift wegen unerlaubten Abdruckes an und verhinderten wahrscheinlich dadurch die weitere Verbreitung. Freunde schönen Stils und pikanter Lectüre mußten dies um so mehr bedauern, als manche Stellen noch ein actuelles Interesse beanspruchen. Ein clerikales Blatt hatte behauptet, es gebe gar keine christliche Regierung mehr und über Spanien, Frankreich und England zugleich den Stab gebrochen. Montalembert geräth darüber in einen hochberedten Zorn und hält den Sophisten, die in der berufenen Isabella II. das Muster eines christlichen Ideals erblickten, das leuchtende Beispiel der Königin Victoria entgegen, deren Krone während der dreißig Jahre ihrer Regierung von keinem Athem der Verleumdung jemals berührt wurde, die stets im Einklang mit der Nation regiert und, im Gegensatz zu jener abscheulichen spanischen Frau, niemals einen Günstling in ihren Rath berufen, oder an die Spitze ihrer Armee gestellt habe. Diese Anerkennung einer protestantischen Regentin in den hinterlassenen Papieren des katholischen Romantikers ist sicherlich ein werthvolles Zeugniß von Unbefangenheit und Charakter. Hat doch auch der günstige Eindruck, welchen die ersten Verfügungen Pius IX. wegen der Leichenfeier Victor Emanuels hervorgebracht, einmal wieder gezeigt, wie leicht es der Curie wäre, die ihr feindlichen Geister zu versöhnen, wollte sie halbwegs entgegenkommen und Prätentionen aufgeben, die ihr selbst den schwersten Nachtheil bereiten und zu dem unwiderbringlichen Verlust der weltlichen Herrschaft die Gefährdung der geistigen, nämlich des Einflusses auf die Gemüther hinzufügen. Unberechenbar ist die Einbuße, welche der Glaube an eine höhere Weltordnung und die bürgerliche Sitte durch Vorgänge wie die in Lourdes und Marpingen auf die Dauer erleiden müssen. Man möchte darüber kein weiteres Wort verlieren. Die Welt lebt von Formeln, ob sie nun von irgend einer Geistlichkeit patronirt werden, oder in diplomatischen Actenstücken ihr unheimliches Wesen treiben. Man ärgert sich über Geistererscheinungen, mit welchen gewissenlose Schwarzröcke die leichtgläubige Menge bethören. Aber um kein Haar verdienstvoller ist das Gerede von Humanität und Civilisation, durch welches russische Liebedienerei das orientalische Gemetzel beschönigen möchte. Daß wir in Deutschland zusehen und gewähren lassen müssen, erklärt sich durch unsere Zwangslage. Aber in den Chor des heuchlerischen Lobgesangs einzustimmen, sollte man denjenigen überlassen, die dafür bekannte, zum Theil bedenkliche, jedenfalls von Mannesmuth und festem politischen Sinn weit abgelegene Gründe haben.

* * *

Die Geschichte des Pferdes. Von Marian, Graf von Hutten-Czayski.

Eine Geschichte des Pferdes ist vom allgemeinsten Interesse. Die Dienstbarmachung des Rosses für die Lebenszwecke des Menschen in Krieg und Frieden muß als eine der folgereichsten Errungenschaften der Culturentwickelung betrachtet werden, und es gewährt hohen Reiz, der Einwirkung jenes mächtigen Culturelementes auf den Gang der menschlichen Geschichte wie der merkwürdigen Wechselwirkung zwischen dem Manne und seinem edelsten Hausthiere an der Hand eines unterrichteten und geistvollen Führers zu folgen. Ein solcher Führer ist Graf Marian von Hutten. Sein umfassendes, mehr als 700 Seiten starkes Werk ist ursprünglich in polnischer Sprache geschrieben, nach dem Tode des Autors aber hat es Graf Bogdan von Hutten-Czayski, Lieutenant im 2. Garde-Dragoner-Regiment, in deutscher Sprache herausgegeben und dadurch unsere hippische Literatur in schätzenswerther Weise bereichert.*) Das Buch ist ohne wissenschaftlichen Apparat erschienen, doch man bemerkt sehr wohl, daß ein solcher keineswegs gefehlt hat; man hat das Gerüst nur vollständig abgebrochen, nachdem das Haus vollendet war. An manchen Stellen wäre es freilich dem Leser doch lieb, einen, wenn auch noch so kurzen Quellenhinweis zu erhalten. Die Schreibweise ist lebendig, elegant, offenbar mehr für den Sportsmann als für den Bücherwurm berechnet. In zehn Abschnitten wird die Geschichte des Pferdes von der Urzeit bis zur Gegenwart behandelt. Mehr als die Hälfte des Buches ist der hippischen Geschichte der drei letzten Jahrhunderte und insbesondere der der slavischen Länder gewidmet. Gerade dieser Theil des Werkes verdient besondere Anerkennung; denn über die Pferde der antiken Völker wie über Roß und Reiter im Leben unseres eigenen Volkes besitzen wir mehrere eingehende deutsche Arbeiten neueren Datums; die französische und englische Literatur sind reich an Arbeiten über das Pferd in den westländischen wie in den eigentlich orientalischen Gebieten; dagegen mangelte uns bisher eine so klare, reichbelebte Darstellung der hippischen Verhältnisse Osteuropas, wie sie Graf Hutten gibt. Die Race- und Zuchtangelegenheiten, die volkswirthschaftlichen Beziehungen, die Reflexe in Sitte, Aberglaube und Poesie — Alles kommt zum Ausdruck, und kein Freund des edlen Rosses wird das Buch aus der Hand legen, ohne belehrt und erfreut zu sein.

M. J.

*) Uebersetzt von Ludwig Koenigk. Als Manuscript gedruckt Berlin 1876, Druck von Gebrüder Grunert.

Digitized by Google

Inserate.

Rechtswissenschaftliche

Arbeiten gediegen und preiswerth. Aufträge sub **G. R. 992** befördert **Haasenstein & Vogler Berlin S. W.**

Verlag von **Alfred Weile** in Berlin.

Nordische Eichen.

Meiner Heimath Chronik in Dichtungen von

Wilhelm Röseler.

gr. 8. Eleg. broch. Preis 5 *M.* Prachtband 7 *M.*

„Mit einer Art Theodor Körnerischen Begeisterung hat **der Dichter Wilhelm Röseler** die weltberühmten Conflicte der alten Holsten und Dithmarschen in diesem Werke poetisch zu gestalten verstanden. Seine Vorgänger, die den nämlichen Stoff nur einer oberflächlichen und flüchtigen Behandlung, vorwiegend in lyrischer Stimmung, widmeten, übertrifft der Dichter durch **eine satirisch-dämonische Gewalt** und durch das Hindrängen und Steigen zum Drama in der epischen Schilderung der Ereignisse. **Perlen** in dem Buche sind das dramatische Fragment **„Erich und Abel"**, ferner die farbenprächtigen, großartigen Kriegsbilder: **„Die Schlacht bei Bornhöved"**, **„Die Schlacht bei Hemmingstedt"**, **„Oldenwörden"** u. s. w. — Als eine wahre Apologie des in den Dichtungen verherrlichten Geistes erscheinen, wie **Avé-Lallemant** schreibt, das **„Marsengebet"** und **„Der Marsenmutter Wiegenlied"**.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Lieder und Gesänge

von

E. v. Wildenbruch.

15¾ Bogen kl. 8. sehr eleg. auf Velinpapier mit Ornament-Vignetten und Fleurons. Preis brochirt 3 *M.*, gebunden mit Goldschnitt 4 *M.* 50 *Pf.*

Bei uns erschien:

Die sociale Frage

und ihre Lösung

von

Heinrich Averbeck.

Inhalt:

Einleitung. Unsere Zeit und die sociale Frage.

Die Entwicklung der Menschheit zur Freiheit. Wesen und Begriff der Freiheit. — Die sociale Frage und die französische Revolution. — Die politische Freiheit. — Die Herrschaft des Kapitals.

Die Entwicklung der Menschheit zur Gleichheit. Die soziale Frage der Gegenwart im deutschen Volke. — Die Widersprüche im Leben des deutschen Volkes in politischer und volkswirthschaftlicher Beziehung und der Liberalismus unserer Tage. — Unsere Gegenwart und nächste Zukunft.

Die Lösung der socialen Frage oder die Entwicklung der Menschheit zur Freiheit und Gleichheit. Das Princip der Unfreiheit und der Staatsbegriff. — Der Lohn der kapitallosen Arbeit und dessen Höhe. — Die Lösung der socialen Frage.

Preis: Elegant geheftet 2 *M.* 50 *Pf.*

Bremen.

C. Schünemann's Verlag.

Verlag von **Karl J. Trübner** in Straßburg.

Soeben erschienen:

Naturwissenschaftliche Elementarbücher

für den ersten Unterricht in Elementar-, Mittel-, Real- und Töchterschulen.

1) **Chemie** von **H. E. Roscoe.** Deutsche Ausgabe bearbeitet von **F. Rose,** Professor der Chemie an der Universität Straßburg. Mit Abbildungen. Zweite verbesserte mit einem Anhang von Fragen und Aufgaben vermehrte Auflage. geb. 80 *Pf.*

2) **Physik** von **B. Stewart.** Deutsche Ausgabe besorgt von **E. Warburg,** Professor an der Universität Freiburg. Mit Abbild. Zweite Auflage. geb. 80 *Pf.*

3) **Physicalische Geographie** von **A. Geikie.** Deutsche Ausgabe bearbeitet von **Oscar Schmidt,** Professor an der Universität Straßburg. Mit Abbild. geb. 80 *Pf.*

4) **Geologie** von **A. Geikie.** Deutsche Ausgabe bearbeitet von **Oscar Schmidt,** Professor an der Universität Straßburg. Mit Abbildungen. geb. 80 *Pf.*

5) **Astronomie** von **N. Lockyer.** Deutsche Ausgabe besorgt von **A. Winnecke,** Professor der Astronomie an der Universität Straßburg. Mit Abbild. geb. 80 *Pf.*

Weitere Bändchen — Zoologie von **Prof. Oscar Schmidt, Botanik** von **Prof. de Bary — sind in Vorbereitung.**

In dieser von bedeutenden Gelehrten verfaßten Schulbücher-Serie ist zum ersten Male die Wissenschaft durch ihre besten Vertreter dem Elementar-Unterricht direct dienstbar gemacht. Die hierdurch erzielten Vorzüge allen bisherigen systematischen, schwer zu bewältigenden Uebersichten gegenüber sind: **eminent klare und faßliche Darstellung der Hauptwahrheiten der betreffenden Wissenschaften, Ausscheidung alles Unwesentlichen, Anleitung der Jugend zum Beobachten und zum Nachdenken über die alltäglichen Erscheinungen der Natur.** Schon jetzt ist dem Unternehmen die allseitigste Anerkennung sowohl in Kritiken, wie durch Einführung in Schulen zu Theil geworden.

Die Gegenwart Nr. 48 (1877) spricht sich über dasselbe folgendermaßen aus: „Ein wahres Muster einer solchen populären Behandlung der Naturwissenschaften liegt uns in den von den englischen Professoren Hazley, Roscoe und Stewart herausgegebenen **Naturwissenschaftlichen Elementarbüchern** vor. Drei wissenschaftliche Capacitäten überwachen hier die Popularisirung der Wissenschaft und sorgen dafür, daß die geistige Speise, welche der heranwachsenden Generation dargereicht wird, auch wirklich verdaulich ist. Geist, Kenntnisse und Menschenfreundlichkeit mußten sich mit einander verbinden, um uns den Beweis zu liefern, daß eine solche Behandlung der Wissenschaft nicht blos möglich, sondern auch praktisch durchführbar ist. Diese Elementarbücher sollten in keiner Volksbibliothek fehlen."

Vom königl. baier. Staatsministerium des Innern, vom großherz. hessischen Ministerium des Innern, vom großherz. badischen Ober-Schulrath und **von Sr. Excellenz dem Oberpräsidenten von Elsaß-Lothringen** sind bereits amtliche Empfehlungen der Naturwissenschaftlichen Elementarbücher erfolgt.

Durch alle Buchhandlungen, sowie auf directe Bestellung auch von der Verlagshandlung zu beziehen.

Karl J. Trübner,
Verlagsbuchhändler zu Straßburg i. E.

Soeben erschien mein 78r **Lager-Katalog:**

Die deutsche Literatur.

A. Die deutsche Literatur, ihre Geschichte u. Verbreitung, Encyclopädien, Methodologie etc. B. Wörterbücher, Grammatiken etc. C. Pädagogik u. Schulwesen. D. Volksbücher, Sagen, Mundarten, Sprichwörter etc. E. Die ältere deutsche Literatur. F. Die neuere deutsche Literatur. G. Uebersetzungen ins Deutsche. H. Jugendschriften. J. Nachträge.

Der Katalog umfasst 5770 Nummern und ist zu beziehen.

J. M. Heberle (H. Lempertz' Söhne)
in **Köln.**

Für akademisch gebildete Leser!

In 8 Wochen 3 starke Auflagen!

Die Zwillinge.

Humoreske

von

Ernst Eckstein.

Mit 8 Illustrationen von **E. Eckhardt.**
Dritte Auflage. Preis 1 *M.*
Leipzig, Verlag von Richard Eckstein.

Un Parisien d'une éducation soignée, sachant à fond l'Allemand et l'Anglais, **désire donner des leçons de Français** et se charge de traductions et autres travaux analogues. On prend des renseignements auprès de Mr. **Schnatter,** directeur du Collège français **Dorotheenstr. 41. 4—5 après midi.**

Verlag von **August Hirschwald** in Berlin.

Soeben erschien:

Ueber die

akademische

Freiheit der deutschen Universitäten.

Rectorats-Rede

am 15. October 1877 gehalten von

Dr. H. Helmholtz.

1878. gr. 8. Preis: 80 *Pf.*

Verlag von **Joh. Fr. Hartknoch** in Leipzig.

Die Gespenster von Varzin.

Groteskes Nachtstück

von

Ernst Eckstein.

Mit Titelbild von Hans Kadeder.
Dritte Auflage. Preis 1 *M.*

Ernst Eckstein's

Gymnasialhumoresken in neuen, reich illustrirten Ausgaben.

1) Katheder und Schulbank.

Dreizehnte Auflage. Mit 8 Illustr. 1 *M.*

2) Samuel Heinzerling's Tagebuch.

Achte Auflage. Mit 8 Illustrationen. 1 *M.*

„Eckstein's Schulhumoresken sind wahre Kleinodien unserer Literatur, denen wir kaum etwas Aehnliches an die Seite zu stellen vermögen."
(**W. Frenzel** in seinem Essay „Ernst Eckstein".)
Leipzig. Verlag von Richard Eckstein.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4.

Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in Berlin.
Druck von **B. G. Teubner** in Leipzig.

Expedition, Berlin N.W., Luisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 5. Berlin, den 2. Februar 1878. Band XIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Socialismus, Socialdemokratie, Socialpolitik. Von Ernst von Eynern. — **Literatur und Kunst:** Maiglöckchen. Les chercheuses de Muguets. Von André Theuriet. Deutsch von Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almásy. — Theodor Creizenach. Von Karl Bartsch. — Hölderlin, Hegel und Schelling. Von Adolf Rapp. — Qui pro quo. Von Friedrich Meyer von Waldeck. — Das Lachen und seine physiologischen Beziehungen. Von C. M. — **Aus der Hauptstadt:** Opern und Concerte. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Socialismus, Socialdemokratie und Socialpolitik.*)

Von Ernst von Eynern.

Das vorliegende kleine Werk, dessen Inhalt wir in Nachstehendem einer Besprechung unterziehen, um daran unsere eigenen Anschauungen über die Bestrebungen der socialpolitischen Reformpartei zu knüpfen, verdankt seine Entstehung einer Polemik des Herrn Prof. Ad. Wagner in Berlin**) gegen den Verfasser desselben, Herrn Prof. Ad. Held in Bonn. Beide Herren sind Mitglieder des socialpolitischen Vereins, vulgo Kathedersocialisten, und gehören zu den eifrigsten Beförderern desselben. Dieser Verein soll seine Bestrebungen, wie Herr Wagner ausführt, dahin richten (und er hat das auch unseres Erachtens bis jetzt gethan): die großen leitenden Principien der Volkswirthschaft und Socialpolitik zu discutiren und in wissenschaftlicher Weise Ziele für die Gesetzgebung zu geben. Die gemeinsamen Grundanschauungen der Vereinsmitglieder lassen sich dahin bestimmen, daß sie die socialdemokratische Bewegung als eine Erscheinung ansehen, welche ihre Grundursache in thatsächlich vorhandenen wirthschaftlichen und sittlichen Nothzuständen hat, und daß sie durch die Gesetzgebung und durch die freiwillige Mitbeihülfe der Arbeitgeber diese Nothzustände beseitigen und dadurch den revolutionären Zielpunkten der socialdemokratischen Parteihäupter einen starken Damm entgegensetzen wollen.

Das erste Auftreten dieser Partei geschah in etwas staubaufwirbelnder Weise. Es war die Zeit der Gründungen und der Börsenequipagen mit Gummirädern. Die industrielle Thätigkeit erschien als unfehlbar geeignet, jeden mit etwas weitem Gewissen versehenen, im Uebrigen noch so unfähigen Mann auf die Sonnenhöhe des Goldreichthums zu erheben. Das Loos der Arbeiter erschien dagegen als unbeschreiblich kläglich. Sie, die in tiefen Erdschächten und in engen Fabrikräumen in harter Arbeit das gleißende Gold zu Tage förderten, erschienen ausgestoßen für immer aus den Reihen der Genießenden. Die Schlagwörter von sklavenhaltenden Schlotjunkern, von gemeinegoistischen Ausbeutern armer, sich zur Arbeit verkaufen müssender Proletarier, gewannen über den Kreis der socialdemokratischen Agitation hinaus warmherzige Verbreiter. Der erste Aufruf zur Bildung des Vereins bezeichnete diese Auffassung, indem er sich, gegenüber den Männern des laisser faire et passer Systems, an diejenigen wandte, welche „Interesse und sittliches Pathos für die sociale Frage" besäßen. Die vorher und nachher erschienenen Schriften thätiger Vereinsmitglieder waren mit starken Kraftausdrücken gegen die „das Mark des Volkes aussaugenden Kapitalherrscher" gespickt. Es war nur menschlich, daß gleich harte Worte zurückerschallten, so daß es den Anschein gewann, in dem wissenschaftlich und praktisch denkenden Theil der Nation seien unversöhnliche Gegensätze in Bezug auf die Beurtheilung unserer socialen Zustände vorhanden.

Wenige Jahre haben genügt, um die Gegensätze zur Klärung zu bringen. Herr Ad. Held, einer der besonnensten Häupter des neuen Bundes, der zudem wohl von allen seinen Genossen die meiste Gelegenheit nimmt, seine Anschauungen durch Beziehungen zu den im praktischen Leben stehenden Männern zu läutern, ist für den Durchbruch dieser Stimmung einer der Thätigsten gewesen. Als der Verein daran ging, seinem Programm getreu leitende Grundsätze für socialpolitische Gesetze auszusprechen, mußten zudem alle theoretisch umwälzenden Gelüste von selbst verfliegen. Von allgemeinen Principien, deren langathmige Berathung die Wirksamkeit des Vereins ebenso unfruchtbar für die Nation gemacht haben würde, wie s. Z. die Berathung über die Grundrechte die Thätigkeit des Frankfurter Parlaments unfruchtbar machte, ging der Verein zur Besprechung praktischer Specialfragen über. Das erste würde ihn auf den Kreis weniger, von theoretischen Idealen erfüllter Schwärmer beschränkt haben; das letzte warf ihn in das pulsirende Leben der Nation, d. h. dahin, wo die socialpolitischen Fragen der Gegenwart ihre Anregung und ihre Lösung finden. Es war nur eine naturgemäße Entwickelung dieser Thätigkeit, daß sie bald in einem versöhnlichen Schritt sich anschloß an den „volkswirthschaftlichen Congreß", d. h. an diejenige Richtung, welche ihre praktische Kenntniß der wirthschaftlichen Zustände schon seit lange in energischer Mitwirkung an den Arbeiten des nationalen Staates verwerthet hatte.

Demnach tagen die beiderseitigen Vereinsmitglieder gemeinsam auf gemeinsamen Congressen. In deutscher Beharrlichkeit und als Nachklang des früheren Donnergerolls, bleiben die Vereine aber wie feindlich getrennt bestehen, obschon es nicht mehr bestritten werden kann, daß die frohe gemeinsame Arbeit in Behandlung concreter Fragen viele Freundschaft in den gegnerischen Lagern hervorgerufen und mancherlei Gegnerschaft unter den engeren Vereinsgenossen geweckt hat.

Von dieser letzteren Thatsache legt Herr Ad. Wagner offenes Zeugniß ab. Aber können denn gemeinsame An-

*) Von Ad. Held. Leipzig 1878, Verlag von Duncker & Humblot.

**) Die Communalsteuerfrage. Mit einem Nachwort: Der Verein für Socialpolitik. Von Ad. Wagner. Leipzig und Heidelberg 1878, C. F. Winter'sche Verlagshandlung.

Digitized by Google

schauungen über praktische Fragen des Lebens überhaupt erzielt werden, ohne lebhaftes Hervortreten gegensätzlicher Ansichten? Fragen wie diejenigen, welche in den Schriften und auf den Congressen der Socialpolitiker behandelt worden sind: über das Actienwesen, Fabrikgesetzgebung, Einigungsämter und Schiedsämter, über Alters- und Pensionskassen, Arbeitervertragsbruch, Betheiligung der Arbeiter am Gewinn, über Einkommen- und Communalsteuern, Lehrlingswesen und Enquêten über sociale Verhältnisse, über Luxussteuern und über Bankacte, können kaum in zwei Köpfen sofort eine einzige abschließende Ansicht finden; wie viel weniger in einem großen Kreis, aus dem jeder Einzelne eine andere Umschau im Leben gehalten, einen getrennten Studiengang zur Erforschung des Richtigen durchgemacht hat. Unvermeidlich geht lebhafter Meinungsaustausch, der bei streitbaren Geistern sehr leicht die Form erbitterten Kampfes annimmt, der Erzielung geeinigter Ansichten vorher und diese Ansichten lassen sich nur auf Grund von Compromissen in Formeln unterbringen, vor denen sich dann die deutsche „Charakterfestigkeit" der Linken mit tobendem Groll abwendet, denn sie verbergen, wie Herr Wagner meint, das ideale Strebeziel und damit — die Wahrheit, der man nacheifern soll.

Ein solcher Groll beseelt das Herz Wagners gegen Held. Held theilt, wie er ausführt, nicht Schmollers Ansicht über das Unrecht in der Vertheilung des Einkommens und Vermögens, nicht Brentanos Schwärmerei für Gewerkvereine, kann sich mit von der Goltz' Ausgangspunkt von specifisch christlichen und kirchlichen Anschauungen nicht befreunden, differirt mit Nasse in der Eisenbahnfrage, mit von Scheel in Bezug auf seine Motivirung der Erbschaftsabgaben. Trotzdem kann er mit allen diesen Männern, die ebenso unter sich in Einzelfragen differiren werden, an die gemeinsame Arbeit gehen, weil er sich mit ihnen durch die Ueberzeugung von der Nothwendigkeit positiver socialer Reformen und durch die Gemeinsamkeit vieler einzelnen praktischen Zwecke verbunden weiß. Und so ist es recht! Wer die vielfachen, auf den Vereinscongressen behandelten Fragen kennt und daneben weiß, mit welcher Gründlichkeit jede einzelne Frage vorbereitet war, welch' ausgezeichnetes Material den Referaten über dieselben zu Grunde lag und den Theilnehmern zugänglich gemacht wurde, der wird das Streben dieser Männer, unter denen wir Herrn Ad. Wagner nicht missen möchten, dankbar anerkennen und nicht den *ersten* mißverständlichen Anlauf *fortgesetzt* zur Grundlage der Beurtheilung dieses Strebens machen dürfen.

Von Seiten des „Vereins für Socialpolitik" ist der erste Schritt bei den Männern des „Volkswirthschaftlichen Congresses" zur Vereinigung gethan worden gegen Herrn Wagners Ansicht, der als Folge davon eine ernstliche sociale Behandlung der ökonomischen Probleme für unmöglich hält. Durch diese Vereinigung ist aber der Schwerpunkt in die Debatte, in den Austausch der Ansichten auf Grund der aufgestellten Thesen, nicht in die Abstimmung über diese Thesen gelegt. Es ist ja mit der Abstimmung bei solchen gegen ein Eintrittsgeld Jedermann zugänglichen Congressen ein höchst nichtiges Ding. Auf dem volkswirthschaftlichen Congreß sowohl als letzthin auf der Versammlung des socialpolitischen Vereins in Berlin versuchte die Schutzzöllnerpartei Thesen ihrer Richtung zur Annahme zu bringen. Was hätte sie damit erreicht? Diese Congresse erhalten Bedeutung nur durch den Gedankenaustausch und Belehrung über Staats- und volkswirthschaftliche Fragen, durch das „Stoffhäufen" an historischem und statistischem Material. Durch Ueberrumpelung fertig gebrachte Thesen haben nur als gelegentliche Redefloskeln unfruchtbare Bedeutung für den siegenden Eindringling; anderweitige von den ordentlichen Mitgliedern der Vereine gefaßte Thesen nur dann, wenn sie die stattgefundene Klärung der Ansichten der übergroßen Mehrheit beweisen.

Mit dieser, der Bedeutung einer beschließenden parlamentarischen Versammlung gegenüber allerdings sehr untergeordneten Stellung des socialpolitischen Vereins, scheint sich Herr Ad. Wagner nicht zufrieden geben zu können. Sein Mißvergnügen gegen Held wurzelt im Grunde nur darin. Die objective Stellung Helds ist Wagners Naturell nicht angepaßt. Er will Principien, will „Grundrechte" als einen Rocher de bronze für die kommende Gesetzgebung hinstellen. Wessen Flinte nicht ohne Augenzucken fest auf dieses Ziel gerichtet ist und gerichtet bleibt, soll als Feind des Bundes behandelt und mit Kanonen niedergeschossen werden.

Es ist die nicht am wenigsten interessante Stelle in Helds Gegenschrift, wo er aus Wagners eigenem Entwickelungsgang den Beweis führt, daß dieser selbst in seinen Principien nicht immer consequent hat bleiben können, eine bei thatkräftigen Naturen nicht so ungewöhnliche Erscheinung. Das Bedeutsame zur Beurtheilung von Helds Stellung zum Verein ist aber seine Vertheidigung gegen den Vorwurf, er besitze eine verwerfliche Neigung zur „Vertuschung der Gegensätze".

Der Vorwurf ist nichts Anderes als die alte, schon so oft und neuerdings wieder von den Heißspornen der Fortschrittspartei gegen die Nationalliberalen in Scene gesetzte Verbissenheit der „Ganzen gegen die Halben". Wir wollen Herrn Ad. Wagner dafür dankbar sein, verdanken wir ihm doch dadurch die offene Erklärung Helds, daß er und seine Freunde auch für eine gedeihliche Wirksamkeit auf socialpolitischem Gebiet die Nothwendigkeit einer Mittelpartei anerkennen.

Die Ganzen gegen die Halben! „Wir haben," schreibt Held gegenüber diesen Vorwürfen, „keinen Grund, uns vor radicalem Selbstbewußtsein bescheiden zu beugen. Was hat die Wissenschaft und zugleich das Völkerglück mehr gefördert: begeisterter Elan oder disciplinirte Energie? Ist es denn Schwäche, seine Kraft weise zu mäßigen und Stärke, plötzlich auftauchendem Gedankenschwung unbesonnen freien Lauf zu lassen? Sind, weil es radicale Märtyrer gegeben hat, alle Radicalen wahre Helden? Wahrlich, angesichts der Negation der Socialdemokraten ist es Zeit, auf den Ruhm radicaler Consequenz zu verzichten, wenn man überhaupt Positives schaffen will."

Dieses positive Schaffen wird nun naturgemäß mit um so größerem Eifer in's Werk gesetzt werden, als die Ansicht von der der Gesellschaft aus der socialdemokratischen Bewegung drohenden Gefahr den Mitthätigen dringend erscheint. Herrn Wagners Ansichten darüber sind erstaunlich weitreichend. Für ihn ist die sociale Frage die „schwerste und ernsteste Frage des Jahrhunderts" und er sieht mit einem Gefühl von Angst die Haltung der besitzenden Klassen dem gegenüber an. Aber auch Herr Held hat darin weitergehende Anschauungen als wir und als vielleicht mit uns Viele, die den Orten und den Personen der Bewegung näher wohnen als er. Wir gehen allerdings auch nicht mit „leichtem Achselzucken über die unbequeme Thatsache des stets neuen Auftauchens dieser Ideen" hinweg, aber diese Ideen sind für uns nicht, wie für Herrn Held, eine „constante Einrichtung gegenüber ihren Vorläufern aus der Zeit der Bauernkriege und der Wiedertäufer" geworden. Wir stehen der Bewegung ohne Sorge für die Zukunft unseres Vaterlandes gegenüber. Wir sagen, es ist noch niemals zu keiner Zeit und unter keinem Volk eine andere Erscheinung als Folge der wenig vorbereiteten Einführung radicaler Freiheitsforderungen hervorgetreten, als zunächst ein Mißbrauch dieser Freiheit in weiten Kreisen. Held hebt selbst hervor, daß dem englischen Chartismus weder das ausgebildete extrem socialistische Programm unserer deutschen Socialdemokratie, noch seine politischen Tendenzen und seine materialistischen Endzwecke gefehlt haben, daß er weit turbulenter, weit leidenschaftlicher und weitere Volksschichten umfassend gewesen sei als der deutsche, und daß er trotzdem klanglos zum Orkus hinabgesunken sei. Das hat in England, selbst ohne Gewährung der radicalen politischen Forderungen, die liberale Vereins- und Genossenschaftsgesetzgebung fertig gebracht. Wir haben die radicalen Forderungen des allgemeinen Wahlrechts, der ungehinderten Preß-, Coalitions-, Versammlungsfreiheit erfüllt. Sie haben uns gesichert vor turbulenten und

Digitized by Google

leidenschaftlichen Ausschreitungen, haben aber andererseits den Demagogen die vorläufige Beeinflussung der Massen, die sich von den neuen Freiheiten goldene Berge für jeden Einzelnen versprachen, gestattet. Die radicalen Umsturzideen aller bestehenden gesellschaftlichen Zustände gewinnen damit für theoretische Erörterungen ein leichteres und ausgedehnteres Feld, und die in ihrer Wirkung nur allmählich heranreifende socialpolitische Gesetzgebung erleidet systematische Bekämpfung durch Diejenigen, zu deren Heil sie erlassen wird. Wir können aber, durch den Ausschluß der Gefahr vor Ausschreitungen, um so ruhiger, consequenter und durchdachter mit dieser Gesetzgebung vorgehen, in der damit um so sicherern Aussicht, das revolutionäre Feuer nicht nur zu ersticken, sondern auszulöschen und die utopistischen Zukunftsbilder gänzlich zu verwischen. So bedauern wir z. B. nicht mit Herrn Held, daß dem Hülfskassengesetz die wichtigen Invalidenkassen derzeit noch fehlen. Wenn irgendwo, so hat auf diesem Gebiet die Wissenschaft noch Erfahrungen zu sammeln. Solange solche Kassen noch der sicheren statistischen und mathematischen Grundlage entbehren und deshalb keine zuverlässigen Berechnungen aufgestellt werden können, welche Beiträge erhoben werden müssen, um daraus die dereinst für ganz genau bestimmte Pensionszahlungen erforderlichen Mittel anzusammeln, solange die Form noch nicht gefunden ist, welche dem Arbeiter zusichert, daß er mit jedem Wechsel der Arbeitsstelle nicht um die Früchte seiner Ersparnisse gebracht wird, solange ist es besser, kein Gesetz zu machen, als ein solches, welches den Bankerott dieser Kassen und in diesem Fall eine nicht zu beschreibende Steigerung der Unzufriedenheit ermöglichen könnte. Wir sind in unserer Einschränkung des überspannten Idealismus, der das Uebergewicht der starken über die schwachen Individuen zur Folge hatte, so weit gegangen, wie es die Wirkung, welche Allen vor Augen lag, erforderte. Verspätet wohl, aber nicht zaghaft, wie Herr Held meint, sind wir durch unsere Fabrik- und Associationsgesetze und in den Forderungen der öffentlichen Gesundheitspflege vorgegangen. Schon jetzt hat der Segen unserer politischen und socialen Gesetzgebung erreicht, daß das allgemeine Wahlrecht so schlecht im Sinne der revoltutionswüthigen Demagogen wirkt, daß diese es als nicht genügend erklären und in ihrer unmuthigen Verlegenheit nun eine Vertretung der Arbeiter als einen besonderen Stand fordern. Wir können ohne Hast auf dem betretenen Weg fortschreiten. Die paar Socialdemokraten, welche uns die kommenden Reichstage wahrscheinlich in noch etwas verstärkter Anzahl bringen werden, dürfen uns nicht kümmern. Sind sie doch auch das Heilmittel gegen die unverständigen Fractionszänkereien unserer Mittelklassen. Wir können auch, und diese Erwägung ist nicht zum wenigsten an die Adresse mancher Mitglieder des socialpolitischen Vereins gerichtet, ruhig und objectiv prüfen, ob denn die in allen ihren Gliedern so unlöslich zusammenhängende Gesellschaft nicht verpflichtet ist, den in aufreibender industrieller und Handelsthätigkeit erworbenen und in ihr fortwirkenden Reichthümern der Einzelnen denselben Schutz angedeihen zu lassen wie dem übrigen Besitz. Wenige machen sich klar, welche Unsumme von Intelligenz und Arbeitskraft, welche fortdauernde Arbeit von Generationen dazu gehört hat, unsere Industrie und unsern Handel zu der hohen Stufe zu erheben, die sie jetzt einnehmen. Und Viele übersehen, daß die zu großen Opfer, welche man namentlich der Industrie allein und nicht der von ihrer Blüthe doch mitgenießenden Gesammtheit in der allerhumansten Absicht auferlegen will, gar leicht ihren Ruin und damit die Gefährdung des Gesammtwohls der Nation zur Folge haben kann. Wenn sich Fabrikanten beklagen, daß die in England und Belgien in viel ausgedehnterer Weise als bei uns gestattete Frauen- und Kinderarbeit ihre Concurrenzfähigkeit mit dem Auslande unmöglich mache, so nehmen wir in dieser Frage keinen Anstand, dann lieber die Vernichtung dieser Industriezweige sehen zu wollen, als eine Abänderung unserer Gesetzgebung. Aber solche Klagen weisen darauf hin, daß die Forderungen, welche man an die Großindustrie stellt, nicht immer einseitig von den Industriellen eines Staates gelöst werden können, daß das internationale Fragen sind, daß demnach die „Hartherzigkeit" der Fabrikanten auch in anderen Ursachen seinen Grund haben kann als in der ihm so leichthin vorgeworfenen „inhumanen Ausbeutungssucht". Selbst Herr Held ist hierin nicht ganz frei. Er findet, daß der zufällig durch Erbschaft und Glück erworbene Reichthum nur dann erträglich, ja sittlich völlig gerechtfertigt wird, wenn aus seinen Reihen die führenden Kräfte im Staatsdienst, in Kunst und Wissenschaft hervorgehen. Nicht auch in Handel und Industrie? Der darin ererbte und darin fortwirkende Reichthum verdient gleichen Schutz und gleiche sittliche Anerkennung, da er denn doch auch Einiges zur Größe und zum Ruhm des Vaterlandes beiträgt, vielfach die Blüthe von Kunst und Wissenschaft erst hervorruft und erhält. Oder soll vielleicht der Reichthum, der erworben wird, durch die zufällige Lebensmitgabe eines großen Dichter- und Malertalents, oder, um es crasser darzustellen, durch die zufällige Fähigkeit weniger Individuen länger als andere Menschenkinder sich auf den Zehen tanzend herumzudrehen oder eine Arie reiner und gefühlvoller zu singen, ein besserer sein als derjenige Reichthum, welcher in harter Arbeit und sorgenvollen Stunden, durch richtige Benutzung der Umstände, was die Menge Glück nennt, angesammelt ist? Herr Held führt, um den sittlichen Niederschlag gewisser Kreise zu bezeichnen, an, Steuerdefraudationen würden dort milde beurtheilt. Ueberall gibt es diebische Gesellen und die milde Beurtheilung eines Steuerdefraudanten gegen den eigenen Staat ist auch nur in deren Kreisen heimisch. Man urtheilt über Immoralität in gewerblichen Kreisen und erwähnt gar nicht, daß die Gesetzgebung keinen Handelsartikel mit solchen Schutzparagraphen für den Käufer umgibt, als einen der wichtigsten Handelsartikel der Landwirthschaft, das Pferd, und daß die Gesetzgebung gegen die Verfälschung der Lebensmittel in erster Linie immer wieder die Milch in's Auge fassen muß.

Wir glauben, wenn einmal solche Ansichten, wie wir hier besprochen, eine objectivere und gerechtere Erwägung in den Kreisen der Socialpolitiker gefunden haben werden, daß dann der von ihnen gegründete Verein sich in weiteren Kreisen Freunde erwerben wird. Er wird durch die dann wahrscheinliche vergrößerte Theilnahme aus Handels- und Industriekreisen mehr Plan wie bisher in seine Anregung zur socialen Gesetzgebung bringen können. Der Verfasser des Buches aber, welches wir an die Spitze unserer Abhandlung setzten, wird aus dem, was wir schrieben, hoffentlich neuen Eifer für seine Sache schöpfen und seine näheren Vereinsfreunde zu überzeugen wissen, daß der versöhnliche, ruhige Weg, den er eingeschlagen, derjenige ist, welcher dem Verein und dem Vaterland gleichmäßig dient. Der Ausspruch Dahlmanns: Die Wissenschaft ist nichts ohne das Leben, hat in allererster Linie Geltung für den Verein für Socialpolitik.

Literatur und Kunst.

Maiglöckchen.

Les chercheuses de Muguets.

Von André Theuriet.

Deutsch von

Wilhelmine Gräfin Wickenburg-Almásy.

Die Mutter und ihr Kind nach dem Gehölze gehen,
Die Mutter wacht und lauscht im Rund;
Es läßt die hag're Brust durch seine Lücken sehen
Das grobe Kleid, von Flicken bunt.
Mit bloßem Haupt und Fuß folgt scheu das Kind ihr nach
Und Beide zieh'n umher, gedeckt vom Laubesdach,
Maiglöckchen suchend auf dem Grund.

Digitized by Google

Maiglöckchen zum Verkauf! — Kahl ist's und leer im Hause
Und leer so Schrank und Speicher sind;
In seiner Wieg' aus Rohr blieb in der öden Klause
Nichts als ein weinend Wickelkind.
Die Stadt, die Alles kauft, zahlt diese Blümchen auch.
An's Werk denn! Glöckchen weiß mit Eurem duft'gen Hauch
Füllt ihnen nun den Korb geschwind.

Und durch das nasse Gras und wo Gestrüpp sich breitet
Ziehn sie — den Fuß befleckt von Blut,
Indeß geheimnißvoll durch's Laub die Sonne gleitet,
So ganz wie's ein Verliebter thut,
Der seine Liebste sucht zu später Abendzeit.
Wie blitzt das seid'ne Moos, die Blumen weit und breit! —
Was kümmert sie des Morgens Gluth?

Und weiter bei des Tags stets heißerm Sonnenbrande,
Gekrümmten Rückens geht ihr Gang;
Die Mutter schilt ihr Kind zuweilen, das am Rande
Der Bäche zögert allzulang.
Die Nester sind voll Lust, der Schlag der Flügel schwirrt,
Goldammer, Nachtigall singt und die Taube girrt —
Was kümmert sie der Vögel Sang?

Wenn Dämm'rung hüllt die Stadt, verkaufen sie die Blüthen,
Die sie in Sträußen heimgebracht.
Den Burschen, die geträumt, den Mädchen, die erglühten,
Vom Hauch des Lenzes warm umfacht,
Erbebt im Herzen dann, das erst sich selbst verirrt,
Mit vollem Jubelklang von neuer Lieb' ein Lied,
Beim Hauch der Glöckchen erst erwacht.

Die Greise, die am Flor des Frühlings sich erquicken,
In blauer Ferne Nebelland
Vermeinen sie die Schaar, die frohe, zu erblicken
Der Jugendgeister, Hand in Hand!
Der Denker auch frohlockt, dem sich geoffenbart
Der Schönheit Geist und der in jenen Kelchen zart
Die ew'ge Spur der Gottheit fand.

Den Glöckchen danken All' wohl eine schöne Stunde,
Von Traumesbildern hold umschwebt; —
Die Mutter und ihr Kind geh'n heim, am bleichen Munde
Schwarzbrod, davon die Armuth lebt.
Im Stübchen, wüst und kahl, mit feuchtgefleckter Wand
Dann überzählen sie, mit fieberhafter Hand,
Die Groschen, d'ran der Grünspan klebt.

Dann Beide — ohne daß ein Hoffen als auf Qualen
Und Ekel sich für morgen bot,
Ohn' Angedenken sonst, als das nur in den Malen
Am Fuß, vom Riß der Ranken roth —
Entschlafen, lüstern nur nach einer Pause Frist,
Nach träumelosem Schlaf, in welchem sich vergißt
Die Pein des Tages ohne Brod.

Theodor Creizenach.

Ein Nachruf.

Am 5. October v. J. starb in Frankfurt am Main Theodor Creizenach, als Gelehrter, Dichter und Redner rühmlich bekannt, gerade als er mit den Vorbereitungen zur zweiten Auflage desjenigen Werkes beschäftigt war, welches seinen Namen in letzter Zeit in unseren Zeitschriften und Journalen zu einem vielgenannten machte.

Er war am 16. April 1818 zu Mainz geboren. Sein Vater war der bekannte jüdische Gelehrte und Mathematiker Michael Creizenach, über den man die ausführlichste Nachricht in dem „Nekrologe der Deutschen" von 1842 findet; der betreffende Artikel rührt von dem Sohne her. Auch dieser wurde durch seinen Vater in das Studium der rabbinischen Literatur eingeführt und hat sich bis in seine späteren Jahre eine sehr genaue Kenntniß jüdischer Alterthümer und Ueberlieferungen bewahrt, die ihm bei vielen Punkten seiner mittelalterlichen Forschungen sehr zu Statten kam. Als Theodor im siebenten Lebensjahre stand, wurde sein Vater nach Frankfurt am Main als Lehrer an dem damals errichteten Philantropin (der jetzigen israelitischen Realschule) berufen. In Frankfurt machte der junge Creizenach das ganze Gymnasium durch und bezog 1835 die Universität Gießen, wo er hauptsächlich den Aesthetiker Joseph Hillebrand, den Verfasser des populären Buches über die deutsche Nationalliteratur des 18. Jahrhunderts, und den Philologen Osann hörte. Bedeutsamer für seine geistige Entwickelung wurde Göttingen, wohin er sich 1836 begab. Er hörte Dahlmann, Gervinus, J. Grimm, O. Müller und Ewald. Besonders nahe trat er Gervinus, der mit scharfem Blicke die außerordentliche Begabung des achtzehnjährigen Jünglings erkannte. Der Aufenthalt in Göttingen wurde entscheidend für die Richtung von Creizenachs Studien auf deutsche Geschichte und deutsche Literatur.

Am Jubiläum der Universität (1837) betheiligte er sich mit anderen Freunden durch eine dichterische Festgabe, zu der er einen mit Carriere gemeinschaftlich verfaßten Sonettenkranz auf berühmte Göttinger alter und neuer Zeit beigesteuert hatte. Die Gabe, auf Creizenachs Vorschlag „dem höchsten Gaste bei dieser Feier", Alexander von Humboldt, gewidmet, wurde von diesem wie allgemein sehr gut aufgenommen. Von seinem Schlußsonette hat Creizenach nachher die folgenden zwei Verse in die älteste Sammlung seiner Dichtungen aufgenommen:

Die Zeiten rollen und die Vesten schwanken;
Stellt euch in Reih' und Glied, ihr Lichtgedanken!

Wenige Monate nach der erhebenden Feier folgte die Absetzung und Vertreibung der „Sieben". Auch hierbei betheiligte sich Creizenach, der durch jenen Gewaltstreich die geliebtesten Lehrer sich entrissen sah, in hervorragender Weise. Sein Abschiedslied an die Scheidenden gab der allgemeinen Stimmung unter den Studirenden öffentlichen Ausdruck. Bekanntlich mußten Dahlmann, Gervinus und J. Grimm als die am meisten Schuldigen das Land räumen. Die Studenten, wiewohl sie von der Polizei scharf beobachtet wurden, wußten sich doch einzeln unbemerkt durch die Thore zu schleichen, ihrer mehrere Hundert fanden sich in Witzenhausen zusammen, um ihren Lehrern noch ein Abschiedsfest zu bereiten. Die Pferde, die die beiden Wagen zogen — in dem einen saß Gervinus mit seiner Frau, in dem andern Dahlmann und J. Grimm — wurden unterwegs ausgespannt und im Triumphzuge wurden die Gefeierten bis vor das Wirthshaus gezogen, wo ein Abschiedsmahl ihrer wartete. Ein Augenzeuge berichtet mir, daß ihm noch die Gestalt Creizenachs, welcher, auf einem Tische stehend, feurige Worte des Dankes und des Abschiedes sprach, vor Augen sei.

Auch für Creizenach war nun seines Bleibens in Göttingen nicht mehr. Er begab sich nach Heidelberg, wo er unter der Leitung Schlossers seine historischen Studien beendete. Hier wurde er auch zum Doctor promovirt. Seine ungedruckt gebliebene Dissertation handelte „de nominibus divinis apud Homerum", d. h. von solchen Dingen, die von den Göttern mit einem anderen Namen benannt wurden als von den Menschen, z. B. der bekannte Fluß in der troischen Ebene, welcher bei den Göttern Skamandros, bei den Menschen Xanthos hieß. Creizenach äußerte sich in späteren Jahren wenig befriedigt über sie und meinte, sie habe allzusehr unter dem Einflusse Creuzer'scher Anschauungen gestanden.

In Frankfurt, wohin er sich zunächst begab, nahm er die Stelle eines Erziehers im Hause des Freiherrn Anselm von

Digitized by Google

Rothschild an, eine Stellung, die ihm die Annehmlichkeit eines längeren Aufenthaltes in London und Paris verschaffte.

In Paris verkehrte er viel mit Heinrich Heine, der ihn seiner besonderen Freundschaft würdigte, und von dem er eine Fülle interessanter Züge und Aeußerungen in treuem Gedächtniß bewahrte.

1842 nach Frankfurt zurückgekehrt, verblieb er zunächst in der früheren Stellung und betheiligte sich dabei in reger Weise an dem geistigen Leben seiner zweiten Vaterstadt. Im folgenden Jahre gründete er den jüdischen Reformverein und ward ein thätiges Mitglied der literarischen Gesellschaft Iris, die jedoch im Jahre 1848 ihr Ende fand.

Von weiteren Reisen ist noch die nach Italien zu nennen, wo er einen Theil des Jahres 1854 verlebte. Bald nach seiner Rückkehr trat er zum Protestantismus über. Er widmete sich nun hauptsächlich der literarischen und journalistischen Thätigkeit. In Gemeinschaft mit dem Romanschriftsteller Otto Müller übernahm er die Redaction des „Frankfurter Museums", einer Wochenschrift, die nach Müllers Weggang von Frankfurt Creizenach allein weiter führte. Als sie einging, redigirte er das ebenfalls unter dem Titel „Frankfurter Museum" erscheinende feuilletonistische Beiblatt zur „Zeit". Erst 1859 fand er eine öffentliche Anstellung, indem er als Lehrer an die damals errichtete höhere Bürgerschule berufen ward. Ein seiner Begabung und Bedeutung mehr entsprechendes Amt ward ihm vier Jahre später zu Theil, als er an Stelle des zum Stadtarchivar ernannten Professors Kriegk die Professur der Geschichte und Literatur am Frankfurter Gymnasium bekam.

In dieser Stellung, in welcher er eine segensreiche und anregende Thätigkeit entfaltete, ist er bis zu seinem Tode geblieben, trotzdem daß sich ihm die Berufung in ein akademisches Lehramt eröffnete. Es wurde ihm die Geschichtsprofessur an der Universität Bern angetragen, die er jedoch ablehnte. Unzweifelhaft würde Creizenach an einer Universität gleich anregend, ja in noch ganz anderer Weise wie am Gymnasium gewirkt haben; seine glänzende Rednergabe hätte ihn rasch zu einem beliebten Docenten gemacht. Gewiß ist es zum Theil die Anhänglichkeit an die Frankfurter Heimat gewesen, was ihn den Ruf ausschlagen ließ; doch glaube ich annehmen zu dürfen, daß er einer Berufung an eine im deutschen Reiche gelegene Hochschule eher gefolgt sein würde.

Zur Befestigung seines Ansehens in Frankfurt trug diese Berufung das ihrige bei. Geachtet von seinen Mitbürgern, geliebt von seinen Schülern, erfreute er sich, auf der Höhe des Lebens stehend, eines wie es schien ungetrübten Glückes, als er vor einigen Jahren von dem unheilvollen Leiden ergriffen wurde, welches seinem Leben mitten im Schaffen eine Ende machen sollte. Er war genöthigt, sich von dem berühmten Simon einen Finger der rechten Hand amputiren zu lassen, und schien dadurch zunächst hergestellt. Zwar mochten seine Freunde den früher zur Corpulenz neigenden Mann sehr abgemagert finden, aber er befand sich wohl dabei. Im Herbste 1877 leitete er, geistig und körperlich frisch, als Präsident der deutsch-romanischen Abtheilung der Philologenversammlung in Wiesbaden die Verhandlungen der Section und gab in der allgemeinen Schlußsitzung einen mit größtem Beifall aufgenommenen Bericht darüber. Aber wenige Wochen nachher erkrankte er; das unheimliche Leiden, das sich früher an der Hand gezeigt, äußerte sich jetzt am Fuße und nöthigte zur Exstirpation einer Zehe. Auch dies half nicht, die Krankheit griff weiter um sich, und nach kurzer Zeit erlag er ihr.

Am frühesten trat Creizenach als Dichter auf. Schon mit 21 Jahren ließ er ein Bändchen „Dichtungen" (Mannheim 1839) erscheinen. Außer einer in den Jahren 1836—37 entstandenen eigenthümlichen Behandlung des Stoffes von Don Juan, die zwischen Prosa und Poesie wechselt und mit Don Juans Läuterung in den Urwäldern von Amerika endigt, ist aus dem Büchlein namentlich „der schwäbische Apoll, dramatische Scene, gezogen aus der Tagesliteratur von Siegmund Geißler" hervorzuheben. Dieses 1836 geschriebene einactige Lustspiel ist eine Satire auf die schwäbische Dichterschule, wobei namentlich der Goethefresser Wolfgang Menzel, der hier als Wolfdietrich auftritt, ferner Gustav Pfitzer (als „Gustav"), Karl Mayer (als „Waldmeier") und Justinus Kerner (als „der Geisterseher") stark mitgenommen werden. Heute freilich, wo man an stärkere Gewürze gewöhnt ist, erscheint die Satire uns ziemlich harmlos; damals wird der gesunde Witz und Humor, den der junge Dichter entwickelt, seine Wirkung nicht verfehlt haben. Als ein geistiges Spiegelbild aus den dreißiger Jahren, deren Interessen sich fast ganz um literarische Dinge drehten, ist das Lustspiel immerhin noch anziehend.

1848 gab Creizenach seine „Gedichte" gesammelt heraus, wobei von jenen früheren Sachen nur sehr Weniges aufgenommen wurde, und dieses Wenige in gereifter und gefeilter Gestalt. Eine zweite verbesserte und vermehrte Auflage kam 1851 heraus.

Von Einfluß auf seine dichterische Entwickelung ist vor Allen Goethe gewesen, den er selbst als denjenigen Geist der Vorwelt bezeichnet, dem er neben Christus und Spinoza das Meiste verdanke. Nächst ihm wirkte, namentlich was Reinheit und Schönheit der Form betrifft, Platen ein, den er als den „edelsten der Dichter" in seiner „Nänie" begrüßt. Das schöne Platen'sche Gedicht „Nächtlich am Busento lispeln bei Cosenza dumpfe Lieder" ist das formale Vorbild dieser Nänie, auf welches eine Stelle:

Wohl begrubst du, sanfte Woge, die du am Gestade weinst,
Seiner Kraftgedanken viele, wie den Gothenkönig einst,

ausdrücklich hinweist. Nicht minder unverkennbar ist „Kaiser Karl im Unterberg" (1843) nach Form und Stil von Platens „Pilgrim von St. Just" angeregt worden. Daneben hat aber auch Platens Gegner Heine auf Creizenach eingewirkt. Ganz Heinisch ist das Gedicht „Salon", das als Probe ganz hier stehen möge:

Nun senkt sich die Sonne, die Liebe wird wach,
Der Wandrer lehnt an dem Stabe,
Da klappert die Mühle, da rieselt der Bach,
Da küßte sein Mädchen der Knabe.

Und oben im Saale, wie wird mir so weh!
Da brennen viel wächserne Lichter,
Da klappert der Löffel, da rieselt der Thee,
Da loben die Damen den Dichter.

Zwei Richtungen machen sich vorzugsweise in den Gedichten bemerkbar: die religiöse und die politische. In jener ist es die Stellung Creizenachs zum Judenthum und Christenthum, die Beachtung verdient, weil sie für seinen Uebertritt zu letzterem die Erklärung an die Hand gibt. Die großartige Poesie des Judenthums konnte seiner dichterisch gestimmten Seele nicht entgehen. Der Schmerz über den Jahrhunderte langen Druck, der auf den Juden gelastet, hat auch in seinen Liedern einen schönen Ausdruck gefunden. Ich erinnere an das „Gebet einer jüdischen Mutter", an „jüdische Auswanderer" und insbesondere an „die Juden und Franz Dingelstedt", wo er ungerechte Verunglimpfung scharf und schneidend zurückweist. Er ruft seinem Volke zu:

Trugst du auch ob mancher Sünde
Solch ein schreckliches Gericht:
Daß dich Dingelstedt verstünde,
So gesunken bist du nicht!

Andrerseits konnte sein an Gervinus und Schlosser geschulter Geist den bisherigen Fortschritt nicht verkennen, den das Christenthum vor Allem nach der ethischen Seite gegenüber dem Mosaismus bildet. Sobald durch das Jahr 1848 der Druck von seinen Glaubensgenossen genommen war, fand er keinen Grund mehr, sich nicht zu seinem fortgeschrittenen Standpunkt zu bekennen, und sein Uebertritt war daher, weil aus seiner geschichtlichen Ueberzeugung hervorgehend, ein völlig freier und von äußeren Rücksichten unabhängiger. Aber wie sehr er auch die Ideen des Christenthums in ihrer Hoheit und Größe anerkannte, so verkannte er, der die geschichtliche Entwickelung in's Auge

Digitized by Google

faßte, doch auch nicht die vielfachen Auswüchse und Entstellungen, welche diese Ideen erfahren. In dieser Hinsicht ist außer dem Gedichte „an einen Geistlichen", worin er seinen Standpunkt als einen über der Beschränktheit der einzelnen Confessionen stehenden in Lessings Sinne bezeichnet, namentlich „Mose und Christus" charakteristisch, worin die schönen Verse:

Da nahte Jesus als Befreier,
Er führt' ein neues Licht herauf,
Und löst' in hoher Liebesfeier
Die steingeschrieb'ne Satzung auf.

Und somit ist für uns geendigt
Der lange unheilvolle Streit:
Durch Mose ward ein Volk gebändigt,
Durch Jesus eine Welt befreit.

Sie ward befreit? Die kühnen Züge
Des freien Worts, das er gelehrt,
Sie sind durch Unverstand und Lüge
Zur Sklavensatzung schnöd' verkehrt.

In den zwei Gedichten „der deutsche Jude" erblickt er die Vereinigung des alten und neuen Bundes in der künftigen Größe Deutschlands und schließt mit den Worten:

Messias wird der deutsche Geist
Dem alten wie dem neuen Bunde.

Seine politischen Gedichte schildern uns die Verhältnisse vor 1848 in ihrer ganzen Trostlosigkeit und drücken den tiefen Schmerz über jene Zustände ebenso wie das Gefühl der Hoffnung aus, daß es einst besser werden müsse. Auch er benutzt die vielbenutzte Sage vom Birnbaum auf dem Walserfelde bei Salzburg, an welchem einst der Retter Deutschlands seinen Schild aufhängen werde. Als er den Kölner Dom erblickt, da fragt eine Stimme in seinem Busen:

Wann wird der Dom der Freiheit ausgebaut?

Er bewundert England, dessen freiere Zustände er aus eigner Anschauung kennen gelernt hatte, als eine Stätte des Hochsinnes und der Freiheit und ruft seinem Vaterlande zu:

Empfange denn mein Vaterland
Von dir die stolze Lehre:
Die Beiden festzuhalten stets,
Die Freiheit und die Ehre!

Dann wird es sein der Wohlfahrt Sitz,
Der Zukunft starke Veste,
Von allen Ländern dieser Welt
Das edelste, das beste.

Als Gelehrter hat Creizenach nicht so viel geleistet, als er nach seiner Begabung hätte leisten können. Er hatte eine gewisse Scheu vor dem Schreiben, die durch die bewunderswerthe Gabe, seine Gedanken in mündlicher Rede mitzutheilen, sicherlich noch erhöht wurde. Literatur-, Cultur- und politische Geschichte sind, wie die Gebiete seines Forschens, so auch die seiner gelehrten Thätigkeit gewesen und geblieben. Vor Allem deutsche Literatur, und hier nimmt Goethe die erste Stellung ein, auf dessen Bedeutung für Creizenachs Entwickelung schon hingewiesen wurde. Schon seine Frankfurter Heimat mußte ihn auf Goethe führen. Er war ein Goethekenner im engsten wie im weitesten Sinne; im engsten, indem er in die minutiösesten Details der Forschung über Goethes Leben eingeweiht war, im weitesten, indem sein Geist die hohe Bedeutung des Dichters erfaßte und würdigte. Seine Frankfurter Localkunde machte ihn zum angesehensten Führer durch Goethe's Vaterstadt, und ich erinnere mich mit Vergnügen unserer ersten Bekanntschaft auf der Philologenversammlung zu Frankfurt (1861), wie er mich nebst Wilhelm Wackernagel, Raumer, Weigand u. A. durch die nächtlich stillen Straßen heimbegleitete, uns das Fenster wies, hinter dem Goethe Lili sein eigenes Lied „Ach! was ziehst du mich unwiderstehlich" singen hörte u. s. w.

Nach der ersten Seite hin liegt der in einem Vortrag auf der Kieler Philologenversammlung (1869) gelieferte Nachweis, daß die Annahme, Klinger sei in Goethes Geburtshause geboren, unrichtig sei (vgl. Germania 15, 123 f.), sowie der schon früher gelieferte, daß Goethe die ihm zugeschriebene „Abhandlung über die Flöhe" nicht verfaßt habe. Beide Seiten vereinigt seine letzte Arbeit, die Herausgabe des Briefwechsels zwischen Goethe und Marianne Willemer (Stuttgart 1877), der „Suleika" des westöstlichen Divans, eine in jeder Hinsicht mustergültige Publication, die denn auch der verdienten Anerkennung nicht entbehrte.

Nächst Goethe beschäftigte ihn vielfach Dante. Auf der Versammlung zu Heidelberg (1865) hielt er einen anziehenden, leider ungedruckt gebliebenen Vortrag über die ältesten Spuren Dantes in der deutschen Literatur, mit vergleichendem Hinblick auf das erste Bekanntwerden Dantes im übrigen Europa. Aber auch eine andere Arbeit, die als Frankfurter Gymnasialprogramm (1864) erschien, ist durch seine Dantestudien angeregt. Sie behandelt Virgils Aeneide und vierte Ecloge sowie Lucans Pharsalia im Mittelalter und legt das Fortwirken und Fortleben beider Dichter in der mittelalterlichen Tradition dar.

In einem auf der Philologenversammlung zu Würzburg (1868) gehaltenen Vortrage sprach er über den jüdischen Arzt Süßkind von Trimberg, der unter den Minnesängern des 13. Jahrhunderts erscheint, und dabei zugleich über den Antheil der Juden an der deutschen Literatur des 13. bis 15. Jahrhunderts sowie über die deutsche Namengebung der Juden im Mittelalter.

Eine andere nicht minder anziehende Studie trug er auf der Versammlung in Leipzig (1872) vor, über den Ursprung des „Gaudeamus igitur", indem er nachwies, daß dies populärste aller Studentenlieder auf einem mittelalterlichen Vagantenliede beruhe, dessen ursprünglicher Inhalt und Tendenz die Vergänglichkeit alles Irdischen war.

Endlich wieder auf einer solchen Versammlung, der letzten, der er beiwohnte, in Wiesbaden (1877) sprach er über die Nebeneinanderstellung des Jüdischen und Christlichen in den Kunstwerken des späteren Mittelalters (vgl. Germania 22, 505 f.), und entwickelte auch hier den reichen Schatz seines Wissens auf dem Gebiete der deutschen Culturgeschichte.

Dem gleichen Gebiete gehört die Uebersetzung von Macaulays Essay über Rankes Geschichte der Päpste (Macaulay, über die römisch-katholische Kirche, 2. Auflage, Frankfurt 1875) an, welcher er zwei Excurse, über die Sage von der Schenkung Constantins und über Antonio Paleario, den Verfasser des Buches von der Wohlthat Christi, beifügte.

Die einzige größere historische Arbeit, die Creizenach veröffentlichte, ist leider nicht selbstständig erschienen. Für die zweite Auflage der Weltgeschichte seines verstorbenen Lehrers Schlosser verband er sich mit Jäger und übernahm die Zeit vom Mittelalter bis zum 17. Jahrhundert. Er hat in diese Arbeit viel von seinem besten Wissen und Forschen hineingesteckt und unter seiner Hand ist das Buch ein völlig neues Werk geworden, in welchem die culturhistorischen und literarischen Partien den eigentlichen Glanzpunkt bilden. Selbstständig heraustretend, hätte diese Arbeit ihres Verfassers Namen in ungleich höherem Maße bekannt gemacht, als es nun der Fall ist.

Noch darf die dritte Seite seiner Begabung, die als Redner, nicht unerwähnt bleiben. Ihm standen alle Eigenschaften zu Gebote, die einen Redner zieren. Er sprach völlig frei. Dabei kam ihm sein erstaunliches Gedächtniß zu Statten, von dem ich nur eine Probe anführen will. In Vilmars Bibliothek, die ein Frankfurter Antiquar angekauft hatte, befand sich ein Exemplar von Uhlands Gedichten, in welches Vilmar 1848, als Uhland im deutschen Parlamente saß, ein von ihm verfaßtes leidenschaftliches Gedicht eingetragen hatte, worin Uhland heftig angegriffen ward. Creizenach las das Gedicht einmal in des Buchhändlers Laden durch und war nachher im Stande es zu Hause wörtlich niederzuschreiben. Er hatte durch diese ihm niemals versagende Gedächtnißstärke in hohem Grade seinen Stoff gegenwärtig und wußte ihn in lichtvollster Klarheit und in schönster Form darzustellen. Sein Vortrag war ruhig, leiden-

Digitized by Google

schaftslos, frei von allem hohlen Pathos, aber er wußte vortrefflich am rechten Orte die Lichter aufzusetzen und war vor jedem Publicum seiner Wirkung sicher, mochte er auf den Philologenversammlungen, wo er einer der beliebtesten Sprecher war, vor einem Kreise von Fachgenossen, oder vor einem Publicum von gebildeten Laien, oder als Festredner bei feierlichem Anlaß auftreten. Gedruckt erschien von seinen Festreden die am Kaisertage 1872 gehaltene, die zugleich für seine politische Stellung bezeichnend ist.

Als 1866 Frankfurt preußisch wurde, bemühte sich Creizenach mit ebenso viel Eifer als Erfolg, die vielfach unklugen und ungerechten Maßnahmen der preußischen Behörden zu mildern, indem er die Grundlosigkeit der damals gegen Frankfurt erhobenen Anschuldigungen nachwies. Der in der „Rheinischen Zeitung" abgedruckte Brief über die Frankfurter Verhältnisse in der damaligen Zeit, der auch in „Kannegießers Geschichte der Eroberung von Frankfurt" übergegangen ist, rührt von ihm her. Gewiß waren die Ereignisse von 1866 nicht in jeder Beziehung nach seinem Sinne und seinen Wünschen. Er hatte 1850 in dem Gedichte „Der dreißigjährige Friede; Lebensbilder statt der Todtenkränze", worin er in dichterischer Form einen Ueberblick der Entwickelung Deutschlands seit den Freiheitskriegen bis auf die Gegenwart gab und es an bittern Seitenhieben nicht fehlen ließ, am Schlusse in der „Verheißung" prophezeit:

Ein starkes Reich zu Land und See,
Wo Fleiß und Kunst in Ehren steh',
Kein wahngeschaff'nes Paradies,
Wie es der freche Schwindel pries,

freilich reichend „von Schleswigs grüner Au zu Oesterreichs geliebtem Gau". Aber als einsichtiger Politiker hielt er an dem Grundsatz fest „das Bessere ist der Feind des Guten" und erkannte das Gute, das die neuen Verhältnisse mit sich brachten, willig nnd freudig an. Im Juli 1870 fügte er einem früheren Gedichte, „Schlachtgesang", eine dritte Strophe ein, die ich dem Handexemplare seiner Gedichte entnehme:

Denn unser deutsches Hochpanier
Ist echt
Und mit dem Sieg erkämpfen wir
Sein Recht.
Dann tönt ein voller Jubelpsalm
Am Ziel,
Für welches Körner, Schill und Palm
Einst fiel!

In der Wiedervereinigung des Elsaß mit Deutschland war auch ihm wie so vielen Patrioten ein Jugendtraum und Wunsch erfüllt.

Als er 1840 vom Straßburger Münster hinabschaute, da zog die Geschichte des dem deutschen Vaterlande einst schmählich entrissenen Elsaß an seinem Auge vorbei, und er gab seinen Gefühlen Ausdruck in einem Gedichte, das die alte Doppelbedeutung des römischen vates auf's Neue bestätigt:

O bester Adler, deutscher Geist,
Der längst in lichter Höhe kreist:
Bald rufst du wohl, zum Heil der Welt,
Dein freies Volk in's Kriegsgezelt.
Und schlägt es erst mit Kraft und Glück
Den Sturm von Osten kühn zurück,
Dann wird nach gutem Siegesbrauch
Das Pfand gelöst im Westen auch.

K. Bartsch.

Hölderlin, Hegel und Schelling.

Am 12. Februar 1791 im theologischen Seminar zu Tübingen schrieb Hölderlin in Hegels Stammbuch den Wahlspruch des Pantheismus "*Ἓν καὶ πᾶν*. Der alte Spruch war jetzt wiederum der Ausdruck einer neuen Weltanschauung, die in jener gährenden Zeit im geistigen Verkehr eines Freundschaftsbundes von hochbegabten Jünglingen nach Gestaltung rang. Bald sollte die Sonne der neuen Erkenntniß in stolzem Bogen über den Himmel der damaligen Geisteswelt hinziehen: in Hölderlins Dichtungen erglänzt sie in frischem Morgenthau, in Schellings rastlos anstrebendem Ringen ersteigt sie die Mittagshöhe und verbreitet sprühende, schwüle Gluth, aber dann läutert sie sich zur kühleren Klarheit des Abends in Hegels Philosophie des Geistes. Nicht blos die damalige Generation, auch die nächste stand unter dem überwältigenden Einfluß der idealistischen Philosophie Schellings und Hegels und es möchte gerade deshalb schwierig sein, ihre weitgreifende Bedeutung für die deutsche Geistesbildung nachzuweisen, weil sie in Fleisch und Blut übergegangen noch in den Adern des heutigen Geschlechtes rinnt.

Die Macht dieser Philosophie liegt in ihrer Entstehung. Das Hervorragendste an den drei Freunden war der Drang nach Einheit, nach Harmonie des Geistes mit sich und mit der Welt, die Kraft der inneren Anschauung, in welcher die alten und neuen Bildungselemente und Ideen sich durchdrangen und zu einem neuen Weltbild sich verschmolzen. Kant erregte wohl ihren philosophischen Geist, jenem Einheitsdrang aber konnte sein Kriticismus nicht genügen. Die Grundlage ihrer Bildung war eine sichere und umfassende Kenntniß des klassischen Alterthums, namentlich der Griechen, deren Schriften ihnen unter dem verklärenden Einfluß Winckelmanns zu Kunstwerken wurden. An Sophokles' Antigone gewannen sie das antike Schönheitsideal, in Platon lernten sie den bestrickenden Zauber einer poetischen, in sich harmonischen Weltanschauung kennen. Ideale ganz anderer Art, von denen sie ebenfalls erfüllt waren, enthielten die damals weltbewegende Rousseau'schen Idee von der Rückkehr zur Natur und die zur Natur zurückgekehrte deutsche Dichtung. Aber war die griechische Welt nicht auch Natur, und zwar reinste, vollkommenste Natur? Und als sie nun in Spinoza sich vertieften, und Geist und Natur und alles Existirende nur als die verschiedenen Daseins- und Anschaunngsformen der einen, ewigen Substanz erkennen lernten, war es da ein Wunder, daß sie nun die Einheit zu haben glaubten, die Einheit des Schönen und Wahren, der Poesie und Philosophie, der Kunst und der Natur, der Natur und des Geistes?

Nähere Nachrichten über den Entwicklungsgang und den Austausch dieser Ideen haben wir nicht. Rosenkranz nennt in seinem Leben Hegels (S. 41) diese Studienzeit in Tübingen mythisch, und dies ist sie noch. Die nun veröffentlichten Briefe Hölderlins und Schellings geben gerade hierüber am wenigsten Aufschluß und auch die neueste Schrift, mit welcher wir uns nachher beschäftigen werden, enthält für diese Zeit wenig neue Beiträge. In persönlichem Verkehr bildete sich jene gemeinsame Weltanschauung, die ihrem im Uebrigen oft so weit auseinandergehenden Streben zu Grunde liegt, wofür man die lichtvolle Darstellung Hölderlins in Hayms romantischer Schule vergleichen möge.

Und das waren Jünglinge von zwanzig, Schelling gar blos von sechzehn Jahren, welche den Vereinigungspunkt fanden, von dem aus gesehen alle Gegensätze sich in Harmonie auflösten! Jünglinge, die von der Welt noch nichts gesehen hatten, in Klostermauern und unter engen Verhältnissen aufgewachsen, in Württemberg, das bis dahin von den Regungen der neuen Zeit noch wenig berührt schien; zugleich aber Jünglinge von so verschiedenem Bildungsgang, so eigenthümlicher Anlage und bei ihrem Uebertritt auf die Universität schon so bestimmt gestalteter Persönlichkeit, daß ihre Begegnung in einer und derselben Weltanschauung nur aus einer eingehenden Erforschung ihrer früheren Geistesentwicklung und der auf dieselben einwirkenden äußeren Verhältnisse verstanden werden kann.

Julius Klaiber hat eine Darstellung der Jugendgeschichte der drei Männer unter diesem Gesichtspunkt unternommen*) und

*) Hölderlin, Hegel und Schelling in ihren schwäbischen Jugendjahren. Von Julius Klaiber, Professor am Realgymnasium in Stuttgart. Eine Festschrift zur Jubelfeier der Universität Tübingen. Stuttgart 1877, Cotta'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

bezeichnet seine Aufgabe folgendermaßen: „Es galt, das Werden und Wachsen der Seele, des individuellen Lebens, mit den darauf wirkenden Einflüssen von den Ursprüngen an zu begleiten, auf dem allgemeinen Grunde des Zeitbildes die altwürttembergischen Verhältnisse, die öffentlichen so gut wie die gesellschaftlichen und persönlichen, ganz besonders aber die Zustände des Unterrichtswesens von damals in ihrer Bedeutung für die zum Voraus gegebene Anlage zu zeichnen und so die genetische Entwicklung der merkwürdigen Individualitäten bis zu ihrem Eintritt in's Stift zu suchen, wo dann die bisher getrennten Wege zusammentreffen und die in gewissem Sinn schon bestimmt ausgesprochenen Naturen durch wechselseitige Einwirkung wie durch die gemeinsame Aufnahme der Bildungselemente der Zeit im Wesentlichen ihre bleibende und endgültige Gestaltung gewinnen." Die Lebenszeit also, welche in den Biographien berühmter Männer häufig genug mit der Notiz abgemacht wird, daß der Betreffende diese oder jene Schule besucht, diese oder jene Neigungen gehabt oder auch schon manche Beweise künftiger Geistesgröße gegeben habe, macht der Verf. in der Ueberzeugung von ihrer entscheidenden Bedeutung zum Mittelpunkt seiner Darstellung. Das neue Material zur Begründung seiner Ansicht ist doppelter Art: es besteht aus einer mit kundiger Hand ausgeführten Zeichnung der altwürttembergischen Beamtenkreise und Geistlichenfamilien mit ihren Anschauungen und Lebensformen, und einer größtentheils aus gleichzeitigen Urkunden gezogenen Schilderung der Haupteigenthümlichkeiten des württembergischen Unterrichtswesens vor hundert Jahren, der Lateinschulen mit dem bekannten Landexamen (bei Schelling), der Klosterschulen (Hölderlin) und des Stuttgarter Gymnasiums (Hegel), schließlich des theologischen Seminars zu Tübingen. Welchen Einfluß mußten diese Verhältnisse auf die so geartete Gemüths- und Geistesanlage ausüben? welche Eigenthümlichkeiten im Charakter und späteren Lebensgang des Mannes weisen auf solche früh empfangene Eindrücke hin? Das ist die Frage, die sich der Verf. stellt und aus einer gewissen, der liebevollen Versenkung in seinen Gegenstand entspringenden, Totalität der Anschauung heraus beantwortet, welche den ganzen Mann mit den deutlichen Zügen des inneren Bildes seiner Gesammterscheinung vor sich sieht, eine Frage, die deshalb schwierig zu lösen ist, weil der erkennbare Charakter des Mannes schon das gemeinsame Resultat von Anlage und Erziehung ist und die reine Anlage nirgends offen liegt.

Die frühe Entwicklung Hölderlins ist bekannt. Seine Gedichte sagen es uns auf jeder Seite, daß die süßen Empfindungen der Knabenzeit „am Herzen der Natur" die Grundlage seiner Poesie geworden sind. Unter der weiblichen Erziehung seiner Mutter und Großmutter entwickelt sich jene holde Anmuth seines Wesens und das feine Zartgefühl, das ihn immer auszeichnete, aber auch seine Weichheit und sein Eigenwille, „die frühe Wurzel seines Schicksals". Mit vierzehn Jahren kam er zur Vorbereitung für das Studium der Theologie in das „niedere Kloster", zuerst zwei Jahre nach Denkendorf, dann zwei Jahre nach Maulbronn. Aus der Denkendorfer Zeit sind keine Nachrichten vorhanden, weshalb sein Biograph Ch. Schwab (in den sämmtlichen Werken) von dieser Zeit sagt, er scheine ruhig seine vorgeschriebenen Studien verfolgt zu haben, und einen „entscheidenden Aufschwung" erst von seiner Versetzung nach Maulbronn datirt. Da aber die beiden entscheidenden Züge in Hölderlins Wesen, die Begeisterung für die schöne Welt der Griechen und sein verletzbares, bei jeder harten Berührung mit der Außenwelt in die Tiefe seines Innern sich zurückziehendes Gemüth, in den Briefen und Gedichten der Maulbronner Zeit schon in voller Stärke auftreten, so verlegt Klaiber die Entwicklung dieser Züge in die Denkendorfer Zeit. Hier tritt die Schilderung des mönchischen Klosterlebens und des eigenthümlichen Betriebs der Studien an die Stelle positiver Nachrichten: er zeigt, wie Hölderlin durch die Strenge der Klosterzucht von der Außenwelt abgeschnitten seine Verehrung für die Natur auf die Welt der Griechen überträgt, um sie mit denselben höchsten Ausdrücken seiner Begeisterung zu feiern, wie aber sein anschlußbedürftiges, nach der freien Natur sich sehnendes Gemüth „immer tiefer in sich selbst hineingeführt wird und in elegischer Resignation seine ideale Welt im Innern zu gestalten bemüht ist". Während in der Maulbronner Zeit seine Dichtung schon den später herrschenden Grundton anschlägt, sehen wir leider auch die „Tassonatur" sich in ihm immer deutlicher ausbilden, an der er schließlich zu Grunde geht. Klaiber wirft die Frage auf: „Ist dieser Gemüthszustand einfache, mehr oder weniger mitverschuldete Entwicklung der in sein Wesen gelegten Keime? oder ist sie umgekehrt im Widerspruch mit der natürlichen Ordnung durch äußere Verhältnisse herbeigeführt, von denen er abhängig war?" Er ist geneigt, sich auf die letztere Seite zu stellen und findet nächst dem Mangel einer ernsten männlichen Leitung die Hauptursache in dem unglücklichen Einfluß, den das Klosterleben auf seine Individualität hat üben müssen. „Ich kann mich des Gedankens nicht entschlagen, daß hier eine ursprüngliche Anlage von köstlicher Zartheit, eine in seltenem Maße zu heiterer Schönheit, zu freier, reiner Menschlichkeit geschaffene Natur durch die an sich schon grämliche, für diese Natur aber geradezu tödtliche Klosterzucht jener Zeit um den holden Jugendfrühling betrogen ward, der wohl noch reichere, mannichfaltigere, gesundere Lebenstriebe in diesem wunderbar glücklich organisirten Geiste geweckt hätte." Ein trauriges Resultat, das nicht tröstlicher wird durch den Gedanken, daß Hölderlin vielleicht Meister dieser Stimmung geworden wäre, wenn ihm eine erfreulichere, seinen Neigungen mehr entsprechende Thätigkeit zu Theil geworden wäre, als die auf die Länge unwürdige und für seinen Seelenzustand verderbliche Auskunft des Hofmeisterlebens.

Das reine Gegenbild zu dem unglücklich träumenden Klosterschüler ist der trockene, verständige Gymnasiast Hegel. In der Schilderung seiner Jugend macht sich die Bekanntschaft des Verf. mit Land und Leuten besonders vortheilhaft geltend. Während Rosenkranz (Leben Hegels S. 5) meint, daß die „äußerliche Breite, die bunte sociale Bewegtheit der Residenz und des Hofes" ihm „eine Richtung nach Außen" gegeben habe, schildert Klaiber den Kreis der Interessen und Anschauungen des damaligen Stuttgart als einen sehr engen und beschränkten. Die leitenden Stände bildeten mit ihren „Vetterschaften" gleichsam eine große Familie und das Leben der bürgerlichen Beamten war höchst ehrenwerth aber auch höchst einförmig; „überall Ordnung, Zucht, klare Satzung, die Lebensweise einfach, sparsam, überlegt, der Verkehr von Eltern und Kindern bei aller Herzlichkeit im Innern doch förmlicher als heutigen Tags und mehr auf das Respectsverhältniß gegründet". Aus diesem Familienleben leitet er nicht blos die bekannte ceremoniöse Würde Hegels ab, sondern findet auch hierin „die Schule jenes beharrlichen substantiellen Sinns, jener Werthschätzung der festen Lebensformen, der Sitte, der Gewohnheit, auf welche in seinem späteren System ein so ungemeiner Nachdruck gelegt wird". Das Gymnasium, das noch ganz der alten Methode huldigte und sich dem Geist der neuen Literatur verschloß, war nicht geeignet, dem musterhaft fleißigen Schüler einen höheren Schwung zu verleihen, ebensowenig der Gegenstand seines Privatstudiums, in welchem er die ganze damalige Aufklärungsliteratur mit einer für den Charakter des Philosophen äußerst bezeichnenden Objectivität excerpirte. Und doch mußte in dem nüchternen und kühlen Jüngling, der bald darauf mit dem begeisterten Hölderlin den Herzensbund schließt, etwas liegen, was „diese schwäbisch langsam sich erschließende Natur mit der Zeit hoch über ihre jetzige Erscheinung hinauszuführen bestimmt war". Der Verf. findet diese „entscheidende Wendung zur Entfaltung der freien Menschlichkeit" in seiner Beschäftigung mit dem Griechischen; diese, sowie seine Liebe zu der Antigone ist für seine Gymnasialzeit bezeugt. „Gewiß hat Hegel schon bei der ersten Berührung mit der griechischen Literatur das Gefühl empfunden, dem er in seinen Schriften und Vorlesungen so oft in verschiedenen Wendungen Ausdruck gibt, daß bei dem Namen Griechenland dem gebildeten Menschen, insbesondere uns Deutschen, heimatlich zu Muthe werde, und gewiß hat der Mann, dem wir das wunderschöne Wort verdanken: „das griechische Leben ist eine wahre Jünglingsthat: Achill, der poetische Jüngling, hat es eröffnet und

Digitized by Google

Alexander, der wirkliche Jüngling, hat es zu Ende geführt", gewiß hat dieser Mann frühe schon eine tiefe Empfindung von dem inneren Geiste der griechischen Welt gewonnen, wie er denn in seiner Philosophie der Geschichte das Griechenthum als das Jünglingsalter der Menschheit bezeichnet". Wir möchten seiner Liebe zu den Griechen insbesondere die Bedeutung beilegen, daß sie ihm den Eintritt in den pantheistischen Freundeskreis eröffnete, in welchem er offenbar der vorzugsweise Empfangende war. Aber schon sein Briefwechsel unmittelbar nach der Tübinger Zeit mit dem dort noch weilenden Schelling zeigt ihn in einem Reichthum von Gedanken und kühnen Entwürfen, in einer Selbstständigkeit und Bestimmtheit des Standpunkts, daß er dem schon berühmten Schelling ebenbürtig an der Seite steht und dieser mit ausdrücklicher Berufung auf die in ihrem Umgang gefaßten Hoffnungen (Schellings Leben I, 78) ihn als Mitstreiter für die große Sache der Philosophie ansieht.

Während Hegel und Hölderlin den normalen Studiengang durch das Gymnasium und das niedere Seminar darstellen, wurde dem um fünf Jahre jüngeren Schelling eine ganz eigenthümliche Bildungslaufbahn zu Theil. Er gehörte dem Kreis der regierenden Häuser der Geistlichkeit an — auch eine Eigenthümlichkeit Altwürttembergs — und hierauf führt der Verf. sein später hervortretendes aristokratisches Selbstgefühl zurück. Seine Knabenjahre brachte er im Kloster Bebenhausen zu, das, in einsamem Waldthal gelegen, eine Klosterschule enthielt, an welcher sein Vater Professor war. Hier, in den prächtigen Buchenwäldern, erfüllte sich seine ahnungsvolle Seele mit dem verständnißvollen Naturfinn, der ihn durch sein ganzes Leben begleitete, der ihn zum „Vertrauten der Schöpfung" machte, der ihn „auf die gleichzeitigen Bewegungen in den Naturwissenschaften sorgsam zu achten bestimmte und dann den Zweiundzwanzigjährigen in den Stand setzte, Allen voran die entscheidende Lücke des Fichte'schen Idealismus zu entdecken und auszufüllen". Der Knabe entwickelte sich mit so wunderbarer Schnelligkeit, daß die Lateinschule, in welche er gebracht wurde, ihn mit elf Jahren dem Vater zurückschickte, weil er in derselben nichts mehr lernen könne. Der Vater behielt ihn nun bei sich und ließ ihn an dem Unterricht der siebzehnjährigen Seminaristen Theil nehmen und dann nach dem Abgang derselben den zweijährigen Cursus noch einmal wiederholen. Durch staunenswerthe Leistungen zeigte er sich diesen Anforderungen nicht nur gewachsen, sondern ließ auch die weit Aelteren hinter sich zurück, so daß der Erfolg die Kühnheit dieser Maßregel zu rechtfertigen schien. In diesem unnatürlichen Sprung erkennt Klaiber die Ursache jener Zuversicht und jener rastlosen Unruhe, womit er in seiner Jenaer Zeit sich von einem Standpunkt in den andern hinüberbildet und „die goldenen Himmelsfrüchte vor der Reife bricht". Aber noch eine andere, tiefer gehende Folge schreibt Klaiber dieser Unterbrechung eines stetigen Wachsthums der inneren Persönlichkeit zu. „Sollten nicht auch Andere das Gefühl haben, daß Schellings inneres Leben sich beglückter, harmonischer gestaltet hätte, wenn nicht durch tumultuarischen Eingriff in die naturgemäße Entwicklung, sei es der Wissensdrang, sei es der Ehrtrieb, zu früh zu übergewaltiger Spannung und unzeitigen Triumphen aufgerufen worden wäre? Oder ist es nicht so, daß diese in ihrer Weite und Mannichfaltigkeit, in ihrer menschlichen Freiheit und Sicherheit so anmuthende Persönlichkeit doch in uns nicht das intensive Gefühl der Sympathie erregt, das wir an sich zu erwarten geneigt sind, weil wir gerade in den Jahren der erregtesten Productivität jene feinste Spitze des sittlichen Gefühls, die wir als Vollendung seiner intellectuellen Hoheit fordern — jene selbstlose Lauterkeit eines im Aether des Ewigen heimischen und das eigene Wirken in den Dienst der höchsten Ziele stellenden Geistes — gleichsam umgebogen fühlen durch den Selbstgenuß eines immer siegreichen und bewunderten Talentes oder doch durch den hastig drängenden Ehrgeiz, vor Andern den im Zeitbewußtsein gährenden Kräften den Ausdruck zu geben?" Er erläutert seine Meinung durch den Hinweis, daß eine Verschmelzung der Naturwissenschaften und der Philosophie in dem Bedürfniß der damaligen Zeit lag und daß Schelling dieses ihm vorschwebende Ziel wahrscheinlich reiner und vollkommener erreicht haben würde, wenn er mit seinen Studien auf Seiten der exacten Forschung gestanden wäre. Man wird nicht bestreiten können, daß diese Auffassung einen überraschenden Aufschluß über die Persönlichkeit des merkwürdigen Mannes gibt. Ist nicht — um den Gedanken des Verfassers weiter auszuführen — die Art, wie der Zwanzigjährige sich keck an die Seite Fichtes stellt, um sogleich über die höchsten Fragen mitzusprechen, die Fertigkeit, mit der er sich in dem Fremden orientirt, um es wie längst Bekanntes zu beherrschen, die Raschheit, mit der er vom Lesen und Verstehen zum Schreiben übergeht, ganz wie eine Fortsetzung seines Studiengangs in der Klosterschule?

Als Schelling mit noch nicht sechzehn Jahren in das theologische Seminar in Tübingen, im Lande „das Stift" genannt, eintrat, traf er dort Hegel und Hölderlin, die sich schon seit zwei Jahren daselbst befanden. Der Schilderung dieser Anstalt, des Geistes, in dem sie gegründet wurde und der sich durch Jahrhunderte forterhielt, ihrer Bedeutung für Württemberg und den Protestantismus und dann ihres Einflusses auf die drei Freunde ist der letzte Abschnitt des Buches gewidmet. Da sie von den Theologie sich frühzeitig abkehrten und die damaligen Lehrer unbedeutend waren, so ist es hauptsächlich das freie Privatstudium und der anregende geistige Verkehr unter sich und mit Anderen, wodurch diese merkwürdige und für Württemberg so außerordentlich charakteristische Anstalt zur Vollendung ihrer geistigen Persönlichkeit beigetragen hat.

Adolf Rapp.

Qui pro quo.

Es war im März des Jahres 1865. Am Ufer der Newa blühen um diese Zeit weder Veilchen noch Schneeglöckchen; der Fluß trägt noch geduldig seinen drei Fuß starken Eispanzer und die Straßen sind unter ansehnlichen Schneehügeln verschwunden. Wenigstens war das letztere in dem genannten Jahre der Fall, alldieweil der sogenannte Trépow'sche Frühling, d. i. die unaufhörliche, sorgsamste Säuberung der Straßen vom Schnee, eine segensreiche Neuerung des gegenwärtigen Stadthauptmanns, Generaladjutant Trépow, noch nicht erfunden war. Es war fünf Uhr Nachmittags, d. h. tiefdunkle Nacht und ein Wetter, in dem man nicht allein einen Hund, sondern selbst einen Journalisten nur ungern vor die Thür gejagt hätte. Der Schnee wurde vom Aequinoctialsturme mit wahrer Berserkerwuth aus den treibenden Wolken auf die Erde gepeitscht und klatschte in großen ballenartigen Flocken an die wohlverkitteten Doppelfenster. Der letzte meiner Mitarbeiter hatte das Bureau verlassen und der Diener den großen Riegel vorgeschoben. Die Redaction war bis zum Abend geschlossen.

Mein jüngster Knabe hatte mich schon lange zu Tisch gebeten — fünf Uhr ist die gewöhnliche Mittagszeit der nordischen Residenz —, ich beendigte in meinem Cabinet die Transscription einiger eben eingetroffenen Telegramme und begab mich durch die Familienräume des Hauses in das Speisezimmer, wo die Meinigen, um die dampfende Suppenschüssel versammelt, meiner harrten. Während der Jahrzehnte langen Dauer meiner Wirksamkeit als Chefredacteur war das stets der schönste Moment des Tages. Vom Morgengrauen bis zu diesem Augenblicke Arbeit, mühselige Arbeit, und dazwischen allerlei geringere und größere Unannehmlichkeiten, die sich meistens nicht blos auf den sogenannten Hofjungensärger des guten Onkel Bräsig beschränkten. Meine Kinder hatte ich bis dahin kaum gesehen. Jetzt konnte ich aufathmen im ansehnlichen Kreise der Familie, jetzt „war ich Mensch, jetzt durft' ich's sein" mit dem Bewußtsein, wenigstens eine Stunde lang mir selbst anzugehören. Die Hauptlast des Tages war getragen.

So saß ich denn fröhlich und munter mit Weib und Kindern. Es wurde gescherzt, es wurde gelacht und der Sorgen des Lebens vergessen.

Digitized by Google

Die Glocke an der in der Nähe befindlichen Eingangsthür der Wohnung erklang. Kein Mensch achtete darauf, wurde sie doch den ganzen Tag über von Briefträgern, Zeitungsboten, Druckereilehrlingen und anderem bekannten Personal belagert.

Wir hatten gerade das erste Gericht verzehrt; die Uhr zeigte halb sechs. Da trat der Diener ein und meldete: „Ein Courier aus dem Ministerium des Innern will Eure Hochwohlgeboren persönlich sprechen."

Ein Courier der Oberpreßverwaltung hieß in damaliger Zeit: „Man hat einen Deiner Artikel anstößig gefunden"; ein Courier aus dem Ministerium des Innern aber bedeutete: „Du bist mit einem Deiner Aufsätze über alle Maßen tief hineingefallen." Meine Frau sah mich fragend und besorgt an. „Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle bewahrt die kindlich reine Seele," rief ich ihr lachend zu und ging hinaus zum Boten des Gerichts. Der bekannte, ausgediente Unteroffizier grüßte militärisch und entledigte sich seines Auftrags in kurzen Worten wie folgt:

„Peter Alexándrowitsch ersucht Eure Hochwohlgeboren um 6 Uhr zu erscheinen."

Peter Alexándrowitsch aber war der Minister des Innern — Staatssecretär Walújew.

Ich wußte ihn mir wohlwollend und zugethan, konnte mir aber in diesem Augenblick nicht verhehlen, daß eine Botschaft, die mich zu dieser Tageszeit nach Verlauf einer halben Stunde zu ihm forderte, nichts Erfreuliches bedeuten könne.

Natürlich war's sogleich mit dem traulichen Mittagsmahl vorüber. Der Wagen wurde bestellt, ich kleidete mich in die vorgeschriebene Gala und fuhr in das Ministerium, das von meiner Wohnung wohl eine gute Viertelstunde entfernt lag.

Sofort nach meiner Ankunft wurde ich durch die Empfangssäle direct in das Cabinet des Ministers geführt, dessen ungeheurer Raum, nur von wenigen Lampen mit gedämpftem Lichte erhellt, wie gewöhnlich in mystischer Dämmerung lag. Der Minister trat mir entgegen.

„Das muß mir mit Ihnen widerfahren!" sagte Peter Alexándrowitsch, indem er mir ein Zeitungsblatt hinhielt. Die gewinnende Freundlichkeit, die einnehmende liebenswürdige Umgangsform, ja ein gewisser Grad von Gemüthlichkeit, die mich an dem hochgestellten Mann stets entzückt hatten, wenn ich Gelegenheit fand mich mit ihm zu unterhalten, sie schienen bis auf die letzte Spur verschwunden. Kalt und ernst stand er mir gegenüber und zeigte fast drohend auf das bedruckte graue Papier.

Ich nahm das Blatt entgegen. Es war eine Nummer der „Posener Zeitung" und gleich auf der ersten Seite des unansehnlichen publicistischen Machwerks bezeichneten derbe, breite Rothstiftstriche einen incriminirten Artikel.

Derselbe begann mit den Worten: „Die officielle St. Petersburger Zeitung schreibt:". Dieser Anfang schon enthielt ein Falsum. Die von mir herausgegebene Zeitung war niemals officiell, höchstens einmal, etwa ein halbes Jahr, verschleiert officiös gewesen. Nach jenem Eingangspassus folgte der kolossalste politische Unsinn, den wohl jemals ein hirnverbrannter Zeitungsschreiber in die Welt gesandt hat. Dem wesentlichsten Inhalte nach bestand der Artikel aus einem Project, das östreichische und preußische Polen mit dem russischen zu einem slavischen Nebenreiche Rußlands zu vereinigen

Ich las das merkwürdige Elaborat und gab das Blatt dem Minister zurück. „Hohe Excellenz," sagte ich — in Rußland titulirt man den Minister „hohe Excellenz" (Wyssókoprewoschoditelstwo) — „die Posener Zeitung ist in diesem Falle doch wohl kein Corpus delicti, das gegen mich zeugt. Wäre es meine eigene Zeitung, die Sie mir vorlegten und jener Artikel stände in derselben, die Sache wäre zwar unerklärlich aber unwiderleglich. So aber gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, und fordere Sie auf, die Wahrheit meiner Behauptung auf das Strengste untersuchen zu lassen, daß ein solcher Blödsinn nie in meiner Zeitung gestanden hat."

Das Antlitz des Ministers zeigte wieder einige matte Sonnenstrahlen.

„Ihr Ehrenwort genügt mir vollkommen," sagte Peter Alexándrowitsch, „aber wie ist es möglich, daß die „Posener Zeitung" sich auf die Ihrige, als die Quelle eines solchen Vorschlags berufen kann? Der Statthalter im Königreich Polen, Graf Berg, hat mir diese Zeitungsnummer aus Warschau gesandt und sich bei mir bitter darüber beklagt, daß Sie ihm durch Publication solcher Artikel seine politische Wirksamkeit in unverzeihlicher Weise erschweren. Die Veröffentlichung von dergleichen Projecten — meint der Graf — müsse die Regierungen von Preußen und Oestreich im höchsten Grade gegen Rußland aufbringen. Man müsse auf das Strengste gegen Sie verfahren und ein Exempel statuiren."

„Ich glaube nicht," — war meine Antwort — „daß Sie in dem vorliegenden Falle dazu Veranlassung finden werden. Für den Augenblick finde ich keinen Zusammenhang in der Sache. In der morgen erscheinenden Nummer meines Blattes werde ich auf das eigenthümliche Citat der „Posener Zeitung" hinweisen und eine Aufforderung und Bitte an die ausländischen Zeitungen daran knüpfen, bei Angabe der Quellen ihrer Nachrichten über Rußland gewissenhafter und genauer zu verfahren. In dieser Weise wird hoffentlich die Wahrheit an den Tag kommen, die ich nicht verfehlen werde, Eurer hohen Excellenz sofort mitzutheilen."

„Es ist mir lieb, daß diese Angelegenheit eine solche Wendung nimmt," — sagte der Minister in alter freundlicher Weise und reichte mir die Hand — „lieb vor allen Dingen Ihretwegen und dann auch wegen des Censors, welchem die Durchsicht Ihrer Zeitung obliegt. Ich schätze den Mann, der sein schwieriges Amt mit Takt und humaner Gesinnung verwaltet, und hätte ihn doch wegen der groben Nachlässigkeit, einen Artikel wie den vorliegenden unbeanstandet zu lassen, von seinem Platze entfernen müssen. Ich habe ihn heute Abend zu mir beschieden und bin erfreut, daß ich keinen Schuldigen in ihm zu strafen gezwungen bin."

„Der Raum, den Ihre Einsicht dem Flügelschlag der jungen russischen Presse gewährt" — erwiderte ich — „ist weit genug, um den ruhigen und vernünftigen Theil der Publicistik vor solchen Ueberschreitungen zu bewahren."

„Bei Ihnen freilich bin ich sicher," meinte Peter Alexándrowitsch, „und habe in Wahrheit nicht einen Augenblick an Ihre Schuld geglaubt. Aber sein Sie auch künftig auf ihrer Hut:

quandoque bonus dormitat Homerus

Sein Sie aufmerksam, damit nicht in einem unbewachten Moment etwas durchschlüpfe, das Sie compromittiren könnte."

Peter Alexándrowitsch Walújew war, ohne von der Existenz Büchmanns etwas zu ahnen, in den „geflügelten Worten" der Dichter des klassischen Alterthums ebenso gut zu Hause wie in den Lieblingsstellen aller modernen europäischen Autoren.

Nach Hause zurückgekehrt fand ich den braven Censor vor, der mich in angstvoller Aufregung in meinem Cabinet erwartete. Als er seine Einladung zum Minister erhielt, hatte er erfahren, daß auch ich zur „hohen Excellenz" citirt war, und da die vorliegende Angelegenheit selbstverständlich uns Beide betreffen mußte, wünschte er zu erfahren, um was es sich handle. Ich konnte ihn beruhigen.

Am folgenden Tage erschien die erwähnte Publication in meinem Blatte. Sie hatte den vorausgesehenen und erwünschten Erfolg. Kaum eine Woche war nach der Veröffentlichung meiner Rüge über den Artikel der „Posener Zeitung" verflossen, da wurde dieselbe in der „Kölnischen Zeitung" reproducirt und die folgende Aeußerung daran geknüpft: „Wir begreifen auch nicht, wie die „Posener Zeitung" darauf verfallen konnte, die „St. Petersburger Zeitung" als Quelle anzugeben. Wir haben denselben Artikel aus dem Original reproducirt und befindet sich dasselbe in dem „Warschäwski Dnjéwnik" vom 13. März."

Im ersten Augenblick glaubte ich, die „Kölnische Zeitung" habe sich einen Scherz erlaubt, dem jedenfalls das Prädicat der guten Erfindung in vollem Maße gebührte. Als Quelle des von dem Statthalter Polens verfolgten Artikels, für den ich als

Digitized by Google

vermeintlicher Autor vom Grafen Berg auf Grund des Citats der „Posener Zeitung" peinlich angeklagt worden, als Quelle dieses Artikels den Warschawski Dnjewnik hinzustellen, das in Warschau erscheinende officielle Organ des Grafen Berg selbst, das, auspiciis et auctoritate des mächtigen Stellvertreters des Zaren, unter seinen eigenen Augen, in seiner eigenen Kanzlei, von seinen eigenen Beamten redigirt und censirt wurde — wahrlich, diese Erfindung wäre des witzigsten Schalks des Kölner Carnevals würdig gewesen. Aber dennoch — der ganzen Fassung nach war die Mittheilung der „Kölnischen Zeitung" ernst gemeint.

In den Redactionsbureaus St. Petersburgs fand sich nicht eine einzige ältere Nummer des „Warschawski Dnjewnik". Das Blatt wurde überhaupt wenig oder gar nicht beachtet. Ich verschrieb mir die Zeitung aus Warschau. Mit einem wahren Heißhunger durchwühlte ich das nach einiger Zeit eingetroffene Packet. Endlich! da war die von der „Kölnischen Zeitung" bezeichnete Nummer und da stand auch der bewußte, verfehmte Artikel darin, und — die „Kölnische Zeitung" hatte Recht!

Ich glaube Peter Alexándrowitsch Walújew hat während der sieben dornenvollen Jahre seiner Laufbahn als Minister des Innern nicht ein einziges Mal so herzlich gelacht, wie in dem Augenblick, als ich ihm die betreffende Nummer des „Warschawski Dnjewnik" übergab und den Zusammenhang der Sache erklärte.

In welcher Weise dem Grafen Berg geantwortet und die tragikomische Geschichte mitgetheilt wurde, habe ich natürlich nicht erfahren.

Im Januar des Jahres 1874 war der greise General-Feldmarschall zur Hochzeitsfeier der Kaiserstochter nach St. Petersburg gekommen. Noch vor den Hymenäen lag er im Sarge. Als ich an seinem Katafalk stand, den die Hand der Pietät mit eben aus Algier eingetroffenen herrlichen Veilchen bestreut hatte, mußte ich unwillkürlich der kurzen schlimmen Minuten und der langen ungeheuren Heiterkeit gedenken, deren Ursache vor zehn Jahren der alte Kriegsmann, gewiß recht gegen seinen Willen, gewesen.

Friedrich Meyer von Waldeck.

Das Lachen und seine physiologischen Beziehungen.

Das menschliche Leben ist von einer zahllosen Menge von Gefahren umgeben, die seine Existenz bedrohen. Aber auch eine ganze Reihe von Schutzmitteln hat die Natur eingerichtet, die selbstständig und unabhängig von unserm Willen wirken und die den Zweck haben, mehr oder weniger störende Einflüsse von uns abzuhalten. Wir husten, um einen fremden Körper aus der Luftröhre zu entfernen, Thränen reinigen das Auge, die zuckende Hand zieht sich von selbst von dem Gegenstand zurück, der sie verwundet. Die interessanteste aller dieser willkürlichen Thätigkeiten, der sogenannten Reflexbewegungen, ist das Lachen, da es zu gleicher Zeit auf körperliche und geistige Reize erfolgt. Aber aus diesem Grunde bietet es auch der Untersuchung ganz besondere Schwierigkeiten. Zwar ist die psychologische Ursache des Lachens durch die Aesthetiker und Philosophen von Aristoteles bis Schopenhauer und Vischer in eingehendster Weise erörtert. Es ist nachgewiesen, daß das Lächerliche auf einem harmlosen Contrast beruht, der unsere Phantasie zwingt, zwischen einer ihr geläufigen Vorstellung und einer weit entlegenen rasch hin und her zu eilen, und der dabei in uns ein eigenthümliches, durch eine gewisse Unlust unterbrochenes Gefühl freudiger Ueberraschung hervorruft. Wie es aber kommt, daß eine körperliche Ursache dasselbe leistet, wie der Zusammenhang dieser beiden Seiten der Erscheinung ist, welche Rolle besonders die Lunge dabei spielt — mit diesen und ähnlichen Problemen konnte sich erst die neuere Physiologie beschäftigen, die schon so manchen dunkeln Vorgang in dem Mechanismus des menschlichen Körpers aufgeklärt hat. Die Resultate, zu denen sie gelangte, haben bis jetzt wenig Beachtung gefunden. Indem wir es versuchen, sie in Folgendem darzustellen, halten wir uns besonders an die kleine Schrift von Hecker: „Psychologie und Physiologie des Lachens", und an die „anthropologischen Vorträge" von Henle.

Wir beginnen mit der körperlichen Ursache. Bekanntlich ist das Lachen eine Wirkung des Kitzels, d. h. eines intermittirenden Reizes der Hautoberfläche. Wie kann aber dieser, zumal wenn er entfernte Stellen des Körpers, die Fußsohlen z. B., trifft, auf die Lunge einwirken und sie zu so heftigen, mit Schall verbundenen Luftstößen — denn darin besteht das Lachen — veranlassen? Die Vermittlerrolle übernimmt hier, wie bei allen Empfindungen, natürlich das Nervensystem. Und zwar in folgender Weise. Der ganze menschliche Körper, besonders die Haut und das Gehirn, ist durchzogen von einer Menge kleiner Arterien, die wie alle Blutgefäße von Ringmuskeln umgeben sind. Die Thätigkeit dieser letzteren ist für unsern Zweck von besonderer Wichtigkeit. Zwischen ihrer Spannkraft und dem Druck des Blutes herrscht beim normalen Menschen Gleichgewicht. Da sie aber alle durch einen und denselben Nervenstrang — einen Ast des Sympathicus — versorgt werden, so liegt die Möglichkeit vor, sie sämmtlich durch einen Reiz an irgend einer Stelle in Mitleidenschaft zu ziehen, so zwar, daß sie sich zusammenziehen oder erweitern und dadurch das Blut hinaustreiben oder hereinlocken. In der That hat man durch Versuche an lebenden Fröschen nachgewiesen, daß schon eine geringe Reizung der Haut nicht blos auf die benachbarten Theile wirkt, sondern sich durch den ganzen Nerv verbreitet und an weit entlegenen Stellen die Arterien verengt. Der Sympathicus versorgt neben andern innern Organen auch die Pupille. Auch sie zeigt beim Kitzel ein Schwanken in ihrer Ausdehnung, wie man das deutlich beobachten kann, wenn man sich oder Jemand anders an einer reizbaren Stelle mit der Feder oder einem Pinsel berührt. Beim Auge ist dies natürlich eine ganz ungefährliche Erscheinung. Ganz anders aber wird die Sache beim Gehirn, dessen weiche, von dem festen Schädel umflossene Masse eine Störung des innern Gleichgewichts nicht so leicht erträgt. Da es von Arterien nach allen Richtungen hin durchzogen ist, so wird eine Verengerung dieser kleinen Gefäße für seinen Gleichgewichtszustand nicht ohne Bedenken sein. Die barbarische Todesstrafe durch den Kitzel liefert dafür auch einen directen Beweis. Es besteht nun die Aufgabe des Lachens gerade darin, hier jede Gefahr zu beseitigen. Daß es diesem Zwecke in der That vortrefflich entspricht, zeigt eine einfache Erwägung der Wirkungen des Athmens. Beim Einathmen wird die Brust erweitert und in Folge dessen der Zufluß des Blutes nach dem Herzen hin erleichtert. Das Umgekehrte findet Statt beim Ausathmen. Hier wird die Brusthöhle verengt, die Luft entweicht aus der Lunge und der Rückfluß des Blutes wird erschwert. Schon bei ruhigem Athmen treten diese Erscheinungen ein, wie viel mehr noch bei dem heftigen durch Verschluß der Stimmritze erhöhten Exspirationsdruck, der mit dem Lachen verbunden ist. Unter seiner Wirkung staut sich das Blut in den dem Herzen nahe liegenden Venen und namentlich in den großen Blutleitern am Halse tritt eine beträchtliche Ausdehnung und pralle Spannung ein. Es ist klar, daß diese Ueberfüllung sich auch nach dem Gehirn fortpflanzen und hier eine beträchtliche Drucksteigerung des Blutes hervorrufen muß. Eine solche aber war nothwendig. Durch den Kitzel wurden die Gefäße verengt und das Blut wurde aus dem Gehirn getrieben; die forcirte Ausathmung des Lachens hindert den Abfluß: beide Kräfte heben sich demnach auf, das Gleichgewicht ist wieder hergestellt und die Reflexbewegung hat ihre Schuldigkeit gethan. Eine sehr instructive Parallele zum Lachen bildet das Schreien und Schluchzen. Auch sie sind Sicherheitsventile, die eine ganz ähnliche Aufgabe erfüllen. Es ist nachgewiesen, daß der körperliche Schmerz in seinem ersten Stadium ähnlich wie der Kitzel die kleinen Arterien in der Haut und im Gehirn krampfartig zusammenzieht, daß er sie aber, wenn er anhält, lähmt und in Folge dessen erweitert. Daher schreit man beim Beginn des Schmerzes, indem man durch eine Verengerung der Brust den Druck auf das Gehirn vergrößert, später aber fängt man an zu schluchzen, um dadurch die Brust zu erweitern und so das Blut zum Herzen

Digitized by Google

zurückzulocken. Der Kitzel ist ein intermittirender, der Schmerz ein ununterbrochener Reiz. Man sieht, die Reflexbewegungen verstehen es vortrefflich, sich diesen verschiedenen Zuständen anzupassen.

Es ist nun nicht schwierig, mit den so gewonnenen Anschauungen die geistigen Beziehungen des Lachens zu erklären. Nur an eine Erscheinung müssen wir erinnern. Es ist bekannt, daß ein plötzlicher Schreck Blässe des Gesichtes hervorruft. Auch diese entsteht durch eine Contraction der kleinen Blutgefäße in den Wangen, die ihrerseits natürlich wieder eine Folge der Reizung des Sympathicus ist. Diese einfache Thatsache ist es, die den Zusammenhang zwischen beiden Gebieten vermittelt. Denn da das Lächerliche in seiner psychologischen Wirkung eine periodisch unterbrochene freudige Ueberraschung hervorruft, so wird es auch als eine leichte Art des Schrecks den Sympathicus in Thätigkeit versetzen. Der Kitzel demnach und das Komische üben beide auf denselben Nerv einen gleichen intermittirenden Reiz aus; da sie also dieselbe körperliche Wirkung haben, so wird ihr störender Einfluß auf den Organismus auch durch dieselbe Reflexbewegung, das Lachen, unschädlich gemacht.

Wenn wir bei dem Gang, den unsere Betrachtung bis jetzt nahm, von körperlichen Zuständen ausgingen, so wollen wir bei den folgenden Bemerkungen den umgekehrten Weg einschlagen und mit einer psychologischen Erscheinung den Anfang machen. Zu dem Ende nehmen wir uns die Freiheit, über die Stimmung unserer Leser, obgleich dies etwas kühn erscheinen kann, einige Worte zu sagen. Diese ist, je nach Zeit und Umständen in der sie sich befinden, ohne Zweifel eine sehr verschiedene. Der eine, beim Morgenkaffee, ist ernst und nachdenklich; der andere, bei der Verdauungscigarre, liest mit behaglichem Wohlwollen; ein dritter endlich ist abgespannt und müde von der Arbeit und demnach zerstreut und unlustig. Diese verschiedene Stimmung wird von bedeutendem Einfluß sein auf die Theilnahme, die sie der Lectüre schenken. Ein paar Anekdoten z. B. würden bei ihnen eine sehr verschiedene Aufnahme finden. Im Interesse der Sache wolle man den Versuch gestatten. Es sollen nur drei kleine Scherze eingeschoben werden: 1) Ein unbeholfener Schüler veränderte die Metapher: „das Kameel ist das Schiff der Wüste" in die umgekehrte: „das Schiff ist das Kameel des Meeres". 2) Eine Romanphrase lautete: Sie sehnte sich nach ihrer Heimat, nach ihren von Duft umwogten Rosensträuchern und ihren von Vögeln durchflöteten Gebüschen. 3) Einem süddeutschen Blatte passirte folgendes Unglück: Am ersten Tage meldete es die Ankunft des „Knorrprinzen", am zweiten corrigirte es das bedauerliche Versehen in „Kornprinz", um dann am dritten halb verzweifelt von dem unglücklichen „Dreckfehler" zu sprechen. — Vorausgesetzt, den Lesern wären diese Anekdoten unbekannt, wie werden sie sie aufnehmen? Der Ernste entrunzelt zuerst seine Stirn, dann blicken auch seine Augen weniger streng, endlich umspielt ein freundliches Lächeln über die Thorheit und Ungereimtheit des menschlichen Lebens seine Lippen. Mit diesem letzten Stadium beginnt der Behagliche. Er geht dann weiter, um zuletzt, wenn die Umstände es nicht verbieten, in ein herzhaftes Gelächter auszubrechen. Ganz anders der Abgespannte. Ist seine Fähigkeit, Vorstellungen zu fassen, ganz verbraucht, so wird ihn die Sache kalt lassen; aber auch wenn er die heitern Bilder noch mit einiger Anstrengung seiner Phantasie vorzuführen vermag, werden sie schwerlich tiefen Eindruck auf ihn machen, sie werden ihn höchstens befähigen, in etwas angeregterer Stimmung weiter zu lesen.

Was hier an drei verschiedenen Personen geschildert ist, das kommt nur mit Unterschieden in Temperament, Anlagen u. s. w. bei demselben Menschen vor. Der Leser wird dies häufig genug an sich selbst beobachtet haben; es wird gestattet sein an seine eigene Erfahrung zu appelliren, wenn er finden sollte, daß die obigen Beispiele schlecht gewählt sind. In allen solchen und ähnlichen Fällen nun tritt als auffallend und bedeutsam die Thatsache hervor, daß derselbe Reiz zu verschiedenen Zeiten auf das Nervensystem eine verschieden starke Wirkung äußert. In der mechanischen Naturerklärung geht man überall von dem Satze aus: Gleiche Ursachen, gleiche Wirkungen. Wenn irgendwo eine Kraft auftritt, die diesem Gesetz zu widersprechen scheint, so sucht man in den mitwirkenden Bedingungen, in den äußeren Umständen eine Erklärung dafür. Die Sonne erwärmt ein geheiztes Zimmer stärker als ein ungeheiztes; ein leichter Druck auf einen entzündeten Zahn erweckt heftige Schmerzen, während er bei einem gesunden kaum zu spüren ist. Aber in beiden Fällen ist der größere Effect leicht zu erklären: im ersten unterstützt der Ofen die Sonne und im zweiten üben die von entzündetem Blut strotzenden Gefäße schon an sich einen nicht unbedeutenden Druck auf den Zahnnerven aus, der dem äußeren Druck eine wirksame Hülfe leistet. Wer nicht von vornherein auf jede Erklärung verzichtet, der wird annehmen können, daß analoge Verhältnisse auch da stattfinden, wo andere Reize, die das Nervensystem treffen, ungleiche Wirkung haben. Er wird es wahrscheinlich finden, daß diese in ähnlicher Art, wenn sie in den Körper eintreten, Kräfte vorfinden von ungleicher Größe, mit denen sie sich summiren, um dann den Totaleffect zu erzielen. Ist aber diese Voraussetzung richtig, so folgt daraus der wichtige Satz, daß die Nerven sich auch dann, wenn sie scheinbar ganz unthätig sind, in einem Zustande dauernder Erregung befinden. Henle führt eine Reihe von Erscheinungen an, durch die die Richtigkeit dieser Thatsache auch anderweitig bewiesen wird. Er erinnert an die Nach- und Blendungsbilder im Auge, die auch auf das bewußtlose Anstarren sichtbarer Gegenstände folgen, an die merkwürdige Thatsache, daß wir das Schlagen einer Uhr überhören und uns doch der Zahl der Schläge im nächsten Augenblicke genau erinnern können. Ja als schlagendstes Argument hebt er hervor, daß es uns unmöglich sein würde, die Aufmerksamkeit durch Sinnenreize zu wecken, wenn nicht die Sinne, ohne Aufmerksamkeit, den Reizen beständig zugänglich wären. Befinden sich nun die Nerven im Zustande erhöhter Erregung, so wird zweierlei die Folge sein: einmal wird die Phantasie leichter arbeiten, d. h. die Vorstellungen werden sich leichter bilden und rascher auf einander folgen, und sodann wird der Uebergang des Reizes von dem einen Nerv auf den andern geringeren Widerstand finden. Das Spiel der Mienen und Gesten wird lebhafter, der ganze Körper wird beweglicher. Für die Auffassung des Lächerlichen ist beides wichtig. Die Phantasie muß rasch von der gewöhnlichen Vorstellung zu ihrem Contrast eilen, nur dadurch wird schlagende Wirkung erzielt, und sodann muß mit derselben Geschwindigkeit das sympathische Nervensystem erregt werden, damit die Reflexbewegung, das heitere Gelächter, als unmittelbares Ergebniß aus diesen beiden Processen hervorgehen kann. Bekanntlich liegen schon in der Constitution der Menschen wichtige Ursachen der verschiedenen Erregbarkeit. Findet doch Henle den Unterschied der Temperamente in diesem angeborenen Tonus des Nervensystems — wie er ihn nennt — begründet. Aber auch willkürliche Mittel, körperliche und geistige, können ihn stark beeinflussen. Das Anschauen eines Kunstwerkes, heitere Lectüre, fröhliche Geselligkeit erhöhen die Erregbarkeit, ja man könnte geneigt sein den Zustand der „ästhetischen Freiheit", den Schiller mit so vieler Beredtsamkeit preist, hierher zu rechnen. Auf die Wirkung der Narkotika, des Weins u. s. w., als beliebter Hülfsmittel der Unterhaltung, braucht nur hingewiesen zu werden. Jeder hat an sich selbst erfahren, wie unbehaglich es ist, wenn man als Nüchterner in eine angeheiterte Versammlung geräth, wie ganz unbegreiflich man es dann findet, wenn ein einfacher Scherz, für den man selbst blos ein mitleidiges Achselzucken hat, durch ein homerisches Gelächter belohnt wird. Aber hier bieten sich die Beispiele und Beziehungen ganz ungesucht von selbst dar, auf die näher einzugehen wir uns deshalb erlassen können. Sie alle sollen in dem Obigen eine vollständige, auf die letzten Gründe zurückgeführte Erklärung nicht finden, denn diese würde eine genauere Kenntniß der Bewegungsvorgänge im Nervensystem voraussetzen, als wir sie bis jetzt besitzen; was wir beabsichtigten, war nur zu zeigen, wie die Physiologie eine Reihe von Erscheinungen durch Analogie unter einen gemeinschaftlichen Gesichtspunkt gebracht und ihren Zusammenhang in dem Organismus des Menschen nachgewiesen hat.

C. M.

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Opern und Concerte.

Erklärung: Herr Barth, die Königliche Hochschule und die Conservatorien in Leipzig und Köln. — Neue Opern: „Die Offiziere der Kaiserin", Text von Wichert, Musik von Wüerst. „Prinz Methusalem", Text von Treumann, Musik von Joh. Strauß. — Neue Compositionen: Trio von Bargiel, Eckert, Taubert. Sonate für Clavier und Viola von Kiel. Compositionen von Heidingsfeld. — Concerte: Fräulein Bertha Hafft, Herr Rehfeldt, Mollenhauer, Kammermusikſoirée der Herren Dr. Bischoff und Holländer.

Vor dem Beginn der eigentlichen Besprechungen muß ich auf meinen letzten Artikel vom 19. d. M. zurückkommen. Ich habe in demselben geschrieben, daß Herr Barth die Vorschläge (Pralltriller) im Beethovenschen Bdur-Trio rhythmisch ganz unrichtig spielte, gegen alle Regeln der Clavierschulen, gegen alle die klassischen Traditionen, welche auch von den größten Pianisten der romantischen Schule immer streng eingehalten wurden. Es ist mir nun von vielen sehr glaubwürdigen Seiten versichert und bestätigt worden, daß die Schuld dieser ganz falschen Ausführung nicht Herrn Barth direct trifft, sondern daß dieselbe bei den Clavierlehrern der Königlichen Hochschule als Gesetz eingeführt ist, so z. B. muß selbst die Mittelstelle des ersten Satzes der Beethoven'schen Sonate pathétique in der Weise ausgeführt werden, daß der Pralltriller vor der Note ertönt, wodurch der Gang der Melodie geradezu unverständlich wird. Ich kann auf das Bestimmteste versichern, daß in den Conservatorien von Leipzig und Köln — unter Reinecke und Hiller — die betreffenden Stellen in der Weise gespielt werden, die ich, auf alle Schulen und Erfahrungen gestützt, als die einzig richtige bezeichnet habe. Es ist für mich nichts weniger als erfreulich — fast möchte ich sagen schmerzlich — gerade diese Thatsache in der Lehrmethode der Königlichen Hochschule zur Kenntniß zu bringen; aber diese Thatsache ist eine in die allgemeine hochwichtige Frage des Kunstunterrichts so tief einschneidende, daß sie nicht ignorirt werden darf, und jede Rücksicht zurückweist.

Die Königliche Oper brachte ein neues Werk von den Kunstzwillingen Wichert-Wüerst. Der Text (nach einer Sacher-Masoch'schen Novelle verfaßt) ist scharmant, enthält aber zu viele in Verse gebrachte witzige, ziemlich lange bloße Gespräche, welche, in einer komischen Oper recitativisch behandelt, auf die Dauer Ermüdung (den schlimmsten Feind der Lustigkeit) herbeiführen. Auch verlangt eine vieractige durchcomponirte Oper mehr lyrische Momente als ihr der Text bietet. Die Musik Wüersts zeigt überall den feingebildeten Musiker, enthält auch ein paar sehr glücklich erfundene Stücke, kann aber die verfehlte Grundlage nicht umformen. Wie ich höre, soll der Componist selbst eine Kürzung, theilweise Ueberarbeitung als nothwendig erkannt haben; in knapperer Form wird die Oper gewiß angenehm wirken.

Was nun das neueste „Werk" des genialen, liebenswürdigen Tanzdichters Johann Strauß betrifft, so muß ich vor Allem berichten, daß eine ganze Masse netter und liebenswürdiger Leute mir auf Treu und Glauben versicherte, sie hätten sich dabei ganz köstlich amüsirt. Ich kann leider von mir nicht unbedingt dasselbe sagen. Mich hat der überaus drollige Text in seiner witzigen Berliner Bearbeitung viel öfter lachen gemacht, als mir die Musik Interesse abgewann. Was fange ich armer Mann nun an, um das Räthsel zu erklären? Ich hoffe, der freundliche Leser wird nicht zürnen, wenn ich es unaufgelöst lasse. Vielleicht fehlt mir wirklich das richtige Verständniß zur Beurtheilung dieser Gattung Musik! Ich war doch für „Cagliostro" von Strauß sehr eingenommen, habe dieser Operette in der „Gegenwart" eine eingehende gründliche Besprechung gewidmet, halte sie noch jetzt für sein bestes Werk — und trotz aller günstigen Besprechung übte sie keine Anziehungskraft auf das Publicum aus, während die „Fledermaus", die mir viel, viel weniger angenehm war, hunderte von Vorstellungen erzielte; folgerichtig müßte daher auch „Prinz Methusalem" ein Zugstück werden. Daher möge mir der Leser jede besondere Besprechung der Einzelheiten gütigst erlassen. Operetten wie diese appelliren an die Tasche des Publicums und nicht an dessen künstlerischen Geschmack, und bleibt die Tasche zugeknöpft, so nützt auch der beste Geschmack dem eigentlichen Zwecke nichts.

Nicht umhin kann ich, der ganz vortrefflichen Aufführung zu gedenken, die bis in die kleinsten Rollen hinab eine wahrhaft musterhafte war. Die Damen Fräulein Stubel (Methusalem) und Fräulein Krén (Prinzessin), welche ihre Rollen ursprünglich nur studirt hatten, um als Ersatz für die eigentlichen Trägerinnen eintreten zu können, und denen mit einem Male die nicht leichte Aufgabe zugefallen war, die Feuerprobe der ersten Aufführung zu bestehen, spielten ganz ausgezeichnet, so zierlich und anmuthig als möglich, auch der Gesang (von dessen Genre ich in der That nicht viel verstehe) war lebhaft und wirksam. Fräulein E. Schmidt ist bekannt als unübertreffliche Darstellerin chargirter Damenrollen. Der unwiderstehliche Herr M. Schulz, die Herren Broda, Haßkerl, Guthery vollführten ihre Partien unter fast immerwährender Heiterkeit des Publicums. Das Zusammenspiel war in allen Theilen ein vollendetes, und nicht geringes Lob gebührt dem Herrn Capellmeister Kleffel für sein Einstudiren und umsichtiges und sicheres Dirigiren. Schon die vortreffliche Aufführung des „Methusalem" verdient einen Besuch.

Die letzten Wochen brachten mehrere interessante theils neue, theils zum ersten Male hier aufgeführte Compositionen. Wir wollen sie in alphabetischer Reihe besprechen. In einem recht gut zusammengestellten Concert des Tonkünstlervereins kam ein Trio von Bargiel (Esdur) zu Gehör, das ich mit großer Freude begrüße. Es ist mir schon lange keine so lebensfreudige, frische und künstlerisch gearbeitete Composition dieser Gattung vorgekommen. Ueberall markige, fest auftretende Motive, originelle und dabei klare Harmonisation, und vortreffliche thematische Durchführung. Den Hörer überkommt eine (jetzt gar seltene!) behagliche ästhetische Stimmung, Vergnügen an einer Kunstform. Einige Längen am Ende des sehr schönen Adagios, einige Anklänge an Beethoven im Scherzo sollen hier nur angeführt werden, damit der Kritik das Recht gewahrt werde; diese kleinen Bedenken schwinden aber vor dem Gesammteindruck. Das Finale ist den besten Werken der Neuzeit gleichzustellen. Die Ausführung von Seiten der Herren Barth, de Ahna und Hausmann war ganz vortrefflich. Die durchaus nicht leichte Clavierpartie kam zur schönsten Geltung.

In dem Concerte des Fräulein Ida Bloch wurde ein Trio von Eckert vorgeführt von der Concertgeberin, den Herren Struß und Philipsen. Es ist eine Jugendarbeit und gehört zu den liebenswürdigsten Compositionen der Mendelssohn'schen Schule, deren Signatur es in entschiedener Weise trägt. Der letzte Satz ist der frischeste und originellste, und das ist ein großer Vorzug, denn eben das Finale ist gewöhnlich der gefährlichste Theil. Bei gar vielen Compositionen ist, entgegen dem Sprichwort, Alles gut, nur das Ende nicht. Fräulein Ida Bloch gehört theilweise auch zu der Zahl der Liszt'schen Schülerinnen, die ich schon einmal in diesen Blättern beschrieben habe, die eigentlich nur mehr das Aeußerliche vom Meister haben, „wie er sich räuspert" u. s. w. Doch muß der noch jugendlichen Dame entschiedenes Talent und viel natürliches Feuer zuerkannt werden. Durch ein wenig Läuterung wird dieses Feuer nur heller glänzen und auch wärmend wirken. Es ist eben immer die alte Geschichte: die meisten Schüler Liszts glauben durch recht hohe Handhaltung, große Bravour und sonstige Frescomalerei, die manchmal der reinen Farbe entbehrt, sich des Meisters würdig beweisen zu müssen. Ich behaupte, es kann Einer, der gar nicht viel Mechanik der Finger zeigt, doch zu erkennen geben, daß er von Liszt sehr viel gelernt hat, was nur von diesem zu lernen war. Aber dieses Thema wird wohl noch recht lange und ebenso fruchtlos behandelt werden, wie manches Andere, das auf einer entgegengesetzten Seite gespielt wird.

In einem Quartettabende der Herren Struß, Wegener, Gentz und Philipsen führte Herr Obercapellmeister Taubert ein Trio seiner Composition vor. Es gehört einer Zeit an, in welcher die Eleganz und Nettigkeit der Form Hauptbedingung war, in welcher die Kammermusik in der That mehr wie ein Moment des intimen Familienmusiklebens als der öffentlichen Wirksamkeit betrachtet worden ist. Dieses Trio ist auch ein liebenswürdiges Stück, das keine höheren Ansprüche stellt, als die eben angeführten Tendenzen in künstlerisch anständigster Weise durchzuführen. Auch bei ihm ist hervorzuheben, daß das Finale sich als der frischeste und wirksamste Theil erwies. Was soll man nun von dem Clavierspieler Taubert sagen, der in einem Alter, wo schon manche ehemalige Virtuosen kaum noch als Lehrer den Schülern etwas privatim vorspielen können, mit solcher Frische und Sicherheit eine brillante Clavierpartie in der Oeffentlichkeit zur Geltung bringt? Ob man sich zu der Schule, aus der dieses Clavierspiel stammt, bekennt oder nicht,

Digitized by Google

als eine in ihrer Art merkwürdige Leistung muß man es anerkennen. Von den Herren Quartettisten hörte ich noch das reizende Cdur-Quartett von Mozart in sehr anerkennenswerther Weise ausführen.

Eine Sonate für Viola und Clavier von Kiel bildete das Hauptstück der zweiten Soirée der Herren Dr. Bischoff und Holländer. Kiel hat das Unternehmen, in einem Duo der als Soloinstrument gar nicht gepflegten Viola eine hervorragende und dankbare Stellung zu geben, in glänzendster Weise durchgeführt. Die schönste Klangfarbe ist überall in geradezu unübertrefflicher Weise getroffen und angebracht. Der Eindruck des Werkes, besonders des Adagio, war ein tiefer, nachhaltiger. Die Ausführung von Seiten der Herren Dr. Bischoff und Holländer war eine vortreffliche. Der letztgenannte Künstler hat der jetzt beliebten Mode, alle alten Musikscharteken hervorzuholen und sie zu spielen, weil sie alt (nicht immer weil sie gut sind), ebenfalls seinen Tribut gezollt, und eine Sonate von Veracini gespielt, an der das Alter das einzig Bemerkenswerthe war. Seine Wiedergabe war eine ausgezeichnete. Herr Dr. Bischoff zeigte in der Wahl seiner Solostücke das sehr löbliche Bestreben, den Lebenden gerecht zu werden; er spielte eine wenig hervorragende aber anmuthige Romanze (oder Lied ohne Worte) von Büchner, ein Manuscriptimpromptu von Th. Kullak, ein Nocturno von Chopin und schließlich die reizende Amoll-Serenade von Rubinstein. In all' diesen Stücken zeigte sich Herr Dr. Bischoff als ein vielseitig gebildeter Pianist, der über eine sehr respectable Technik verfügt und dabei jedes Musikwerk nach dessen Charakter gründlich durchstudirt und erfaßt hat.

Unter den Virtuosenconcerten ist das von Herrn Concertmeister Rehfeldt zu nennen, der sich sowohl in der Wahl seines Programms als in der Ausführung als ein sehr gediegener Violinspieler erwies.

Der amerikanische Professor Herr Ritter-Moldenhauer hat ein zweites Concert veranstaltet, von dem ich selbstverständlich ferne blieb, das aber doch erwähnt werden muß, weil der Concertgeber nach den übereinstimmenden Berichten aller Besucher dieses Mal fast ruhig stand, fast gar nicht kratzte und quikte, gute Musik spielte, und entschiedenes Geigertalent bekundete. Das positive Wunder hat die sonst als rein negirend verschriene Berliner Kritik hervorgebracht, es sei hiermit constatirt und gepriesen.

Ein Geigertalent ersten Ranges offenbarte sich in einer jugendlichen Concertgeberin aus Wien, Fräulein Bertha Hafft, die wirklich in hohem und erfreulichstem Grade überraschte. Ihre Technik ist sehr bedeutend und fast immer sicher, der Ton ist angenehm und voll, und die Ausführung mechanischer Schwierigkeiten zeugt von Schwung und Feuer, nicht blos von mühseligem Studiren. Was aber noch viel höher zu schätzen ist: der Vortrag ist warm, natürlich, gesund, einfach; nirgends ein Vordrängen falschen Gefühlsausdrucks, dabei eine wohlthuende, von richtiger Auffassung zeugende Tonfärbung. Sie spielte zuerst mit Herrn Musikdirector Dorn die kleinere Gdur-Sonate von Beethoven, in der sie durch die freundliche und natürliche Wiedergabe des menuettartigen Andante die Hörer gleich zu ihren Gunsten stimmte, dann ein Concert von Paganini, um ihre Kühnheit und Sicherheit in allerhand Sprüngen und Läufen zu zeigen, dann eine Andante von Bach (von Wilhelmj einer Suite entnommen) und die Romanze von Beethoven. Die beiden letztgenannten Stücke waren für den Unterzeichneten der Glanzpunkt der Leistungen. Gegen die Transcription des Bach'schen Andante von Wilhelmj ist Protest einzulegen; eine himmlische Melodie, von Bach den Geigen in ihrer am schönsten klingenden Lage gegeben, wo sie sphärenartig schwebt, ward von Herrn Wilhelmi auf die g-Saite zum breit sich blähenden Virtuosengesang herabtransportirt. Der alte Leipziger Cantor hat bekanntlich neben dem Contrapunkte auch etwas von Klangfarbe der Instrumente verstanden, und kann mit vollem Rechte verlangen, daß die Melodie, die er einmal den Geigen in einer bestimmten Weise angewiesen, nicht auf der Geige in anderer Weise, als der von ihm bestimmten, ausgeführt werde. Für mich ist diese Uebertragung eine der stärksten Profanationen, welche die an solchen Dingen nicht armen Virtuosenexperimente zu Tage gefördert haben, und es gereicht dem Fräulein Hafft zur Ehre und großem Lobe, daß sie dem Versuche, hier bombastisch-breiten Ton zu entwickeln, widerstand, einfach und natürlich spielte. Die junge Dame kann auch mit der Aufnahme, die sie bei dem sonst nicht leicht zu erwärmenden Berliner Publicum gefunden hat, sehr zufrieden sein. Sie fand allgemeinen lebhaften Beifall.

Vor acht Tagen hat Herr Heidingsfeld, ein ehemaliger Schüler des Stern'schen Conservatoriums, speciell des Herrn Dr. Ruft, ein Concert veranstaltet, worin er mehrere große Orchesterstücke und Lieder seiner eigenen Composition vorführte. Erst kam eine dramatische Symphonie „König Lear", die in drei Theile zerfällt, „der König", dann „Cordelia", endlich „König Lear auf der Haide im Sturm und Gewitter; Trauermarsch". Als zweites selbstständiges Orchesterstück erschien ein „Todtentanz", als drittes „Othello, symphonische Dichtung". Die „Zigeunerstücke für Orchester" habe ich nicht mehr gehört. Herr Heidingsfeld ist ganz entschieden ein (noch sehr junger) Componist von bedeutendem Talent, der die Instrumentation und auch die Liedform — auf diese werde ich noch später zurückkommen — mit großem Geschicke handhabt. Aber sein bedeutendes Talent ist auch noch ein recht wüstes, und er muß es einer großen Läuterung unterziehen, um wirklich Gedeihliches zu erreichen. Er ist nicht blos ein entschiedener Anhänger Wagners, er über-wagnert ihn. Nun kann es nicht oft genug wiederholt werden, daß die wahre Verehrung für Wagner sich vor Allem in der Vermeidung jedes Nachahmens kundgeben muß; denn er ist eine Erscheinung für sich, ein mächtiger Markstein eines ungeheuer mächtigen Reiches, kein Wegweiser der Kunst; auf ihn sind die Worte des Mufti in Goethes „Westöstlichem Divan" anzuwenden:

Verbrannt sei Jeder, spricht der hohe Richter,
Wer spricht und glaubt wie Misri — er allein
Sei ausgenommen von des Feuers Pein.
Denn Allah gab die Gabe jedem Dichter,
Mißbraucht er sie im Wandel seiner Sünden,
So seh' er zu, mit Gott sich abzufinden!"

Nun denkt wohl selbst der reactionärste Musikmufti nicht daran, daß ein Nachahmer Wagners verbrannt werden müsse; aber ich behaupte, der Nachahmer verbrennt sich selbst — wenigstens die Finger. Denn von Wagner'scher Harmonisation und Instrumentation sind seine melodischen Gruppen, also seine musikalischen Gedanken, unzertrennlich, man kann ihn eben gar nicht nachahmen, sondern nur copiren, und das ist auch Herrn Heidingsfeld zugestoßen, hier und da sogar mehr als gebührlich. Und dabei ganz unnöthigerweise. Ich will mit ihm nicht über die Wahl seiner Stoffe rechten, über den der Musik angethanen Zwang, Dinge darzustellen, welche kaum die dramatische Poesie in der höchsten Anspannung der Kräfte zur Anschauung bringen kann. Ich will gar nicht weitläufig darlegen, daß der „Othello" ebensogut „Hamlet" oder selbst „Ein Wintermärchen" heißen konnte, weil doch nur zwei wenig bedeutende Motive charakteristische Gegensätze bilden sollten, die auch auf alles Andere schließen ließen, als auf den Mohr von Venedig und Desdemona. Ich will nicht besonders hervorheben, daß der „Todtentanz" — wenn man die paar Tamtamschläge, welche die Thurmuhr andeuten sollten, ausnimmt — als ganz angenehm klingende Balletmusik bezeichnet werden kann, die hundert Meilen weit liegt von der Vorstellung, die mit einem Tanz von Gerippen, welche im Grabe keine Ruhe finden, zusammenhängt. Ich will nur hervorheben, daß seine eigenen musikalischen Ideen, wie sie in diesem Todtentanz und in den Liedern zum Vorschein kamen — die anderen Compositionen sind eben voll Wagner'scher ganzer Tonfolgen —, daß diese Ideen ganz und gar weit abseits liegen von Wagner'scher Richtung, und daß in ihnen die beste Aufforderung liegt, doch den Weg zu gehen, den ihm sein Talent selbst weist, auf welchem er zu einem guten Ziele gelangen kann, anstatt einen fremden Pfad zu verfolgen, der ihn in ein Labyrinth ohne Ausweg führen muß. Wer seine Lieder hörte, diese wirklich frischen, anmuthigen und von wahrer Empfindung zeugenden Melodien, der mochte fast gar nicht glauben, daß sie sie von demselben Componisten herrührten, dessen „Lear" soeben ausgelärmt hatte, dessen eben aufgeführter „Trauermarsch" geradezu aus dem Schwert-(Nothung-)Motive des Siegmundtrauermarsches hervorgegangen war. Wer den „Todtentanz" hörte, der fragte sich unwillkürlich: Warum hat der talentreiche Componist diese hübschen lebendigen, mitunter recht originellen Tanzweisen nicht so gelassen, wie sie ihm ursprünglich gekommen waren, und nicht als richtige Tanzmusik vorgeführt, warum umgab er sie mit einem Leichentuch, das ihnen durchaus nicht passen will? Möge er doch recht bald versuchen irgend ein Tonstück ohne Programm zu schreiben, vor Allem aber die in ihm lebenden Melodien recht pflegen und entwickeln; dann wird er selbst zur richtigen Erkenntniß seiner Gaben gelangen, und Selbstständiges, Eigenthümliches zu Tage fördern. Frau Förster-Conrad sang die oben erwähnten Lieder des Concertgebers und andere von Schumann mit schöner Stimme und

Digitized by Google

Ausdruck. Der Erfolg des Concertes war ein getheilter, in mancher Hinsicht ein ungetheilter, so z. B. fanden die Lieder allgemeinen stürmischen Beifall, auch das Andante „Cordelia" ward lebhaft begrüßt; der „Todtentanz" hätte ohne das Mitternachtvorspiel, also als Lebenstanzstück, gewiß auch bedeutenden Erfolg errungen. Denn die Motive sind wirklich sehr hübsch. An die unbedingten Verehrer des Meisters Wagner möchte ich das Ansuchen richten, daß sie selbst doch genau prüften, in wie fern das Nibelungenfestspiel als Fundament einer Schule betrachtet werden kann, nach welcher sich ein junger Componist richten soll? Der Meister hat 26 Jahre gebraucht, bis er dahin kam — und der Schüler soll gleich von da aus weiter gehen? Die Antwort auf diese Frage, von einem nicht unbedingten Verehrer Wagners gegeben, wird immer verdächtig erscheinen. Ich möchte wirklich wissen, wie sie ein ganz Unverdächtiger ertheilen wird.

H. Ehrlich.

Notizen.

Der Frieden im Orient und die innere Krisis waren seit den letzten Wochen fast die ausschließlichen Gegenstände der öffentlichen Gespräche. Wer bei dem vorläufigen Abschluß an der Donau, am Balkan und in der Umgegend des Schwarzen Meeres auf Rußlands großmüthige Mäßigung zählte, machte, wenn es nach den russischen Wünschen ging, die Rechnung ohne den Wirth, das heißt ohne den Sieger. Man sagt, die Russen hätten sich unsere Kriegführung von 1870 sowie unser Verfahren beim Friedensschluß zum Muster genommen. Mit der Nachahmung der Methode während des Kampfes ist es indessen den Großfürsten schlecht geglückt. Frankreich kann sich ohnehin dafür bedanken, daß es von Petersburger Sophisten mit der altersschwachen, finanziell ruinirten und von den gottverlassenen Paschas verrathenen Türkei in eine Linie gestellt wird. Auch wir in Deutschland, die von den Franzosen überfallen waren, uns unserer Haut wehren und den Parisern das Gelüste nach dem Rheinufer durch Zurücknahme früheren Besitzes ein für allemal vertreiben mußten, möchten uns den Versuch, beide Kriege in Parallele zu stellen, höflichst verbitten. Die Aehnlichkeit besteht nur in dem Ueberfall, der damals wie vor zwei Jahren, in Paris wie in Petersburg, durch Frauen vermittelt wurde, dort durch Eugenie mit ihren Jesuiten, an der Newa durch Personen, über welche man bei uns ehrerbietig schweigt. Auch die beabsichtigte Copie des deutschen Friedens ist schon durch die gänzlich divergirenden Motive hinfällig. Die russische Diplomatie soll mit Vorliebe eine Anekdote von der Begegnung Bismarcks mit Napoleon III. in dem historisch bezeichneten Bauernhause zu Donchery erzählen. Der spätere Reichskanzler habe bald darauf seine Unterredung mit dem bei Sedan geschlagenen Kaiser einem befreundeten Ausländer erzählt und bemerkt: Figurez-vous, qu'il avait compté sur notre générosité! Der Ausspruch wäre in Erwägung des Schicksals, das die Franzosen uns zugedacht hatten, wohl verständlich gewesen, wenn auch die Verantwortlichkeit dafür den Russen, aus deren Kreisen die Erzählung stammt, überlassen bleiben muß. Aber mit diesem Präcedenz jetzt die Verleugnung alles dessen beschönigen zu wollen, was vor dem von den slawischen Comités angezettelten Feldzuge feierlich verheißen war, das konnte selbst von moskowitischer Dreistigkeit kaum erwartet werden. Die Weltlage war für den Raubzug günstig und darum hat er stattgefunden: das ist in wenigen Worten die Geschichte des diesmaligen orientalischen Krieges. Welchen Vortheil Oestreich aus der Connivenz auf die Dauer ziehen wird, wie behaglich auch wir uns bei dem Uebermuth unserer theuren, durch ihre Dankbarkeit sprichwörtlichen Alliirten fühlen werden, braucht nicht erst die Zeit zu lehren. Jeder in dem russischen Dunstkreis nicht ganz aufgegangene Sinn konnte sich das von vornherein ausmalen. Hat doch der durch den bekannten Dreibund so weich gebettete Gortschakow während der Versuche, England zu gewinnen, mehr als einmal gesagt: J'aime bien une politique à trois, mais je préfère infinement une entente à six, si je puis l'obtenir! Wie er dieses Einverständniß vorkommenden Falles gegen Berlin zu verwerthen weiß, hat er im Frühjahr 1875 gezeigt. Doch dafür hat man bei uns kein Gedächtniß. Hier ist die Aufmerksamkeit ohnehin durch die heimische Krisis getheilt, über welche so schwer zu schreiben ist. Man muß nämlich die Darstellung so einrichten, daß es den Anschein hat, als wüßte man von den Barziner Geheimnissen sehr viel, dürfe es aber nicht verrathen. Der Leserkreis soll in Spannung gehalten werden und doch möchlichst wenig erfahren. Man wirft den Journalisten vor, daß sie halbwahre oder gänzlich erfundene Nachrichten verbreiten, übersieht aber stets von Neuem, daß es für den Zeitungszweck auf die objective Richtigkeit des Thatbestandes gar nicht ankommt. Das Publicum will um jeden Preis unterhalten sein und trägt nach den geistreichsten Aperçus ohne gleichzeitige materielle Enthüllungen nicht das geringste Verlangen. Diese lassen in dem vorliegenden Fall noch immer in beglaubigter Weise auf sich warten, und es entspricht daher durchaus den edlen Traditionen unseres lieben Vaterlandes, daß die kleinbürgerliche Neugier mit den haarsträubendsten Phantasiestücken abgespeist wird und sich die betheiligten Publicisten hinterher einer über den anderen lustig machen. Zum Glück ist die Reform dadurch nicht gefährdet und soll ja, soweit für jetzt thunlich, nunmehr wirklich in Angriff genommen werden.

* * *

Der soeben erschienene „Diplomatische Kalender des deutschen Reichs auf das Jahr 1878"*) ist berufen einem Bedürfnisse zu entsprechen, welches sich in den betheiligten Kreisen zum Oestern fühlbar gemacht hat. Es war an maßgebender Stelle der Wunsch ausgesprochen worden, eine kurze Zusammenstellung derjenigen Personalnotizen und wichtigsten Gesetze und Verordnungen, welche sich auf die diplomatische Thätigkeit des deutschen Reichs beziehen, in handlichem Format zu besitzen, durch jährliche Wiederkehr dieselbe genau und vollständig zu erhalten, und so im Laufe der Jahre eine Art diplomatischer Handbibliothek zu schaffen.

Zu diesem Zwecke hat das auswärtige Amt des deutsches Reichs der Redaction des Kalenders das gesammte einschlägige Material zur Verfügung gestellt, sodaß die in dem Kalender enthaltenen Personalien ꝛc. den Anspruch auf vollste Authenticität erheben dürfen. Neben den 130 Seiten des eigentlichen Kalendariums enthält das mit gutem Geschmack ausgestattete und einem Porträt des Staatsministers von Bülow gezierte Büchlein auf weiteren etwa 180 Druckseiten u. A. die Reichsverfassung, die Gesetze über die Organisation der Bundes-Consulate ꝛc., die Seemannsordnung, eine Uebersicht der Portosätze und, als besonders dankenswerthe Beigabe, biographische Notizen über deutsche Diplomaten.

v. K.

* * *

Die Firma Breitkopf und Härtel in Leipzig veranstaltet eine „Volksausgabe" der Klassiker und der besten neueren Componisten, auf welche wir die Leser unseres Blattes aufmerksam machen. Dieselbe wird in Wohlfeilheit des Preises allen anderen derartigen Ausgaben gleich stehen, und in Bezug auf Sorgfalt der Correctur und des Stiches den alten Ruf der Firma auf's Neue bewähren.

Bibliographie.

H. Kruse, das Mädchen von Byzanz. Trauerspiel in fünf Aufzügen. 8. 122 S. Leipzig 1877, Hirzel.

H. Küntzel, der zweite Theil des Goethe'schen Faust neu und vollständig erklärt. 8. 122 S. Leipzig 1878, Hartung. 2. —

M. Löbe, Wahlsprüche, Devisen und Sinnsprüche der Kurfürsten und Herzöge von Sachsen Ernestinischer Linie. Ein Beitrag zur Spruchweise des 16. u. 17. Jahrhunderts. Gr. 8. XI u. 96 S. Leipzig 1878, Duncker & Humblot.

L. Meyer, Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde. Briefe an eine Freundin über die natürliche Geschichte der Schöpfung. 8. 260 S. Schleswig 1878, Bergas.

A. Petöfi, Gedichte. Aus dem Ungarischen von L. Neugebauer. 12. XVI u. 240 S. Leipzig 1878, O. Wigand.

*) Berlin 1878, Georg Stilke.

Digitized by Google

Inserate.

Ein **Schriftsteller** von wissenschaftlicher Bildung wünscht für Zeitungen und Zeitschriften noch **Correspondenzen** über **literarische**, insbesondere **dramatische, Neuigkeiten** zu übernehmen. — Gefl. Anerbietungen sub **J. C. 9308** befördert **Rudolf Mosse, Berlin SW.**

Ein wissenschaftlich gebildeter Schriftsteller erbietet sich Verlegern zur Beurtheilung eingereichter Werke, vorzugsweise im Gebiete des Dramas und der Belletristik. Offerten sub **J. D. 9309** befördert **Rudolf Mosse, Berlin SW.**

Ein solider Mann von Bildung und vielseitigen Kenntnissen, mit vielen hiesigen Localverhältnissen bekannt, seit längeren Jahren in Berlin und Königl. Beamte, empfiehlt sich zur Führung von Vertrauenssachen oder Commissionen, auch von auswärts, sowie für schriftliche Arbeiten, welche schöne Handschrift und Sachkenntnisse erfordern. Näheres durch die Expedition dieser Zeitschrift sub **R. S.**

Bei **E. Neuenhahn** in **Berlin**, Kommandantenstraße 77—79, ist erschienen:

Die Idee der Entwickelung.
Eine social-philosophische Darstellung
von
Leopold Jacoby.
1. u. 2. Theil. 1874—1876. à 4 Mk.

Das Buch stellt den philosoph. Zusammenhang zwischen Darwinismus und Socialismus dar u. bildet den ersten Versuch einer Fortführung der socialen Idee auf wissenschaftl. Grundlage.

Verlag von **Joh. Fr. Hartknoch** in **Leipzig.**
Die Gespenster von Varzin.
Groteskes Nachtstück
von
Ernst Eckstein.
Mit Titelbild von Hans Kadeder.
Dritte Auflage. Preis 1 *M.*

Für akademisch gebildete Leser!
In 8 Wochen 3 starke Auflagen!
Die Zwillinge.
Humoreske
von
Ernst Eckstein.
Mit 8 Illustrationen von **H. Lührsen.**
Dritte Auflage. Preis 1 *M.*
Leipzig, Verlag von Richard Eckstein.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin.**
Don Juan d'Austria.
Ein geschichtliches Trauerspiel in 5 Aufzügen
von
Albert Lindner.
Ein Band 8. Eleg. geh. Preis 2 *M.*

Verlag von **G. Reimer** in **Berlin,**
zu beziehen durch jede Buchhandlung:
Shakespeare's
dramatische Werke
nach der Uebersetzung
von
August Wilhelm Schlegel und **Ludwig Tieck,**
sorgfältig revidirt
und theilweise neu bearbeitet, mit Einleitungen
und Noten versehen, unter Redaction
von
H. Ulrici,
herausgegeben durch die
Deutsche Shakespeare-Gesellschaft.
Zweite Auflage.
Complet in zwölf Bänden.
Brochirt: 24 *M.*

Verein für Deutsche Literatur.
Von der IV. Serie (1878) wurde soeben ausgegeben Band 2:
Dingelstedt, Franz, Literarisches Bilderbuch.
Preis der Serie von 7 Bänden, elegant gebunden, 30 Mk., zahlbar in 2 Raten à 15 Mk.
Die 7 Bände erscheinen binnen Jahresfrist. Beitrittserklärungen nimmt jede Buchhandlung entgegen, sowie das
Büreau des Vereins für Deutsche Literatur,
A. Hofmann in Berlin, Kronenstrasse 17.

Plattdütsche Husfründ.
En Volksblatt vör alle Plattdütschen.
Unter Mitwirkung von **Klaus Groth** u. A., redigirt von **Willem Kastner.**
3. Jahrgang 1878.
Wöchentlich eine Nummer. — Preis pro Quartal 1 *M.*
Probenummern gratis und franco.
Leipzig. **C. A. Koch's** Verlag.

Steinway & Sons.
New-York.
Größte Pianoforte-Fabrik der Welt.
Große Medaille London 1862, Paris 1867, Stockholm 1868, Philadelphia 1876 und 47 Medaillen anderer Körperschaften.

Gelegentlich der **Wiener Ausstellung 1873,** auf welcher **Steinway & Sons** nicht vertreten waren, leitete die Jury der 15. Gruppe ihren resp. Bericht mit den Worten ein: „Hinsichtlich der amerikanischen Abtheilung ist sehr zu beklagen, daß die berühmte bahnbrechende Firma **Steinway & Söhne** in **New-York,** welcher die gesammte Clavierfabrikation so viel zu verdanken hat, nicht vertreten war."

Die Preisrichter der 25. Gruppe der **internationalen Ausstellung zu Philadelphia,** darunter **Sir William Thomson,** einer der größten lebenden Physiker, **E. Levasseur,** Mitglied der französischen Akademie, **Joseph Henry,** Präsident der amerikanischen Nationalakademie, und **Julius Schiedmayer** in **Stuttgart,** letzterer einer der hervorragendsten **Pianoforte-Fabrikanten** Deutschlands, haben den Herren **Steinway & Sons, abgesehen von den ihnen zuerkannten zwei Ehrenmedaillen und zwei Verdienst-Diplomen,** noch folgende Special-Erklärung abgegeben:

„Wir bescheinigen hiermit, daß die von der Firma **Steinway & Söhne** auf der Welt-Aus-
„stellung in **Philadelphia 1876** ausgestellten Concert- und Salonflügel, Tafelform und Aufrechte
„Pianos, die höchste Gesammtsumme von vorzüglichen Eigenschaften und Neuheit der Construction
„darboten, und in allen Punkten der Vollkommenheit von uns am höchsten beziffert wurden. Dem-
„gemäß haben wir durch unseren einstimmigen Wahrspruch der Firma **Steinway & Söhne** zuerkannt
„Höchsten Grad von Vollkommenheit in allen Gattungen ihrer Pianos."

Vertretung und Lager: Berlin, Behrenstraße 47.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in Berlin. Druck von **B. G. Teubner** in Leipzig. **Expedition,** Berlin N.W., Luisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 6. Berlin, den 9. Februar 1878. Band XIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Organisation des europäischen Staatenvereins. Von Bluntschli. I. — **Literatur und Kunst:** Ueber den Ursprung der Sprache. Von Ludwig Noiré. Besprochen von G. S. — Vom Don zur Donau. Neue Culturbilder aus „Halb-Asien" von Karl Emil Franzos. Besprochen von Fritz Mauthner. — Gesellschaftliches und Privateigenthum als Grundlage der Socialpolitik. Von Adolf Samter. Besprochen von Walter Rogge. — De Zweep, Weekblad voor de Vlaamsche Beweging. Von Klaus Groth. — **Vermischtes:** Die Quelle des „Gangs nach dem Eisenhammer". Von Adolf Rümelin. — **Aus der Hauptstadt:** Natalie. Schauspiel in 3 Aufzügen von Adolf Wilbrandt. Besprochen von Paul Lindau. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate

Die Organisation des europäischen Staatenvereins.

Von Bluntschli.

I.

Der Plan Heinrichs IV. und Sullys. Der Abt von Saint Pierre.

Offenbar haben eher geographische als politische Erwägungen die Eintheilung der festen Erdoberfläche in vier oder fünf Welttheile veranlaßt. Dennoch übt die verschiedene Lage und Natur dieser Welttheile auch auf die Bedürfnisse und die Cultur ihrer Bewohner einen starken Einfluß aus und gibt auch dem politischen Charakter der einzelnen Welttheile einen eigenthümlichen Ausdruck. Insbesondere ist der Gegensatz von Europa und Asien, Occident und Orient, schon den Nationen der antiken Welt aufgefallen. Obwohl wir wissen, daß Europa mit seinem breiten Ostrücken mit Asien unaufhörlich verbunden ist, so unterscheiden wir doch sehr bestimmt die europäische Civilisation von der asiatischen und das europäische Staatswesen von den asiatischen Reichen.

Trotz aller sprachlichen und nationalen Unterschiede, welche die europäischen Völker trennen, und trotz der vielen Kämpfe, in die sie wider einander verwickelt worden sind, geht dennoch ein Gefühl gemeinsamer Art und gemeinsamer Interessen durch alle europäischen Völker und einigt sie immer wieder zu einer urverwandten europäischen Staatengenossenschaft. Auch nachdem die mittelalterliche Einheit sowohl des römischen Papstthums für das kirchliche Gesammtleben als des römischen Kaiserthums für die äußere Friedensgemeinschaft gebrochen und zerrissen worden ist, haben sich doch wieder die europäischen Staaten zusammen gefunden. Aus diesem Bewußtsein einer wesentlichen Rechtsgemeinschaft ist das europäische Völkerrecht zuerst hervorgegangen, bevor es, seines humanen Geistes bewußt, das große Wagniß unternahm, sich über andere Welttheile auszubreiten.

Seit den Verhandlungen der europäischen Staaten zu Münster und Osnabrück, welche den Westfälischen Frieden abschlossen, sind sehr viele europäische Congresse in der Absicht zusammen getreten, um die Verhältnisse der europäischen Staaten zu ordnen und den europäischen Frieden zu befestigen. Sämmtliche christliche Staaten haben sich an dem „europäischen Concerte" betheiligt, welches die normale Harmonie der gesammten europäischen Staatenwelt voraussetzte und darstellte. Gegen Ende des zweiten und zu Anfang des dritten Jahrzehents in unserm Jahrhundert machten die fünf europäischen Großmächte sogar den Versuch, eine großmächtliche feste Organisation Europas in jährlichen Congressen zu begründen und alle großen Streitfragen zwischen den europäischen Staaten und selbst innerhalb derselben die Streitfragen zwischen Fürsten und Kammern vor das Forum der europäischen Pentarchie zu ziehen. Die heilige Allianz, welcher fast alle europäischen Staaten beigetreten waren, war ebenfalls ein religiös motivirter Ausdruck desselben Grundgedankens, daß die christlichen Staaten Europas dauernd mit einander zu einer wohlgeordneten Rechtsgemeinschaft verbunden seien.

Die jährlichen Congresse der Großmächte sind seit 50 Jahren außer Uebung gekommen. Die Pentarchie besteht nicht mehr. Die heilige Allianz ist leise verblichen und gelöst worden. Die einzelnen Großmächte stehen sich fremder gegenüber, und auch die Staaten zweiten Ranges wachen eifersüchtiger für ihre Unabhängigkeit. Die Verbindung der europäischen Staaten ist lockerer und schwächer geworden, während die wechselseitigen internationalen Beziehungen, Verkehrsmittel, Interessen der Bevölkerungen seit dem Verfall der Pentarchie sehr viel bedeutender und mächtiger geworden sind.

Ein Blick auf die frühere Staatengeschichte Europas überzeugt uns, daß der Gedanke einer Organisation des europäischen Staatenvereins den europäischen Fürsten und Völkern schon seit Jahrhunderten bekannt und keineswegs ein chimärischer ist; und ein Blick auf die heutige europäische Lebensgemeinschaft zeigt uns ein naturgemäßes Wachsthum des Verlangens nach einer bessern Organisation Europas, welche den europäischen Frieden sichere und stärke und die europäischen Interessen wirksam schütze.

Die Erörterung über die Verfassung Europas hat freilich zur Zeit nur einen akademischen Werth. Wir müssen darauf gefaßt sein, daß nicht blos praktische Staatsmänner, welche nähere und dringende Aufgaben zu lösen haben, vorerst solchen Erwägungen keine Aufmerksamkeit zuwenden mögen, vielleicht sogar, wenn sie davon hören, darüber lachen. Wir begreifen es auch, daß viele kluge und wohlmeinende Leser, die sich sonst für politische Probleme interessiren, derartigen Verfassungsplänen gegenüber sich heute kühl und gleichgültig verhalten; denn die europäischen Völker haben während der letzten 88 Jahre so viele Verfassungen entstehen und untergehen gesehen, daß der Glaube an die Verfassungstheorien überhaupt überall gesunken und fast geschwunden ist.

Dennoch läßt sich das Problem nicht abweisen. Es hat von jeher auch ernste Männer beschäftigt. Kommt aber die Zeit, welche die Lösung des Problems möglich macht, so wird es sich auch nützlich erweisen, wenn zuvor die Kritik die

Digitized by Google

Mängel der bisherigen Versuche blosgelegt und die Aufmerksamkeit auf die Bedingungen hingelenkt hat, die jedes neue Unternehmen der Art beachten muß, um einen Erfolg zu erzielen.

Bekanntlich haben zwei große praktische Staatsmänner, König Heinrich IV. von Frankreich und sein Minister und Freund, Baron Rosny, später Herzog von Sully, zuerst den Plan einer Organisation von Europa gefaßt und ernstlich erwogen. Wenn seither dieser Plan als ein bloßes Phantasiespiel oder als Utopie bespöttelt worden ist, so haben die Spötter nicht beachtet, daß geniale Staatsmänner einen weiteren Horizont überschauen und größere Ideen erkennen, als die vielgeschäftigen aber kurzsichtigen Männer der Routine. Als derselbe König Heinrich IV. das Princip der religiösen Duldung und der Cultusfreiheit für die drei großen confessionellen Parteien seiner Zeit, Katholiken, Reformirte und Lutheraner verkündete, wurde das von der damaligen Welt und noch fast zwei Jahrhunderte nachher ebenfalls als eine unpraktische Utopie betrachtet, und heute wird die religiöse Freiheit in noch weiterem Umfange von allen civilisirten Staaten anerkannt, als Heinrich IV. selbst zu hoffen gewagt hatte. Es gibt Ideale, die nur in der Phantasie, niemals in der Wirklichkeit existiren können, aber es gibt andere Ideale, die von großen Männern aus der Ferne klar gesehen werden und die, wenn ihre Zeit herangereift ist, ausgeführt werden. Zu den letztern gehört unzweifelhaft der Grundgedanke, den Heinrich IV. und Sully mit nachhaltigem Ernst erzeugt und ausgebildet hatten.*)

Es gab damals zwei Möglichkeiten, Europa zu constituiren, entweder die Form einer Universalmonarchie, oder die eines europäischen Staatenbundes. Die erste konnte sich die Autorität und die Idee des Kaiserthums zunutze machen, welches auf Weltherrschaft (imperium mundi) seinen Anspruch erhob. Sie war auf die Uebermacht eines Hauptstaates und seines Herrschers gegründet, dem alle andern Könige und Fürsten und alle Republiken untergeordnet wurden. Im sechzehnten Jahrhunderte war die Verwirklichung dieser Universalmonarchie die große Gefahr für die Freiheit und Selbstständigkeit der zahlreichen europäischen Staaten. Heinrich IV. hatte sein ganzes Leben lang wider diese Bedrohung angekämpft. Die Weltherrschaft des Hauses Habsburg, welches die Kaiserwürde, das Königreich Spanien, die Kronen von Ungarn, Böhmen, Oestreich, der Lombardei besaß und Amerika großen Theils beherrschte, war den übrigen europäischen Völkern schon sehr nahe gerückt. Es bedurfte großer Anstrengungen, um sich ihrer zu erwehren.

Heinrich IV. und sein Minister entschieden sich für die zweite Form der Conföderation, welche allein im Stande war, die drohende Universalmonarchie abzuwenden und die Freiheit der einzelnen Staaten zu sichern. Darin liegt, wie auch Laurent*) hervorgehoben hat, der bleibende Werth des königlichen Bundesplans. Der Staatenbund allein erfüllt den Zweck einer dauernden Verbindung und Gemeinschaft Europas, ohne die Souveränetät der verbündeten Staaten zu verletzen.

Auch die Gliederung der Staaten und ihrer Gruppen im Einzelnen zeugt für den Scharf- und Weitblick der Autoren. Es sollte ein relatives, keineswegs ein mathematisches Gleichgewicht unter den europäischen Staatengruppen hergestellt und so fest begründet werden, daß kein einzelner Staat eine drückende Uebermacht gewinnen konnte, und alle Staaten in ihrer Vereinigung sich sicher fühlten.

Westeuropa sollte im Anschluß an die damaligen Verhältnisse in fünfzehn Staaten zerfallen, fünf Erbmonarchien: Frankreich, Spanien, Großbrittanien, Schweden und die Lombardei, sechs Wahlmonarchien, nämlich die päpstliche (Kirchenstaat und Neapel), die kaiserliche (das deutsche Reich, das in sich selber wieder aus Erbfürstenthümern, Wahlfürstenthümern und Städterepubliken zusammengesetzt war), die Königreiche Ungarn, Böhmen, Polen und Dänemark und vier Republiken, zwei aristokratische, Venedig einerseits und die andern italischen Städte Florenz, Genua, Lucca, Mantua, Parma, Modena, Monaco andrerseits, und zwei demokratische, die Niederlande (mit Belgien und einigen deutschen Rheinlanden) und die Schweiz (mit der Franche-Comté, Elsaß, Tyrol und Trient). Das osteuropäische Rußland wurde vorläufig bei Seite gelassen, aber für die Zukunft ihm eine sechzehnte Stelle gewahrt. Die Türkei wurde ausdrücklich von der „christlichen Republik" ausgeschlossen und die Vertreibung der Türken aus Europa als eine Hauptaufgabe des europäischen Staatenbundes bezeichnet.

Die „christliche Republik von Europa" verzichtete überhaupt nicht auf eine große, selbst eine kriegerische Politik nach Außen. Vielmehr hielt sie sich für berufen, auch über andere Welttheile hin, Amerika, Asien, Afrika, europäische Cultur und Civilisation zu verbreiten und halbbarbarische oder ganzbarbarische Nationen unter europäische Herrschaft zu bringen. Das sollte aber in Zukunft gemeinsam von Europa geschehen, nicht einseitig und selbstsüchtig von einzelnen europäischen Staaten aus.

Im Innern Europas sollte Frieden herrschen und sollten allfällige Differenzen zwischen den verschiedenen Staaten oder selbst zwischen den Fürsten und den Ständen (Völkern) wo möglich durch die Vermittelung oder den Endscheid der übrigen Staaten ausgeglichen werden. Zu diesem Behuf sollte ein „Allgemeiner Rath" (Conseil général) der europäischen Republik gebildet werden, in welchem jede der fünfzehn Mächte durch vier Bevollmächtigte vertreten würde. Der Rath oder Senat der LX sollte in einer Stadt, wie etwa Metz, Nancy oder Köln seine Sitzungen regelmäßig halten und die europäischen gemeinsamen Angelegenheiten ordnen und verwalten. Die Staaten behielten aber das Recht sowohl der Ernennung und Entlassung ihrer Bevollmächtigten (Senatoren) als das Recht, denselben Weisungen und Instructionen zu ertheilen.

Um das große Project eher annehmbar zu machen, empfahl Sully den Verzicht auf jeden Erwerb von andern Ländern für Frankreich. Indessen der König selbst behielt doch die Ausdehnung Frankreichs für die Zukunft vor. Dennoch war sein höchster Ehrgeiz, der Gründer der christlichen Re-

*) Ranke (französische Geschichte II. 135) bezweifelt, daß Heinrich IV. wirklich solche Pläne gehabt habe und nennt diese Politik eine chimärische. Aber es ist vollkommen beglaubigt, daß nicht blos der idealistisch gesinnte Staatsminister, sondern, wenn auch vorsichtiger und selbstsüchtiger, der König selbst während vieler Jahre den Plan fortwährend erwogen und im Stillen für seine Ausführung gearbeitet hat. Die Aufzeichnungen Sullys (vgl. die Oeconomies royales) geben darüber sichern Aufschluß. Vgl. überdem Hardouin de Perefixe histoire du Roy Henry le Grand. Amsterdam 1662. S. 454 f. Martin, histoire de France. Bd. X, S. 491. Wolowsky in den Berichten der Académie des scienses morales et politiques, Paris 1860, Oct. In den lettres intimes de Henry IV., herausgegeben von Drussieux, Paris 1876, finde ich einen Brief des Königs an Rosny vom 10. April 1603, der deutliche Anspielungen auf diesen Plan enthält und über die intimen Beziehungen Heinrichs IV. zu der Königin Elisabeth von England Aufschluß gibt. Ebenso in der vertraulichen Unterhaltung des Königs mit dem Minister zu Fontainebleau im Mai 1605 und in dem Brief des Königs vom 8. April 1607. Allerdings ist es wahrscheinlich, daß der eigentliche Vater des Gedankens Sully war, aber gewiß, daß der König den Gedanken aufnahm, vielleicht berichtigte und jedenfalls die Ausführung desselben auch durch Verhandlungen mit der Königin von England, deutschen Fürsten, venetianischen und schweizerischen Staatsmännern anstrebte. Das war ihm freilich sehr klar, daß das Haus Habsburg erst besiegt werden müsse, bevor es sich zu dem Bunde herbeilasse.

*) Études sur l'histoire de l'humanité X. 289: „Il y a donc une société humaine, qui embrasse toutes les nations; c'est Dieu même qui l'a établie et qui pousse les peuples à y entrer. — C'est reconnaitre ce qu'il y a d'individuel dans la création et de commun; l'idée de confédération est la formule politique de ces deux faces de l'humanité."

Digitized by Google

publik Europas zu werden und in dem Bunde die angesehenste Stellung einzunehmen.

Die Hauptschwierigkeit, welche der Ausführung des Plans entgegen stand, war die Weltmacht des Hauses Habsburg. Der König wußte sehr gut, daß das Kaiserhaus niemals freiwillig und im Frieden auf die Weltherrschaft verzichten, und erst dann einem auf Gleichheit aller Staaten basirten Bunde beitreten werde, wenn seine Uebermacht gebrochen sein werde. Vorerst mußte ein großer Krieg wider das Haus Habsburg geführt und dasselbe besiegt werden. Darauf bereitete sich der französische König vor und für diesen entscheidenden Weltkampf suchte er in England, Deutschland, den Niederlanden, der Schweiz und Italien Freunde und Bundesgenossen zu gewinnen.

Der Dolchstoß eines clerikal gesinnten Fanatikers machte allen solchen Plänen für einmal ein Ende. Der Enkel Heinrichs IV. aber, König Ludwig XIV., folgte nicht dem Beispiel seines Ahnen, sondern unternahm es ebenso wie später wieder Napoleon I. Europa der Universalhoheit des französischen Monarchen zu unterwerfen. Das Haus Habsburg hatte sich zu schwach erwiesen, um eine europäische Universalmonarchie zu begründen. Aber auch die Häuser Bourbon und Bonaparte waren nicht mächtig genug, um Europa zu beherrschen. Jedesmal erhob sich eine Coalition der europäischen Fürsten und Völker wider die drohende Tyrannei und rettete die Freiheit der nationalen Staaten vor der Fremdherrschaft.

Heute ist es wohl allen europäischen Staatsmännern klar geworden, daß eine Universalherrschaft, oder auch nur eine Ueberordnung eines Hauptstaates über alle andern europäischen Staaten unmöglich ist. Eine Einigung der europäischen Staatenwelt erscheint nicht mehr in der Form der Universalmonarchie möglich, sondern sie ist nur ausführbar in der Form eines Staatenbundes, d. h. in der Verfassung, welche Heinrich IV. bereits geplant hatte.

Es war für den Ruhm Heinrichs IV. unglücklich, daß sein Plan ein Jahrhundert später von dem französischen Abt Saint-Pierre zuerst wieder aufgenommen und in der Gestalt eines „Projects für den ewigen Frieden" der Welt dargestellt und empfohlen wurde. Der kühne Gedanke eines großen Staatsmannes, welcher Europa vor der Universalmonarchie bewahren und großartig ordnen wollte, bekam nun den Ausdruck eines menschenfreundlichen, den Krieg verabscheuenden Geistlichen, dessen geschwätzige und dünne Suade den Gedanken in ein schlottriges Gewand hüllte und in den Augen der praktischen Staatsmänner lächerlich machte. Der Abt Saint Pierre war ein aufrichtiger Philanthrop, ein sehr achtungswerther Mann, der es wagte, auch dem Könige Ludwig XV. gegenüber die Wahrheit zu vertreten und der deshalb schmählich aus der französischen Akademie gestoßen ward. Aber er war kein Staatsmann. Das einzige Ziel seines Projects war die Utopie des „ewigen Friedens". Den Krieg hielt er für das größte Uebel, welches die Menschheit treffen könne. Um jeden Preis sollte der Krieg verhindert und der ewige Friede gesichert werden. Er begriff nicht, daß die Unveränderlichkeit der öffentlichen Zustände und die allgemeine Versumpfung und Fäulniß, die ihre Folgen sind, ein sehr viel größeres Leiden und Unglück für die Menschheit wäre, als der Krieg, in dem sich der Kampf der Kräfte gewaltsam offenbart, der zwar vielfältiges Unglück bringt über Einzelne und ganze Geschlechter, aber auch schlafende Triebe weckt, männliche Tugenden entfaltet, die politische Atmosphäre wie ein Gewitter reinigt und neue Fortschritte des Gesammtlebens einleitet. Das Mittel, das er vorschlägt, würde vielleicht künftige Kriege verhindert, jedenfalls erschwert haben, aber es würde sicher durch die starre Festhaltung der bestehenden Staatseinrichtungen eine die Freiheit erstickende und erdrückende Despotie verschuldet und die Verbesserung der politischen Zustände vereitelt haben. Dieser Grundfehler des neuen Projectes ist dem ursprünglichen Plane Heinrichs IV. nicht vorzuwerfen.

Als Rousseau dem Projecte des geistlichen Herrn seine prachtvolle Sprache lieh, verhehlte er doch nicht seine Zweifel gegen die Ausführbarkeit des Projects. Er belächelte das kindliche Vertrauen des Verfassers, daß „die Fürsten, denen die Erweiterung ihrer Macht und Herrschaft nach Außen und im Innern als das höchste Interesse erschien", sich ihrer Macht freiwillig entäußern und sich durch die Tagsatzung der Friedensallianz beschränken lassen werden. „Obwohl der Plan," schreibt Rousseau, „für die Weisheit des Verfassers spricht, so verrathen die Mittel, welche er vorschlägt, um den Plan auszuführen, die kindliche Einfalt desselben." Mit den Mitteln Heinrichs IV. war etwas Großes auszurichten, die Ueberredungskunst eines Schriftstellers vermochte die Machthaber weder über ihr Interesse an dem ewigen Frieden aufzuklären, noch die abgeneigten Leidenschaften und die widerstrebenden Kräfte zu überwinden.

In ähnlichem Sinne schrieb Friedrich der Große, dem der Abt sein Project zugesandt hatte, an Voltaire: „Der Abt Saint Pierre hat mir ein schönes Werk über die Methode geschickt, den ewigen Frieden in Europa zu begründen und zu erhalten. Die Sache wäre sehr brauchbar, wenn nur nicht die Zustimmung der europäischen Fürsten und noch einige ähnliche Kleinigkeiten dazu fehlen würden."

Dennoch darf dem Projecte trotz der inneren Gebrechen und äußeren Mängel schon darum ein Platz in der Geschichte des Völkerrechts nicht versagt werden, weil es auf lange Zeit den ursprünglichen Plan Heinrichs IV. und Sullys verdrängt und ersetzt hat und doch ein ernster und wohlgemeinter Versuch war, ein Problem zu lösen, das heute noch der richtigen Lösung harrt.

Die Zahl und Art der Staaten hatte sich inzwischen sehr geändert. Die Gefahr einer habsburgischen Weltherrschaft war fast ganz verschwunden. Näher drohte die Gefahr einer bourbonischen Oberherrlichkeit über Europa. Frankreich erhielt nun in dem Bunde die erste Stelle. Als neue Staaten hatte sich das Königreich Preußen erhoben und das Kaiserreich Rußland war in die Genossenschaft der europäischen Staatenfamilie als ein wichtiges Glied eingetreten. Deutschland war durch den dreißigjährigen Krieg und den Westfälischen Frieden vollends seiner Einheit beraubt worden. Außer den kaiserlichen Ländern und Preußen unterschied der Abt noch drei deutsche Staatengruppen, im Anschluß an die Kurfürsten von Bayern, ferner der Pfalz und der geistlichen Kurfürsten. Auch in Italien traten Neapel und Sardinien nun bestimmter hervor.

Der Kern des ganzen Projectes war in fünf Fundamentalartikeln dargestellt, welche den europäischen Staaten zur Unterschrift vorgelegt werden sollten und einen immerwährenden Bund des ewigen Friedens in sich schlossen.*) Die Verfassung von Deutschland, die damals schon eine Conföderation war, diente ihm als Vorbild für den europäischen Bund.

Die fünf Artikel, die der gute Abt immer wiederholt und denen er die Zauberkraft zuschreibt, den ewigen Frieden zu gründen und zu bewahren, sind:

1) Das Bündniß der Souveräne ist ewig und hat den Zweck, allen volle Sicherheit zu verschaffen und sie sowohl vor Bürgerkriegen, als vor fremden Kriegen zu schützen. Dabei wird der gegenwärtige Bestand der Staatsgebiete und der souveränen Rechte vorausgesetzt, und die Verminderung der Militärausgaben wie die Beförderung des Handels und der öffentlichen Wohlfahrt angestrebt.

2) Die verbündeten Souveräne verzichten bei Streitigkeiten, die unter ihnen bestehen oder in Zukunft sich ergeben, auf das verderbliche Mittel der Waffen und erklären sich bereit, die Vermittlung von Bevollmächtigten der andern verbündeten Staaten anzunehmen und wenn die Verständigung auf diese Weise nicht zu Stande kommen sollte, dann sich dem Urtheil

*) Der Abt Saint Pierre hatte erst ein dreibändiges Werk Utrecht 1713 bis 1717 veröffentlicht, später einen Abrégé du projet de paix perpétuelle 1738, der in seine Oeuvres politiques Rotterdam 1738 aufgenommen ist. Mir liegt nur die letzte Arbeit vor.

Digitized by Google

der übrigen Staaten in dem Congreß zu unterwerfen, so daß vorerst die Mehrheit der Stimmen provisorisch entscheidet, und nach fünf Jahren eine Mehrheit von drei Viertheilen der Staaten definitiv beschließt.

3) Die siebzehn mächtigsten Souveräne in Europa werden zunächst eingeladen, dem Bunde beizutreten. Jeder hat eine Stimme und jeder trägt im Verhältniß zu seinen Einkünften an den gemeinsamen Kosten bei. Der Congreß bestimmt provisorisch mit einfacher Stimmenmehrheit und fünf Jahre später definitiv mit einer Mehrheit von drei Viertheilen die Größe der Beiträge.

4) Würde sich ein Souverän dem Urtheil des großen Bundes widersetzen und eine Partei werden, so würde der große Bund ihn als europäischen Ruhestörer ächten und zur Beachtung des Urtheils mit Gewalt nöthigen.

5) Die verbündeten Souveräne haben vereinbart, daß ihre Bevollmächtigten in dem fortdauernden Congreß alle erforderlichen Bestimmungen provisorisch mit einfacher Stimmenmehrheit, definitiv mit einer Dreiviertelmehrheit treffen, um den Bund zu befestigen und die Vortheile desselben zu erhalten. Aber diese fünf Artikel bleiben so lange unverändert bestehen, als nicht alle Staaten einstimmig eine Aenderung gut heißen.

In der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts herrschte noch in ganz Europa, mit einziger Ausnahme von England, das Regierungssystem des souveränen Absolutismus. Der Abt Saint Pierre dachte daher immer nur an die absoluten Souveräne, nicht an die Völker. Damit wurde aber ein neues Hauptgebrechen des ganzen Bundes blosgelegt. Die Bedürfnisse der Völker fanden darin keinen anderen Schutz als den ihrer Herren, welche sie auszubeuten und niederzuhalten pflegten. Höchstens konnte man auf einen wohlwollenden väterlichen Absolutismus hoffen. Eine Rechtssicherheit für die Völker gab es so wenig als eine freie Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten.

Darf man sich darüber verwundern, daß der ganze Plan, trotz der verlockenden Aussichten für geringe Militärlasten und friedliche Zustände, die Völker nicht zu begeistern vermochte?

Literatur und Kunst.

Der Ursprung der Sprache.*)

Es ist eine bemerkenswerthe Erscheinung, daß die letztverflossenen vier bis fünf Jahre eine Zunahme des Interesses an philosophischen Werken aufweisen, wie sie von unserer, idealen Bestrebungen im Allgemeinen wenig geneigten Zeit kaum erhofft werden konnte. Nicht nur, daß die schriftlichen und mündlichen Aeußerungen neuerer Fachgelehrter — es sei hier nur an Häckel, Helmholtz und Dubois-Reymond erinnert — erkennen lassen, daß diese Männer für ihre fachwissenschaftlichen Lehren die starke Stütze der Philosophie nicht entbehren zu können vermeint haben, auch die rein philosophische Literatur zeigt in quantitativer und — was natürlich mehr besagt — in qualitativer Beziehung einen Aufschwung, dem unsere Gesammtliteratur eine wesentliche Bereicherung verdankt.

Zu denjenigen Werken, von denen diese letztere Bemerkung gilt, gehören die des Mainzer Gymnasialprofessors Ludwig Noiré.

Noirés Name, als der eines gründlichen, feingebildeten Literaturkenners und geschmackvollen, geistreichen Schriftstellers hatte in der literarischen Welt bereits guten Klang, als sein erstes philosophisches Werk — „Die Welt als Entwickelung des Geistes", Leipzig 1874, Veit u. Comp. — erschien. Dasselbe wurde vielfach (auch in dieser Zeitschrift) mit Anerkennung, ja mit uneingeschränktem Lobe begrüßt. In noch nicht drei Jahren erschienen nun nicht weniger als vier weitere philosophische Schriften Noirés; man würde jedoch irren, wollte man aus diesem Umstande nachtheilige Schlüsse auf Inhalt und Form derselben herleiten. Es werden vielmehr auch die Gegner des Monismus zugeben, daß die Noiré'schen Schriften bei reichem und tiefem gedanklichen Inhalt von höchst glücklicher Darstellung sind. Noirés Stil ist so abgerundet, so fließend, ja — für philosophische Werke ein Lob, das in den Augen Vieler eine leise Beimischung von Tadel enthalten mag — so graziös, daß man seine Werke den bestgeschriebenen Erzeugnissen neuerer philosophischer Literatur beirechnen darf.

Sein Werk: „Der Ursprung der Sprache" behandelt ein Problem, das zu allen Zeiten die Denker der Nationen beschäftigt hat: „Wie konnte Vernünftiges und Redendes aus Vernunft- und Sprachlosem hervorgehen?" Die Alten, denen das Problem ebenfalls als ein solches erschien, brachten es zu der obigen präcisen Fragestellung nicht, weil sie sich des Zusammenhanges zwischen Vernunft und Sprache nicht klar genug bewußt waren. Daß ohne Vernunft — also ohne Fähigkeit der Begriffsbildung — keine Sprache — also keine Fähigkeit der Begriffsbezeichnung —, und daß jene nicht ohne diese, war von ihnen nicht mit derjenigen Deutlichkeit erkannt, die zur Lösung des Problems überhaupt erst befähigte. Sie nahmen den mit Vernunft begabten Menschen als das Gegebene und fragten nur danach, wie es gekommen sei, daß dieses vernunftbegabte Wesen außer andern Fähigkeiten auch die der Sprache besitze. Die Philosophien der Alten behandelten daher die Frage, ob die Sprache aus einem Naturtrieb des Menschen hervorgegangen und also von diesem nicht sowohl geschaffen worden sei, als vielmehr nur angewandt werde, oder ob sie als das Product einer allgemeinen, freiwilligen Uebereinkunft, die Dinge mit gewissen conventionellen Lauten, also als eine willkürliche menschliche Erfindung, angesehen werden müsse. Sprach gegen die erstere Auffassung der Umstand, daß die Sprachen der Völker ebenso verschieden von einander sind, wie diese selbst, und daß daher der Naturtrieb auf die Angehörigen *eines* Volkes anders hätte gewirkt haben müssen, wie auf die eines *andern*, so lag auch gegen die zweite Auffassung eine gewichtige Einwendung nahe. Der Erfindung der Sprache als eines Mittels der Verständigung von einem zum andern Individuum mußte nämlich doch nothwendig ein Uebereinkommen Beider darüber, *daß* ihr Verständigungsmittel die Sprache bilden solle, vorausgehen, und dieses Uebereinkommen hätte eben wieder nur mittelst der Sprache getroffen werden können.

Unter den Alten war es dem göttlichen Platon vorbehalten, so tief in das Wesen des in Rede stehenden Problems einzudringen, daß noch heute, wer auch immer dasselbe ergründen will, sich wenigstens einen Theil der bezüglichen Anschauungen jenes für alle Zeiten großen Denkers zu eigen gemacht haben muß. In dem platonischen Gespräch Kratylos sucht er den Nachweis zu führen, daß das Wesenhafte der Dinge, deren (platonische) Idee, in einem nothwendigen Causalnexus stehe mit den menschlichen Begriffen von eben diesen Dingen, und daß wiederum den menschlichen Begriffen die Worte entsprächen, als welche die *Natur der Dinge* (wie dies etwa auch, wenn der Mensch ohne Sprechorgane wäre, durch Gesten geschehen würde) *nachahmten*. Unter diesem Nachahmen will Platon nicht sowohl das Nachmachen des den Dingen zukommenden oder eigenen Lautes, etwa der Thierlaute, des Donners u. s. w. — überdies ja eine nur unvollkommene und für wenige Fälle mögliche Nachahmung — verstanden wissen, als vielmehr das Nachahmen der Dinge selbst, welchen ja auch Gestalt, Farbe und andere äußere wie innere Merkmale zukommen.

Die neuere Philosophie nahm nur gelegentlich das Problem wieder auf. Dem sonnenklaren Geiste eines Spinoza entging es nicht, daß die Sprache auf eine Association der Gehör-, Gesichts- (und, wie hinzugefügt werden mag, der Tast-) Wahrnehmungen gebaut ist; der große Leibniz regte und bahnte die für die Erkennung des Ursprungs der Sprache so überaus

*) Von Ludwig Noiré. gr. 8. XIII. u. 384 S. Mainz 1877, Victor von Zabern. 8 Mark.

Digitized by Google

wichtige vergleichende Sprachforschung an, die durch Eindringen in die Technik der Begriffsbildung deren eigentliches Wesen kennen lehrt; der scharfsinnige Locke setzte den charakteristischen Unterschied der menschlichen und thierischen Intelligenz in die Fähigkeit der Abstraction oder des Bildens allgemeiner Zeichen für universelle Ideen. Aber den genannten Denkern war die Erkenntniß, daß das Wort nicht ein Zeichen des Dinges sei, sondern vielmehr dessen Begriff darstelle, nicht klar genug zum Bewußtsein gekommen. Den unvergleichlichen Riesengeist Kants beschäftigte die von ihm gelöste Frage, mit welchen a priori gegebenen Formen der menschliche Verstand, wie er einmal ist, arbeite, welche Grenzen daher die menschliche Erkenntniß habe; nicht aber die Frage, wie die Vernunft — und in Wechselwirkung mit ihr die Sprache — entstanden sei. Der auf den Schultern des großen Königsberger Meisters stehende Schopenhauer war sich zwar eben dieser Wechselwirkung von Sprache und Vernunft so wohl bewußt, daß er, als auf eine Bestätigung seiner eigenen Lehren über die Vernunft, darauf aufmerksam machte, daß die griechische wie die italienische Sprache für Vernunft und Sprache dasselbe Wort hat; auch ist seine Unterscheidung des, auch dem Thiere zukommenden, Verstandes von der menschlichen, mit abstracten Begriffen arbeitenden Vernunft eine das Wesen des Unterschiedes schärfer treffende als bei Kant: allein auch er hat das Problem des Ursprungs der Sprache zu lösen nicht unternommen.

Der Lösung wesentlich näher gebracht war dasselbe inzwischen nicht auf den schwierigen Seitenpfaden der speculativen Untersuchung innerhalb des ausgedehnten philosophischen Gesammtgebiets, auf welchem die vorliegende Frage nur eine von vielen, wennschon vielleicht prima inter pares, war, sondern durch eine Forschung, der die Beantwortung der Frage nach dem Ursprung der Sprache ein Zweck an sich war.

Hier waren es die Herder, Hamann und W. v. Humboldt, die mit genialem Scharfblick in die Seele der Sprache eindrangen: Herder, der in seiner Preisschrift über den Ursprung der Sprache mit einer seltenen Klarheit (deren Verdienst die durch spätere etymologische Forschungen bewiesene Hinfälligkeit seiner Schallnachahmungshypothese keinen Abbruch thut) zeigt, wie total incommensurabel die im Jahrhundert der Aufklärung als nur graduell verschieden bezeichnete thierische und menschliche Sprache sind, und der mit tiefem Verständniß ausführt, wie beim Menschen die Kette von Gedanken zu einer Kette von Worten wird; wie er spricht, indem er denkt; und wie ihm die feinen Sinne des Gesichts und Gehörs, auf die „die ganze Mitte seiner Natur fällt", immerfort Sprache geben ..... Hamann, der auf die Aehnlichkeit des allmählichen Werdens der Sprache des Menschengeschlechts mit der allmählichen Entwickelung der Fähigkeit des Gebrauchs der Sinne beim einzelnen Menschen hinweist ..... W. von Humboldt, der in seinen tiefen Betrachtungen u. A. auch darauf aufmerksam macht, wie der articulirte Laut sich aus der Brust des einen Individiums losreißt, um in einem andern Individium einen zum Ohr zurückkehrenden Anklang zu wecken; wie der sprechende Mensch, um sich selbst zu verstehen, die Verstehbarkeit seiner Worte an Andere versuchend prüft; wie alles Sprechen, vom einfachsten an, ein Anknüpfen des einzeln Empfundenen an die gemeinsame Natur der Menschheit ist.

War durch die genannten Denker über das Wesen der Sprache mehr Klarheit, als solche früher bestand, gewonnen, so stellten neuere etymologische Forschungen*) fest, daß die menschliche Sprache in früheren Zeiten verhältnißmäßig nur sehr wenige Worte, Sprachwurzeln, gehabt hat. Die durch diese bezeichneten Wurzelbegriffe waren durchaus nicht einfach, sondern umfaßten eine ganze Reihe von — Anfangs noch nicht voneinander getrennten — Vorstellungen. Sobald nun ausschließlich nur eine der möglichen Vorstellungen mit dem Gebrauch das sie (mit) bezeichnenden Wurzelworts verbunden wurde und somit ein neuer Begriff entstand, entwickelte sich aus dem Wurzelwort ein abgeleitetes, und dieser Proceß des Differenzirens schuf allmählich die Sprache.

Es kam also nunmehr darauf an, zu untersuchen, wie es möglich war, daß der Mensch solche Wurzelbegriffe zu bilden vermochte, und welche Wurzeln oder vielleicht gar welche Wurzel als die ersten oder die erste anzusehen sei. — Die bisher hierüber aufgestellten Hypothesen suchten auf mehr oder minder wahrscheinliche Weise zu erklären, wie jenes Wurzelwort etwa geworden sein konnte. Der noch immer nicht nach Verdienst gewürdigte Lazar Geiger indeß stellte die Frage präciser, indem er die Annahme, daß es für die Entstehung des Wurzelworts verschiedene Möglichkeiten gebe, verwarf und einfach fragte: welches war die Entstehung des Wurzelworts, welches war der Ursprung der Sprache?

Zunächst macht Geiger im Anschluß an Humboldt darauf aufmerksam, daß sämmtliche bekannten Sprachwurzeln nicht Substantiva, sondern Verba sind, und daß unter diese der Substantivbegriff subsummirt wird, so daß beispielsweise der Dachs als ein grabendes Thier, die Schwester als eine Verbundene aufgefaßt wird; sodann darauf, daß der Gang der Begriffsentwickelung in den verschiedenen Sprachen derselbe ist, und daß das Wachsthum der Begriffsentwickelung, welches im Werden der Sprache seinen Ausdruck findet, auf das Engste verknüpft ist mit dem Wachsthum der Wahrnehmung durch die Gesichtsempfindung, von welcher auch da, wo man dies am wenigsten vermuthen sollte, die Wurzelbegriffe ausgehen. (Um das durch ein Beispiel zu erhärten, mag hier nach Geiger Folgendes angeführt werden. Die beim Menschen gegenwärtig nicht mehr so fein wie früher ausgebildete Geruchsempfindung hat gar keine Wurzelbegriffe gebildet; wir behelfen uns, indem wir etwa sagen: der Geruch der Blüthe erinnert an den der Rose, oder auch: die Blüthe riecht süß. Man sollte meinen, daß im letzten Fall eine Anleihe bei denjenigen Wurzelbegriffen gemacht sei, die von der Geschmacksempfindung ausgehen. Aber auch der anscheinend so specifisch der letzteren zukommende Begriff „süß" läßt sich nachweisbar auf Wurzelbegriffe zurückführen, die lediglich der Gesichtsempfindung ihre Entstehung verdanken.)

Die eine Thätigkeit — und zwar, wie hier vorweg bemerkt werden mag: die menschliche Thätigkeit — ausdrückenden und die auf gemeinsame Gesichtswahrnehmung zurückzuführenden Begriffe sind also die ersten Wurzelbegriffe. Auf ihnen beruht demnach der gesammte innere Gehalt der Sprache.

Wenn sich aber nun, wie mit einer der Gewißheit nahekommenden Wahrscheinlichkeit angenommen werden muß, als Ausgangspunkt der menschlichen Sprache nur ein Wort ergibt, das einen oder vielmehr den Wurzelbegriff aller Sprache in sich enthielt, was war es, was diesen Begriff erschuf? Hierauf hat Geiger — in Noiré'scher Einkleidung der Gedanken Jenes — die Antwort: „Nachahmende, sympathische Gesichtsverzerrung, begleitet von einem Laute — also eine Art von Mitgrinsen im Verein mit einem Mitgrunzen war das älteste Sprachobject, welches zur Darstellung kam, woraus dann nachmals die ganze Sprache durch Differenzirung von Lauten und Begriffen sich entwickelt hat." Das erste Wurzelwort wäre demnach hervorgegangen aus dem Anblick der Thätigkeit eines Mitgeschöpfes und wäre nicht etwas wesentlich Anderes gewesen wie eine bloße Geste.

Hier ist nun der Punkt, wo Noirés Gedankengang Wege einschlägt, die von denen des Geiger'schen sich trennen. Nach Noiré war es nicht der bloße Anblick der Thätigkeit eines Menschen, sondern es war die auf einen gemeinsamen Zweck gerichtete gemeinsame Thätigkeit selbst, „es war,"

*) Obige Besprechung war bereits druckfertig, als ihrem Verfasser der im Juliheft der „Deutschen Rundschau" abgedruckte Artikel: „Max Müllers Essays" zu Gesicht kam; er mußte daher von der Verwerthung des in jenem Artikel niedergelegten Materials zu seinem Bedauern Abstand nehmen. Den Leser wird es indeß vielleicht interessiren, zu vernehmen, daß der treffliche deutsche Gelehrte an den Verfasser des „Ursprungs der Sprache" ein höchst anerkennendes Schreiben gerichtet hat, in welchem er den hohen Genuß schildert, den er — Max Müller — durch die Lectüre des Noiré'schen Werkes gehabt habe.

Digitized by Google

— sagt Noiré — „die urälteste Arbeit unserer Stammeltern, aus welcher Sprache und Vernunftleben hervorquoll. Haben wir denn heute noch einen Schlüssel, mit welchem wir jenes erste Werden der wunderbaren Gabe des Menschengeschlechts uns vergegenwärtigen, es nachempfinden können? Ich denke ja. Zum siegfreudigen Angriff begeistert auch heute noch der aus der Männerbrust frei und machtvoll entströmende Laut, wie vordem die homerischen Kämpfer und die mit dem gefürchteten Barritus anstürmenden Germanen. Gilt es ein anderes gefahrvolles Unternehmen, das gemeinsam ausgeführt werden soll, die Rettung eines strandenden Schiffes, den Widerstand gegen entfesselte Elemente, oder fühlt eine versammelte Menge gemeinsam ihr zugefügte Schmach, welche gemeinsam abgewehrt werden soll — nun, wer es einmal erlebt, der weiß, wie die Begeisterung des Gemeingefühls, der gemeinsamen Thätigkeit in solchen zündenden Momenten die Brust fast zersprengt, bis sie in gemeinsamem Laute sich Luft macht."

Die vorstehende Stelle, obgleich die von Noiré gegebene Lösung des Problems nicht ganz erschöpfend, ist hier angeführt, um wenigstens einmal, am Schluß dieser Besprechung, dem Leser eine Probe von der fesselnden Darstellung zu geben, in welcher „der Ursprung der Sprache" geschrieben ist, und um ihn zu veranlassen, das geistvolle Buch, dessen Inhalt in gegenwärtigem Artikel nur mit großen Lücken und in einer Knappheit, die der Uebersichtlichkeit des Gedankengangs und der Darstellung nur schaden konnte, wiedergegeben ist, selbst zu lesen.

G. S.

Vom Don zur Donau.*)

Karl Emil Franzos, der Entdecker, Taufpathe, Beschreiber und Generalpächter von „Halb-Asien", fordert zu einer Würdigung heraus, bei welcher neben dem literarischen Kritiker auch der Ethnograph und der Politiker manches Wörtchen mitzusprechen hätte. Unter verschiedenen Titeln liegen seit kurzem fünf Bände des rasch berühmt gewordenen Verfassers vor, deren Inhalt eine bunte Reihe wissenschaftlicher Aufsätze, beschreibender und erzählender Culturbilder bildet, die alle nur durch die scharf ausgeprägte Individualität des Autors und durch den Rahmen einer ideellen Ortseinheit zusammengehalten werden. Das Publicum ist nun allerdings so vertrauensvoll, auf die Worte des Kritikers zu schwören, wenn sein Urtheil schwarz auf Weiß in einem ernsthaften Blatte gedruckt zu lesen ist. Der Kritiker wird aber nur da mit Ueberzeugungskraft urtheilen können, wo er nach dem Maßstabe seine Erfahrung zu belehren vermag oder doch belehren zu können vermeint. So oft er aus einem wissenschaftlichen Buche oder Artikel eben erst selbst Belehrung geschöpft hat, eben so oft würde sein Urtheil an das boshafte Schiller'sche Wort vom „kurzen Gedärm" erinnern. Eine solche Erwägung schließt eine beträchtliche Anzahl der Franzos'schen Aufsätze von dieser Besprechung aus. Je überraschender z. B. der Reiz ist, den die wissenschaftliche Abhandlung „Rumänische Sprichwörter" auf den in rumänischem Gebiet laienhaften Leser ausübt, um so ängstlicher muß er sich fragen, wie viel von diesem Reize der frischen, humorvollen Darstellungsweise des Autors, wie viel dem trefflich gesichteten Stoffe zu danken sei. Er muß sich ferner fragen, aus welchen Quellen der Verfasser geschöpft habe, ja, ob er (der Kritiker) einen Stoff „trefflich gesichtet" nennen dürfe, den er so gar nicht beherrscht. Aehnlich geht es mit den andern anregenden literar- und culturhistorischen Arbeiten: „Die Kleinrussen und ihre Sänger", „Die geistigen Strebungen der Bulgaren", „Rumänische Poeten". Wenn ich ein kleines Werk aus dieser Gruppe ausnehme, die Lebens- und Ahnengeschichte „Thodika" nämlich, so geschieht es um der eigenthümlichen, dem lehrhaften Inhalte schalkhaft angepaßten Form, in welcher Geschichte und Charakter der Rumänen an dem persönlich durchaus uninteressanten, typischen Thodika anschaulich gemacht wird. Das höchst Plastische der Darstellung, ein Hauptvorzug des Autors, erweist seine Kraft nie überraschender, als wenn Franzos einen Gegenstand behandelt, der zu systematischer Langeweile herauszufordern scheint. Zu bedauern ist es nur, daß die zahlreichen Proben der rumänischen und kleinrussischen Geistesschätze häufig in Uebersetzungen wiedergegeben werden, die einer übertriebenen Treue, einer silbenmäßigen Congruenz zu Liebe auf den Wohlklang des deutschen Ausdrucks verzichten.

Eine nicht minder selbstständige, fachmännische Beurtheilung als die ethnographischen würden die politischen Elemente der Franzos'schen Schriften verdienen. Nicht als ob der Aermste, der trotz Aristoteles nichts vom „politischen Thier" in sich spürt, über sein Verhältniß zum Politiker Franzos im Unklaren sein könnte. Wer möchte nicht mit Vergnügen das echt humanistische Glaubensbekenntniß unterschreiben, das derselbe in seinem jüngsten Vorworte folgendermaßen abgelegt hat: „— ich stehe gegen die Unterdrücker für die Unterdrückten. Ich bekämpfe den Druck, welchen die Russen auf Kleinrussen und Polen üben, aber wo die Polen, wie dies in Galizien der Fall ist, ein Gleiches thun, da kämpfe ich gegen den Druck, welchen sie den Kleinrussen, Juden und Deutschen auferlegen. Ich trete für die Juden ein, weil sie geknechtet sind, aber ich greife die Knechtschaft an, welche die orthodoxen Juden selbst den Freisinnigen ihren Glaubens bereiten ... Ich bin gegen den Druck, welchen die Türken auf die Bulgaren üben, aber wenn sich Rußland, welches seine eigenen Unterthanen in Barbarei verschmachten läßt, die ihm unterworfenen Nationalitäten mit eiserner Faust erstickt, zum Anwalt der Freiheit und Civilisation aufwirft, und einen gräuelvollen Krieg zur Stärkung seines Despotismus beginnt, dann bekämpfe ich diese Heuchelei, diese brutale Gewalt. Mein Herz und mein Bildungsgang haben mich zu einem Kämpfer gemacht, aber ich weiß mich frei von jeglichem nationalen und religiösen Vorurtheil. Ich hasse die Tyrannei Rußlands, aber nicht die Russen, ich bekämpfe die ungerechte Hegemonie der galizischen Polen, aber nicht die Polen als Nationalität." Diesem Credo geht jedoch unmittelbar der Satz voraus: „Die deutsche Cultur scheint mir durch ihre Gründlichkeit und Selbstlosigkeit zu der großen Segensmission (für die östlichen Völker) vor Allem berufen und darum kämpfe ich dafür, daß sich der slavisch-rumänisch-jüdische Osten, zu seinem eigenen Heil, dem Einfluß des deutschen Volkes nicht entziehe."

Dieser schöne, ganz östreichische Gedanke, die deutsche Cultur sei nach Osten zu tragen, durchzieht die meisten Theile der vorliegenden Bücher; überall wird die alte Barbarei blosgelegt, die sich unter dem leichten Firniß einer oberflächlichen, französelnden Bildung zu verbergen sucht. Je stolzer und schmeichlerischer dieser Gedanke aber ist, um so würdiger ist er, von einem Politiker auf seine Berechtigung hin geprüft zu werden. Wir Oestreicher sind in solchen Dingen nun einmal deutscher als die Deutschen des Reichs, die in der That selbstlos genug sind, sich nicht ihre Köpfe für andere Völker zu zerbrechen; wir tragen die deutsche Cultur unverdrossen nach Osten und können uns schon heute des Resultates rühmen, daß mindestens ein halbes Dutzend östreichischer Nationchen unter indirecter Mithülfe deutscher Universitäten sich eine systematische Grammatik, eine wohlgeordnete Nationalgeschichte und mit Hülfe der deutschen Schullehrer ein wohlassortirtes Lager nationaler Literatur zurechtgelegt hat. Ob gerade dadurch eine Förderung des deutschen Geistes erzielt wurde, ist sehr fraglich. Der urtheilende Politiker wird auch sonst häufig die östreichische Klangfarbe im Tone des Dichters von Halb-Asien erkennen. Wir Alle, Aeltere und Jüngere, wir haben die Dienste nicht vergessen, welche das „humane" Rußland im Jahre der Revolution der blutigen Reaction erwies, wir freuen uns beim Lesen der besten Franzos'schen Novellen nebenbei recht von Herzen über die schneidigen Hiebe, welche unser östlicher Grenznachbar durch den kampfesfrohen Autor zugezählt erhält. Wird diese Tendenz des neuen Buches auch unter den freiwilligen Russen des deutschen Nordens gebilligt

*) Vom Don zur Donau. Neue Culturbilder aus „Halb-Asien" von Karl Emil Franzos. Zwei Bände. Leipzig, Verlag von Duncker u. Humblot.

Digitized by Google

werden? Ich glaube, der einzelne Deutsche, als Mensch und Privatmann, dürfte den Autor um dieser politischen Richtung willen nur um so lieber gewinnen, und der urtheilende fachmännische Politiker hätte nur die seltsame Erscheinung wissenschaftlich zu erklären, daß eben derselbe Deutsche als pflichtbeflissener Staatsbürger im Russen den nächsten seiner Brüder unter'm Sternenzelt erblickt. Aber auch der fachmännische Politiker wird ohne Zweifel mit uns dem Dichter zustimmen, so oft derselbe die schwarzgelbe Reaction der nachachtundvierziger Jahre zum Zielpunkte seines wildesten Hohnes wählt. Schon in Halb-Asien befanden sich solche Votivtafeln der Entrüstung in den Aufsätzen „Kossuthjagden", „Auch ein Hochverräther" und „Der lateinische Kanonier". In dem neuen Buch faßt Franzos einige tragikomische Geschichten jener Tage unter dem Titel „Henker und Bajazzo" zusammen, der den Standpunkt des Erzählers mit jener geistreichen Treffsicherheit kennzeichnet, die den Entdecker von „Halb-Asien" beim Wählen seiner Ueberschriften niemals verläßt. „Nächst der Grausamkeit ist die Dummheit das sicherste und zutreffendste Charakteristikon jeglichen absoluten Regimes. Die Reaction ist nie ausschließlich Henker, sie ist stets zugleich Bajazzo, sie erschüttert nicht allein das Herz, sondern auch das Zwerchfell, und dicht hinter einem ergreifenden Trauerspiel her inscenirt sie eine unglaublich groteske Posse. Wer in ihrer Geschichte blättert, dem muß sich oft genug die Faust ballen und das Herz schmerzlich zusammenziehen, aber oft genug wird er auch laut und lustig auflachen müssen. Denn es gibt keine Bestie auf Erden, die so grausam und zugleich so feig wäre als die Reaction, so trotzig und selbstbewußt, und dabei in komischester Weise zusammenschauernd vor dem blassen Schatten einer Gefahr."

Die Absicht, den Ethnographen und Politiker Franzos von dieser Besprechung auszuschließen, hat mich erst recht zu einer nachdrücklichen Hervorhebung dieser ernstesten Seite seines reichen Talentes geführt. Das rein Poetische, Belletristische läßt sich bei einem so völlig aus einem Gusse gebildeten Schriftsteller auch nur schwer ausscheiden. Selbst in jenem Buche, das ohne weitern Zusatz nur eine Sammlung von Novellen bot, den „Juden von Barnow"*), hatte die muthige Tendenz einen bedeutenden Antheil an der Wirkung der fesselnden Erzählungen. Schon bei dem Erscheinen der ersten Auflage, der rasch eine zweite gefolgt ist, wurde in diesem Blatte das „Kind der Sühne" als ein Meisterstück, als eine der besten Novellen der letzten Jahre erwähnt. Es ist wahr, die Kunst der Darstellung ist so meisterlich ausgebildet, daß diese Erzählung unter allen Umständen die Theilnahme des Lesers fesseln müßte. Eine arme Mutter, die ihr krankes Kind allein in der einsamen Stube zurückläßt, um viele Meilen weit bei einem Wunderthäter Hülfe zu suchen, — es kann nicht leicht etwas Ergreifenderes geben, als die Seelenpein dieses Weibes, das sich mit jedem Schritte, der sie dem Wunderrabbi näher bringt, von ihrem wimmernden Kinde entfernt. Was jedoch beim Lesen mehr als bloße Rührung erzeigt, was uns unwillkürlich die Faust ballen läßt, was uns das grausame Schicksal dieser Mutter im Lichte der gewaltigsten Tragik erscheinen läßt, das ist unser persönliches Culturinteresse am Stoffe, — die Tendenz. Mit keiner Zeile, die Franzos bisher geschrieben, hat er den modernen tendenziösen Schriftsteller verleugnet. Wer sich durch sein ästhetisches Dogma verpflichtet fühlt, die Tendenz aus dem sittsamen Reiche der Poesie auszuschließen, der darf auch unsern Erzähler nicht als Dichter anerkennen. Wenn es aber eines der schönsten Vorrechte des Poeten ist, mit den Bildern seiner Phantasie im Bunde mit der Wissenschaft todeswürdige Sitten, Gesetze oder Anschauungen zu verfolgen, wenn sich das heilsame Gift tendenziöser Darstellung gerade in den Werken aller Zeiten nachweisen läßt, welche die lebendigste Wirkung auf ihre Zeitgenossen auszuüben vermochten, dann wird man auch einem der jüngsten Tendenzschriftsteller das Prädicat „Poet" nicht abstreiten. Der Kampf gegen die Barbarei, mag sie nun als Despotismus, als Aberglaube oder als Volksverdummung auftreten, liegt ja im Wesen der Poesie selbst. Das harmloseste Liebeslied, das kein Wässerlein trübt und selbst den Blümlein des Ufers mit Achtung begegnet, bildet einen Protest gegen die Barbarei, indem es die widerspänstige Sprache in einen ruhigen Rhythmus zwingt und je zwei Silben zu einem gefälligen Reime fügt.

Einer der witzigsten und rücksichtslosesten Schöpfer der eigentlichen Tendenzpoesie ist es, an den Franzos im Wesentlichen erinnert. Eine Vergleichung ist immer eine mißliche Sache und vielleicht erweise ich dem Dichter von Halb-Asien keinen Gefallen, indem ich ihn neben einen Namen stelle, dessen Hauptwerk eine neue Epoche der Menschengeschichte einleitet; vielleicht fordert der Hinweis auf die Aehnlichkeiten zu einer Hervorhebung der Unterschiede heraus, — einerlei, ich glaube in dem jüngsten Tendenzpoeten die Züge des merkwürdigen Beaumarchais wiederzuerkennen. Wie überhaupt die ganze Erscheinung von Franzos mehr an französische als an deutsche Vorbilder erinnert, so fühlt man sich namentlich durch die Energie seines Reformkampfes in das vorige Jahrhundert Frankreichs zurückversetzt, wo die besten Köpfe in Novellen, Romanen und Sittenschilderungen bewußt oder unbewußt an dem großen Werke der Völkerbefreiung, an dem Ereigniß der großen Revolution mitarbeiteten. Die Analogie ist kein Zufall, sondern liegt in den Verhältnissen. Der Osten Europas schlummert heute noch unter dem Alp halbmittelalterlicher Zustände und sein Erwachen wird ohne großartige Umwälzungen nicht vor sich gehen können. Wäre Franzos ein Russe und schriebe er auch als solcher eine Novelle wie „Die Gezwungenen", — die ungeheure Wirkung würde schwerlich ausbleiben. Aber auch ohne die nationale Bedeutung, die dem Geschichtschreiber fremder Völker immer fehlen wird, ist eine gewisse Porträtähnlichkeit zwischen Franzos und dem Dichter des epochemachenden „Figaros Hochzeit" wohl zu bemerken. Beiden gemeinsam ist das Ungestüm des Angriffs, das Advocatorische in der Verfolgung des geistigen Gegners, vor Allem der lebendige Hauch des Persönlichen, der eine ganz eigenthümliche Verbindung zwischen dem Dichter und dem Leser herstellt. Die Erzählungen, mit welchen Franzos uns fesselt, haben stets den Reiz des persönlich Erlebten, mögen sie im Uebrigen erlebt, nacherzählt oder geradezu erfunden sein.

Ich habe „Die Gezwungenen" schon genannt. Es ist nicht nur das Vollendetste, was Franzos bis jetzt geschrieben hat, es ist auch ohne Vergleichung ein hervorragendes Werk der Tendenzpoesie. Die Geschichte, die hier erzählt wird, würde in einer anderen Darstellung einfach unglaublich scheinen. Franzos aber erzählt den Vorgang nicht, sondern er läßt uns denselben erleben. Wir begleiten ihn erst auf einer Fahrt über die Steppe, wir treffen mit ihm in einem entlegenen Wirthshause einen Bauer. „Man sieht selten solche Züge; so viel Leid auch auf der Erde wühlen mag, man sieht sie selten. Auf diesem blassen, verhärmten Gesichte lag düsterer Trotz wie eingemeißelt, und die Augen hatten einen Blick, der unwillkürlich an's Herz ging; müd, fast starr, und doch voll leidenschaftlicher Trauer." Dieser Mensch ist ein „Gezwungener". Das ist „ein Mensch, der eben zu Allem gezwungen wird, was Andere frei wählen dürfen: Wohnort, Gewerbe, Gattin und Glauben". Der „Gezwungene" erzählt seine Geschichte. Wie gesagt, wir möchten sie nicht glauben, aber wir sehen beinahe mit leiblichen Augen, hören mit leiblichen Ohren den Popen, der die Juden, Katholiken und Protestanten zu rechtgläubigen Christen tauft, und das nach einer Predigt, von deren grotesker Komik hier leider nicht einmal eine Probe gegeben werden kann. Denn der Dichter von Halb-Asien ist genöthigt, seinen Menschentypen die ganze orientalische Ueppigkeit der Phantasie zu belassen, welche die Schimpfwörterbücher dieser Gegenden auszeichnet. Dann sehen wir, wie ein bübischer Beamter der russischen Regierung für die „begnadigten" Colonisten Sibiriens einen neuen Beruf bestimmt, wie er mit teuflischer Grausamkeit jedem der politischen und gemeinen Verbrecher denjenigen Wirkungskreis anweist, der dessen Bildungsgrade und bisheriger Beschäftigung am schroffsten widerspricht. Und weiter erleben wir mit dem Erzähler eine der entsetzlichsten Scenen, die je geschildert worden

*) Stuttgart 1877, Eduard Hallberger.

Digitized by Google

sind, wie hundert Männer und Weiber in einen Saal zusammengetrieben werden, wie man sie zwingt, binnen einer Stunde unter einander zu wählen und sich für's Leben zu verbinden. Polnisch Edle, die wegen politischer Verbrechen nach Sibirien wandern mußten, gemeine Betrüger und Straßenräuber, patriotische Polinnen und verkommene Dirnen, Alles wird zu einem gegenseitigen Menschenmarkt aufgeboten und endlich werden die Paare mit raffinirtester Bosheit gegen den geäußerten Willen so ungleich wie möglich mit einander vereinigt. Der Leser wird zum Zeugen eines Verbrechens gegen die natürlichsten Gefühle der Menschheit. Kein Moment bleibt seiner Aufmerksamkeit erspart. Er sieht jeden Knutenhieb niederfallen, er hört jeden Wehruf der Gequälten und nimmt Theil an den Verwünschungen gegen den Schurken von Beamten. Der Schein des Lebens ist so vollkommen gewahrt, daß der Erzähler uns am Ende durch einen Kunstgriff vom Schauplatz der Geschichte entfernen muß. Er reist mit seiner elenden Britschka weiter und entführt uns mit sich. Wir würden sonst nicht aufhören Neues und immer Neues von den Helden der Geschichte erfahren zu wollen.

Wenn wir eine solche Erzählung mit ihrer ganzen elementaren Kraft haben auf uns wirken lassen, so ist die Frage das Nächste, durch welche Mittel die große Wirkung erzielt wurde. Die Frage beantworten, hieße in die Gedankenfabrik des Dichters eintreten und die Mechanik all der tausend Räderchen und Verbindungen nachweisen, die zum letzten Zwecke zusammenarbeiten. Bei Franzos läßt sich wenigstens auf die beiden Gegensätze hinweisen, die das Wesen seines Erzählertalentes ausmachen und in ihrer scheinbar unmöglichen Vereinigung ein eigenartig Neues herstellen. Es ist die zielbewußte, klare Absicht, einen bestimmten Effect durch die Mittheilung eines bestimmten Ereignisses zu erreichen, und die burschikose, ungenirte, ja oft sogar kindliche Sprache, in welcher der gefaßte Vorsatz ausgeführt wird. Wenn Naivetät darin läge, daß der Erzähler nicht weiß, was er spricht, so wäre Franzos der klügste, berechnendste, schlauste Geschichtengrübler; wenn aber Naivetät nicht hinter den Coulissen des Dichtergeistes, sondern in der Form und im Charakter der Darstellung zu suchen ist, so gehört Franzos zu den naiven Dichtern.

Nachdem die „Gezwungenen" so viel Raum in Anspruch genommen haben, müssen sich die übrigen Novellen bescheiden, in der Besprechung einen unverhältnißmäßig geringen Platz zu erhalten. Sie stehen gegen das Meisterstück nicht so sehr ab. „Mein Onkel Bernhard" gibt ein trauriges Lebensbild eines durch russische Cabinetsjustiz zu Grunde gerichteten Juden, und die fesselnde Kraft ist kaum schwächer als in den „Gezwungenen". Nur daß der Stoff nicht völlig so grauenhaft ist. In „Der wilde Staros und die schöne Jütta" schlägt der Autor einen um Weniges sanfteren, elegischeren Ton an, weil die entsetzliche Geschichte durch einige seitdem verflossene Jahrzehnte in das versöhnende Dämmerlicht der Geschichte gerückt ist. Hier wie in den besten Nummern der „Juden von Barnow" ist es wieder der Haß gegen den Fanatismus des orthodoxen Judenthums, der der Dichtung eine über den belletristischen Reiz hinausgehende Bedeutung gibt.

Wer bei einem Artikel über einen der modernen Charakteristiker zum Schlußworte gelangt, wird nicht umhin können, des Pessimismus zu gedenken, mit welchem unsere Poeten die Menschen und ihre Geschicke betrachten. Man muß den Optimismus nicht eben für eine ruchlose Weltanschauung erklärt haben, um diesen Standpunkt begreiflich zu finden. Wer sich um das Individuum nicht bekümmert, wer aus theoretischen Interessen heraus den Culturfortschritt der gesammten Welt betrachtet und in dem allmählichen Triumphe der Wahrheit das alleinige Ziel des menschlichen Lebens erblickt, der kann leicht das allgegenwärtige Weh übersehen, weil es — trotz seiner Allgegenwart — keine plastische Form angenommen hat. Wer aber — und die meisten Jüngeren haben von Schopenhauer diese Brille geliehen — das gesammte Erdentreiben durch die Brille des Misanthropen sehen will, wer sich mit eigensinniger Absichtlichkeit vornimmt, die Nachtseiten der Menschennatur allein zu studiren, und den lieben, lichten Tag verschläft, damit er ihn nicht sehe, der wird im eifrigen Jagen nach Kummer und Verbrechen den Sinn verlieren für fröhliche Herzen, der Kampf um die strenge Wahrheit wird das Streben nach dem Guten und dem Schönen ersticken. Franzos verdient nicht, von den schwärzesten Pessimisten gelobt zu werden, denn er ist Keiner von den ihren. Man lese seinen „Markttag in Barnow". Wer sich bei aller Schärfe der Menschenkenntniß so viel Humor bewahrt hat, mitten im Gewühle der gemeinen Naturen noch ab und zu herzlich lachen zu können, der ist dem Dämon des Pessimismus nicht mehr als billig verfallen. Ein Dichter aber, der seine Leser stets zu gerechtem Zorn gegen die Unterdrücker und Bestien, die er schildert, aufzuregen vermag, und der darüber doch nicht die Fähigkeit verliert, Natur und schlichte Menschen liebevoll zu umfassen, der bei solcher Jugend Höhen und Tiefen der Seele durchforscht hat, ist eine seltene Erscheinung, deren Zukunft das lebhafteste Interesse einflößen muß.

Fritz Mauthner.

Gesellschaftliches und Privateigenthum als Grundlage der Socialpolitik.*)

Der Verfasser des oben citirten Buches ist den Lesern dieser Blätter theils als Mitarbeiter, theils durch Anzeigen seiner früheren Werke zu bekannt, um für seine neueste Arbeit einer besonderen Einführung zu bedürfen. Wir können somit in Besprechung des bei Duncker und Humblot in Leipzig erschienenen Buches gleich in medias res eingehen. „Dem Privateigenthum — dahin etwa läßt sich die Quintessenz der Anschauungen Samters resumiren — muß ein gesellschaftliches Eigenthum zur Seite gesetzt werden, groß und umfassend genug, ihm in seiner unumschränkten Herrschaft die Spitze zu bieten, ohne ihm doch den Boden zu entziehen." Schon Förster hat geschrieben: „Wir werden zu einer socialen Organisation des Eigenthums gelangen; es wird seinen ausschließlichen Privatcharakter verlieren, um eine öffentliche Institution zu werden." Der Vorschlag unseres Autors läuft nun darauf hinaus: daß das Privateigenthum für Grund und Boden beseitigt, auf allen anderen Gebieten aber in vollster Rechtskraft erhalten werden soll; nur das Eigenthum an Gebäuden soll sowohl der Gesellschaft wie dem Individuum eingeräumt werden. Schon Lange, John Stuart Mill, Laveleye haben ihre großen Bedenken gegen das Privateigenthum an Grund und Boden ausgesprochen, von den Socialdemokraten ganz abgesehen. Samters Originalität beruht aber darin, daß er in der Abschaffung des Privateigenthums auf diesem Einen Felde mit einem praktischen Radicalismus vorgeht, wie nur irgend ein Socialdemokrat — während er auf allen anderen Gebieten an dem vollen, ausschließlichen individuellen Besitztitel so wenig rütteln läßt, wie irgend ein Mitglied des „gouvernement du combat" oder der Partei „de l'ordre moral". Spätestens immer mit dem Tode des jeweiligen Besitzers soll die Expropriation erfolgen und das betreffende Gut dann sofort entweder durch den Staat oder unter dessen Oberaufsicht durch Vermittelung der Gemeinde verpachtet werden. Zur Indemnisirung würden in Preußen 22 Milliarden Mark erforderlich sein, wovon indessen 12 bis 15 auf Hypothekgläubiger entfielen, die einfach den schlechteren mit einem besseren Schuldtitel vertauschen. Für den Anfang könnten sogar 7 Milliarden genügen, wovon, nach dem gleichen Verhältnisse, nur 2 zur Auszahlung zu gelangen brauchten, da die übrigen wieder in Hypotheken bestehen müßten. Der Rest wäre dann etwa im Laufe eines Menschenalters durch eine amortisirbare Anleihe zu decken. Wenn man bedenkt, daß an Staatsschulden, doch fast nur für Kriegszwecke, Frankreich 18,6, England 15,8, Oestreich 8,8, Italien 8, Rußland 7,4 Milliarden contrahirt haben, erscheint obige Summe keineswegs so unerschwinglich, da es sich um eine fruchtbringende Anlage mit fortwährend steigenden Revenuen handelt. Nur der Curiosität wegen geben wir hier die Notiz wieder, daß das Geburtshaus Alexander von Humboldts von 4350 Thlrn., die es 1746 kostete, bis zum Jahre 1865, wo der erste wesentliche Umbau erfolgte, auf 140,000 Thlr. im Preise gestiegen war. Andererseits führt der Staat, der Post, Eisenbahnen, Telegraphen selber betreibt und Hütten-

*) Von Adolf Samter.

Digitized by Google

werke, Fabriken, große Domänen verwaltet, keineswegs eine so ganz unerhörte Neuerung ein, wenn er mit Beihülfe der Gemeinden den gesammten Grund und Boden in eigene Administration nimmt. Ebenso läßt sich thatsächlich nachweisen, daß es ein Vorurtheil war, wenn so berühmte Landwirthe wie Arthur Young und Thaer sagten: „Gebt einem Manne einen nackten Felsen zum sichern Besitz, er wird einen Garten daraus machen; gebt ihm einen Garten in kurze Pacht, er wird denselben in eine Wüste verwandeln" . . . „Dem Eigenthümer ist das Gut eine Frau, dem Pächter eine Maitresse." Den Grund der gesellschaftlichen Misère, „daß trotz allen Fortschrittes, womit wir uns brüsten, der weitaus größere Theil der Bevölkerung in durchaus unzulässigen Verhältnissen geblieben ist" — sucht der Verfasser darin, daß „Alles in der wirthschaftlichen Action sich darauf zuspitzt, dem individuellen Eigennutze unterworfen zu sein, dem auch der, nicht beliebig vermehrbare Grund und Boden, obwohl er doch offenbar ein monopolistisches Gepräge an sich trägt, unterthänig gemacht werde." Der Staat als Grundherr könne für die ländliche Bevölkerung unmittelbar Nachhaltiges leisten; dem Tagelöhner die Aussicht auf Grundbesitz eröffnen; den Arbeitern einen höheren Lohn zahlen, ihnen ein Stück Land zur Selbstbewirthschaftung anweisen und für geeignete Wohnungen sorgen. Das müsse zurückwirken auf die Lage sämmtlicher Arbeiter, zunächst auf den Lohn der Fabriksarbeiter — bei Aufrechthaltung des Unternehmergewinnes — auf die Wohnungsverhältnisse; überhaupt auf die Decentralisation der Wohnplätze. Der ganze sociale Fortschritt komme auch den Dienstboten zugute und erleichtere die Steuerreform. Daß zwischen Grund- und beweglichem Eigenthum ein fundamentaler Unterschied besteht, hat John Stuart Mill als unwiderleglich anerkannt mit den Worten: „Keine vorhandene Menge beweglicher Güter, die Jemand durch Arbeit erwirbt, verhindert Andere, durch die nämlichen Mittel Gleiches zu erwerben; wer aber das Land als Eigenthum besitzt, der bewirkt eben dadurch, daß ein Anderer es nicht besitzen kann." Auch die Entwicklung des unbeweglichen Eigenthums ist daher, wie insbesondere Laveleye ausführt, eine ganz andere gewesen, als bei dem mobilen Besitze. Nicht die Einzelhöfe, sondern Dörfer mit Feldgemeinschaft, Hofanlagen mit Wald- und Weidegemeinschaft waren die ursprünglichen Ansiedlungen. Erst allmählich schält sich aus der Dorfgemeinschaft das individuelle Eigenthum heraus; nnd das russische System findet sich nicht nur, wie man einst geglaubt, bei den Slaven, sondern in Peru und China, in Mexico und Indien, bei Skandinaviern und Arabern, bei den Germanen und im alten Italien. Ja, noch heute wird, nach Laveleye, der größte Theil des Bodens nicht durch Eigenthümer bebaut, wie die gewöhnliche Fiction lautet, sondern durch Pächter, die meistentheils eine kürzere Nutznießungsfrist haben, als der russische Bauer nach Auftheilung des Gemeindegutes für einen Turnus. Daß der Boden, zur Erzielung hohen Wirthschaftsertrages, nicht gerade Privateigenthum sein muß: dafür liefert den schlagendsten Beweis England, wo unter dem ausgedehntesten Pachtsysteme die denkbar höchste Stufe der Bodencultur erreicht ist. Auch hier handelt es sich also nicht darum, durchwegs neue Zustände zu schaffen, sondern nur um allgemeine Einführung von Verhältnissen, die bereits in großer Ausdehnung bestehen. Selbst in Preußen haben, nach dem Urtheil von Sachverständigen, die Domänenpachtungen zu den „besonders intelligent betriebenen Wirthschaften" gehört. Auch soll keineswegs unbedingt geleugnet werden, daß hin und wieder im Productionsinteresse der kleine Privatbesitz vorzuziehen ist: z. B. für die Zwecke gewisser hochintensiver Culturen, so wie für den eigentlichen bäuerlichen Betrieb. Aber ganz sicher ist, daß die zunehmende Einsicht in die Gesetze des Pflanzen- und Thierlebens auch hier dahin wirkt, den Eigenbetrieb durch den Eigenthümer immer weniger nothwendig zu machen. Und nicht minder gewiß ist, daß den möglichen Uebelständen des gesellschaftlichen Grundbesitzes sehr positive Schäden des Privatgrundeigenthums gegenüberstehen. In unverantwortlichster Weise gegen die Gesellschaft vernachlässigt oft der Latifundienbesitzer die gehörige Cultur gewaltiger Strecken seiner Güter aus Mangel an Betriebsmitteln oder auch aus bloßer Bequemlichkeit. Selbst in England und Schottland sind 40, in Irland 64, auf den englischen Inseln 19 Procent der gesammten Anbaufläche ewige Weide, meistens den Großgrundbesitzern zu eigen. Die Grafschaft Southerland, die sich in Schottland von Meer zu Meer erstreckt, ist Eine Schafweide, in der auf 40 Meilen weder Haus noch Zaun zu sehen ist. Wie schnell würde das Weideland sich in Ackerland verwandeln, könnte man die Besitzer zwingen, denjenigen Theil ihres Eigenthums, den sie nicht selbst bebauen, an Andere in Pacht zu geben. Die ganze ökonomische Lage einer solchen Gegend und ihrer Bevölkerung würde mit Einem Schlage radical umgestaltet.

Aber wird der Staat die in seine Hand gegebene Macht nicht mißbrauchen? Samter meint, das mit der socialen Umgestaltung frisch erwachende Leben werde der Staatsgewalt auch am besten eine Schranke zu ziehen wissen. Indessen ist er doch zu sehr Praktikus und zu wenig Ideolog um nicht hinzuzufügen: „Von vorn herein muß eingeräumt werden, daß die Ueberweisung des Grundeigenthums an die Gesellschaft nur bei den Völkern angebracht und empfehlenswerth ist, die im vollsten Sinne des Wortes eine Volksregierung haben, die sich mit der Regierung Eins wissen und bei denen ein Gegensatz zur Regierung nicht besteht . . . In diesem, aber auch nur in diesem Falle, wenn man sicher ist, daß die Vermehrung der Regierungs- die Vermehrung der Volkskraft bedeutet, wird man dem Staate die Verfügung über das Grundeigenthum anvertrauen können. Daß die Freiheit des Volkes fest gesichert ist, daß das Volk eine möglichst weitgehende Selbstverwaltung hat, ist die nothwendige Voraussetzung der Einführung gesellschaftlichen Grundeigenthums."

Walter Rogge.

De Zweep,

Weekblad voor de Vlaamsche Beweging. Negende Jaargang. Brüssel.

Nur wer ein Blatt wie das oben angezeigte Jahr und Tag gelesen hat, macht sich eine Vorstellung von dem Kampf, man möchte sagen auf Leben und Tod, den unsere deutschen Vettern auf niederländischem Boden gegen Franzosen- und Römerthum kämpfen. Man muß jahrelang lesen von ihren täglichen Plackereien: wie man Gesetze bekannt macht in einer Sprache — der französischen —, die nicht der zehnte Mann versteht, wie man Straßennamen übersetzt in die fremde Sprache, wie man Beamte anstellt, die mit den Bewohnern nicht ohne Dolmetsch verkehren können, wie man im eignen Lande mit seiner Muttersprache, z. B. auf Eisenbahnen sich nicht zurecht finden und verständlich machen kann, wie man Kinder unterrichtet, ohne daß sie im Anfang nur ahnen, was der Lehrer sagt — Alles das und unendlich viel mehr muß man in wöchentlichen Berichten im Einzelnen lesen, um nur an seine Möglichkeit zu glauben.

Es erinnert uns lebhaft an die Danisierungszeit in Schleswig.

Und diese Vlaamen kämpfen so gut für echtes Deutschthum an der Südgrenze Germaniens, wie wir es gethan an der Nordgrenze, ja sie kämpfen mit demselben Mittel wie wir; denn was uns deutsch erhalten hat, was den Knecht auf dem Felde, die Magd im Hause, den einfachen Mann bei uns deutsch erhalten hat, das war unsere heimische Volkssprache, das war hauptsächlich und am Ende unser Plattdeutsch, gerade so gut wie es die schwäbisch-allemannische Mundart im Elsaß gewesen ist, die dem Franzosenthum Widerstand geleistet hat. Der sogenannte Gebildete, der Hochdeutsche, ist auch dort zuerst abgefallen. Nur die Mundart hat die Zähigkeit, die Jahrhunderte vorhält.

Die Vlaamen nun gar sind echte Plattdeutsche. Mit dem Plattdeutsch widerstehen sie dem Franzosenthum. Wir im Norden sollten es also doppelt nicht vergessen, daß sie für's Deutschthum kämpfen. Und wie wir in den vierziger, fünfziger Jahren gewünscht, daß unsere deutschen Brüder an uns und unsern Kämpfen theilnähmen, wenigstens von unserer Lage wüßten und nicht uns in ihrer Unwissenheit gelegentlich als leidige Tröster trösteten: es sei wohl nicht so schlimm — so müssen jetzt die Vlaamen denselben Wunsch haben.

Dieser kann nicht directer und sicherer erfüllt werden, als wenn man in Norddeutschland ein Blatt wie „de Sweep" liest. Die Sache ist für jeden Plattdeutschen so leicht, daß nur die Geduld dazu gehört, sich durch einige Nummern hindurch zu studiren. Die meisten unbekannten Wörter werden durch sich selbst und ihre Umgebung klar, da es meistens nur das ein wenig fremde Gewand der Orthographie ist, wodurch sich ihre Gestalt etwas verhüllt zeigt.

Man sollte jedenfalls das Blatt in allen norddeutschen Lesezirkeln auslegen und herumschicken, jeder norddeutsche Student wenigstens müßte

Digitized by Google

es lesen. Nach meiner Meinung kostet das Eindringen in's Vlaamische nicht mehr Zeit und Mühe, als es seiner Zeit kostete, die ersten plattdeutschen Bücher zu lesen. Jetzt liest fast jeder Hochdeutsche Reuter und Groth. Anfänglich wurde der Quickborn vier Mal wenigstens in's Hochdeutsche übersetzt. Jetzt hört man nichts mehr von Uebersetzungen.

Es kann uns Plattdeutschen doch wenigstens nicht schwerer fallen, die Niederländer zu lesen, als ihnen, Plattdeutsch zu verstehen. Und dafür wird in Belgien geradezu Propaganda gemacht.

An der Spitze dieser „Dietschen Beweging", wie sie es nennen, seit 1855, steht der Dr. C. J. Hansen, Stadtbibliothekar in Antwerpen. Er hat schon damals in seinen „Reisebrieven" auf den Quickborn und seine mögliche Wirkung für Belgien und die Niederlande aufmerksam gemacht, und seitdem immerfort durch gelehrte Schriften, wie durch populäre Vorträge in dieselbe Kerbe gehauen. Er nicht allein. Aber ein neuester Vortrag von ihm, den er vor kurzem in Antwerpen gehalten, und über den die „Sweep" vom 9. v. M. berichtet, scheint besonders durchgeschlagen zu haben, und giebt uns Veranlassung zu diesem Artikel. Ein Correspondent der „Sweep" also berichtet von einem Vortrage, den Herr Dr. Hansen in dem großen Concertsaal des „Niederländischen Theaters" gehalten über Plattdeutsch und Niederdeutsch. Der große Saal, heißt es, war gefüllt, auch Norddeutsche hatten sich eingefunden, und die große Versammlung horchte dem Redner das Wort vom Munde ab und äußerte ihm zu wiederholten Malen laut ihren Beifall, und ihre Zustimmung zu seinen Auseinandersetzungen über die innige Verwandtschaft der heimischen Sprache mit dem Plattdeutschen.

Was Dr. Hansen schon früher, wiederholt, auch auf niederländischen Sprachcongressen als praktischen Beweis seiner Behauptungen ausgeführt, geschah auch hier: er las eine ganze Anzahl plattdeutscher Gedichte vor, und sie sind, wie der Bericht sagt, Stück für Stück von einem Ende bis zum andern (von naaldeken tot draadeken) verstanden (verstaan geworden, ter beschaming) zur Beschämung aller Derer, welche gegen die Einheit des Plattdeutsch mit dem Niederdeutsch sprechen.

Besonderes Aufsehen und Freude gewährte u. A. das Gleichniß vom verlornen Sohn, das Hansen in einundzwanzig Mundarten von Dunkirchen und Brügge bis nach Königsberg und zurück (über Holstein) vorführte, indem jeder Vers in eine andere Mundart übersetzt war. Der Uebergang von einer Mundart in die andere erschien so leise, daß man die Reise machte ohne Stoß und am Schluß sich verwundert wieder in Brügge in Belgien befand.

Dann las Herr Hansen „Min Modersprak" und „Hell int Finster schient de Sünn" von Klaus Groth, und „Levglück" von Lange in plattdeutscher Aussprache, sowie Festgruß von Ahrens in niederländischer Aussprache.

Herr Hansens Vortrag wird nach Abfassung und „Welsprekendheid" besonders gerühmt und seiner Klarheit und Vollendung im Besondern die Macht der Ueberzeugung zugeschrieben. Wir bezweifeln dies nicht, uns geht aber zunächst die Sache an, derentwegen wir noch mittheilen, daß auch noch vlaamsche und plattdeutsche Lieder gesungen wurden, und schließen mit dem Berichterstatter, daß diese Sitzung nicht blos für Herrn Dr. Hansen, sondern für die „Dietsche Beweging" dort ein wahrer Siegestag gewesen sei.

Wird es nicht zuletzt wie der Ruf zu den Plattdeutschen herüber klingen: Das that ich für dich, was thust du für mich?

Klaus Groth.

Vermischtes.

Die Quelle des „Gangs nach dem Eisenhammer".

In Nr. 25 der „Gegenwart" (1877) findet sich ein Artikel des Herrn Avé-Lallemant mit der Ueberschrift: „Der Gang nach dem Eisenhammer. Beitrag zur Schillerliteratur." Darin wird gesagt, es sei noch nicht bei allen Schiller'schen Balladen und namentlich nicht bei dem „Gang nach dem Eisenhammer" geglückt, den Stoff aufzufinden, den Schiller hierfür benutzt, jener aber sei für das letztgenannte Gedicht, wie Herr Avé-Lallemant erst jetzt gefunden und wie ihm selbst sehr wahrscheinlich sei, doch wohl aus den Fabliaux der alten französischen Fabliers genommen, die Schiller in der 1779—1781 herausgegebenen Sammlung Le Grand d'Aussis nicht wohl unbekannt geblieben sein könne. Herr Avé-Lallemant gibt sodann den Inhalt des betreffenden Fabliau an, nur fabulirt er leider selbst, wenn er glaubt, damit etwas Neues aufgefunden oder mitgetheilt zu haben. Denn die ganze Geschichte von dem Sohne des Seneschalls, den der König angenommen, mit seinem Sohne erzogen und endlich auf die Verleumdung des Hofmeisters hin dem Feuertod geweiht, die heilige Maria aber wunderbar errettet hat, ist bereits von dem umsichtigen und scharfsinnigen Max Wilhelm Götzinger in seinen 1831 in Leipzig und Zürich zum ersten Mal erschienenen „Deutschen Dichtern", einem der besten kritischen und exegetischen Commentare unserer Literatur und zwar ebenfalls aus Le Grand d'Aussi erzählt und als eine der in Frage kommenden Quellen des „Gangs nach dem Eisenhammer" namhaft gemacht. Götzinger benutzt dabei aber auch die alte Bearbeitung der Sage in Versen, die in dem „Nouveau Recueil de Fabliaux et Contes inédits" von Méon, Paris 1823, T. II, mitgetheilt ist und bringt in seinem Auszuge sogar dieselben altfranzösischen Verse über die

„Gentilz femmes, joenes et beles",

welche von Avé-Lallemant angeführt werden. In Einem aber weicht Götzinger von diesem ernstlich ab. Er versteigt sich nämlich nicht dazu, diese Geschichte Le Grands als die von Schiller benutzte Quelle zu bezeichnen. Und wir glauben: Götzinger hat hierzu triftige Gründe. Denn die Sage über das Sprüchwort: „Wer Andern eine Grube gräbt, fällt selbst hinein" ist eben nicht blos bei Le Grand, sondern noch in einer Reihe von anderen und älteren Büchern und zwar in einer ebenso stark, ja noch mehr an Schiller erinnernden Gestalt erzählt. Götzinger selbst nennt diese Fundstätten. Aehnlich wie bei Le Grand, aber besser, findet er die Sage in den Cento novelle antichi, Nr. 68, erzählt, ferner in der englischen Ausgabe der Gesta Romanorum. Für erwähnenswerth hält er aber auch drei andere Darstellungen der Sage. Die eine in Giraldis Hecatommithi läßt den türkischen Sultan Selim, den Christensklaven Lamprino und den Kämmerer Zelim als Helden der Geschichte auftreten, wobei — mit Schiller verglichen — die Rolle des Grafen dem Sultan, diejenige Fridolins dem Lamprino und die Robert'sche dem Kämmerer zufällt. Die Eifersucht, dieses Grundmotiv der Schiller'schen Ballade, das bei Le Grand gar nicht verwendet ist, wird hier durch des Sultans Favoritin Tamulia vermittelt, welcher Lamprino-Fridolin als Kämmerer von seinem Herrn beigegeben ist.

Unter dem Titel „Der gesegnete Kirchgang der beständigen Christen" wird die Sage in einer der ältesten deutschen Novellensammlungen, nämlich in Polychrest Meletaons Tugendschule mitgetheilt. Die zwei Söhne eines griechischen Christen, Theodosius und Crispinus, die von ihrem Vater zur Frömmigkeit und eifrigem Kirchenbesuch angehalten waren, sind nach der Eroberung Constantinopels Sklaven eines Türken geworden. Crispinus wird Renegat, Theodosius aber bleibt standhaft und wird deshalb von seinem Herrn dazu bestimmt, in dem Ofen seines Ziegelbrenners den Feuertod zu sterben. Statt des Theodosius aber findet hier Crispinus seinen Tod.

Die auffallendste Uebereinstimmung mit der Schiller'schen Ballade findet sich jedoch in Peter Laurenbergs Erzählung: „Daß Kirchengehn nicht säume, wird mit einer feinen Historie bestätigt." Peter Laurenberg hat selbst nach Götzingers Meinung die älteste Fundgrube unseres jedenfalls sehr alten Märchens, nämlich Pelbarti pomoerium, Sermones de tempore, also eine Predigtsammlung aus dem Ende des 15. Jahrhunderts, als Quelle benutzt. Wir geben einen kurzen Auszug aus Laurenbergs Erzählung:

Ein junger Gesell hatte beim Abschied vom Vaterhause drei Lehren mit auf den Weg bekommen, nämlich: 1. fleißig zur Kirche zu gehen, 2. vor böser Gesellschaft sich zu hüten, 3. sich fein in der Leute Weise zu richten und zu schicken. An eines Königs Hof in Gunst gekommen wird er von Einem der Buhlerei mit der Königin verdächtigt, unter dem Angeben, er geberde sich immer ganz wie die Königin. Der König merkt auf und sieht, daß der Jüngling allerdings fröhlich ist, wenn König und Königin freundlich zusammen sind, und sehr traurig, wenn gelegentlich Se. Majestät Höchstihrer Gemahlin einen Backenstreich versetzen. Darüber beschließt der eifersüchtig gewordene König, den Gesellen zum Kalkbrenner zu schicken und im Kalkofen verbrennen zu lassen. Der Gesell hört aber, dem ersten Rathe seines Vater folgsam,

Digitized by Google

unterwegs eine Predigt und wird gerettet, während der Angeber in den Kalkofen wandert. Der König erkennt die Unschuld des Verleumdeten, der nur nach dem Worte seines Vaters in anderer Leute Weise sich hatte fein richten wollen, und hält ihn hernach lieb und werth.

Die außerordentliche Aehnlichkeit dieses Märchens mit der Ballade springt sofort in die Augen. Die veränderten Züge sind fast nur nebensächliche. Blos die Herbeiziehung des idealen Pflichtgefühls bei Fridolin anstatt eines ängstlichen Festhaltens an den väterlichen Abschiedsregeln ist eine wesentliche und, ohne Zweifel, Schiller'sche Veränderung. Alles Uebrige, namentlich die Wahl des Eisenhammers statt der Kalkbrennerei, der Messe statt der Predigt, kann ebensogut einer andern, aber sonst enge an Laurenbergs Geschichte sich anschließenden Bearbeitung desselben Stoffs als künstlerischen Erwägungen des Dichters seiner Entstehung verdanken, dem ein Eisenhammer poetisch verwendbarer und die Schilderung der Messe zur Ausfüllung der für Robert verhängnißvollen Unterbrechung auf Fridolins Wege und eben damit für die Einheit der Handlung zweckdienlich erscheinen mochte.

Hat nun aber Schiller die Laurenbergische Darstellung oder hat er das Le Grand'sche Fabliau oder hat er eine der sonst von Götzinger aufgeführten und hier kurz gekennzeichneten Erzählungen benutzt? Die Antwort lautet: Von den hier namhaft gemachten Stücken ist kein einziges selbst die Quelle des Schiller'schen Gedichtes gewesen. Bei den in Constantinopel spielenden Erzählungen ist die Aehnlichkeit eine zu geringe, als daß wir ihre Benutzung durch Schiller annehmen könnten. Das Le Grand'sche Fabliau aber ist sicherlich deswegen Schillers Quelle nicht, weil bei dem Vorhandensein solcher Fassungen des Märchens, in denen die Eifersucht die Triebfeder des irregeleiteten Herrn ist, es sonderbar wäre, nicht eine von diesen Fassungen, sondern eine andere, in welcher von Eifersucht' gar nicht die Rede ist (vgl. Nr. 25 der „Gegenwart": Die Inhaltsangabe Avé-Lallemants), als Quelle anzunehmen. Dazu kommt, daß, wie Götzinger richtig bemerkt, die ganze Auswahl der Namen in der Ballade durch das Fabliau nicht erklärt wird, während sonst Schiller (vgl. den Taucher) eher die Namen ganz verschweigt, als durch andere, in seiner Quelle nicht vorgefundene ersetzt. Zudem hat es Grafen von Zabern oder Saverne niemals gegeben und Schiller wäre also ohne Veranlassung durch die benutzte Erzählung auf diese Bezeichnung jedenfalls nicht gekommen. Dieses Argument spricht freilich ebenso entschieden auch gegen die Benutzung Laurenbergs, wogegen vielleicht auch die katholische Cultushandlung, falls wir dieselbe als schon in der Erzählung vorgefunden voraussetzen, geltend gemacht werden kann. Ausdrücke, wie „die Dame von Saverne", „Sacristan", (französisch: sacristain; deutsch doch fast überall: Meßner oder Küster), ferner die Galanterie der Sprache in der Schilderung der Gräfin, eine Reihe zum Theil mißlungener Wendungen, welche an den französischen Satzbau erinnern, endlich die bestimmte Erwähnung von Saverne und des nach den örtlichen Verhältnissen dazu passenden Eisenhammers, sowie der Name Fridolin, eine oberdeutsche und schweizerische Abkürzung von Gottfried, lassen es wahrscheinlich erscheinen, daß Schiller zwar nicht das Le Grand'sche Fabliau, aber eine andere französische, an der elsässisch-französischen Grenze entstandene bez. aus der uralten Sage umgebildete Erzählung benutzt habe. Eine solche Erzählung konnte selbstverständlich auch in Jena, wo Schiller mit dem Stoffe seiner Ballade zufällig bekannt wurde, in die Hand des Dichters gerathen. Nahe verwandt ihrem Inhalte nach mit der Laurenberg'schen ist diese Erzählung jedenfalls gewesen. Und wie weit und in wie mannichfacher Form das Märchen verbreitet gewesen, dafür kann nicht blos die Götzinger'sche Zusammenstellung von Quellen, sondern auch die Thatsache bürgen, daß eine ganz an unsere Kalkofengeschichte erinnernde Begebenheit schon vor langer Zeit Gegenstand dramatischer Aufführungen in Norddeutschland gewesen ist. Bekannt ist mir dies Letztere aus einem kürzlich in meinem Wohnort Dessau gehaltenen Vortrage Gottfried Kinkels geworden.

Mögen diese Zeilen dazu dienen, die Verdienste des alten Götzinger, die wohl da und dort noch in gutem Andenken stehen, wieder für weitere Kreise in Erinnerung zu bringen. Ein Mann von großem Scharfsinn und unbeugsamer Folgerichtigkeit des Denkens, ein gründlicher Germanist und feiner Kenner des Schönen, war er nicht blos durch seine Professur der deutschen Sprache an der Schaffhauser Cantonsschule, sondern durch Anlage, Neigung und Kenntnisse wie Wenige zur Erklärung und Kritik deutscher Dichtungen geschaffen. Von seinen vielen Werken sind die Stilschule, die Grammatik, der „Dichtersaal", besonders aber seine „deutschen Dichter" noch heute mustergültig. Sein Sohn Max Götzinger hat durch neue Auflagen dafür gesorgt, daß Fortschritte der Wissenschaft, wo sie wirklich eingetreten waren, nicht unberücksichtigt blieben. Männer wie Ludwig Uhland haben den fleißigen Sprachmeister trotz der freimüthigen Strenge, womit er Nachlässigkeiten der Sprache in ihren Werken gerügt, gerne aufgesucht. Ich selbst aber, einst der zweite Nachfolger in seinem Lehramte, habe diese Gelegenheit gerne ergriffen, um alter Hochachtung vor dem verdienten Manne erneuten Ausdruck zu geben.

Adolf Rümelin.

Aus der Hauptstadt.

Natalie.

Schauspiel in 3 Aufzügen von Adolf Wilbrandt.

Zwischen dem seit einiger Zeit verwittweten Freiherrn von Idstedt und seiner Tochter Natalie besteht ein eigenthümliches Verhältniß. Der Freiherr ist keineswegs ein beschränkter Mann; er besitzt das übliche Maß gesunden Menschenverstandes, seine Bildung ist nicht tiefgehend, aber doch für den gewöhnlichen Verkehr vollkommen ausreichend. Er ist ein durchaus verständiger Mensch und in den gesellschaftlichen Umgangsformen besitzt er alle jene unbestreitbaren vererbten Vorzüge des Aristokraten. Aber nichts ist an ihm wirklich bedeutend, eigenartig, hervorstechend. Deshalb ist es ganz erklärlich, daß er seine ungewöhnliche Tochter, die seltene seelische und geistige Vorzüge von ihrer Mutter geerbt hat, nicht versteht, daß er sich Natalien gegenüber in einer gewissen unbehaglichen Stimmung fühlt, eben wie eine subalterne Natur gegenüber der höheren. Baron Idstedt ist natürlich auch ein schlechter Geschäftsmann. Die allgemeinen Geldcalamitäten der letzten Jahre haben ihn hart getroffen, und in dem Augenblicke, da das Wilbrandt'sche Schauspiel beginnt, erfährt Baron Idstedt, daß auch der Rest seines Vermögens von einer liquidirenden Gesellschaft aufgeschlungen worden, daß er ein Bettler ist.

Da bietet sich ihm eine ganz unerwartete Rettung dar. Baron Victor, der früher, zu Lebzeiten der Freifrau von Idstedt, im Hause verkehrt, aber seit zehn Jahren in der Fremde geweilt hat, bewirbt sich bei ihm um die Hand der Baronesse Natalie, die er in der Galerie, während sie die alten Meister copirte, wiedergesehen, und für die er eine starke, wie er versichert sogar leidenschaftliche Neigung gefaßt hat. Baron Victor hält die Bewerbung, ohne nur eine Minute zu zögern, aufrecht, auch nachdem er erfahren, daß es sich um ein gänzlich verarmtes Mädchen handelt. Durch einen Freund des Hauses, Hofrath Asmus, einen jener liebenswürdigen aristokratischen Hausärzte, die mit der Ausübung der medicinischen Kunst das Amt des Allerweltsvertrauten und Allerweltsberathers zu vereinigen wissen, erfährt Natalie gleichzeitig, daß ihr Vater ruinirt und daß es in ihre Hände gegeben ist, ihn vor der Verzweiflung zu bewahren. Sie besinnt sich nicht lange, sie sagt ja. Der Himmel weiß, wie schwer ihr diese Antwort wird. Denn Natalie liebt einen Anderen, Paul Falke, einen jungen Architekten, der einstweilen nur Luftschlösser baut, einen viel zwar versprechenden jungen Mann, der aber bis zur Stunde weder einen Namen noch Vermögen, noch auch ernsthafte Aussichten hat. Sie liebt ihn; sie weiß, daß der Verzicht auf ihn sie elend machen muß, vielleicht tödten wird, aber sie bleibt standhaft: denn sie hat ihrer Mutter auf dem Sterbebette geschworen, ihren Vater glücklich zu machen.

Diesen Schwur, der ihr unter seltsam feierlichen Bedingungen von der sterbenden Mutter abgenommen worden ist, — in der Todesstunde hat die Mutter auf einen alten Schrank gewiesen, als wolle sie aus demselben noch irgend etwas Wichtiges an sich nehmen und verbrennen, denn sie hat auch in die Flammen gezeigt; aber die Kräfte haben ihr den Dienst versagt, sie hat nur noch durch eine matte Bewegung andeuten können, daß sie etwas schreiben wolle, Natalie hat ihr Papier und einen Bleistift gereicht, und mit großen zitternden Zügen hat sie die Worte geschrieben: „Sei Du besser als ich, mache Deinen Vater glücklich!" und dann ist sie gestorben — diesen Schwur hat Natalie bis zur Stunde noch nicht erfüllen können, wenigstens noch nicht so voll-

Digitized by Google

ständig, wie sie es will. Sie hat ihrem Vater, der durch den Verlust seiner Frau der Verzweiflung nahegebracht war, zwar nie ein vergrämtes Gesicht gezeigt; sie hat durch die Heiterkeit, die sie sich aufgezwungen, eine fröhlichere Stimmung bei ihrem Vater zu erwecken versucht, sie hat sich so aufgeräumt und lustig gestellt, so viel muntere Lieder gesungen, daß der Vater das „wunderliche Kind" sogar der Theilnahmlosigkeit, der Gleichgültigkeit gegen das Andenken der Mutter hat zeihen können; erst jetzt indessen ist ihr Gelegenheit gegeben, das, was sie der sterbenden Mutter gelobt hat, durch heldenhaftes Handeln zu verwirklichen. Sie kann ihren Vater vor dem Ruin erretten und sie ist entschlossen es zu thun, ob auch ihr Herz dabei breche.

Mit Lächeln um den Lippen gibt sie ihrem Vater, der sie durchaus nicht zu der Heirath mit dem Baron Victor zwingen will, die Zusage, die ihn überglücklich macht; und das Lächeln weicht nicht eher von ihren Lippen, bis der nun ganz beruhigte Vater getrosten Sinnes in das Nebenzimmer geht, um dem Baron Victor die gewünschte Nachricht zu geben. Sobald sie aber allein ist, unbelauscht der Wahrheit und ihrem Schmerze überlassen, fällt die trügerische Maske, und sie bricht in Schluchzen zusammen. Um sich zu stärken zu dem schweren Werke, das ihr bevorsteht, will sie noch einmal die letzten Worte ihrer Mutter lesen. Sie öffnet den alten Schrank, findet, als sie nach dem Papier sucht, daß ein Spalt sich erweitert hat, erblickt da Geschriebenes, und nun vergegenwärtigt sich ihr die qualvolle Unruhe, die ihre Mutter in der letzten Stunde verrathen hat! Sie schließt ganz richtig, daß das der Schatz sein müsse, nach dem ihre Mutter verlangt habe.

Sie nimmt die Papiere und liest sie. Ein Schauder befällt sie, als sie von dem Inhalt Kenntniß genommen. Der Brief ist an ihre Mutter gerichtet, und die wenigen Worte, die er enthält, sind von einer unheimlichen Klarheit. Ihre Mutter hat sich allmählich von dem Freiherrn Idstedt, der ihr geistig nicht genügen konnte, abgewandt, sich in Baron Victor verliebt, und diese Liebe zwischen der bedeutenden Frau und dem jungen, leidenschaftlichen Baron hat den Charakter eines strafbaren Verhältnisses angenommen.

Während Natalie diese Zeilen, die ihr den furchtbarsten Schmerz bereiten, die ihr das reine Andenken an ihre heißgeliebte Mutter unbarmherzig rauben, in den zitternden Händen hält, kommt Baron Victor und will um sie werben. Sie zeigt ihm den eben gefundenen Brief und hat für ihre Empörung nur das eine Wort: „Hinaus! — Sagen Sie meinem Vater ein unverfängliches Abschiedswort und dann gehen Sie, auf Nimmerwiedersehen!" Der ganz niedergeschmetterte Baron führt den Befehl aus. Er theilt dem Freiherrn von Idstedt, der durch diese unerwartete Wandlung wie vom Schlage getroffen wird, mit, daß er auf die Hand der Baronesse Natalie verzichten müsse. Der Freiherr, der auch diesmal sein Kind nicht begreifen kann, erblickt die Ursache dafür in nichts Anderem als in einer der bekannten unerklärlichen Eigenwilligkeiten und Unarten des seltsamen Mädchens. Natalie schmiegt sich liebevoll an ihn an, verspricht ihm, Alles, Alles zu thun, was sie vermag, um dem Unheil, das über sie hereingebrochen ist, entgegenzutreten. Sie hat Talent zum Malen; nun wohl, sie wird die Bilder, mit denen sie früher ihr Zimmer schmückte, verkaufen, sie wird nicht mehr schöne Blumen, sondern häßliche Landschaften malen, nicht mehr wahrhaftige Copien nach den alten Meistern, nur noch lügnerische, gefällige Porträts. Sie spielt gut Clavier; auch diese Kunst wird sie verwerthen; mit einem Worte, sie wird arbeiten, um sich und ihren Vater durch die schweren Tage, die ihnen bevorstehen, glücklich hindurchzubringen.

Im zweiten Acte sehen wir, daß Natalie Wort gehalten hat. Der Baron hat seine kostspielige Einrichtung verkauft und sich bescheiden, aber gemüthlich eingerichtet; er hat eine merkwürdig billige, aber hübsche Wohnung gefunden. Natalie, für die ein Unbekannter ein sonderliches Interesse zu hegen scheint, — denn es erscheinen in den gelesenen Blättern von Zeit zu Zeit Notizen über das bemerkenswerthe Talent der Natalie Idstedt, welche die Aufmerksamkeit der aristokratischen Kreise auf die interessante Standesgenossin hinlenken — Natalie hat reichlich Bestellungen auf Porträts, corrigirt Dilettantenleistungen, spielt vierhändig, kurz und gut, es ergeht dem Baron und seiner Tochter den Umständen nach überraschend gut, namentlich dem Baron — Natalie denkt ja noch immer an Paul Falke, der seit dem ergreifenden Abschiede verschwunden ist.

Die gänzlich veränderten äußerlichen Bedingungen haben auch in dem Innern des Barons eine starke, zum Glück eine heilsame Wandlung herbeigeführt. Er ist lebenslustiger, frischer geworden, die Zeit der Trauer ist vorüber, die Zeit der erfreulichen und heiteren Stunden kehrt wieder. Und da ist so eine reizende junge Wittwe, Frau Henriette von Gertau, die wie dazu geschaffen ist, einen Wittwer in den besten Jahren zu trösten, — immer reizend, munter, herzlich, liebenswürdig im edelsten Sinne des Wortes, eine gute Freundin im Glücke, eine bessere Freundin in der Noth; und Natalie sieht, wie ihr Vater auflebt, wenn diese reizende Frau, Frische und Munterkeit um sich verbreitend, sie besucht, und wie der Baron, wenn er den Besuch erwidert, auf gewisse Aeußerlichkeiten besonders achtet, wie er seine Cravatte ordnet, sogar ein Sträußchen im Knopfloch befestigt; — und wenn sie die Beiden so im heiteren Geplauder betrachtet, fragt sie sich, ob der letzte Wunsch ihrer Mutter nicht dadurch voll und ganz erfüllt würde, wenn zwischen diesen Beiden, die so recht zu einander taugen, ein dauerndes Band geknüpft würde.

Mit diesem Gedanken beschäftigt sich Natalie, als sie das Porträt der schönen Frau Gertau malt. Da vernimmt sie plötzlich ein verdächtiges Klopfen an der Wand. Wer der Klopfgeist ist, weiß sie auf der Stelle. Es ist der Nachbar von ehedem, mit dem sie sich vermittelst jener eigenthümlichen Klopfsprache, die in den Gefängnissen allgemein als Verständigungsmittel gewählt wird, in vergangenen Tagen so wohl zu verständigen gewußt hat, — es ist Paul Falke. Und richtig, wenige Minuten später läßt sich Paul Falke, der mit der Künstlerin Natalie Idstedt in Geschäftssachen zu sprechen habe, melden und wird auch sofort empfangen, vom Baron als Kunde, von Frau von Gertau als alter Bekannter, von Natalien als heimkehrender Geliebter.

Paul hat durch die Zeitungen und durch den gemeinsamen Freund, Hofrath Asmus, erfahren, wie die Sachen liegen. Er hat gearbeitet und Erfolge gehabt, und nun sucht er den ersten besten Vorwand, um sich Natalien wieder zu nähern. Er bittet sie, sein Porträt für seine Mutter zu malen; in Wahrheit aber will er ihr nur sagen, daß er sie noch immer liebt und daß er jetzt im Stande ist, um ihre Hand zu werben.

Nun endlich scheint dem geprüften Mädchen das Glück zu lächeln! Ihr Vater ist auf dem besten Wege mit Frau von Gertau glücklich zu werden, und Paul ist zu ihr zurückgekehrt!

Da greift noch einmal verhängnißvoll Baron Victor in ihr Leben ein — wirklich verhängnißvoll, denn nur die edelsten Motive bestimmen den Baron zu Natalien zurückzukehren. Er will ihr die Beweise überbringen, daß die Schuld ihrer Mutter nicht so groß ist, wie sie ohne alle Erklärung hat annehmen müssen. Er hat die beiden Briefe, in denen das Verhältniß klar gelegt wird, bewahrt, und in Nataliens Hände will er diese Rechtfertigung niederlegen. Auch das Bild, das ihre Mutter dem Geliebten einst geschenkt, soll künftighin in Nataliens Besitz bleiben. In dem Augenblicke, da er diese traurigen Reliquien der Tochter übergibt, kehrt Paul, der den Baron in das Haus hat treten sehen, von eifersüchtigen und cholerischen Regungen getrieben, zu Natalien zurück. Er hat bemerkt, wie diese die Briefe zu verbergen gesucht hat, und wie das Bild ihren Fingern entglitten ist. Er verlangt nun Aufklärung; er will wissen, was diese Briefe enthalten. Natalie kann es nicht sagen, denn ihre Aussage wäre die Entehrung der Mutter im Grabe. Er hebt das Bild vom Boden auf und glaubt, in diesem das Bild Nataliens, die mit ihrer Mutter eine ungewöhnliche Aehnlichkeit hat, zu erkennen. Natalie kann kein Wort zu ihrer Rechtfertigung hervorbringen, sie muß es ertragen, daß sich der Geliebte nochmals von ihr wendet, ja, daß er sie der Falschheit bezichtigt, daß er sie nicht mehr achtet. Die tiefste Verzweiflung erfaßt Natalien, als sie allein zurückbleibt. „Wenn Du nicht still da unten schlummerst, Mutter," seufzt sie, „wenn Du von irgend einem Stern auf diesen Punkt im All, auf dies Zimmer herunterschaust, muß es Dich nicht schmerzen, zu sehen, wie viel Kummer Du Deinem Kinde noch machst?"

Aber Natalie hat nicht Zeit, ihrer Verzweiflung zu gedenken, sie ist ja nur dazu da, das Glück ihres Vaters zu begründen. Und als der Freiherr von Idstedt in fröhlicher Stimmung von Frau von Gertau heimkehrt und unwillkürlich „Leise zieht durch mein Gemüth liebliches Geläute" vor sich hersummt, muß sie wie vorhin, wie gestern, wie immer die eigenen Seelenqualen in sich hineindrängen, muß harmlos, unbefangen lächeln, als ob nichts vorgefallen wäre. Ja, sie gewinnt es über sich, in dieser Stimmung und zu dieser Stunde, da sie mit ihrem eigenen Herzen so viel zu schaffen hat, sich ausschließlich um die Herzensangelegenheiten ihres Vaters zu bekümmern! Sie überredet ihn, der sich so gern überreden läßt, daß er sich, um noch einmal glücklich zu

Digitized by Google

werden, verheirathen müsse; und dem Freiherrn, der aus Anstandsgründen zunächst eine gelinde Opposition erhebt, scheint die Sache doch einzuleuchten. Er greift nach seinem Hute, er will „noch einen Besuch machen", und das Frühlingslied, das in seinem Herzen erschallt, erklingt wiederum unbewußt von seinen Lippen, und Natalie stimmt mit ein und singt die schönen Worte mit, bis der Baron die Thür geschlossen. Dann aber bricht sie schluchzend zusammen, während die letzten Töne, die der abgehende Baron selig vor sich hinsingt, verhallen.

Bis zu diesem Punkte, bis zu dem äußerst wirksamen Schlusse des zweiten Actes, der zugleich den Höhepunkt der kunstvoll gesteigerten Handlung bezeichnet, konnte ich mich auf das Amt des Nacherzählers beschränken; von nun an, vom Beginn des dritten Actes, hat bei der Nacherzählung auch der Kritiker dreinzureden, ja, der letztere drängt sich sogar vor. An und für sich steht dieser dritte Act hinter der Bedeutung der beiden ersten durchaus nicht zurück, aber in seiner Stellung als dritter Act kommt er theatralisch nicht mehr zur vollen, oder richtiger: er kommt zu einer falschen Geltung. Das Publicum hat nun zwei lange, sehr lange Acte mit gespannter Aufmerksamkeit, ohne nur einen Augenblick von dem innigen Zusammenhange mit der Dichtung losgelöst zu werden, verfolgt; der Dichter hat es im rechten Sinne des Wortes zu fesseln verstanden; wir haben Natalien liebgewonnen, wir empfinden aufrichtiges Mitleid mit der von den Sünden der Mutter Heimgesuchten; wir sind tief ergriffen, Nataliens Seelenqualen thun uns wehe, wir schmachten nach Erlösung, und dieser egoistische Wunsch übersetzt sich im Theater in den Wunsch, daß Natalie erlöst werde, bald, schleunigst, gründlich! Für den harmlosen Vater ist ausgesorgt, darüber sind wir nicht zweifelhaft; er wird die lebensfrische Frau Gertau heimführen. Was wir von diesem dritten Acte verlangen, ist nichts weiter als die thunlichst schnelle Beseitigung aller der Mißverständnisse, welche sich der nothwendigen Verbindung Nataliens mit Paul Falke tückisch in den Weg gestellt haben.

Aber so bequem hat es Wilbrandt Natalien, uns und sich selbst nicht machen wollen. Der dritte Act gewinnt dichterisch dieselbe Vertiefung wie die beiden ersten. Neue und noch ernstere Hindernisse thürmen sich auf, und das Maß des Leidens, das, wie wir meinten, Natalie bis zur Neige geleert habe, wird auf's Neue gefüllt. Einen Augenblick erscheint der humane Allvermittler Asmus und erweckt in uns die Hoffnung, daß er, ein persönlicher Freund Pauls, der von dem Sachverhalte genügend unterrichtet ist, um als wirksamer Anwalt für Nataliens Schuldlosigkeit aufzutreten, den Geliebten zur Geliebten zurückführen werde. Wir athmen auf, als er die Bühne verläßt und meinen, daß es jetzt nur des Wiedersehens der Beiden bedürfe, um Alles zum guten Ende zu führen, die wahre Liebe ist ja so ahnungsvoll, so verständnißinnig. Aber nein! Natalien soll die letzte und grausamste Prüfung nicht erspart bleiben. Sie soll noch durch die Gefahr geschreckt werden, daß ihr Vater auf die richtige Fährte gebracht wird, den Zusammenhang der Heimlichkeiten erfaßt und zu dem Bewußtsein gelangt, wie er durch seine verstorbene Frau, durch Nataliens Mutter entehrt worden sei. Diese entsetzliche Wahrheit, die sich in den unbestimmten Umrissen eines Argwohns ihm aufdrängt, und nach der er mit peinigender Unerbittlichkeit gegen sich und Natalien forscht — er kann sie nur von Natalien erfahren, von der Einzigen, die um das Geheimniß weiß — und er will, er muß sie um jeden Preis erfahren! Es kümmert ihn nicht, daß sein unglückliches Kind durch die seelischen Aufregungen in tiefes körperliches Leiden versunken ist, daß sie wieder wie nach dem Tode ihrer Mutter von schauerlichen Fieberphantasien geplagt wird, es kümmert ihn nichts als die Wahrheit.

Es ist ein trauriges, tief verstimmendes, folterndes Schauspiel, das uns da geboten wird, ein Schauspiel, das in der Wirkung an die alten Tragödien und an die düstersten Dichtungen von Otto Ludwig und Hebbel erinnert. Wir müssen sehen, wie das arme Mädchen, das schon zu Boden gestreckt ist, vom eigenen Vater unnachsichtig weiter gefoltert wird. Hier ist die Verwicklung eine so grausige, daß die Entwicklung, die durch den Heroismus einer Lüge herbeigeführt wird, nicht mehr erlösend wirken kann. Unsere Verstimmung ist eine viel zu tiefe, als daß die Verbindung des Freiherrn von Idstedt mit Frau von Gertau und Nataliens mit Paul Falke völlig versöhnen könnte.

Als Theil einer dramatischen Dichtung betrachtet hat dieser dritte Act auf dieselbe respectvolle und ernste Anerkennung vollen Anspruch, welche die beiden ersten Acte verdienen. Er ist das logische Facit der beiden vorhergehenden; er ist vortrefflich gebaut, die einzelnen Scenen sind voll dramatischen Lebens, die Empfindungen sind echt, und die Sprache ist schön und edel; aber theatralisch ist er nicht richtig, er erscheint auf der Bühne zu überbürdet, und das Ganze erhält dadurch einen zu starken Tiefgang.

In diesem Schauspiel „Natalie", das einen schönen und innigen Erfolg davon getragen hat, einen Erfolg, der sich namentlich nach den beiden ersten Acten zu einem durchschlagenden und glänzenden zu gestalten schien, steckt nicht nur eine bedeutende dichterische Arbeit, sondern auch das Material zu einem mächtig wirkenden Theaterstücke; und der Dichter, der der ersten Aufführung beigewohnt und die Bühnenwirkung hat erproben können, wird am besten wissen, wie außerordentlich die Bühnenwirksamkeit durch einige energische Veränderungen, die übrigens den Charakter der Dichtung als solche durchaus nicht alteriren sollen, der Steigerung fähig ist. Er hat sich übrigens zu diesen vortheilhaften Veränderungen gleich nach der ersten Aufführung entschlossen und namentlich im letzten Acte herzhaft zugegriffen; kein Zweifel, daß dies für den theatralischen Erfolg noch sehr förderlich sein wird.

Man darf unter diesen „Veränderungen" natürlich nicht verstehen, daß Wilbrandt sich dazu hergeben werde, aus seinem Werke, das das Werk eines wahren Dichters ist, ein gemeines Theaterstück zu machen, wie es dem hastigen Thatendurste und dem Sensationsbedürfnisse eines Theils des Publicums als Ideal vorschwebt. Wilbrandt gehört eben nicht zu den Autoren, die das Publicum rastlos durch ernstgemeinte und scherzhafte Scenen von Situation zu Situation hetzen und peitschen. Er hat von dem Berufe des Bühnendichters eine höhere Vorstellung. Die psychologische Ergründung der Charaktere, der edle Ausdruck des wahrhaft Empfundenen ist und bleibt ihm auch auf der Bühne die Hauptsache, und er hat den edlen Muth, unbekümmert um Erfolg oder Mißerfolg, diesem Ziele nachzustreben. Er fürchtet sich nicht vor „Längen" und „Breiten", wie man das in der Theatersprache nennt, wenn ihm diese Längen und Breiten nothwendig erscheinen zum Ausdrucke dessen, was er sagen will. Wir Alle können uns nur beglückwünschen, daß unter uns ein Dichter weilt, der diese tapfere Gesinnung bewährt, und der die poetische Kraft besitzt, das Theaterpublicum, das nur noch sehen will, wieder einmal daran zu gewöhnen, daß es zuhört.

Bisher ist in der Kritik nur von theatralischen Mängeln die Rede gewesen. An der Dichtung selbst hätte ich zwei Ausstellungen zu machen. Der Charakter des Architekten Paul Falke erscheint mir nicht interessant und bedeutend genug, um die Liebe Nataliens und deren Leiden in Folge dieser Liebe ganz verständlich zu machen. Paul hätte, wie ich meine, mehr in die Handlung eingreifen müssen; er steht zu sehr außerhalb und wird immer nur durch äußerliche Verhältnisse hineingezogen. Der Dichter hätte dafür sorgen sollen, daß wir Paul lieber gewinnen könnten als dies der Fall ist. Aber Wilbrandt hat, und dies ist der zweite Fehler, alles Interesse, alles Sympathische auf Nataliens Haupt gehäuft. Die Heldin nimmt in diesem Stücke einen gar zu breiten Raum ein und mit alleiniger Ausnahme des Vaters erscheinen alle übrigen im Stücke auftretenden Personen, auch Baron Victor, an dessen Johannistrieb wir nicht recht zu glauben vermögen, mehr oder minder als Episoden. Da aber diese Natalie in der Durchführung dem Dichter so vollkommen gelungen ist, wie kaum ein einziger seiner Charaktere in den früheren Werken, so ist das Unglück nicht gar zu groß. Das Schauspiel „Natalie" gehört meines Erachtens mit zu den besten Stücken, die Wilbrandt geschrieben hat.

Die Darstellung, welche das Stück am Residenztheater fand, war eine in jeder Beziehung vorzügliche. Die Titelrolle wurde von Frau Auguste Wilbrandt-Baudius gespielt, und die Künstlerin, die seit langer Zeit in Berlin nicht aufgetreten ist, hätte sich nicht glücklicher bei uns einführen können. Die Rolle war bis in's kleinste Detail mit echter künstlerischer Sauberkeit durchgearbeitet, ohne im mindesten in virtuosenhafte Kleinmalerei zu verfallen. Meisterlich traf Frau Wilbrandt-Baudius die Töne der tiefen Empfindung, und meisterlich gelangen ihr die schwierigen Uebergänge von der erzwungenen Heiterkeit zu dem wahren Schmerze. Sie bewältigte die Riesenaufgabe — Natalie verläßt während des langen Stückes die Bühne fast gar nicht — mit bewunderungswürdiger Frische, ohne auch nur einen Augenblick die Spuren der physischen Ermattung, welche die der Darstellerin auferlegten Anstrengungen hervorzurufen geeignet sind, zu verrathen. Es wäre überflüssig, die richtige Auffassung und die künstlerische Durchführung noch

Digitized by Google

besonders hervorzuheben — von der Gattin des Dichters, die bis vor kurzem eines der beliebtesten Mitglieder des Hofburgtheaters gewesen ist, versteht sich beides von selbst. Frau Wilbrandt, gleich bei ihrem Erscheinen freundlich empfangen, wurde nach jedem Actschlusse mehrfach hervorgerufen und erschien zum Schlusse an der Hand des Dichters, ihres Mannes, den das Publicum durch verdienten Hervorruf ehren wollte. Die Mitglieder des Residenztheaters unterstützten den Gast in hervorragender Weise. Dies gilt namentlich von Herrn Keppler, der die Rolle des Freiherrn von Idstedt zu seinen Glanzleistungen zählen darf, und von Frau Claar-Delia, welche das heitere Element in diesem düsteren Bilde, Frau von Gertau, in anmuthigster Weise repräsentirte. Auch die andern Darsteller, Herr L'Allemand (Paul Falke), Herr Haack (Baron Victor), Herr Patonay (Hofrath Asmus) und Frau Ernst in der köstlichen Episode einer Kunstdilettantin, der „Posaune mit den heiteren Farben", wie sie wegen ihres dröhnenden Organs und ihrer Vorliebe für Rosa und Hellblau in stimmungsvollen Landschaften genannt wird, fanden die verdiente Anerkennung, die sich wiederholt durch lebhaften Applaus sogar bei offner Scene kundgab.

Paul Lindau.

Notizen.

Zwei politische Räthsel der jüngsten Vergangenheit sollten in diesen Tagen oder doch in naher Zeit ihre Lösung erhalten. Das eine war ein Element der noch immer schwer verwickelten orientalischen Frage und betraf Oestreich, das andere unsre bewußte Krisis. Das Wiener Problem reicht in seinem Ursprung schon zwei Jahre hinauf, ist aber erst vor kurzem scheinbar brennend geworden. Zahllos sind die Vermuthungen, die wegen Andrassys Politik aufgestellt wurden. Mit den Leitartikeln und Correspondenzen, die über seine Absichten grübelten, ließen sich Bände füllen. Bald sollte er mit Rußland von vorn herein auf Kosten der Türkei und Englands Alles abgekartet und für Oestreich ein Stück slavischer Beute ausbedungen haben, bald wurden ihm für die Abweisung solch gefährlicher, jedenfalls schwer verdaulicher Lockspeisen officiöse Lorbeern geflochten. Man konnte aus Oestreich nicht mehr klug werden. Auch als Rußland mit seinen wirklichen Absichten hervortrat, selbst die russenfreundliche, vertrauensselige Wiener Hofburg stutzig wurde und nunmehr zwischen Wien und Petersburg sauersüße Herzensergießungen stattfanden, wollte man an ein ernstliches Aufraffen der östreichischen Diplomatie noch immer nicht recht glauben. Man flüsterte mit schlauem Augenzwickern, sogar eine östreichische Mobilmachung würde den alten Gortschakow nicht irremachen. Rußland, das sein Spiel in langer Voraussicht vorbereitet, habe jetzt alle Atouts in der Hand und werde seinen guten hinter's Licht geführten Alliirten mit gewohnter parfümirter Höflichkeit auslachen. Böse Spötter sagten schon, Graf Andrassy habe das goldene Vließ deswegen erhalten, weil ihm Rußland das Fell über die Ohren gezogen habe. So summte und schwirrte es in den politischen Gesprächen und in der Presse umher, besonders in der russenfreundlichen, bei der ja seit 1875, wenn man sie auf den Kopf stellte, keine anderen Ideen herausfielen, als die russisch approbirten. So weit Oestreich in Frage kam, war es stets die alte Leier von der großen That der bosnisch-herzegowinischen Occupation. Mit dieser heroischen Trinkgelderpolitik sollte sich Andrassy in die Geschichte einschreiben. Inzwischen hat sich gezeigt, was russische Gelübde bedeuten. Die Emancipation der Balkanchristen war längst als politische Heuchelei entlarvt und figurirte nicht einmal mehr in den Petersburger officiösen Exposés. Die Unabhängigkeit der verschiedenen weiland türkischen Vasallenstaaten aber erwies sich als ein schlechter Scherz. Die Art und Weise, wie das russische Protectorat auf sie vertheilt werden soll, erinnert an die uralte etwas lose Anekdote von dem Bischof, der einen seiner Pfarrer besucht, statt der im canonischen Brauch erlaubten fünfzigjährigen Köchin drei Dienerinnen, jede unter zwanzig Jahren, mit verschiedenen Attributen vorfindet und zur Beschwichtigung seines Erstaunens die Antwort erhält: Seine Hochwürden möchten nur die Jahre zusammenzählen, dann käme genau das halbe Säculum heraus! Ob der Bischof sich dabei beruhigt hat, ist nicht bekannt geworden. Aber die Repräsentanten Rußlands in Serbien, Rumänien, Montenegro und Bulgarien, deren scheinbar getrennte Staaten zusammen einen stattlichen russischen Regierungsbezirk bilden würden, für unabhängige Souveräne ausgeben zu wollen, wird doch nach den neuesten und noch bevorstehenden Erfahrungen sich Niemand mehr herausnehmen. Oestreichs Sträuben gegen die Ausdehnung dieser staatlichen Scheinwesen, die nur Rußlands überwiegende Macht an der Donau und am Hämus für immer begründen würden, ist daher wohl begreiflich. Wenn diese Blätter erscheinen, wird ein Stück des Vorhanges, der das diplomatische Coulissenspiel des Ostens so lange verhüllt hat, vielleicht hinweggezogen sein. Die Acteure werden jedenfalls bald auf offener Bühne erscheinen müssen und je nach ihren Leistungen Beifall oder Spott davontragen. Ob dagegen unsere innere Lage sich gleichmäßig in übersehbarer Zeit klären wird, dafür möchten die Wenigsten einstehen. Das Charivari der Zustimmung, der Kritik, der Vorbehalte, der Hoffnung und Desperation, mit welchem die bekannte Vorlage begrüßt wurde, wird wohl noch eine Zeit lang weiterklingen. Die Sorge, daß sich die Nationalliberalen düpiren lassen könnten, ist indessen um so überflüssiger, als gerade Diejenigen, die sich mit Vorliebe in solchen Befürchtungen ergehen, himmelhoch froh wären, wenn sie die angeblich betrogene Partei wegen des Verkaufs der Erstgeburt für ein Linsengericht auslachen könnten. Diese Genugthuung wird ihnen jedoch nicht bereitet werden. Von irgend welcher Düperie ist schon deswegen keine Rede, weil die verantwortliche Stellvertretung nicht freiwillig angeboten, sondern durch die Noth der Zeit auferlegt wurde. Ganz davon abgesehen, daß, als die politische Klugheit vom Himmel fiel, die Radicalen, soviel man weiß, sie nicht allein auffingen, sondern ein Stück davon auch wohl für andere Leute übrig geblieben ist.

* * *

Ein internationales Buch über Sprachwissenschaft.

Brockhaus, Internationale Bibliothek XX. Whitney, Leben und Wachsthum der Sprache.

Daß in Deutschland ein „Abriß der Sprachwissenschaft", wie ihn Hr. Whitney geben will, nicht völlig unbeachtet vorübergehen kann, bedarf keiner besondern Begründung. Noch dazu handelt es sich hier um eine populäre Darstellung, welche die Masse der gebildeten Laien mit den sichern Ergebnissen der Wissenschaft klar und deutlich bekannt machen soll. Was jedoch hier dem Publicum geboten wird ist weder klar — denn die Darstellung wimmelt von Widersprüchen — noch durchgängig Gemeingut der Sprachwissenschaft. Einen Theil seiner eigenen Ansichten dafür anzunehmen wird Hr. Whitney so leicht keinen Besonnenen verleiten können.

Vor allen Dingen vermissen wir eine Angabe und begriffliche Orientirung über die Gliederung der Sprachwissenschaft. Für den Laien ist es nicht selbstverständlich, daß sie in theoretische (allgemeine) und geschichtliche zerfällt. Völlig verwirrend muß jedoch die Bestimmung für ihn sein, daß die in Hrn. Whitneys Buch aufgestellten Lehren einer Art sein sollen mit denen, die seit langer Zeit in Anthropologie, Völkerkunde und Geschichte herrschend gewesen sind. Was für Lehren sind denn das? Wie unterscheidet Hr. Whitney die beiden ersten jener drei genannten Wissenschaften? Hr. Whitney weiß nicht, daß die Sprachwissenschaft zwei Probleme hat: Ursprung und Entwicklung der Sprache, denn er sagt, die allgemeine Frage vom Ursprung der Sprache gehöre „zum Theil" in die Anthropologie. Wir glaubten, daß diese Frage in die Sprachwissenschaft gehört.

Verständniß einer Sache glauben wir erst gewonnen zu haben, wenn wir ihre Nothwendigkeit begreifen. Wollen wir das Wesen der Sprache begreifen, so müssen wir ihre Nothwendigkeit begriffen haben. Wie steht's damit bei unserem Sprachforscher?

Hrn. Whitneys Angaben darüber sind vollkommen widerspruchsvoll; so behauptet er zwar, der Mensch besitze „mehrere" Fähigkeiten und Anlagen, die mit Nothwendigkeit zur Erzeugung der Sprache führen, andrerseits jedoch meint er, die Allgemeinheit, daß die Menschen Werkzeuge besitzen (auch die Sprache ist ein Werkzeug), beweise keineswegs, daß, wenn wir jetzt durch die wie auch immer zu denkenden Ursachen, welche die jetzige Menschheit entstehen ließen, eine neue Race in's Leben treten sähen, wir diese innerhalb einer bestimmten Zeit im Besitz von Werkzeugen oder von Sprache finden würden. Was würde denn aber die neue Race jemals dazu nöthigen (denn die Sprache ist ja nicht nothwendig), sich der Sprache zu bedienen?

Digitized by Google

Bräche die Sprache, sagt Hr. Whitney, aus dem Innern hervor, emporgetrieben durch den Drang der Seele (sie bricht also weder aus dem Innern hervor, noch wird sie durch den Drang der Seele emporgetrieben!), so müßte sie am schnellsten und üppigsten bei dem einsam Lebenden sprießen, da er, — — — „von andern Mitteln der Vervollkommung abgeschnitten, darauf als auf seine einzige Hülfsquelle angewiesen wäre". Hier gestehen wir Hrn. Whitney trotz aller Klarheit nicht verstanden zu haben. Kurz: die Sprache scheint wieder nicht mit Nothwendigkeit entstanden zu sein.

Jedes Wort jeder menschlichen Sprache, meint Hr. Whitney, ist im eigentlichsten Sinne ein willkürliches und conventionelles Zeichen. Hierdurch wird aller Wissenschaft ein Ende gemacht; denn es wird ihr die Möglichkeit abgeschnitten, die Verschiedenheit der Sprachen, namentlich ihrem Bau nach, zu begreifen. Alles ist Willkür. Mit dieser von uns nicht weiter qualificirbaren Ansicht von der Willkür der Namengebung streitet die auch von Hrn. Whitney anerkannte Thatsache der Interjectionen, denn sie sind eine „unmittelbar hervorbrechende Empfindungsäußerung". Dieser Streit wird von Hrn. Whitney mit Stillschweigen geschlichtet. Allein nicht nur der grammatische Bau und die lexikalische Beschaffenheit der Sprachen, auch ihre lautlichen Veränderungen sind reine Willkür. Dabei passirt eine komische Geschichte.

Es dürfte keinem Verständigen, meint Hr. Whitney, in den Sinn kommen, im lautlichen Verfall eine andere wirkende Kraft zu sehen als den Sprechenden selbst, der mit freiem Willen handelt, ebensowenig wie er es einer von außen her einwirkenden Kraft zuschreiben würde, wenn ein Mensch, der gewohnt ist jeden Tag über einen Graben zu springen, an den ihn sein Weg führt, einmal seine Kräfte zu wenig anstrengt und hineinfällt (S. 156). Beklagen kann sich jedenfalls der in den Graben gefallene Mensch nicht, denn es war ja sein freier Wille, der ihn hineinbrachte. Macht dich der Casus lachen, lieber Leser?

Auf dergleichen im Tone unerhörter Offenbarungen vorgetragene Absurditäten wollen wir nicht weiter eingehen, sondern jetzt zwei Beispiele geben von der Unfähigkeit des Hrn. Whitney, die einfachsten logischen Operationen zu vollziehn, was auch jener von ihm erstrebten Klarheit nicht zu Statten kommt. Oder gehört das auch zu den unbegründeten Ansprüchen von Leuten, welche sich eine besondere wissenschaftliche oder philosophische Tiefe zuschreiben (S. VI)? Mit diesen nämlich befindet sich Hr. Whitney (S. V) in Streit.

Also. Hr. Whitney findet, daß Worte wie „Geist der Sprache" oder „Sprachgefühl" Worte von bequemer Unbestimmtheit sind, unter denen oberflächliche Denker oft eine Fülle unklarer und irrthümlicher Vorstellungen verstecken. Lassen wir uns also von einem so klaren und tiefen Denker wie Hr. Whitney ist, belehren.

Unter jenen beiden Terminis „wird in der That nichts Andres verstanden als die Summe oder Gesammtrichtung der Neigungen und Abneigungen des Sprechenden, wie sie bestimmt ist durch den bereits vorhandenen Sprachstoff und die bestehenden Sprachgewohnheiten." Wir haben nur bei Hrn. Whitney selbst noch ein so bedenkliches idem per idem finden können; er versteht sich trotz einem Mathematiker auf Cirkel: denn wodurch unterscheiden sich denn die bestehenden Sprachgewohnheiten von der Summe der Neigungen? Warum reden die Leute so? Weil sie die Neigungen dazu haben; und warum haben sie die Neigungen? Weil sie so reden, weil sie die Gewohnheit haben so zu reden. Und damit glaubt Hr. Whitney dem Publicum etwas Anderes geboten zu haben als den mißglücktesten Versuch einer Erklärung? Mit dieser Verworrenheit glaubte er klar, mit dieser Flachheit tief zu sein? Jenes andere idem per idem ist folgendes. „Das Namengeben ist nichts weiter als das Benennen (i. p. i.) der gefaßten Idee, das Herbeischaffen der gefaßten Bezeichnung (!), die künftig mit einer besondern Vorstellung verbunden werden und gebraucht werden soll, um dieselbe im geselligen Verkehr und im Gedankenleben zu vertreten." Als aber noch kein Sprachstoff vorhanden war, waren da die Neigungen von den Gewohnheiten abhängig oder die Gewohnheiten von den Neigungen?

Die Eintheilung der Sprachen hat die Sprachforscher viel beschäftigt. Wie theilt Hr. Whitney die Sprachen ein? „Genetisch", d. h. jeder Sprachstamm soll in seiner Darstellung die Sprachen umfassen, die sich nach Ausweis aller erreichbaren Erkenntnißmittel als auf einen gemeinsamen Vorfahr zurückführbar ergeben. Wo ist denn Hrn. Whitneys principium dividendi? Nirgends; er weiß nicht, daß zur Classification ein principium dividendi gehört. Wodurch unterscheiden sich die verschiedenen Grammatiken? Da wäre uns Schleichers Classification noch tausendmal lieber. Sprachen sind verwandt, weil sie verwandt sind: das ist die Erklärung.

Die allmähliche Scheidung der Redetheile hat den Sprachforschern als schwieriges Problem gegolten. Wie schieden sich Nomen und Verbum aus einer Wurzel? Ob wir den inductiv-naturwissenschaftlichen Tendenzen die Antwort verdanken, welche S. 216 zu lesen ist, oder dem common sense? „Die Herausbildung des Nomens zu einem besonderen Redetheil in seinen zwei Formen Substantiv und Adjectiv, war bedingt durch die des Verbums; wenn eine Reihe von Formen als Verba abgeschieden wurden, so war, was übrig blieb, Nomen." Und da kommen nun Leute, die sich eine besondere philosophische Tiefe zuschreiben und versuchen jene Scheidung wirklich theoretisch zu begreifen! Was gilt's: der nüchterne Sprachforscher überspringt diese Tiefe ohne dabei mit freiem Willen in den Graben zu fallen. Denn was wäre auch eines Gelehrten unwürdiger als dies?

Denke der Leser davon was er will: unter den Namen von deutschen Sprachforschern, welche sich um die Sprachwissenschaft besondere Verdienste erworben haben, fehlt der Name von Wilhelm v. Humboldt. Wäre die von uns dafür gedachte Ursache die wahre, so müßten wir sie doch unausgesprochen lassen, weil sie zu beschämend für Hrn. Whitney wäre.

Seine Theorie von der Willkür der Namengebung will Hr. Whitney durch ein einziges Wort beweisen, denn andre Beispiele fehlen; das Wort Gas. Sache und Namen fand van Helmont, welcher darüber sagt: hunc spiritum incognitum hactenus novo nomine gas voco . . . ideo paradoxi licentia in nominis egestate halitum illum gas vocavi non longe a chao veterum secretum. Derselbe Arzt wollte eine von ihm angenommene bewegende Kraft, welche von den Sternen ausgehen sollte, blas nennen; während aber das erste Wort allmählich Eingang fand, erschien das zweite „zu sehr als Hirngespinst". Aber warum denn nicht auch das erste? Wenn Willkürbildungen in der Sprache nicht nur erlaubt, sondern Regel sind, warum ertrug man nicht blas? Außerdem sind wir nach den Worten van Helmonts berechtigt anzunehmen, daß er jenes Wort nicht ohne etymologische Erinnerung gebildet hat, denn er sagt: non longe a chao veterum secretum. Man hat gesagt, bei dem Niederländer könne unbewußt eine andre etymologische Erinnerung außer an chaos mitgewirkt haben, wenn gas verwandt wäre mit gären, gesen, Gischt. Dagegen hat sich jedoch ein Sprachforscher wie Leo Meyer erklärt und wir lassen es also auf sich beruhen. Aber noch einmal: warum fand man denn blas zu abenteuerlich?

Von vielem Unerträglichen und Widersinnigen haben wir einen kleinen Theil hervorgehoben. Das Publicum, das sich so leicht durch Hrn. Whitneys überaus zuversichtliche und suffisante Art zu schreiben kann täuschen lassen, ist gewarnt und Protest dagegen erhoben, daß jenes Buch internationale Wissenschaft enthalten soll. K. Bruchmann.

Bibliographie.

Franz J. Rottenburg, vom Begriff des Staates. 1. Bd. Einleitung und Geschichte der französischen Staatstheorien bis 1789. 8. XX u. 355 S. Leipzig 1878, Duncker & Humblot.

Schönermark, französische und deutsche Anthologie französischer Lyrik des 19. Jahrhunderts. 2 Theile. (1. Thl. Anthologie lyrique. 2. Thl. Französische Lyrik.) 8. XXXII u. 490 u. XXVIII u. 294 S. Halle 1878, Gesenius. 9. 40.

Eugen Baleski, Jelka. Novelle. 8. 296 S. Stuttgart 1878, Richter & Kappler. Gebunden.

A. de Valmy, die Opfer der Wissenschaft oder die Folgen der angewandten Naturphilosophie. Drei Bücher aus dem Leben des Professor Deseus. 8. 90 S. Leipzig 1878, J. A. Barth.

H. Viehoff, Goethes Leben, Geistesentwicklung und Werke. 4. umgearbeitete Auflage. 4 Theile in 1 Band. XIV u. 874 S. Stuttgart 1877, Conradi.

Digitized by Google

Inserate.

In der C. F. Winter'schen Verlagshandlung in Leipzig ist soeben erschienen:

Tiresias.

Drama in 5 Aufzügen

von

Gustav Eckers.

8. geh. 2 M. geb. 2 M. 60 S.

Eine neue selbständige Bearbeitung der Oedipussage.

Bei **E. Neuenhahn** in **Berlin**, Kommandantenstraße 77—79, ist erschienen:

Die Idee der Entwickelung.

Eine social-philosophische Darstellung

von

Leopold Jacoby.

1. u. 2. Theil. 1874—1876. à 4 Mk.

Das Buch stellt den philosoph. Zusammenhang zwischen Darwinismus und Socialismus dar u. bildet den ersten Versuch einer Fortführung der socialen Idee auf wissenschaftl. Grundlage.

Verlag von Dagobert Herz in Breslau.

Spät gereift.

Vier Novellen

von

Hans von Steineck.

Elegant geheftet. Preis 5 M.

Vorräthig in allen Buchhandlungen u. Leihbibliotheken.

Ernst Eckstein's

Gymnasialhumoresken in neuen, reich illustrirten Ausgaben.

1) **Katheder und Schulbank.**

Dreizehnte Auflage. Mit 8 Illustr. 1 M.

2) **Samuel Heinzerling's Tagebuch.**

Achte Auflage. Mit 8 Illustrationen. 1 M.

„Eckstein's Schulhumoresken sind wahre Kleinodien unserer Literatur, denen wir kaum etwas Aehnliches an die Seite zu stellen vermögen." (W. Frenzel in seinem Essay „Ernst Eckstein".)

Leipzig. Verlag von Richard Eckstein.

Havanna-Cigarren,

sehr feine à Mille 60, 75, 90, 200 Mk.

Unsortirte Havanna à Mille 54 M.

Echte Cuba-Cigarren in Original-Bast-Paketen zu 250 Stück à Mille 60 M.

Manilla-Cigarren à Mille 60 M.

Havanna-Ausschuss-Cigarren (Original-Kisten 500 Stück) à Mille 39 M.

Aroma, Geschmack und Brand vorzüglich. 500 Stück sende franco.

A. Gonschior, Breslau.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgeber: **Paul Lindau.** — Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Erscheint in monatlichen Heften von 8—10 Bogen Lexikon-8. in eleganter Ausstattung mit Kunstbeilagen in Radirung.

Preis pro Quartal 5 Mark, pro Jahrgang 20 Mark.

Bestellungen nehmen sämmtliche Buchhandlungen und Postanstalten entgegen.

Prospecte gratis; Probeheft zur Ansicht durch jede Buchhandlung.

Man kann jeder Zeit in das Abonnement eintreten.

Inhalt des soeben ausgegebenen elften Heftes (Februar):

I. Friedrich Uhl in Wien. Herzensdämmerung. Novelle.

II. Ferdinand Freiligrath. Uebersetzungen. Aus dessen Nachlaß. (Gedichte von Robert Herrick und Th. B. Aldrich).

III. E. Klebs in Prag. Schädliche Nahrungsmittel. Ein Beitrag zur Entstehungsgeschichte der Krankheiten.

IV. Wilhelm Lübke in Stuttgart. Die Cultur der Frührenaissance in Italien.

V. Paul Lindau in Berlin. Wilhelm Busch.

Hierzu:

das Porträt Wilhelm Busch's, Radirung von W. Hecht in München.

Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig.

Erscheinungen 1877.

Hostinský, Phil. Dr. Ottokar, Das Musikalisch-Schöne und das Gesammtkunstwerk vom Standpunkte der formalen Aesthetik. Eine Studie. 8. Broch. n. 3 M.

Küster, Hermann, Populäre Vorträge über Bildung und Begründung eines musikalischen Urtheils mit erläuternden Beispielen. IV. Cyklus. Das Ideal des Tonkünstlers. 8. Broch. n. 3 M.

Altdeutsches Liederbuch. Volkslieder der Deutschen nach Wort und Weise aus dem 12. bis zum 17. Jahrhundert. Gesammelt und erläutert von Franz M. Böhme. gr. 8. Cartonnirt n. 20 M.

Mozart's Briefe. Nach den Originalen herausgegeben von Ludw. Nohl. 2. vermehrte Aufl. Mit einem Portrait und einem Facsimile. 8. Broch. n. 7 M. 50 S.

Richter, Ernst Friedrich, Praktische Studien zur Theorie der Musik. I. Band. Lehrbuch der Harmonie. 12. Auflage. gr. 8. Broch. n. 3 M.

Riemann, Dr. Hugo, Musikalische Syntaxis. Grundriß einer harmonischen Satzbildungslehre. gr. 8. Broch. n. 3 M.

Verzeichniss, thematisches, der Werke, Bearbeitungen und Transcriptionen von Franz Liszt. Neue vervollständigte Ausgabe. 8. Cartonnirt n. 13 M. 50 S.

Wohlfahrt, Heinrich, Vorschule der Harmonielehre. Eine leicht fassliche Anleitung zu schriftlicher Bearbeitung der Tonstufen, Tonleitern, Intervalle, Accorde u. s. w. Zum Gebrauch für Clavierschüler. 4. Auflage. 8. Broch. n. 1 M.

——— Wegweiser zum Componiren für Musik-Dilettanten, welche sich in kurzer Zeit und ohne Hülfe eines Lehrers befähigen wollen, Melodien zu bilden und mit passender Begleitung zu versehen, überhaupt leichtere Arten von Musikstücken zu componiren. 3. Auflage. 8. Broch. n. 1 M. 50 S.

Mittheilungen der Musikalienhandlung Breitkopf & Härtel in Leipzig. 1877. No. 3—6. Gratis.

Diese zwanglosen Mittheilungen sollen dem musikalischen Publikum von vorbereiteten und erschienenen Unternehmungen unserer Firma Kenntniss geben. Dieselben sind in allen Musikhandlungen gratis zu haben, werden aber auch auf Wunsch direct franco übersandt.

Musik-Verlagsbericht von Breitkopf & Härtel in Leipzig. 1877. Gratis.

Einbanddecken zum XII. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung sind zum Preise von à 1 Mark 50 Pf. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

VERLAG UND EXPEDITION DER „GEGENWART".

Georg Stilke.

Hierzu eine Beilage von der Verlagsbuchhandlung Wiegandt, Hempel & Parey in Berlin.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N.W., Luisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 7. Berlin, den 16. Februar 1878. Band XIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Reform des Kriegs-Seerechts und die seerechtliche Declaration des Pariser Congresses. Von L. Geßner. I. II. — Die östreichische Ministerkrisis. Von Walter Rogge. — **Literatur und Kunst:** Stimmungsbilder. Von Amadeus Klingsohr. — Homo sum. Roman von Georg Ebers. Besprochen von Paul Nerrlich. — Ein Ausflug nach Levsina. Von Hermann Jaenicke. — „Die verhängnißvolle Perrücke." Besprochen von Paul Lindau. — **Aus der Hauptstadt:** Aus dem Concertsaale. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Die Reform des Kriegs-Seerechts und die seerechtliche Declaration des Pariser Congresses.

Von L. Geßner.

I.

Als Mr. Hubbock in der Sitzung des englischen Unterhauses vom 18. v. Mts. seinen Antrag auf Revision des Kriegsseerechts stellte, war die Aufmerksamkeit der Welt durch den orientalischen Krieg und die Zerwürfnisse zwischen Rußland und England, welche gerade damals ein besonders drohendes Aussehen hatten, in Anspruch genommen. Gleichwohl hat das im englischen Parlamente gesprochene Wort sofort in den weitesten Kreisen die lebhafteste Beachtung gefunden. Die Handelswelt des Continents blickte bereits seit der Zeit, wo die orientalische Frage ihre kriegerischen Schatten zu werfen begann, mit großer Besorgniß auf England, dessen zeitiger Premierminister, welcher als der unermüdliche Champion des mittelalterlichen Seerechts bekannt ist, die Lossagung von der seerechtlichen Declaration des Pariser Congresses im Parlamente wiederholt als eine Lebensfrage für die Macht und den Wohlstand Englands bezeichnet hat.

Beim Ausbruche des jetzigen Krieges ist namentlich von deutschen Publicisten auf die Nothwendigkeit aufmerksam gemacht worden, daß das Reformwerk, welches der Pariser Congreß im Jahre 1856 auf dem Gebiete des internationalen Seerechts begonnen hat, bei der Beendigung dieses Krieges zu einem befriedigenden Abschlusse gelangen müsse. Noch vor kurzem hat Bluntschli in diesen Blättern in einem Aufsatze über die Abschaffung der Seebeute der dringenden Reformbedürftigkeit dieses Rechtsgebietes den competentesten Ausdruck gegeben. Aber auch in der Presse anderer Länder, namentlich Frankreichs und Italiens, haben sich neuerdings wiederholt beachtungswerthe Stimmen in diesem Sinne vernehmen lassen. Ueberall wurde die Ueberzeugung ausgesprochen, daß es jetzt gelingen müsse das große Reformwerk zum Abschluß zu bringen, welches bisher an dem Widerstande Englands gescheitert ist. Es ist daher von großer Bedeutung, daß die gleiche Ueberzeugung jetzt auch in der gesetzgebenden Versammlung Englands zum Ausdrucke gelangt ist.

Wer mit einiger Aufmerksamkeit den politischen und juristischen Strömungen in England auf dem Gebiete des internationalen Seerechts gefolgt ist, wird sich dem mächtigen Eindrucke nicht verschließen können, den die seltene Uebereinstimmung hervorruft, mit welcher dort bis vor wenigen Jahrzehnten alle Anforderungen und Rechtsanschauungen des Continents auf diesem Gebiete mit größter Entschiedenheit zurückgewiesen wurden. Die bedeutendsten Staatsmänner und Rechtsgelehrten aller Parteien waren in dieser Beziehung stets einverstanden und vergaßen alle politischen Differenzen, wenn es sich um die Vertheidigung des von England befolgten Seerechts handelte. Die Engländer haben ihr Seerecht, von dessen Aufrechterhaltung, wie sie überzeugt waren, ihre Herrschaft zur See abhing, von jeher mit einem großen Aufwande von publicistischem Talente und juristischem Scharfsinne vertheidigt. Wir erinnern nur an die berühmt gewordenen Briefe, welche „Historicus" (Sir W. Vernon Harcourt) während des amerikanischen Bürgerkrieges in der „Times" veröffentlichte. Aber auch viele jener berufenen Prisenrichter, wie Marriot, Lord Stowell u. s. w. waren Juristen ersten Ranges, deren Entscheidungen, wennschon sie den neutralen Seehandel vernichteten, insofern nur von gewissen Grundsätzen und Prämissen abgesehen wird, den besten Leistungen der alten und neuen Zeit auf juristischem Gebiete an die Seite gesetzt werden dürfen.

Erst in neuerer Zeit und namentlich seit dem Krimkriege ist in dieser Hinsicht eine bemerkenswerthe Aenderung eingetreten. Offenbar ist in vielen politischen und juristischen Kreisen die frühere Zuversicht erschüttert, daß das alte Seerecht unter allen Umständen eine Stütze der maritimen Macht Englands sei. Die Machtverhältnisse zur See haben allmählich eine veränderte Gestalt angenommen. Es sind Rivalen entstanden, die wenn auch nicht allein, so doch jedenfalls vereinigt der englischen Seemacht gefährlich werden könnten. Man begann in den politischen Kreisen Englands die Frage aufzuwerfen, ob das alte Seerecht, nachdem es so lange für England der Hammer gewesen, nicht jetzt für dasselbe auch zum Amboß werden könne. Die Vereinigten Staaten hatten während des Bürgerkrieges dem damals neutralen England nach dieser Richtung bereits sehr beherzigenswerthe Lehren ertheilt. Einzelne namhafte Staatsmänner, welche zum Theil, wie Cobden, auch wohl von philantropischen Ideen beeinflußt waren, begannen allmählich im Parlamente und in der Presse von der Reform des Seerechts zu reden. Diese Kundgebungen blieben zwar zunächst ohne maßgebenden Einfluß auf die öffentliche Meinung, aber sie waren doch als Symptom von großer Bedeutung. Auf die juristischen Kreise Englands ist dieses Beispiel nicht ohne Einfluß geblieben. Die frühere Abgeschlossenheit, welche die völkerrechtliche Wissenschaft des Continents völlig ignorirte, nur das mittelalterliche Rechtsbuch, das Consulato del Mare, die Präjudicien der englischen Prisenrichter und von fremden Rechtsautoritäten etwa Hugo Grotius und Bynkershoek kannte,

Digitized by Google

besteht nicht mehr. Man bequemt sich, von den juristischen Gegnern auf dem Continente wenigstens Notiz zu nehmen, wenn schon die große Mehrzahl, wie Historicus meint, lediglich aus „Halbwissern" und „unpraktischen Ideologen" besteht. Einige namhafte neuere englische Juristen, wie Lorimer, Sir Travers Twiß u. s. w. sind sogar lebhaft bestrebt, mit diesen „Ideologen" zu einer Verständigung zu gelangen, indem sie zu Compromissen mit seerechtlichen Anschauungen des Continents in entgegenkommender Weise die Hand bieten.

Zum großen Verdruß der Vertheidiger des alten Seerechts hat auch der englische Handelsstand neuerdings sich vielfach für die Reform des Kriegsseerechts geregt. Namentlich fand der bekannte Beschluß des Bremer Handelstages vom 2. December 1859 gegen das Beuterecht zur See lebhaften Widerklang. Eine Anzahl angesehener Handelsplätze, wie Liverpool, Bristol, Manchester ꝛc. sahen sich veranlaßt, durch Deputationen und Petitionen im Sinne des Bremer Handelstages auf die Regierung zu wirken. Diese Bewegung blieb jedoch damals ohne Erfolg. Die englische Regierung hatte nicht lange vorher auf dem Pariser Congresse mit den Rechtsanschauungen des Continents einen harten Kampf bestanden. Sie war in der Hauptsache Siegerin beblieben, hatte sich jedoch durch ihren Beitritt zu der seerechtlichen Declaration des gedachten Congresses zu einigen Concessionen genöthigt gesehen. Diese Concessionen waren von der öffentlichen Meinung in England nicht ohne Widerstreben aufgenommen worden, und die englischen Staatsmänner waren daher keineswegs geneigt, den Bestrebungen im eigenen Lande entgegenzukommen, welche sie auf dem Pariser Congresse mit Erfolg bekämpft hatten. Sie erklärten, daß England durch seinen Beitritt zu der seerechtlichen Declaration das Aeußerste gethan habe, und auf dem betretenen Wege keinen Schritt weiter gehen werde. Der englische sowohl wie der continentale Handelsstand mußten unter diesen Umständen die Ausführung ihrer Wünsche von einem günstigeren Zeitpunkte erwarten.

Allem Anscheine nach ist dieser günstige Zeitpunkt gekommen, sobald Europa nach Beendigung des jetzigen Krieges sich mit Revision der Bestimmungen des Pariser Congresses beschäftigen wird. Das große Reformwerk ist nicht blos in den Kreisen der Wissenschaft, sondern auch seitens der maßgebenden Regierungen auf das Vollständigste vorbereitet worden. Die Bündnisse der bewaffneten Neutralität von 1780 und 1800, welchen mit Ausnahme Englands sämmtliche Regierungen Europas sowie die Vereinigten Staaten Amerikas beigetreten waren, haben in dieser Beziehung bereits ein Programm aufgestellt, welches auch den heutigen Anforderungen der Wissenschaft und allen berechtigten Interessen des Handelsstandes im Wesentlichen entspricht. Nur zwei neue Fragen des Kriegsseerechts sind seit diesen Bündnissen noch auf die politische Tagesordnung gekommen. Die eine, betreffend die Aufhebung der Kaperei, hat durch die Pariser Declaration, welcher nur die Vereinigten Staaten, Spanien und Mexiko nicht beigetreten sind, bereits ihre formelle Erledigung gefunden. Die zweite Frage, betreffend die Abschaffung der Seebeute, ist in dem neueren internationalen Verkehr so weit vorbereitet, daß die Lösung nur noch der Zustimmung Englands harrt. Ein neues Reformprogramm, welches wir versuchen wollen nachstehend näher zu präcisiren, kann sich daher durchaus auf festen Boden stellen. Die Fragen des internationalen Seerechts sind der „grauen Theorie", welche sie groß gezogen hat, längst bereits entwachsen. Es handelt sich bei den wichtigsten dieser Fragen nur noch um die formelle Sanction von Rechtsverhältnissen, welche gleichmäßig in der Wissenschaft und in dem internationalen Verkehre der Mächte eine feste und ganz concrete Gestalt bereits gewonnen haben.

II.

Die Bündnisse der bewaffneten Neutralität wurden in den Jahren 1780 und 1800 von sämmtlichen europäischen Continentalmächten und den Vereinigten Staaten von Amerika zu dem Zwecke geschlossen, um den Uebergriffen der englischen Seepolitik entgegenzutreten. Die verbündeten Mächte proclamirten zu diesem Zwecke im Jahre 1780 fünf seerechtliche Grundsätze und verpflichteten sich, die Anerkennung derselben nöthigenfalls durch die Gewalt der Waffen herbeizuführen. Diese Grundsätze waren die folgenden:

1. Der Küstenhandel, den England für Neutrale verboten erklärte, sollte frei sein.

2. Feindliches Gut mit Ausnahme der Kriegscontrebande sollte unter neutraler Flagge unverletzlich sein.

3. Es wurde den kriegführenden Mächten das Recht abgesprochen, den Begriff der Kriegscontrebande willkürlich zu bestimmen. Die verbündeten Mächte einigten sich über eine Liste von 21 Artikeln, welche ausschließlich als Kriegscontrebande angesehen werden sollten.

4. Die überaus wichtige Bestimmung über die Blokaden lautete: Un port ne doit être considéré comme bloqué que lorsqu'il y a danger apparent à y entrer; lorsqu'il a été, entouré, par la puissance qui prétend en interdire l'accès de navires stationnés et suffisamment rapprochés.

5. Es wurde ausdrücklich vorgeschrieben, daß die Prisenhöfe ausschließlich nach diesen Grundsätzen verfahren und entscheiden sollten.

Der Grundsatz, daß neutrales Gut unter feindlicher Flagge unverletzlich ist, wurde von den Mächten nicht ausdrücklich ausgesprochen, weil hierzu eine Veranlassung nicht vorlag. Dieser Grundsatz war auch von England stets anerkannt worden. Dagegen weigerte sich diese Macht mit großer Entschiedenheit, den von der bewaffneten Neutralität proclamirten fünf Rechtssätzen beizutreten. Diesen Rechtssätzen wurden im Jahre 1800 noch die folgenden beiden hinzugefügt:

1. Ein neutrales Schiff begeht nur dann einen Blokadebruch, wenn es mit List oder Gewalt in einen blockirten Hafen zu dringen sucht, nachdem es von einem Kriegs- oder Kaperschiffe der blockirenden Macht von dem Vorhandensein der Blokade in Kenntniß gesetzt wurde.

2. Wenn neutrale Handelsschiffe unter der Escorte eines neutralen Kriegsschiffes fahren, so darf eine Durchsuchung nicht stattfinden, sobald der den Convoi commandirende Offizier die Erklärung abgibt, daß sich keine Kriegscontrebande am Bord befindet.

Die Geltung der von der bewaffneten Neutralität proclamirten Grundsätze ist nicht von langer Dauer gewesen. Zuerst wurde Rußland untreu. Es gelang der englischen Regierung, mit dieser Macht bereits im Jahre 1801 einen Vertrag zu schließen, welcher das kaum zum Abschlusse gelangte Reformwerk wieder zum Fall brachte. — In diesem Vertrage fand zunächst das alte Princip wieder Ausdruck, daß feindliches Gut auch unter neutraler Flagge dem Beuterechte unterworfen sei. — Ferner wurde in Bezug auf die Definition einer effectiven Blokade eine zwar unscheinbare aber in Wirklichkeit überaus gewichtige Aenderung vorgenommen. Die von der bewaffneten Neutralität aufgestellte Definition wurde ihrem Wortlaute nach beibehalten, mit der alleinigen Aenderung, daß am Schlusse das Wort et in ou verwandelt wurde, und es daher hieß anstatt navires stationnés *et* suffisamment rapprochés „*ou* suffisamment rapprochés". — Auf diese Weise wurde dem sogenannten blocus par croisière wieder eine Thür geöffnet, welche dazu gedient hat, diese mißbräuchliche Form der Blokade gelegentlich wieder in den internationalen Verkehr einzuführen. England und einige andere Mächte haben seitdem Blokaden für effectiv erklärt, wenn ein oder ein paar Kriegsschiffe in größerer oder geringerer Entfernung des angeblich blockirten Hafens sich bewegten, um die auf der Reise dahin befindlichen neutralen Schiffe aufzubringen. Noch während des letzten Krieges mit Preußen und Oestreich hat Dänemark derartige Blokaden zur Ausführung gebracht, und die Türkei hat dies bekanntlich noch vor ganz kurzem gethan.

Die seerechtliche Declaration des Pariser Congresses hat die Grundsätze der bewaffneten Neutralität nur in sehr un-

Digitized by Google

vollständiger Weise wieder hergestellt. Ihre wesentliche Bedeutung beschränkt sich darauf, daß England dem Grundsatze von der Unverletzlichkeit feindlichen Privateigenthums unter neutraler Flagge seine Zustimmung ertheilt hat. Gleichzeitig wurde die Abschaffung der Kaperei proclamirt, und die Definition einer effectiven Blokade aufgestellt. Diese Definition lautet: „Les blocus pour être obligatoires doivent être effectifs, c'est-à-dire maintenus par une force suffisante pour interdire réellement l'accès du littoral ennemi." Offenbar fehlt es dieser Bestimmung entschieden an der Präcision, durch welche die von der bewaffneten Neutralität aufgestellte Definition sich auszeichnet. Diese läßt keinen Zweifel darüber, daß die factische Einschließung des feindlichen Hafens die nothwendige Voraussetzung einer effectiven Blokade sein soll. Die „factische Einschließung" wird von der Pariser Declaration nicht scharf betont, und es läßt sich daher kaum behaupten, daß diese den blocus par croisière unbedingt ausschließt. Man hat daher im Grunde nur gegen den sogenannten blocus sur papier, jener Maßregel, wodurch England am Schluß des vorigen und im Anfang dieses Jahrhunderts durch einen bloßen Federstrich Häfen und ganze feindliche Küsten in Blokadezustand erklärte, Protest erhoben. Dieser Protest ist aber gegenstandslos, da England selbst sein damaliges Verfahren als „Ausnahmsmaßregel" bezeichnet hatte, welche durch die Uebergriffe des ersten Napoleon veranlaßt war. Seitdem hat man englischerseits nur die gemäßigtere Form der papierenen Blokaden, den blocus par croisière zur Anwendung gebracht. Dieser Form der Blokade hätten daher die auf dem Pariser Congresse vertretenen Mächte in einer jedes Mißverständniß ausschließenden Weise die rechtliche Existenz absprechen sollen. Daß dies unterblieb, weil die Definition der Blokade keine präcise Fassung erhielt, ist der gewichtigste Vorwurf, welcher dem Reformwerke des Pariser Congresses gemacht werden muß.

Der amerikanische Staatssecretär Marcy machte in einer Note an den französischen Gesandten zu Washington, welche den übrigen Mächten abschriftlich mitgetheilt wurde, den Beitritt der Vereinigten Staaten zu der Pariser Declaration davon abhängig, daß das feindliche Gut auch unter feindlicher Flagge für unverletzlich erklärt werde. Dieser Vorschlag fand bei den großen continentalen Mächten und namentlich auch bei Preußen, welches bereits in dem 1785 mit Franklin abgeschlossenen Vertrage sich für die Unverletzlichkeit des feindlichen Privateigenthums zur See erklärt hatte, günstige Aufnahme. Die englische Regierung leistete jedoch entschiedenen Widerstand. Es wurde bereits bemerkt, daß auch die Bewegung des englischen Handelsstandes für dieses Princip den Widerstand der Regierung nicht zu beseitigen vermochte. Von den großen europäischen Mächten fand sich mit Rücksicht auf das Widerstreben Englands keine bereit, eine Initiative zu ergreifen, und auch die Vereinigten Staaten ließen in ihren Bemühungen die Angelegenheit auf diplomatischem Wege zu fördern, sehr bald nach. Es ist dieser Macht der Vorwurf gemacht worden, daß es ihr weniger um das in der Marcy'schen Note vertheidigte Princip als um die Erhaltung des Rechtes zur Ausrüstung von Kaperschiffen zu thun gewesen sei. Jedenfalls ist es Thatsache, daß gerade der damalige Vertreter der Vereinigten Staaten in London, Mr. Dallas, die Bemühungen anderer Mächte, um die englische Regierung für das neue Princip günstig zu stimmen, in keiner Weise unterstützt hat. Diese Haltung läßt sich aber auch durch andere Beweggründe erklären. Es verdient die Thatsache in Erinnerung gebracht zu werden, daß bereits im Jahre 1823 der damalige amerikanische Staatssecretär Quincy Adams lebhafte Anstrengungen gemacht hat, um die Abschaffung der Seebeute herbeizuführen. Der Vorschlag von Adams fand damals in Paris und St. Petersburg Entgegenkommen, stieß aber in London auf Widerstand. Die Vereinigten Staaten sind durch die Marcy'sche Note unter allen Umständen formell gebunden und nicht in der Lage, dem Grundsatze von der Unverletzlichkeit des feindlichen Privateigenthums zur See, sobald er wieder auf die politische Tagesordnung kommen wird, Schwierigkeiten in den Weg zu legen. Auch haben sie noch neuerdings in dem Vertrage mit Italien vom 26. Februar 1871 sich zu diesem Principe bekannt. Dieses Princip ist überdies in dem preußisch-östreichischen Kriege von 1866 und anfangs auch in dem deutsch-französischen Kriege von 1870 zur Anwendung gekommen. Die französische Regierung verweigerte damals den deutschen Mächten die Reciprocität, sprach aber bei dieser Gelegenheit aus, daß Frankreich dem Principe zustimmen werde, wenn später die allgemeine Anerkennung erfolgen sollte.

Die englische Regierung ist zwar aus ihrer abwehrenden Stellung bisher nicht herausgetreten, aber bei den Vertretern der Wissenschaft scheint in England neuerdings das Verständniß sich mehr und mehr vorzubereiten, daß das alte Beuterecht dem heutigen Rechtsbewußtsein gegenüber völlig unhaltbar geworden ist. Allerdings vertheidigen die Rechtsautoritäten Englands dasselbe in diesem Augenblicke noch ausnahmslos, aber mehrere sehr angesehene Juristen bieten neuerdings auch auf diesem Gebiete Compromisse an, welche den continentalen Rechtsanschauungen gewichtige Concessionen machen. Es genügt hier diese Thatsache zu constatiren, da es zu weit führen würde auf Einzelnheiten einzugehen. Es muß den englischen Juristen das Zugeständniß gemacht werden, daß die Lösung der Frage keineswegs eine ganz einfache ist, und daß die Aufhebung der Seebeute gewisse rechtliche Surrogate bedingen wird, deren Nothwendigkeit ja auch für den Landkrieg nach Aufhebung des alten Beuterechts die völkerrechtliche Wissenschaft anerkannt hat.

Die ganze civilisirte Welt ist längst von dem Gedanken erfüllt, daß jede nachhaltige Reform des Kriegsseerechts mit der Abschaffnng des alten Beuterechts beginnen muß. — Beinahe nicht minder wichtig ist aber, wie namentlich die handeltreibende Welt weiß, die endliche Regelung des Blokaderechts. Der neuerdings auch von englischen Juristen wieder in Anregung gebrachte Vorschlag, die Seeblokaden auf befestigte Plätze zu beschränken, scheint allerdings noch nicht hinreichend reif erwogen, und vielleicht mit den Erfordernissen des Seekrieges überhaupt nicht vereinbar zu sein. Auch in der Wissenschaft ist diese Frage noch nicht hinreichend geklärt. Dagegen ist es ein dringendes Erforderniß, welches auch die neuesten Kriege wieder fühlbar gemacht haben, daß die Mächte sich über die thatsächlichen Voraussetzungen einer effectiven Blokade und über die präcise Definition einer solchen endlich einigen. Die bewaffnete Neutralität hatte in dieser Hinsicht das Erforderliche bereits geleistet. Ebenso war damals eine richtige Theorie des Blokadebruchs aufgestellt worden, welche allen Vergewaltigungen in dieser Hinsicht ein Ziel setzte.

Die englischen Prisenhöfe condemniren jedes neutrale Schiff, welches auf der Reise nach einem neutralen Hafen betroffen wird. Der thatsächliche Versuch, die Blokade zu brechen, gilt nicht als Voraussetzung der Strafbarkeit. Der höchste Gerichtshof der Vereinigten Staaten hat diese gefährliche Theorie noch überboten, indem er namentlich in der Entscheidung gegen das englische Schiff „the Springbok" den Grundsatz aufstellte, der Thatbestand eines Blokadebruchs liege auch in dem Falle vor, wenn das neutrale Schiff zur Zeit der Aufbringung sich zwar auf der Reise nach einem neutralen oder nicht blockirten feindlichen Hafen befand, jedoch von hieraus die Reise nach einem blockirten Hafen fortgesetzt oder doch wenigstens die Ladung nach einem solchen Hafen weiter verschifft werden sollte. Bluntschli bemerkt in seinem Völkerrechte, daß eine kriegführende Macht im Stande sei, auf Grund dieser Theorie in Verbindung mit einem laxen Beweisverfahren, welches in dem Springbokfall zur Anwendung gekommen war, den gesammten neutralen Seehandel zu vernichten.

Die bewaffnete Neutralität hatte den Grundsatz ausgesprochen, daß ein Blokadebruch nur dann vorliegt, wenn ein neutrales Schiff die Blokade mit List oder Gewalt zu durchbrechen sucht, nachdem es von dem Vorhandensein oder der Fortdauer der Blokade an Ort und Stelle von dem Com-

Digitized by Google

mandanten eines der blockirenden Schiffe unterrichtet worden war. Die meisten Mächte haben noch in neuester Zeit diesen Grundsatz befolgt und derselbe hat auch in einer erheblichen Anzahl neuerer Handelsverträge Ausdruck gefunden. Es würde daher für die Interessen des neutralen Handels von größter Bedeutung sein, wenn die von der bewaffneten Neutralität aufgestellte Theorie des Blokadebruchs allgemeine Anerkennung fände.

Die Abschaffung der Seebeute und die Reform des Blokaderechts sind diejenigen Maßregeln, welche von dem heutigen Rechtsbewußtsein und von den Interessen der handeltreibenden Welt in erster Linie gefordert werden. Auch die Theorie der Kriegscontrebande, welche von einigen Mächten und namentlich von England auf das Willkürlichste ausgedehnt zu werden pflegt und welche dadurch zu einer gefährlichen Waffe für die Unterdrückung des neutralen Handels geworden ist, bedarf einer Präcisirung. Die bewaffnete Neutralität hat sich mit dieser Aufgabe bereits in gründlicher Weise beschäftigt. Die damals aufgestellte Liste der zur Kriegscontrebande gehörenden Artikel würde jetzt allerdings einer Revision bedürfen, da einige derselben bei der inzwischen veränderten Kriegführung nicht mehr für Kriegszwecke Verwendung finden. Andere Gegenstände, wie z. B. Steinkohlen, Schiffsmaschinen, Sprengstoffe verschiedener Art, scheinen diese Eigenschaft inzwischen erlangt zu haben. Der Grundsatz wird festzusetzen sein, daß für die Eigenschaft der Kriegscontrebande nicht unbedingt der Ort der Bestimmung, sondern auch der Umstand, daß die Waaren für feindliche Kriegszwecke benutzt werden sollen, entscheidend ist.

Die bewaffnete Neutralität hat auch für die Reform des Durchsuchungsrechts bereits einen wichtigen Schritt gethan. Es sind aber noch einige andere Grundsätze und Einrichtungen des Kriegsseerechts, deren Reformbedürftigkeit in weiteren politischen und juristischen Kreisen mehr und mehr anerkannt wird. Dahin gehört namentlich die Prisengerichtsbarkeit. Durch den Umstand, daß die Landesgerichtshöfe der kriegführenden Mächte über die Rechtmäßigkeit der neutralen Prisen zu entscheiden haben, werden diese Mächte zu Richtern in eigener Sache gemacht. Diese Einrichtung bietet, wie die Erfahrung gelehrt hat, große Unzulänglichkeiten. Es ist daher der Vorschlag gemacht worden, die Entscheidung von Prisensachen internationalen Gerichtshöfen zu übertragen.

Ein wichtiges Präcedenz in dieser Beziehung bietet der Vertrag von Washington, welcher den Alabamastreit zwischen Großbritannien und den Vereinigten Staaten beendigte. Außer dem Genfer Schiedsgerichte wurde damals eine gemischte Commission in Washington eingesetzt, welche über Reclamationen beiderseitiger Staatsangehöriger zu entscheiden hatte. Die Commission hatte namentlich über eine große Anzahl englischer Reclamationen zu befinden, welche gegen die Entscheidungen amerikanischer Prisenhöfe gerichtet waren.

Die Einführung internationaler Gerichtshöfe, zu welchen diese gemischten Commissionen gehören, nimmt unter den Bestrebungeu eine hervorragende Stellung ein, welche gerade in den letzten Jahrzehnten so lebhaft sich bethätigt haben, um den Krieg auf die Fälle letzter und äußerster Nothwendigkeit zu beschränken, und seine rauhen und blutigen Wirkungen nach Möglichkeit zu mildern. Aber es hat bisher nicht den Anschein gehabt, als wenn der englisch-amerikanische Präcedenzfall in nächster Zeit bereits auf eine ausgedehntere Verwerthung im internationalen Verkehre zu rechnen habe. Die europäische Conferenz, deren Zusammentritt jetzt bevorzustehen scheint, dürfte daher schwerlich Veranlassung haben, sich mit dieser wichtigen Angelegenheit zu beschäftigen. Hoffentlich werden aber die Conferenzmächte die günstige Gelegenheit benutzen, um einige reife Früchte zu brechen, und auf diese Weise das Reformwerk des Pariser Congresses vorläufig zu einem befriedigenden Abschluß zu bringen. Ein bekannter französischer Staatsmann hat die Aeußerung gethan: Le meilleur des ministères est celui qui est possible. Auch von den Reformen auf dem Gebiete des internationalen Rechts läßt sich mit derselben berechtigten Resignation sagen, daß die besten diejenigen sind, welche sich als möglich und ausführbar erweisen. Was im vorliegenden Falle „möglich" ist kann nur nach sorgfältiger Prüfung aller maßgebenden Verhältnisse und nach den Erfahrungen beurtheilt werden, welche die diplomatischen Verhandlungen bieten, die naturgemäß nur in geringem Umfange an die Oeffentlichkeit getreten sind. — Soviel steht aber auch für weitere Kreise fest, daß in Bezug auf einige der wichtigsten Reformfragen für die Auffassung der continentalen Mächte erhebliche Differenzen nicht mehr vorhanden sind. Es wird sich daher für die Lösung dieser Fragen, zu welchen, wie wir gesehen haben, in erster Linie die Seebeute und das Blokaderecht gehören, nur darum handeln, die Zustimmung Englands zu den gewünschten Reformen zu erlangen. In den politischen und juristischen Kreisen dieses Landes ist längst das Verständniß erwacht, daß der Beitritt zu der Pariser Declaration der erste entscheidende Schritt war, dem weitere Concessionen auf dem Gebiete des internationalen Seerechts mit logischer Nothwendigkeit folgen müssen, wenn Großbritannien nicht einer gefährlichen Isolirung ausgesetzt sein will. Im Parlamente ist das Ansinnen, den ersten Schritt wieder zurückzuthun, siebenmal bereits mit großer Majorität zurückgewiesen worden. Die englische Jurisprudenz hat mit seltener Einstimmigkeit ausgesprochen, daß die einseitige Lossagung von der Pariser Declaration offener Rechts- und Vertragsbruch sein würde. Man verschließt sich daher, wie der Hubbock'sche Antrag zeigt, in England nicht länger der Ueberzeugung, daß weitere Concessionen unvermeidlich sind. Der englische Handelsstand hat sich für solche Concessionen längst ausgesprochen, und hierin dürfte der beste Beweis liegen, daß dadurch eine Schädigung der englischen Interessen nicht bedingt sein würde.

Die östreichische Ministerkrisis.

Die Demission und Rückberufung des Ministeriums Auersperg nach einer sechsjährigen Verwaltung, der Oestreich viel zu danken hat, ist eine trübselige Illustration des ganzen dualistischen Regierungssystems. Wenn sich schon nichts Oederes, nichts Langweiligeres, Sterileres und Ideenloseres denken läßt, als unsere zweijährige Ausgleichsodyssee, in der wir jetzt nahe daran sind, wieder auf den Ausgangspunkt zurückgeworfen zu werden, so begreift sich um so leichter Minister Ungers Wort, daß es der höchste Ehrgeiz des Cabinets sei, die Revision des Ausgleichs fertig zu bringen. Auch war die Erreichung dieses Zieles den Staatsmännern, welche uns die directen Wahlen so wie die confessionellen Gesetze errungen, um so mehr zu gönnen, als die Interessen Oestreichs bei ihnen im Großen und Ganzen jedenfalls gut aufgehoben schienen. Falls sie trotzdem an dieser schwierigen Aufgabe scheitern, sind sie insofern nicht ohne Schuld, als sie von vorne herein des principiis obsta nicht gedachten. In ihren früheren Campagnen für die Wahlreform und die Maigesetze gewöhnt, über czechische und polnische Winkelzüge, über die höfische Leisetreterei der Feudalen und Ultramontanen im Wege schlau ersonnener Stratageme und kluger Compromisse zu triumphiren, wollten sie jetzt auch, magyarischer Unverfrorenheit gegenüber, auf einem Gebiete, wo nichts zu tifteln und zu deuteln, sondern einzig und allein unverrückbare Charakterfestigkeit im Stile Deaks am Platze war, die feinen Staatsmänner spielen. Als vor zwei Jahren der Ausgleichsrummel acut ward, gab die Verfassungspartei so wie die gesammte Presse in den Erblanden eine einfache, klare, gemeinverständliche Losung aus, die bei allen Parteien im Reichsrathe wie im Schoße der Bevölkerung ein lautes und einstimmiges Echo weckte: „Keine Mehrbelastung!" Die Regierung acceptirte diese Parole: „Sie wissen, was wir, und wir wissen, was Sie wollen!" lautete mehr als einmal die beruhigende Formel, mit der Auersperg und Lasser persönlich die Forderung der liberalen Ab-

Digitized by Google

geordneten beschwichtigten, das Ministerium möge bei der Vereinbarung der Ausgleichsvorlagen in fortwährender inniger Fühlung mit der Volksvertretung oder doch mit einem Ausschusse derselben bleiben. Bald genug zeigte sich freilich, daß es hierbei nur darauf abgesehen war, den „beschränkten Unterthanenverstand" in die gebührenden Schranken zu verweisen und freien Spielraum für eine „staatsmännische" Erledigung des ganzen Fragenconvolutes zu erlangen. Ehe Andrassy im Mai 1876 zu den Conferenzen in der Orientfrage nach Berlin ging, sollte und mußte man um jeden Preis verkünden können, daß der Ausgleich in allen Punkten perfect sei. Es ward zu dem Behufe, man sagt in Einer Nacht, ein Bankstatut zusammengeflickt, das man sich nachher nicht einmal vor das Parlament zu bringen getraute, einen so lärmenden und einmüthigen Widerstand erregte es, als die „Neue freie Presse" es im Spätherbst veröffentlichte. Das Ministerium Auersperg sah sich vollständig unfähig, sein verpfändetes Wort einzulösen. Da aber die Krone seine Partei ergriff, weil hier die Einheit der Währung auf dem Spiele und das finanzielle Chaos in Aussicht stand, war es Tisza, der Anfang Februar 1877 sein Portefeuille niederlegen mußte und es erst Ende des Monats wieder aufnehmen konnte, nachdem die Partei ihn ermächtigt, auf einer anderen Grundlage neue Unterhandlungen über eine Bankacte zu eröffnen.

Mit dieser vorübergehenden Krisis ward die gleich ephemere Demission Auerspergs in Parallele und der letzteren von vorne herein ein ähnlicher Ausgang in Aussicht gestellt. Nun sind wir weit entfernt, den Rücktritt der Minister als eine „Komödie" zu bezeichnen, wie verfassungstreue Abgeordnete es zum Aerger des Fürsten in der Conferenz bei Auersperg gethan. Auch hielten wir eine Reconstruction gleich anfangs für keine Unmöglichkeit. Demungeachtet hinkt der Vergleich mit der vorjährigen Krisis in Ungarn auf beiden Beinen; und die sachliche Differenz, die dem Ausgleiche hinderlich in den Weg tritt, ist eine so tiefgehende, die Gesammtheit der Verfassungspartei umschließende, daß die Personalfrage dabei vorläufig zur reinen Nebensache herabsinkt. Der Unterschied zwischen heute und vor einem Jahre liegt vor allen Dingen darin, daß die Krone diesmal auf Seiten Tiszas steht: Alle die zum Kaiser berufen wurden, Rechbauer, Herbst, Kellersperg, fanden ihn entschlossen, einem neuen Cabinete die Bedingung zu stellen, daß es den Ausgleich so durchführen müsse, wie er zwischen den beiderseitigen Regierungen vereinbart worden. Diese Erbschaft des demissionären Cabinets zu übernehmen und mit constitutionellen Mitteln zu liquidiren, war aber eine einfache Unmöglichkeit, an der ein Ministerwechsel gerade so wenig ändern konnte, wie eine Auflösung des Abgeordnetenhauses. Jedermann fühlt und weiß, daß Giskra und Dumba in den Clubversammlungen die Wahrheit sprechen: „Was wir diesem Cabinet bewilligen, bewilligen wir keinem anderen; und was wir bewilligen, bewilligt kein anderes Haus!" Also auch hier fehlt das tertium comparationis: es ist kaum daran zu denken, daß die Verfassungspartei sich durch die Restituirung des Cabinets bewegen ließe, die Verpflichtungen zu ratificiren, die dasselbe gegen Tisza eingegangen. Ebenso schwer kann umgekehrt dieser sich auf große Concessionen an den getroffenen Abmachungen einlassen. Ist es doch ihm, dessen Partei vor drei Jahren bei seinem Amtsantritte im Grunde das ganze Haus umfaßte, passirt, daß das von ihm peremptorisch geforderte Eingehen in die Debatte über die Zollvorlagen, die ja den eigentlichen Gegenstand des Conflictes bilden, im Reichstage nur mit einer Majorität von 19 Stimmen beschlossen ward. Man mußte die Abstimmung hinschleppen und die Zählung wiederholen, um Zeit zu gewinnen, während deren die nach allen Richtungen Pests entsendeten Fiaker noch Mitglieder der Regierungspartei zum Namensaufrufe herbeiholten. So hat sich am Todestage Deaks die Parteifusion bewährt; so ist Tiszas neuliche Prahlerei von der „parlamentarischen Reife" zu Falle gekommen, die Ungarn vor Oestreich voraus haben soll, weil dort die Majorität mit dem Ministerium durch dick und dünn gehe! Schon nennen die Tisza ergebensten Blätter diesen Triumph einen Pyrrhussieg und sagen ihm gerade heraus, eine Majorität von 19 Stimmen sei eine geborstene Säule, die „kann stürzen über Nacht"; damit lasse sich nicht regieren. Die Organe seiner altconservativen Gegner jubeln über „die Parteifusion mit ihrer riesigen Majorität als eine begrabene und vergessene Reminiscenz". Und wem danken wir diese, gleichzeitig verzwickte und komische Situation, worin beide Ministerien zum Ausgleiche einen „autonomen Tarif" für unentbehrlich, ja in allen seinen Einzelsätzen für unabänderlich erklären, um dessentwillen der Reichsrath das Ministerium Auersperg wirklich und der Reichstag das Cabinet Tisza beinahe zu den Todten werfen wollte? Blieb die Wiener Regierung dem Motto treu: „keine Mehrbelastung", so mußte sie dem Kaiser schon vor zwei Jahren sagen: „Herr! unsere Popularität reicht genau so weit, um die Verfassungspartei zu bewegen, daß sie jenen leoninischen Vertrag mit 70 Procent Pflichten und 50 Procent Rechten, den ihr die Zwangslage von 1867 aufbürdete und den sie damals nur hinnahm in der sichern Ueberzeugung, nach Ablauf eines Jahrzehnts zu ihrem Rechte zu gelangen, auf's Neue acceptirt — ihr auch nur ein Rosenblättchen mehr aufzuladen, geht gegen unser Gewissen und über unsere Macht; das ist keine Geldfrage mehr, das ist eine Ehrenfrage, wo wir „eines Strohhalms Breite selbst vertheid'gen" müssen." Statt dessen klügelten die Herren ein System von Compensationen aus, das den Ungarn allerlei Vortheile zuwenden sollte, ohne gerade den Erblanden allzugroße und ganz directe, greifbare Abgaben zu dictiren. Selbstverständlich wollte, wie bei jedem neuen finanziellen Arrangement, auch der Fiscus seine Rechnung finden, statt daß es auf's Sorgfältigste vermieden werden mußte, die Bedeckung des Deficits mit den großen Ausgleichspunkten zu vermischen. Vollends unerquicklich aber ward das Project gemacht, indem man gelegentlich des Ausgleiches nun gar noch den Fabrikanten den großen Mund durch Protectionszölle zu stopfen gedachte und so den merkwürdigen Austausch von Industrie- und Consumzöllen in Scene setzte. Angenommen, nicht zugegeben, daß wir keines von unseren 800,000 Bajonetten entbehren können, um unsere Orientpolitik zu vertheidigen, und daß wir demgemäß Finanzzölle brauchen, um das perennirende Deficit abzuschaffen, dann war die Frage jedenfalls im Zusammenhange mit dem gleichfalls ablaufenden Wehrgesetze zu behandeln. Statt dessen ward sie, ohne alle Rücksicht auf die Bedürfnisse der Gesammtmonarchie discutirt, lediglich im Interesse Ungarns. Niemals hat Depretis gesagt: „Ich komme mit meinem Budget nicht in Ordnung, wenn der Zoll für Kaffee nicht genau auf 24 Fl. erhöht wird" — immer hat man uns nur vorgehalten: „Ihr müßt die vollen 24 Fl. zahlen, um des Ausgleichs willen, weil Tisza keinen Kreuzer nachläßt!" Und warum hat sich Tisza gerade auf den Kaffee und genau auf den Satz von 24 Fl. versteift? Weil Ungarn an den Erträgnissen der Zölle mit 30 oder eigentlich mit 32 Procent participirt, während sein Consum ganz unverhältnißmäßig viel geringer ist. Der Kaffee ist in Ungarn, außerhalb der großen Städte, noch heute ein seltener Luxusartikel, den die große Menge durch Speck und Schnaps ersetzt — während er in dem deutschöstreichischen Haushalte, wo die „Jause" oft zum Abendbrod dient, eine noch größere Rolle als in Deutschland spielt. Bei dem anderen Steine des Anstoßes, dem Petroleumzolle, will ja Tisza jetzt die Ermäßigung des projectirten Tarifsatzes von 8 auf 3 Fl. „schweren Herzens" zugeben. Er hofft, diese „Concession" im Reichstage durchzusetzen, weil auch Ungarn viel Steinöl, wenngleich lange keine 32 Procent, consumirt. Ist es möglich, uns eine Zollpolitik zu empfehlen, deren oberster Grundsatz es ist, daß die Herren Magyaren immer einen tüchtigen Schnitt dabei machen müssen?

So hatte das Ministerium Auersperg sich auf eine schiefe Ebene begeben, an deren Ende das „sero medicina paratur" in Form der Weigerung der Verfassungspartei ihm weiter zu folgen, stehen mußte. Ungewarnt durch das Schicksal des ersten mißrathenen Bankstatutes, brachte es Ende April 1877

Digitized by Google

Ausgleichsvorlagen ein, deren Eine dem ungarischen Staatsschatze durch eine andere Vertheilung der Steuerrestitutionen bei dem Exporte von Zucker, Bier und Branntwein eine Entlastung von einer Million jährlich auf Kosten der Erblande bescheerte. Und unbeirrt durch die unbedingte Verwerfung dieser Mehrbelastung seitens der betreffenden Reichsrathsdeputation, legte das Cabinet im November jenen famosen „autonomen" Tarif vor, der eines Theils durch die jähe Erhöhung der Consumzölle den Ungarn ein weiteres, ganz bedeutendes Bene zuwandte; andern Theils durch die Wiedereinführung hoher, vielfach geradezu prohibitiv wirkender Industriezölle den Bruch mit dem System der Conventionalpolitik und die Rückkehr zur wirthschaftlichen Absperrung inaugurirte, wie sie in der Zeit vor den Handelsverträgen der sechziger, ja selbst der fünfziger Jahre, wie sie im Vormärz und vor Bruck bestanden. Indem das Ministerium nur darauf bedacht war, die Fabrikanten im Abgeordnetenhause für die Ausgleichsgesetze zu gewinnen, führte es den Karren geradezu in eine Sackgasse, aus der es ohne Umkehr kaum einen Ausweg gab. Hohe Verbrauchszölle sollten die Zollrevenuen vermehren, die man doch gleichzeitig auf's Empfindlichste schädigte durch Ausschließung oder gewaltige Erschwerung des Importes zahlreicher Manufakturwaaren; ob z. B. die Einfuhr von Seidenzeugen einfach verboten, oder mit 300 Fl. per Meter-Centner belegt ward, blieb sich doch in der That ganz gleich! Weit verhängnißvoller aber noch, als unter dem rein wirthschaftlich-finanziellen, sah sich die ganze Combination jetzt unter dem moralischen Gesichtswinkel an. Unablässig predigten die Officiösen den Industriellen: ohne Consum-, keine Schutzzölle! Mit anderen Worten: willigt ihr nicht ein, dem gemeinen Manne seinen Kaffee und das Lampenlicht bei seiner harten Arbeit zu vertheuern, so erhaltet ihr auch nicht das Privilegium, ihm Monopolspreise für seine Hemden und Röcke zu machen. Damit war die Discussion auf ein Gebiet gebracht, wo man im Grunde gar nicht mehr den Dualismus als Ursache des Conflictes anklagen konnte. Da Ungarn als ackerbauendes Land den Hauptabsatzmarkt für unsere Industriellen bildet, so würde die geschlossene Phalanx seiner Vertreter auch in einem Schmerling'schen Centralparlamente sich eine ausgiebige Entschädigung zu erzwingen gewußt haben für die Zustimmung zu Schutzzöllen, die den östreichischen Fabrikanten den Sack auf Regiments Unkosten spicken. Nun aber sollte die Compensation für Ungarn gar im Wege von Finanzzöllen erfolgen, so daß der großen Masse die Lebenskerze gleichsam an beiden Enden auf einmal angezündet ward. Darüber lohnt es weiter kein Wort zu verlieren; die Sachlage ist zur Genüge gekennzeichnet durch die Weigerung selbst des allzeit ministeriellen Clubs der Großgrundbesitzer, den Zoll auf Petroleum als eine Belastung der „ärmsten" Volksschichten zu votiren. Die Bevölkerung der Erblande sollte, Ungarn und den Fabrikanten zu Liebe, den Druck der Schutz- und der Finanzzölle tragen: die Ungarn aber lieferte Tisza den Fabrikanten auf der andern Seite der Leitha aus, um sein eigenes Ministerium „auf den Glanz herzurichten", indem er, bei aller Mehrbelastung der einzelnen Individuen, doch eine Erleichterung des ungarischen Staatsschatzes mittels der Mehreinnahme durchsetzte, die diesem aus dem Erträgnisse der Consumzölle in Oestreich zuwuchs. Den Oestreichern blieb als einzige Entschädigung die ihnen eröffnete Aussicht, daß Ungarn sich doch vielleicht bereit zeigen werde, einen entsprechenden Theil jener Achtzig-Millionen-Schuld des Staates an die Bank zu übernehmen, die bei den Abmachungen von 1867 in der Schwebe gelassen worden. „Ein platonischer Trost, der uns nichts hilft!" soll Baron Kellersperg dem Kaiser gesagt haben, denn da jene Schuld unverzinslich ist — es sei denn, das Erträgniß der Nationalbank sinke einmal in einem Jahre unter ein gewisses Niveau, ein Fall, der thatsächlich noch nie eingetreten — so kommt nur die Rückzahlung in Betracht. Von dieser jedoch kann erst dann die Rede sein, wenn nach Herstellung der Valuta die Nationalbank liquidiren sollte, weil der Staat ihr Monopol an mehrere Institute, oder gar Bankfreiheit verleihen wollte. Eine Wendung, die jedenfalls in nebelhafter Ferne liegt. Die Stimmung, die sich aus dieser kühnen Combination ergibt, hat Giskra sehr richtig mit der Mahnung bezeichnet, Ungarn möge nur seine Honveds abschaffen, dann brauche es unsere Finanzzölle nicht! Daß diese Spielerei die Wehrkraft des Reiches nicht stärkt, haben, nach großen Manövern, selbst ungarische Blätter verzweifelt eingestanden! Daß sie vielmehr dieselbe sogar schädigt, haben die Altconservativen im offenen Reichstage gesagt: denn dem magyarischen Chauvinismus, der in den Honveds, dem Keime der ungarischen Zukunftsarmee, möglichst viele, nur dem ungarischer König vereidete Soldaten sehen will, verdanken wir, daß bei Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, statt des preußischen Systems, die französische Einrichtung adoptirt ward, wonach ein großer Theil der Rekruten gar nicht in die Linie, sondern gleich in die Landwehr eintritt. „Merkwürdig!" sagte neulich ein Honvedgeneral zu einem Offiziere, der ihm sein Pensionirungsgesuch übergab, „ich lerne meine Herren Offiziere immer erst kennen, wenn sie den Dienst verlassen!" Einen solchen Luxus der Ungarn durch Kaffee- und Petroleumzölle zu bezahlen, sind die Oestreicher in dieser schweren Zeit nicht reich genug. Ja, sie können es um so weniger, haben um so weniger Geld dazu übrig, wenn die Ungarn zum Danke dafür sich und uns hohe Steuern zu Gunsten unserer Fabrikanten auferlegen helfen.

Durch sein complicirtes Ausgleichsgewebe hatte das Ministerium Auersperg es demnach glücklich dahin gebracht, daß es nicht über ein großes und einfaches Princip „keine Mehrbelastung" stürzte; sondern, dem äußern Anscheine nach, über einen Zollansatz von einigen Gulden stolperte. Den Reichsrath hat es gar in die komische Klemme versetzt, daß er es sein muß, der dem Fanatismus der Magyaren, Steuern zu zahlen — aus fremden Taschen, versteht sich! — einen unverrückbaren Riegel vorschiebt. Es ist ein geradezu groteskes Bild, wenn aus dem klassischen Musterlande der Steuerverweigerungen und der Steuerrückstände der Deutschöstreicher die Mahnung an sich ergehen lassen muß, ja in einen Kaffee- und Petroleumzoll von 24, resp. 8 Fl. zu willigen, da Ungarn es um keinen Kreuzer billiger thun könne! Fürwahr, es gehört der ganze kernige und gesunde Humor des Wieners dazu, um es lachend zu ertragen, wie die „interessanten Nationalitäten" die Deutschöstreicher am Barte zausen und sich dabei noch auf deren Kosten als opferwillige Patrioten drapiren! Aber was nun weiter? Den schlimmsten Dienst leisteten, wie gewöhnlich in dergleichen Fällen, die um ihren Brodkorb besorgten Officiösen dem Ministerium, indem sie der Verfassungspartei mit einem Ministerium Hohenwart Nr. II drohten. Dann war's wirklich nicht der Mühe werth, die Wahlreform zu loben und zu preisen! Oder kann man über diese größte That des Ministeriums Auersperg ein wegwerfenderes Urtheil fällen, als daß uns auch nach der Lostrennung des Reichsrathes von den Landtagen nur die Wahl bliebe, in czechischer Fundamentalartikelbrühe gekocht zu werden, wenn wir uns nicht geduldig auf gut magyarisch papriciren lassen? Zum Glücke stehen die Sachen nicht einmal annähernd so. Ein jedes Ministerium, das auch nur durch Auflösung des Abgeordnetenhauses den Ausgleich verzögern wollte, wäre sofort zu unconstitutionellen Alluren gezwungen, da ja das gemeinsame wie das cisleithanische Budget nicht votirt und die Fortdauer der alten Ausgleichsgesetze nur bis Ende März vereinbart ist. Hier müßten mithin sofort die umfangreichsten Octroyirungen von theilweise sehr zweifelhafter Verfassungsmäßigkeit Platz greifen. So würde das neue Cabinet bald, auch wider seinen Willen, in die Bahnen eines Staatsstreiches gedrängt, einfach weil es außerhalb des Kreises der Feudalen, Czechen und Clerikalen nirgends Unterstützung fände. Solch ein Kunststück soll man machen, während die Krisis im Orient ihren Zenith erreicht, und auf die Gefahr hin, den, seit Kündigung des Handelsvertrages vorhandenen Momenten der Erkaltung in der Intimität mit dem deutschen Reiche neue hinzuzufügen? Und wollte man

Digitized by Google

dem Allen Trotz bieten, ist man sicher, auf diesem gewaltsamen Wege bis zum Juni den ganzen Ausgleich perfect zu machen? Denn mit Beginn des Sommers geht das Mandat des ungarischen Reichstages zu Ende. Das aber, was dort drüben zu erwarten steht, wenn die allgemeinen Neuwahlen sich vollziehen, ehe der Ausgleich unter Dach und Fach gebracht ist, unter dem Stichwort: „eigene Bank, nationale Armee, ungarisches Zollgebiet", das bedarf doch wohl keiner Erörterung.

Die Lösung des gordischen Knotens nun wäre eine höchst einfache. Man müßte auf die anfangs ausgegebene Parole zurückgreifen „keine Mehrbelastung". Das ist ja doch ohnehin klar, daß der Dualismus mit seinen zehnjährigen Ausgleichsrepriſen nur dann fortbestehen kann, wenn die Magyaren sich den Gedanken gründlich abgewöhnen, daß bei jeder neuen „Revision" die Schwaben immer wieder tüchtig Haare lassen müssen. Empfehlen nicht die Pester Regierung und deren Organe die vereinbarten Vorlagen ihren Landsleuten schon jetzt mit dem Argumente: Tisza habe denn doch den Oestreichern zu den 1867 übernommenen Lasten noch ein gehöriges Stück aufgebürdet; zehn Jahre seien keine Ewigkeit und 1887 werde man sie noch ganz anders heranbekommen? Wo man also überhaupt keine Compensationen mehr braucht, entfällt dann auch ganz von selber die dreimal unglückselige Idee, dieselben auf dem Gebiete der Tarifsätze zu suchen. Steht das einmal fest, so wird man jedes Ding da erwägen, wo es hingehört: die Finanzzölle bei der Verlängerung des Wehrgesetzes, nicht aber unter dem Gesichtswinkel, daß Ungarn dabei seine östreichischen Nachbarn übervortheilt — die Industriezölle gelegentlich der Handelsverträge, nicht aber um den Fabrikanten im Reichsrathe die Taschen zu spicken, damit sie übertriebene Consumzölle votiren helfen. Das Alles ist so wunderbar leicht, daß es ganz gut zugleich mit der Reconstruction des Ministeriums Auersperg, die, trotz der vorläufigen Wiederberufung in Bausch und Bogen, durch Lassers gefährliche und durch Stremayrs langwierige Krankheit unbedingt nothwendig geworden, in Scene gesetzt werden konnte. Auch fehlte es in Pest nicht an Elementen zu einem derartigen Arrangement, selbst nicht im Schoße der Regierungspartei. Als einen Act der „Feigheit" qualificirte Tiszas Vorgänger im Amte, der alte Deakist Bitto, die Preisgebung der Bevölkerung an die „Willkür" von ein paar Dutzend Fabrikanten. Und der altconservative Graf Apponyi nannte den autonomen Zolltarif den „wirthschaftlichen Todesstoß": er wolle die Zollgemeinschaft Oestreichs und Ungarns, aber nur wenn sie mit billigem Import und gesichertem Exporte verbunden sei. Die schon abgeschlossenen Theile des Ausgleiches, Bankacte sowie Zoll- und Handelsbündniß, flattern dann nicht mehr wie lose Fäden in der Luft, sondern fügen sich ganz von selbst ein; und nicht minder selbstverständlich ist es, daß es bei der alten Beitragsquote für das gemeinsame Budget bleibt, sobald aus der betreffenden Vorlage nur die ungarischen Mehrforderungen bezüglich der Steuerrestitutionen von exportirtem Bier, Branntwein und Zucker entfernt sind. Wahrscheinlich ist indessen eine Lösung des Conflictes in dem Sinne, daß gegen die Herabsetzung des Eingangszolles von Textilwaaren Ungarn sich mit einer geringeren Erhöhung des Kaffee- und Petroleumzolles, etwa auf 20, resp. 3 Fl. begnügen wird, wofür dann auch schon eine Mehrheit im Reichsrathe zu finden wäre. Denn daß die Entscheidung hier virtuell, wenn auch nicht formell, bei der Krone steht, je nachdem der Wille des Kaisers nach der einen oder nach der anderen Seite hin einen Druck ausübt, das ist ja wohl ohnehin klar. Des Fürsten Bismarck Wort aus Ihrer Conflictszeit, „nur nichts tragisch nehmen", paßt vor Allem auf unsere Ausgleichsschmerzen.

Walter Rogge.

Literatur und Kunst.

Stimmungsbilder.

Von Amadeus Klingsohr.

Trugbild.

Tief liegt rings die Welt im Schweigen
Und ich steh' allein,
Seh' den Sonnenball sich neigen,
Weiße Nebel ihren Reigen
Führ'n im Mondenschein.

Da enteilt den Nebelwogen
Eine Luftgestalt,
Kommt zu mir herangezogen —
Scheinbar; schon ist sie entflogen,
Gönnt mir keinen Halt.

Ach! sie gleicht ja meines Lebens
Allzu flüchtigem Glück,
Nahte sich; doch nur vergebens,
Ließ des himmlischen Entschwebens
Sehnsucht mir zurück.

Beruhigung.

Der Wind braust hohl durch den ächzenden Wald,
Das Meer schäumt brüllend empor;
Doch ihr tosendes Lied, das mich donnernd umhallt,
Ist Wiegengesang meinem Ohr.

Wie Wiegengesang ein klagendes Kind
Hinwegtäuscht über die Pein,
So lullt das Brausen von Meer und Wind
Das klagende Herz mir ein.

Aufathmen.

Wirrverschlungnes Geäst! Du hemmst den Blick mir,
Lähmst mir den Muth.
Wirrverschlungnes Geäst! Du hältst zurück mir
Sonnige Gluth.
Dir enteil' ich in Hast und schau' entzückt nun
Goldigen Glanz.
Hier verweil' ich in Rast und qualentrückt nun
Fühl' ich mich ganz.
Was mich plagte, verging — und was bedrückt mich,
Schwand mir dahin,
Als es tagte mir rings. Und neu beglückt mich
Heiterer Sinn.

Homo sum.*)

In den beiden früheren Romanen von Georg Ebers haben sich der Gelehrte und der Dichter allerdings gegenseitig Concessionen gemacht; immerhin aber bewundern wir in der „Königstochter" nicht minder wie in „Uarda" eine eminente poetische Gestaltungskraft. Das Problem, auf Grundlage des umfassend-

*) Roman von Georg Ebers. Stuttgart und Leipzig 1878, Ed. Hallberger.

Digitized by Google

sten Wissens und bei peinlichster Wahrung der historischen Treue uns die Gestalten entschwundener Jahrhunderte plastisch und sympathisch nahe zu bringen, uns ein echtes Kunstwerk, nicht eine chronikartige Aneinanderreihung einzelner, wenn auch für sich selbst hochpoetischer Scenen zu geben, ist hier in weitaus vollkommenerer Weise gelöst als von Felix Dahn in seinem großen Romane. In seiner neuesten Dichtung hat Ebers, wie er selbst sagt, nichts Anderes bezweckt, als, ohne nach rechts und nach links zu schauen oder die Resultate seiner Studien in Gestalten von Fleisch und Blut umsetzen zu wollen, in abgerundeter Form eine seine Seele bewegende Idee zum künstlerischen Ausdruck zu bringen. Dies ist ihm in einer so hervorragenden Weise gelungen, daß wir ihm unsere volle Bewunderung zu Theil werden lassen müssen. Als ein tief philosophisches und dabei doch echt künstlerisches Seelengemälde, in „dessen dunklem Hintergrunde das strömende Meer der Weltgeschichte wogt", gereicht uns die Dichtung zur Labung und zur Erhebung und wird auch von den kommenden Geschlechtern als das Werk eines hochbegnadigten Dichters, als ein gewaltiges Denkmal des deutschen Geistes geehrt werden. Unübertrefflich in der Charakteristik der Personen, anschaulich und malerisch in der Schilderung der Natur und der Sitten, packend und fesselnd in der Darlegung des Conflictes, so kann sich die neueste Dichtung von Ebers getrost mit den besten Romanen, die unsere Zeit hervorgebracht hat, messen.

In den Anfang des vierten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, in die Zeit des christlichen Anachoretenthums, aus dem sich später das Mönchsthum entwickelte, versetzt uns der Dichter. Der Sinaiberg mit seinen nackten, rothbraunen Felsen, seinen Quellen und seinen Höhlen, die Oase Pharan mit ihren Palmen und Myrthen und mit ihren weißen, steinernen Häusern, das „in gesättigtem Blaugrün erglänzende Meer, begrenzt von nackten, in leuchtendem Goldgelb schimmernden Küstenbergen", das ist der Schauplatz, auf dem vor unsern Augen die tiefsten Seelenkämpfe der nach innerem Frieden ringenden, nach Erlösung schmachtenden Menschen ausgekämpft werden. Das Heidenthum ist im Erlöschen, die Sonne des neuen Glaubens zertheilt die Nebel der antiken Welt und ihre Strahlen wecken neues, ungeahntes Leben.

Als Vertreter dieses neues Geistes erscheint in erster Linie Paulus, neben ihm Stephanus. Nach einem überreichen Leben — Paläste und Reichthümer aller Art nannten sie, so lange sie noch Heiden waren, ihr eigen — ringen sie in Einsamkeit und Askese den höchsten Zielen entgegen. Die Herrlichkeiten Alexandrias, die sie dereinst in vollen Zügen und bis zum Ueberdruß gekostet, leuchten ihnen jetzt wie Holz, wenn es faul ist, wie schillernde Schlangen und giftige Purpurbeeren. Paulus, der einst so vornehme und reiche Alexandriner, will jetzt sich nicht einmal mehr eines Kruges zum Trinken bedienen, das Wasser mundet ihm nur, wenn er es aus der hohlen Hand trinkt; er ist froh, daß ihm nichts mehr gehört von all dem Tand, den er da unten besessen, und er will ein Band nach dem andern zerschneiden, das ihn mit dem Staube verknüpft. Sein Fleisch will er abtödten und seine Forderungen besiegen, die Welt und sein Ich fortwerfen und allein den Herrn suchen. Durch Leiden will er sich durchdulden zu den Freuden des Jenseits; mehr als einmal gibt er sich, ermattet und entkräftet von Fasten und Kasteiung, dem bittersüßen Wahne hin, daß er an einem Kreuz hange und aus den fünf Wunden des Heilandes blute. Aber all ihr heißes Ringen ist vergeblich. Als Stephanus, bereits dem Tode nah, seinem Todfeinde, der unerwartet vor ihm erscheint, vergeben soll, da erliegt er ohnmächtig der Gewalt des in lodernden Flammen emporschlagenden Hasses: er stürzt sich auf den am Rande des Abhanges schwebenden Centurio, reißt ihn mit sich hinab in die entsetzliche Tiefe und wird so zum Mörder und zum Selbstmörder. Als Paulus mit Hermas den Diskus geschleudert und dabei den Silberbogner Apollo und die pfeilfrohe Artemis angerufen, und als ihn Hermas beglückwünscht, daß der alte Menander in ihm noch nicht erstorben, da ist er unglücklich über den Rückfall; Saulus nennt er sich jetzt, ja er dünkt sich noch schlechter als Saulus. Um seinem Heilande so gut als er es vermag nachzufolgen, opfert er sich dann für Hermas; er nimmt dessen angebliche Schuld auf sich und erduldet gelassen und voll Seligkeit die wuchtigen Geißelhiebe des Centurio, ja erträgt das Furchtbarste, die Ausstoßung aus der Gemeinschaft der Anachoreten. Und doch tauchen bald mächtige Zweifel an der Güte dieser That in ihm auf, denn er erkennt, daß er ja hierdurch die Besten und Reinsten getäuscht und zur Ungerechtigkeit gegen ihn selbst verleitet hat. Er entbrennt dann in Liebe zu Sirona, dem Weibe eines Andern, seine Eifersucht auf Polykarp macht auch ihn, den Leidenschaftlichen, beinah zum Mörder. So hat auch er vergebens gerungen; so hat auch er vergebens gelebt. Wohl kommt ihm der Gedanke, ob denn nicht demjenigen die Palme gebühre, welcher mitten in dem Wogen und Treiben der Welt ausharre; er gedenkt jenes armen Schusters in Alexandria, welchen ein frommer Büßer für den Tugendreichsten erklärt und dessen Tugend in nichts Anderem als in der angestrengtesten Arbeit bestand. Aber er kann und will diesem doch nicht nachfolgen. Er will vielmehr eine noch einsamere Wüste aufsuchen, um dort den Weg zum Heile zu finden und das Ich, welches ihn dem Schatten gleich überall hin verfolgt und das er doch nicht abschütteln kann, loszuwerden. Das Leid der ganzen Welt will er auf sich nehmen; bei jedem Athemzuge soll ein Schmerz seine Seele berühren. Doch er kommt nicht zur Ausführung des Vorhabens. Sein ursprünglich so kräftiger Körper erliegt den furchtbaren Gemüthsbewegungen und Kasteiungen; die Freunde finden ihn todt in einer entlegenen Höhle. „Betet für mich Armen; ich war ein Mensch" sind die Worte, die er mit sterbender Hand an die Wand seiner Höhle geschrieben.

Während sich auf diese Weise das Schicksal von Paulus und von Stephanus echt tragisch wendet und unser tiefstes Mitleid erregt, gelingt es Hermas, dem Sohne des Stephanus, den Frieden zu finden, nach dem jene gelechzt. Wir können hierbei zwar den Einwand nicht unterdrücken, daß Hermas in der ersten Hälfte des Buches allzusehr im Vordergrunde steht und daß hier Jeder in ihm den Haupthelden vermuthet; gleichwohl ist auch er mit nicht geringerer Kunst als die Uebrigen charakterisirt. Die wilde und doch so liebreizende Mirjam ist ihm zuerst allerdings noch der Dämon der Hölle, die verstockte Heidin, vor der ihn Paulus gewarnt; aber aus seinen großen blauen Augen leuchtet Unlust, und festverschlossen wie von Trotz sind seine Lippen, denn der Aufenthalt in Alexandria hat eine Umwandlung in ihm vorbereitet. Wohl geißelt er sich, als ihn im Traum allerlei weltliche Gedanken berücken, auf Befehl des Vaters so heftig, daß er vor Schmerz stöhnt. Aber bald darauf dünkt es ihm auch wieder ein Opfer, daß er hier fern von der Welt seine Jugend vertrauert und verdirbt. Die Anachoreten kommen ihm wie betende Thiere vor, und der Anblick der Stadt Pharan wie die Familie des Senators füllt sein Herz mit Traurigkeit und Sehnsucht. Auch einen Leib hat uns der Herr gegeben; die Gaben aber des Leibes sind doch zu nichts da, als daß wir sie gebrauchen, so erwidert er Paulus, als ihn dieser mahnt, für den Herrn seine Seele zu schmücken. Nach Schönheit und Kraft ringt er. Er will etwas thun, was ihm Ruhm erwirbt; in den Palästen möchte er sich Kränze erwerben oder als Krieger in der Schlacht es den Anderen zuvorthun. Und so versucht er denn auch seine überschäumende Kraft draußen im Leben; er geht der Welt nicht mehr aus dem Wege, sondern sucht sie. Er rettet so die Bewohner des Berges und der Oase vor dem Ueberfall räuberischer Feinde und erwirbt sich später im Heere des Kaisers hohen Ruhm und wohlverdientes Ansehen.

Noch deutlicher tritt die Endabsicht des Dichters in seiner Schilderung der Familie des Senators hervor. Petrus ermahnt seine Söhne, einen Jeden, der Gott dient, und thue er dies auch in einer von der ihrigen abweichenden Weise, zu ehren. Er preist die Duldung, die Liebe, denn die Liebe kam, als der Herr die Menschen geschaffen, in die Welt und erfüllte Himmel und Erde. Was die Heiden hervorgebracht, erscheint ihm durchaus nicht nach allen Seiten hin verwerflich, und so überhäuft er diese

Digitized by Google

nicht minder wie die Christen mit Wohlthaten. Nicht in der Einsamkeit soll der Mensch sein Leben vertrauern, seltsame Nichtsthuer vielmehr nennt er die Anachoreten und ihr müßiges Treiben widerspricht seinen Ansichten von der dem Menschen und Christen gestellten Lebensaufgabe. Erst durch Weib und Kind wird der Mensch seiner Ansicht nach zum ganzen und vollen Menschen, und wer die nicht hat, der lernt nimmer die lichtesten Höhen und die dunkelsten Tiefen des Lebens kennen. Arbeit und Kampf ist es, worauf es ankommt, ohne sie ist kein Sieg zu erringen: Petrus hat daher auch den einen seiner Söhne zum Bildhauer, den anderen zum Architekten erzogen. Ihm selbst aber gelingt auch der schwerste aller Siege: der über sich selbst. Denn während Stephanus, der einsame Büßer, dem Feinde, welcher ihm das Weib dereinst verführt hatte, nicht vergeben konnte, reicht Petrus, der mitten im Leben steht, dem, welcher seinen Sohn dem Tode nahe gebracht, zur Versöhnung die Hand.

Es erübrigt zuletzt noch ein Hinweis auf Sirona, die blondlockige, weißarmige Gallierin. Einmal nämlich bietet auch sie dem Dichter Gelegenheit, uns das, was ihm als das wahre Christenthum dünkt, zu zeigen, andererseits ist sie ein neuer glänzender Beweis für die Meisterschaft, mit welcher der Dichter der „Königstochter" und der „Uarda" echt poetische Frauengestalten zu schildern versteht.

Ein schönes und eitles Kind wird sie von Dorothea, dem braven und sorglichen Weibe des Senators, genannt. Sie putzt sich gern und ist nicht frei von Gefallsucht; Polykarp erscheint ihr als ein schöner und lieber Mensch und sie bewundert seine großen und innigen Augen, aber wenn er nur nicht immer, meint sie, von seinen Entwürfen und Zeichnungen und lauter ernsten Dingen sprechen wollte, die mich nichts angehen. Und doch hat sie zeitig gelernt, Recht und Unrecht sicher zu unterscheiden und in der Hauptstadt hat sie schnell bemerkt, daß deren Freuden, die ihr anfänglich wie bunte Blumen mit glänzenden Farben entgegengeleuchtet hatten, auf widrigen Sümpfen erblühten. Elend und trotzig ist sie an der Seite ihres nichtswürdigen Gatten; aber im Hause des Senators erwacht die ihr innewohnende Güte und kindliche Heiterkeit zu neuem Leben und treibt ihre schönsten Blüthen. Zauberhaft wirken Dorotheens Worte auf das gemißhandelte, beargwohnte und doch so recht für Glück, Liebe und Freude geschaffene schöne und warmherzige Weib. Vielleicht wäre sie auch eine Dorothea geworden, hätte sie einen Gatten wie Petrus gefunden. Nach Liebe lechzt sie und Liebe will sie geben, aus vollem, übervollem Herzen. Den gekreuzigten Christengott mag sie nicht, denn er ist ja todt, sie sieht ihn nicht und hört ihn nicht und sehnt sich gar nicht nach Einem, der ihr Gnade erweist, sondern nach Einem, dem sie etwas sein könnte und für dessen Leben und Glück sie nothwendig wäre. Nur das kranke Hündchen ist auf ihrer Flucht ihr Begleiter; rührend und ergreifend ist die Sorge, mit der sie, selbst hülflos und in Aengsten, sich des Thierchens annimmt. Als aber die Liebe zu Polykarp singend und klingend in ihr Herz einzieht, da wird sie ein glückseliges Weib und feiert den Tag ihrer Erlösung und Wiedergeburt. Jetzt findet sie auch den Gott der Christen; es verlangt sie, jeder Creatur Liebes zu erweisen und sehnsüchtig sucht sie nach der gütigen höheren Macht, der sie solches Glück verdankte. Das Gebet, welches sie jetzt, knieend und mit gefalteten Händen, in der Höhle an den Gottessohn richtet, gehört mit zu dem Ergreifendsten und Poetischsten des auch im Einzelnen an Schönheiten so überreichen Romans.

Aus dieser Charakteristik der Hauptpersonen erhellt, daß Ebers in „Homo sum" hat zeigen wollen, wie nicht die Weltflucht des Christenthums den wahren Frieden bringe, sondern nur die Arbeit im Dienste der Mitmenschen, die werkthätige Liebe; daß nicht derjenige erlöst wird, welcher sich fern von dem Treiben der Welt hält, sondern der, welcher mitten in ihr steht, die Versuchungen nicht flieht, sondern besiegt.

Vollkommen unbegreiflich ist es demnach, wie ein Kritiker den Dichter deswegen tadeln konnte, daß nur die aus Indien abzuleitende Entsagungstheorie in seinen ersten Christen hervortrete, daß Ebers eine so großartige, weltumgestaltende historische Thatsache wie das Auftreten des Christenthums in seinem Romane so einseitig behandle. Wir können dem Bisherigen zufolge dieser Auffassung so wenig beitreten, daß wir vielmehr fragen müssen, ob denn nicht vom streng geschichtsphilosophischen Standpunkte aus ein Einwand gegen die Grundidee sich nach der entgegengesetzten Seite hin erheben ließe, ob nicht gerade gegen dies, daß Ebers die Entsagungstheorie in ihrer Ohnmacht darstellt, anzukämpfen sei. Wäre nämlich, könnte man einwenden, das Christenthum mit jener Weitherzigkeit aufgetreten, wie sie Petrus verlangt, hätte es sich nicht in die schroffste Opposition zur antiken Welt gestellt, hätte es nicht jenen Dualismus und jene Transcendenz, die uns heutzutage so befremdlich erscheint, zur äußersten Consequenz fortgebildet, hätte sich nicht aus jenen Anfängen heraus das Mönchsthum und die katholische Kirche entwickelt, so hätte das Christenthum nimmermehr über seine Feinde obsiegen und bis in die fernsten Gauen der damals bekannten Erde seine segenbringenden Keime ausstreuen können. Die Weltflucht war damals, ich wiederhole, damals, eine welthistorische Nothwendigkeit; nur der also stand damals auf der Höhe seiner Zeit, welcher diese Nothwendigkeit begriff und in ihr seinen Frieden fand.

In der Bibel schon, dies kann nicht oft genug betont werden, sind die Anfänge dieser Weltflucht, und die ganze darauf folgende Entwicklung ist nichts als ein consequentes Weiterbauen auf dem von Christus und den Aposteln gelegten Grunde. „Wenn in der Folge Einsiedler und Mönche," sagt Strauß, „den Weltverkehr flohen, so waren sie weitergegangen als Christus, aber nur auf dem Wege, auf den er selbst sie geführt hatte." Sollte also „Homo sum" wirklich ein treuer Spiegel jener Zeit sein, so durfte Ebers nicht die Gedanken unserer Zeit hineinlegen, so durfte er nicht Menschen, welche ebensogut im neunzehnten Jahrhundert konnten gelebt haben, den Sieg über die davon tragen lassen, welche die klassischen Typen der damaligen Zeit waren. „Was ist, ist vernünftig", dieses so vielfach mißverstandene Wort Hegels gilt nicht ohne Weiteres von dieser oder jener einzelnen Institution, von diesem oder jenem einzelnen Menschen, wohl aber vom Gange der Weltgeschichte im Allgemeinen. Was hier zu einer bestimmten Zeit typisch ist, ist auch nothwendig; die Aufgabe des Historikers und ebenso des Dichters ist es, diese Nothwendigkeit zu begreifen und darzustellen. Wer nun die Frage, ob die Entsagungstheorie, das Mönchsthum, damals eine welthistorische Nothwendigkeit war, bejaht, der wird an dem tragischen Schicksale des Paulus und Stephanus einigen Anstoß nehmen; wer sie verneint, dem wird damit auch der letzte Anlaß, sich gegen den Roman zu erheben, genommen.

Wie immer wir uns aber entscheiden, jedenfalls müssen wir dem Dichter aus vollstem Herzen für seine Schöpfung danken. Denn wir begrüßen in „Homo sum", ich wiederhole es, einen Roman, welcher mit ebenso echt künstlerischem wie tief philosophischem Geiste uns ein Bild aus einer der großartigsten Perioden der Weltgeschichte entwirft; daß gerade diese Periode bisher von der Dichtung nicht nur, sondern auch von der Geschichtsschreibung so stiefmütterlich bedacht worden ist, dies erhöht nur das Verdienst, welches sich Ebers erworben. Echt künstlerisch nannten wir das Bild. Mit vollem Rechte; denn es ist die im Roman durchgeführte Idee von den Trägern derselben, den Personen, durchaus nicht abzutrennen; beides zugleich hat der Dichter im Geiste geschaut; er hat nicht erst zu einer vorher ihn bewegenden Idee nachträglich die Personen gesucht und gefunden. Wir können also nichts sehnlicher wünschen, als daß Ebers die Muße finden möge, auch fernerhin nicht nur durch die Resultate seiner Studien die Wissenschaft zu fördern, sondern auch durch gleich vollendete Dichtungen wie „Homo sum" unsern Dank, unsere Bewunderung sich zu sichern.

Paul Nerrlich.

Digitized by Google

Ein Ausflug nach Levsina.

Die Feierlichkeiten, mit denen man im hellenischen Alterthum das Erwachen der Natur aus ihrem Todesschlaf beging, knüpften sich an den Namen der eleusinischen Mysterien, ebenso wie das Fest der vollbrachten Ernte mit jener Bezeichnung in der engsten Beziehung steht. Mir war das Glück, gerade in der Zeit, in welcher dem attischen Boden neue Triebe zu entsprießen beginnen und in der man noch vor anderthalbtausend Jahren für dieses gewissermaßen frohe Ereigniß den Göttern durch besonders glänzende Festlichkeiten Dank sagte, den Hauptschauplatz derselben, die uralte „heilige Straße" und das uralte Eleusis, das heutige Levsina, besuchen zu können.

Das Erstehungsfest der Natur feierte man im Monat Antheſterion, der etwa unserem Februar entspricht, durch die sogenannten „kleinen eleusinischen Mysterien"; sie bildeten eigentlich nur das Vorspiel zu den „großen Mysterien" im Monat Boëdromion, unserem September, und standen nur in einem mittelbaren Verhältniß zur alten Cultstätte Eleusis. Denn so viel wir wissen, veranstaltete man in einer der atheniſchen Vorstädte, Agrae, allgemeine Reinigungen mit dem Wasser des um diese Zeit wasserreichen Bächleins Ilissos, der die Ostseite Athens bespült; dann führte man in einem besonderen Gebäude, dem Eleusinion, dramatische Vorstellungen auf, welche die Geburt der Persephone zum Gegenstande hatten. Denn der herrliche Mythus von dem Raube dieser und von der Trauer ihrer Mutter Demeter („Mutter Erde"), sowie später der Mythus von Dionysos oder Jakchos, dem Sohne oder Bruder der Persephone, versinnbildlichte die Vorgänge der Natur, und das Anschauen derselben in poetischer Gestalt und durch dramatische Mittel erhöht bildete wohl die Hauptsache dieses Festes.

Von allen Mysterien des Alterthums — und es gab deren in jedem griechischen Staate — genossen die von Eleusis den verbreitetsten und angesehensten Ruf: in uralten Zeiten durfte diese Stadt mit Athen rivalisiren, dann gehörte es zu den Zwölfstädten Attikas und wurde endlich — aber schon unter dem sagenhaften attischen Erechtheus — Eigenthum Athens, dem es erst den wahren Glanz verlieh.

Im Einzelnen fehlen uns nun alle bestimmten Nachrichten, wie die Mysterien beschaffen waren: wir müssen uns zumeist mit Vermuthungen begnügen. Doch so viel scheint als sicher anzunehmen zu sein, daß neben der schon erwähnten naturalistischen Bedeutung, welche auch gewiß die älteste gewesen ist, eine weit tiefere, innerlichere zu Grunde lag, die zugleich erklärt, wie selbst die vornehmsten Geister Griechenlands den Mysterien ihren Respect nicht versagen konnten. Den Theilnehmern wurde nämlich durch sie, wie sich Schömann (Griech. Alterth.) ausdrückt, ein Gnadenmittel geboten, durch welches ihnen eine Vergeltung nach dem Tode und die Hoffnung auf ein jenseitiges Leben gesichert wurde, ein wichtiges Moment, das in guten Zeiten auf die allgemeine Sittlichkeit einen segnenden Einfluß üben mußte.

Warum die Theilhaber gehalten waren, keinem Uneingeweihten etwas über die bei den Feierlichkeiten stattfindenden Handlungen zu verrathen, wissen wir nicht; diesem Umstande haben wir aber unsere Unkenntniß zuzuschreiben, da jede Uebertretung des Gebots mit der harten Strafe der Asebie belegt wurde. — Nachdem Eleusis in den Besitz Athens übergegangen war, hatten nicht allein alle atheniſchen Bürger, mit Ausschluß der durch Blutschuld befleckten oder der mit Atimie (Rechtlosigkeit) behafteten, sondern auch alle Angehörigen der anderen griechischen Staaten das Recht, sich einweihen zu lassen; in späterer Zeit bewarben sich auch die vornehmen Römer, selbst Augustus, Hadrian und Marc Aurel um den Eintritt in die Eleusinien. Bis spät in die christlichen Jahrhunderte hinein bestanden die jährlichen Festzüge fort und wurden gewiß noch großartiger und prächtiger; der christliche Kaiser Valentinian ließ sich sogar bewegen, mit den eleusischen Mysterien eine Ausnahme zu machen, als er alle übrigen heidnischen Orgien und Festlichkeiten untersagte. Erst die Gothen unter Alarich vernichteten am Ende des vierten Jahrhunderts zugleich mit den Tempeln von Eleusis auch jenen uralten Cult.

Die großen Eleusinien fielen in den Boëdromion und währten zwölf Tage, deren Verwendung im Einzelnen nicht mehr zu erkennen ist. Der erste Tag galt der Versammlung der Eingeweihten (Mysten) in der Poikile zu Athen und wohl auch der Aufnahme neuer Mitglieder durch den zweiten Archonten (Basileus), dem überhaupt die ganze Anordnung der Feierlichkeiten zufiel. Die Mysten waren durch Myrthenkränze und krokosfarbene Fäden, welche den rechten Arm und den linken Fuß schmückten, kenntlich gemacht. In den nächsten Tagen folgten Reinigungen mit Seewasser und festliche Umzüge zu den Heiligthümern der betheiligten Gottheiten Demeter, Dionysos und Persephone, deren zwei in Athen nachweislich sind.

Dann scheint ein ganzer Tag dem Hauptfestzuge von Athen nach Eleusis (ungefähr zwei Meilen) gewidmet zu sein. Dieser Zug bewegte sich auf der „heiligen Straße", die im Wesentlichen der heutigen Landstraße zwischen diesen beiden Orten entspricht. Man verließ die Stadt aus dem Hauptthore Athens, dem Dipylon, rechts und links an dem berühmten Gottesacker, dem Kerameikos, vorüber, von dem heut ein großer Theil aufgedeckt ist und der uns heut noch in seinen Trümmern und herrlichen Gedenksteinen Ehrfurcht gebietend entgegentritt. Aber auch weiterhin erhoben sich an der Straße, heute nur an wenigen Resten erkennbar, herrliche Grabmonumente, welche den schönsten im Kerameikos nicht nachgestanden haben werden. Es war eine vollständige Procession in unserem Sinne, mit Vorantragung der heiligen Bilder jener gefeierten Gottheiten: Tausende von Menschen, Arme und Reiche, Männer und Weiber, Junge und Alte, Athener und Fremde wogten den geheiligten Weg dahin, vornehme Frauen, denen der weite Marsch zu beschwerlich sein mochte, fuhren auch wohl zu Wagen, bis dies der Redner Lykurgos (c. 338 v. Chr.) verbot; von Zeit zu Zeit wurde Halt gemacht, da man eine Station erreicht hatte, wo ein Heiligthum der Demeter oder der Persephone, aber auch anderer Gottheiten nicht weit vom Wege zu gottesdienstlichen Handlungen einlud. Man gelangte in den heiligen Oelwald, der heute zwar um ein Beträchtliches zusammengeschmolzen ist, aber doch noch Stämme aus den besten Zeiten Athens bewahrt hat; hier zeigte man einen alten Feigenbaum, welchen einst Demeter dem gastfreundlichen Phytalos aus Dankbarkeit geschenkt hatte. Ungefähr in der Mitte der Ebene, welche durch das ägaleische Gebirge im Westen und dem heutigen Turko wuni im Osten gebildet wird, fließt der attische Hauptbach, der Kephisos, den man nun zu überschreiten hatte. Dies war aber eine schlimme Stelle, und man suchte sie möglichst schnell zu überwinden, denn an der Brücke wurden die frommen Leute durch eine Schaar Ungläubiger und Uneingeweihter mit Spott- und Schimpfreden empfangen, welche von ihrer Eigenartigkeit den Namen Gephyrismen (géphyra heißt die Brücke) erhielten. Von jetzt an hebt sich allmählich der Weg zu dem circa 1000 Fuß hohen Bergrücken des Aegaleos hinauf, der nur einen schmalen Durchgang, einen niedrigen Paß zwischen der atheniſchen und eleusinischen Ebene gestattet. Am engsten Punkte liegt heut das Kloster Daphni, von dem man diese Bergzüge auch wohl die daphnischen genannt hat; sie sind wenig bewaldet, rufen aber durch ihre grauliche Masse bei guter Beleuchtung eine ganz wunderbare, zu der ernst-heiteren Stimmung der Mysten passende Wirkung hervor. Jenes Kloster nimmt die Stelle eines einstigen Apollotempels ein, der seine gewaltigen Marmorblöcke und seine herrlichen Säulen zum Bau desselben hergeben mußte. Ihm gegenüber, auf der rechten Seite der Straße, zeigen jetzt noch deutliche Spuren von Nischen, die in eine steile Felswand gehauen sind und die für Weihgeschenke bestimmt waren, den Ort, wo ein Aphroditetempel die festlichen Wanderer zu Andachtsübungen fesselte. Schnell senkt sich dann wieder die Straße zu der entzückend schönen Bucht von Eleusis herab. Während unsere nordischen Landschaften meist durch gewaltige Contraste wirken (auf Stubbenkamer: die grünen Buchen, der weiße Fels, das blaue Meer), hat das Auge hier leichteres Spiel: Alles strahlt in einem Lichte, dem himmlischen Blau

Digitized by Google

freilich in den verschiedensten Abstufungen; aber kein greller Ton, nichts Fremdartiges mischt sich in den Duft, der über dem Meere und der Landschaft ruht. Dazu gleicht der eleusinische Busen einem Landsee, überall scheinbar von Bergen eingeschlossen, so daß auch in dieser Beziehung das Bild ein übersehbares Ganze bildet: zur Rechten erstreckt sich eine weite fruchtbare Ebene, die thriasische, nach einer alten Ortschaft Thria so benannt, auf der nach der Sage Demeter dem Triptolemos zuerst den Pflug führen lehrte, abschließend mit dem Parnes und dahinter mit dem Kithäron, es folgt links weiter Eleusis mit seinen glänzend weißen Häuserchen, dahinter ein Höhenzug, der wegen seiner Gestalt die Kerata (Hörner) genannt wird, dann die megarischen Berge, die salaminischen Höhen; darüber blicken die schneebedeckten peloponnesischen Gipfel hervor, ganz zur Linken und im Rücken Daphni. Aber ehe man Eleusis selbst erreicht, hat man noch einen Weg von 1½ Stunden zurückzulegen, und dieser ist jetzt zum Theil ein anderer als im Alterthum; gleich nämlich, wenn man das Meer erreicht hat und nun unmittelbar an diesem entlang nach Norden sich wendet, hat man zwei kleine salzige, durch eine Mauer abgedämmte Seen (Rhiti) zur Rechten, die im Alterthum mit dem Meere ungetrennt zusammenhingen und um die also nach Osten herum der alte Weg führte; man hat sie jetzt getrennt, um durch Canäle, welche nach dem Meere hin abfließen, Mühlen zu treiben. Dann verfolgt die neue Straße im Wesentlichen wieder dieselbe Richtung wie die alte, nämlich nach N.-W. und W. bis zum Eintritt nach dem auf einem Hügel fast dicht am Meere gelegenen Eleusis. Gleich beim Eintritt in die Stadt befand sich ein Tempel des Triptolemos, jenes Schützlings der Demeter. Wenige Schritte dahinter erhoben sich die großartigsten, bis an die Dächer aus kostbarem pentelischen Marmor bestehenden Tempelbauten und zwar von Osten her, wie uns Pausanias (c. 160 n. Chr.) berichtet, ein Tempel der Artemis Propyläa, dann ein weites Säulenthor, welches dem mittleren Bau der athenischen Propyläen auf der Akropolis nachgebildet und unter der Leitung der berühmten Architekten Iktinos und Mnesikles, den Baumeistern des Parthenon und der Propyläen, errichtet war. Von diesem reichgeschmückten Thore liefen zwei anfangs parallele, dann sich immer mehr verengende Mauern zu einem zweiten, nur noch 12 Fuß breiten Eingangsthor. Während das erste die äußere Umfriedigung um den eigentlichen Tempel abschloß, öffnete das zweite die innere fünfseitige Ummauerung, innerhalb deren das Heiligthum der Demeter in aller Pracht und Herrlichkeit gelegen war. Leider wissen wir nur, daß dieser Bau einer der großartigsten des Alterthums war; der Einzige, bei dem wir etwas Näheres hätten finden können, der Perieget Pausanias, erzählt nur: „Was innerhalb der Mauer sich befindet, verbot ein Traum mir aufzuzeichnen, und Uneingeweihte dürfen nach dem, von dessen Anblick sie ausgeschlossen sind, auch nicht einmal fragen." Jedenfalls war die ganze Anlage so gewaltig, daß sie selbst die weiter nach N.-W. gelegene Burg, welche ansehnlich über die Stadt emporragte, vollständig verdeckte.

In den Tempel trug man nun zunächst die aus Athen mitgeführten Götterbilder, dann zeigten die Priester andere uralte Heiligthümer und Symbole, deren Bedeutung sie wohl in Dichtungen und Gesängen erläuterten; endlich erfolgten dramatische Darstellungen aus dem Leben der verschiedenen Gottheiten. Zum Schluß der feierlichen Tage, die man zum Theil auch mit Fasten zugebracht hatte, goß man zwei thönerne Gefäße in Gestalt eines Kreisels, gefüllt mit einer unbestimmten Flüssigkeit, das eine gegen Osten, das andere gegen Westen hin unter mystischen Aussprüchen aus, ein Act, der ganz unerklärt bleibt. Am zwölften Tage kehrte man in festlichen, fröhlichen Zügen nach Athen zurück.

Die Akropolis von Levsina schmückt heut ein mittelalterlicher, zerfallener Thurm; man genießt von ihr einen ergreifend schönen Blick auf die blaue, bergumgrenzte Bucht. Ein antiker, aus großen Marmorquadern errichteter und wohlerhaltener Molo am Fuße der Burg dient heut den kleinen Fischerbarken als Landungsplatz. Was ist aber aus jenem so gewaltigen, so berühmten Tempelgebiet geworden? Abgesehen von dem Grundplan der Bauten ist nichts Ganzes erhalten: unzählige größere und kleinere Marmorstücke liegen zerstreut umher, und unzählige gaben das Material zum Bau kleiner ärmlicher Hütten für ein elendes Dorf. Es ist ein trauriger Anblick der Zerstörung! Säulentrommeln, Architravstücke und Reliefstorsos, dazwischen fast bis zur Unkenntlichkeit vernichtete Theile von Statuen sieht man in den Dorfstraßen und zwischen den einzelnen Häuserchen. Nur Weniges erregt die besondere Aufmerksamkeit des Beschauers: so ein kreisrundes Kolossalrelief, welches die Büste eines römischen Kaisers enthält; man hat es für Hadrian erklären wollen, wogegen ich mit Sicherheit in ihm einen Mark Aurel erkannt habe. Schon der kräftigere Bart, sowie die fetten, gewölbten Lippen, welche diesem Kaiser eigen waren, weisen darauf hin; da er auch der letzte war, von dem wir wissen, daß er sich in die Mysterien einweihen ließ, so wird es wahrscheinlich, daß sein Bildniß das der übrigen Kaiser verdrängte; es mag über dem Eingang eines der Hauptthore zum Heiligthum angebracht gewesen sein. — Auch eine Statue des Tiberius und eine des Antinous, des vergötterten Lieblings Hadrians, beide in Lebensgröße, zwar beschädigt aber von schöner Arbeit, sind unter den Trümmern erkennbar.

Mögen also die antiken Reste in Levsina vielleicht nur dem Archäologen von Interesse sein: die Erwägung, welch' lange und merkwürdige und zum Theil glänzende Geschichte sich an diesem Orte abgespielt hat, sowie der wunderbare Reiz, den die hiesige Natur auf Jeden ausüben muß, werden den Ruf des alten Eleusis nie ganz verklingen lassen.

Hermann Jaenicke.

„Die verhängnißvolle Perrücke."

In der Verlagsbuchhandlung von Philipp Reclam in Leipzig, die sich neuerdings durch die Herausgabe einer gut ausgewählten und ungewöhnlich wohlfeilen Anthologie, veranstaltet von Maximilian Bern, verdient gemacht hat, erscheint seit einer Reihe von Jahren unter dem Titel „Universal-Bibliothek" ein buchhändlerisches Unternehmen, das ernsthafte Förderung verdient. Der leitende Gedanke dieser Bibliothek ist der, zu einem außergewöhnlich billigen Preise guten Werken der schöngeistigen Literatur des In- und Auslandes, der alten und der neuen Zeit die größte Verbreitung zu verschaffen. Die „Universal-Bibliothek" bringt sowohl Novellen, wie lyrische Gedichte, wie Dramen, von Homer an über Cervantes hinweg bis auf Rudolf Gottschall. Jedes Bändchen kostet nur 20 Pfennige und für diesen überaus bescheidenen Preis kann man sich z. B. „Werthers Leiden", die einzelnen Dramen von Lessing, Schiller, Goethe ꝛc. bis auf die neuesten französischen Dramen von Dumas und Feuillet anschaffen; für 40 Pfennige den ganzen Faust, erster und zweiter Band. Es versteht sich von selbst, daß um des Zweckes der äußersten Wohlfeilheit willen, welche eben das oberste Gesetz dieses Unternehmens ist, auf Aeußerlichkeiten, Ausstattung in Papier und Druck, kein besonderer Werth hat gelegt werden können. Zum Schmucke einer gewählten Bibliothek eignen sich die kleinen Bändchen nicht.

Durch einen Zufall ist mir vor kurzem das 126. Bändchen dieser „Universal-Bibliothek" in die Hände gerathen. Auf dem Titel steht: „Die verhängnißvolle Perrücke", Lustspiel in 3 Acten von Auguste Cornelius, und die Verfasserin wahrt sich auf der Rückseite des Titels den Bühnen gegenüber das Recht der Aufführung ihres Lustspiels. Dasselbe tritt demnach ganz und gar mit den Prätensionen einer eigenen geistigen Schöpfung auf. Ich war daher nicht wenig erstaunt, als ich beim ersten flüchtigen Einblick die Wahrnehmung machte, daß „die verhängnißvolle Perrücke" nichts Anderes ist als eine beinahe wörtliche, nur vergröberte und ungelenke Uebersetzung des Lustspiels „Fantasio" von Alfred de Musset.

Auguste Cornelius hat die Spuren, welche einen Jeden sofort auf die richtige Fährte bringen würden, dadurch zu ver-

Digitized by Google

wischen gesucht, daß sie im Personenverzeichniß die Musset'schen Namen mit eigenerfundenen vertauscht hat. Aus dem Könige von Bayern hat sie einen Kurfürsten gemacht, aus dem Prinzen von Mantua einen Prinzen von Pisa, aus dem Adjutanten Marinoni einen Adjutanten Mariani. Die deutschen Studenten, die bei Musset die wunderlichen Namen: Fantasio, Spark, Hartman und Facio führen, heißen bei ihr: Felix, Wolfgang, Max und Robert. Der Secretair Rutten wird von ihr Secretair Werner und die namenlose Gouvernante der Prinzessin Elsbeth wird von ihr Getrude genannt. Auf diese Nothtaufe beschränkt sich im Wesentlichen die Betheiligung der Frau Cornelius an der geistigen Arbeit, die in dem Stücke steckt. Erfindung, Handlung, Scenengang und Dialog sind Mussets Eigenthum.

Der feinsinnige französische Dichter würde, wenn er noch lebte, den letzteren, den Dialog, wie er von Auguste Cornelius zurecht gemacht ist, freilich nicht reclamiren. Eine verständnißlosere, unbehülflichere, ja entstellendere Wiedergabe der geistvollen Sprache Mussets, wie sie uns hier geboten wird, ist kaum denkbar. Aus der Schalkhaftigkeit, der Anmuth und dem zwar etwas kalten, aber immer vornehmen Lächeln des französischen Originals ist im Deutschen ein häßlich verzerrtes, triviales Grinsen geworden.

Wenn Musset schreibt: „Wollen wir einigen braven Bürgersleuten die Laternen auf den Köpfen zerschlagen," so übersetzt Auguste Cornelius einfacher und gewählter den Satz mit „Ulk treiben". Wenn einer der Studenten bei Musset sagt: „An den Festtagen muß ich mir Bewegung, muß Lärm machen, und sollte ich mich als Klöpfel in die große Thurmglocke hängen," so sagt Auguste Cornelius: „Es ist mir kribbelig in den Fingern und hüpferig in den Beinen." Für die scherzhaften Insulten, die Musset im Uebermuthe gelegentlich anwendet, wählt die Uebersetzerin die häßlichsten, übelstlautenden Wörter der deutschen Sprache, wie „Zieraffe", „Hornvieh", „Grützkopf" u. dergl.

Bisweilen fühlt sich die deutsche Schriftstellerin auch veranlaßt, Musset'sche Andeutungen weiter auszuführen. Spark sagt einmal: „Ich begreife nicht, daß Du immer an Dir arbeitest." Wolfgang — das ist der deutsche Ersatzmann des französischen Spark — sagt dafür: „Ich kann Dich mit Deinem beständigen Gelüste, Alles zu zersetzen, überall das Secirmesser Deiner vernichtenden Kritik anzulegen, nicht begreifen." — Das „Secirmesser der vernichtenden Kritik!" Eine so nichtsnutzige, abgegriffene Redensart in der sauberen, überlegten, gedankenvollen Prosa Mussets!

„Geh auf Reisen, geh nach England," räth Spark seinem Freunde Fantasio; und Fantasio antwortet: „Ich bin ja in England. Haben denn die Engländer überhaupt ein Vaterland? Ich sehe sie jedenfalls so gern hier wie bei sich." Daraus macht die deutsche Bearbeitung: „Gehe nach England!" und der deutsche Fantasio, Felix, antwortet: „Da ist's mir zu neblig!"

Ich will nicht weiter nach Beispielen suchen. Ich darf den Lesern die Langeweile und mir die traurige und überflüssige Mühe einer genaueren Vergleichung des Orginals mit der pietätlosen und schlechten Uebersetzung ersparen. Geboten erschien es mir aber, auf das offenbare Plagiat wenigstens hinzuweisen.

Der aus den vertraglosen Zeiten uns überkommene Mißbrauch, sich der fremden geistigen Production ohne Scheu zu bemächtigen, dieselbe ohne irgend welche Rücksicht auf die Eigenart ihres Urhebers, ohne Liebe zur Sache, ohne Respect und ohne Verständniß plump und handwerksmäßig für den deutschen Markt zurechtzumachen und diese verunstaltete Schmuggelwaare als heimisches Fabrikat billig, zum Selbstkostenpreise, loszuschlagen — diese Unwürdigkeit, die zum mindesten die Täuschung des Publicums herbeiführt, soll und darf nicht geduldet werden.

Wer hat nun hier getäuscht? Hat sich die Aneignerin auch dem Verleger gegenüber als die Dichterin des Musset'schen Lustspiels ausgegeben? Oder sollten kaufmännische Gründe den Verleger bestimmt haben, Mussets Autorschaft zu verschweigen? Es wäre doch nicht unerheblich, das Thatsächliche festzustellen. Jeder der Betheiligten sollte ein Interesse daran haben, daß diese Frage der Wahrheit gemäß beantwortet würde. Zweifellos ist das Publicum hintergangen worden.

„Die verhängnißvolle Perrücke" von Auguste Cornelius kostet freilich nur zwei Silbergroschen, aber das ist gerade 20 Pfennige zu viel.

Paul Lindau.

Aus der Hauptstadt.

Aus dem Concertsaale.

Concert der Frau Essipoff. Pablo de Sarasate. Bruchs zweites Violinconcert. Oratorium von Lorenz: „Otto der Große". Concert des Herrn Scharwenka. Concert der Königlichen Hochschule. — Die neunte Symphonie unter Joachim. Die Chöre und die Solosänger.

Frau Essipoff (eigentlich Frau Leschetizky geborne Essipoff, Schülerin Liszts und ihres Gemahls, der zu den besten Clavierspielern und Lehrern Petersburgs zählt) hat in der Singakademie ein Concert gegeben und großen, theilweise „sensationellen" und wohlverdienten Erfolg errungen. Ihre Mechanik und Technik kann zu den bedeutendsten gezählt werden. Der Anschlag ist voll, markig und wohltönend, ihre Läufe sind meistentheils ganz rein und vollkommen gleich, manchmal außerordentlich fein und zart, ihr Handgelenk ist vollkommen ausgebildet; dabei besitzt sie männliche Kraft und Ausdauer. Der Vortrag ist feurig, meist rhythmisch wirksam gegliedert und, ausgenommen in streng klassischen Stücken, auf die ich noch zurückkomme, richtig und geschmackvoll. Als Virtuosin im bessern Sinne des Wortes kann sie jetzt den ersten Platz beanspruchen. Das ganze Programm des Concertes ward von ihr ganz allein ausgeführt, gewiß ein kühnes Wagstück für eine Dame, das sie aber durchführte. Sie begann mit dem ziemlich oft gehörten Concerte von Saint-Saëns in Gmoll, das wohl als ihre glänzendste Leistung bezeichnet werden kann. Alle die schwierigen Passagen des ersten Satzes kamen in vollster Deutlichkeit zu Gehör, ganz rhythmisch geordnet. Die Ausführung des Scherzo würde auch einem ganz bedeutenden männlichen Virtuosen zur Ehre gereichen, und fand stürmischen, lang anhaltenden Beifall. Auch das Finale ward mit großer Präcision und Feuer gespielt. Weniger zu loben war der Vortrag der Beethoven'schen Variationen in Cmoll und der Emoll-Fuge von Händel. In den ersten trat die Gliederung der rhythmischen Sätze nicht deutlich zu Tage, auch war Manches viel mehr virtuosenhaft mechanisch glänzend, als dem musikalischen Inhalt geistig gerecht. Die Fuge litt unter immerwährendem Pedalgebrauch, der die Stimmführung deckte; es war die schwächste Leistung. Die Sonate von Scarlatti ward zwar mechanisch vollendet vorgetragen, aber viel zu schnell. Vortrefflich spielte Frau Essipoff die Chopin'schen Stücke, Präludium des, Cismoll-Scherzo, Etude f (op. 25) und die Mazurka Ddur. In dieser letzteren brachte sie zwar einige Aenderungen vor, die vielleicht einem orthodoxen Musiker unerlaubt erscheinen dürften; aber bei einer Composition von so leichtem Caliber wäre die Forderung der „Pietät" nicht angewendet, und wenn die Aenderungen so effectvoll sind und so vortrefflich ausgeführt werden wie von Frau Essipoff, kann man sich dieselben bei einem derartigen Stücklein wohl gefallen lassen und sich daran erfreuen. Den Beschluß machte Webers Concertstück. Hier schien die geniale Pianistin nicht mehr im Vollbesitz ihrer Kraft zu sein; es klang Manches verwischt, und manche Läufer waren mehr gequetscht als deutlich. Im Ganzen ist Frau Essipoff immer als eine bedeutende Erscheinung zu bezeichnen; wie schon gesagt, sie steht an der Spitze der Claviervirtuosinnen.

Herr Pablo de Sarasate, der vor etwa sechs Wochen im Opernhause mehrere Male mit größtem Beifalle aufgetreten war, hat nun in der Singakademie zwei selbstständige, ganz überfüllte Concerte gegeben. Die außerordentlichen Gaben und Leistungen dieses größten Geigenvirtuosen im besten Sinne des Wortes sind schon im verflossenen Jahre in diesen Blättern gewürdigt worden; er hat sie aber seit jener Zeit in hohem Grade vervollkommnet. Die Reinheit und Schönheit des Tones, der in den höchsten Lagen immer klarer klingt, die unerreichte Leichtigkeit und Sicherheit in den schwierigsten Passagen und, was vorzüglich zu preisen ist, die Grazie, welche in seinem Spiele überall waltet, das Maßhalten, die Feinheit der Form, mit welcher er auch die gefährlichsten Wagstücke

Digitized by Google

ausführt, geben seinen Leistungen ein ganz individuelles Gepräge. Wenn der Verfasser dieser Besprechung subjectiv einer anderen Richtung angehört als der, welche Herr de Sarasate in den meisten seiner Vorträge verfolgt, so darf er doch einer solchen Vollendung und der besten Virtuosität, wie sie hier hervortritt, seine Bewunderung nicht versagen Nahe liegende Vergleiche mit Joachim anzustellen wäre gerade so fruchtbringend, als die Frage, warum Jener ein großer, kräftig gebauter Mann von ruhigem Temperamente ist, dieser dagegen eine schmächtigere, südlichere, nervösere Complexion zeigt. Joachims Gaben, künstlerische Erziehung und Entwickelung haben ihn deterministisch dazu geführt, der größte Musiker unter den ausübenden Künstlern zu sein. Sarasates Natur und seine Entwickelung in Paris führten ihn auf den Weg der höchsten und elegantesten Virtuosität. Er wäre allerdings auch in Leipzig nicht dazu gelangt, das Cismoll-Quartett von Beethoven zu fassen wie Joachim — so wie dieser auch in Paris nicht die unbeschreibliche Technik Sarasates erlangt hätte; denn die geistigen Uranlagen können zwar deteriorirt oder höher entfaltet, aber nimmermehr umgeformt werden, und der höhere Instinct des Genies (wie soll man eigentlich diese Gabe nennen?) bringt dieses immer dorthin, wo es seine richtige geistige Nahrung findet. Nochmals will ich betonen, daß mir persönlich die unbedingte, immer bereitwillige Empfänglichkeit für Sarasates Leistung fehlt, aber ebenso laut muß es betont werden, daß die Leistung eine bewundernswerthe und aus dem Reiche des Schönen kommende ist. Auch der strengste Richter muß anerkennen, daß es nicht möglich ist, das Chopin'sche Esdur-Notturno schöner und anmuthiger zu spielen als Sarasate. Dem Auftreten des gefeierten Virtuosen verdanken wir die Bekanntschaft mit einem neuen Violinconcerte von M. Bruch, Dmoll (Manuscript), dessen erster Satz das Beste und Wirksamste ist, was nach dem Mendelssohn'schen Concerte geschrieben wurde. Hier und da ist Manches mehr Phrase als tiefer Gedanke, auch glaube ich, daß der Componist die Wirkung dieses Satzes bedeutend erhöhte, wenn er die Begleitung der tiefliegenden Blasinstrumente öfters milderte — aber im Ganzen waltet doch eine edle Empfindung und der schöne Ausdruck elegischer Stimmung. Das Finale steht allerdings nicht auf gleicher Höhe. Mit Sarasate wirkte der Pianist Herr von Schlözer; er spielte die Phantasie op. 15 von Schubert, von Liszt mit Orchesterbegleitung umgeformt, und zwei Solostücke. Die brillanten und liebenswürdigen Eigenschaften dieses Virtuosen sind schon im verflossenen Jahre hier ziemlich ausführlich besprochen, ebenso ist dargethan worden, daß eine gewisse höhere Gattung Musik (zu welcher z. B. die Phantasie gehört) nicht die ihm zusagende ist. Heute kann Beides nur in verstärktem Maße wiederholt werden. Die „Campanella" von Liszt war eine sehr glänzende clavieristische Leistung.

Der Eichberg'sche Gesangverein, der sich die undankbare aber höchst ehrenwerthe Aufgabe gestellt hat, die oratorischen Werke lebender Componisten zu Gehör zu bringen, hat ein solches vom Musikdirector Lorenz in Stettin, dem Nachfolger Löwes, aufgeführt. Es führt den Titel „Otto der Große", der Text behandelt das Zerwürfniß des großen Königs mit seinem Sohne und dem Schwiegersohne, die versöhnende Vermittelung der Königin Adelheid — der zweiten Gemahlin des Königs —, die Unterwerfung, Reue und Heldenthaten des Sohnes 2c. Es ist also eigentlich ein rein dramatischer Stoff, der hier als Oratorium für den Concertsaal bearbeitet wurde, und daher von vornherein den Componisten die großen Schwierigkeiten des Unbestimmbaren im Stile bot. Allerdings mag ja der Text durch die vorher bestimmende Anregung des Componisten entstanden sein; dann war der Irrthum eben ein zweifacher. Die Musik enthält viele schöne und interessante Stellen, zu welchen besonders die choralartigen Chöre und manche Duo und Terzette zu rechnen sind. Der Componist hat entschiedenes Talent gerade für die gebundene Schreibart und für die Wiedergabe religiöser Empfindungen — er sollte nach meiner unmaßgeblichen Meinung dieser jetzt seltenen Gabe mehr Sorgfalt zuwenden, sie mehr in einem strenger gegliederten, einheitlich concipirten Werke zur Geltung bringen, als sie nur hier und da in einzelnen Momenten hervortreten lassen. Die Ausführung war nach allen Seiten sehr lobenswerth und dem thätigen und eifrigen Dirigenten gebührt alle Anerkennung seines künstlerischen Strebens, das unter den obwaltenden Verhältnissen mit gar großen Schwierigkeiten verbunden ist.

Herr X. Scharwenka gab ein Concert, worin er sich als einen vortrefflich gebildeten Pianisten kundgab, der auch als Componist für elegante Salonstücke ein sehr angenehmes Talent besitzt. Sein großes Concert in Bmoll zeugt von noch ungeklärtem, unaufgeheitertem „Sturm und Drang", das Scherzo war der interessanteste Theil. Die Ausführung war meisterhaft in Anschlag und Vortrag, Kraft und Ausdauer.

Die „Königliche Hochschule für Musik" veranstaltete am 27. Januar ein Concert, dessen Schwerpunkt in der „Neunten" von Beethoven lag. Es begann mit der reizenden Ddur-Symphonie von Mozart in drei Sätzen, die vortrefflich ausgeführt ward; dieser folgte das Concert von Bach für Geige mit Streichorchester in Amoll, von Herrn Concertmeister Wirth — dem Ersatzmann Rappoldis — im Adagio ausgezeichnet, im Allegro etwas zu unruhig vorgetragen; den Beschluß bildete die „Neunte". Wenn ich mir erlaube, bei dieser Gelegenheit von anderen großen Aufführungen dieses Werkes, denen ich beigewohnt habe, zu sprechen, so möge der geneigte Leser in diesem Hinblicke den Beweis sehen, daß ich die Leistung der Königlichen Hochschule nur mit den bedeutendsten vergleiche. Die in Wien unter Nicolai (1844 oder 45) vermag ich nicht im Einzelnen zu beschreiben — es war die erste in Wien nach langen Jahren und die erste, die ich selbst vernahm; die Extase, welche alle Hörer, namentlich nach dem Adagio überkam, läßt sich nicht beschreiben. Dagegen erinnere ich mich genau der Aufführungen der altberühmten Société des concerts de la salle du conversatoire*) in Paris, in London unter Spohr (1853) in Exeter-Hall, der unter Rietz auf dem Düsseldorfer Musikfeste 1856, und der unter Hiller in Köln 1857. In Bezug auf das rein Technische stand die Pariser Aufführung obenan. Die Bässe brachten in der zweiten Hälfte des ersten Satzes, wo sie einen Theil des Hauptthemas durchführen, ganz ungeahnte Klangwirkungen hervor; die Violinen spielten die Variationen im Adagio unübertrefflich schön, und Mayrargues, der beste Künstler auf dem Horn — und er verwendete nur das Natur-, niemals das Ventilhorn — war berühmt um seiner Ausführung der bekannten Asdur (als ces klingenden) Stelle**); das Scherzo und die Chöre, so vortrefflich rein als sie auch erklangen, waren farblos. War doch der Chordirector Garaudé — ihn und den Dirigenten Girard deckt das Grab schon lange — ein so erklärter Gegner der Symphonie, daß zwischen ihm und einigen Verehrern des Werkes unmittelbar nach der Aufführung eine heftige Discussion stattfand — er nannte das Septuor Beethovens dessen schönstes Werk! Die Aufführung unter Spohr war die trockenste, das erklärt sich aus der Abneigung, welche der Altmeister gegen die Composition hegte. Noch am selben Abende äußerte er in einer Gesellschaft im Hause des Musikverlegers Wessel: Man ersähe doch aus vielen Stellen dieser Symphonie, daß Beethoven sie componirt habe, als er schon ganz taub war!. In geistiger Auffassung und im Schwunge standen die Aufführungen unter Hiller und Rietz am höchsten. Die letztere gewann durch eigenthümliche Nebenumstände eine besondere Bedeutung. Sie fand am zweiten Concerte des Musikfestes statt; einige Stücke, die vorhergingen, hatten das Publicum gleichgültig gelassen; es galt, die Ehre des Tages zu retten; Dirigent und Orchester setzten alle Kraft ein, um die Aufführung der „Neunten" zu einer glanzvollen zu gestalten; und es gelang ihnen vollkommen. Das Publicum kam in die höchste Begeisterung, am Schlusse nahmen die Zurufe und stürmischer Beifall kein Ende; es war herrlich! Nun kann ich mich genau erinnern, wie gleich nach dem Musikfeste viele Stimmen in den Zeitungen sich gegen das Tempo Rietz' im ersten Satze erklärten, das sie alle als zu rasch, als der Vorzeichnung Beethovens: Allegro, ma non troppo, un poco maestoso, nicht entsprechend bezeichneten. Und ich kann auf Treu und Glauben versichern, daß es doch nicht so rasch war als das, welches Joachim in diesem Satze nahm. Das Zeitmaß, sowie die ganze Art der Auffassung mit der so oft jäh

*) Man hieß sie die „Concerte des Conservatoriums", sie wurden aber nur im Saale des Conservatoriums gegeben. Die Gesellschaft selbst bestand aus den ersten Künstlern aller Theater, selbstverständlich auch aus den Professoren der Anstalt. Nur die Chöre waren die der Gesangsklasse des Conservatoriums.

**) Einige Tage nach der Aufführung fand eine Künstlersoirée bei dem (jetzt auch schon im Grabe ruhenden) Clavierfabrikanten und Millionär Erard statt. Vivier, der größte Hornvirtuose und Musikpossenreißer, den je die Erde getragen, sprach mit Berlioz über die Symphonie und die oben angeführte Stelle. „Jamais je ne pourrais jouer ça," meinte er. „Dites plutôt que vous ne sauriez le jouer," antwortete Berlioz. Das Wortspiel ist unübersetzbar; beide Ausdrücke bedeuten „können", der letztere mehr im geistigen Sinne.

Digitized by Google

wechselnden Bewegung, erschien mir manchmal fast unerklärlich! Die unerreichte — ich möchte fast sagen unerreichbare — Meisterschaft Joachims in der Ausführung klassischer Compositionen beruht zum Theil auf der wunderbaren, geheimnißvollen Gabe, den herrlichsten Ausdruck der Empfindungen, die schönsten Tonfärbungen in reinster Kunstform erscheinen zu lassen, mit äußerlicher, plastischer Ruhe, ohne Wechsel des Zeitmaßes, außer wo er ausdrücklich vorgeschrieben ist, oder sich als durchaus nothwendig darstellt. Der Leser, dem es vergönnt war, jenem Quartettabend (dem ersten des 2. Cyclus, December 1877) beizuwohnen, in welchem Joachim das Quartett von Schumann, das kleine B dur von Beethoven, zuletzt das Quintett von Schubert zu Gehör brachte, wird sich wohl erinnern, welche wunderbare Wirkung Joachim durch seinen Vortrag erzeugte, ohne selbst in dem so romantischen Quartett von Schumann jähe Stimmungs- und Zeitwechsel eintreten zu lassen. Kann man das Adagio aus dem Quintett und jene Stelle im Finale desselben, in welcher die Violine eine arabeskenartige Figur über der mittleren Melodie ausführt, jemals schöner und in der Form vollendeter hören? Mir ist es nicht denkbar. Warum hat nun der unerreichte ausführende Künstler an jenem Abende eine andere Vortragsweise für sein Instrument gewählt, wie als Dirigent für das Orchester? Warum diese vielen Wechsel der Tempi angezeigt? Gab es je ein im Charakter wie in der ganz organisch-thematischen Durchführung einheitlich geformtes Stück, so ist es der zweite Theil des ersten Satzes. Warum diese fast nervös gereizten Uebergänge von willkürlichem langsamen Tempo zu willkürlichem plötzlichen Allegro, um wieder in ein von Beethoven auch nicht angezeigtes Ritardando zu fallen? Beethoven hat in der Periode, in welcher die Symphonie entstanden ist, alle Accente und Tempowechsel mit fast peinlicher Sorgfalt vorgeschrieben, so auch in diesem Werke. Mir war die Auffassung dieses ersten Satzes eine bei Joachim ganz unerklärliche. Doch von diesem Satze ab war Alles herrlich im Geiste wie in der Ausführung; die des Scherzo war in Klarheit des Rhythmus und Durchsichtigkeit jeder einzelnen Stimmführung die schönste, die ich vernommen. Im Adagio deckten die Bläser zuweilen die Streichinstrumente, aber es war doch auch Vieles sehr schön. Und im Finale entfalteten sich Orchester und Chöre zur vollen Pracht. Ueberhaupt kann das, was Joachim, dort wo er unmittelbar wirkt, an der Hochschule leistet, nicht genug gepriesen werden. Das Orchester, das im Anfange (vor einigen Jahren) noch anderer Kräfte zur Vollständigkeit bedurfte, ist heute nur mehr aus noch lernenden oder ehemaligen Schülern gebildet, und kann nur den allerbesten verglichen werden. Die Gleichheit des Striches bei den Geigen, der Schwung ihres Vortrages, die Reinheit und Sicherheit der Bläser, die Taktfestigkeit und die prächtige Rhythmik des Ganzen, gereichen dem Dirigenten zur hohen Ehre. Was soll ich nun von den Gesangssolisten sagen? Daß sie unrein und näselnd sangen, überrascht mich nicht, es ist das mit den seltensten Ausnahmen die Signatur der Schulze'schen Schule. Aber daß sie vollständig aus dem Takte kamen in der Hdur-Stelle, die gerade 7 Takte zählt, ist doch mehr als überraschend. An genügenden Proben hat es wahrlich nicht gefehlt. Man sage ja nicht: „die Stelle ist so schwer, wie sollen Schüler diese gleich so gut singen?" Wenn der Vorsteher einer Gesangsklasse nach sieben Jahren noch nicht vier Schüler aufstellen kann, die sieben schwere Takte im Takte singen können — dann sollte er andere Kräfte verwenden und nicht den Hörern die Zumuthung stellen, solches mit anzuhören — die Würde des Königl. Institutes besser wahren! Aber — wozu sich nutzlos ereifern? Es ist als sehr bedauerlich, ja als ein Unglück zu bezeichnen, daß ein großer Künstler wie Joachim, dessen Fehler selbst meistens nur aus künstlerischer Quelle entspringen, während er glaubte, einen Schild für seine unbedingte künstlerische Freiheit zu gewinnen, sich selbst eine unsprengbare Fessel schmiedete. Diese Worte jetzt zu erklären, ist nicht an der Zeit, aber sie wird kommen; und „Quidquid latet apparebit!"

H. Ehrlich.

Notizen.

Seit dem Tode des Papstes ist eine Woche verflossen, aber das Ereigniß wird noch lange über die ganze bewohnte Erde wiederhallen. Jetzt wird nun wohl auch Pius IX. sich überzeugt haben, ob er wirklich unfehlbar war. Die Curie hatte mit der Mortaraaffaire, der Verkündigung neuer Dogmen, den von ihren Angehörigen zum wenigsten mitverschuldeten Kriegen und dem, ob gedankenlos oder in schlimmer Berechnung, heraufbeschworenen Culturkampf eine Reihe von politischen Fehlgriffen gethan, die schon in den ersten Anläufen die weltliche Macht über den Haufen warfen und weiterhin die Grundfesten der Kirche erschüttern mußten. Trotzdem hatte nichts davon verlautet, daß dem Bewohner des Vatican bei seiner Gottähnlichkeit bange geworden wäre. Welche Wege sein Nachfolger einschlagen wird, ist der Gegenstand ebenso eifriger wie vergeblicher Forschung. Hätte doch der kühnste Prophet gegen Ende der vierziger Jahre die spätere Metamorphose Pius' IX. nicht vorhersagen mögen! Das schlimmste Hinderniß für die Wiederherstellung des Friedens in der Christenheit ist der Vortheil, welchen der Streit und das vermeintliche Marterthum den kinderlosen clerikalen Würdenträgern gewähren. Die besten Aussichten für die Beendigung des Kampfes bietet noch immer die namenlose Langeweile, welche selbst die Gläubigsten davon mit der Zeit empfinden müssen. Bei uns wenigstens leert sich schon das Haus, wenn ein Centrumsredner die bekannte Litanei in tausendfacher Wiederholung derselben Phrasen anstimmt, oder ein wackerer Liberaler ihn mit Argumenten widerlegt, welche alle Welt auswendig weiß. Die Zeitgenossen werden schon jetzt des Haders ersichtlich müde und werden bald von den überlebten Zwistigkeiten nichts mehr hören wollen. Aber der Friedensschluß auf kirchlichem Gebiet steht schwerlich bevor und wird jedenfalls etwas länger auf sich warten lassen, als das Ende der orientalischen Verwicklung. Diese hatte sich neuerdings durch die zeitweilige Unterbrechung des Telegraphen, der wichtige Nachrichten des Ostens erst spät melden oder berichtigen konnte, mehrfach bedenklich zugespitzt. Es hat sich bei dieser Gelegenheit wieder gezeigt, wie verwöhnt wir durch die blitzschnellen geistigen Transportmittel der Neuzeit geworden sind. Die Entdeckung Amerikas wurde in vielen selbst cultivirten Theilen Europas erst etwa nach einem Jahr bekannt. Den Tod des letzten spanischen Habsburgers, der an der Schwelle des achtzehnten Jahrhunderts den Erbfolgekrieg entstehen ließ, erfuhr Ludwig XIV. in Versailles fast erst vier Wochen, nachdem er eingetreten. Goethe hat, irren wir nicht, auf seiner italienischen Reise constatirt, daß man von dem Hinscheiden Friedrichs des Großen mehrere Monate hindurch noch in Rom und Umgegend keine Kenntniß hatte. Die Nachricht der Schlacht bei Leipzig traf sehr spät in London ein, auf Umwegen über Hamburg und fand deswegen zuerst keinen Glauben. Von dort kamen damals oft sogenannte Schiffernachrichten, welche man Hambourgh-News nannte. Ob es wahr ist, daß daraus das nach und nach seltsam corrumpirte Wort Humbug entstanden ist, mögen Linguisten untersuchen. So stand es früher mit der Promptheit der Berichterstattung. Heutzutage beklagt sich das Publicum, wenn der am Nachmittage erfolgte Tod des Königs Victor Emanuel oder des Papstes nicht schon in den Abendblättern mitgetheilt wird. Man las neulich inhaltlich die englischen Leitartikel über die deutsche Thronrede noch früher als in manchen deutschen Zeitungen. Kein Wunder daher, daß das Ausbleiben jeder sicheren Kunde von dem Abschluß des Waffenstillstands im Orient um so mehr verstimmte, als man in solchen Fällen bei Rußland stets die schlimmsten Hintergedanken vermuthet. Das Geheimniß, mit welchem die Friedensbedingungen längere Zeit verschleiert wurden, rief ein wohl berechtigtes Mißtrauen hervor. Nicht immer hat eine Regierung, wenn sie hartnäckig schweigt, so gute Gründe, wie Cavour nach Villafranca, als er der Kammer seine Verabredungen mit Napoleon III. nicht mittheilen wollte. Die Linke schrie und lärmte. Da bestieg der Minister die Tribüne und sagte: Wenn die Volksvertretung denn durchaus und selbst auf Kosten des Landesinteresses die stattgehabten Verhandlungen erfahren will, so will ich sie mittheilen; aber ich überlasse Ihnen die volle Verantwortlichkeit für die Folgen! Da trat plötzliche Stille ein. Gleich darauf ertönte es von allen Seiten des Saales: Nicht sprechen! Schweigen! Wir können warten! Der gefährliche Coup war gelungen. Die Kammer nahm Cavour nicht beim Wort und es zeigte sich später, daß Italien bei der Verschwiegenheit seines leitenden Staatsmannes nicht schlecht gefahren war. Wenn aber Rußland sich über seine Absichten orakelhaft vernehmen läßt und auch der Türkei irgendwelche Mittheilung an befreundete Mächte verbietet, dann wittert Jedermann begreiflicherweise Unheil und macht sich auf das Schlimmste gefaßt. Macaulay definirte die Politik als die Wissenschaft des Möglichen. Russische Politik aber ist die in ein System gebrachte Verleugnung der Wahrheit

Digitized by Google

und des guten Glaubens. Wer das angesichts offenkundiger Thatsachen bestreitet, beweist nur, daß er selbst schon von der unausgesetzten Verdunklung angesteckt ist, mit welcher Rußland und seine Freunde die Zeitgeschichte gefälscht haben.

* * *

Aus einem „vorzüglichen" Handbuch der Naturlehre.

Jüngst ging mir vom Buchhändler ein „pädagogischer Katalog" zu, in welchem ich folgende Anzeige fand:

> III. Band. Lettau, H., Naturlehre. Ein Handbuch für Lehrer an Volks- und Bürgerschulen. Mit 164 in den Text gedruckten Abbildungen. 19 Bogen 8. 1876. Preis geh. 2 Mark 40 Pf., geb. 2 Mark 80 Pf.
>
> Pfälzische Lehrerzeitung 1877, Nr. 1: Dieses „Handbuch" ist die vorzügliche Arbeit eines anerkannt tüchtigen Praktikers, welcher mit Berücksichtigung der neueren Forschungen den überaus reichen Stoff dieses Lehrgegenstandes mit vieler Sachkenntniß zu sichten wußte und denselben in klarer, correcter Sprache vorträgt. Ich bin überzeugt, daß dieses aus einer langjährigen Praxis hervorgegangene „Handbuch" von entschiedenem Werthe für unsere Schulen ist, und kann es daher allen Collegen auf's Wärmste empfehlen.
>
> Pädag. Repertorium. N. F. XI. S. 212: Das tüchtige Buch will den Lehrern Handreichung bei der Präparation für dieses Fach thun, sowie Versuche und Apparate dazu beschreiben. Das Buch ist eine schätzenswerthe, lehrreiche Schrift; dem Referenten gefällt die — so zu sagen — angenehm lesbare Darstellung.
>
> Von der Königl. Regierung zu Cöslin v. 20. Januar 1877 als vortrefflich bezeichnet und empfohlen worden.

Eine „vorzügliche Arbeit", ein „tüchtiges Buch" verdient Beachtung; ich sah mir daher Lettaus Naturlehre an. Von dem, was ich darin fand, möge Einiges hier eine Stelle finden.

S. 9 (erste Textseite): „Belehrungen (!) über die den Naturerscheinungen zu Grunde liegenden Ursachen heißt Naturlehre oder Physik." — S. 10: „Früher hielt man Feuer, Luft, Wasser und Erde für Elemente, jetzt weiß man, daß es nur (!) zusammengesetzte Körper (!) sind." — S. 11: „Jeder Körper dehnt sich nach drei Richtungen aus." — S. 12: „Die Größe des Raumes, den ein Körper einnimmt, heißt sein Volumen oder körperlicher Inhalt. — Die Materie eines Körpers ist das, was den Raum ausfüllt." — S. 13: „Die Körper sind undurchdringlich, weil in dem Raume, den sie einnehmen, zu gleicher Zeit kein anderer sein kann." — S. 17: „Die Theilbarkeit ist die Eigenschaft der Körper, wonach sie sich in ihre Atome (kleinsten Theile) zerlegen lassen." — S. 37: „Die Zahl, welche angibt, wie viel mal schwerer oder leichter ein Körper ist als eine gleich große Menge reines Wasser, heißt das specifische Gewicht des Körpers." — S. 49: „Hebelarm heißt der Theil des Hebels vom Unterstützungs- bis zu einem Endpunkte." — S. 67: „Ein Schraubengang ist gleich der Höhe, der Umfang der Schraube gleich der Länge einer schiefen Ebene." — S. 73: „Unter Spannkraft der Luft versteht man, daß sie sich auf einen kleinen Raum zusammendrücken läßt ....." — S. 87: „Eine Druckpumpe ist ein Instrument (!), wodurch der Luftdruck (!) auf die Wassermenge im Stiefel noch vermehrt (!) wird." — S. 99: „Das Heberbarometer ist bei genauen Messungen dem Gefäßbarometer vorzuziehen, denn es hat eine weitere Röhre, in der das Quecksilber durch die Capilarität nicht unter den wirklichen Stand herunter gedrückt wird, wie dies bei Gefäßbarometern stets der Fall ist." —

Am meisten wird Jeden folgende Belehrung interessiren:

S. 123: „Tritt zu der Kohlensäure (!) in nicht hinreichendem Maße Sauerstoff, so entsteht das sehr gefährliche Kohlenoxydgas. Daher (!) wird die Luft durch das Zusammensein vieler Menschen in einem verschlossenen Zimmer sehr stark mit dieser schädlichen Luftart gefüllt ..... Ihres größeren Gewichts wegen findet man beide Luftarten (Kohlensäure und Kohlenoxydgas), besonders die letztere, meist in unmittelbarer Nähe des Erdbodens, wo sie (!) fest zu ruhen scheint; daher fixe, d. h. feste Luft."

Nun noch einige kurze Lehren:

S. 123: „Stickstoff ist brennbar." — S. 128: „Leuchtgas entwickelt sich bei starker Erhitzung jedes brennbaren Körpers." — S. 157: „Schnee (und Hagel) ist gefrorener Regen." — S. 219: Nach Entfernung des Jods durch „Gallussäure" bleibt bei der Photographie „das reine Silber auf der nunmehr schwarz gewordenen Glasplatte zurück". — S. 248: „Ein so eingerichtetes Fläschchen heißt Elektroskop oder Goldblättchenelektrometer." — S. 256: Die + E „springt als hör- und fühlbarer Funken über". — S. 263: „Der Blitzableiter dient dazu, die verschiedenen Elektricitäten einer Gewitterwolke allmählich auszugleichen."

Doch genug! Wer mehr aus diesem „tüchtigen Buche" zu wissen wünscht, der muß dieses selbst in die Hand nehmen; er wird namentlich in längeren Ausführungen noch Vieles finden, was, wie das Angeführte, nach Form oder Inhalt Befremden erregt.

Billig fragt man sich: wie ist es möglich, daß solch ein Buch denjenigen, von welchen die Volksbildung so wesentlich abhängt, angepriesen werden kann als eine „vorzügliche Arbeit", als ein „tüchtiges Buch"? Offenbar liegt dies an einer flüchtigen oder einseitigen Beurtheilung. Vom pädagogischen Standpunkt aus wird in einem Handbuch namentlich die methodische Anordnung des Stoffes, werden darin besonders die praktischen Fingerzeige für den Unterricht in's Auge gefaßt; dem Inhalt im Einzelnen schenkt man geringere Aufmerksamkeit. Aber ist das recht? Ist das pädagogisch, nur darüber zu wachen, daß die Jugend unseres Volkes in leidlicher Weise unterrichtet wird, und nicht darüber, daß ihr Wahres und Klares gelehrt wird? Nein, der Werth des Wenigen, was aus dem großen und herrlichen Gebiete der Naturwissenschaft Eigenthum des ganzen Volkes wird, darf nicht dadurch illusorisch gemacht werden, daß allerlei Mängel daran haften. Das erste Erforderniß eines guten Handbuchs ist nicht die brauchbare methodische Anordnung des Stoffes — über diese kann man verschiedener Ansicht sein — sondern die Unantastbarkeit des Inhalts selbst.

L. Becker.

* * *

Die deutsche Industrie vor dem Reichstag.*)

Der Standpunkt der Broschüre ist ein vermittelnder. Sie stellt sich größtentheils auf den wissenschaftlichen Boden der neuen Nationalökonomie und zeigt durchweg ein anerkennungswerthes Streben nach Objectivität. Der 2. Theil „die wirthschaftliche Reform" ist in dieser dritten Auflage neu hinzugekommen und bildet an und für sich eine ansehnliche, in sich abgeschlossene Arbeit. Die besten Kapitel sind „die theoretische Entwickelung des Handels" und „die Solidarität der Interessen zwischen Landwirthschaft und Industrie" und im zweiten Theile „die Grundlegung" und „zur Reform, der Staatsschutz, die Organisation der Arbeit".

Hier ist in der That in gedrängter Kürze ein Material zusammengehäuft und übersichtlich gruppirt, daß das Werkchen wohl geeignet erscheint, das Verständniß für die wichtigsten handelspolitischen Fragen zu erweitern und denselben Kreise zu erschließen, welche bisher sich der Theilnahme daran enthalten haben, weil dazu ein zu großer Aufwand an Studien und Vorkenntnissen nöthig war.

Aus den Gegensätzen des Manchesterthums und des Schutzzolls, welche sich unversöhnlich gegenüberstehen, ergibt sich eine Vermittelung, welche als die eigentliche Freihandelslehre im nationalen Sinn erscheint, und welcher das Wort geredet zu haben Niemand Anderes als Adam Smith selbst citirt wird.

Der Verfasser fordert eine autonome und organische Reform der Zollgesetzgebung auf national-freihändlerischer Grundlage und sucht dies in eingehendster scharfsinnigster Weise wissenschaftlich und praktisch zu begründen.

Daß der Verfasser bereits vor Jahresfrist in der ersten Auflage Grundsätze ausgesprochen hat, welche sich nunmehr aus der sich vollziehenden Vermittelung der Extreme in der deutschen Handelspolitik ergeben haben, spricht jedenfalls dafür, daß der Verfasser für die bezweckte Verständigung den richtigen Weg eingeschlagen hat.

---

*) Verständigung zwischen Manchesterthum und Schutzzollpartei auf der wissenschaftlichen Grundlage der zukünftigen deutschen Handelspolitik. Kritische Studie von Gottfried Stommel. Dritte über die Hälfte vermehrte Auflage.

Digitized by Google

Inserate.

Im unterzeichneten Verlage ist erschienen:

Richard Wagner.

Siegfried-Idyll f. Orchester. Partitur netto *M.* 10.—, Orchesterstimmen netto *M.* 8.—, Clavier-Auszug bearbeitet v. Jos. Rubinstein, netto *M.* 3.50.

Album-Sonate für das Pianoforte, netto *M.* 3.—

Parsifal. Ein Bühnenweihfestspiel. Dichtung, netto *M.* 3.—

Mainz, 1. Februar 1878.

B. Schott's Söhne.

Neue Lieder von Rob. Franz.

Im Verlage von **F. E. C. Leuckart** in **Leipzig** erschien soeben:

Sechs Gesänge

für eine Singstimme

mit Begleitung des Pianoforte

componirt von

Robert Franz.

Op. 48. Preis: 3 *M.*

Herrn Baron Arnold Senfft von Pilsach zugeeignet.

Havanna-Cigarren,

sehr feine à Mille 60, 75, 90, 200 Mk.

Unsortirte Havanna à Mille 54 *M.*

Echte Cuba-Cigarren in Original-Bast-Paketen zu 250 Stück à Mille 60 *M.*

Manilla-Cigarren à Mille 60 *M.*

Havanna-Ausschuss-Cigarren (Original-Kisten 500 Stück) à Mille 39 *M.*

Aroma, Geschmack und Brand vorzüglich. 500 Stück sende franco.

A. Gonschior, Breslau.

Verlag von Julius Springer in Berlin N.

Soeben erschien:

Friedrich List.

Deutschlands grosser Volkswirth.

Betrachtungen

über die

heimischen und auswärtigen Erwerbsverhältnisse

von

Friedrich Goldschmidt.

Preis 2 M.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Das Herrenrecht.

Novelle von **D. Spitzer**

(Verfasser der „Wiener Spaziergänge"), erschien bereits in

fünfter Auflage.

Preis 2 Mark.

Es wurden viertausend Exemplare in vierzehn Tagen verkauft.

Verlag von **L. Rosner** in **Wien.**

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Lieder und Gesänge

von

E. v. Wildenbruch.

15¾ Bogen kl. 8. sehr eleg. auf Velinpapier mit Ornament-Vignetten und Fleurons.

Preis broch. 3 *M.*, geb. m. Goldschn. 4 *M.* 50 Pf.

Verein für Deutsche Literatur.

Von der IV. Serie (1878) wurde soeben ausgegeben Band 2:

Dingelstedt, Franz, Literarisches Bilderbuch.

Preis der Serie von 7 Bänden, elegant gebunden, 30 Mk., zahlbar in 2 Raten à 15 Mk. Die 7 Bände erscheinen binnen Jahresfrist. Beitrittserklärungen nimmt jede Buchhandlung entgegen, sowie das

Büreau des Vereins für Deutsche Literatur,

A. Hofmann in Berlin, Kronenstrasse 17.

Plattdütsche Husfründ.

En Volksblatt vör alle Plattdütschen.

Unter Mitwirkung von **Klaus Groth** u. A., redigirt von **Willem Kastner.**

3. Jahrgang 1878.

Wöchentlich eine Nummer. — Preis pro Quartal 1 *M.*

Probenummern gratis und franco.

Leipzig. **C. A. Koch's** Verlag.

Steinway & Sons.

New-York.

Größte Pianoforte-Fabrik der Welt.

Große Medaille London 1862, Paris 1867, Stockholm 1868, Philadelphia 1876 und 47 Medaillen anderer Körperschaften.

Gelegentlich der **Wiener Ausstellung 1873**, auf welcher **Steinway & Sons** nicht vertreten waren, leitete die Jury der 15. Gruppe ihren resp. Bericht mit den Worten ein: „Hinsichtlich der amerikanischen Abtheilung ist sehr zu beklagen, daß die berühmte bahnbrechende Firma **Steinway & Söhne** in **New-York**, welcher die gesammte Clavierfabrikation so viel zu verdanken hat, nicht vertreten war."

Die Preisrichter der 25. Gruppe der **internationalen Ausstellung zu Philadelphia**, darunter **Sir William Thomson**, einer der größten lebenden Physiker, **E. Levasseur**, Mitglied der französischen Akademie, **Joseph Henry**, Präsident der amerikanischen Nationalakademie, und **Julius Schiedmayer** in **Stuttgart**, letzterer einer der hervorragendsten **Pianoforte-Fabrikanten** Deutschlands, haben den Herren **Steinway & Sons, abgesehen von den ihnen zuerkannten zwei Ehrenmedaillen und zwei Verdienst-Diplomen**, noch folgende Special-Erklärung abgegeben:

„Wir bescheinigen hiermit, daß die von der Firma **Steinway & Söhne** auf der Welt-Aus-„stellung in **Philadelphia 1876** ausgestellten Concert- und Salonflügel, Tafelform und Aufrechte „Pianos, die höchste Gesammtsumme von vorzüglichen Eigenschaften und Neuheit der Construction „darboten, und in allen Punkten der Vollkommenheit von uns am höchsten beziffert wurden. Dem-„gemäß haben wir durch unseren einstimmigen Wahrspruch der Firma **Steinway & Söhne** zuerkannt „Höchsten Grad von Vollkommenheit in allen Gattungen ihrer Pianos."

Vertretung und Lager: Berlin, Behrenstraße 47.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N.W., Luisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 8. Berlin, den 23. Februar 1878. Band XIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Werden wir Communisten? Von H. v. Scheel. — Die Organisation des europäischen Staatenvereins. Von Bluntschli. II. — Hof und Welt. Von H. M. — **Literatur und Kunst:** Bemerkungen über das französische Theater in der Gegenwart. Von Paul Lindau. I. — Die Reiher. Roman von Balduin Möllhausen. Besprochen von Bernhard Wagener. — Bachschisch. Von Murad Efendi. — **Aus der Hauptstadt:** Die Berliner Tizian-Ausstellung. Von Ludwig Pietsch. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Werden wir Communisten?

Von H. v. Scheel.

Bei der Vereinigung der ehemaligen Kathedersocialisten mit Mitgliedern des volkswirthschaftlichen Congresses im vergangenen October zu Berlin hat Professor Adolf Wagner in seinem Referat über die Communalsteuerfrage*) eine Aeußerung gethan, die besondere Bedenken der Zuhörerschaft und lebhafte Angriffe eines Theiles der Tagespresse gegen sich wach rief. Er behauptete nämlich, daß unsere Volkswirthschaft einen immer mehr communistischen Charakter annehme, dies durch die höhere Entwickelung der Cultur sich erkläre und auch ganz berechtigt sei.

Communistisch d. h. gemeinwirthschaftlich ist nun bekanntlich ein Wort, von dem in den Kreisen der Gebildeten und Besitzenden verlangt zu werden pflegt, daß man es nur mit Tadel, ja Abscheu ausspreche, und mit welchem wunderlicher Weise zugleich der Begriff „des Theilens" verbunden wird, in dem Sinne, als ob die Communisten das Theilen der Güter verlangten, während sie ja, wie ihr Name besagt, ungetheiltes Eigenthum, d. h. Gesammteigenthum, nicht Einzeleigenthum wünschen.

Ist solche Auffassung von Communismus aber richtig und hatte Prof. Wagner mit der seinigen wirklich Unrecht?

Prof. Wagner behauptet, und Prof. J. Baron hat diesen Gedanken neulich auch in „Nord und Süd" gut ausgeführt, daß die öffentliche Verwaltung — Staat, Gemeinde und andere öffentliche Verbindungen — sich immer weiterer Kreise bemächtige und damit im Zusammenhang das Gemeineigenthum einen immer größeren Platz einnehme gegenüber dem Privateigenthum.

Dies ist thatsächlich der Fall und kann nicht bestritten werden. Wir brauchen nur an die staatlichen Verkehrsanstalten — Post, Telegraph, Eisenbahnen, Chausseen —, die Anstalten der Gemeinden für Gesundheit, Reinlichkeit, Beleuchtung zu denken, in denen kolossale Kapitalien stecken, um uns zu vergegenwärtigen, daß hier gemeinwirthschaftliche Anstalten vorhanden sind, von denen in diesem Umfang frühere Zeiten keine Ahnung hatten.

Ob diese Veranstaltungen als öffentliche wünschenswerth seien, darüber besteht hinsichtlich der allermeisten auch kein Zweifel mehr. Wohl streitet man sich noch, ob Reichs- oder Staats-Eisenbahnen; aber daß die Eisenbahnen als naturgemäß öffentliche Verkehrswege nur wegen der mangelhaften Einsicht in diese ihre Natur der Privatspeculation überlassen worden sind, darüber ist kaum noch ein Unbefangener zweifelhaft.

Ist aber auch die weitere Ausdehnung der öffentlichen Wirthschaftsthätigkeit und damit diese Art des „Communismus" wünschenswerth? z. B. auf das Versicherungswesen? Nicht Wenige sind es, welche diese Frage ohne Weiteres bejahen. Es steht ihnen darin die Meinung eines sehr geschätzten und sehr conservativen Volkswirths zur Seite, Wilhelm Roschers, der es als ein Gesetz der „Volksentwicklung" bezeichnet, „daß mit dem Aufsteigen zu höherer Cultur die Staatsgewalt immer Mehreres in das Reich ihrer Zwecke hineinzieht."

Wenn dies ein Gesetz der Volksentwicklung ist, so muß man es acceptiren; aber selbst wenn es kein Gesetz, sondern nur ein Gebot der Zweckmäßigkeit in Folge der immer complicirter werdenden Lebensverhältnisse wäre, warum sollte man es nicht?

Daß früher die öffentliche Verwaltung irgend ein Gebiet nicht umfaßte, ist gegen die Einbeziehung dieses Gebiets in die Gemeinwirthschaft gewiß ebensowenig ein Grund, wie wir heute gegen die Staatspost anführen werden, daß ja früher durch die Boten der Klöster, die reisenden Metzger und dgl., dann durch Thurn und Taxis die Correspondenzen besorgt wurden. Vielmehr, wenn auf irgend einem Gebiet nachgewiesen wird, daß der „Communismus" dem allgemeinen Interesse förderlicher ist — z. B. daß der Staat der großen Masse der Raucher mindestens ebenso guten Tabak liefert und dabei nicht nur den Tabak-Bauern, -Arbeitern und -Verkäufern eine mehr als bisher gesicherte Existenz gewährt, sondern auch noch eine Menge unbequeme Steuern überflüssig macht, — warum sollte man sich mit ihm, dem Tabakscommunismus in Gestalt des Tabakmonopols nicht befreunden? Die „Freiheit" hat ja doch nur so weit Berechtigung, als sie größeres geistiges und materielles Wohlbefinden bedingt wie der „Zwang". Wir lehnen uns ja auch nicht gegen die Sittengesetze auf, weil diese Viele zur Ordnung nöthigen, die sich sonst lieber frei und unbändig verhalten würden.

Der Schauder, den wir vor dem Wort „Communismus" empfinden, ist also, wenn wir es recht erwägen, nicht wohl motivirt. Geschichtlich erklärlich ist er allerdings. Die nationalökonomische Schule nämlich, die wir die „freihändlerische" zu nennen pflegen, und der wir so viele wissenschaftliche und praktische Errungenschaften verdanken, mußte früher eine Hauptaufgabe darin sehen, unzweckmäßig und mißbräuchlich gewordene Formen des „Communismus" wie z. B. die alten Zünfte, die alten gutsherrlichen und bäuerlichen Gebundenheiten, zu zerstören, und — ein echtes Kind der theoretisch unduldsamen Natur-

*) Welches seitdem ausgearbeitet im Druck erschienen ist unter dem Titel: „Die Communalsteuerfrage", mit einem beachtenswerthen Nachwort „Der Verein für Socialpolitik und seine Verbindung mit dem volkswirthschaftlichen Congreß." Leipzig 1878, Winter.

Digitized by Google

philosophie des vorigen Jahrhunderts — faßte sie und suchte sie zu verbreiten einen generellen Abscheu gegen Alles, was gegen ihre Tendenzen sprach und nach solchen gemeinwirthschaftlichen Formen aussah; ebenso wie der römische Jurist für keine andere Form des Eigenthums als die des strengen Privateigenthums Verständniß und Duldung hat.

So beherrscht uns noch diese Vorstellung, mit welcher eine geschichtliche Aufgabe durchgekämpft worden ist, die aber nun keine Berechtigung mehr hat.

Wenn wir dem Ausspruch, daß der Communismus fortschreite und fortschreiten soll, etwas entgegen setzen wollen, so geht es also von dieser Seite aus nicht. Die Existenz und Berechtigung des Communismus in diesem Sinne zu leugnen, ist ein ganz vergebliches Unternehmen. Wohl aber läßt sich entgegnen, daß der „Communismus" in dieser Weise nicht genau genug gekennzeichnet und deshalb auch seine Berechtigung ohne genügend vollständige Prüfung anerkannt sei.

Die soeben veranschaulichte Seite des Communismus ist nämlich nur eine, erst in der Gegenwart besonders stark entwickelte Seite der Gemeinwirthschaft. Wir können sie die öffentliche nennen. Daneben gibt es aber eine andere, in der Vergangenheit unseres Volkes und in der Gegenwart sehr vieler anderer Völker herrschende, die wir als private bezeichnen mögen; wenngleich beide Formen streng zu sondern kaum möglich ist. Man könnte die Verschiedenheiten derselben auch mit den Worten: Verwaltung und Besitz auszudrücken suchen.

Bei den bisher angedeuteten Formen des „Communismus" liegt der Schwerpunkt offenbar in der öffentlichen Verwaltung. Das damit verbundene Gemeineigenthum, öffentliche Kapital, ist nur Mittel, nur nebensächlich. Nun gibt es aber eben noch einen anderen Communismus, der darin besteht, daß eine Anzahl von Genossen, z. B. die Mitglieder einer Gemeinde, einen gemeinsamen Besitz, eine gemeinsame Unternehmung auch in gemeinsamer Thätigkeit bewirthschaften. Diese im Osten und außerhalb Europas weit verbreitete Form ist bei uns so gut wie vollständig verschwunden und die Versuche, sie z. B. in den „Productivassociationen" wieder zu beleben, sind bisher fast erfolglos gewesen. Was noch in der Landwirthschaft an solchen „Gemeinheiten" geblieben, ist nicht der Rede werth; und man geht ja auf Theilung der letzten Reste aus. Die Menschen scheinen zu ungesellig geworden zu sein, um solche Art von Gemeinwirthschaft zu treiben. Karl Marx, der berühmte Führer der „Internationalen", meint, die Arbeitermassen würden zum Communismus erst durch den modernen Großbetrieb wieder erzogen, bei dem allmählich die „monarchische Spitze", d. h. der Großunternehmer, Großbesitzer, werde abgestoßen werden, um der republikanischen Form, d. h. in's Wirthschaftliche übersetzt: dem Communismus Platz zu machen.

Wenn wir also im ersteren Sinne zwar schon arge Communisten sind, so haben wir im zweiten Sinne vorläufig noch nicht unmittelbare Aussicht, solche zu werden. Ob wir es wünschen sollen, bleibe unerörtert. Aber so weit sich die Menschen dabei wohler fühlen sollten, wie bei der individuellen Wirthschaft, wird auch dagegen kaum etwas zu sagen sein.

Wir sind nun aber mit den Formen des Communismus, in die wir verfallen können, noch nicht zu Ende. Man denke nämlich noch an den großen Besitz des Staats und der Gemeinden an Forsten und Landgütern, und ähnlichen öffentlichen oder halböffentlichen Corporationsbesitz. Bei dieser Art des Communismus ist einerseits die öffentliche Verwaltung nicht, wie bei jener ersten Hauptzweck; andrerseits findet wirkliche gemeinsame Bewirthschaftung, wie bei jener zweiten Art, nicht statt. Hier haben wir also eine dritte gemeinwirthschaftliche Form; und die zweite, in der wir thatsächlich befangen sind, und zwar wiederum eine solche, deren Ausdehnung von sehr Vielen gewünscht wird. Namentlich wird der öffentliche Waldbesitz aus sehr guten und gewichtigen Gründen befürwortet. Auch von den Domänen sagen die Meisten, daß sie eine ganz gute Art des Communismus seien, und volkswirthschaftlich mindestens ebensoviel leisten können, wie der Großgrundbesitz Privater, welche ihr Eigenthum durch Verpachtung ausnutzen. — So droht uns auch hier der Communismus!

Wenn wir nun endlich noch bedenken, daß wir in einigen ausgebreiteten Formen der modernen Handelsgesellschaften, namentlich in den Actiengesellschaften — in diesen freilich den unvollkommensten — Communismus treiben, so brauchen wir wirklich nicht mehr so arg zu erschrecken, wenn uns diesen Jemand in Aussicht stellt; denn wir werden ja nicht erst Communisten, sondern wir sind es schon.

Was uns in wirthschaftlichen Dingen Noth thut, ist überhaupt, daß wir uns durch solche Schlagworte nicht irre machen, weder schrecken noch locken lassen. Nur verstehe man dies nicht so, daß man Schlagworte mit Principien verwechselt und sich auch vor diesen hütet. Man würde damit einer Neigung huldigen, die jetzt in der wissenschaftlichen Volkswirthschaft nur allzustark vertreten scheint. Selbst die Freihändler sind auf dem Wege zu vergessen, daß sie ihre Siege gerade der Klarheit und Festigkeit, wenn auch nicht der Vollkommenheit ihrer Principien verdanken; und den „Kathedersocialisten" scheint das Suchen nach vollkommeneren Principien, worin sie noch gar nicht weit gekommen waren, schon zu schwer zu werden. — Die Principien für die Anwendung auf den gegebenen Fall zu beugen, kann man getrost der Praxis überlassen; die Wissenschaft aber suche klare Erkenntniß der Entwickelung und der Zielpunkte, und formulire daraus feste Grundsätze; nur dann kann sie fruchtbar auf die Praxis wirken.

Betrachten wir aber wissenschaftlich den „Communismus", wie das im Obigen andeutungsweise geschah, so sehen wir, daß derselbe einerseits nichts an sich Furchtbares ist, noch andrerseits als ein Zielpunkt hingestellt werden kann; sondern daß er eben nur eine Entwickelungsform in der Volkswirthschaft, ebenso wie das Privateigenthum, ist, und auch mit diesem zusammen ganz wohl bestehen kann. So mögen wir denn mit Ruhe den Gedanken ertragen, daß wir Communisten sind oder werden!

Die Organisation des europäischen Staatenvereins.*)

Von Bluntschli.

II.

Der Plan Lorimers.

Leibnitz, Rousseau und Kant, die alle drei nach Mitteln suchten, den Frieden Europas durch eine wirksame Rechtsordnung zu befestigen, waren doch nicht über den Plan eines europäischen Congresses hinausgekommen, auf welchem die sämmtlichen oder doch die mächtigsten Souveräne entweder in Person oder durch Stellvertreter und Gesandte zusammentreten und sich über die europäischen Fragen zu verständigen suchen. Der Gedanke konnte sich anlehnen an einzelne Vorgänge der Friedenscongresse und er entsprach dem absoluten Staatssystem des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts, nach welchem die Staatshäupter allein alle Staatsmacht besaßen und für sich allein das Gesetz gaben. Der ganze Fortschritt bestand darin, daß die vorübergehenden Friedenscongresse nach dem Kriege durch einen ständigen Congreß ersetzt werden sollten, welcher den Weltfrieden vor der Kriegsgefahr bewahrte.

Seitdem aber die repräsentative Staatsverfassung, welche auch der Volksvertretung eine Mitwirkung bei der Ordnung der öffentlichen Zustände gewährt, die frühere absolute Monarchie verdrängt und ersetzt hat, und seitdem an die Stelle der souveränen obrigkeitlichen Staatenbildung die nationale getreten ist, haben die Congresse der Regierungen ihre absolute Autorität verloren. Sie werden mit Mißtrauen betrachtet und sie sind ohnmächtig, wenn ihnen die Zustimmung der repräsentativen Körper fehlt.

*) Vergl. „Gegenwart" Bd. XIII. Nr. 6.

Digitized by Google

An diesem Mangel hätte die Congreßinstitution der Pentarchie auch dann scheitern müssen, wenn nicht die Weltereignisse ihre Legitimitätspolitik zu kläglichem Falle gebracht hätten. Es ist unmöglich, für diesen Verband der europäischen Staaten eine unfreie Verfassung einzurichten, welche nur die Herrschaft der Regierungen und nicht die Rechte der Völker beachtet, wenn in allen oder der Mehrzahl dieser Staaten eine freie Verfassung gilt und wirksam bleiben soll.

Mit Recht weist Professor Lorimer in Edinburg, der die Frage der Organisation Europas neuerdings erörtert und einen neuen Plan derselben bearbeitet hat*), dieses Hauptgebrechen der Congresse hervor und verlangt Beachtung des Repräsentativprincipes und der Volksrechte. In der That würde eine Organisation Europas, welche eher dem früheren deutschen Bundestage gliche und nur eine wechselseitige Versicherung der bestehenden Regierungen und eine gemeinsame Polizeiaufsicht bedeuten würde, die heutigen Völker eher empören als befriedigen.

Auch darin ist Lorimer beizustimmen, daß es unmöglich ist, den bestehenden Zustand der europäischen Staaten zu fixiren und gegen jede Gebietsänderung zu wahren. Es war das ein Grundirrthum der alten Gleichgewichtstheorie. Wenn die Völker leben sollen, so müssen sie sich ändern können, sie sind dem Wachsthum und dem Verfall wie alles Lebendige und Sterbliche unterworfen. Daher kann es nicht die Aufgabe einer völkerrechtlichen Leitung sein, den Status quo unter allen Umständen zu schützen, sie muß auch die zeitgemäßen Aenderungen, sie muß die Entwickelung der Staaten anerkennen und fördern.

Aber indem Lorimer diese früheren Irrthümer vermeidet, wagt er einen Sprung in der entgegengesetzten Richtung, welcher nothwendig das Ziel verfehlt. In der Absicht, die gewohnten Formen des englisch-amerikanischen Repräsentativstaats auch auf den internationalen Staatenverein überzutragen, und auch hier eine Scheidung der Gesetzgebung, der Vollziehung der Rechtspflege durchzuführen, wendet er den Gedanken Hamiltons, der sich in der Union der Vereinigten Staaten bewährt hat, auf die Union der europäischen Staaten an, für welche derselbe nicht paßt.

Die Union der Vereinigten Staaten ist, ungeachtet sie aus relativ selbstständigen Länderstaaten zusammengefügt ist, ein souveräner Gesammtstaat, in welchem das nordamerikanische, durch ein gemeinsames Vaterland, gemeinsame Sprache, Cultur, Recht, Interessen verbundene Volk eine gemeinsame Organisation geschaffen hat. Es gibt wohl ein amerikanisches Volk, aber es gibt kein europäisches Volk. Europa besteht aus sehr verschiedenen Nationen, die sich nicht ebenso politisch einigen lassen, da sie durch ihre Wohnsitze, ihre Raçe, ihre Geschichte, ihre Cultur und ihre Interessen, ihr Recht von einander geschieden sind. Deutsche und Franzosen, Engländer und Russen, Oestreicher und Italiener sind keineswegs geneigt, einen einheitlichen europäischen Gesammtstaat zu bilden. Sie würden denselben als eine Auflösung und Unterdrückung ihrer wirklichen Nationalität betrachten, die ihnen über Alles theuer ist.

Der Versuch, eine Universalmonarchie über Europa zu begründen, den früher das Haus Habsburg, später das Haus Bourbon und Napoleon I. unternommen, ist an dem Widerstand der europäischen Fürsten und Völker gescheitert. Der Vorschlag, eine europäische Gesammtrepublik zu gründen, müßte an derselben Schwierigkeit scheitern. Er würde überdem die Republikanisirung Europas voraussetzen, welche der geschichtlichen Entwickelung der europäischen Staaten widerstreitet.

Die Bedenken, welche sich dem Plane Lorimers entgegensetzen, und denselben als unausführbar darstellen, werden noch anschaulicher, wenn die einzelnen Vorschläge Lorimers in Betracht gezogen werden.

Lorimer will die internationale Gesetzgebung einem Congreß anvertrauen, der nach englisch-amerikanischer Weise aus einem Senat und einem Abgeordnetenhause besteht. Der Senat, gleichsam das europäische Oberhaus, würde aus einer Anzahl Senatoren gebildet, welche von den Ersten Kammern der einzelnen Staaten oder, wo es solche nicht gibt, von dem Landesfürsten auf Lebenszeit gewählt wären. Jeder Staat würde nach Verhältniß seiner Vertretung in dem Abgeordnetenhause (je ein Senator auf drei Deputirte) aus angesehenen und reichen Männern Senatoren wählen, und diese würden sogar einen hohen Titel nach dem Rechte der Erstgeburt auf ihre Nachkommen vererben. Die Mitglieder dieser hohen europäischen Aristokratie würden ihre Dienste unentgeltlich leisten, im Uebrigen aber keine Privilegien genießen.

Die Abgeordneten würden von den Zweiten Kammern der Einzelstaaten gewählt oder, wo nur ein Repräsentantenhaus besteht, von diesem, wo keine Repräsentation existirt, von der Krone. Jede der sechs Großmächte würde zehn Senatoren und dreißig Deputirte wählen, die übrigen Staaten eine geringere Anzahl, je nach ihrer Bevölkerung, Landbesitz und Einkünften. Jeder Abgeordnete erhält 1000 £ (20,000 Mark) jährliche Entschädigung. Der Präsident des Abgeordnetenhauses erhält überdem 5000 £ (100,000 Mark) für jede Sitzung. Es wird nicht nach Staaten abgestimmt. Jeder Senator und jeder Abgeordnete hat eine (individuelle) Stimme.

Man sieht, die Gesetzgebung ist ganz republikanisch geordnet. Die Staatshäupter in den constitutionellen Monarchien sind gänzlich übergangen und zur Seite geschoben. Dennoch wird erwartet, daß sie und daß die Regierungen zu einem Plane die Hand bieten, der die Staaten gleichsam kopflos machte. Der Senat wäre eine bloße Titulararistokratie und als solche ohne reale Macht und ohne praktischen Werth. Die entscheidende Autorität wäre bei den Deputirten. Die Ausstattung derselben ist nach englischen Begriffen von Reichthum bemessen, und soll ohne Zweifel als Lockspeise dienen für die Führer in den Zweiten Kammern der Einzelstaaten, um dieselben dem Projecte geneigt zu machen. Lorimer ist sich dessen wohl bewußt und denkt in dieser Hinsicht durchaus als Engländer, der mit Geld ganze Staaten erkaufen und Alles zu erreichen hofft. Die fähigsten Juristen und Geschäftsmänner haben überdem die Hoffnung, in das Bureau des Gesetzgebenden Körpers gewählt zu werden, dessen Mitglieder weitere 3000 £ (60,000 Mark) für ihre Arbeiten empfangen. Freilich hat in der Regel nur ein, höchstens zwei Mitglieder einer Großmacht die Aussicht, dieses große Loos zu gewinnen.

Das Bureau erwählt auch den Präsidenten des internationalen Staats, der zugleich Senatspräsident ist, aber nur abwechselnd für die zweite Session wieder wählbar ist und 10,000 £ (200,000 Mark) für die Sitzung erhält.

Der Sitz der internationalen Gewalten ist — Constantinopel, welche Stadt aufhört Hauptstadt des osmanischen Reiches zu sein und Residenz der europäischen Staatenunion wird.

Stellen wir uns einmal dieses internationale Parlament vor ohne Regierung, ohne große und starke politische Parteien, ohne Tradition der politischen Praxis. Auch wenn die Demagogen und hohlen Streber fern gehalten werden, was bei den verlockenden Besoldungen nicht leicht sein wird, auch wenn das internationale Abgeordnetenhaus vornehmlich durch gewiegte Kammerführer und Redner der Einzelstaaten besetzt wäre, welche Gewähr würde ein solches Parlament leisten für eine sachkundige Erledigung seiner Aufgaben, für eine gute und gerechte Gesetzgebung, für eine richtige und zweckmäßige Entscheidung der großen Streitfragen der Völker? Niemand wird bezweifeln, daß wir öfter lange und schöne Reden zu lesen bekämen; aber der Gewinn der Rhetorik wäre nicht immer ein Gewinn der Politik. Natürlich würde Jeder in seiner heimatlichen Sprache reden; wenigstens die großen nationalen Sprachen würden sich nicht einer einzigen unterordnen und würden sich sämmtlich geltend machen, denn es ist klar, die Nation, deren Sprache einzige oder auch nur vorherrschende Parlamentssprache würde, erhielte ein entschiedenes geistiges Uebergewicht über alle andern. Die Gleichheit der Großmächte würde zerstört, die Hegemonie einer Großmacht angebahnt. Je schwieriger es aber für die Deputirten würde, ihre Collegen zu verstehen, um so schwerfälliger würde

*) Revue de Droit international. Gent 1877. Heft 2: „Le Problème final du Droit international."

Digitized by Google

die Berathung, um so zweifelhafter die Wirkung der einzelnen Voten, um so zufälliger die Abstimmung. Der große internationale Sprechsaal würde die wunderlichste Sprachverwirrung und statt der Harmonie und Einheit des Gedankens und Willens in dem europäischen Concert bekämen wir die ohrenzerreißenden Dissonanzen der verschiedensten Stimmregister zu hören.

Von der Competenz des internationalen Parlaments würden ausgeschlossen alle Gegenstände des nationalen Rechts, aber das Parlament selber würde entscheiden, ob eine Frage national oder international sei. Die Bürgerkriege würden zum Unterschied von bloßem Aufruhr als eine völkerrechtliche Angelegenheit behandelt werden. Die außereuropäischen und colonialen Fragen würden dem internationalen Parlament entzogen. Die Engländer wollen sich so wenig in ihre Colonialpolitik von Europa hineinreden lassen, als die Russen in ihre asiatische Ausbreitung. Wenn aber die außereuropäische Politik dem Parlament entzogen bleibt, wie soll dieses die europäische Ordnung wahren, welche durch jene Politik bedroht wird?

Das internationale Gerichtswesen wird wieder ganz wie die staatliche Justiz geordnet. Es gibt internationale Civil- und Criminalgerichte, deren Richter von dem internationalen Bureau auf Lebenszeit ernannt und besser besoldet würden, als die Richter der einzelnen Staaten. Das Civilgericht fungirt zugleich als Gerichtshof für Streitigkeiten der Staaten über öffentliches Recht.

Die schwächste Partei in dem Entwurfe Lorimers ist unzweifelhaft die Organisation der „vollziehenden Gewalt". Schon ihr Wohnsitz in Constantinopel, d. h. derjenigen Weltstadt in Europa, welche die kümmerlichsten und unsichersten Grundlagen für europäische Cultur gewährt und in welcher Türken und Griechen schon lange den Hauptstock der Bevölkerung bilden, wäre trotz der prächtigen Lage am goldenen Horn eher eine Verlegenheit als eine Stärkung der internationalen Regierung. Das Bureau der fünfzehn Vertreter der europäischen Staaten, aus welchem die völkerrechtliche Centralregierung geschaffen würde, in sich selber vielspaltig, wäre eine unversiegbare Quelle von nationalen Intriguen, und unfähig zu einheitlicher That. Die Bildung vollends einer, diesem Bureau untergeordneten, internationalen Armee setzt die vorherige Entwaffnung der einzelnen Großmächte voraus und würde in sich denselben Zwiespalt und dieselbe Verwirrung darstellen, an welcher das Bureau selber krankt.

So wünschenswerth eine allmähliche Verminderung der stehenden Kriegsheere ist, die allerdings nur möglich wird, wenn Europa besser als heute organisirt und der Friede und das Völkerrecht kräftiger als bisher gewahrt sein werden, so ist doch nicht daran zu denken, daß auch nur eine nationale Großmacht zu Gunsten einer so zweifelhaften und schwachen Verfassung des europäischen Staatenvereins ihre Armee auflösen und sich in eitler Hoffnung auf die Tugend des internationalen Parlaments und Bureaus entmannen würde.

So hoch wir den Geist und die Absichten Lorimers schätzen, so können wir in diesem Plane doch nichts als ein lebensunfähiges Phantasiegebilde erkennen.

Europa kann so wenig als Union und Föderation nach Art der Vereinigten Staaten von Amerika organisirt werden, als es eine Universalmonarchie erträgt. Man darf den souveränen Staaten, aus denen der europäische Staatenverein besteht, nicht einen oberherrlichen Gesammtsouverän vorsetzen und überordnen, weder einen Weltkaiser, noch ein Weltdirectorium, noch ein europäisches Parlament. Die wirkliche politische Kraft und Macht muß bei den Staaten bleiben, der Bund derselben kann nur die Zwecke des europäischen Völker- oder Bundesrechts, des europäischen Friedens und der gemeinsamen Culturinteressen fördern wollen und dazu bedarf es keiner Dreitheilung der Gewalt, keines souveränen Parlaments für die Gesetzgebung, keiner Gesammtregierung und kaum der europäischen Gerichtshöfe. Jene Zwecke lassen sich erreichen, wenn nur die verbündeten Staaten zu denselben freundlich zusammenwirken wollen. Eine politische Staatseinheit ohne ein Volk ist ein Widerspruch in sich. Da es kein europäisches Volk gibt, so kann es auch keinen Staat geben, der Europa heißt. Weder die Union der Vereinigten Staaten noch das deutsche Reich können dazu Vorbilder sein für die Verfassung Europas.

Hof und Welt.

Quod sis, esse velis!

Nachstehende Rangordnung, welche vor ihrer Promulgirung auch dem preußischen Ministerrathe vorgelegen, hat die Sanction des erhabenen Monarchen erhalten, der nicht zum wenigsten auch diesen Angelegenheiten seine allerhöchste Aufmerksamkeit widmet. Manches, was uns darin wundersam vorkommen mag, beruht sicherlich auf festen Regeln, auf den inneren Gesetzen des Hoflebens. Der einfache Bürger, der sich bei der Lectüre der Vossischen oder Nationalzeitung, trotz L. P.'s und E. B.'s verführerischen Hofberichten, einbildet, in einem Staate zu leben, dessen constitutionelle Verfassung alle Rechts- und Lebensverhältnisse durchdringt, gewahrt hier mit naivem Erstaunen eine eigene Welt, die sich außerhalb derselben befindet und sich nach einer eigenen Logik, jedoch mit vollkommenster Consequenz über derselben organisirt hat, eine imposante Welt, in welcher die einfachen Excellenzen erst die 25. Rubrik einnehmen. Die activen Staatsminister und der Minister des königlichen Hauses (welcher, beiläufig gesagt, im Sinne der Verfassung gar nicht Minister ist) machen allerdings schon die 13. Kategorie aus, aber sie rangiren doch nach den obersten Hofämtern und nach so und so viel Fürstlichkeiten, die wieder mit feinster Casuistik rangirt sind. Bismarck ist der letzte der Fürsten, vermuthlich nur, weil er der jüngste und nicht deshalb, weil er der größte und verdienstvollste ist. Die Prinzen von Geblüt sind ausgelassen, weil sie selbstverständlich vor Nr. 1 kommen. Eine andere Auslassung frappirt uns mehr: der ganze Reichstag ist vergessen; — nicht das Reich, nur der Reichstag. Denn in der ersten Anmerkung heißt es, daß die „Beamten des deutschen Reiches mit den preußischen Beamten gleicher Rang-Kategorie nach dem Datum der Ernennung rangiren, daß aber, wenn eine Reichsbehörde in corpore erscheint, ihre Mitglieder den Mitgliedern der coordinirten preußischen Behörde vorgehen". Damit kann der Reichstag nicht gemeint sein. Auch der Reichskanzler ist nirgends genannt. „Die ersten Präsidenten beider Häuser des Landtages" stehen unter Nr. 14, die Vicepräsidenten derselben unter Nr. 27, „die Mitglieder beider Häuser des Landtags" erst unter Nr. 58, also hinter den „Majors und Räthen IV. Klasse" (Nr. 54 und 55), hinter den Landesältesten und Landschaftsräthen (56) und hinter den „bei Hofe vorgestellten Herren" (57). Nach dem Landtage kommen blos noch die Hauptleute und Rittmeister, die Kammerjunker und Hofjagdjunker, die Premierlieutenants und die Secondelieutenants, letztere Nr. 62 — finis. In dem Reglement sind, zu besserer Uebersichtlichkeit, überall die militärischen Chargen groß gedruckt, so daß jeder weltliche oder geistliche Würdenträger leicht übersieht, zwischen was für Militär-Rangklassen er eingeschoben ist. Solche Mahnung erscheint nöthig, um die Verirrungen der öffentlichen Meinung und der Sitte auszugleichen. Die Landesvertretung weiß jetzt also auch, wohin sie gehört, und die Vertreter des deutschen Reiches werden hoffentlich nicht unzufrieden damit sein, daß in dieser Welt des vornehmen Scheins für sie kein Platz ermittelt wurde. Oder sollten sie mit den Landboten das kärgliche Gericht von Nr. 58 theilen? Möchten doch alle Die, welche die hohe Ehre genießen, die constitutionellen Vertreter ihrer Mitbürger zu sein, lediglich nach ihrem Mandat und ihrer persönlichen Würde ihren Rang ermessen und den Localitäten fern bleiben, wo ihre Stellung nach so durchaus fremdartigen Maßstäben abgezirkelt wird.

H. M.

Digitized by Google

Hof-Rang-Reglement.*)

Der Rang der am Königlichen Hofe erscheinenden Personen bestimmt sich nach folgender Ordnung:

1. Der Oberst-Kämmerer.
2. Die General-Feldmarschälle.
3. Der Minister-Präsident.

Nach dem Datum der Ernennung.

4. Der Oberst-Marschall.
5. Der Oberst-Truchseß.
6. Der Oberst-Schenk.
7. Der Oberst-Jägermeister.

Nach dem Datum der Ernennung.

8. Die Ritter des Hohen Ordens vom Schwarzen Adler.
9. Die Cardinäle.
10. Die Häupter der nachstehend aufgeführten fürstlichen und ehemals reichsständischen gräflichen Familien in nachstehender Ordnung:

Aremberg,	Stolberg-Stolberg,
Salm-Salm,	Stolberg-Roßla,
Fürstenberg,	Bentinck,
Thurn und Taxis,	Radziwill,***)
Solms-Braunfels,	Carolath-Beuthen,
Isenburg-Birstein,	Lichnowski,
Croy-Dülmen,	Sagan,
Hohenlohe-Oehringen,	Hatzfeldt-Trachenberg,
Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst,**)	Biron von Curland,
Wied,	Blücher von Wahlstatt,
Solms-Lich und Hohensolms,	Sulkowski,
Sayn-Wittgenstein-Berleburg,	Lynar,
Sayn-Wittgenstein-Hohenstein,	Putbus,
Bentheim-Bentheim und Bentheim-Steinfurt,	Salm-Reifferscheidt-Dyck,
Salm-Horstmar,	Pückler-Muskau,
Bentheim-Tecklenburg-Rheda,	Sayn-Wittgenstein-Berleburg (Ludwigsburgische Speziallinie),
Isenburg-Büdingen in Wächtersbach,	Rheina-Wolbeck,
Isenburg-Büdingen in Meerholz,	Pleß,
Solms-Rödelsheim,	Rohan,
Stolberg-Wernigerode,	Hatzfeldt-Wildenburg,
	Bismarck.

11. Der Vice-Präsident des Staats-Ministeriums.
12. Die activen Generale der Infanterie und der Cavallerie.
13. Der Minister des Königlichen Hauses und die activen Staats-Minister.

Nach dem Datum der Ernennung.

14. Die ersten Präsidenten beider Häuser des Landtags.
15. Die inactiven Generale der Infanterie und der Cavallerie, welche als solche patentirt gewesen sind.
16. Die inactiven Staats-Minister, welchen bei ihrem Ausscheiden der Ministerrang vorbehalten ist.
17. Die inactiven Generale der Infanterie und der Cavallerie, welche nicht als solche patentirt gewesen sind.
18. Die activen General-Lieutenants.
19. Die Wirklichen Geheimen Räthe mit Excellenz-Prädicat.
20. Die Erzbischöfe und die gefürsteten Bischöfe.

Nach dem Datum der Ernennung.

21. Die inactiven General-Lieutenants, welche als solche patentirt gewesen sind.
22. Die mit Excellenz-Prädicat begabten Ober-Hofchargen.
23. Die Ober-Hof-Aemter im Königreich Preußen.
24. Die inactiven General-Lieutenants, welche nicht als solche patentirt gewesen sind.
25. Die sonst mit Excellenz-Prädicat begabten Personen.
26. Die Nachgeborenen der unter 10. aufgeführten fürstlichen und gräflichen Häuser, falls sie das Cordon eines Preußischen Ordens besitzen.
27. Die Vice-Präsidenten beider Häuser des Landtags.
28. Die Ober-Präsidenten, sofern sie persönlich nicht höheren Rang haben.
29. Die activen General-Majors.
30. Die Räthe I. Klasse und die ihnen im Range gleichstehenden Beamten.
31. Die Bischöfe beider Confessionen.
32. Die Ober-Hofchargen ohne Excellenz-Prädicat.

Nach dem Datum der Ernennung.

33. Die inactiven General-Majors.
34. Die Vice-Ober-Hofchargen.
35. Die Obersten.
36. Die Räthe II. Klasse und die ihnen im Range gleichstehenden Beamten.
37. Die General-Superintendenten, soweit sie den Rang der Räthe II. Klasse haben.
38. Die Feldpröpste beider Confessionen.

Nach dem Datum der Ernennung.

39. Der Ober-Bürgermeister von Berlin.
40. Die Dompröpste und die Dechanten der Stifter.
41. Die Schloßhauptleute.*)
42. Die übrigen Königlichen Hofchargen und die Hofmarschälle Ihrer Königlichen Hoheiten der Prinzen des Königlichen Hauses, voran der Hofmarschall Seiner Kaiserlichen und Königlichen Hoheit des Kronprinzen.
43. Die Königlichen Kammerherren.
44. Die Flügel-Adjutanten Seiner Majestät des Kaisers und Königs.
45. Die Inhaber der Erbämter in den Provinzen.
46. Die Ober-Hof- und Dompredigter und die ihnen im Range gleichstehenden katholischen Geistlichen.
47. Die Rectoren der Universitäten und die beständigen Secretaire der Akademie der Wissenschaften, sowie der Präsident und der Director der Akademie der Künste.
48. Die Oberst-Lieutenants.
49. Die Räthe III. Classe.
50. Die Landes-Directoren (Landeshauptleute).
51. Die General-Landschafts- und Haupt-Ritterschafts-Directoren.

Nach dem Datum der Ernennung beziehungsweise Allerhöchsten Bestätigung.

52. Die Domherrn.
53. Die Ritterschafts- und Landschafts-Directoren.
54. Die Majors.
55. Die Räthe IV. Klasse

Nach dem Datum der Ernennung.

56. Die Landesältesten und Landschaftsräthe.
57. Die bei Hofe vorgestellten Herren.
58. Die Mitglieder beider Häuser des Landtags.
59. Die Hauptleute und Rittmeister.
60. Die Kammerjunker und Hofjagdjunker.
61. Die Premier-Lieutenants.
62. Die Seconde-Lieutenants.

Der Rang der courfähigen verheiratheten Damen richtet sich nach dem vorstehend angegebenen Range ihrer Männer.

Die Oberhofmeisterin Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin geht allen Damen vor.

---

*) Seine Majestät der Kaiser und König haben dieses Hof-Rang-Reglement durch Allerhöchste Cabinets-Ordre vom 19. Januar 1878 zu genehmigen und dabei zugleich zu bestimmen geruht, daß die am Allerhöchsten Hofe erscheinenden Beamten des Deutschen Reiches mit den Preußischen Beamten gleicher Rang-Kategorie nach dem Datum der Ernennung rangiren, daß aber, wenn eine Reichsbehörde in corpore erscheint, ihre Mitglieder den Mitgliedern der coordinirten Preußischen Behörde vorgehen.

**) Dem Prinzen Carl zu Hohenlohe-Ingelfingen ist für seine Person der Rang unmittelbar hinter dem Chef des Fürstlichen Hauses Hohenlohe-Waldenburg-Schillingsfürst zugestanden worden.

***) Den Fürsten Anton Radziwill und Ferdinand Radziwill ist für ihre Person der Rang unmittelbar hinter dem Chef des Hauses Sayn-Wittgenstein-Hohenstein zugestanden worden.

*) Unter den am Tage der Allerhöchsten Genehmigung dieses Reglements bereits vorhandenen Königlichen Hofchargen haben die Schloßhauptleute nicht unbedingt, sondern nur nach Maßgabe des Datums der Ernennung den Vorrang.

Digitized by Google

Die Palastdamen Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin und die Damen des Luisenordens, denen das Kreuz der ersten Klasse der zweiten Abtheilung mit einer goldenen Krone verliehen worden, rangiren mit, die mit dem Kreuze desselben Ordens, jedoch mit silberner Krone begnadigten Damen, die Ober-Hofmeisterin Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Hoheit der Kronprinzessin und die Hofdamen Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin unmittelbar nach den Excellenzen, also vor den Gemahlinnen der Generalmajors.

Die Ober-Hofmeisterinnen der anderen Prinzessinnen Königlichen Hoheiten, die Hofdamen Ihrer Kaiserlichen und Königlichen Hoheit der Kronprinzessin, ferner die Aebtissinnen und Vorsteherinnen adeliger Stifter (voran die vom Heiligen Grabe) rangiren vor den Gemahlinnen der Obersten.

Die Hofdamen Ihrer Königlichen Hoheiten der anderen Prinzessinnen des Königlichen Hauses rangiren nach den Gemahlinnen der Königlichen Kammerherren.

Denselben Rang haben die Damen des Luisenordens.

Die Damen adeliger Stifter rangiren nach den Gemahlinnen der Majors.

Die Wittwen folgen in jeder Rang-Kategorie den verheiratheten Frauen.

Literatur und Kunst.

Bemerkungen über das französische Theater in der Gegenwart.

(Aus einem Vortrage.)

Von Paul Lindau.

I.

Alle Welt erinnert sich des großen Erfolges der Franzosen auf der Wiener Weltausstellung. Dort hatten sie in der That die Gelegenheit, eine ihrer hervorstechenden Eigenschaften sieghaft zu bewähren, ich meine: ihre ungewöhnliche formale Begabung. Für die Form, für das Anmuthige und Gefällige, für die Harmonie der Linien, den Geschmack im Aufbau haben die Franzosen, darüber sind alle Sachverständigen einig, Anspruch darauf, unter den Culturvölkern die erste Stelle einzunehmen. Diese Eigenthümlichkeit müssen wir auch scharf im Auge behalten, wenn wir die französische Dramatik, also diejenige Kunst, welche die geschlossenste und unnachgiebigste Form besitzt, prüfen wollen.

Es ist ein Irrthum, wenn man glaubt, im Drama sei die Form als das rein Aeußerliche, als der Gegensatz zum Inhalt, dem Innerlichen, etwas Untergeordnetes; die Form lasse sich durch Fleiß und Ausdauer allenfalls erlernen, während die Gabe, einen guten Inhalt zu schaffen, angeboren sein müsse. Im Drama umschlingen sich Form und Inhalt so innig, ballen sich so untrennbar zu einem Ganzen zusammen, daß man nicht mehr weiß, wo die Eine aufhört und der Andere anfängt; daß zur Hervorbringung der schönen Form im Drama nicht nur die bescheidneren Sinneskräfte — die Veranlagungen zweiter Kategorie, wenn ich mich so ausdrücken darf —, als da sind guter Geschmack, scharfe Berechnung und Taktgefühl thätig sein müssen; es ist vielmehr thatsächlich so, daß auch dazu die edelsten und vornehmsten Gaben des gottbegnadeten Talents, die wahre Begeisterung, die volle Kraft des Schaffens, die Ursprünglichkeit in der Erfindung — ja die dichterische Leidenschaft mitthätig in Anspruch genommen werden. Ein Dichter, namentlich ein Dramendichter, der nach der formalen Seite hin ein Stümper ist, bleibt der Mann vom verfehlten Beruf. Und es läßt sich sogar die Behauptung aufstellen und vertheidigen, daß sich in der Form, ja sogar unter Umständen nur in der Form eine ungewöhnliche dichterische Begabung aussprechen kann. Für die unmittelbare Wirksamkeit des Bühnenstücks ist die Form von entscheidender Bedeutung. Und ein geschickt combinirtes, gut aufgebautes und kunstvoll gestaltetes Bühnenwerk wird bei einem geringeren geistigen Gehalt über das gehaltlich werthvollere und vornehmere, wenn dieses ungeschickt und schwerfällig componirt ist, bei der Aufführung ganz sicher den Sieg davontragen.

Wenn das französische Theater der Neuzeit, wie von keinem Einsichtigen bestritten werden kann, weit über dem zeitgenössischen Theater in Deutschland steht, so verdankt es diese Bevorzugung vor Allem der formalen Ueberlegenheit der französischen Dichter. In dieser Beziehung können wir von den Franzosen viel, ja Alles erlernen. Unser modernes Theater hat wohl kaum einen Schriftsteller aufzuweisen, der in Hinsicht auf Beherrschung der theatralischen Form mit den bedeutenden französischen Dramendichtern der Gegenwart wetteifern könnte.

Bis vor noch nicht gar zu langer Zeit war es Sitte in Deutschland, oder vielmehr herrschte die Unsitte in Deutschland, auf die Form, als etwas Aeußerliches, mithin Nebensächliches, wenig oder gar kein Gewicht zu legen. Bei den bildenden Künsten konnte man natürlich über die Form nicht hinwegsehen, und in der Tonkunst hatte der Leipziger Cantor Johann Sebastian Bach bereits vor hundert Jahren den Beweis geführt, daß man auch in der Form ein Genie sein könne. Unsere Wissenschafter aber befleißigten sich in ihren Auseinandersetzungen einer zügellosen Willkür in der Anordnung des Stoffs, und eines Stils, der in Unklarheit und Incorrectheit das Möglichste leistete. Das ist anders geworden. Jetzt fangen unsere Gelehrten in der That an zu begreifen, daß der weise harmonische Aufbau, die lichtvolle Gliederung, die Anmuth und Liebenswürdigkeit in der Darstellung dem wissenschaftlichen Ernste des Inhalts nicht Abbruch thut, und auch unseren Dramendichtern dämmert allmählich die Erkenntniß auf, daß es mit der Form doch eine ganz eigenthümliche Sache sei, und daß man Unrecht habe, sie als etwas Gleichgültiges oder wenigstens kaum Erhebliches gering zu schätzen.

Wir Deutschen sind in der Beziehung auch übel daran. Wir haben in den Dramen unserer Klassiker — wenn wir sie lediglich als Bühnenstücke in's Auge fassen — nur sehr wenige Muster von absolut gültigem Werthe. Nach meinem Dafürhalten können eigentlich nur Lessings „Emilia Galotti" und Schillers „Kabale und Liebe" den Anspruch auf formale Vollendung erheben. Die Schiller'schen Dramen aus der späteren Zeit, die als dramatische Dichtungen ja viel reifer, viel bedeutender sind als das bürgerliche Trauerspiel aus seinen Entwickelungsjahren, mißachten die unerbittlichen Gebote der Bühne und müssen es sich, um überhaupt darstellbar zu sein, gefallen lassen, daß sie von jedem unwissenden Regisseur einer Winkelbühne zerstückt und wieder zusammengeleimt werden. Von den Goethe'schen Dramen ist kein einziges in Bezug auf die Form — ich spreche immer nur von der durch die Bühne bedingten Form — auch nur einigermaßen stichhaltig. Das, was man uns jetzt auf der Bühne als Goethe'sche Dramen vorführt, ist im Wesentlichen nichts Anderes als die scenische Verwerthung von Bruchstücken aus Goethe'schen Dramen. Selbst so, in dieser Zurechtmachung, bei welcher man oft bis in's Mark der Dichtung hat einschneiden und die herrlichsten Sachen erbarmungslos beiseit hat werfen müssen, — selbst in dieser, leider durch die Gebote der Bühne unumgänglich nothwendigen Verstümmelung, tritt uns noch so Mancherlei entgegen, das wir als Beurtheiler des Theatralischen schnöde verurtheilen würden, wenn es nicht durch die gewaltige Autorität des größten Meisters gedeckt würde.

Der deutsche Dramatiker, der von seinen Klassikern etwas lernen will, befindet sich in der traurigen Lage, nicht an die größten dramatischen Dichtungen seiner Nation sich anlehnen zu dürfen; er muß anknüpfen an eine der Jugenddichtungen Schillers, an „Kabale und Liebe" und muß ignoriren Alles, was der große Dichter später geschrieben hat. Im Interesse des deutschen Theaters ist es nicht genug zu beklagen, daß Schiller nach seinen drei ersten genialen Bühnendichtungen

Digitized by Google

die so hochgepriesene „Wandlung zum Idealen“ durchgemacht hat. Hätte Schiller mit seinem mächtigen dramatischen Vermögen die Richtung weiter verfolgt, die er zuerst eingeschlagen, hätte er in der vollen Reife seines Genies für die Bühne so weiter geschrieben, wie er es in den „Räubern“, in „Kabale und Liebe“ und in „Fiesco“ indicirt hatte, namentlich in „Kabale und Liebe“, frisch aus dem Leben heraus, für das Leben unter strenger Beobachtung der starren Regeln, welche die Bühne verlangt — wo wären die heutigen Franzosen mit ihrer ganzen Technik geblieben? Wie weit würden wir sein! — und ach! wie weit sind wir! Dichterisch gesprochen mag „Don Carlos“ als ein Fortschritt nach den drei ersten Dramen bezeichnet werden können, vom Standpunkt der Bühne aus ist es der größte Rückschritt hinter „Kabale und Liebe“, der je gemacht und der verhängnißvoll geworden ist für die gesammte Entwickelung unserer Bühnendichtung: Unsere ganze sogenannte idealistische Schule hat die durch ein unbegreifliches Mißverständniß Schillers bekundete Mißachtung der Form, welche die Bühne erheischt, zu ihrem Ausgangspunkte genommen.

In einer ungleich vortheilhafteren Lage befindet sich der französische Bühnendichter. Er hat in seinen Klassikern das leuchtende Beispiel der strengsten Innehaltung der durch die Bedingungen der Darstellung gegebenen Form. Die sämmtlichen Tragödien Corneilles und Racines — über die man ja übrigens denken mag, was man will, die aber, beiläufig bemerkt, von uns Deutschen im Allgemeinen sehr unterschätzt werden, weil sie zu wenig bekannt sind —, die Lustspiele Molières, Regnards, Beaumarchais' ꝛc. sind mustergültig in der Form. Sie werden genau so gegeben, wie der Dichter sie geschrieben hat, ohne irgend eine scenarische Aenderung, ohne irgend einen Strich, und ihre Bühnenwirkung ist in ihrer echten, von den Dichtern selbst geschaffenen Form, nicht in der rohen Zurechtmachung des Regisseurs eine vollkommene. Beweis dafür: das Théâtre français und sein Repertoire.

Aber wie sind diese dramatischen Dichtungen auch bühnengerecht gearbeitet! In der Technik ist beinahe jedes der Molièreschen Lustspiele ein vollendetes Meisterwerk. Die Exposition ist immer klar und lichtvoll, die Steigerung natürlich, der Ausgang correct. Ich erinnere Sie z. B. an den „Tartüffe“. Man staunt über die Kunst des Dichters, wenn man sich die Exposition einmal genau ansieht. Eine einzige nicht einmal lange Scene genügt ihm, um alle Personen des Stückes vollständig zu charakterisiren, nicht durch Worte, nein, auch durch ihre Handlungen und die Kritik, welche diese Handlungen hervorrufen. Die ganze Fabel des Stückes ist in dieser ersten Scene klar ausgesprochen, man kennt alle Verhältnisse, deren Kenntniß nothwendig ist, man ist mit einem Worte nach der ersten Scene in der Mitte vertrauter Bekannter, an deren Geschick man theilnehmen muß.

Und wie macht es Molière? Auf die allereinfachste und natürlichste Weise von der Welt. Er führt die alte Großmutter, eine von Tartüffes angeblichen Tugenden verblendete alte Frau, in dem Augenblick auf die Bühne, da sie das Haus ihres Sohnes, des ebenfalls verblendeten, schon in den reifen Jahren stehenden Orgon im äußersten Zorne über die schnöde Behandlung, die Tartüffe von den anderen Hausgenossen zu erdulden hat, verläßt. Die einzelnen Familienmitglieder versuchen die Frau zu besänftigen und sie zurückzuhalten; Jeder auf seine Weise. Und das ist schon das Charakteristische in der Handlung: die Exposition wie sie sich bereits durch Thaten ausspricht. Die alte vernarrte Frau ist aber viel zu ärgerlich, um sich besänftigen lassen zu wollen, und sagt nur bei der Gelegenheit jedem Einzelnen, der mit ihr spricht, die Wahrheit, d. h. das, was sie für die Wahrheit hält und was auch, wenn man die Uebertreibung durch das Alter und die gereizte Stimmung abzieht, die Wahrheit ist. Sie sagt das in einer sehr drolligen und charakteristischen Weise, sodaß ihr Urtheil über die Einzelnen, verstärkt durch die Handlungen dieser Einzelnen, sich dem Gedächtniß vollkommen klar und scharf einprägt. Und so wissen wir denn ganz genau, ohne uns irgendwie anzustrengen im Zeitraum von vier bis fünf Minuten, nach der ersten Scene, daß in dem Hause Orgons, eines gutmüthigen, leidlich beschränkten und durch den frommen Schein geblendeten Mannes, der sich auf seine alten Tage wieder vermählt hat, — daß in dem Hause dieses Orgon sich ein verächtlicher Heuchler eingenistet hat, Namens Tartüffe, der das Familienhaupt, Orgon, vollkommen beherrscht; daß dieser Heuchler von allen übrigen Mitgliedern der Familie durchschaut wird, aber trotzdem durch Orgons Schwäche sich allgewaltig im Hause behauptet, — denn Orgon ist, wie alle schwachen Menschen, unter Umständen sehr eigensinnig! Wir wissen, daß Orgons schöne Frau, Elmire, ein tugendhaftes, sittsames Weib ist, allerdings mit einigen durch ihre Jugend und Schönheit erklärlichen kleinen Schwächen: mit einem Anflug von Koketterie und der Vorliebe für eine hübsche Erscheinung. Wir lernen die Kinder Orgons aus erster Ehe ganz genau kennen: den wilden Brausekopf Damis, einen unüberlegten, aber prächtigen jungen Menschen, die sanfte Marianne, eine der lieblichsten Mädchencharaktere, die Molière geschaffen hat, ferner die alte Hausmagd Dorine, die mit ihrem losen Maul immer voran ist. Wir erfahren auch, daß Marianne mit einem jungen Manne ungefähr verlobt ist. Wir erfahren ferner, daß Tartüffe sich sehr lebhaft, unerlaubt lebhaft, für die junge schöne Frau interessirt. Wir machen endlich die Bekanntschaft mit Orgons Schwager, dem vernünftigen, freigeistigen Cleant, — kurzum, in kürzerer Zeit, als ich es hier erzählen kann, lernen wir die ganze Familie kennen und Alles, was sie in dem Augenblick beschäftigt, wir sehen den Keim zu dem ganzen Conflicte.

Dieselbe Klarheit, wie ich sie hier nur an einem Theile eines Meisterwerkes hervorgehoben habe, zeigt sich in der Factur nahezu aller französischen Lustspiele und Dramen, welche Beachtung verdienen. Was war das für ein Vorbild für spätere Geschlechter! Und in der That, nach der formalen Seite hin hat die französische Bühne immer weitere Fortschritte gemacht, und mit ihren neuesten Dichtern, von Scribe an bis auf Sardou, wohl den höchsten Grad der Vollkommenheit erreicht. Wie es ihnen durch die Gunst der Verhältnisse verstattet ist, sich in der Bühnenpraxis durch die Unterweisung auf der Bühne selbst, durch die Proben und die Betheiligung der Schauspieler an der theatralischen Arbeit, immer mehr zu entwickeln — darüber habe ich vor kurzem an dieser Stelle eingehender gesprochen. Ist es da zu verwundern, daß die französischen Schauspiele, auch wenn man ihnen die Anmuth des Dialogs nimmt und in einer oft holperigen, schwerfälligen und incorrecten Uebersetzung nur den ungefähren Sinn des Wortes wiedergibt, daß sie trotz ihres Stoffes, der uns zum Theil fern liegt, zum Theil geradezu antipathisch ist, trotz der Vorführung von Verhältnissen, die nicht die unsrigen sind, und von nationalen Charakteren, die wir nicht haben, — daß sie trotz alledem auch in Deutschland festen Fuß gefaßt haben?

Nun ist mir nicht unbekannt, daß die deutsche Kritik gegen französische Bühnendichtungen oft voreingenommen ist und es für ihre Pflicht erachtet, jedes französische Stück herunterzureißen. Trotzdem kann sie sich der Wirkung, welche dieses Stück hervorbringt, nicht entziehen; und so kommt es, daß einige Kritiker in die seltsame Lage gerathen, bei der Besprechung eines französischen Stückes die Deutschen jedesmal vor der Nachahmung dringlich zu warnen, bei der Besprechung eines deutschen Stückes aber auf die Vorzüge der Franzosen hinzuweisen und diese als Vorbilder zu empfehlen.

Der Unbefangene muß, wenn er eines der guten französischen Stücke gesehen, zugeben, daß das Schauspiel ihn lebhaft interessirt und auf ihn den Eindruck eines künstlerischen Werkes gemacht hat.

Ueber die Lösung dieses Problems kommt man mit einigen wohlfeilen Schlagworten nicht hinweg. Verächtliches Achselzucken über die seichten französischen Machwerke, über Demimondestücke, unsittliche Tendenz, verfaulte Verhältnisse, ungesunde Atmosphäre und wie das Alles heißt, — Alles das hat noch keine Beweiskraft; und ich glaube, man denkt vom Publicum doch zu schlecht, wenn man den Erfolg dieser Stücke auf Kosten der Ausbeutung der niedrigsten Leidenschaften im Menschen setzt, wenn

Digitized by Google

man in ihnen das Facit einer glücklichen Speculation auf die Lüsternheit erblickt. Das ist einfach nicht richtig.

Die Franzosen greifen mit kecken Fingern mitten hinein in die Gesellschaft, in der sie leben, sie ergreifen die ernsthaftesten Conflicte, welche Verwirrung und Bestürzung in die Familie und in die große Familie, die man den Staat nennt, bringen. Diese studiren sie, suchen dieselben durch eine wirksame Handlung auf der Bühne zu veranschaulichen und so unmittelbar auf die Zeitgenossen bestimmend einzuwirken.

Ein wichtiges Moment kommt noch dazu.

In Frankreich hat sich seit Jahrhunderten ein öffentliches Leben mit allen seinen Vorzügen und allen seinen Nachtheilen herausgebildet und eine scharf ausgeprägte Physiognomie angenommen. Die Conflicte — und ohne Conflict kein Drama — treten auf die Gasse, erheben die Stirn, sind dreist und keck, sprechen laut und vernehmlich. Bei uns spielen sie sich mehr im Daheim ab, innerhalb der vier Pfähle, zischeln im Stillen, und werden, wenn irgend möglich, im Geheimen erwürgt. Bei uns hört man daher auch regelmäßig bei der Aufführung jedes einigermaßen heikeln Stückes von ganz verständigen Leuten die Frage aufwerfen: Gehört denn so etwas auf die Bühne? —

Und diese Frage ist bei uns berechtigt; denn der deutsche Dichter gibt dem Conflict, den er aus dem häuslichen Versteck herausgeholt, dadurch größere Verhältnisse, daß er ihn auf die öffentlichen Bretter bringt. Der französische Dichter aber vermindert die Verhältnisse dieses Conflictes durch die Uebertragung auf die weltbedeutenden Bretter, denn er nimmt ihn eben aus der Oeffentlichkeit, aus der großen Welt heraus.

Aber ob öffentlich, ob verborgen — die Gefahren, welche die Familie und mit ihr die Gesellschaft bedrohen, sind universal, und das Verständniß dafür ist vorhanden drüben wie hüben. Bei diesen großen Fragen tritt die Nationalität in die zweite Reihe; und wenn auch die eine Nation von einem der durch die Bühnendichter gebrandmarkten Uebel vielleicht weniger heimgesucht ist als die andere, das Vorhandensein der Gefahr und die Nothwendigkeit, sie zu bekämpfen, wird überall empfunden. Und deshalb verstehen wir diese französischen Stücke auch, trotz aller befremdlichen, durch die Nationalität bedingten Eigenheiten. Und weil die Franzosen diese allgemein menschlichen Fragen, die in ihrem ausgesprochenen öffentlichen Leben die schärfsten Umrisse ihnen darbieten, mit einem erstaunlichen künstlerischen Geschick dramatisch behandeln können, weil uns die formale Meisterschaft, ohne daß wir uns Rechenschaft davon ablegen, wohlthätig berührt, deshalb haben die Stücke unseres Nachbarlandes auch bei uns Erfolg erringen können. Und sie hatten den Anspruch darauf.

(Fortsetzung folgt.)

Die Reiher.

Roman von Balduin Möllhausen.*)

Wenn eine so vielseitige Leistung, wie der vorliegende Roman, recht gewürdigt werden soll, möchte es vor allen Dingen nothwendig sein, einige Worte über den Verlauf der Handlung vorauszuschicken.

Vor einem Jahrhundert ist der letzte männliche Sproß der Familie von Reiherstein bei seiner Auswanderung aus dem deutschen Vaterlande nach der neuen Welt verschollen, er selbst und das ansehnliche Vermögen, das er in Handelsgüter verwandelt mit sich führte. Zur Zeit des Romanes hat sich ein deutscher Gelehrter, Hilgers, der mütterlicherseits von der Familie von Reiherstein stammt, zur Aufgabe gestellt, den Spuren dieses verschollenen Geschlechtes nachzugehen. Zu diesem Zwecke, gleichzeitig auch im Interesse einer wissenschaftlichen Forschung, durchwandert er im ersten Buche das Felsenlabyrinth von Neu-Mexiko, das Stromgebiet des Rio Colorado; der Zufall bringt ihm einen Führer aus dem friedlichen Stamme der Moquis, den Sohn eines Europäers und einer Indianerin; an dem Bilde eines Reihers, das der junge Mann auf dem Oberarme eingeätzt trägt und welches mit dem Wappenthiere eines Siegelringes aus der Familie von Reiherstein übereinstimmt, vermuthet Hilger eine erste Spur des Geschlechtes gefunden zu haben; in der Felsenhöhle, in welcher der Vater des jungen Mannes, jener räthselhafte Europäer starb, findet der Forscher eine Art von Testament, das über die Familienverhältnisse des Todten nothdürftige Auskunft gibt. Er nannte sich Heron (Reiher im Englischen) und verweist auf eine öde Küstengegend von Schottland, wo über seine Herkunft Näheres zu erfahren sei. Im Fortgange der Handlung kommt zu dem jungen Halbindianer Garza (Reiher in der Moquisprache) noch eine Schwester, Ojo Azul, welche, um Streitigkeiten zwischen benachbarten Stämmen zu vermeiden, sich entschließt, Hilger auf seinen ferneren Forschungsreisen zu begleiten; Garza bleibt in der Heimat zurück.

Im zweiten Buche wird der Schauplatz an die Küste Schottlands verlegt. Hilger und Ojo Azul machen hier im Laufe von Abenteuern verwickelter Art die Bekanntschaft einer fast hundertjährigen Frau, welche vor der Welt verborgen in einer Klippenhöhle lebt und den Faden für die Entwirrung der Verhältnisse in der Hand hält. Man erfährt an dieser Stelle Folgendes: Jener ausgewanderte letzte Reiherstein hat an der Küste Amerikas Schiffbruch gelitten, wohlverstanden er selbst, nicht ein zweites Schiff, das sein Besitzthum trug; er ist in den Wellen umgekommen, ein Matrose hat seinen Sohn gerettet. Und da der Wohlthäter den Namen der Familie nicht kannte, aber an der Hand des todten Vaters einen Ring mit dem ominösen Reiher fand, hat er dem Knaben das Bild dieses Vogels auf den Arm tättowirt, ihn Heron genannt und ihn verpflichtet, das Bildzeichen auf seine Nachkommen zu übertragen. Herangewachsen hat sich dieser letzte Sproß mit Mary verheirathet, welche wir in der einsamen alten Frau wiedererkennen, und drei Söhne erzeugt. Diese Nachkommen, alle mit dem Reiherbilde gezeichnet, zerstreuten sich in Folge einer übereilten Härte der Mutter in die Welt und die Alte, deren Mann seit vielen Jahren ertrunken, wartet auf die Heimkehr der Reiher. Natürlich hat Hilger in der Felsenhöhle des Rio Colorado die Spuren, in Garza und Ojo Azul die Kinder des einen dieser Reihersöhne gefunden; von einem zweiten erfahren wir durch Joe, einen jungen Schmuggler, welcher zu den Personen der Handlung gehört und erst am Schlusse des Buches als der Nachkomme des zweiten Sohnes der alten Mary erkannt wird.

Dem letzten Reihersohne begegnen wir im dritten Buche als wohlhabenden Fabrikherrn in Deutschland. Durch einen Zeitungsaufruf wird er von Hilger eingeladen, mit den Beweisen seiner Abkunft nach New-York zu kommen.

Nachdem auf diese Weise sämmtliche Nachkommen des letzten Reihersteins gefunden sind, beschäftigt sich das vierte Buch mit dem Auffinden des Vermögens. Jenes beladene Schiff, mit welchem der Ertrunkene vor hundert Jahren sich einen neuen Wohlstand gründen wollte, ist in New-York glücklich an seine Adresse, an das Haus Vanderprot gelangt, herrenlos, von Niemandem reclamirt. Der damalige Chef des Hauses hat mit diesen bedeutenden Mitteln sich vor dem Ruin bewahrt, aber eine testamentarische Bestimmung hinterlassen, daß den rechtlichen Erben jenes Besitzthums, wenn sie sich innerhalb hundert Jahren auffinden sollten, die Hälfte des Eigenthums der Firma gehören soll. Natürlich handelt es sich um Millionen, und es sind Kräfte genug in Bewegung, welche den unter Hilgers Führung auftretenden Erben den Anspruch streitig machen. Aber die Schwierigkeiten werden überwunden, die Handlung schließt mit einer Befriedigung Aller, mit einigen Hochzeiten, nur die Bösen werden ausnahmsweise nicht bestraft.

Die Erzählung ist, wie man nach dieser allgemeinen Inhaltsangabe zugestehen muß, sehr romantisch, etwas zu romantisch

*) Vier Bücher in drei Bänden. Berlin 1877, Verlag von Otto Janke.

Digitized by Google

für unsere Zeit (1873 ist das Schlußjahr); und dennoch treten diejenigen Kräfte, welche man für einen Roman gewöhnlich als unentbehrlich erachtet, die sanfteren Regungen des Menschenherzens in den Beziehungen der Geschlechter zu einander, stark in den Hintergrund. Alle Liebesaffairen des Romans sind nebensächliche Episoden; wenn sie fehlten, würde die Handlung im Ganzen ebenso verlaufen; sie dienen weder als Hindernisse, noch als Hebel für die Entwickelung, es sind Randverzierungen, nichts weiter. Die einzelnen Bücher sind hierin wie überhaupt verschiedenartig behandelt und es ist nicht wohl möglich, über den Roman ein Gesammturtheil abzugeben, ohne zu Gunsten oder Ungunsten einzelner Theile Ausnahmen zu machen.

Das erste Buch ist der Glanzpunkt des Ganzen durch seine Scenerie. Hier hat Möllhausen einen Stoff gefunden, in dem er unerschöpflich ist, ein Stück Erde, das er auf seiner denkwürdigen Colorado-Expedition selbst durchwandert hat, auf dem er bewunderungswürdige Abenteuer erlebt, Gefahren und Mühen bestanden, die in unruhigen Gemüthern die Sehnsucht wachrufen könnten. Was er schildert, hat er gesehen, und diese Wunder der Natur sind unerhört, so unfaßbar in ihren gigantischen Dimensionen, in ihrem Gewirr von Felskegeln, Schluchten, Bergabstürzen, trocknen Flußbetten, in der sinnverwirrenden Entfaltung von Farben, Schatten und Licht, daß der Dichter, obgleich er nach der Natur malen will, resignirt das Geständniß ablegen muß, daß die Wirklichkeit jeder Beschreibung spottet. Es muß wohl so sein; die farbenprächtigen Bilder, denen man es ansieht, daß sie mit dem Herzen gemalt sind, haben in mir keinen anderen Eindruck hinterlassen können, als den eines ungeheuren Chaos; auch ich habe resignirt darauf verzichten müssen, mit der Phantasie zu folgen. Und auf diesem Boden spielt sich eine Reihe von Ereignissen ab, die uns aus der Literatur der Indianerromane, von Cooper herunter bis auf die zahllosen Nachahmer, vertraut geworden sind. Ein kleiner Trupp von Reisenden wird von feindlichen Indianern verfolgt; ein Angriff auf das Lager, eine Belagerung in einer Felshöhle; der Raub eines Mädchens, Verfolgung der Räuber in ihr Dorf, Kampf, Entführung der Schönen, Verhandlungen der kriegführenden Mächte, Zweikampf der Führer: Alles bekannte Scenen, aber plastische, nach eigenen Erlebnissen gezeichnete Bilder, neu nur in der Scenerie, worunter die Schilderung der Moquisstadt mich am lebhaftesten interessirt hat, und in ihrem wenn auch losen Zusammenhange mit Ereignissen, welche zu dem rothen Faden des Romanes gehören. An diese Schilderungen darf sich die Kritik nicht wagen, und wenn ich eine vereinzelte Bemerkung nicht zurückhalten kann, so liegt es daran, daß ich dieselbe Wahrnehmung bei allen Büchern ähnlicher Art gemacht habe. Mir fehlt bei den Ereignissen, namentlich bei dem Ineinandergreifen der Personen, fast immer der ursächliche Zusammenhang; auf Landstrecken, welche dünn bevölkert sind und nach vielen Meilen rechnen, erscheinen die Menschen stets, wie auf Bestellung; es ist wahr, man wünscht sie herbei, aber wenn sie kommen, bleibt stets die Frage offen: Woher wissen sie, daß sie hier für den Gang der Handlung nöthig sind? Im gewöhnlichen Roman verfährt man vorsichtiger; im schlimmsten Falle läßt man den Zufall walten, aber erklärt ihn offen; sonst wendet man Motivirungen an, welche unseren Lebensbedingungen entsprechen und schafft seine Situationen auf natürlichem Wege; im Indianerromane verfügt man ganz souverän; die Personen kommen, wann man sie braucht, sie wissen Alles, was sie nöthig haben, aber man darf nicht die Frage thun, woher sie es erfahren haben. Der Einwand, es mit Menschen, Gegenden und Zuständen zu thun zu haben, welche ich aus der Anschauung nicht kenne, hat mir über diese Schwierigkeit niemals vollkommen weggeholfen, auch in dem ersten Buche von Möllhausens „Reiher" nicht.

Auch für das zweite Buch hat sich der Erzähler einen Schauplatz gewählt, der an Romantik nichts zu wünschen übrig läßt. Es ist eine Schmugglergeschichte, welche an der zerrissenen Felsenküste der schottischen Hochlande spielt, an der Mündung eines Flüßchens, zu welchem der Berg steil niederfällt und einen Gürtel von der Brandung umtoster Klippen in das Meer hinausgeschleudert hat. Es fehlt der Handlung nicht an aufregenden Abenteuern und wo das Meer den Schauplatz abgibt, legt der Verfasser den Beweis ab, daß ihm auch die schwierige Technik des Seewesens soweit geläufig ist, daß er sie mit Geschick verwendet. Aber die Geschichte verliert sich stellenweise in das Ungeheuerliche; es kommen Episoden vor, welche bei dem unbefangenen Leser nach dem Grausen, das sie zweifellos erregen, ein Kopfschütteln veranlassen. Ich will es gelten lassen, daß die Stammmutter des Geschlechtes der Herons seit vielen Jahren einsam, später in Gesellschaft eines jungen Mädchens eine Felsenhöhle in den Klippen bewohnt; der schaurige Weg, welcher zu Lande dahin führt, wird einmal beschrieben, und abenteuerlich genug; doch wie man ihn rückwärts machen könnte, bleibt unerörtert; aber daß die beiden weiblichen Einsiedler, um welche sich in Schottland die Polizei nicht zu kümmern scheint, eine Robbe von unbekannter Species gezähmt haben, ein Thier, das ihnen Fische fängt, entsetzlich brüllt, einen Zollbeamten zur Vertheidigung seiner Freunde in's Bein beißt und ihn in der Fluth ertränkt, ein Thier, das die für seine sonstige Lebensweise selten zu befriedigende Leidenschaft hat, stundenlang in das Feuer zu starren, Freund und Feind vortrefflich unterscheidet und sich nach Umständen ebenso manierlich wie verständig benimmt: diese Einzelheiten gehen, zumal, wo sie bestimmend sind für den Gang der Handlung, wie bei der Tödtung des Zollbeamten, für mich über das Zulässige hinaus. Auch über die Bedenken gegen die Schlußscene bin ich nicht weggekommen, eine tollkühne Fahrt durch den breiten Gürtel von Klippen, bei welcher die fast hundertjährige Greisin nach einer doch wohl fünfzig Jahre alten Erinnerung das Steuer führt. Ich hätte diese Fahrt nicht mitgemacht, obgleich mir schon der tollste Reigen der empörten Meeresgewalten die Nachtruhe in der Koje nicht gestört hat. Ein Seemann von Profession würde diese Fahrt unmöglich finden; man wagt sie niemals ein erstes Mal, und wenn die Noth dazu zwingt und der Himmel ein Wunder thut, so möchte ich Den sehen, der sich auf diesen Wahnsinn einübt. Durch dies zweite Buch zieht sich eine Liebesgeschichte, deren Behandlung übrigens beweist, daß sie auch nur als Episode anzusehen ist; das Paar liebt sich von vornherein, obgleich das Mädchen zu Anfang noch keine besonderen Concessionen macht; aber Schwierigkeiten werden auch nicht erhoben, und eine Lebensrettung führt schließlich Geständnisse herbei, welche nicht zweifelhaft bleiben konnten. Der Krystallisationspunkt für die Handlung des Buches bleibt die alte Mary Heron, eine Figur, welche bis auf die sprachliche Ausdrucksweise wohlgelungen ist. Es macht einen sonderbaren Eindruck, wenn diese unter dem Namen der Strandhexe in der Gegend bekannte Greisin, als sie düsteren Sinnes und in Erinnernngen verloren ihre Geschichte erzählt, zu dem Gleichnisse ihre Zuflucht nimmt: „Wer sah je 'ne Häringsschuite auf 'ner Postkutsche spazieren fahren?" und wenn sie sich im Allgemeinen einer Sprache bedient, welche bei uns nur in der gebildeten Gesellschaft gesprochen wird. Die Armuth der Volkssprache liegt wesentlich im Mangel an Constructionen; die Sätze werden copulativ oder adversativ verbunden, Relativsätze sind schon das Aeußerste, was erreicht wird; zur Anwendung der großen Mehrzahl aller Conjunctionen versteigt sich der Volksmund kaum.

Für das dritte Buch, dessen Schauplatz nach einer deutschen Provinzialstadt verlegt wird, hat Möllhausen auf die Wirkung der Scenerie verzichtet und folgerichtig der Handlung eine größere Breite gegeben. Aber da der rothe Faden nicht gesucht zu werden braucht, sondern schon mit dem ersten Kapitel ohne Schwierigkeit in das letzte Buch hinüberleiten könnte, so wird endlich der erotischen Episode zu ihrem Rechte verholfen. Es spielt eine der nicht seltenen Gouvernantengeschichten, in welche der Dichter eine spannende Variante hineingebracht hat. Der Held ist ein Enkel des jüngsten der drei Heronssöhne, die Heldin eine vielgekränkte junge Dame, welche, da sie häufig weint und nur in den Pausen wehmüthig lächelt, nicht nach meinem Geschmacke ist. Desto besser gefällt sie dem jungen Manne, der sie am liebsten zu einem gedeihlichen Ende seiner Familie zu-

Digitized by Google

führen würde, wenn das junge Mädchen nicht im Kampfe der erwachten Neigung mit dem Stolze der Armuth sich der Situation entzöge, indem sie sich von einem schurkischen Stellenvermittler nach New-York, angeblich in ein Bildungsinstitut als Lehrerin, in Wirklichkeit aber zu einem dunkel gelassenen, jedenfalls viel schlimmeren Zwecke engagiren läßt. Inzwischen hat sich der dritte Heronssohn, der alte Fabrikherr, entschlossen, der Einladung Hilgers zu folgen und in Begleitung seines hoffnungslos verliebten Enkels gleichfalls nach New-York zu reisen und damit ist für das letzte Buch dieses scenenreichen Romans der Schauplatz gegeben. Die Fäden der Handlung verwirren sich hier in bedenklicher Weise, nicht nur in Bezug auf die Erlangung der Erbschaft, sondern auch das Liebesverhältniß des dritten Buches spinnt sich breit und abenteuerreich weiter. Hier wie im vorletzten Buche verzichtet der Verfasser zunächst auf ein wirkungsvolles Mittel, das Interesse der Leser zu steigern: er entwickelt nicht die wichtigsten Thatsachen verschleiert und so allmählich, daß sie gegen den Schluß erst zu dem überraschten Bewußtsein der Leser kommen, sondern er verräth sie gleich zu Anfang. Im dritten Buche wird uns der jüngste Heronssohn sofort vorgestellt, im vierten erfahren wir von vornherein vom Vorhandensein der Erbschaft und von der bedingungslosen Bereitwilligkeit des einen der zeitigen Besitzer, sie herauszugeben. Im dritten Buche trat deshalb die Herzensepisode stark in den Vordergrund, im vierten theilt sie ihren bevorzugten Platz allerdings mit den Schwierigkeiten, welche der zweite Inhaber des Hauses Vanderprot der Auslieferung des Erbes entgegensetzt. Es passiren zu diesem Zwecke einige Dinge, welche stark an das Abenteuerliche streifen; eine Art Documentendiebstahl durch einen hochangesehenen, reichen Rechtsanwalt; von demselben Manne wird der junge Garza in einem zweifelhaften Hause tagelang mit Gewalt zurückgehalten; eine junge Dame chloroformirt man, um sie im besinnungslosen Zustande nach Ostindien zu schaffen, nachdem sie wochenlang in einem Privathause gefangen gehalten war. Natürlich zerschellen alle diese Machinationen und Gewaltthaten an der Macht der Wahrheit und man kann schon deshalb darauf verzichten, mit dem Verfasser über die Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit seiner Hülfsmittel zu rechten.

Bei einem so großartigen Vorwurfe, wie ihn Möllhausen sich in dem Romane gesetzt hat, kann es nicht fehlen, daß das Talent des Dichters, da es sich in außergewöhnlicher Vielseitigkeit zeigen soll, sich an den verschiedenen Stoffen verschieden bewährt, wobei ich gerne zugestehen will, daß der Beurtheiler nicht wenig durch Geschmacksrichtung beeinflußt wird. Möllhausens Begabung ist mir am bedeutendsten erschienen, wo ihm ein uncivilisirter Schauplatz, eine gewaltige Natur Gelegenheit bietet, Abenteuer auszuspinnen, welche in unserem Culturleben keinen Platz finden; hierin ist er unübertroffener Meister, der um so wirkungsvoller zu unserer Phantasie spricht, als er aus einem ereignißreichen Leben unerschöpflichen, lebenswahren Stoff fördert. Sobald er seine Handlung aus dem Alltagsleben unseres Erdtheiles entnimmt, verzichtet er zu seinem Nachtheile auf den Reiz des Fremdartigen und producirt angenehme, lesbare Geschichten, deren größte Schwäche mir im etwas gekünstelten Dialoge zu liegen scheint. Der vorliegende Roman, der in seiner Vielseitigkeit alle diese Gebiete berührt, zeigt denn auch, jedes an seiner Stelle, die hervorragende Begabung des Dichters neben seinen kleinen Schwächen.

Bernhard Wagener.

Bachschisch!

So heißt im Orient der Nachschlüssel zu allen Pforten, die Zauberformel, welche selbst das Unmögliche möglich macht.

Ein kaiserlicher Ferman ist ein gutes Geleite: Die Stirne des Mächtigsten beugt sich ehrfurchtsvoll vor dem erhabenen Thugrazeichen der kaiserlichen Namensfertigung, deren Ursprung daher geleitet wird, daß einer der Sultane, besser darin bewandert mit dem Krummsäbel auf die Tafeln der Geschichte zu zeichnen als mit Rohr auf Pergament, seine Finger in die Tinte getaucht und derart seine Willensäußerung besiegelt haben soll.

Aber das Allgemeine bestimmt nicht immer auch das Besondere in der Ausführung, auf die es zumeist ankommt, und: Gott ist groß und der Padischah ist — weit. Ein Vezieratsschreiben ist unter Umständen eine dienliche Empfehlung — das Bachschisch ist und bleibt unter allen Umständen die sicherste, unmittelbar wirkendste.

Vor dem Cabinet eines Machthabers üben sich verschiedene Audienzpetenten in der schweren Kunst des Geduldens.

Das besagt bereits, daß die Wartenden Franken sind, denn der Osmane ist ein Meister in dieser Kunst: Geduld, Selbstbeherrschung und Ergebung heißen die Grundregeln seiner Erziehung und Lebensweisheit.

Für den Eintritt besteht die Reihenfolge im Princip. Ein „Perdedji" (Vorhangwart) wacht gewissenhaft über die Aufrechthaltung des Princips.

Das eine Geduldopfer läßt die ruhelosen Blicke in allen Richtungen des Raumes umherirren, über die Arabesken in der Wandtapete und die Zeichnungen an der Decke; ein anderes versucht die magnetische Gewalt seines stieren Blickes am Thürvorhang, ein drittes durchmißt, nach Art der Raubthiere im Käfig, den Salon und unternimmt verschiedene Niederlassungen auf verschiedenen Sitzmöbeln, während ein anderes festsitzt und seine Unbeweglichkeit nur unterbricht, um von 5 zu 5 Minuten seinen Chronometer zu Rathe zu ziehen.

Aber auch der gefälligste Chronometer vermag nichts daran zu ändern, daß für den Ottomanen „Time is money" ein unverständlicher Satz bleibt, und er sich hinsichtlich der präcisen Zeitverwendung ebensowenig in ein strenges System zwängen läßt wie auf anderen Gebieten.

Wir haben eine dringliche Angelegenheit zu erledigen. Der „Perdedji" läßt gewichtig ein „olmas!" (unmöglich) von den Lippen gleiten.

Bachschisch!

Und der Vorhang lüftet sich für uns im geeigneten Augenblick. Der „Perdedji" fährt fort über die Aufrechthaltung des Princips zu wachen.

Wir wünschen irgend einen unnahbaren Raum zu besichtigen. Aus dem borstigen Antlitz des Cerberus im Fez knurrt uns ein schroffes „jassak!" (verboten) entgegen.

Bachschisch!

Der Cerberus knurrt zwar immer fort, aber wir mögen anstandslos über das „jassak" hinwegschreiten. Mit einem Bachschisch auf dem Rücken müßte es einem Dromedar gelingen durch ein osmanisches Nadelöhr zu schlüpfen.

Nach dem Gesagten könnte man sich den osmanischen Volkscharakter als besonders habgierig, gewinnsüchtig und bestechlich vorstellen und man würde doch nicht ganz richtig schließen, ob auch der Anschein zu dieser Annahme verführt.

Der Geiz, der das Geld des Geldes wegen, den Besitz um des Besitzens willen erstrebt und liebt, ist an den Osmanen eine ganz ausnahmsweise Erscheinung. Die Freude am Besitz, die Begierde ihn zu mehren, ist ihm, dem Pilger durch die Welt, fremder als es für den allgemeinen Wohlstand wünschenswerth erscheinen muß.

Wenn er nach Geld verlangt, so geschieht dies um es sofort wieder auszugeben, und ist die eine Hand stets offen um zu nehmen, so ist es die andere nicht minder um zu spenden.

Die Gewinnsucht ist bei ihm selten so ausgeprägt wie bei den meisten nicht muselmanischen Nationen und Stämmen und wo sich bei ihm die Sucht nach Gewinn äußert, so wird sie nur in Ausnahmen das Bestreben überwiegen, unversehrt zu erhalten was er für seine Würde, und in Dingen, welche Glauben und Staat berühren, für seine Pflicht hält.

Folgender charakteristische Zug, der mir eines Tages aufgefallen ist, mag als Beleg für diese Behauptung dienen.

Ein Armenier, der vor einem Bosporkaffeehaus das Dampf-

Digitized by Google

boot erwartet, nimmt einem des Weges kommenden Simidji (Bretzelnverkäufer) einige Bretzeln ab. Er bricht die eine an, die zweite, und während er aus seiner Börse die bleifarbene Münze hervorkramt, bekrittelt er kauend das Gebäck als alt und schlecht. Der Simidji in seiner Eigenliebe getroffen, schwingt das runde Brett, darauf er seine Waare ausbietet, auf das Haupt, nimmt das dreifüßige Gestell auf den Arm und entfernt sich, ein verächtliches „Ghiaur!" zwischen den Zähnen murmelnd.

He! Simidji, nimm!

Der Bretzelnbäcker achtet des Zurufes nicht.

Mensch! Agha! — Nimm deine 20 Para!

„Ich brauche Dein Geld nicht, wenn Dir meine Bretzeln zu schlecht sind, armenischer Kothfresser!" sprach's und ging seines Weges.

Und derselbe Mann würde, mit der Verwaltung eines Bezirkes betraut, nicht anstehen, diesen nach Möglichkeit auszusaugen und dennoch, nachdem er Millionen erpreßt hätte, kaum eine größere Verlassenschaft nach sich lassen als seine einfache Bestattung erforderte. Er würde die Parteien und Vermöglichen rücksichtslos besteuern und ausnutzen, um Hülfsbedürftigen beizustehen und um diejenigen zu beschenken, die seine Gunst genössen.

Auf schroffe Widersprüche und auf unvermittelte Gegensätze im Wesen des Ottomanen muß man stets gefaßt sein. Die schreiend grellen Farbentöne in seinem Wesen dämpfen sich jedoch für den, der richtig zu sehen versteht, dennoch zur Harmonie ab, gerade so wie in seinen Stoffen und Geweben.

Man kann es übrigens nicht genug betonen: Um dem Osmanen gerecht zu werden und um osmanische Dinge richtig zu beurtheilen, darf man sie nicht mit abendländischem Maßstab messen wollen, sondern muß sie aus dem eigensten Wesen einer andern Weltanschauung heraus betrachten.

Ein Militärkritiker hat unlängst in einem Aufsatz eine sehr treffende Bemerkung geschrieben, welche diesen Satz in einem Punkt illustrirt. Der Inhalt ist ungefähr folgender: „Einen pommerschen Soldaten, der sich nicht straff hält und nicht peinlich nett in seiner Erscheinung ist, halte ich für einen schlechten Soldaten. Anders ist es mit dem Südländer und namentlich mit dem Orientalen; Haltung und Aussehen können bei ihm ganz vernachlässigt sein, ohne daß darunter die Disciplin und seine kriegerische Tüchtigkeit leiden." Dasselbe gilt auf vielen andern Feldern. Bei manchen Erscheinungen, die dem Abendländer als Zeichen sittlichen Verfalls gelten und vom abendländischen Standpunkte gelten müssen, bleibt der moralische Kern des osmanischen Volkes, wenn nicht ganz unberührt, doch frei von Fäulniß. Symptome, welche bei einer Individualität auf die Zerstörung des Organismus weisen, können bei einer andern blos Zeichen einer unbedeutenden Störung sein, wo nicht gar eine Bedingung ihrer Existenz darstellen.

Der echte Ottomane hält wenig von den flüchtigen Gütern der Erde, obschon er sich an Geschenken freut wie ein Kind und trotzdem die Beutegier des Nomaden seinem Naturell anhaften blieb. Diese jedoch äußert sich wieder hauptsächlich nur bei dem herrschenden Theil der Nation, der auf der ehemaligen „Kriegerkaste" — wenn bei Osmanen von Kaste die Rede sein kann — fußt; mehr noch bei dessen zahlreichem Parasitenanhang. Die Diener eines Machthabers betrachten das Bachschisch als eine ihnen gebührende Steuer, namentlich von den Ausländern und von allen Jenen, die in geschäftlichen Beziehungen zur Regierung stehen, obschon sie auch gelegentlich von den „Efendis" bei Ernennungen oder Beförderungen ihr Bachschisch als legitimen Antheil betrachten und erwarten.

Die Bestechlichkeit des Ottomanen gilt als ausgemacht.

Sie mag sich in gewissen inneren und in Verwaltungsangelegenheiten bewahrheiten. Wo es sich aber direct um den Glauben, um die Gemeinschaft handelt, d. h. um das, was der Ottomane als öffentliches Interesse ansieht, da dürften die Beispiele „verkaufter Pflicht" kaum so häufig vorgekommen sein als anderswo, wenn auch Pflicht, Gewissen, Ehre nach orientalischer Anschauung eine andere Bildung und Bedeutung haben, als diesen Begriffen im Abendlande innewohnt. Auch in dieser Beziehung sind im ottomanischen Wesen die Contouren und die Farben abgedämpft; das Bewußtsein, könnte man sagen, ist bei ihm verschleiert.

Der bekannte Fall mit dem Großvezier Baltadji Mehmed Pascha, den die Juwelen der Gemahlin Peter des Großen bewogen haben sollen, den Czar und seine umzingelten Heeressplitter entwischen zu lassen, erscheint nicht genügend aufgeklärt, um aus dem Friedensschluß am Pruth eine Anklage auf Verrath in Folge von Bestechung unbedingt zu rechtfertigen.

Es scheint vielmehr, daß Baltadji den reichen Geschenken der Czarina erst durch die Erwägung zugänglich geworden sei, daß ein zur Verzweiflung gestacheltes Heer in einer letzten Anstrengung die Siegeshoffnung doch noch zu nichte machen könnte und daß der ihm vortheilhaft erscheinende Friede der letzten Chance für den Gegner vorzuziehen sei.

Gerade damals war der militärische Grundsatz „des goldnen Brückenbauens für die Feinde" in vollster Geltung.

Es ist bemerkenswerth, daß die Archive von San Marco den Beweis schuldig bleiben, daß es der Republik jemals gelungen sei, einen Abgesandten des Diwan zur Ueberschreitung oder Außerachtlassung seiner Verhaltungsregeln zu bewegen und die Gestrengen pflegten doch gewissenhaft Register zu führen über die Summen, durch welche sie die Vertreter fremder Mächte zu Verschleppungen bestimmten.

Es ist bekannt, wie man zur Zeit des absoluten Regimentes im Abendland das Gewissen der Diplomaten und Staatsmänner förmlich taxirte.

Die nach Venedig abgesandten Tchau-usch-Baschi hingegen sollen stets sehr hartnäckig auf unverzüglichen Aeußerungen bestanden haben und durch keinerlei Anerbietungen zu bewegen gewesen sein, ihren Standpunkt des aut — aut aufzugeben und auch in das kleinste Zugeständniß einzuwilligen.

Allerdings haben sie von den ihnen zukommenden Prärogativen (als Zollbefreiung u. s. w.) den weitesten Gebrauch gemacht und sich nach vollführtem Auftrag auch Geschenken gegenüber nicht spröde gezeigt.

Wenn die Rechnungen der Republik große Summen aufzählen, die ihren „Baillis" in Constantinopel zu außerordentlicher Verfügung zugewiesen waren und es wahrscheinlich ist, daß diese zu Geschenken verwendet wurden, so liegt für Jeden, der das ottomanische Wesen genau kennt, die Annahme näher, daß diese Geschenke maßgebenden Persönlichkeiten oder auf Umwegen einflußreichen Seraildamen gespendet, vielmehr den Zweck erreichten, die Stellung der venetianischen Vertreter günstiger zu gestalten, als es ihnen gelungen sein dürfte, einen directen Einfluß auf die Wahrung von Interessen zu gewinnen, die dem Interesse des osmanischen Gemeinwesens entgegengesetzt waren.

Wo dies in einzelnen Fällen gelungen sein mag, müssen sie als Ausnahmsfälle bezeichnet werden, und selbst da dürfte die unklare Erkenntniß und das mangelnde Verständniß der Gewonnenen für die eigentlichen und diplomatisch schlau verhüllten Endziele ihren Antheil gehabt haben.

Dem Ottomanen gilt die Macht und das Ansehen mehr als der Besitz; dieser hat für ihn hauptsächlich Werth in Hinsicht auf die Erlangung oder Erhaltung der beiden.

Ein Einkommen gilt ihm reizlos ohne Amt, ja für das genau abgemessene Einkommen und die daraus hervorgehende Unabhängigkeit hat er keinen rechten Sinn. Die Regelmäßigkeit in starren Linien mit dem abgegrenzten Horizont und ohne Aussicht auf das launenhafte Spiel des Unvorhergesehenen widerstrebt seinem Wesen und seiner Anschauung; so schwer er sich der Beschränkung des büreaukratischen Systems anbequemt, so wenig entspricht ihm der bemessene Unterhalt, der keinen Wandlungen unterworfen ist. Die Sicherheit, die seiner Existenz daraus erwächst, bietet ihm keine Entschädigung für die unbestimmte aber hoffnungsreiche Fernsicht auf die mögliche Gunst des „Kismét".

Der verungnadete, amtlose Efendi, ohne anderen Unterhalt als den Credit bei seinem „Sarraf" (Wechsler) und „Bakal"

Digitized by Google

(Kleinhändler) sieht die Möglichkeit vor sich, morgen, wenn es sein „Kismét" bestimmt, Vezier zu werden und zwanzigfach das Einkommen zu genießen, welches ihm sein letztes Gehalt bot. Diese nebelhafte Aussicht reizt ihn mehr als eine begrenzte, ob auch gesicherte Lebensstellung. Das gesicherte Einkommen ist ihm die ergebene gleichmüthige, launenlose Haushälterin, Tag für Tag dieselbe. Sie hält Ordnung, beschäftigt ihn nicht, verursacht keinerlei Aufregung, das „Bakschisch" aber gleicht dem Mädchen, das er geträumt hat und das ihm eines Tages liebkosend in die Arme fällt.

Man zahle einem Lastträger, Barkenführer, Lohnkutscher u. s. w. das vorher Behandelte, es wird ihm nicht genügen, ja mehr als ihm für seine Verrichtung nach einer allerdings imaginären Taxe gebührt, er wird unzufrieden sein, man füge dem knappsten Ausmaß eine Kleinigkeit unter dem Titel „Bachschisch" bei, und er wird sich vergnügt bedanken und dem Spender sein „Allah ömr" oder „Saghlik wersin!" (Gott schenke Dir Leben, Gesundheit!) nicht vorenthalten.

Die Ottomanen sind kein producirendes Volk, der Krieg, die Herrschaft sind ihr eigentliches Element; Großmuth liegt ihrem Wesen näher als strenge Gerechtigkeit. Hier muß die Reform ihren modernisirenden Einfluß äußern.

In früheren Zeiten war jedes Gesuch von einer Gabe eingeleitet und die Beziersherrlichkeit hat eine empfindliche Einbuße erlitten, seit die Paschas nicht mehr, wie ehedem, Dosen, Waffen, Pelze, Pferde, Sklavinnen verschenken können.

Niemand nahte dem Thron, ohne seine Huldigung in die Form einer Gabe zu kleiden, wie den Gesandten wohl bewußt war. Keiner aber ging unbeschenkt aus dem Bann des sultanischen Blickes. „Der Herr der Welt sprach Perlen oder Blitze."

Die in ihren Folgen so unheilvollen Geldspenden bei der Thronbesteigung der Sultane entsprachen vollkommen dem Bachschischtrieb der Ottomanen.

Daß der Sultankalif als Spender am Meere der Gnaden, und gewissermaßen als theilweise und zeitweilige Verkörperung des „Kismét", das Geschenkte wieder zurücknahm, verstieß durchaus nicht gegen die osmanische Anschauung, welcher der individuelle Rechtstitel für irdischen Besitz durchaus nicht so starr galt, als dies im Abendland der Fall ist, da bei den Osmanen die Familie als physiognomieloser Theil der Gemeinschaft in dieser aufgeht und verschwimmt, anstatt sie in der Vereinigung und Verkittung von selbstständig accentuirten und in sich abgeschlossenen Gliedern zu bilden.

Alles ist Gnade und Gabe, was der Himmel gibt und was der Padischah gibt.

Die abendländische Auffassung der Wechselwirkung zwischen Leistung und Entgelt, Arbeit und Lohn, Recht und Pflicht ist der osmanischen Anschauung wenig geläufig. Bachschisch!

Murad Efendi.

Aus der Hauptstadt.

Die Berliner Tizian-Ausstellung.

Trotz der Pietätlosigkeit gegen das Ehrwürdige und Heilige, deren die heutige Menschheit so oft von gestrengen Richtern angeklagt wird, hat seit den Tagen der alten Aegypter schwerlich eine andere Zeit den Cultus der Vergangenheit und der großen Todten mit mehr Eifer, Lust und Andacht betrieben, als die unsere. Treue anhängliche Freunde einer Familie pflegen das Register der Geburtstage der Mitglieder sorglich in Kopf und Herzen zu bewahren, um keinen vorübergehen zu lassen, ohne dem betreffenden Geburtstagskinde die Beweise zu geben, daß sie seiner in Liebe gedacht haben. Dem ähnlich halten wir es heute mit den Gedenktagen nicht nur der größten Leuchten der Menschheit. Wir führen mit ängstlicher Sorgfalt Buch darüber und würden es uns zum Verbrechen anrechnen, wenn wir es unterließen, die einen alljährlich, die andern doch in gewissen Zwischenräumen bei ihrer Wiederkehr festlich zu begehen. Die zweite Hälfte unsers 19. Jahrhunderts gibt uns besonders ausgiebige Gelegenheit, diesem schönen Gewohnheitsbedürfniß durch eine Reihe von Feiern vierhundertster Geburtstage großer, um das wahre Glück, die Erhebung und Erquickung ihrer und aller folgenden Zeiten hochverdienter Menschen zu genügen. Viele von den großen Geistesheroen der Renaissance, deren ganze Herrlichkeit und deren volle Bedeutung dem heutigen Geschlecht mehr wie jedem früheren aufgegangen ist, sind der Mehrzahl nach in der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts geboren. Wir haben uns damit das Recht gegeben, heute in „vierhundertjährigen" Jubiläen und Gedenkfesten (die deutsche Sprache ist in diesen Bezeichnungen nicht sehr correct) nach Belieben zu schwelgen Leonardo da Vinci hat die Reihe 1852 eröffnet. Die würdige Begehung einer Dürer-Feier hat 1871 der damals ausschließlich von kriegerischen und politischen Interessen erregte Zustand des Vaterlandes eingeschränkt. Die Feier eines dreihundertsten Geburtstages, des von P. P. Rubens, schob sich im vorigen Sommer zwischen die der vierhundertsten Gedenktage. Mit ihr hätte die des vierhundertsten Geburtsjahres des Tizian vereinigt werden können, da die Geschichte uns über den Tag des Jahres 1477, an welchem sich dieses gottbegnadete Knabenauge zuerst dem Licht der Welt erschloß, im Dunkel läßt. Die Erinnerungsfeste — immer vierhundertjährige — des Rafael und des H. Holbein stehen für die nächsten beiden Jahrzehnte bevor. Immer sind die Künstler die Nächsten dazu, um diese Tage zu feiern. Aber bei den Rubens- und Michel-Angelo-Tagen zumal haben wir gesehen, daß die Bevölkerungen der Heimatstädte und -Länder dieser Meister aus eigenem Impuls eine nationale Angelegenheit daraus machten und die Feste zu deren Gedächtniß und Ehren weit über die Grenzen einer Künstlerfeier hinaus erweiterten und erhöhten.

Desto stiller hat das italienische und sogar das venetianische Volk, ja die gesammte trans- und cisalpinische Künstlerschaft selbst, die vierhundertste Wiederkehr des Geburtsjahres Tizian Vecellis vorübergehen lassen. Bei unserm Berliner Künstlerverein aber erweckte dieselbe den Gedanken einer Art von Dankfeier für den gewaltigen Malerfürsten. Der Kern, das Hauptstück derselben sollte eine Ausstellung von Werken Tizians, wenn auch nur von Copien derselben bilden. Mit der Eröffnung mochte dann ein festlicher Act zum Gedächtniß des Gefeierten verbunden werden, wie er 1876 z. B. gelegentlich der hundertsten Wiederkehr des Geburtsjahres Christian Rauchs von demselben Verein in so eindrucksvoller Weise veranstaltet worden war. Das eigentliche Jubiläumsjahr 1877 ist über den Vorbereitungen zu dieser Ausstellung dahingegangen. Erst während des Januar 1878 hat man sie zu einer gewissen Vollständigkeit zu bringen vermocht; erst am 2. Februar konnte sie mit der beabsichtigt gewesenen Feierlichkeit eröffnet werden.

Derartige retrospective Ausstellungen der Werke von hervorragenden verstorbenen Meistern hat bei uns ehedem zu wiederholten Malen die Akademie der Künste, neuerdings der Director der Nationalgalerie, Professor Jordan, in den obersten Räumen des letzteren Gebäudes veranstaltet. Es handelte sich dann aber jedesmal fast ausschließlich um erst vor kurzem vom Schauplatz abgetretene Künstler unserer Zeit. Seit Anfang dieses Jahres ist z. B. in der Nationalgalerie die Ausstellung der Arbeiten Julius Schnorrs von Carolsfeld, des 1872 verstorbenen Directors der Dresdner Gemäldegalerie, eröffnet, nachdem im vorigen Jahre Ausstellungen der Werke R. Hennebergs, Wilhelm Schirmers und G. Harrers daselbst stattgefunden hatten. Der Verein Berliner Künstler hatte diese Ausstellungen einmal als so etwas wie einen Eingriff in seine Rechte auffassen zu müssen geglaubt, und sich nicht einen Protest und eine Beschwerde dagegen versagen mögen. Ich dächte, die Künstlerschaft hätte allen Grund damit einverstanden zu sein, daß ein so tüchtiger, sachverständiger, gewissenhafter Mann wie Jordan, welchem zudem auch die Wege, Mittel und Gelegenheiten weit besser als Anderen geboten sind, das Material solcher Ausstellungen herbeizuschaffen, die Mühe und Arbeit der Veranstaltung und Durchführung derselben, so wie bisher auch ferner in die Hand nimmt.

Jene Einwendungen dagegen sind denn auch ohne weitere Folgen geblieben und haben auch zu keinem dauernden Zwiespalt zwischen dem gelehrten und liebenswürdigen Director der Nationalgalerie und dem Vorstande des Berliner Künstlervereins geführt. Der beste Beweis davon, daß Friede und Eintracht zwischen ihnen Beiden wiederum und hoffentlich dauernd hergestellt sei, wurde durch das Fest der Eröffnung

Digitized by Google

der Tizianausstellung in dem Vereinslocal geführt. War es doch Director Jordan, welcher die Weiherede desselben in dem Saale hielt, dessen Wände mit den Nachbildungen Tizian'scher Werke bedeckt waren. Von einer hohen Gruppe von Lorbeergebüschen umgeben, erhob sich Tizians, von Herter modellirte, lebensvolle Büste auf ihrem Sockel. So, Angesichts des Abbildes des Gefeierten, rings umgeben von dem Abglanz dessen, was derselbe während eines, weit über das gewohnte Maß des Menschendaseins hinausreichenden, Lebens geschaffen, zeichnete der Redner das Bild dieses Lebens und Schaffens, und damit des Mannes und Künstlers selbst, in scharf charakterisirenden Zügen, treffend wahr und überzeugend, mit der eindringenden Erkenntniß und mit der vollen Wärme der Begeisterung. Die in dem großem Werk über Tizian von Crowe und Cavalcaselle, welches der Redner selbst in's Deutsche übertragen hat, niedergelegten, neuesten Resultate der Forschung gaben dazu wohl das Material und die Grundlage. Aber der Vortrag hatte darum nicht weniger den Charakter einer freien Improvisation, das Feuer, den ungesuchten Schwung und die Wirkung einer solchen. Der Gesang der altitalienischen Composition von Vittorias „Duo Seraphim", von den durch jene Lorbeergebüsche verborgenen Sängern des Domchors ausgeführt, war der Rede vorangegangen, ein Cherubinischer Satz folgte ihr und schloß die Feier.

In der Ausstellung, welche seitdem während der Dauer des Februar geöffnet geblieben ist, haben die Veranstalter wenigstens das Eine erreicht: „alle hervorragenden Compositionen des Meisters und zwar viele in mehrmaliger Wiedergabe vorzuführen, so daß nicht nur ein Ueberblick über das Wirken Tizians, sondern auch über die verschiedenen Auffassungen seiner Originale gegeben wird." Die Zahl der herbeigeschafften Nachbildungen der von Tizian gemalten Porträts dagegen ist im Vergleich zu der fast unabsehbaren Menge der in den verschiedenen Galerien Europas vorhandenen nur gering. Die ganze Summe der hier durch gemalte Copien, Stiche, Photographien, Holzschnitte, Zeichnungen veranschaulichten Werke beträgt fünfundachtzig. Die der ausgestellten Reproductionen selbst etwa hundertundfünfzig. Das Meiste und Beste haben die Maler in ihren Studiencopien berühmter Gemälde Tizians, sowie einzelner Theile, Gruppen, Figuren, Köpfe aus solchen, beigetragen. Einige Kunstfreunde überließen dem Verein in ihrem Besitz befindliche ältere und neuere durchgeführte Copien, manche darunter von seltener Vorzüglichkeit. Kupferstecher liehen gute Drucke ihrer eigenen nach Tizianischen Originalen gestochenen Platten; Kunsthändler Photographien und ältere Stiche. Der Eindruck der ganzen Ausstellung konnte in Folge einer derartigen Zusammensetzung selbstverständlich kein einheitlicher sein. Die „Auffassung" desselben Originals seitens der copirenden Künstler, der Maler und Stecher, ist meist in kaum glaublichem Grade verschieden. Es gibt eben nicht zwei Paar Augen, die den gleichen Gegenstand gleich sehen, und noch weniger zwei Hände, welchen es gelänge, den gleichen Gegenstand ganz übereinstimmend unter sich und mit ihm nachzubilden. Und auch die wegen ihrer Selbstlosigkeit und unbedingten Objectivetät oft so hoch gepriesene Photographie verliert diese Eigenschaft älteren Werken der Malerei gegenüber anscheinend ganz und gar. Für unser entzücktes Auge deckt die durch Alter, durch verdunkelte und gesprungene Firnisse, selbst durch Restauratorenfrevel nicht gänzlich zu vernichtende Schönheit alle diese kleinen Sonnenflecken. Die Gesetze der chemischen Wirkung des wirklich auf der Bildtafel Vorhandenen aber sind unbestechlich, functioniren unabwendbar, die Schäden, Flecken, Risse behaupten dasselbe Recht wie des Meisters Werk selbst, über welches sie sich ausbreiten. So erkennen wir auch in der besten ohne Anwendung der künstlerischen Plattenretouche hergestellten Photographie nach alten Gemälden die Originale — deren klaren, harmonischen, sonnigen Eindruck wir deutlich in unseres Geistes Aug' tragen — kaum wieder. Gerade Tizian ist nächst Rembrandt der, dessen Farbe, Dank ihres goldigen Grundtons und der gesättigten Gluth ihrer Tiefen, der Wiedergabe durch den photographischen Proceß völlig unbesiegbare Schwierigkeiten und Hindernisse bereitet. Die Ausstellung gibt zahlreiche Beweise dafür. Bilder, die im Original wie völlig in lichtestem ist" mit dem eingetaucht und davon durchtränkt sind, wie das „Venus-Sonnenscheinse Gewühl der schönsten nackten Flügelbübchen, tanzender, spielender, nach Aepfeln schießender Eroten, im Museum zu Madrid, erscheinen so schwarz und finster in der Photographie, wie ein verräucherter falscher Rembrandt.

Von der stolzen frohen Pracht, welche eine Ausstellung der existirenden Originale Tizians — falls eine solche einmal möglich und herbeizuführen wäre! — ausstrahlen würde, zeigt die im Künstlerverein veranstaltete mithin nur einen ziemlich matten und bescheidenen Reflex. Aber immerhin regt sie in denen, welchen die Originale bekannt sind, die Erinnerung an dieselben in voller Stärke an; und jedem weniger oder nur mit wenigen davon vertrauten Besucher wird ihre eingehende Besichtigung doch einen gewissen Begriff von der Eigenart und Größe des Meisters geben können, dessen gewaltiger Phantasie Gebilde, wie die hier reflectirten, erblüht, aus dessen Händen diese Welt von erhabenen, prachtreichen, von süßem bestrickenden Liebreiz erfüllten, von glühendem Leben durchpulsten Gebilden hervorgegangen ist.

Schade bleibt es, daß die v. Schack'sche Galerie in München nicht den Schatz ihrer nie erreichten Tiziancopien von Lenbachs Hand zu diesem Zweck hergeliehen hat. Sind doch dessen derartige Arbeiten (und eben so wie die nach Tizian auch die nach Rubens und Velasquez gemalten) die einzigen, die sich vollständig mit ihren großen Vorbildern decken. Nie ist ein Maler tiefer in eines andern ganzes Wesen, in seine Farbe, sein Machwerk eingedrungen, nie hat einer in ähnlich täuschender Echtheit die individuelle künstlerische Sprache eines andern zu reden vermocht, wie dieser außerordentliche moderne Meister.

Nächst Lenbachs Copien nach Tizian, die unserer Ausstellung leider fehlen, kenne ich kaum eine gelungere, treuere, als die von Adalbert Begas vor Jahren nach dessen „Himmlischer und irdischer Liebe" in der Galerie Borghese gemalte. Von ihrem Besitzer, Bildhauer Sußmann-Hellborn, ist diese treffliche Arbeit für die Ausstellung überlassen. Die Namen der Maler der Copien sind übrigens mit Recht, da es sich hier nicht um ihr Werk, sondern um das Tizians handelt, weder auf und an den Bildern, noch im Katalog genannt. So bleiben wir im Ungewissen über den Ursprung einer anderen im Geist und in der Farbe ganz vorzüglich getreuen, ersichtlich älteren Copie der Venus aus der Uffiziengalerie, welches Tizian'sche Werk außer durch sie noch durch eine andere lebensgroße Nachbildung und einige Stiche veranschaulicht wird. Jene zweite Copie hat mit der ersten und mit dem Original keinen Ton des Körpers, keine Spur des Ausdrucks gemein, so daß sie wie eine gänzlich „freie Bearbeitung nach einer Idee Tizians" aussieht. Von großen gemalten Copien berühmter Werke desselben sind die des „Zinsgroschens" und die des „Bacchus und Ariadne", des „Bacchanals" (jenes in der Londoner Nationalgalerie, dieses im Madrider Museum), der „Danae", der unvollendeten, nur erst stumpf und flächenhaft angelegten Gruppe der Madonna mit dem auf ihrem Schoß stehenden Knaben (Uffiziengalerie), Vorstudie oder erster farbiger Entwurf der gleichen Figuren auf der „Pala Pesaro" und die der „Bella" in der Pittigalerie hervorzuheben. Eigenthümlich merkwürdig ist die große Copie des in der Wiener Belvederegalerie befindlichen Bildnisses der sogenannten „Geliebten Tizians", welche den Sammetpelz über die linke Schulter geworfen trägt, während die rechte Seite nackt bleibt. Diese hier ist die genaue, sehr geschickt ausgeführte (von Otto Meyer?) Nachbildung einer von Rubens gemalten Copie des Originals. Die Verschmelzung des echt Rubens'schen mit dem Tizian'schen in dieser Malerei wirkt wunderlich genug. Zum objectiven Copisten war der große Flamänder jedenfalls nicht geboren.

Die Mehrzahl der anderen gemalten Copien sind kleinere, meist von den Künstlern zur Erinnerung ausgeführte, mehr oder weniger fertige Skizzen. Von Fr. Kraus und von Otto Heyden meine ich einige schöne Stücke der Art darunter zu erkennen, welche den Glanz des Lichts, die Pracht und Gluth der Farbe, die Gesammtwirkung, den eigensten malerischen Charakter der grandiosen Originaltafeln im kleinsten Raum in großer Richtigkeit wiedergeben.

Alle Stücke der Ausstellung, die Copien oder die Urbilder im Einzelnen zu besprechen, kann hier nicht in meiner Absicht liegen. Das davon Gesagte mag hinreichen, um diese Tizianausstellung zu charakterisiren und auf das Verdienstvolle des Unternehmens hinzuweisen. Jedes seiner Art, das uns Moderne energisch und eindringlich erinnert und es uns wieder zum Bewußtsein bringt, was und wie jene große Kunstepoche durch ihre Meister geschaffen hat, sollte uns immer willkommen und einer dankbaren Aufnahme gewiß sein.

Ludwig Pietsch.

Digitized by Google

Notizen.

Die Türkei existirt nicht mehr oder nur dem Namen nach. Darüber ist jetzt alle Welt einverstanden und wer die Hülfsmittel des Sultans halbwegs kannte, auch im Uebrigen die Augen ein wenig offen hielt, war auf die Katastrophe seit langer Zeit gefaßt. Zu verwundern ist nur, daß die Blätter das Verschwinden des ottomannischen Reiches in Europa nicht mit den üblichen Nekrologen gefeiert haben, wie sie verstorbenen Potentaten doch sonst auf den Weg gegeben werden. Gewöhnlich sind diese Nachrufartikel schon Monate und Jahre, bevor das Ereigniß eintritt, gleichsam auf Lager gehalten. Von der Londoner Times wenigstens steht fest, daß sie ganze Cartons voll sogenannter nekrologischer Essays besitzt, von den besten Schriftstellern bezogen und theuer bezahlt. Geht die Todesanzeige dann ein, so genügt für die Redaction eine kurze Aenderung des Schlusses nebst dem Zusatz der letzten Nachrichten über das Hinscheiden der vom Schauplatz abberufenen geschichtlichen Persönlichkeit und die Operation ist zum Erstaunen des weiten Leserkreises vollendet. So konnte die Times, als das Telegramm die endliche Erlösung Pius IX. anzeigte, am anderen Morgen sechs enorme Spalten über Leben und Thaten des letzten Pontifex veröffentlichen. Andere englische Zeitungen versuchen zuweilen eine lahme Nachahmung des Weltblattes bei solchen und ähnlichen Vorkommnissen. Aber Anthony Trollope nennt die Times in seinen Romanen nicht umsonst den Jupiter der Journale. Quod licet Jovi u. s. w. Auch fehlt es concurrirenden Organen an dem bewußten Nerv der Dinge. Die Times bezahlt ihrem kranken und arbeitsmüden Exredacteur, wie man bei uns sagen würde, Herrn Delane, eine jährliche Pension von sage zweitausend Pfund, d. h. mehr als die Jahreszinsen von einer Million Franken. Es ist also, wie man sieht, zur Erreichung des Einflusses, wie ihn die Times besitzt, mit fertigen Nekrologen und ähnlichen Apparaten nicht Alles gethan. Bei uns sind die Redacteure durchweg ebenso überarbeitet wie die Juristen, Beamten und sonstige Diener der öffentlichen Wohlfahrt. Von den Einzelheiten erdrückt, verlieren sie leicht den Blick über das Ganze. Englische Managers, die fast gar nicht selbst schreiben, aber das Blatt in fester Linie halten und leiten, sind hier zu Lande mit wenigen rühmlichen Ausnahmen nicht vorhanden. Daher auch die Leichtigkeit des Impulses, welchen die Regierung namentlich in auswärtigen Fragen den Zeitungen zu geben weiß. Selbst die unabhängigen entziehen sich diesem Antrieb oft nur scheinbar, glauben zu schieben und werden in Wahrheit geschoben. Dazu kommt, daß in Deutschland viel mehr Literaten existiren als geschulte politische Journalisten. Die ersteren haben stets nur das vermeintliche Interesse der Zeitung im Auge und opfern diesem Alles, auch vorkommenden Falles das der Partei oder der eigenen Sache. In Frankreich, England und Italien kann dagegen die Partei stets und unter allen Umständen auf ihre eigenen Organe zählen. Das Parteigeheimniß bedarf keiner besonderen Empfehlung; es wahrt sich selbst. Literaten der anderen Kategorie gibt es auch dort; sie machen aber keine sehr vortheilhafte Figur. Noch eigenthümlicher als diejenigen Publicisten, die, wenn es auf einen augenblicklichen Vortheil ankommt, weder zu schweigen noch einen bösen Witz zu unterdrücken wissen, geberden sich solche, für welche die Politik Jahr aus Jahr ein ausschließlich nur ein mehr oder weniger vortheilhaftes Geschäft ist. Die orientalische Frage ließ mehr als jede andere alle diese bekannten Tugenden und Fehler hervortreten. Rußland, so weit es dessen bedurfte, zog den meisten Nutzen davon. Die liberale Presse erzielte ihrerseits schon deswegen keine sonderliche Wirkung, weil sie zerfahren war, jeden Morgen die Flinte in's Korn warf, die eigenen Bundesgenossen gelegentlich verhöhnte und sich einbildete, die Welt lasse sich von rednerischem Pathos, von Exclamationen und Lamentationen bestimmen. Dabei war diese sonst ehrenwerthe Presse länger als zulässig unter der Herrschaft des Irrthums, als handle es sich um die Türkei, die gar nicht mehr in Frage kam. Da hatten die russischen Manöver leichtes Spiel. Das Thema weiter auszuführen wäre der Moment wenig geeignet. Auch wiegt bei uns auf diesem Gebiete der publicistische Einfluß ungefähr so viel wie der parlamentarische, nämlich blutwenig. Die öffentlichen Blätter haben selbst das Bewußtsein davon und gefallen sich daher vorzugsweise in einer Dialectik, die nicht immer von dem Gefühl der Verantwortlichkeit getragen scheint. Man greift jetzt am liebsten England an, das nichts davon merkt, und wird nach einer Reihe von Jahren aus Gründen, welche Jedermann erräth, in eine Anglomanie umschlagen, die in London genau denselben negativen Eindruck machen wird. Dann wird man Rußland abtrumpfen und sich auf die redactionellen Heldenthaten unendlich viel einbilden. Zu hoffen wäre nur, daß die späteren Attacken etwas lesbarer und amusanter ausfallen möchten, als sie uns heuer hier und da geboten werden.

* * *

Der Fortschritt im Lichte der Lehren Schopenhauers und Darwins.*)

Es handelt sich in diesem Buche eines jungen östreichischen Schriftstellers um nichts Geringeres, als um die Feststellung und Präcision des Wortes und Begriffes: „Fortschritt". In unserem aufgeklärten Zeitalter ist dieses schöne Wort gewissermaßen neu geschaffen worden und wird bei jeder Gelegenheit von Seiten der Optimisten mit Emphase, von den Gegnern derselben mit Mißtrauen gebraucht. Alle Parteien, diejenige ehrsamer Spießbürger nicht ausgenommen, führen das Wort im Munde, und eben deshalb mag es kommen, daß der Begriff des Fortschrittes so verschiedenartig aufgefaßt wird. Du Mont versucht es nun, in seinem Buche zu untersuchen, was Fortschritt ist und ob derselbe wirklich oder nur scheinbar ein treibender Factor im Völkerleben gewesen ist und noch ist. Eine kurze übersichtliche Skizze der du Mont'schen Untersuchungen, die von großer Belesenheit, tiefer Menschen- und Volkskenntniß und logischem Scharfsinn des Verfassers zeugen, möge den Leser zur Lectüre und eigenen Beurtheilung des interessanten und vor Allem zeitgemäßen Buches ermuntern.

Nach einer kurzen historischen Betrachtung, in welcher dargethan wird, daß der Begriff des Fortschritts erst neueren Ursprungs ist (seit Bacon), spaltet der Autor den Begriff und unterscheidet einen solchen Fortschritt, welcher bei jedem vernunftbegabten Menschen außer Zweifel stehen muß, d. i. der Fortschritt in der Civilisation, die Bezwingung und Nutzbarmachung der Natur- und Verstandeskräfte vermittelst der Wissenschaften — und einen Fortschritt in der Kunst und Moral, welcher so vielfach bezweifelt wird. Diesem letzteren und dessen Verhältniß zur Civilisation und dem Endziele, welches kurzweg mit dem Namen „Glück" bezeichnet wird, müssen wir vor allen Dingen unsere Aufmerksamkeit zuwenden, denn so unzweifelhaft auch der Fortschritt in der oben näher bezeichneten Civilisation ist, so unzweifelhaft ist auch, daß bloßes Wissen und Können weder den Einzelnen, noch die ganze Menschheit glücklich macht, d. h. zufrieden mit dem Erdendasein.

Die Wissenschaft ist eine Dienerin der Wahrheit, aber doch wesentlich nur in Hinsicht auf die Nutzbarmachung derselben für das praktische Leben, wenn auch der einzelne Forscher die Belohnung nur im uneigennützigen Wahrheitsstreben findet. Erst dort, wo das Nützliche endet, beginnen der Denker, der Dichter und der Künstler ein höheres Wirken, die Kunst darf im ordinären Sinne nicht nützlich wirken und ebendasselbe gilt für das aus ihr resultirende Glück. Deshalb haben auch Religion und Glaube nur erziehlich auf den Fortschritt in der Kunst eingewirkt und bleiben nach Ueberschreitung einer gewissen Grenze hinter der Kunst zurück. Auch dem Patriotismus, dem stets Bequemlichkeitsliebe und Engbrüstigkeit der Gesinnung zu Grunde liegen, muß das Recht streitig gemacht werden, dominirend auf die Kunst einwirken zu wollen. Der Fortschritt innerhalb eines begrenzten Raumtheiles muß demjenigen der ganzen Menschheit auf der höheren Stufenfolge zum allgemeinen Glücke und reinstem Kunstgenusse weichen. In analoger Beziehung classificirt der Verfasser die Menschen in Realisten, welche die Welt nehmen wie sie ist und erwerben, und in Idealisten, zu denen hauptsächlich Dichter, Denker und Componisten gehören, welche im Geiste eine Welt tragen, wie sie sein sollte, und sich nur beschäftigen, ohne erwerben zu wollen. Der Kürze wegen werden die letzteren „Hypercephalen" genannt. Von diesen „Träumern" hängt der steigende Fortschritt zur idealen Kunst ab. Um dieses zu beweisen und zu illustriren, verweist du Mont auf die Schopenhauer'sche Anticipationslehre und die Darwin'sche Perfectibilitätshypothese, welche ihm beide unumstößliche Wahrheiten sind. Stellen wir uns auf diesen Standpunkt, so ist es unleugbar ein genialer Gedanke, diese beiden Lehren zusammenzustellen

*) Von Emerich du Mont. Leipzig 1876, F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

und in der Weise zu betrachten, daß sie im Principe nur eine bilden. Auf dem rein physischen Gebiete treibt die unbarmherzige und — wohl gemerkt — zwecklose Nothwendigkeit zur Vollkommenheit der Körper, auf dem intellectuellen Gebiete anticipirt der Wille des Hypercephalen die Gefühle, Gedanken und Erscheinungen einer vollkommeneren Geistesfreiheit. Durch zahlreiche Einzelbetrachtungen, Citate und polemische Epigramme versucht der Verfasser seine Ansicht von der Existenz eines auf obige Weise inclinirten Fortschrittes darzuthun und, wie mir scheint, mit vielem Glück. Schließlich spricht er hypothetisch von drei Perioden der Kunst, welche der Reihenfolge nach die Caricatur, die Porträtirung und die Idealisirung der Natur in sich begreifen. Wir befinden uns jetzt auf der Grenzscheide der zweiten und dritten. Da die letztere verhältnißmäßig neu ist, so sind reactionäre Schwenkungen im allgemeinen Fortschritte der Kunst gewiß denkbar, aber von dem Untergange der Kunst, welcher in moderner Zeit so häufig prophezeit wird, kann nicht die Rede sein. Beispiele aus dem praktischen Kunstleben erläutern diese Hypothese in sehr eindringlicher und klarer Weise. Je mehr der objective, d. h. der durch keine erwerblichen Rücksichten mißleitete Schönheitssinn sich entwickelt, je näher kommt auch die Erkenntniß der Wahrheit in der Kunst, wenn sie auch niemals ganz erreicht werden wird. Die Wahrheit aber, welche uns lehrt, wie in Wirklichkeit die Dinge beschaffen sind im Gegensatz zu der Erscheinung, welche sich unseren unvollkommenen Sinnen aufdrängt, wird uns nur die ideale Schönheitsform erkennen lassen. Die Form aber muß einen Inhalt haben, wenn sie nicht nur unseren Sinnen, sondern auch den idealen Anforderungen unserer Seele genügen soll. Dieser Inhalt ist die Moral, in der edelsten und weitausgedehntesten Bedeutung des Wortes.

Im zweiten Haupttheile beleuchtet der Verfasser zuerst das Verhältniß zur Civilisation und weist an der Hand der bedeutendsten Nationalökonomiker und Moralstatistiker nach, wie der Fortschritt der Civilisation nur durch den Egoismus der Einzelnen und der Völker bedingt wird. Politische und sociale Erfahrungen bestätigen diese These evident. Der Gegensatz zwischen der Moral, welche Tugend der Tugend wegen verlangt, und der Civilisation, welche die Civilisation nimmt, wie sie ist, und möglichsten Nutzen aus dem Vorhandenen zu schlagen sucht, wird auf den Gebieten der Wissenschaften, der Bürgertugenden, des Patriotismus und der Pädagogik, welche sämmtlich auf der Basis des Egoismus ruhen, nachgewiesen und erläutert. Nur eine einzige Tugend gibt es: die Nächstenliebe, welche von allen Religionen gelehrt wird, aber fast gar nicht befolgt, da unsere Zeit noch nicht reif ist, das Ideal der Zukunft, welche den Idealisten vorschwebt, zu fühlen, geschweige denn zu verstehen. Nur Einzelne anticipiren diese Tugend in der That, ihr Wesen erscheint aber unnatürlich (im eigentlichen Sinne), d. h. es emancipirt sich von der Natur, wie sie jetzt ist, und accommodirt sich der zukünftigen, welche der Gesammtwille der Menschheit erst noch schaffen soll und wird. Aus dieser Betrachtung resultirt logisch der du Mont'sche Ausspruch: Alles Natürliche ist unmoralisch, alles Moralische unnatürlich*), und ferner, daß das nicht abzustreitende Gefühl der Schuld, welches die Erkenntniß mit sich bringt, im Egoismus, im subjectiven Willen liegt, vermöge dessen wir leben und sind. „Also ist Leben und Schuld gleichbedeutend." Würden wir in der Gesammtheit dem Egoismus und dessem Resultate, der Civilisation, plötzlich Valet sagen, so würde die Welt zusammenstürzen, da wir nur stufenweise durch den Egoismus und die Schuld zu einem moralischen Leben, welches jetzt nur geistig anticipirt wird, emporsteigen können.

Das dritte Hauptstück beleuchtet das in endloser Ferne liegende Ziel des Fortschrittes, kurzweg vom Verfasser das Glück genannt. Des beschränkten Raumes wegen, welcher der Besprechung zugemessen ist, muß ich mich hier ganz kurz fassen und kann es um so eher, weil die Betrachtungen du Monts zum Theil Hypothesen sind, theils Schlußfolgerungen, welche schon Schopenhauer in seinem Hauptwerke gezogen hat. Das Glück der Civilisation ist kein Glück, denn nie wird die Wissenschaft die Naturgewalten besiegen, ganz insbesondere nicht den Tod, den gewaltigen Fürsten des Schreckens, dessen Schatten schon auf die Wiege des Neugeborenen fällt. Die Sehnsucht nach der Erlösung vom Tode wird auf Erden nie befriedigt werden und der Glaube der Optimisten an ein besseres Jenseits beweist nur, daß das Leben als schlecht erkannt wird. Auch die Aesthetik und Ethik verheißt uns kein dauerndes Glück, welches eine vollkommene Befriedigung des Willens, d. h. sein Schweigen, den Tod, bedeuten würde. Sprechen wir dennoch im täglichen Leben von Glück, das uns wiederfahren, so wird das Wort falsch angewendet und sollte besser durch „Freude" ersetzt werden. Ja, Freude empfinden wir, wahre, echte Freude bei jeder guten That, jedesmal wenn es uns gelungen ist, unsere innere Natur zu bekämpfen. Doch bleiben diese Freuden immer nur sporadisch und folgten sie auch blitzschnell aufeinander, sie würden immer nur eine Reihe einzelner Glückszufälle bilden, nicht aber unser Glück einheitlich umfassen, geschweige denn das Glück der gesammten Welt.

Wie steht es nun mit dem Fortschritt? Wir haben einen zweifachen, denjenigen in der Civilisation, der unzweifelhaft ist, und denjenigen in der Kunst und Moral, welcher ohne Zweifel gewollt ist, aber großen Rückschwenkungen unterworfen ist, welche ihn blöden Augen verschleiern. Es ist denkbar, daß dem Fortschritt der Civilisation eine Grenze gegeben ist, vielleicht würden uns dann, wenn diese erreicht ist, die Ideale der Kunst und Moral aus dem Nebel der Zukunft herrlicher und deutlicher entgegenstrahlen, als jetzt.

Ich hoffe, daß vorliegende Skizzirung des Inhalts des Werkes, so lückenhaft und unvollkommen sie auch sein mag, den geneigten Leser dazu ermuntern wird, das Buch selbst in die Hand zu nehmen. Es braucht Niemand zu fürchten, daß er in die Gewalt eines pedantischen Buchgelehrten fällt, im Gegentheil, du Monts leichte und lebensvolle Schreibart, seine Manier, aus dem praktischen Leben Beispiele in Hülle und Fülle anzuführen, und endlich der bescheidene Ton, mit welchem er seine Ansichten einfach und verständlich darlegt, üben auch dann eine große Anziehung aus, wenn der Leser sich nicht mit dem Geschriebenen einverstanden erklären kann. Und das letztere wird wohl häufig stattfinden, besonders bei Denjenigen, welche Darwin und Schopenhauer nicht so hoch schätzen, wie der Verfasser. Für diese ist das Buch, wie uns die Vorrede belehrt, nicht geschrieben, es wäre aber doch gut, meine ich, wenn es dennoch von denselben möglichst vorurtheilsfrei gelesen würde.

Oscar Riecke.

*) Es braucht wohl kaum bemerkt zu werden, daß dieses Wort hier nicht in dem Sinne wie „unnatürliche Laster" verstanden sein will. Unnatürliche Laster sind seltene Laster, die dort eintreten, wo der Egoismus und der durch denselben bedingte Wille des Menschen ungewöhnliche Seitenwege einschlagen.

Bibliographie.

P. J. Willatzen, Gedichte. 3. vermehrte Auflage. 16. VIII u. 300 S. Halle 1878, Gesenius. 3. —

G. Zart, Bibel und Naturwissenschaft in ihrem gegenseitigen Verhältniß dargestellt. 8. II u. 118 S. Berlin 1878, Grieben.

F. Zistler, das verhängnißvolle Kreuz. Socialer Roman. 8. 318 S. Graz 1878, Leykam.

Einbanddecken zum XII. Bande der „Gegenwart", sowie zu den früheren Bänden elegant in Leinwand mit blinder und vergoldeter Pressung sind zum Preise von à 1 Mark 50 Pf. durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Verlag und Expedition der „Gegenwart".
Georg Stilke.

Digitized by Google

Inserate.

Bücher-Ankauf.

Grössere u. kl. Privatbibliotheken, sowie einzelne gute Werke kauft zu höchsten Preisen **L. M. Glogau Sohn, Hamburg, Burstah.**

Verlag von **E. G. Naumann** in Leipzig.

Der milde Welf.

Trauerspiel von **C. G. Ritter.**

Mit einer Vorrede über die Versarten des deutschen Trauerspiels.

10 Bog. 16. Broschirt 3 *M.*

Karl Hillebrand sagt in der „Nationalzeitung": „Niemand wird dieses Trauerspiel, ohne einen Eindruck der Fremdartigkeit zu empfangen, durchlesen, aber auch Niemand es ohne das Gefühl, etwas Bedeutendem gegenüber zu sein, aus der Hand legen. Jenes erste Gefühl wird fast ganz verschwinden, das zweite aber viel mächtiger auf denjenigen eindringen, der es wieder liest u. s. w."

König Roderich.

Trauerspiel von **C. G. Ritter.**

10 Bog. 16. Elegant broschirt 3 *M.*

Der ‡-Rezensent der Kreuzzeitung schließt seine Besprechung dieses Stückes mit den Worten, daß es „reich an dichterischen Schönheiten ist und sich manche Freunde erwerben wird". (H. 3678.)

Um

Meines Lebenstages Mittag.

Nel mezzo del cammin di nostra vita.

Terzinen

von

Wilhelm Jensen.

Ein Band kl. 8., sehr eleg. ausgestattet, mit Ornament-Vignetten und Fleurons auf Velinpapier, broch. 2 *M.*, eleg. in engl. Leinen, mit Gold- und Schwarzdruck und Goldschnitt 3 *M.*

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

In meinem Verlage ist soeben erschienen:

Anno Zweitausend.

Zukunftsposse mit Gesang und Tanz

von

Karl Bilz.

Preis: 2 *M.*

Berlin. Leo Liepmannssohn, W. 52. Markgrafenstr.

Für jeden Verehrer Reuter's!

In 4. Auflage erschien:

Fritz Reuter's Himmelfahrt

oder

Wat sick Sündag, den 12. Juni 1874 in'n Himmel todrägen däh.

Preis 10 Sgr.

Bei Einsendung von 15 Sgr. in Briefmarken senden franco.

Bültmann & Gerriets Nachf., Varel.

Havanna-Cigarren,

sehr feine à Mille 60, 75, 90, 200 Mk.

Unsortirte Havanna à Mille 54 *M.*

Echte Cuba-Cigarren in Original-Bast-Paketen zu 250 Stück à Mille 60 *M.*

Manilla-Cigarren à Mille 60 *M.*

Havanna-Ausschuss-Cigarren (Original-Kisten 500 Stück) à Mille 39 *M.*

Aroma, Geschmack und Brand vorzüglich.

500 Stück sende franco.

A. Gouschior, Breslau.

Ein junger Philologe

(Hauptfächer: Französisch, Englisch, Deutsch) übernimmt jede Arbeit, welche anständig und irgendwie pekuniär lohnend ist. Am ehesten könnte er im Englischen etwas leisten. Offerten sub **„Arbeit"** an **Rudolf Mosse, Frankfurt a. M.**

Illustrirte

Frauen-Zeitung.

Ausgabe der **„Modenwelt"** mit Unterhaltungsblatt.

Gesammt-Auflage allein in Deutschland 245,000.

Erscheint alle 8 Tage.

Vierteljährlich *M.* 2.50.

Jährlich: 24 Nummern mit Moden und Handarbeiten gegen 2000 Abbildungen enthaltend.

12 Beilagen mit etwa 200 Schnittmustern für alle Gegenstände der Toilette und etwa 400 Musterzeichnungen für Weiss-Stickerei, Soutache etc.

12 grosse, colorirte Modenkupfer.

24 reich illustrirte Unterhaltungs-Nummern.

Grosse Ausgabe. Vierteljährl. *M.* 4.25.

Jährlich, ausser Obigem: noch 24, im Ganzen also 36 colorirte Modenkupfer und 24 Blätter m. historischen u. Volks-Trachten.

Die Modenwelt,

jährlich: 24 Nummern mit Moden und Handarbeiten, sowie 12 Schnittmuster-Beilagen (wie bei der Frauen-Zeitung), kostet vierteljährlich *M.* 1.25.

☛ Bestellungen werden von allen Buchhandlungen und Postanstalten jederzeit angenommen. ☚

Wir versenden gratis und franco:

Katalog 38. **Literaturgeschichte. Schönwissenschaftliche Literatur.**

Simmel & Co. in **Leipzig**, Rossstrasse 7 b.

Soeben erschien im Verlage von **J. Baemeister** in **Eisenach:**

Lehrlingsfrage und gewerbliche Bildung in Frankreich.

Von Dr. **Karl Bücher.**

Preis 70 Sgr.

Ein hochwichtiger Beitrag zur Revision der Gewerbeordnung. Der billige Preis erleichtert die Anschaffung für alle Kreise. Gegen Einsendung des Betrages in Briefmarken franco Zusendung.

Bücher-Preisherabsetzung.

Neueste Auflagen! Tadellos neu!

☛ **Statt 35 Mk. nur 13 Mk.**

Brockhaus,

Illustrirtes Haus- u. Familien-Lexikon.

Handbuch für das praktische Leben.

7 starke Bände, ca. 5600 Seiten gr. 8. mit 2382 Abbildungen, brillant ausgeführt.

☛ **Statt 45 Mk. nur 15 Mk.**

Held und Corvin,

grosse illustrirte Weltgeschichte.

6 Bde. gr. 8. 5000 Doppelseiten m. tausenden von Illustrationen.

Heyse's gr. Fremdwörterbuch 1877 3½ Mk.

Bücher-Kataloge über 50,000 Bde. 30 Pf.

L. Glogau Sohn, Hamburg, Burstah.

Soeben ist erschienen:

Alteneichen.

Von **Claire von Glümer.**

(Großer, deutlicher Druck. — Preis 5 *M.*)

Die unterzeichnete Verlagshandlung hat die Genugthuung, mit **„Alteneichen"** eine größere Erzählung der berühmten Verfasserin der „Bearner Novellen" zu veröffentlichen. **Claire von Glümer,** bekanntlich eine Meisterin der Technik und auf dem Gebiete der Kunstnovelle, bietet auch in „Alteneichen" eine große Klarheit und Anmuth der Zeichnung, die Charakteristik der Hauptfiguren zeigt den markigen Griffel, aber auch die Gemüthstiefe und Wärme der Empfindung der Dichterin. — Das Buch ist durch alle Buchhandlungen, auch direkt von der Verlagshandlung zu beziehen und es **wird in keiner größeren Bibliothek fehlen.**

Verlag von Albert Goldschmidt.

Berlin W., Linkstr. 23.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin** N.W., 32. Louisenstrasse.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.

Theater von Paul Lindau.

Erster Theil.

(Zweite Auflage.)

Marion. Schauspiel in 5 Acten. — **In diplomatischer Sendung.** Lustspiel in 1 Act. — **Maria und Magdalena.** Schauspiel in 4 Acten.

Zweiter Theil.

Diana. Schauspiel in 5 Acten. — **Ein Erfolg.** Lustspiel in 4 Acten.

Letzteres mit einer Vorrede in Form einer Widmung an den K. K. Hofschauspieler Ad. Sonnenthal in Wien.

Preis pro Band in 8. elegant geheftet 4 *M.* 50 Sgr.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4.

Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in Berlin.
Druck von **B. G. Teubner** in Leipzig.

Expedition, Berlin N.W., Luisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 9. Berlin, den 2. März 1878. Band XIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Rönnes „Staatsrecht des deutschen Reichs". Von Karl Braun. — Die Organisation des europäischen Staatenvereins. Von Bluntschli. III. — **Literatur und Kunst:** Goethe und Friedrich II. Von Daniel Jacoby. — Tizians Leben und Werke. Von W. Lübke. — Essays von Hans Hopfen. Besprochen von Eugen Zabel. — Bemerkungen über das französische Theater in der Gegenwart. Von Paul Lindau. II. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Bibliographie. — Inserate.

Rönnes „Staatsrecht des deutschen Reichs."*)

Von Karl Braun.

Ludwig von Rönne hat nunmehr sein Reichsstaatsrecht vollendet. Ich habe bereits früher über Beginn und Fortgang dieses Werkes deutschen Fleißes und deutscher Gründlichkeit in der „Gegenwart" berichtet, und zeige nunmehr mit aufrichtiger Genugthuung an, daß die zweite und letzte Abtheilung des zweiten Bandes kürzlich erschienen ist, und daß nunmehr das Ganze (Band I mit 396, Bd. II Abth. 1 mit 332, Bd. II Abth. 2 mit 390 Seiten, und mit einem sehr brauchbaren alphabetischen Sachregister, — leider sind unsere deutschen Gelehrten oft nachlässig und rücksichtslos genug, uns einen solchen, bei umfangreichen Büchern stets unentbehrlichen Führer vermissen zu lassen —) seinen Abschluß gefunden hat. Gefunden gerade in dem Augenblick, wo der Bundesrath und der Reichstag vor einer der wichtigsten staatsrechtlichen Fragen, nämlich vor der einer einfachen oder mehrfachen, einer bleibenden oder vorübergehenden, einer verantwortlichen, — unterverantwortlichen oder unverantwortlichen —, Stellvertretung für den Reichskanzler, stehen: Ein so treuer und zuverlässiger Führer, wie Rönnes Buch, ist in solchen staatsrechtlichen Schwierigkeiten und Verwickelungen doppelt erwünscht.

Herr von Rönne ist, wie kaum ein Anderer, berufen, diesen schon so umfangreichen und doch noch neuen Stoff des Reichsstaatsrechts zu bewältigen und dessen Handhabung dem Parlamentarier und Praktiker ebenso wie dem Gelehrten und Lehrer zugänglich und handhabbar zu machen. Einestheils hat er als Mitglied des norddeutschen und des deutschen Reichstages die Verfassung, die Gesetze, die Institutionen, die Verwaltungs- und Ausführungs-Normen selbst schaffen helfen und entstehen sehen; er ist ein lebender und zuverlässiger Zeuge, welcher über den Geist, aus welchem sie hervorgegangen, aus eigener Wissenschaft und Wahrnehmung zuverlässige und sachkundige Auskunft zu geben versteht. Anderntheils hat er sich ein langes und wohlangewandtes Leben hindurch als Schriftsteller gerade für diese Aufgabe, ich möchte sagen, systematisch vorbereitet, obgleich er natürlich zu der Zeit, als er diese Vorbereitung begann und vertiefte, noch keine Ahnung davon haben konnte, daß er demnächst berufen sein werde, der erste Publizist des wiedererstandenen deutschen Reiches zu werden. Während jener Zeit, wo Preußen zwar eine wohlgeregelte Verwaltung, aber noch keine constitutionelle Verfassung besaß — eine Versäumniß, die es später schwer büßen mußte — unterzog sich Herr von Rönne in Gemeinschaft mit den Herren Simon und Lette der schwierigen Aufgabe, eine Alles umfassende, geordnete und systematische Darstellung des preußischen Verwaltungsrechtes zu geben. Bei Ausarbeitung dieses umfangreichen Werkes eignete er sich die Methode an, welche sich bei seinen späteren staatsrechtlichen Büchern bewährt hat, jene Sorgfalt, welche auch nicht das Geringste übersieht, — jene Objectivität, welche jede Thatsache zu ihrem Rechte kommen läßt und niemals den lebendigen Stoff in das todte Prokrustesbette vorgefaßter Schulmeinungen einzwängt, — und jene unparteiische Ehrlichkeit, welche nicht nur die Gründe für die eigene Meinung anführt, sondern auch diejenigen Thatsachen und Argumente, welche für das Gegentheil sprechen.

Als Professor Gneist im September 1876 in Buda-Pest auf dem internationalen Congresse für Statistik erschien, — zu einer Zeit, wo die Ungarn an der Arbeit waren, ihre Comitatsverfassung zu reformiren und an die Stelle mittelalterlicher Verwaltungsformen moderne Einrichtungen zu setzen, jedoch ohne das große Princip des „Selfgovernment" zu verletzen, — priesen uns Deutschen gegenüber unsere magyarischen Freunde die Werke unseres berühmten deutschen Landsmannes, und sie anerkannten die vielfache Belehrung, welche sie denselben entnommen; gleichzeitig aber fügten sie die Beschwerde bei, wie es doch eigentlich eine recht seltsame Erscheinung sei, daß sich immer beide Parteien, die Liberalen wie die Conservativen, die Anhänger wie die Gegner des modernen Gedankens und der auf denselben aufzubauenden Reformen, auf Gneists Schriften beriefen, und in der That der eine wie der andere Theil Stellen, welche ihre entgegengesetzten Meinungen zu unterstützen schienen, anzuführen im Stande seien.

Ich antwortete damals auf diese Beschwerden, daß mir in dieser Erscheinung kein Tadel für ein wissenschaftliches Werk enthalten zu sein scheine, denn dasselbe habe nicht den Beruf, Argumente und Schlagworte für Parteizwecke zu liefern, sondern das gesammte thatsächliche Material klarzustellen und wissenschaftlich zu durchdringen; es sei daher natürlich, daß ein Jeder darin irgend etwas finde, wovon er glaubt, es könne zur Unterstützung seiner subjectiven Auffassung gereichen.

Ganz dieselbe Bewandtniß hat es mit den Arbeiten Rönnes, namentlich mit seinem „Staatsrecht der preußischen Monarchie", welches er seinem Verwaltungsrecht folgen ließ, nachdem Preußen in die Reihe der constitutionellen Staaten eingetreten war, und das in der kurzen Zeit seit seinem ersten Erscheinen in drei starken Auflagen sich bereits in den weitesten Kreisen verbreitet hat und sich gegenwärtig in einer vierten Auflage unter der Presse befindet. Es vergeht keine Session des preußischen Landtags, ohne daß nicht

*) Leipzig, F. A. Brockhaus.

Digitized by Google

die Autorität dieses Handbuches des preußischen Verfassungsrechtes in beiden Hänsern von den verschiedensten Parteien angerufen würde. Allerdings nicht immer in berechtigter Weise. Wenn z. B. ein clerikaler Redner im „Culturkampfe" zum Zwecke der Widerlegung der Auffassung der Regierung über den gegenwärtigen Rechtszustand zwischen dem preußischen Staate und der katholischen Kirche hartnäckig die Ausführungen Rönnes citirt, welche sich auf den früheren Rechtszustand beziehen, welche 1871 geschrieben und veröffentlicht wurden, also zu einer Zeit, wo die staatskirchenrechtlichen Grundrechte der preußischen Verfassung noch nicht abgeändert und die Maigesetze noch nicht erlassen waren, so ist das ein Verfahren, das sich selbst zur Genüge kennzeichnet und für welches man den verdienstvollen Verfasser des „Staatsrechts der preußischen Monarchie" nicht verantwortlich machen kann.

Allein, abgesehen vom Mißbrauch, kommt es in der That häufig vor, daß sich im preußischen Parlamente beide streitenden Theile in gutem Glauben auf die Autorität von Rönne berufen; und von Nichtsachkundigen wird dies vielfach so aufgefaßt, als wenn von Rönne an ein und der nämlichen Stelle bei der nämlichen Materie zugleich Pro und Contra plaidire. Diese Auffassung beruht auf einem Irrthum. Umgekehrt ist es vielmehr ein großes Verdienst Rönnes, daß er im Gegensatze zu der Rechthaberei und dem Unfehlbarkeitsdünkel einer gewissen Klasse deutscher Zunftgelehrten, welche sich verpflichtet glauben, von Zeit zu Zeit ein neues „System" aufzustellen und zu dessen Begründung den Thatsachen einige Gewalt, wäre es auch nur eine „douce violence", anzuthun und unbarmherzig Alles zu unterdrücken, welches ihnen bei diesem ihrem Bestreben nicht in den Kram paßt, — daß Herr von Rönne, sage ich, im Gegensatz hierzu, vor Allem erschöpfend, ehrlich und objectiv ist, daß er nicht nur seine Entscheidungsgründe (rationes decidendi), sondern auch seine Erwägungs- und Zweifelsgründe (rationes dubitandi) vollständig mittheilt, daß sein Buch ein lückenloses Arsenal bildet, in welchem nicht nur die Freunde, sondern auch die Gegner kriegsgerechte Waffen vorfinden.

Desselben Vorzugs erfreut sich das „Staatsrecht des deutschen Reichs", ein Buch, das wir gleichzeitig mit der Reform der Centralverfassung Deutschlands haben entstehen und wachsen sehen. Zuerst eine bloße Skizze in einer publicistischen Zeitschrift, erweiterte es sich hierauf zu einer selbstständigen Druckschrift, zu einem Grundrisse von mäßigem Umfange; und nun in der zweiten Auflage präsentirt es sich als ein stattliches Werk von vier großen Halbbänden, als ein Werk, das nicht nur im Aeußeren dem preußischen Staatsrechte sehr ähnlich sieht, sondern auch im Uebrigen an Gründlichkeit und Gediegenheit mit jenem wetteifert.

Dabei war die Aufgabe eine weit schwierigere. Ich möchte sagen wegen ihrer „Neuheit" und „Eigenthümlichkeit", wenn es erlaubt ist, diese Kunstausdrücke unserer Gesetzgebung über den Schutz der Muster, Modelle und Patente zu entlehnen. Das Landesstaatsrecht der Einzelstaaten hatte schon vorher höchst beachtenswerthe Bearbeitungen gefunden. Das Staatsrecht des heiligen römischen Reiches deutscher Nation und das des alten Bundes nnd Bundestages war veraltet und die Bearbeitungen jenes durch Pufendorf und Genossen und die Bearbeitung dieses durch Zöpfl und Consorten waren überhaupt nie mustergültig gewesen. Das Recht des neuen einheitlichen deutschen Gemeinwesens hat vor Rönne noch keinen Bearbeiter gefunden, der sich die Bewältigung des ganzen Stoffes zur Aufgabe gesetzt hat. Es zeigt ferner Formen und Einrichtungen, die vollständig neu sind. Und endlich, dasselbe ist täglich noch in Umbildung begriffen. Welch ein Unterschied existirt nicht zwischen dem stramm organisirten norddeutschen Bunde von 1867, der mit dem Einheitsstaat eine gewisse Verwandtschaft hatte und die Möglichkeit des Ueberganges zu einem solchen darbot, und dem jetzigen deutschen Reiche von 1871, das mehr den föderativen und vertragsmäßigen Charakter herauskehrt und in Folge dessen solchen Reformen, deren Schwierigkeiten im norddeutschen Bunde in wenigen Tagen und gleichsam spielend überwunden wurden, einen auf das Gesetz der Gewohnheit und des Beharrens basirten hartnäckigen Widerstand entgegenstellt. Welch ein Unterschied existirt nicht zwischen dem einheitlichen Bundeskanzleramte von 1867 und der augenblicklichen Zerlegung des Reichskanzleramtes in verschiedene Sectionen, neben welchen dann noch die zahlreichen übrigen „Reichsämter" herumschwimmen als disjecti membra poëtae.

Wer schon den Versuch gemacht hat, zu Pferd oder auf der Eisenbahn oder auf einem stark schütternden Dampfer zu schreiben, der wird wissen, daß dies mit einigen Schwierigkeiten verknüpft ist. Noch weit schwieriger ist es, ein in beständigem Flusse begriffenes Recht wissenschaftlich zu fixiren. Es gilt hier das Bleibende von dem Vergänglichen zu scheiden und die Ruhe im Wechsel zu finden; mit einer Reihe von Momentbildern ist da nicht geholfen.

Gleichwohl ist es Herrn von Rönne, trotz des höchsten Aufwandes von Sorgfalt, nicht möglich gewesen, einen „Anhang" zn vermeiden, welcher uns auf etwa vierzig Seiten die während des Druckes eingetretenen Veränderungen der Verfassung und der Verwaltung, der Organisationen und der Gesetzgebung darstellt.

Gerade darin aber, daß uns das Buch nicht blos eine juristische Abstraction gibt, deren Werth ich übrigens gar nicht verkenne (obwohl man zwischen wissenschaftlichem Werth und praktischer Brauchbarkeit unterscheiden muß), — daß es uns zugleich die Genesis unseres jungen einheitlichen Gesammtstaatsrechts aufweist und auch die historisch-politischen und die volkswirthschaftlichen Momente mit aufnimmt, gerade darin liegt ein großer Reiz der Rönne'schen Darstellung. Gerade darin liegt der Vorzug, welcher das Buch für die Praktiker und Parlamentarier, für die Politiker und die Publicisten so willkommen — ja geradezu unentbehrlich macht.

Wie aber überhaupt in unserer mangelhaften Welt „hier unter dem wechselnden Monde" Das, was der Eine für einen Vorzug hält, dem Andern ein Fehler oder gar eine Sünde zu sein scheint, so ist diese Seite des Rönne'schen Staatsrechts, des preußischen sowohl wie des deutschen, auch zum Gegenstande von Angriffen geworden, über welche ich hier noch ein Wort beizufügen gedenke.

Es hat einigen jugendlichen Heißspornen, welche zur Zeit sich noch der hoffnungsreichen Aufgabe von Privatdocenten widmen, und — das versteht sich immer von selbst — eine große Zukunft voll genialer Leistungen und darauf hypothecirter Unsterblichkeit vor sich haben, gefallen, das „preußische Staatsrecht" sowohl als auch das „Staatsrecht des deutschen Reichs" als unwissenschaftlich zu verschreien.

Was soll man dazu sagen? Allerdings ist Herr von Rönne nicht Privatdocent oder sonstwie geschworenes Mitglied einer gelehrten Zunft, sondern „blos" Obergerichtspräsident und Mitglied des Reichstags. Allerdings kann man auch das Reichsstaatsrecht, d. h. das öffentliche Recht eines erst vor wenigen Jahren entstandenen und noch in fortwährenden Umbildungen, Schwankungen, Versuchen, Erweiterungen, Vertiefungen und Fortbildungen begriffenen Staatencomplexes, nicht in derselben Weise behandeln, wie uns Mommsen das Staatsrecht der alten Römer, Carl Friedrich Hermann das der alten Griechen und Johann Wilhelm Löbell die erste Entwickelung der fränkisch-romanischen quasi-staatsrechtlichen Verhältnisse zur Zeit des Gregor von Tours dargestellt haben. Noch viel weniger kann man zu einer Zeit, wo es sich noch darum handelt, den in der Entstehung und in dem Wachsthum begriffenen Stoff zu sammeln, zu sichten und unter wissenschaftliche Gesichtspunkte zu bringen, das Alles schon so von oben herunter mit Abstractionen, dialektischen Formen und inhaltslosen Kategorien behandeln. Ehe man an diese „Amoenitates juris", unter welche ich z. B. auch die Spielereien mit den schwankenden Begriffen von

Digitized by Google

„Bundesstaat" und „Staatenbund" und ähnliche Themas für publicistische „Karlchen Mießnicks" rechne, gelangt, ist noch manche harte und schwere Arbeit zu verrichten; und es mag — ernsthaft gesprochen — wohl noch ein Vierteljahrhundert dauern, bevor es gelingt, auf dem Wege der logischen Deduction und Induction, der Definition der Einzelbegriffe und der Zusammenfassung des Systems, den gesammten Rechtsstoff nach den höchsten rechtswissenschaftlichen und rechtsphilosophischen Anforderungen zu differenziren und organisch zu construiren. Wenn aber auch dieser Augenblick, welcher ein solches Werk bescheert, gekommen sein wird, so ist damit doch noch lange nicht Rönnes Werk entbehrlich geworden, sondern es wird auch dann noch, in stets erneuerten Auflagen erscheinend, ein unentbehrliches Hand- und Hülfsmittel für jeden Praktiker bilden; und selbst der dermalen noch unbekannte Autor jenes Zukunftswerkes wird, wenn er ehrlich sein will, zugestehen müssen, daß es ihm ohne Rönnes Beistand unmöglich gewesen sein würde, sein Opus zu schaffen.

Die „constructive" Bearbeitung unseres Staatsrechts (ich entlehne die Bezeichnung „constructiv" einem sehr lesenswerthen Aufsatze des Prof. Hänel „Zur Literatur des deutschen Staatsrechts" in Nummer 9 der Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" vom 9. Januar, worin er die Methode Rönnes als die beschreibende oder die erzählende bezeichnet, welche in „anschaulicher Ausbreitung der Darstellung, in Vollständigkeit des Stoffes und in genauer und umfassender Heranziehung aller Hülfsmittel", das zur Zeit Höchstmögliche leistet), — diese constructive Bearbeitung also bedarf einer Vorbereitung aus langer Hand. Ihr müssen zahlreiche und umfassende Einzelforschungen vorausgehen, und erst wenn diese in quali et quanto zur Genüge vorhanden sind, erst dann ist es möglich, daraus ein Gesammtsystem zu construiren. Hier gilt es, schrittweise von den verschiedenen geeigneten Punkten der Peripherie aus in das Innere vorzudringen; und alle diese verschiedenen Wege werden, wenn sie nicht irre gehen, demnächst im Centrum zusammentreffen. Eine solche Eroberung eines umfangreichen und spröden Rechtsstoffes für die constructive Wissenschaft verglich Herr von Gerber, früher Professor in Leipzig, jetzt sächsischer Cultus- und Unterrichtsminister, einmal im norddeutschen Reichstag von 1867 in zutreffender Weise der Bewirthschaftung eines ausgedehnten Forstes mit den mannichfaltigsten Abwechslungen von Terrain und Holzarten, welcher sich bis dahin in einem verwilderten und vernachlässigten Zustande befunden. Es gilt zunächst das Object zu erforschen und vollständig kennen zu lernen; und erst wenn dies vollständig gelungen, wird es möglich sein, auf Grund exacter Einzelstudien, einen brauchbaren Gesammtculturplan zu entwerfen. In diesem Sinne, aber auch nur in diesem, hatte Robert von Mohl recht, wenn er daran zweifelte, ob es zur Zeit schon möglich sei, ein deutsches Staatsrecht zu schreiben.

An vortrefflichen Monographien fehlt es schon jetzt nicht. Vor Allem ist die Studie des Reichstagsabgeordneten Prof. Dr. A. Hänel über „die vertragsmäßigen Elemente der deutschen Reichsverfassung" zu erwähnen. Wenn die descriptive Methode Rönnes und die constructive Hänels dereinst im Stande sein werden, einander zum gemeinsamen Werke die Hände zu reichen, um alsdann dies zur Consistenz und zum Abschluß gelangte Reichsstaatsrecht zu bearbeiten, dann wird die Zeit gekommen sein, von welcher ich sprach, d. h. es wird dann möglich sein, einen definitiven, rein juristischen Abschluß — soweit ein solcher überhaupt in wissenschaftlichen Dingen möglich ist — zu machen, nach welchem obgedachte ingenia praecocia jetzt schon mit Unrecht verlangen.

Einstweilen und zum mindesten bis dahin wollen wir uns freuen, daß wir unsern Rönne besitzen, welcher uns zum ersten Male ein positives und systematisches deutsches Staatsrecht geboten, das sich gleich vortheilhaft abhebt von den verzopften Arbeiten eines Samuel Pufendorf sowie von den nach willkürlicher französischer Schablone gearbeiteten Doctrinen à la Rotteck und Welcker. Beiläufig bemerkt hat Welcker sich selbst und seine seltsame Weltanschauung am treffendsten dadurch charakterisirt, daß er kurze Zeit vor seinem Tode — es war während der preußischen Conflictszeit, und der gute alte Herr hatte wieder einmal seine „großdeutschen" Anwandlungen — einen Preis ausschrieb für die Entdeckung des besten Mittels, wie man auf wissenschaftlichem Wege Verfassungsverletzungen und Staatsstreichen mit sofortigem Erfolge entgegentreten könne. So viel ich weiß, hat sich der Narr nicht gefunden, der es unternommen hätte, eine Aufgabe zu lösen, welche die Allmacht einer alleinseligmachenden Doctrin voraussetzt; und das war jedenfalls ein günstiges Zeichen.

Ich gedachte noch Einiges hinzuzufügen über das Wechselverhältniß zwischen dem Reichs-Staatsrecht und dem Landes-Staatsrecht der einzelnen deutschen Territorien, sowie über die Einwirkung der wissenschaftlichen Bearbeitung des ersteren auf die Darstellung des letzteren. Ich behalte mir das jedoch für eine andere Gelegenheit vor, um nicht hier die üblichen Grenzen des Raumes zu überschreiten, und beschränke mich darauf, daran zu erinnern, daß wir auch auf dem letztgedachten Gebiete einige höchst beachtenswerthe Bearbeitungen, z. B. die des preußischen Staatsrechts von Hermann Schulze, die des bayerischen von Pözl und die des württembergischen von Robert von Mohl, besitzen.

Die Organisation des europäischen Staatenvereins.*)

Von Bluntschli.

III.

Vorschlag eines Staatenbundes.

Soll das große Problem einer Verfassung für den europäischen Staatenverein gelöst werden, so ist die unerläßliche Grundbedingung desselben die Wahrung der Selbstständigkeit und Freiheit der verbündeten Staaten. Diese Staaten sind souveräne Personen. Sie können daher wohl für gemeinsame Interessen und Zwecke zusammenwirken, aber sie werden sich nie freiwillig einer übergeordneten Verfassungsmacht unterordnen. Sie werden nie auf eine eigene Regierung und ein eigenes Heer verzichten, und weder einen Universalmonarchen noch ein souveränes Gesammtparlament über sich dulden.

Wir müssen uns deshalb bescheiden mit einer weniger pompösen Organisation, als sie ein Reich oder ein Bundesstaat gewährt; und es wird die neue Verfassung um so eher ausführbar und wirksam werden, je näher sie an die bestehenden Staaten und deren Beziehungen sich anschließt.

Die gegenwärtige europäische Staatenwelt gliedert sich in ungefähr fünfzehn Staaten, beziehungsweise Staatengruppen, die als politische Wesen in Betracht kommen, namentlich I. die sechs Großmächte, Deutsches Reich, Frankreich, Großbritannien, Italien, Oestreich-Ungarn und Rußland, II. neun andere Staaten und Staatengruppen von Bedeutung, nämlich Belgien, Dänemark, Griechenland und die osmanischen Länder, die Niederlande mit Luxemburg, Portugal, Rumänien-Servien-Montenegro, Schweden-Norwegen, Schweiz, Spanien. Auf die kleinsten machtlosen sogenannten Staatenwesen, wie z. B. Liechtenstein, San Marino, Monaco und andere braucht man nicht zu achten, da dieselben nur Reminiscenzen aus dem Mittelalter sind, und kein eigenes europäisches Interesse haben, vielmehr als Trabanten einem größeren Staate folgen.

Die genannten fünfzehn Staaten sind die natürlichen Mitglieder des europäischen Staatenvereins. Sie haben alle wesentlich dieselben Rechte der Persönlichkeit. Wenn europäische Fragen entschieden werden, so sind sie alle als Glieder Europas mitbetheiligt. Sie haben sämmtlich einen Anspruch auf Vertretung in den entscheidenden Bundesorganen. Sie verlangen mit Recht,

*) Vgl. „Gegenwart" 1878, Nr. 7 und 8.

Digitized by Google

ihre Meinung zu äußern und mitzuberathen und mitzubeschließen.

Aber neben dieser Gleichheit der Staaten ist auch der Unterschied zu beachten zwischen den Großmächten und den übrigen selbstständigen Staaten. Dieser Unterschied beruht nur zum Theil auf der Ausdehnung der Länder und der Größe der Bevölkerung. Er beruht mehr noch darauf, daß die Großmächte in höherem Grade actionsfähig sind, als die übrigen Staaten. Die Großmächte sind gewöhnt und durch ihre Heeresorganisation dafür ausgestattet, thätig einzugreifen in die Geschicke der Welt. Die übrigen, oft neutralen Mächte ziehen es vor, für ihren eigenen Frieden zu sorgen als nach Außen machtvoll ihre Politik zu bethätigen.

Um deswillen kann man an die Großmächte, nicht aber an die übrigen Staaten die Zumuthung richten, daß sie im Nothfall für die gewaltsame Execution sorgen, wenn diese nöthig wird. Die anderen Staaten besitzen die militärischen und finanziellen Kräfte nicht, um in dieser Weise mitzuhandeln.

Welche Staaten Großmächte seien, das hängt von der Entwicklung der politischen Macht ab und theilweise auch von der Neigung. Es kann eine neue Großmacht entstehen, wie in unseren Tagen Italien und das deutsche Reich. Es kann auch eine Großmacht aufhören Großmacht zu bleiben und in die zweite Klasse der Staaten übergehen. Spanien war im sechzehnten, Schweden im siebenzehnten Jahrhundert eine Großmacht. Sie können es vielleicht wieder werden, aber zur Zeit sind sie eher berufen und gewillt, die bescheidenere, aber auch die weniger angestrengte und ungefährlichere Rolle neutraler Staaten zu spielen.

Da die Großmächte schwerere Pflichten zu erfüllen haben und ihre erhöhte Macht ihnen auch ein größeres Gewicht verleiht, so halte ich es für billig und nöthig, daß in den leitenden Bundesorganen ihre Vertretung doppelt so stark sei, und daß ihre Stimme zwiefach so hoch geschätzt werde als die Vertretung und die Stimme der übrigen Staaten.

Um die richtige Organisation herzustellen, müssen die Aufgaben erwogen werden, deren Lösung man verlangt, die Zwecke, denen die Organe des Bundes dienen sollen.

In dieser Beziehung sind folgende Functionen zu unterscheiden:

I. Es ist nöthig, das Völkerrecht selbst, die allgemein anerkannten und zu beachtenden Normen festzustellen. Für diese Thätigkeit genügt dem heutigen politischen Geiste nicht eine bloße Vertretung sämmtlicher Staatsregierungen. Zu Gesetzen verlangen wir die Mitwirkung und Zustimmung auch einer repräsentativen Versammlung, welcher die Völker vertrauen, daß sie ihre Interessen wahre. Ein völkerrechtliches Gesetz für Europa kann daher nur zu Stande kommen, wenn sowohl der europäische Bundesrath, in welchem alle Staatshäupter und Staatsregierungen vertreten sind, als ein von den Volksvertretungen der verbündeten Staaten gewähltes europäisches Repräsentantenhaus, das man Senat nennen kann, mit Mehrheit dasselbe gut heißen.

Der Bundesrath würde, wenn die fünfzehn Staaten und Staatengruppen darin vertreten sind, aus einundzwanzig Delegirten bestehen, je zwei von jeder Großmacht, je einer von den übrigen Regierungen frei ernannt und je nach Umständen gewechselt.

Das Repräsentantenhaus darf nicht sehr zahlreich sein, soll es seiner Aufgabe gewachsen bleiben. Es würde genügen, daß jede Volksvertretung einer Großmacht zehn Abgeordnete (Senatoren) erwählte, und die Kammern der übrigen Staaten je fünf Abgeordnete. Dieser Senat wäre dann 105 Mitglieder stark.

Es läßt sich dafür sorgen, daß erfahrene, der völkerrechtlichen und der politischen Verhältnisse kundige Männer bezeichnet werden, und selbst die Schwierigkeit der Sprache würde dann nicht unüberwindlich sein. Auf der heutigen Bildungsstufe darf man annehmen, daß höher gebildete Männer durchweg neben ihrer Muttersprache noch eine oder ein paar fremde Sprachen verstehen, oder es ihnen nicht allzu schwer fallen wird, dieselben verstehen zu lernen. Man dürfte allerdings Niemandem verwehren, in seiner Muttersprache zu reden. Wenn aber die Redner wünschen, von allen oder den meisten Zuhörern verstanden zu werden, so werden sie entweder französisch oder englisch oder deutsch sprechen. Diese drei Nationalsprachen haben jedenfalls heute die meiste Verbreitung, und würde in diesen Sprachen auf Verlangen eine fremde Rede verdollmetscht, wie das in der Schweiz und auf internationalen Vereinen schon lange geschieht, so wäre für das allgemeine Verständniß gesorgt.

II. Die Angelegenheiten der großen Politik und

III. die bloßen internationalen Verwaltungs- und Justizsachen.

In den bisherigen Vorschlägen ist dieser Unterschied nicht beachtet. Mir scheint er von entscheidender Bedeutung.

Zu den Angelegenheiten der großen Politik gehören alle Fragen, welche die Selbstständigkeit und Freiheit der Staaten betreffen, von denen die Lebensbedingungen der Völker, ihr Dasein, ihre Sicherheit, ihre Entwicklung abhängig sind, die Fragen, für welche männliche Völker ihre ganze Kraft einsetzen und nicht geneigt sind, einem schiedsrichterlichen oder anderen Urtheile von Rechtsgelehrten sich zu unterwerfen, sondern es vorziehen, nöthigenfalls ihr Gut und Blut zu opfern, die Fragen, die vorzugsweise Kriegs- und Friedensfragen sind.

Um deswillen können die heutigen Culturvölker die Entscheidung solcher Lebensfragen auch nicht einfach dem Collegium des europäischen Bundesrathes anvertrauen, in dem die Regierungen zusammenwirken, sondern verlangen die Völker, daß auch ihre Stimme gehört, daß darüber auch öffentlich vor der Vertretung der Völker verhandelt werde. Der Senat würde dann mindestens das Amt eines Berathers übernehmen und die öffentliche Meinung aussprechen. Ohne sein Gutachten und ohne seine Billigung dürfte kein rechtsverbindlicher nöthigenfalls gewaltsam zu vollziehender Beschluß des Bundesrathes gefaßt werden.

Ganz anders sind die kleinen Angelegenheiten der Verwaltung und der Justiz zu behandeln. Ich rechne zu diesen alle Anordnungen über internationale Verkehrsverhältnisse, die Straßen, Eisenbahnen, Posten, Telegraphen, Schifffahrtsverkehr auf Strömen und auf dem Meere, ferner Auslieferung von Verbrechern, die Fragen der Nationalität, und des gesammten internationalen Privat- und Strafrechts, Entschädigungsstreitigkeiten, Grenzregulirungen, ferner Sanitätsinteressen, Ceremoniel u. s. w.

Für diese kleinen Verwaltungs- und Justizsachen läßt sich ohne Gefahr für die einzelnen souveränen Staaten durch gemeinsame Einrichtungen sorgen, wie das heute bereits in manchen Fällen durch internationale Verwaltungsämter oder durch internationale Schiedsgerichte geschieht. Zu diesen Dingen bedarf es keiner Mitwirkung des Senats. In der Regel genügt hier der Bundesrath, dem alle derartige internationale Aemter untergeordnet würden, und der Rechtsfragen auch, sei es an Schiedsgerichte, sei es an ständige internationale Bundesgerichte überweisen könnte. Die Aufgabe ist hier nicht, neue Institutionen zu erfinden, sondern die vorhandenen auszubilden, zu vermehren und einer Gesammtleitung unterzuordnen.

Die regelmäßige Verwaltungsoberbehörde für diese kleinen Sachen wäre natürlich der Bundesrath. Dieser dürfte besonders geeignet sein, die mancherlei internationalen Aemter zu besetzen, zu beaufsichtigen, ihnen die erforderlichen Anweisungen zu geben. Die Souveränität der verbündeten Staaten wird durch eine solche Vertretung im Bundesrath und Thätigkeit des Bundesraths in keiner Weise gefährdet oder beeinträchtigt. Unbedenklich werden daher die Staaten dazu zusammenwirken.

Verhältnißmäßig selten sind Fragen der großen Politik und auch die Functionen der Gesetzgebung; dagegen diese Verwaltungs- und Justizsachen erfordern eine fortgesetzte Thätigkeit.

Um deswillen müßte der Bundesrath entweder eine ständige Behörde werden, oder da auf diese Weise die Gefahr der Vielgeschäftigkeit und Vielregiererei entstünde, wenigstens ein paar Mal ordentliche Sitzungen im Jahre haben. Zwei Sitzungen von einigen Wochen dürften noch auf lange hin genügen. Nur

Digitized by Google

eine ständige Bundeskanzlei wäre unentbehrlich. Dagegen der Senat wäre ordentlicher Weise höchstens Ein Mal im Jahre, und außerordentlicher Weise nur aus besonders dringenden Gründen einzuberufen.

Jedem Staate müßte das Recht zustehen, eine Sitzung des Bundesrathes zu verlangen und einen Antrag zu stellen, eine internationale Frage anzuregen. Im Bundesrathe würde selbstverständlich nach Staaten, nicht nach Individuen gestimmt, im Senat dagegen wäre die individuelle Meinungsäußerung und Abstimmung vorzuziehen.

Die Kosten der internationalen Behörden und Aemter würden von den Staaten aufgebracht. Es darf kein Steuerrecht des Bundes geben, so wenig als eine reine Bundesarmee. Das ist ganz wesentlich für die Souveränität der Staaten, welche durch den Bund gestützt, nicht ersetzt werden soll. Jeder Staat mag auch beliebig seine Delegirten zum Bundesrathe besolden, wie er seine Gesandten besoldet. Ebenso würden die Staaten für die Diäten der Senatoren aufkommen, aber allerdings zweckmäßig auf demselben Fuße in gleicher Höhe.

Den Ort der Sitzungen für den Senat würde der Bundesrath je nach den Umständen bestimmen. Für den Bundesrath selber aber ist eine ständige Residenz oder höchstens ein Wechsel zwischen einigen Städten zu empfehlen. Dafür taugen aber weder große Weltstädte noch Hauptstädte einer Großmacht, sondern nur Städte, deren Bevölkerung keinerlei Druck übt auf die Berathung, auch nicht den stillen aber wirksamen der Salongespräche. Von der Art wären z. B. die belgischen Städte Brüssel und Gent, die schweizerischen Zürich und Genf, die deutschen Baden-Baden und Leipzig, die französischen Nancy und Orleans, die italienischen Mailand und Florenz.

Das Präsidium im Bundesrathe kann füglich unter den Großmächten jedes Jahr wechseln, so daß insbesondere jede Großmacht je in sechs Jahren ein Mal dasselbe ausübt. Der Präsident hat aber nur formale Befugnisse, er darf kein Vorrecht von sachlicher Bedeutung haben.

IV. Vollzug der Bundesbeschlüsse.

Die Vollziehung der Beschlüsse wird, soweit sie in den Bereich der Bundesämter fällt, von dem Bundesrathe selber, in vielen Fällen mit Beihülfe der verbündeten Regierungen besorgt, so weit sie in den Bereich der Staaten fällt, von den Regierungen der Staaten.

Nur in Einer Klasse von Fällen, die selten eintreten, genügt diese Anordnung nicht. Wenn es ausnahmsweise einer Zwangsvollziehung auch gegen einen Staat bedarf, dann kann dieselbe nicht dem Bundesrathe anvertraut werden, welcher weder Truppen zur Verfügung hat, noch große Finanzmittel. Für solche Fälle bedarf es der Mitwirkung der Großmächte, welche allein die Macht haben, nach Außen hin einen gewaltsamen Druck zu üben.

Daher tritt jetzt gewissermaßen als mächtiger Vollziehungsausschuß das Collegium der Großmächte aus dem Bundesrathe hervor. Nimmt man an, daß ein Beschluß des Bundesrathes nur dann vollziehbar mit Gewalt ist, wenn das Gutachten des Senats dazu ermächtigt, so füge man als eine weitere Cautel die Bestimmung hinzu, daß Gewalt nur geübt werden darf, wenn nicht blos Bundesrath und Senat, sondern auch die Mehrheit der Großmächte dazu stimmen, also wenn mindestens vier Großmächte sich für die Erlaubniß und Nothwendigkeit der Gewaltanwendung erklären. Dann schwindet jede Besorgniß vor einem leichtfertigen, tyrannischen, ehrgeizigen Vorgehen gegen einen Staat. Es braucht dann kein Staat zu fürchten, daß seinem natürlichen Rechte und seiner Freiheit irgend eine ungebührliche Gewalt angethan werde.

Die Möglichkeit eines Krieges wird durch diese Verfassung nicht völlig aufgehoben. Sie bleibt aber so lange in der Welt, als es noch lebenskräftige männliche Völker gibt, welche im Nothfall für ihre Freiheit und ihr vermeintliches Recht ihre ganze Existenz mit den Waffen in der Hand einzusetzen entschlossen sind. Aber die Kriege werden sehr viel seltener; leichtsinnige, ehrsüchtige, eroberungslustige Kriege werden thatsächlich unmöglich werden. In der Regel wird sich jeder Staat der dreifachen Mehrheit der sämmtlichen europäischen Regierungen der Volksvertretung im Senat und der Großmächte, ohne einen fruchtlosen Widerstand zu wagen, freiwillig unterordnen. Wir werden keine frevelhaften und keine thörichten Kriege mehr erleben. Für die europäischen Gesammtinteressen, für das europäische Völkerrecht und für den europäischen Frieden aber ist sehr viel besser gesorgt, als gegenwärtig.

Eine Auflösung und Entwaffnung aller Staatenheere wird keineswegs die Folge solcher Verfassung sein. Sie wäre auch für die männliche Ausbildung und die Kraftentwicklung der Nationen gar nicht förderlich. Aber die Ueberspannung der Militärlasten würde anhören. Eine allmähliche Verminderung der stehenden Heere und der Dienstzeit, der Ausgaben für Festungen und Kriegsschiffe würde erreicht. Alle Nationen würden dadurch für ihre gemeinsame Wohlfahrt enorm gewinnen.

Die Schwierigkeit, daß es einige Staaten in Europa gibt, welche auch außer Europa große Länder besitzen, muß wohl von Anfang an erwogen werden. Dieselbe wird aber besser zunächst umgangen. Hat sich der europäische Staatenbund einmal daran gewöhnt, die europäischen Verhältnisse friedlich, gemeinsam und gerecht zu ordnen, so wird er allmählich auch die Fähigkeit erwerben, die außereuropäischen, so weit sie mit Europa verflochten sind, in ähnlicher Weise zu regeln.

Mein Vorschlag einer Verfassung für den europäischen Staatenverein ist nicht glänzend, nicht ungewöhnlich, er ist nüchtern und bescheiden; aber indem er sich an die realen Mächte hält, und diesen die Erfüllung der höheren idealen Aufgaben anvertraut, ist er, wie ich hoffe, praktischer und wirkungsvoller als die früheren Pläne.

Sein Grundgedanke des Staatenbundes (der Conföderation) stimmt mit dem ursprünglichen Plane Heinrichs IV. und Sullys zusammen und unterscheidet sich sehr scharf von den Utopien sowohl des Abtes Saint Pierre als meines Freundes Lorimer. Er ist insofern eine Fortbildung des alten französischen Planes, als er, entsprechend der politischen Umgestaltung Europas, die Vertretung der Völker der der Regierungen für Gesetzgebung und große politische Fragen beiordnet, die seitherigen internationalen Aemter für Verwaltung gemeinsamer Interessen aufnimmt und erweitert und den Unterschied der Großmächte und der andern Staaten beachtet.

Das Bedürfniß einer Lösung des Problems ist heute schon vorhanden und es wird von Jahr zu Jahr dringender empfunden. Ich weiß nicht, wann ein neuer ernster Versuch der Lösung in's Leben gerufen wird. Aber ich habe das Vertrauen, daß ein oder einige große europäische Staatsmänner in einer nicht allzu fernen Zukunft die Erfüllung der Aufgabe unternehmen werden. Das Werk ist viel leichter, als das der Gründung des deutschen Reiches gewesen ist. Die große Gefahr, die bisher immer wieder jede Einigung verhindert hat, der Hegemonie eines Volkes über alle andern, ist endlich für immer beseitigt. Alle Großmächte wissen es heute, daß keine mächtig genug ist, alle andern zu überwinden und zu unterwerfen. Auf dem Boden der Freiheit aller Völker und der Selbstständigkeit aller Staaten läßt sich eine Verfassung schaffen, die für kein einzelnes Glied bedrohlich aber für alle wohlthätig wirkt.

Auch mächtige und geniale Staatsmänner vermögen nicht Alles, wenn nicht das Verständniß der Nationen ihnen freundlich zu Hülfe kommt. Diese Arbeit hat den Zweck, Einiges zur Klärung der öffentlichen Meinung beizutragen und dieses Verständniß zu fördern. Die Hauptaufgabe ist nicht eine theoretische, sondern eine praktische. Nur weitherzige humane Staatsmänner können sie erfüllen. Die Erreichung des Zieles aber wird der Menschheit zum Segen gereichen, denn sie liegt unzweifelhaft in der Entwicklung Europas und in der göttlichen Bestimmung der Staatenwelt.

Digitized by Google

Literatur und Kunst.

Goethe und Friedrich II.

Nach den Quellen.*)

Von Daniel Jacoby.

Schon in jungen Jahren hörte Goethe Friedrichs Namen oft aussprechen: hier mit herzlicher Wärme und mit Bewunderung seines Geistes, dort mit wegwerfender Verachtung oder mit ingrimmigem Haß. Er war gerade sieben Jahre alt geworden, als Friedrich durch seinen Einfall in Sachsen die ganze deutsche Welt in Aufregung brachte. Auch auf das bisher so stille Leben in seiner Familie sollte der gewaltige Schritt des preußischen Königs seinen Einfluß ausüben. Wie in der Stadt Frankfurt selbst, so standen sich auch innerhalb der Familie zwei Parteien gegenüber; die eine war östreichisch gesinnt, die andere verhehlte ihre Sympathien für Preußen nicht. Goethe erzählt uns bei Gelegenheit der kurzen Charakterisirung des Freiherrn von Plotho, den die gegen seinen König erlassene Achtserklärung so erzürnt hatte, daß der König bei dem unteren Volke in Frankfurt in großer Gunst stand.

Des Dichters Großvater von mütterlicher Seite dagegen wurde von Allen, die östreichisch gesinnt waren, als Haupt und Hort betrachtet: er war kaiserlicher Schultheiß, und Maria Theresia hatte ihn zehn Jahre vor dem Ausbruch des siebenjährigen Krieges mit einer goldenen Gnadenkette beschenkt. Nur zornig konnte er von dem dreisten Könige im Norden reden; auch sprach er niemals von einem preußisch-östreichischen Kriege, sondern nur von der preußischen Empörung. Goethes Vater aber mit der kleineren Hälfte der Familie hielt es mit Preußen; auch die Mutter war auf Seiten Friedrichs. Schon der Umstand, daß bei ihm der größere Freisinn zu finden war, seine jugendliche Thatenlust, das Selbstbewußtsein einer fest in sich ruhenden großen Persönlichkeit bestachen die phantasievolle Natur der trefflichen „Frau Rath". Was Wunder, daß auch der junge Wolfgang gut preußisch oder, wie er in „Dichtung und Wahrheit" sich verbessert, gut fritzisch gesinnt war! Was ging uns, sagt er selbst, Preußen an. Es war die Persönlichkeit des großen Königs, die auf alle Gemüther wirkte. Bei seiner leicht beweglichen Phantasie stand ihm Friedrich wie einer der Helden der Vorzeit vor Augen. Noch im Greisenalter waren Goethe die einzelnen Details des siebenjährigen Krieges, wie Eckermann berichtet, vollkommen gegenwärtig, der in einem Gespräch über Friedrich im Jahre 1824 des Dichters Gedächtniß in dieser Beziehung bewundern mußte.

Jeder Sieg, den Friedrich erfocht, wurde von Goethes Vater mit Jubel begrüßt; die Schlacht bei Lowositz, die Gefangennehmung der Sachsen feierten sie wie ein Fest und der Knabe schrieb mit Behagen die Siegeslieder ab, welche Gleim unter der Maske eines einfachen Grenadiers zu Ehren des Königs veröffentlichte. Aber diese Freude verletzte die Gegenpartei: der Großvater war sonst zwar ein ruhiger Mann, der seine Behaglichkeit liebte und nicht leicht zur Heftigkeit neigte. Hatte er Vormittags auf dem Rathhause seine Geschäfte gewissenhaft besorgt, so war er durchaus aufgelegt, mit aller Welt in Frieden zu leben, und seine Lust war es, im Garten, der an seine in der Friedberger Straße gelegene Wohnung stieß, zu lustwandeln und der verschiedenen Rosenarten sich zu erfreuen. Aber des Schwiegersohnes energisches Eintreten für den preußischen Empörer konnte er nicht ertragen, zumal Goethes Vater, von festem und rechtlichem Wesen, seine Ansichten mit der ihm eigenen steifen Herbigkeit vertrat. Der gute Großvater wurde immer ungeduldiger, öfters heftig; es kam endlich zu ärgerlichen Auftritten, welche die Familie spalteten. So empfand der erregliche, Alles leidenschaftlich mitempfindende Knabe schon sehr früh das, was die Menschen damals Politik nannten, als ein störendes Element. Auch die Sonntage, an denen er so gern bei den Großeltern gespeist, wurden ihm nun verleidet; die guten Bissen, auf welche er sich schon die ganze Woche gefreut hatte, wollten ihm nun nicht mehr schmecken: wie garstig erklangen die Schmähworte auf seinen geliebten Helden, welchen die Eltern zu Hause nicht genug rühmen konnten! Seine Neigung, seine Verehrung für die Großeltern nahm ab; konnten sie gerecht sein, wenn sie einen solchen Mann mit ungerechtem Schimpfe überhäuften? Sein kindliches Gemüth, erzählt er selbst, das zur Verehrung geneigt war, konnte sich nicht vorstellen, daß es Parteien geben könne, daß er selbst zu einer Partei gehörte. Die Ueberzeugung drängte sich ihm bald auf, daß die größten Thaten und Verdienste aus Parteilichkeit oft, wenn nicht geleugnet, doch wenigstens von den Menschen entstellt und verkleinert werden.

Gelang es Friedrich, aus großer Noth und Kümmerniß wieder emporzukommen, so war die Freude seiner Bewunderer desto größer. Wenn er im Jahre 1757 bei Prag siegte, bei Kolin darauf gegen Daun den Kürzeren zog, wenn er nach zwei Niederlagen gegen Franzosen und Russen im Herbste durch den Sieg bei Roßbach den Ruf deutscher Tapferkeit gegen die Franzosen aufrecht hielt, so wurden diese Siege, diese Unglücksfälle, diese ruhmvolle Erhebung wieder von Freund und Feind lebhaft mitgemacht. Der Haß der Feinde wurde bitterer, der Enthusiasmus der Freunde Friedrichs wuchs: sein Name schwebte dem Knaben überall vor.

Der Riß zwischen dem elterlichen und großväterlichen Hause sollte ein unheilbarer werden, als wenige Jahre darauf die Franzosen Frankfurt besetzten. Gegen den Willen der Bürgerschaft, die in der Mehrzahl für Preußen gestimmt war, wußten die Herren des Frankfurter Rathes, vor Allen der Schultheiß Textor, den Franzosen als den Verbündeten des Kaisers die Stadt zu überlassen.

Auch in des Dichters Vaterhause wurden sie einquartiert. Der bekannte Königslieutenant Graf Thorane wohnte dort, dessen sympathische Erscheinung Goethe uns so anschaulich vor Augen geführt und den Gutzkows geschickte Hand dem größeren Publicum auf der Bühne dargestellt hat.

Goethes Vater war doppelt empört: die verhaßten Feinde Friedrichs waren in der Stadt, in seinem Hause; die Gegenpartei konnte triumphiren: der preußisch gesinnte Senator hatte nun seine Strafe für seine herben und beißenden Reden!

So wurde des Vaters Stimmung eine höchst trübe; der Mann, welcher sich im Uebrigen sonst würdig zu betragen verstand, der die französische Sprache so beherrschte, daß er mit den Fremden sehr gut hätte auskommen können, ohne sich etwas zu vergeben, verlor seine ganze Haltung. Thoranes musterhaftes Benehmen, seine Bescheidenheit, sein Sinn für die Kunst und seine Bemühung, den von Goethes Vater geschätzten Malern der Stadt lohnende Beschäftigung zu geben — nichts konnte den Verdrießlichen und Verbitterten besänftigen. Der Fremde erschien ihm widerwärtig, während sich der Sohn dem ernsten Manne, dessen ritterliche Erscheinung ihm lieb wurde, herzlich anschloß.

Lange trug der Vater den Grimm in sich verschlossen, eine bedeutsame Gelegenheit sollte bald die Explosion bringen!

Wie ein Hoffnungsstrahl in der größten Noth mußte es ihm erscheinen, als zu Anfang des Jahres 1759 die Nachricht sich verbreitete, der Herzog Ferdinand von Braunschweig werde bald in die Nähe von Frankfurt kommen, um die Franzosen vom Main zu vertreiben. Im Stillen jubelte er schon, daß die Franzosen bald ein gleiches Schicksal wie bei Roßbach erfahren würden. Nun achtete er nicht mehr der Unbequemlichkeit, daß bei dem Durchziehen der Truppen durch die Stadt auch sein Haus in Aufruhr kam: es mußte doch bald Alles sich anders gestalten! Aber der 13. April wurde für die Franzosen ein Freudentag; der Herzog von Broglie, den Goethe damals öfter gesehen, siegte über Ferdinand bei Bergen nahe bei Frankfurt.

*) Benutzt sind außer „Dichtung und Wahrheit", herausgegeben von G. v. Löper, die Werke: Briefe Goethes an Frau v. Stein; Briefe an Merck, herausgegeben von Wagner; Briefe an Leipziger Freunde von O. Jahn; aus Herders Nachlaß, 1 Bd.; Mösers Werke von Abeken, 10. Bd.; Goethes Werke (Hempel) 8. Bd.; Oeuvres de Frédéric, von Preuß, 7. Bd.

Digitized by Google

— Wie wird das Herz des Knaben vor bänglicher Erwartung gepocht haben, als er vom obersten Boden des Hauses auf die verschleierte Gegend sah; er konnte nichts erblicken, aber ahnungsvoll klang ihm der Donner der Kanonen entgegen. Und nach wenigen Stunden schon nahten die traurigen Opfer des Krieges: eine Reihe von Wagen, auf denen Verwundete und Verstümmelte saßen, fuhren dem Hause vorbei. Die Liebesthätigkeit der Bürger fand fast keine Grenze, als vollends deutsche Verwundete und Gefangene sich zeigten. Die Eindrücke, welche damals auf das Gemüth des Kindes einstürmten, schwebten gewiß dem Geiste des Dichters vor Augen, als er in der Zeit der reif und herrlich entwickelten Kunst in „Hermann und Dorothea" den Zug der Vertriebenen so lebenswahr, anschaulich und herzbewegend darzustellen wußte.

So hoch des Vaters Erwartung auf fröhlichen Sieg gespannt war, so tief war jetzt seine Niedergeschlagenheit beim Anblick seiner verstümmelten Landsleute. Nichts halfen die Vorstellungen der rasch in alle Verhältnisse sich findenden, heiter gefaßten Mutter; er schloß sich in sein Zimmer ein und wollte keine Speise zu sich nehmen. Gegen Abend erst ließ er sich bewegen, in das gewöhnliche Speisezimmer zu kommen. Aber auf dem Vorsaal trat gerade der ihm verhaßte Fremdling heraus: beim Anblick Thoranes, der ihm freundlich entgegenkam, welcher aber dem Volke der glücklichen Sieger angehörte, platzte der zornige Vater heraus, er wollte, man hätte die Franzosen zum Teufel gejagt, und wenn er hätte mitfahren sollen. Thorane wurde nun seinerseits zum Zorne gereizt; er begriff es nicht, daß dieser patriotische Frankfurter sich den Verbündeten des Kaisers so gehässig zeigte, welche doch nur den Reichsfeind zu demüthigen geholfen hatten. Er ließ ihn gefangen nehmen; der Rath sollte auf die Wache geführt werden. Allein es gelang der klugen und einsichtigen Rede eines Frankfurter Bürgers, der die edlen Saiten in der Natur des Königslieutenants anzuschlagen wußte, das Unwetter, welches sich über der Familie gesammelt hatte, zu zerstreuen. Der Name dieses Mannes, der auch in einem amtlichen Schreiben jener Zeit als der Dolmetscher bei Thorane angeführt wird, wie uns G. von Löper in seiner trefflichen Ausgabe von „Dichtung und Wahrheit" belehrt, war Diene.

So hatte Goethe schon in der Zeit der Kindheit das lebhafteste Interesse für Friedrich gezeigt. Dem Preußenkönige kam er im Herbste des Jahres 1765 räumlich näher, als er sechzehnjährig die Universität Leipzig bezog. Auch dort blieb anfangs die hohe und große Vorstellung, die er sich von Friedrich gemacht hatte, in voller Kraft: der König stand noch immer, wie er selbst berichtet, über allen vorzüglichen Männern des Jahrhunderts in seinen Gedanken. Aber so wenig wie im großväterlichen Hause durfte er ihn vor den Einwohnern Leipzigs loben. — In ganz ähnlicher Weise konnte sich auch Lessing, wie er 1757 an Gleim schrieb, nur in Berlin äußern, nicht in Leipzig, „daß Friedrich dennoch ein großer König sei". — Was der Jüngling im Innersten dachte, das sprach Lessing in seiner „Minna von Barnhelm" aus. Daher war dem jungen Goethe dieses Lustspiel nicht ausschließlich wegen seines hohen Kunstwerthes so lieb geworden und ein ermuthigender Trost für sein eigenes Streben, so daß er alle bisherige Poesie der Zeitgenossen zu verachten begann. Lessing hatte es verstanden, mit der ihm eigenen Großheit und Selbstständigkeit der Gesinnung, welche so fern war von der an Schmeichelei grenzenden Art, mit der selbst der treffliche Molière im „Tartuffe" zu Ende der Komödie Ludwig XIV. hineinbrachte, Friedrichs Gestalt überall in sein Stück hineinragen zn lassen und ihn als den „großen und auch guten Mann" darzustellen.

Mit großer Vorliebe spielte Goethe in Leipzig in diesem Stücke mit, da man in einem freundschaftlichen Kreise die Aufführung gewagt hatte, wie solche damals überhaupt in den guten Familien Leipzigs von diesem Lustspiele nach dem Berichte eines Zeitgenossen (Garve) gar nicht selten waren. Noch lange nachher, als Goethe aus Leipzig geschieden war, nannte er in Briefen seine Freunde mit den Namen der Rollen und macht wiederholt Anspielungen auf das von ihm verehrte Stück.

Von der außerordentlichen Wirkung dieses Lustspiels auf die Zeitgenossen können wir uns heute nur eine schwache Vorstellung machen. Es war unerhört, daß ein Dichter die Handlung und die Charaktere ganz aus dem Leben und zwar aus der jüngsten deutschen Vergangenheit nahm. Nachdrücklich genug hat Goethe in „Dichtung und Wahrheit" betont, daß der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt durch Friedrich in die deutsche Poesie gekommen sei, da vorher nur erträumte Verhältnisse und Zustände den Dichtern zur Darstellung vorlagen.

Lessings Minna nennt Goethe, wie bekannt, die wahrste Ausgeburt des siebenjährigen Krieges, von vollkommenem norddeutschen Nationalgehalt. Man erkennt leicht, bemerkt er in seiner feinfühligen Weise, wie genanntes Stück zwischen Krieg und Frieden, Haß und Neigung erzeugt ist. Durch den politischen Frieden konnte der Friede zwischen den Gemüthern nicht sogleich hergestellt werden, dieses aber sollte gedachtes Schauspiel im Bilde bewirken: die Anmuth und Liebenswürdigkeit der Sächsinnen überwindet den Werth, die Würde, den Starrsinn der Preußen.

So hoch Goethe Lessings Werk schätzte, so widerwärtig war ihm dagegen jene aufgebauschte Poesie der Schlachtenbesinger mit ihrem Kriegsgeschrei, ihren Phrasen und ihrem „ewigen Gedonnere"; Flittergold und das ist Alles, wie er an Friederike Oeser schreibt.

Aber das angenehme Gefühl, einen großen Menschen zu ehren, wurde Goethe nach seinem eigenen Geständniß auch in Leipzig allmählich vergällt. Dort, wo der junge Dichter sehnsüchtig nach einem festen Haltepunkt in literarischen Fragen suchte, wo er seine tiefe Unbefriedigung mit sich und den Meisten seiner Umgebung in sich still verschloß, wurde überhaupt der Glaube an jede Autorität in ihm erschüttert. An den größten und besten Individuen, gesteht er selbst, die er gekannt oder sich gedacht hatte, begann er zu zweifeln, ja zu verzweifeln. Es bemächtigte sich seiner eine pessimistische Stimmung, in welcher die Reden der Leipziger Bewohner, die Friedrich zu verkleinern nicht müde wurden, mehr als es sonst möglich gewesen wäre, Eingang fanden. Für einen großen Mann wollten sie ihn in keinem Falle gelten lassen: zwar wird der junge Dichter gelächelt haben, wenn er hörte, und dabei mit „Heranziehung eines unendlichen Details", daß Friedrich nur Fehler gemacht haben sollte, so lange etwas von ihm abgehangen; daß er selbst Schuld daran gewesen, wenn die Fehde sich so sehr in die Länge gezogen habe, ein wirklich großer Heerführer wäre mit seinen Feinden viel geschwinder fertig geworden. Mehr jedoch mußte die Vorstellung Derer wirken, welche die Hand des Krieges schwer gefühlt hatten, die ihm begreiflich machen wollten, es sei keine Kunst, mit großen Mitteln seinen Vorsatz auszuführen, wenn man weder Länder, noch Geld, noch Blut schone. Auf solche Vorstellungen wußte er nicht immer zu antworten. Auch der Glanz, den Friedrichs Erscheinung für ihn gehabt, verfinsterte sich; nach und nach, erzählt er uns, fühlte er die unbedingte Verehrung erkalten, welche er diesem merkwürdigen Fürsten von Jugend auf gewidmet hatte.

(Schluß folgt.)

Essays von Hans Hopfen.*)

Hans Hopfen gehört zu jenen originellen Köpfen, die umsomehr Beachtung verdienen, als bei der Gleichartigkeit unserer Cultur die eigenartigen Talente in der Literatur und Kunst immer seltener werden. Ein Schriftsteller, der sich von der allgemeinen Verwaschenheit mit Entschiedenheit abhebt und, unbekümmert um Lob oder Tadel, sich in seiner selbsterschaffenen Stellung zu behaupten weiß, wird für den Literaturfreund stets etwas Erfrischendes haben. Wie viel oder wie wenig die Regeln werth sind, welche die Herren von der Schule mühsam ersonnen

*) Streitfragen und Erinnerungen von Hans Hopfen. Stuttgart, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.

Digitized by Google

haben, zeigt sich niemals deutlicher, als wenn ein der Akademie Entronnener die Schablone bei Seite wirft und im guten Vertrauen auf sein Talent Dinge und Menschen auf eigene Art betrachtet. Auf diese Weise werden Anregungen ertheilt, Wege gesucht, und nicht selten gelingt es da, wo man abgeschlossen zu haben glaubte, ein neues Pförtchen zu entdecken.

Ein focher Pfadfinder ist auf poetischem Gebiete Hans Hopfen. An Frische und Anschaulichkeit seiner Schilderungen, an Originalität seiner Erfindungen und Charakterzeichnungen steht er mit Ehren unter den Ersten. Mit seinen Vorzügen und Fehlern ist er eine „Natur" im Goethe'schen Sinne, ein Autor, der nicht nur Worte macht, sondern wirklich etwas zu sagen hat. Oft erscheint er kraus und wunderlich, noch häufiger jedoch als ein echter Herzenskündiger von überraschender Natur und Wahrheit. Leicht ist es seine Schriften zu tadeln, schwer sie zu verbessern. Er wagt zuweilen viel, aber er darf sich auch mehr als so mancher Andere erlauben. Der Kern seiner ursprünglichen Begabung ist ein so reicher, daß er sich Fremdes nicht anzueignen oder gar Eigenschaften zu erlügen braucht, die er nicht besitzt. So ist er von seinem Erstlingswerke „Peregretta", das vor dreizehn Jahren Aufsehen erregte, bis zu seinen jüngsten Schöpfungen „Der graue Freund", „Juschu", „Verfehlte Liebe" im Grunde immer derselbe geblieben. Er ist im Laufe der Zeit reifer, aber eigentlich niemals ein Anderer geworden.

Es ist sehr interessant zu beobachten, ob sich ein solches eigenthümliches Talent auch dann bewährt, wenn es ein ganz neues Gebiet betritt, nicht nur von der novellistischen Darstellung zur dramatischen übergeht, wie es Hopfen bereits in seinen beiden Stücken „In der Mark" und „Aschenbrödel in Böhmen" gethan hat, sondern die Poesie mit der Prosa, die Production mit der Kritik vertauscht. Die „Streitfragen und Erinnerungen" zeigen Hopfen als Journalisten und Essayisten, als fehdelustigen Kämpen, der seinen Gegnern tüchtig zu Leibe geht, wie als tief empfindenden Gemüthsmenschen, der es liebt, auf die Gräber seiner Freunde prächtige Lorbeerkränze zu legen. Des Dichters eigenartiges Naturell zeigt sich hier in der starken Subjectivität, welche sich in diesen Aufsätzen ausspricht. Von der künstlerischen Fassung und der stilistischen Eleganz Macaulays ist der deutsche Novellist ebenso entfernt, wie von der vornehmen Ruhe Karl Frenzels, der in seinen Essays dem englischen Muster mit vielem Glück nacheifert. Hopfen sprengt die Geschlossenheit der Form, indem er rasch in der Liebe wie im Haß ist, den Ausdruck starker Sympathien und Antipathien dem ruhigen Abwägen vorzieht und in der Darstellung mehr Gewicht auf frische Natürlichkeit als auf glatte Politur legt. Er ist wie Faust der Meinung, daß Derjenige, dem es Ernst ist etwas zu sagen, nicht nach Worten zu jagen brauche und hält die zuerst gefundene Wendung immer auch für die treffendste. Dieser Umstand verleiht den Artikeln, die fast sämmtlich unter dem Eindruck des Gesehenen, Gehörten und Erlebten niedergeschrieben sind, eine wohlthuende Frische, raubt ihnen aber auch für eine spätere Zeit, die kühler und unbefangener urtheilt, etwas von ihrem ursprünglichen Werthe.

Die Sammlung wird durch Aufsätze eingeleitet, welche das Andenken zweier östreichischer, fast zu gleicher Zeit verschiedener Dichter in schwungvollen Worten feiern. Hopfen steht in beiden Fällen an der soeben aufgerichteten Bahre, und es darf nicht Wunder nehmen, daß der Anblick der theuren Verblichenen den Ton des Tadels dämpft, während das Lob dagegen in vollen Accorden verkündet wird. Namentlich die Mittheilung über Halm ist in einer wahrhaft weihevollen Stimmung niedergeschrieben worden. Der Geistergruß des jüngeren Dichters an den älteren ist etwas verschwenderisch in den Superlativen, hebt aber die Eigenthümlichkeiten des Schöpfers der „Griseldis" so richtig hervor, daß man diese enthusiastische Hingabe wohl begreiflich findet. Wie fein ist z. B. die Bemerkung, daß unsere Schauspieler den „Sohn der Wildniß" und das spätere Stück „Wildfeuer" etwas zu schwer zu nehmen pflegen! „Beide Dichtungen," heißt es, „verlangen eine leichte, mit leiser Ironie durchgeführte Behandlung. Halm nannte diese Stücke mit vollem Ernste und Bewußtsein seine Lustspiele, er wollte sie als Lustspiele gegeben und verstanden wissen"! Wie richtig dieser Hinweis ist werden die Wiener und Berliner neuerdings aus dem Gastspiele Tommaso Salvinis ersehen haben. Wer so glücklich war den italienischen Künstler bewundern zu dürfen, wird sich mit innigem Wohlgefallen der Liebenswürdigkeit und Naivetät erinnern, mit welcher derselbe das Täppische des Barbarenthums und die unbewußte Anmuth des Naturmenschen darstellte. Dieser Ingomar übte eine geradezu hinreißende humoristische Wirkung auf die Zuschauer aus. Die Aufsätze über Grillparzer feiern den Dichter bei seinem Jubiläum, an der Bahre und bei Gelegenheit der Aufführung seiner „Hero" in Berlin. Sie halten sich von der Einseitigkeit Laubes frei, der mit dröhnender Tuba in Grillparzer den dritten Klassiker neben Schiller und Goethe verkündete, und liefern in ihrem Zusammenhange doch ein sehr glückliches Porträt des östreichischen Dichters, welcher die Stickluft der Metternich'schen Reactionszeit athmen mußte und daher um den Ruhm eines alle Zeiten überdauernden klassischen Dichters gekommen ist. So gleicht seine Poesie einem süßen Nachhall aus Weimars goldenen Tagen, und sein Gestirn wird trotz des theilweise erborgten Lichtes sicherlich in das nächste Jahrhundert hinausleuchten.

Der Artikel über Bernhard Scholz drückt den Lorbeer auf die Stirn eines Mannes, welcher in mancherlei Sätteln gerecht war, der aber sein Talent für große Ziele nicht zusammengerafft, sondern in unseliger Weise zersplittert hat. Mit einer seltenen journalistischen Begabung gingen bedeutende dichterische Fähigkeiten Hand in Hand — Scholz hat mit seinen Stücken „Maske für Maske" und „Eine moderne Million" nennenswerthe Bühnenerfolge errungen —, aber seiner Thätigkeit fehlte jene innere Sammlung und eiserne Geduld, die allein zu bleibenden Leistungen verhilft. Hopfen stellt über die Zerrissenheit solcher Naturen eine Betrachtung an, die wir ihrer Vortrefflichkeit halber hier wiedergeben wollen: „Bernhard Scholz' schönes Talent ist nicht das einzige, das an pflichtmäßiger Regellosigkeit krankend nicht zur vollen Entfaltung kam, sich der geschulten Leistungsfähigkeit in falschem Stolze entschlug und meisterlos und zuchtverachtend im Genieland irre ging. Seltsame Theorien! Als ob es schon genug wäre einen edlen arabischen Hengst im Stall zu füttern, den im ganzen Hause doch Niemand reiten kann! Wem soll die Schnellkraft eines zuchtlosen Renners nützen? Zucht aber heißt schaumüberronnenes Gebiß und blutende Flanke. So adelig hat Gott kein Roß gebaut, daß diese Flecken es schändeten. Und so lang ein Genie lebt, mag der milchigtriefende Zügel und der geröthete Sporn sein Wappen sein, ob es auch der Lorbeer verdecke." Fürwahr goldene Worte, die an dem Arbeitstische jedes jungen Schriftstellers prangen sollten!

Der Aufsatz „Hermann Lingg" sucht das von der Parteien Gunst und Haß entstellte Bild des Münchener Dichters im Lichte der Wahrheit zu betrachten. Hopfen schätzt die Vorzüge und Mängel dieses originellen Talentes nach unverfälschten Gewichten, schildert dasselbe als ein der kritischen Führung bedürftiges, gedenkt des segensreichen Einflusses Geibels auf den hartgeprüften Mann und macht endlich den Vorschlag, Lingg möge sein Hauptwerk, „Die Völkerwanderung", von dem Wuste des historischen Ballastes befreien und auf das Maß eines lesbaren Nationalwerkes zurückführen.

Einen weiten Raum der „Streitfragen und Erinnerungen" nehmen die dramaturgischen Abhandlungen ein. Hopfen hat zwar mit seinen eigenen Arbeiten keinen festen Fuß auf unserem Theater fassen können, aber er hat sich in Paris und Wien längere Zeit dem Studium der Bühnentechnik gewidmet. Er hat die Laube'sche Schule durchgemacht und zeigt sich in der Betonung des eindrucksvoll gesprochenen Wortes und einer schlichten Wahrheit der Darstellung als einen fleißigen Schüler des deutschen Bühnendictators. In dem Aufsatze „Theaterzwang und Theaterfreiheit" eröffnet er einen frischen fröhlichen Krieg gegen die Angriffe, welche die junge auf dem Gebiete der theatralischen Darstellung errungene Freiheit zu erdulden hatte. Der Artikel richtet sich gegen Otto Devrient, der als Sprecher einer aufdringlichen Bevormundung in einer Wiener Zeitung auf-

Digitized by Google

getreten war. Hier muß die Person für die Sache stehen und der verdienstvolle Mann, welcher bei den Faustaufführungen in Weimar ein hervorragendes Regietalent und eine geniale Erfindungsgabe bekundet hat, die wuchtigen, auf ein längst verurtheiltes Princip niederfallenden Schläge ertragen. Hopfen zeigt an der Hand von Zahlen und Thatsachen, daß die Früchte der Theaterfreiheit in ihrer ersten Lese allerdings nicht immer erfreuliche waren, daß aber die bleibenden Folgen dieser Selbstständigkeit für ganze Klassen der Bevölkerung eine nicht hoch genug zu schätzende Wohlthat darstellen. In ähnlicher Weise ist die Studie „Ein Reformater der deutschen Schaubühne" über ihren ursprünglichen Zweck zu allgemeiner Bedeutung hinausgewachsen. Die Leser der „Gegenwart" erinnern sich vielleicht noch des wunderlichen Mannes, der dem kläglichen literarischen Debut in der Schrift „Die Theaterkrisis im neuen deutschen Reich" ein noch schlimmeres Fiasco als Leiter der Karlsruher Hofbühne folgen ließ. Man hat Hopfens Artikel veraltet genannt, weil die eigentliche Veranlassung zu demselben ein armseliger Marottenjäger war, der einen Sturm im Theekessel verursachte. Aber gerade diese polemische Auseinandersetzung ist von bleibendem Werthe, da sie die Richtstätte des Dilettantismus darstellt, der sich ohne fachmännisches Wissen auf dem Gebiete der schwierigsten aller Künste das große Wort anmaßt. Mögen wir den Köberle los sein, die Köberles sind geblieben! Ist denn das Thema der Theaterreform etwa erledigt? Wird nicht jedes Jahr eine neue dramaturgische Heilslehre verkündet, deren Apostel so selbstbewußt in dem blassen Nebel der Theorie einhertappen? Was sind denn die Herrn Reformatoren vom unbescholtenen Literaten bis zu dem ästhetisirenden „Staatsmanne" anders als Köberles? Zu verwundern bleibt nur dabei, daß die Klagen über den Verfall des Theaters der einen Generation von der anderen überliefert werden. Das Theater verfällt, so lang es besteht. Daß die Abhülfe der vorhandenen Uebelstände einzig von den Dichtern und den Schauspielern, keineswegs aber von ganz unbetheiligten Factoren wie dem Staat ausgehen kann, will den guten Leuten nicht einfallen, welche die Erlösung von allem Uebel von willkürlichen Gesetzescaricaturen erwarten. Hopfen ist in seiner Polemik von äußerster Schärfe, in seinem Raisonnement von überzeugender Kraft und ruft alle Hülfsmittel der Ironie und Satire herbei, um seinen Gegner zu Boden zu schleudern. Der Essay hat gute Dienste gethan und besitzt als Protest gegen jede unberufene Einmischung in das Gebiet der dramatischen Kunst einen dauernden Werth.

„Ernesto Rossi in Berlin" schildert den großen italienischen Schauspieler in einzelnen seiner Rollen, namentlich als Hamlet. Die farbenprächtigen, mit so vielen genialen Zügen ausgestatteten Leistungen dieses Künstlers werden nach Verdienst gewürdigt. Seitdem hat Tommaso Salvini seinen Triumphzug durch Deutschland angetreten, und es liegt nahe einen Vergleich zwischen den beiden Italienern zu ziehen. Während sonst auf dem Gebiete der dramatischen Kunst der zuerst Gekommene Recht zu behalten pflegt, ist in diesem Falle der später erschienene Schauspieler wiederholt auf Kosten seines Vorgängers erhoben worden. In der That kann darüber kein Zweifel herrschen, daß Salvini der größere Künstler ist und überhaupt an einfacher Natürlichkeit und feinem Geschmack der Darstellung von keinem lebenden Schauspieler übertroffen wird. Aber während der charakteristische Zug in dem Spiele dieses Künstlers Mäßigung ist, bleibt Rossi durch die Gewalt eines hinreißenden Temparaments ausgezeichnet, das allerdings gelegentlich über die Schnur schlägt, aber selbst in seinen Uebertreibungen von unwiderstehlichem Zauber ist. Beide sind zwei einander ergänzende Genies, von denen Salvini mehr das Harmonische, Rossi mehr das Dämonische der Kunst betont.

Was Hopfen über die Meininger bei Gelegenheit der Aufführung des „Julius Cäsar" und der „Hermannschlacht" sagt, hebt die Uebertreibungen und Mängel dieser Darstellungen richtig hervor, ohne ihre großen Verdienste nach Gebühr anzuerkennen. Wir glauben, daß der häßliche Zank zwischen Denjenigen, welche sich einseitig auf das Recht des gesprochenen Wortes stützen und Denjenigen, die den Werth eines künstlerisch gegliederten Ensembles hervorheben, nunmehr abgethan sei. So viel steht fest: die Meininger haben keinen einzigen hervorragenden Künstler und daher können ihre Vorstellungen keine unbedingten Muster sein. Was jedoch von der herzoglichen Truppe für die pietätvolle Bühneneinrichtung der Stücke, für die im Geiste der Dichtung hergerichtete Scenerie und die Pflege einer gleichmäßigen Vortragsweise geschehen ist, sind Thaten von vorbildlicher Bedeutung für unsere Bühnen. Ja, man kann ohne Weiteres sagen, daß der Einfluß der Meininger auf unsere Theater in dieser Beziehung ein weit entschiedener sein könnte, als er es in der That ist. Wenn z. B. bei den Shakespeare'schen Königsdramen im Schauspielhause zu Berlin die scenische Architektur um hundert Jahre verfrüht ist, oder die Trompeter, welche Heinrich V. auf seinem Krönungszuge begleiten, mit Wieprecht'schen Baßtuben auf der Bühne erscheinen, hat man gewiß ein Recht ärgerlich zu fragen: Wo sind die Meininger?

Ueber eine Anzahl anziehender Feuilletonplaudereien, wie „Bureaukraten-Idyllen", „Mon ami Justin" und „Stillleben im Kriege" können wir schnell hinweggehen. Diese allerliebsten Kleinigkeiten wollen in ihrer köstlichen Frische unmittelbar genossen sein. Der Leser wird hieraus den etwas behäbigen Humor Hopfens am besten kennen lernen. In dieselbe Kategorie gehört auch das politische Feuilleton „Der Eintritt der Elsaß-Lothringer in den deutschen Reichstag" mit den scharfen Silhouetten der Teutsch und Genossen. Der Schlußartikel „Ein musikalisches Buchdrama" geht mit Wagners „Tristan und Isolde" in's Gericht. Wir wissen nicht, ob Hopfen das Drama nur von der Berliner Aufführung her kennt, die in gesanglicher Beziehung mancherlei zu wünschen übrig ließ. Die maßlose Abneigung Hopfens gegen diese Schöpfung erklärt sich freilich auch noch aus einem anderen Umstande. Wir können in der That nicht verlangen, daß der Dichter der „Juschu" und anderer, mit ihren Nächten sehr freigebiger Frauengestalten sich für eine Liebesscene begeistern soll, in der nur gesungen wird. Wir dürfen aber darauf dringen, daß aus einem künstlerischen Organismus nicht einzelne Stücke herausgerissen werden, die zur Beurtheilung des Ganzen dienen sollen. Was bei einem solchen Verfahren herauskommt, zeigt sich deutlich an Hopfen, der die wundervolle Stelle „O, sink' hernieder Nacht der Liebe" u. s. w. bis zu dem überschwänglichen Schlusse „Liebe-heiligstes Leben" u. s. w. anführt und dann fragt: „Das sollen Verse sein? Das soll Poesie sein?"

Mit Verlaub, gestrenger Herr! Die Liebe ist ein wunderlich Ding und läßt sich keine bestimmte Sprache vorschreiben. Ihre holde Seligkeit schafft sich Worte, die man freilich nur im Nachempfinden eigener Erregung begreiflich finden kann. Bedarf es da des schweren Geschützes der Autoritäten?

„Viel Noth schafft hier der Haß, doch mehr die Liebe!
O, zänk'sche Liebe! liebevoller Haß!
O, Jegliches, aus Nichts zuerst erschaffen!
O, schwerer Leichtsinn! ernste Eitelkeit!
Unholdgestaltet Chaos holder Formen!
Bleischwing, Glanzrauch, Eisgluth, krankes Wohlsein,
Stets wacher Schlaf, der selbst sich widerspricht!
So fühl' ich die Liebe, doch so lieb' ich's nicht!"

Fürwahr eine wunderliche Dialektik und doch steht sie in Shakespeares hohem Liede der Liebe, in „Romeo und Julia". Wir glauben, daß man kein Verehrer des „Hojotoho!" zu sein braucht, um in der bezeichneten Stelle aus „Tristan und Isolde" einen unvergleichlichen Ausdruck für die höchste Ekstase der Liebe zu finden.

Doch genug davon! Was man auch bei der Betrachtung von Hopfens „Streitfragen und Erinnerungen" zu loben oder zu tadeln finden mag, immer wird die Anerkennung eines ehrlich strebenden, kenntnißreichen und in vieler Beziehung originellen Schriftstellers überwiegen. Es ist dem Buche etwas wie der Widerschein unserer bewegten Zeit anzumerken, und jeder Leser wird die Sammlung mit der Empfindung aus der Hand legen, daß er einige Stunden in guter Gesellschaft zugebracht habe.

Eugen Zabel.

Digitized by Google

Tizians Leben und Werke.*)

Von Crowes und Cavalcaselles Werken kann man nicht reden, ohne der Bewunderung über die erstaunliche Fülle von Scharfsinn, Genauigkeit, Fleiß und Arbeitskraft Ausdruck zu geben, welche nicht blos in ihrer Geschichte der flandrischen Malerschule, sondern mehr noch in der fünfbändigen Geschichte der italienischen Malerei sich aussprechen. Man darf wohl sagen, daß durch diese bedeutende Arbeit ein ganz neuer Grund für die Erforschung und Betrachtung jener edelsten Blüthe mittelalterlicher Cultur gelegt worden ist. Mit unermüdeter Rastlosigkeit sind die Verfasser in vieljährigen Studien bis in die dunkelsten Winkel gedrungen, um den ungeheuren monumentalen Stoff für ihr Werk zusammenzubringen. Mit derselben Sorgfalt haben sie die Schätze archivalischer Urkunden und geschichtlicher Nachrichten geprüft, und sodann das gesammte Material unter den Gesichtspunkt einer mit strenger Nüchternheit gehandhabten Kritik gebracht, dies Alles dann schließlich zum Gegenstande literarischer Darstellung gemacht, in welcher jene Eigenschaften sich glänzend offenbaren. Wenn bei so großen Vorzügen auch an ihnen sich die allem Irdischen anhaftenden Mängel nicht verkennen lassen, so sind dieselben doch nicht stark genug, um die großartige, epochemachende wissenschaftliche Arbeit in Schatten zu stellen. Was den Verfassern in jenem Hauptwerke fehlt, ist scheinbar etwas Geringfügiges und doch in Wahrheit etwas Wichtiges: die Gabe der Erzählung, der künstlerischen Darstellung, der plastisch-anschaulichen Schilderung. Wenn sie ein Kunstwerk beschreiben, so ist es als ob sie von Amtswegen einen Thatbestand erheben, eine Statistik aller auf der Bildfläche vereinigten Personen entwerfen sollten. Daher hat ihr großes Buch unleugbar in der Darstellung etwas Ermüdendes, und so unentbehrlich es dem Fachmann, dem Forscher ist, schon weil es für ihn vom höchsten Werth sein muß, seine eigenen Beobachtungen an den Kunstwerken mit denen dieser gelehrten Männer zu vergleichen, so wenig dürften diese Bücher für die größeren Kreise des gebildeten Laienpublicums Anziehungskraft besitzen.

Demnach sind wir Max Jordan zu hohem Dank verpflichtet für die Mühewaltung, welche er daran gesetzt hat, dies fundamentale Werk durch Uebertragung zu einem kostbaren Eigenthum unserer Literatur zu machen. Einen besonderen Werth hat die deutsche bei Hirzel in Leipzig in edler Opulenz erschienene Ausgabe durch manche Zusätze und Verbesserungen, welche dem Bearbeiter von Seiten der Verfasser zugegangen sind. Die deutsche Ausgabe hat dadurch den Werth einer zweiten verbesserten Auflage erhalten.

Bekanntlich behandeln Crowe und Cavalcaselle in ihrem großen Werke die italienische Malerei nur bis zum Ausgang des fünfzehnten Jahrhunderts. Die vor einem Jahr erschienene Arbeit über Tizian führt nun die Entwickelung weiter fort, indem sie uns das Bild eines der großen Meister der höchsten Blüthezeit vor Augen rückt. Wohl fehlen in der Reihenfolge noch die Gestalten eines Lionardo, Michelangelo, Rafael und wir können den Wunsch nicht unterdrücken, daß es den berühmten Verfassern gefallen möge, auch diese Lücke durch eine ebenbürtige Darstellung auszufüllen. Das Buch über Tizian besitzt alle Vorzüge der früheren Arbeiten der Verfasser, verbindet aber damit eine entwickeltere Kunst der Darstellung, eine oft zu hoher Meisterschaft sich erhebende Kraft und Klarheit der Schilderung und eine Verschmelzung des Biographischen und Künstlerischen, des Kritischen und Darstellenden, daß man es als die reifste Schöpfung dieser Autoren bezeichnen muß. Die schöne Aufgabe, ein solches Werk in's Deutsche zu übertragen, hat den Uebersetzer selbst auf eine höhere Stufe gehoben, so daß man seine Arbeit dem früheren Werke überlegen erkennt. Verhehlen wollen wir nämlich nicht, daß uns in seiner Uebertragung der Geschichte der italienischen Malerei eine Reihe von Wunderlichkeiten aufgefallen sind, die wir eher einem Ausländer als einem deutschen Schriftsteller zugetraut hätten. Wenn er von „Begünstigung", von der „Doppelheit", von „Belichtung", von „Abwandlung der ersten Eindrücke" spricht, so halten wir auch den „mäßig gegabten" Künstler nicht mehr für einen Druckfehler, sondern für eine Wunderlichkeit. Wenn er sagt, Jemand „einweisen", oder wenn er vom „Beginner" spricht, wenn er von „steilem Verkurz" redet, wo wir Andern Verkürzung vorziehen würden, wenn er vollends ein „knöchernes Gemächt" tadelt, während der gewöhnliche Deutsche knöchernes Machwerk sagen würde, so sind das alles schier unbegreifliche Seltsamkeiten. Auch scheint es uns nicht geschmackvoll, von „heiligen Adunanzen", von dem „solennen Sujet der Cena" u. dgl. zu reden. Undeutsch ist ferner das Chor, unitalienisch Giovanni di Fiesole, als ob Fiesole seines Vaters Namen wäre, unrichtig ferner vom Arco del Domenico zu sprechen, wenn man die Arca di San Domenico meint. Endlich sollte ein Kunstgelehrter wissen, daß man nicht von „Füllungen der diagonal getheilten Decke", oder von „dreieckigen Ausschnitten der Decke" zu reden hat, wenn man nichts als die Kappen der Kreuzgewölbe meint. Ebenso ist das „Dach der Kapelle" ein etwas schiefer Ausdruck für Gewölbe.

Es ist erfreulich, daß der Uebersetzer sich von all' diesen stilistischen Wunderlichkeiten beim Tizian völlig frei gehalten hat, so daß der Eindruck des Buches ein ungetrübter ist. Und in der That dürfen wir auch diese deutsche Bearbeitung, die in zwei Bänden mit einer Anzahl gut gewählter Illustrationen und in der gediegenen Ausstattung, die man an den Verlagswerken von Hirzel kennt, nunmehr vorliegt, ein wahrhaft erquickendes, herzerfreuendes Werk nennen. Hochwillkommen ist auch die Ergänzung, welche die Arbeit durch die Mühwaltung Rulands gewonnen hat, der ein ausführliches Verzeichniß der Werke Tizians dem zweiten Bande hinzufügte. Wenn dasselbe auch im Laufe der Zeit Ergänzungen und kritische Berichtigungen erfahren dürfte, so bietet es jedenfalls die unentbehrliche Grundlage für weitere wissenschaftliche Bearbeitung.

So tritt denn das Leben des großen Meisters, in welchem die rein malerische Entwicklung Italiens gipfelt, zum ersten Mal auf Grundlage der umfassendsten kunsthistorischen und archivalischen Studien in farbenreicher Darstellung vor uns hin. In der Einleitung zeichnen die Verfasser mit kräftigen Strichen den culturgeschichtlichen Hintergrund, auf welchem sich die Gestalt des großen Meisters erhebt. Bezeichnend ist, daß die venetianische Macht ihr Zenith schon überschritten hatte und sich dem Verfall zuneigte, als das Culturleben in der glänzenden Blüthe der Malerei seinen Höhepunkt erreichte. Wir erkennen darin ein Gesetz historischer Entwicklung, das die feinere Entfaltung des Culturlebens als letzten Ausfluß politischer Größe oft erst dann zur Vollendung führt, wenn die Grundlage des ganzen politischen Zustandes, auf dem sich dasselbe erbaut, schon zu wanken beginnt. Manche Umstände mußten ohnehin zusammentreffen, um gerade Venedig zum Sitze einer specifisch malerischen Kunst zu machen. In erster Linie steht die innige Seeverbindung mit dem Orient, dessen phantastische Bauformen sammt ihrer goldstrahlenden mustivischen Decoration in Venedig durch den Bau der Marcuskirche eingebürgert wurde. An den Mosaiken dieses Wunderwerkes hat das ganze Mittelalter bis in die Zeiten Tizians hinein gearbeitet und sich daran der Sinn für höchste Prachtentfaltung, für Glanz und Farbe geschärft. In den Prunkdecorationen der gothischen Epoche, in den Palästen wie Cà doro und Aehnlichem klingt dieselbe künstlerische Richtung nach, und als dann die Renaissance ihren Einzug hielt, kam sie nicht in dem stolzen Ernst der Paläste Toscanas, eines Palazzo Pitti, Riccardi, Strozzi, sondern in der heiteren lebenslustigen Form, in dem glänzenden Spiel buntfarbiger Marmorincrustation, wie sie dem auf Lebensgenuß gestellten Sinn der üppigen Handelsstadt entsprach. Und endlich die Lage inmitten der Lagunen, umflossen von jenen Wasserspiegeln, die mit ihren zahlreichen Lichtreflexen die weiche Luft durchzittern und die kühle Tonscala des feuchten Elements mit den glühenden Accorden der Architektur und des südlichen Himmels mischen, das Alles mußte das

*) Crowe und Cavalcaselle, Tizian. Leben und Werke. Deutsche Ausgabe von Max Jordan. 2 Bände. Mit dem Bildnisse Tizians und 9 Tafeln in Lichtdruck. Leipzig 1877, S. Hirzel.

Digitized by Google

künstlerisch angelegte Auge auf den Zauber von Licht, Farbe und Helldunkel wenden. So entstand hier schon im Laufe des 15. Jahrhunderts eine coloristische Schule, die in Giovanni Bellini und Gentile, in Vittore Carpaccio, Cima da Conegliano, Carlo Crivelli u. A. bereits zu mächtiger Kraft der Wirkung sich erhebt, bis dann Palma Vecchio, Giorgione und Tizian um den Beginn des 16. Jahrhunderts ihr die letzte Vollendung gaben.

Als Dürer um jene Zeit in Venedig weilte, schrieb er über Giovanni Bellini, den damals Achtzigjährigen, an Pirkheimer: Er ist sehr alt, aber noch der Beste in der Malerei. Der deutsche Meister ahnte nicht, daß sich gerade damals jene Wandlung der venetianischen Malerei zu vollziehen begann, die hauptsächlich an die Namen Giorgiones und Tizians geknüpft ist. Sie Beide stammten wie die meisten venetianischen Maler aus der Terraferma, Giorgione aus Castelfranco, Tizian aus jenem kleinen Felsennest Cadore, das in einem malerischen Gebirgsthal am Südabhange der friaulischen Alpen eingebettet liegt. Dort hatten seine Vorfahren, die Vecelli, seit alter Zeit ihren Sitz gehabt und angesehene Aemter in der Gemeinde verwaltet. Künstlerische Bestrebungen scheinen der Familie fremd geblieben zu sein; ebensowenig vermochte die weltabgeschiedene Einsamkeit seiner ländlichen Umgebung dem Knaben künstlerische Eindrücke zu bieten. Er gehörte nicht zu jenen Meistern, bei denen, wie bei Rafael, Holbein, Dürer, die Kunst als eine Familientradition ererbt wird, sondern zu den Naturen, in welchen, wie bei Lionardo, Michelangelo u. A., die künstlerische Anlage so mächtig ist, daß sie spontan hervorbricht und alle Hindernisse besiegt. Von der ersten Erziehung Tizians wissen wir nichts; wir erfahren nur, daß er mit neun Jahren nach Venedig kam und durch Vermittlung eines Oheims zu einem Mosaicisten Sebastian Zuccato gebracht wurde, um die Malerei zu erlernen; bald darauf aber sei er Schüler Giovanni Bellinis geworden. Für einige Zeit verliert sich seine Gestalt in der Masse der Mitstrebenden, und zuerst um 1507 tritt er als Dreißigjähriger mit seinem Alters- und Schulgenossen Giorgione bei der Ausschmückung des Kaufhauses der Deutschen öffentlich hervor. Leider sind diese Fresken fast spurlos verschwunden, so daß uns das wichtigste Document für die Schätzung seines damaligen Stiles abgeht. Aber in jene Entwicklungszeit fällt die stärkste künstlerische Gährung der venetianischen Malerei: die Hauptschöpfungen Gentile und Giovanni Bellinis und die kühnen bahnbrechenden Neuerungen Giorgiones, sammt dem Auftreten Palma Vecchios. Tizian hat von allen diesen gelernt und Einflüsse empfangen, aber er hat das von außen Erworbene mit der Kraft seines eigenthümlichen Genius erfaßt uud durchdrungen. Durch die fast universale Vielseitigkeit seines Geistes hat er die venetianische Existenzmalerei zu historischer Größe und idealem Stil erhoben, zugleich aber sie sowohl im Idyllischen wie im Dramatischen, im feierlichen Andachtsbild wie in der Schilderung bewegten Handelns und Leidens, im Porträt und der landschaftlichen Darstellung mit der ganzen Breite und Tiefe des Lebens vertraut gemacht.

Ueberaus lehrreich für die Erkenntniß seiner Stilentwicklung ist eine Reihe jener schlichten Madonnen, welche nach Bellinis Vorgange das Thema der Mutterliebe ohne dogmatische Prätensionen einfach menschlich behandeln. So ein frühes Bild im Wiener Belvedere (II, 41), wo die Madonna noch durchaus das Gepräge naiver Weiblichkeit trägt, deren Wesen wie mit dem Schleier jungfräulichen Unbewußtseins verhüllt ist. Das Motiv des auf einer Brüstung stehenden von der Mutter gehaltenen Christuskindes stammt direct von Giovanni Bellini. Ganz anders ebendort (II, 64) eine Madonna mit dem Kinde, dem der kleine Johannes Früchte überreicht, daneben die Heiligen Joseph und Zacharias, ein Bild, das dem Zinsgroschen sehr nahe steht, während eine dritte Madonna ebendort (II, 39) die breiten majestätischen Formen, den weichen Schmelz, die Morbidezza Palma Vecchios verräth. Man kann keine sprechenderen Zeugnisse von den sich kreuzenden Einflüssen in Tizians Entwicklung finden und doch wird man überall, selbst in den frühesten dieser Werke, keine eigentliche Nachahmung, sondern das Walten einer mächtigen künstlerischen Persönlichkeit gewahren. Ebenso ist jenes Wunderwerk des Zinsgroschens ein klarer Beweis von dem Wetteifer mit Dürer, dessen mit Recht auch von den Venetianern angestaunte Feinheit und Sorgfalt der Ausführung in der zarten Pinselschrift, welche namentlich Haupthaar und Bart verrathen, sich zu erkennen gibt. Welche Zauber zartester Ausführung Tizian gelegentlich auch weit später noch zu entfalten wußte, beweist die heilige Jungfrau mit dem Kaninchen im Louvre, die höchste poetische Verklärung, welche innerhalb der venetianischen Schule das Thema beglückter Mutterliebe erfahren hat. Klingt in Rafaels Madonnen eine reinere Idealität entgegen, so herrscht hier das einfach Menschliche vor und erhält durch den Zauber einer unvergleichlichen Landschaft die Weihe idyllisch poetischer Stimmung.

Dies landschaftliche Element ist einer der stärksten Factoren in einer ganzen Anzahl Tizianischer Schöpfungen. Er war ein treuer Sohn seiner friaulischen Heimat, und wenn er an klaren Abenden vom Garten seiner damals noch ganz ländlich am äußersten Ende der großen Stadt gelegenen Wohnung aus am Horizonte die Kette der Alpen sich abzeichnen sah, so machte die Sehnsucht nach dem Gebirge ihn zum Landschafter. Wie Dürer für den Norden, so ist Tizian für Italien der Vater der Landschaftsmalerei. In unerschöpflichen Variationen führt er nicht blos in den Hintergründen seiner Figurenbilder, sondern auch in selbstständigen Compositionen die malerischen Abhänge der Alpen mit ihren zerrissenen Schluchten, von schäumenden Gebirgsbächen durchtost, mit den mannichfach bewegten Linien des Mittelgrundes, der durch ländliche Gehöfte belebt ist und von den steilen Dolomitfelsen der friaulischen Alpen überragt wird, in immer neuen Wendungen vor. Ein wonniger Hauch von Naturpoesie erfüllt diese landschaftlichen Dichtungen, die in der Regel mit stimmungsvoller Harmonie die Melodie der figürlichen Composition begleiten. Eins der schönsten Beispiele bietet jenes köstliche Bild der Galerie Borghese in Rom, das den wenig zutreffenden Namen der himmlischen und irdischen Liebe trägt und neuerdings durch Albert Jansen eine beachtenswerthe, dem Inhalte des Werkes entsprechendere Erklärung gefunden hat. Es ist eins der herrlichsten Werke aus Tizians Jugendzeit, von den Verfassern mit Recht in die erste Epoche seiner selbstständigen Meisterschaft gerückt. Tizian selbst hat vielleicht nie wieder eine Frauengestalt von so zarter Holdseligkeit geschaffen, wie die köstliche auf dem Rande des Brunnens sitzende, die mit liebevoller Rede sich an die ihr gegenüber mit dem vollen Costüm der Zeit umpanzerte Gefährtin wendet. Es ist zugleich ein schönes Beispiel jener novellistisch poetischen Gattung, die durch Giorgione in die venetianische Malerei eingebürgert worden war. Zugleich die erste in der Reihenfolge der Schöpfungen, in welchen Tizian die unverhüllte Schönheit weiblicher Gestalten mit einem Adel der Empfindung und einer Absichtslosigkeit geschildert hat, wie sie sonst nur in den reinsten Werken des griechischen Meißels uns begegnen.

Nicht minder groß erscheint der Meister in den berühmten feierlichen Altarbildern, welche wie die Pala Pesaro in der Kirche der Frari eine ganz neue Auffassung solcher Gegenstände zeigen. Es ist der Triumph des malerischen Princips über das architektonische, denn statt des streng symmetrischen Aufbaues, dem noch Bellini in solchen Werken huldigte und der auch die Compositionen Rafaels durchzieht, gestaltet sich hier nach rein malerischen Gesetzen, nach Farbencontrasten, Licht- und Schattenmassen ein Ganzes von völlig neuer und doch nicht minder berechtigter Wirkung, dem es wahrlich nicht an feierlicher Größe fehlt, nicht an jenem machtvoll symphonischen Zusammenklingen idealer Gestaltung und zu historischer Bedeutung erhobener Porträtfiguren, wie man denn auch den großen Bildnißmaler hier in seiner ganzen Bedeutung erkennt. Dasselbe rein malerische Gesetz waltet dann auch in Compositionen wie die berühmte Assunta, in welcher zugleich jener fast stürmische Ausdruck eines gesteigerten Empfindungslebens sich ankündigt, der dann in der kirchlichen Malerei der Barockzeit sich in's äußerste Extrem verlieren sollte. Bei Tizian dagegen spürt man noch nichts von

Digitized by Google

einseitiger Ekstase, da seine von Leben und Kraft strotzenden Gestalten zu gesund für solche Excesse sind. Die Schilderung und Analyse dieses Meisterwerkes muß selbst als ein Meisterwerk kunstgeschichtlicher Darstellung bezeichnet werden.

Wieder neue Accorde schlägt Tizian in jenen Altarbildern an, welche wie der Petrus martyr, die Grablegung, die Dornenkrönung, die Marter des heiligen Laurentius erschütternde Scenen des Leidens vor Augen stellen und sich an die tief erregte Sympathie des Beschauers wenden. Er erweitert damit das Gebiet der venetianischen Malerei, deren Reich sonst nur die Schilderung ruhiger Zustände umfaßt; er schreitet vom Lyrisch-idyllischen zum Dramatischen vor und zeigt sich auch hier als ein Meister, dem keine Seelenregung fremd ist. Im Petrus martyr wird die grause Scene eines meuchlerischen Ueberfalls durch die herrliche Landschaft mit den hohen Bäumen und durch die herabschwebenden Engelknaben mit dem Palmzweig verklärt; in der Grablegung klingen die verschiedensten Abstufungen schmerzvoller Theilnahme in einen gramdurchzitterten Mollaccord zusammen, in der Dornenkrönung ist die brutale Handlung mit einer etwas zu herben Aeußerlichkeit in Scene gesetzt; in der Marter des heiligen Laurentius endlich wirft der Doppelschein nächtlicher Mondbeleuchtung und grellen Fackellichts einen verhüllenden Schleier über den entsetzlichen Vorgang. Wohin wir blicken in der fast unabsehbaren Reihe dieser Meisterschöpfungen, überall erkennen wir den hohen Adel einer vornehmen Natur, die Größe eines echten Künstlers, der die Malerei zur vollen Freiheit entfaltet und in seinen Werken den Ausgangpunkt für die späteren Entwicklungen bietet.

In der Darstellung der Verfasser sind die Hauptschöpfungen Tizians mit großem Geschick in die Erzählung seines Lebens verflochten. Wir sehen ihn rasch wachsen, in den Staatsdienst seiner Heimat treten und in dauernden Beziehungen zu den kunstliebenden Fürsten der Zeit eine große Anzahl seiner bedeutendsten Werke schaffen. Zuerst sind es die Este von Ferrara, dann die Gonzaga von Mantua, die Farnese, Kaiser Karl V. und Philipp II. von Spanien, mit welchen wir den Meister in Verbindung finden. Ueberaus zahlreich ist seine Correspondenz, die über diese Verhältnisse Auskunft gibt. Vergleicht man sie mit den allerdings noch reichhaltigeren Briefen von Rubens, so tritt ein merkwürdiger Gegensatz zu Tage. Während der große flandrische Meister nicht blos Maler, sondern auch Gelehrter, Alterthumskenner, Politiker und Diplomat ist, so daß in seinen Briefen sich die mannichfaltigsten Interessen der Kunst, der Wissenschaft und des Staates spiegeln, ist Tizian lediglich Maler, zugleich freilich wie Rubens praktischer Geschäftsmann, der seine Interessen mit Klugheit aber ohne kleinliches Wesen wahrnimmt. Tizian gehörte offenbar zu den Naturen, welche, wie Rafael, Correggio, Holbein, Mozart, ganz in ihrer Kunst aufgehen, während Meister wie Lionardo, Michelangelo, Dürer, Beethoven mit der Vielseitigkeit ihres Geistes die ganze Welt umspannen. In Tizians Verhältniß zu Philipp II. erfreut uns als ein milder Zug in dem düster bigotten Charakter des spanischen Königs die lebendige Theilnahme an den Werken der Kunst, der wir eine Reihe herrlicher Schöpfungen zu verdanken haben.

Unter den persönlichen Verhältnissen des großen Künstlers fällt uns Modernen die intime Freundschaft mit einem Manne wie Pietro Aretino am meisten auf, der als notorischer Bandit der Feder eine der unerfreulichsten Seiten im Culturbilde der italienischen Renaissance in's grellste Licht setzt. Wir können zur Erklärung dieses Verhältnisses und zur Entschuldigung des Meisters nur auf die laxen Anschauungen jener Zeit verweisen, in der es sich Niemand zur Schmach anrechnete mit einem Auswurf wie Aretin in Verbindung zu stehen. Von Tizians Familienleben wissen wir nicht viel. Seine Gattin Cecilia verlor er schon 1530; nach ihrem Tode nahm sich seine Schwester Orsa seines Hauswesens und der Erziehung dreier noch im zarten Alter stehender Kinder an. Sein Sohn Orazio ergriff den Beruf des Malers, wurde aber wenige Wochen nach dem Tode desselben ebenfalls von der Pest hinweggerafft. Großen Kummer erlebte der Meister durch seinen älteren Sohn Pomponio, den er für den geistlichen Stand bestimmt hatte und für den er in blinder Vaterzärtlichkeit unausgesetzt sich um geistliche Pfründen bemühte, ohne ihn dadurch von seinem zügellosen Leben abbringen zu können. Es macht einen fast tragikomischen Eindruck, wenn Aretin dem mißrathenen Sohne seines Freundes brieflich Ermahnungen zur Tugend zukommen läßt. Um so erquickender ist Tizians Verhältniß zu seiner Tochter Lavinia, die er auf's Innigste liebte und bei ihrer Vermählung mit fürstlicher Freigebigkeit ausstattete. Das Mädchen mit dem Fächer in der Dresdner Galerie und die nicht minder köstliche Lavinia mit der Fruchtschale im Museum zu Berlin, die in einem Bilde der Madrider Sammlung zur Salome mit dem Haupte Johannes des Täufers umgewandelt ist, sind Zeugnisse dieser väterlichen Zuneigung.

Das Ende dieses großen und glänzenden Künstlerlebens bietet eine Illustration zu Holbeins Todtentanz. Im Jahre 1576 wurde der neunundneunzigjährige Meister durch die damals in Venedig herrschende Pest hingerafft. Er war einer der seltenen Glücklichen, welche die Gebrechen des Alters nicht kennen lernen und bis in die letzten Lebenstage die Kraft des Schaffens und Genießens sich bewahren. Trotz der furchtbaren Noth der Zeit wurde er mit fürstlichem Gepränge in der Kirche der Frari beigesetzt. Die kunstgeweihte Wohnung in dem stillen Viertel von Biri grande mit dem herrlichen Garten, der so oft an schönen Sommerabenden den Künstler mit seinen Freunden zu traulichem Gespräch vereinigt hatte, ist durch die Veränderungen in jenen Stadttheilen völlig unkenntlich geworden. Durch eine Schilderung des Grammatikers Priscianese, der dort einen köstlichen Abend mit Aretin, Sansovino und dem florentinischen Geschichtsschreiber Jacopo Nardi verlebte, ist uns eine gleichzeitige Schilderung von dem Hauswesen Tizians erhalten. Nach Betrachtung der vorzüglichen Gemälde, mit denen das Haus angefüllt war, stiegen sie in den Garten hinab, wo sie das Abendbrod einnahmen und sich an dem reizenden Bilde des von zahllosen Gondeln belebten angrenzenden Gewässers ergötzten, während bis tief in die Nacht hinein von allen Seiten Gesang und Saitenspiel die Luft erfüllte.

Die Verfasser haben mit Sorgfalt die mannichfaltigen Fäden dieses reichen Künstlerlebens vereinigt und ein Bild daraus gewebt, das nicht blos den engeren Fachkreisen eine Fülle von Belehrung gewährt, sondern geeignet ist, im weitesten Umfange bei allen Freunden des Schönen Interesse zu erwecken. Als werthvolle Zugaben bringen sie eine große Reihe von Urkunden, welche wichtige Momente im Leben und Schaffen des Meisters erläutern. Die Gediegenheit des Inhalts erhält durch die Sorgfalt des deutschen Bearbeiters und durch die schöne typographische und künstlerische Ausstattung eine äußere Form, welche dem Buche einen hohen Rang in unserer kunstgeschichtlichen Literatur verbürgt.

W. Lübke.

Bemerkungen über das französische Theater in der Gegenwart.

(Aus einem Vortrage.)

Von Paul Lindau.

II.

Von allen Conflicten, welche im Schoße der Familie ausbrechen können, ist die Lösung der geschlossenen ehelichen Bande durch Untreue des Einen der Gatten, ist der Ehebruch der erschütterndste, der in seinen Folgen verhängnißschwerste, daher der am meisten dramatische.

Es versteht sich von selbst, daß sich die Aufmerksamkeit des Dichters auf diesen Conflict gewaltsam hinlenken mußte, und es gehört eine beträchtliche Dosis von Unkenntniß dazu, um zu behaupten, daß die Einführung des Ehebruchs in die Dichtung eine Erfindung der modernen französischen Dramatiker sei.

Digitized by Google

Die braven Leute, die das behaupten, haben vergessen, daß etwa tausend Jahre vor Christi Geburt ein gewisser Homer die Ilias geschrieben hat, und daß in diesem recht lesenswerthen Buche in schönen Versen geschildert wird, wie die Danaer gen Troja zogen, dieweil einer ihrer Fürsten, Menelaos, sich über den Sohn des Priamos, den schönen Paris, zu beklagen hatte, sintemalen dieser Paris die Frau des Menelaos, die schöne Helena entführt hatte. Wenn nicht aus der Ilias, aus der Offenbach'schen Operette hätten sie es wissen können.

Die dichterische Verwendung dieses intensivsten Familienconflictes ist so alt wie die Literatur.

In Frankreich zeigt sie sich in den frühesten rohen Anfängen des Lustspiels, aber sie hat allerdings in der Behandlung durch die Dichtung unserer neueren Zeit eine wesentliche Veränderung erfahren.

Im alten französischen Lustspiel war der getäuschte Ehemann wie in der italienischen commedia dell' arte immer eine lächerliche Figur; man gab dem Unglücklichen einen schon durch seinen Klang verächtlich lautenden Beinamen. Er wurde gehänselt, geprügelt und schließlich noch ausgelacht. Die neuere Zeit hat dieses Verhältniß etwas ernsthafter aufgefaßt. Für sie ist die gewaltsame Lockerung der Familienbande kein Scherz mehr, im Gegentheil; und demgemäß hat sie diese ernsthafteste Frage auch von ihrer ernsthaftesten Seite behandelt und in ihren ernstesten Consequenzen gezeigt.

In dieser Form wirkt der recht unangenehme Conflict natürlich doppelt peinlich; und wenn man sich auf den Standpunkt der Bequemlichkeit stellt, die jede peinliche Erregung aus dem Theater bannen will und in harmlosen Spaßmachern die berufenen Bühnenschriftsteller erkennt, so hat man Recht, gegen diese Behandlung der ehelichen Treulosigkeit zu eifern. Erkennt man aber in der Bühne neben ihrer belustigenden und erheiternden Mission auch die Aufgabe zu ernstem Nachdenken herauszufordern, zur Einkehr in sich selbst anzuregen, durch frappante Beispiele nicht nur die Segnungen des Guten, sondern auch den Fluch des Bösen zu zeigen, das eingeschläferte Gewissen gewaltsam aufzurütteln, und durch die Eröffnung des Verständnisses veredelnd und läuternd zu wirken, dann wird man dem Drama die Berechtigung, auch peinliche Stoffe zu behandeln, nimmermehr versagen können

Derjenige Dichter, welcher in dieser Beziehung das Aeußerste gewagt und das bedeutendste Dichterwerk geschaffen hat, ist Emil Augier, der nach meinem Dafürhalten überhaupt unter den modernen Dramatikern Frankreichs der hervorragendste ist.

(Ich habe Emil Augier und seine Werke vor nicht langer Zeit an dieser Stelle einer eingehenden Würdigung unterzogen und kann mich daher zur Charakterisirung dieses grausamen, ehrlichen, muthigen Dichters auf jene Skizze berufen.)

Neben Augier erscheinen die andern Dramatiker Frankreichs beinahe schüchtern; an Kraft und Keckheit thut es ihm keiner gleich; an Popularität wird er, für den Augenblick wenigstens, von dem jüngeren Dumas und auch von Sardou übertroffen.

Dumas ist ungleich anspruchsvoller, aber weniger sympathisch als Augier. Augier hat das Herz voll, Dumas nimmt bisweilen nur den Mund voll.

Dumas' Stücke sind nahezu sammt und sonders Tendenzstücke; mit einem jeden glaubt er eine sociale Reform vollziehen zu können.

In der „Cameliendame" eifert er gegen die Lieblosigkeit der Gesellschaft und will rühren durch das unverschuldete Leiden einer Gefallenen, die sich trotz ihrer sittlichen Erniedrigung dennoch ein reines, edles Herz bewahrt hat. Dumas hat diese Vertreterin der sentimentalen Verworfenheit, des achtunggebietenden Lasters übrigens ohne Zweifel mit großem Talent auf die Bühne gebracht und zur Heldin eines überaus wirksamen Rührstückes erhoben. Aber man kommt doch nicht zu dem vollen, ästhetischen Behagen, denn der Grundgedanke ist falsch. Die Thränen, die uns abgepreßt werden, sind des Objectes nicht werth; sie sind keine heilsame Linderung, sondern eine Pein.

Fast in allen Stücken des jüngeren Dumas spielen die gefallenen Frauen die Hauptrollen.

In „Diane de Lys" täuscht die Gattin ihren Mann aus Liebe für einen andern, einen Künstler. Der beleidigte Gatte verschafft sich selbst die Genugthuung seiner gekränkten Ehre, indem er den Geliebten seiner Frau tödtet.

In der „Demimonde" führt er uns eine wegen ihres leichtsinnigen Lebens aus den aristokratischen Kreisen ihrer Familie verbannte Frau vor, die das gesellschaftliche Decorum zwar noch bewahrt, aber innerlich tief gesunken ist.

Im „Père prodigue" greift er noch tiefer. Die darin auftretende Person, Albertine, heuchelt nicht einmal mehr den anständigen Schein.

In der „Princesse Georges" stellt er zwei Frauen einander gegenüber, von denen die eine ein wahres Monstrum von Verworfenheit ist. Im „Weib des Claudius" geht Dumas den letzten Schritt weiter; er macht die Gattin geradezu zur Courtisane ohne irgend ein ideales Motiv. Der Held, d. h. der unglückliche Gatte, tödtet das Weib.

In „Monsieur Alphonse" ist die Heldin mehr beklagenswerth als verwerflich. Sie ist vor der Ehe verführt worden; in der Ehe aber ist sie anständig geblieben, und ihr Gatte vergibt ihr den jugendlichen Fehltritt.

Am seltsamsten ist die Heldin in seinem neuesten Stück „Die Fremde".

Hier hat Dumas nicht den Conflict aus dem Verhältniß der beiden Geschlechter zu einander, sondern aus dem Verhältniß der Racen, der schwarzen und der weißen Race abgeleitet. Noëmi Clarkson ist nach dem, was man gewöhnlich als Sittlichkeit bezeichnet, ein Unicum; ein wahrer Ausbund von Anständigkeit. Selbst die Ehe, die sie eingegangen ist, ist eine rein theoretische geblieben. Aber die „Fremde" speculirt auf die Verworfenheit der Männer, um diese zu Grunde zu richten. Die Weißen haben ihre Mutter, eine Mulattin, schlecht behandelt, und Noëmi hat den seltsamen Schwur geleistet, Rache zu nehmen an der weißen Race. Da sie die Race, die ja ziemlich verbreitet ist, im Großen und Ganzen nicht ausrotten kann, so versucht sie es im Detail, und sie bringt es denn auch richtig dahin, daß einer ihrer Halbbrüder den andern tödtet und der Mörder gehenkt wird; daß sich in Italien, Spanien ꝛc. verschiedene Menschen in sie verlieben und sich in der Verzweiflung eine Kugel durch den Kopf jagen oder sich erstechen oder im Zweikampf getödtet werden ꝛc. In dem Stücke selbst — denn was ich da aufgeführt habe, liegt vor der eigentlichen Handlung — ist Noëmi die Rächerin der weiblichen Schuldlosigkeit an einem gänzlich verkommenen Aristokraten, der wiederum durch ihre Veranlassung getödtet wird. Das Stück ist übrigens in Bezug auf den scenischen Aufbau ein wahres Meisterwerk und voll dramatischen Lebens, voll geistreicher überraschender Wendungen.

Ich halte „Die Fremde", trotz aller Befremdlichkeiten, unzweifelhaft für eines der gelungensten Stücke des hochbegabten Mannes.

Dumas besitzt ganz hervorragende Eigenschaften. Er ist ein vorzüglicher Kenner der Bühne, seine Effecte sind scharf zugespitzt, sein Dialog ist ungemein natürlich und witzig, vielleicht nicht so gedankenvoll wie der Augiers, aber pointirter und reicher an unvorhergesehenen Einfällen. Er beobachtet fein und richtig.

Nur etwas stört mich in seinen Stücken: die Prätension der sittlichen Reform, die er immer anzustreben sucht. In jedem seiner Stücke tritt Dieser oder Jener auf und hält eine lange Rede über irgend eine schreiende Ungerechtigkeit der Gesellschaft, und der wunderliche Kauz klagt nicht nur darüber, sondern er hat auch immer schon die Mittel bereit, welche das Uebel beseitigen könnten. Man kann sich nun darauf verlassen, daß dieser Wunderdoctor seine Mittel niemals aus der Apotheke des gesunden Menschenverstandes holt, sondern immer aus dem dunkeln Laboratorium eines quacksalbernden Alchymisten. Es sind immer widernatürliche, paradoxe Rathschläge, die uns da ertheilt werden; gewöhnlich mit Geist, stets mit größter Prätension, niemals mit überzeugender Kraft.

Digitized by Google

Gerade auf diese moralisirenden Allotria aber bildet sich Dumas am meisten ein. Es genügt ihm nicht, ein gutes Theaterstück von literarischer Bedeutung und von großer Wirkung auf das Publicum zu schreiben; er ist in dieser Beziehung ein echter Franzose, daß er von dem krankhaften Verlangen heimgesucht wird, beständig eine civilisatorische Mission auszuüben.

Er will nicht nur ein guter Schriftsteller, er will auch ein Reformater sein, und da ihm dazu sowohl die ursprüngliche Begabung, wie die tüchtige Vorbildung, wie der sittliche Ernst fehlen, und da er mithin die ernsthaftesten Fragen der Philosophie doch nur laienhaft discutirt, so ist es ganz natürlich, daß er sich beständig in Widersprüche verstrickt, die allerdings sehr amusant wirken, weil sie mit außergewöhnlichem, blendendem Geiste ausgestattet sind.

Aber trotz seiner Unzulängigkeit als moralisirender Philosoph darf ihm sein Talent als dramatischer Schriftsteller durchaus nicht verkümmert werden.

Ohne allen Zweifel ist Dumas eine der charakteristischsten Erscheinungen der modernen Literatur in Frankreich und sein Name wird niemals übersehen werden können, wenn man das Schauspiel unter dem zweiten Kaiserreich in's Auge faßt.

Der jüngste der französischen Dramatiker von Bedeutung ist Victorien Sardou. Sardou hat sich so ziemlich in allen Arten des Dramas versucht und überall mit Glück. Er hat das feine Conversations- und Intriguen-Lustspiel harmloser Tendenz cultivirt „pattes de mouche", das sogenannte Charakterlustspiel: „Die alten Junggesellen", „Die Familie Benoiton", „Unsre braven Landleute"; das moralische Tendenzstück in Dumas'scher Manier, „Seraphine" (die Frömmler), „Fernande", „Andrea", „Dora"; politische Satiren aus der Gegenwart, „Rabagas" und „Onkel Sam"; das große historische Drama mit Ausstattung: „Vaterland", ja sogar die Zauberposse und den burlesken Schwank. Er hat alles das und alles mit Erfolg dramatisch behandelt.

Sardou ist viel weniger feierlich und viel weniger eingebildet als Dumas; an ursprünglichem Talent für die Bühne ist er vielleicht der allerreichste. Seit dem Tode Scribes ist eine solche Fruchtbarkeit und eine solche Reihe von Erfolgen nicht dagewesen. An Scribe lehnt er sich auch in der Führung seiner Stücke merklich an und in der Behandlung der Scenen, namentlich der Ensembleſcenen, zeigt er eine Verve und Frische, in der Erfindung witziger und interessanter Situationen einen überquellenden Reichthum, der geradezu staunenswerth ist.

Aber seiner ganzen Natur nach vermag er es nicht, ein Stück so gewissenhaft zu vertiefen, wie Dumas, der ja alles, was er schreibt, für außerordentlich wichtig hält und deshalb auch sehr ernst nimmt.

Sardou ist zwar sorgfältig und fleißig — das sind alle Franzosen! — aber er nimmt die Sachen doch seiner ganzen ursprünglichen Veranlagung nach leichter, und es kommt ihm nicht darauf an, fremde Stoffe zu benutzen, wenn sie ihm gefallen. Mehr als irgend einer der zeitgenössischen Autoren hat er sich gegen den Vorwurf des Plagiats vertheidigen müssen.

So hat er z. B. „Fernande", eines seiner erfolgreichsten Stücke, in seinen wesentlichen Zügen aus dem Diderot ausgeschrieben, wie weiland Charlotte Birch-Pfeiffer ihre Dramen aus englischen Romanen und schwäbischen Dorfgeschichten.

Aber mit welcher Kunst hat Sardou den spröden Stoff behandelt!

Dumas ist immer würdig und salbungsvoll, Sardou neigt mehr dem Muthwillen zu; seine Production hat etwas vom Pariser Boulevardhelden.

Man könnte, wenn man einmal die heutigen Dramatiker mit den Revolutionsmännern vergleichen wollte, Augier als den aufrichtigsten und gewaltigsten neben Danton, den jungen Dumas als den doctrinärsten, zugeknöpftesten und sittenreinsten, der aus lauter Sittenreinheit so und so viel Köpfe springen läßt, neben Robespierre, und Sardou neben den ausgelassenen Schalk, der die ganze Geschichte mit Fallbeil, Septembrisaden ꝛc. als höheren Spaß auffaßt, neben Camille Desmoulin stellen.

Ich habe nur diese drei, wie mir scheint, beachtenswerthesten Repräsentanten des modernen Schauspiels in Frankreich flüchtig zu charakterisiren versuchen können.

Neben diesen zählt unser Nachbarland noch eine große, große Anzahl bedeutender Talente; aber was soll ich mit Namen und Titel ermüden?

Auf Vollständigkeit mache ich ja keinen Anspruch, und die anderen modernen Dichter lassen sich alle mehr oder minder dem einen oder dem anderen der hier namhaft gemachten unterordnen.

Meine Aufgabe könnte es nur sein, die allgemeine Physiognomie des französischen Schauspiels in der Gegenwart ungefähr zu charakterisiren, und ich habe, um das Gesagte kurz zusammenzufassen, die Vorzüge der französischen Bühnendichtung hervorzuheben versucht:

erstens in dem glücklichen Erfassen wahrhaft dramatischer Motive, wie sie das scharf ausgeprägte öffentliche Leben in Frankreich ihnen darbietet,

in der Kühnheit, mit welcher die Autoren eingreifen in Verhältnisse, die uns alle menschlich am nächsten berühren, in die Familie,

in der Duldsamkeit, mit welcher das französische Publicum die Behandlung solcher Stoffe aufnimmt, und endlich

in der großen formalen Vollendung, mit welcher die Franzosen diese Fragen für die Bühne zu gestalten wissen und Dank den günstigen Bühnenverhältnissen zu gestalten vermögen.

Das sind die Vorzüge, welche die genannten drei Dramatiker in der ausgesprochensten Weise besitzen; mag man ihnen auch im Uebrigen mit vollem Rechte die Tiefe der Empfindung und die starke Innerlichkeit absprechen.

Aber es sind trotz alledem hochrespectable Schriftsteller, und ihr Bestreben spricht sich in ihren Werken deutlich aus.

Sie hassen die Schönrednerei und lassen ihre Figuren menschlich handeln. Sie gehen davon aus, daß nur das getreue Bild der Natur gefällt, das in der Wahrheit, in der Echtheit des Schönen liegt. Sie sagen diese Wahrheit, auch wenn sich die falsche Strenge der Sitte dagegen sträubt.

Mit einem Worte: sie erfüllen ganz genau Wort für Wort das Programm, welches unser größter Dramatiker in den schönen Versen aufgestellt hat:

„Erweitert ist jetzt des Theaters Enge,
In seinem Raume drängt sich eine Welt;
Nicht mehr der Worte rednerisch Gepränge,
Nur der Natur getreues Bild gefällt.
Verbannet ist der Sitten falsche Strenge
Und menschlich handelt, menschlich fühlt der Held.
Die Leidenschaft erhebt die freien Töne
Und in der Wahrheit findet man das Schöne!"

Notizen.

Die Conferenz oder der Congreß ist in dem Augenblick, wo diese Blätter erscheinen, entweder schon eröffnet, verschoben oder gescheitert, wird friedliche Ergebnisse oder den Krieg herbeiführen, die orientalische Frage aus der Welt bringen, oder bei dem östlichen Krach den Continent mit Trümmern bedecken, eine Aera andauernder Glückseligkeit oder unsägliche Wirren erzeugen. In diesem peremptorischen Tone sicherer Prophezeiung ließen sich noch ganze Spalten füllen. Es fragt sich nur, ob sie Leser finden würden. Man wird indessen einige Vorsicht in der prospectiven Behandlung der Frage um so mehr gerechtfertigt erachten, als ja hochgestellte Minister aller Orten sich derselben Reserve befleißigen. Wer über Politik schreibt, wird nicht klüger sein wollen, als wer sie macht oder doch den Beruf dazu beansprucht. Die Conferenz war inmitten der düstern Aspecten, welche der Orient seit einiger Zeit darbot, ein trostreiches Gedankenasyl für die Bedürfnisse des schwierigen Augenblicks. Irgend ein immerhin nur scheinbar fester Punkt ist in solchen Zeitläuften, wenn der Boden schwankt und Jedermann den Kopf verliert, von unschätzbarem Werth. Hundert Bedenken von wegen der Gefahren, die den Frieden bedrohen, kann man mit der Beschwichtigung zurückweisen;

Digitized by Google

Warten wir die Conferenz ab! Sonst hilft auch in ähnlichen Fällen eine Mission, von welcher sehr viel gesprochen und noch mehr geschrieben wird, deren Resultat aber jedenfalls erst die Entscheidung der Krisis bringen kann. Zu einer solchen Sendung bedarf es nicht einmal immer einer eminenten Persönlichkeit. Ein Botschaftssecretair auf Reisen leistet oft dieselben calmirenden Dienste. Als die Italiener in den sechziger Jahren den Kirchenstaat bedrohten, plagte der Papst den Herzog von Gramont, damaligen Vertreter Frankreichs bei dem heiligen Stuhl, und flehte um Napoleons Hülfe, wollte wenigstens über des Kaisers Absichten Aufschlüsse erhalten. Der Herzog von Gramont beauftragte darauf seinen ersten Secretair, den Marquis de Cadore, mit dringenden Aufträgen an den Kaiser. Er werde denselben in Paris anwesend finden oder in Marseille erwatten können, wenn Seine Majestät, wovon damals die Rede war, sich inzwischen nach Algier begeben hätte. Der Botschafter gab diese Befehle seinem Secretair in Gegenwart eines Collegen, der ihn, als der Marquis de Cadore sich entfernt hatte, verwundert fragte, was denn das Alles bedeuten solle. Es sei ja ein öffentliches Geheimniß, daß die Bewegungen der italienischen Truppen und was sonst vorgehe, im vollen Einverständniß mit dem Kaiser Napoleon stattfinde. Der Herzog von Gramont nickte mit dem Kopfe und bemerkte: Es geschieht auch nur zur Beruhigung des Papstes. Ich kann ihm jetzt von der Reise meines Secretairs sprechen, dann von seiner Ankunft in Paris, dem etwaigen Ausflug nach Marseille, der bevorstehenden Rückkehr, von den in Aussicht stehenden Depeschen und ähnlichen Sachen. Inzwischen werden sich die Dinge hier in Italien wohl weiter entwickelt haben und man wird klarer sehen. Auch der Papst wird sich bis dahin in das Unvermeidliche wohl einigermaßen gefügt haben. Die letztere Voraussicht des optimistischen Diplomaten hat sich nun zwar nicht bewährt, denn die Curie hat sich bis zur heutigen Stunde über den Verlust der Marken und Zubehör nicht getröstet, wenn auch Leo XIII. vielleicht nicht einen Weltbrand deswegen so leichten Herzens anfachen möchte, wie sein Vorgänger. Aber die nützlichen Dienste, welche in heiklen Momenten eine derartige Mission leisten kann, wurde durch den Ausflug des Marquis de Cadore von Rom nach Frankreich handgreiflich bewiesen. Ganz ähnlich verhält es sich mit der Conferenz, wodurch die Bedeutung nicht verringert werden soll, welche dieser europäische Areopag, wie es im Zeitungsjargon heißt, erlangen kann. Mancherlei Umstände, die mit der Wahl des Ortes zusammenhängen, boten übrigens ein nahezu humoristisches Interesse. Die verschiedenen deutschen Badeorte, die in Frage gekommen waren, nannte einer der Betheiligten mit eigenthümlichem Accent tugendhaft, weil dort nicht mehr gespielt wird, auch sonst Vieles correcter zugeht als in früheren Zeiten. Und doch sollte Fürst Gortschakow, der trotz seines Alters nicht gern allein reist, gerade für die Wahl einer stilleren Stadt besondere Gründe haben. Man mag daran erkennen, was Alles Personen, die nun einmal der Oeffentlichkeit angehören, von bösen Zungen nachgesagt wird. Niemand möchte dergleichen unverbürgte Legenden verbreiten helfen. Die Andeutung war denn auch nur der Vollständigkeit wegen gestattet und wird in der etwaigen späteren Geschichte des Congresses schwerlich eine officielle Bestätigung erhalten.

Offene Briefe und Antworten.

Gaudeamus.

Der Aufsatz von Bartsch über den allzufrüh dahingeschiedenen Dichter und Philologen Creizenach (in Bd. XIII, Nr. 5 dieser Zeitschrift) erinnert den Unterzeichneten an einen Vortrag, den der Verstorbene auf der Leipziger Philologenversammlung über das „Gaudeamus" gehalten hat. Referent war zwar nicht anwesend, aber er kennt den Vortrag aus den gedruckten „Verhandlungen" jener Gesellschaft. Es handelt sich nicht um das Scheffel'sche „Gaudeamus", sondern um das viel ältere, namen- und zeitlose der Studenten. Der Charakter dieser Zeitschrift verbietet nun zwar eine gelehrte Abhandlung über Latina (denn es gilt nicht blos: graeca sunt: non leguntur), aber in Anknüpfung an jenes allbekannte Studentenlied, das so manchen Lippen (auch feminini generis) entströmt, die sonst in ihrem Leben sich kein lateinisches Wort, und mit gutem Grunde, entschlüpfen lassen, wird es gleichwohl gestattet sein, ein paar Bemerkungen zum Besten zu geben. Das Lied ist ja wirklich und in der That ein Volkslied geworden und hat die Schranken des Studentenlebens schon längst überschritten. Aber — zur Sache.

Wir saßen einst (nämlich in zahlreicher Gesellschaft Studenten und Docenten, unter diesen auch Referent an der Seite eines berühmten, jetzt verstorbenen Gelehrten [Germanisten]) gemüthlich beisammen. Die Töne des „Gaudeamus" erklangen, Jung und Alt sang mit; keiner ließ sich träge finden. Gewohnheitsmäßig wurde auch die zweite Strophe erledigt mit dem unmöglichen „ubi jam fuere", das mir jedesmal, so oft ich es höre, einen Schlag auf mein philologisches Gewissen versetzt. „Halt!" denk' ich — „ich will doch einmal meinen berühmten Nachbar fragen, was er von diesem Curiosum hält — denn ein Curiosum ist es doch gewiß, daß von Studenten ein alles Sinnes entbehrender lateinischer Vers — wer weiß, vielleicht seit Jahrhunderten! — gesungen wird." Gedacht, gethan. Mein Nachbar gesteht mir, der besagte Vers habe ihm auch schon ein „leises Schütteln des Kopfes" verursacht, aber er wisse keinen Rath. „Und doch," erwiderte ich, „scheint guter Rath hier keineswegs theuer zu sein; denn der Vers wird heil durch ein einziges Fragezeichen: Ubi? Jam fuere." — Die Antwort nämlich auf das ubi des ersten Verses (wo sind die, die vor uns in der Welt gewesen sind? u. s. w.) wird eben im letzten Verse ertheilt, wo zugleich auch die Frage (echt poetisch!) wiederholt wird: Wo sind sie? Sie waren schon. Auf dem fuere (waren) liegt natürlich ein starker Accent, wie in dem bekannten von Büchmann mit Recht unter die „geflügelten" aufgenommenen Worte Virgils: „Fuimus Troes."

Mein berühmter Nachbar konnte nicht anders als meine Conjectur für baare Wahrheit erklären.

Jetzt sehe ich, daß Creizenach, dessen Beispielsammlung für die Wiederholung des ubi vollends jeden Zweifel an der Richtigkeit jener Vermuthung aufhebt, anführt, es werde mitunter gesungen: ubinam? Fuere. Dieses „rencontre des beaux esprits", wenn es auch nur ein halbes ist, freut mich, ich muß jedoch meiner Ansicht, die keine Aenderung des Textes nöthig macht, den Vorzug vindiciren.*)

Basel. J. Mähly.

Bibliographie.

Graf Wolf Baudissin, Enige plattdütsche Vertellu un Rimels. 8. VI und 210 S. Braunschweig 1878, Bruhn. 2. 50.

Angelins Beuthien, Klaas Hinnerk. 3 Bde. A. u. d. T.: Sleswig-Holsteener Buerngeschichten. 1.—3. Bd. 8. 649 S. Ebd. 7. 50.

W. Gwinner, Schopenhauers Leben. 2. umgearbeitete und vielfach vermehrte Auflage der Schrift: Arthur Schopenhauer aus persönlichem Umgange dargestellt. Mit zwei Stahlstichen: Schopenhauer im 21. und 70. Lebensjahre. 8. XXI und 694 S. Leipzig 1878, F. A. Brockhaus.

A. Hausrath, David Friedrich Strauß und die Theologie seiner Zeit. 2. Theil. (Schluß des Werkes.) 8. VI und 399 S. und 19 Seiten Anhang. Heidelberg 1878, Bassermann. 6. —

Humoristischer Hausschatz für das deutsche Volk. Herausgegeben von Ernst Eckstein. 1. Bd. 8. 306 S. Leipzig 1878, R. Eckstein. 3. —

P. Hunfalvy, Literarische Berichte aus Ungarn über die Thätigkeit der ungarischen Akademie der Wissenschaften und ihrer Commissionen, des ungarischen Nationalmuseums ꝛc. ꝛc. 1. Bd. 2. und 3. Heft. 8. S. 128—396. Budapest 1877. In Commission bei F. A. Brockhaus' Sort. und Antiq. per Band von 4 Heften 8. —

*) Etwas Aehnliches ist vorgegangen in jenem andern bekannten Studentenlied mit dem Refrain:

edite, bibite, collegiales
post multa saecula pocula nulla,

wo es auch nicht dem Zwanzigsten einfällt, daß er hinter saecula zu interpungiren und das post nicht als Präposition, sondern als Adverb aufzufassen hat: post (d. h. später) multa (sunt) saecula, pocula nulla.

Digitized by Google

Inserate.

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Die Dinge im Orient.
Deutsche Mahnungen und Betrachtungen.
Von **H. Franke.**
Verlag von **Carl Schilling** in **Leipzig.**
Preis 1 *M.*

66,500 Abonnenten.

Nur **1 Mk. 75 Pf.**
beträgt das
Monats-Abonnement
auf das
Berliner Tageblatt
nebst
„Berliner Sonntagsblatt"
u. illustrirtem Witzblatt **„Ulk"**
und nehmen alle Reichspost-Anstalten, sowie in ***Berlin*** alle Zeitungsspediteure Abonnements entgegen.
Im Laufe des Monat **März** wird die **neueste Novelle des berühmten Romanschriftstellers**
Levin Schücking
unter dem Titel:
„Sclaven des Herzens"
veröffentlicht, worauf wir die **vielen Verehrer** dieses Autors aufmerksam machen.
66,500 Abonnenten.

Petrich, romant. Stil.

Soeben erschienen:
Drei Kapitel
vom romantischen Stil.
Ein Beitrag
zur Charakteristik der romantischen Schule, ihrer Sprache und Dichtung, mit vorwiegender Rücksicht auf Ludwig Tieck.
Von
Hermann Petrich,
ordentl. Lehrer am königl. und Gröningschen Gymnasium zu Stargard in Pommern.
XVI u. 152 S. Broschirt 3 *M.*, gebunden 4 *M.*

Die letzte unter den völlig abgeschlossenen Perioden unserer Literaturgeschichte, welche einerseits mit der classischen Zeit des Weimarer Musenhofes sich so vielfach berührt, andererseits ihre Wirkungen bis in die Gegenwart hinein erstreckt, die sogenannte romantische Schule, wird hier von einer bisher wenig beachteten Seite, nämlich in ihrer sprachlichen Eigenthümlichkeit, dargestellt. Der Inhalt umfasst, ausser einer Einleitung, in 3 Kapiteln: I. die **Bildlichkeit**, II. den **Archaismus**, III. die **Mystik** des romantischen Stils. Der romantische Archaismus wird theils in seiner geschichtlichen Entwickelung u. Eigenheit, theils durch ein **Wörterbuch** romantischer Archaismen dargestellt. — Für das Studium deutscher Literatur und Sprache, sowie für die Kenntniss einer sehr wichtigen Zeit deutscher Geistesentwickelung überhaupt enthält die Schrift demnach einen neuen u. wesentlichen Beitrag.

Verlag von **R. Jenne** in **Leipzig.**

Für Schriftsteller.

Eine seit mehreren Jahren bestehende thätige Verlagsbuchhandlung mit eigener Druckerei erbietet sich zur Herstellung von Werken aller Art, welche im Selbstverlag der Autoren erscheinen sollen und übernimmt auch unter billigen Bedingungen den buchhändlerischen Vertrieb derselben nach rationellen Principien. Gefl. Offerten befördert sub **C. 2364** die Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** in **Cöln.**

Bücher-Ankauf.

Grössere u. kl. Privatbibliotheken, sowie einzelne gute Werke kauft zu höchsten Preisen L. M. Glogau Sohn, Hamburg, Burstah.

Soeben erschien in **dritter** Auflage:
Lassalle, Ferdin.: Herr **Julian Schmidt,** der Literarhistoriker. Preis broch. 3 *M.*
Durch alle Buchhandlungen zu beziehen.
Culm a/W., 19/2. 1878. **A. W. Sachtleben.**

Neuestes von Carl Gutzkow!

Mitte März wird im Verlage von **Emil Gutzkow** in **Stuttgart** erscheinen:
Dionysius Longinus
oder
über den ästhetischen Schwulst in der neueren deutschen Literatur
von
Carl Gutzkow.

☛ Diese geistvolle, mit rückhaltsloser Freimüthigkeit geschriebene Schrift, polemischen Inhalts, eines unserer gründlichsten Literaturkenner dürfte allseitig, ganz besonders aber in literarischen Kreisen, größtes Aufsehen erregen. **Preis 2 M.**
☛ Vorausbestellungen nehmen alle Buchhandlungen an.

Im Verlage von **Julius Hainauer,** Kgl. Hofmusikhandlung in **Breslau,** sind erschienen:
Adolf Jensen's
vierhändige
Originalcompositionen
für Pianoforte.

Op. 43. **Idyllen.**
Nr. 1. **Morgendämmerung** . . . *M.* 1.75.
Nr. 2. **Feld-, Wald- u. Liebesgötter** . . . *M.* 2.25.
Nr. 3. **Waldvöglein** . . . *M.* 1.25.
Nr. 4. **Dryade** . . . *M.* 1.75.
Nr. 5. **Mittagsstille** . . . *M.* 1.75.
Nr. 6. **Abendnähe** . . . *M.* 1.50.
Nr. 7. **Nacht** . . . *M.* 1.75.
Nr. 8. **Dyonisosfeier** . . . *M.* 2.50.
Op. 45. **Hochzeitsmusik.**
Nr. 1. **Festzug** . . . *M.* 1.50.
Nr. 2. **Brautgesang** . . . *M.* 1.75.
Nr. 3. **Reigen** . . . *M.* 1.75.
Nr. 4. **Notturno** . . . *M.* 2.—
Dasselbe in complettem Hefte . . . *M.* 5.—
Op. 59. **Abendmusik** . . . *M.* 5.—
Op. 60. **Lebensbilder.**
Heft I. **Im Rittersaal. — Am Brunnen. — Soldatenmarsch** . . . *M.* 4.50.
Heft II. **Sommerlust. — Zigeunerconcert. — Letzter Gang** . . . *M.* 5.—
Unter der Presse:
Op. 62. **Silhouetten.**
Heft I. **Zu Zweien. — Colombina. — Sausewind.**
Heft II. **Dolce far niente. — Die Zecher. — Grossmütterchen.**

Verlag von **J. Guttentag (D. Collin)** in **Berlin.**
(Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.)
Gesammelte Erzählungen
von
Magdalene Thoresen.
Frei nach dem Norwegischen
von
Walter Reinmar.
Erster Band.
Dorfgeschichten aus Norwegen.
8. 4 *M.* 50 *S.*

Magdalene Thoresen ist die erste lebende Dichterin des skandinavischen Nordens. In ihren Erzählungen ist die großartige Natur Norwegens und der Charakter des norwegischen Volkes so getreu gezeichnet, daß sich denselben nichts Aehnliches an die Seite stellen läßt, selbst nicht die berühmten Bauernnovellen Björnstjerne Björnson's. Magdalene Thoresen's Erzählungen haben den großen Vorzug, daß sie von dem Hauche einer tiefen, innigen Poesie beseelt und durchgeistigt und ohne jede Ausnahme sittlich rein und erhebend sind. Diese Meisterwerke der Erzählungskunst sollten in keiner Familie fehlen.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in **Berlin.** Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.** **Expedition, Berlin** N.W., Luisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 10. Berlin, den 9. März 1878. Band XIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die innere Politik Rußlands in den Jahren 1815—1818. Von Immanuel Rosenstein. — **Literatur und Kunst:** Pedro Antonio de Alarcon. Von Wilhelm Lauser. — Goethe und Friedrich II. Von Daniel Jacoby. (Schluß.) — Nur ein Neger. Von Hermann Soyaux. — **Aus der Hauptstadt:** Gabriele. Schauspiel in 4 Aufzügen von Hugo Bürger. Besprochen von Paul Lindau. — Notizen. — Inserate.

Die innere Politik Rußlands in den Jahren 1815—1818.

Von Immanuel Rosenstein.

Es läßt sich nicht leugnen, daß man bei uns in der Beurtheilung unserer östlichen Nachbarn, der Russen, etwas sehr in Bausch und Bogen vorgeht und daß das Urtheil im Allgemeinen kein sympathisches ist. Erstreckte sich diese Abneigung zunächst auf die Institutionen, die Politik und Acte der russischen Regierung, deren lähmender, erniedrigender Einfluß auf die Bestrebungen Preußens in den Jahren 1848—1850 lange unvergessen blieb, die überdies uns gegenüber in allen Handels- und Verkehrsangelegenheiten sich von sehr wenig freundnachbarlichen Gesinnungen beseelt zeigte, so trat auch im Laufe der Jahre, als der erste Enthusiasmus über die Abschaffung der Leibeigenschaft verraucht war, als sich der Gegensatz zwischen Slavophilen und „Westlichen" mehr und mehr schärfte und die russische Presse wie die russische Gesellschaft eine gewisse Geringschätzung und abfällige Beurtheilung alles Deutschen zur Schau trug, noch eine Verbitterung zwischen den beiden Nationen hinzu. Der gewaltige Aufschwung Deutschlands nach 1866 und 1870, der unser Land zu dem bestgehaßten in Europa machte, trug nur dazu bei, die Antipathie zu schärfen, trotzdem die beiden Regierungen sich gegenseitig sehr wichtige Dienste leisteten. Hatte Preußen durch seine Haltung gegenüber dem polnischen Aufstande im Jahre 1863 wesentlich dazu beigetragen, Rußland die Niederwerfung desselben zu erleichtern, so vergalt dies Rußland durch eine wohlwollende Neutralität im Jahre 1866. Dieselbe Haltung beobachtete Rußland im französischen Kriege und machte sich allerdings sofort dafür bezahlt, indem es Deutschlands Connivenz in Anspruch nahm, als es sich darum handelte, die Beschränkungen zu beseitigen, die der Pariser Vertrag der russischen Schifffahrt im schwarzen Meere auferlegt hatte. Und bis auf diesen Tag ist — ganz abgesehen von der gegenseitigen warmen Zuneigung der beiden Monarchen — das Verhältniß der Regierungen ein vorwiegend freundschaftliches geblieben. Trotzdem macht sich in dem Ausdruck der Beziehungen der beiden Nationen zu einander nach wie vor eine gewisse Gereiztheit überwiegend geltend. Von einer unbefangenen, vorurtheilsfreien Würdigung der gegenseitigen Verhältnisse ist nicht gerade viel die Rede, man liebt es, sich beiderseitig die Sündenregister vorzuhalten. Nur darin sind die Russen uns voraus, daß sie aus sehr naheliegenden Gründen über uns besser unterrichtet sind, wie wir über sie. Und dessen sind sie sich vollkommen bewußt.

So lächerlich und der herbsten Kritik werth auch die Phrasen russischer Organe über den „faulenden Westen", über die eigenartige und eingeborene Culturmission und Regenerationskraft des Slaventhums erscheinen, so hatten jene Blätter doch darin nicht ganz Unrecht, wenn sie allen Verurtheilungen gegenüber zunächst vorbrachten, daß man bei uns von dem eigentlichen Leben, von der inneren Entwicklung Rußlands in den letzten Jahrzehnten sehr wenig wisse und auf Grund höchst mangelhafter Kenntnisse urtheile. Und es ist Thatsache, daß man von dem was in Rußland vorgegangen ist und vorgeht, bei uns fast durchweg recht oberflächlich unterrichtet ist. Eben deshalb würdigt man die riesenhafte und beispiellos schwierige Aufgabe nicht, der die russische Regierung, die in ihren Spitzen jedenfalls von dem redlichsten Wollen beseelt ist, gegenübersteht. Unsere Literatur ist mit wirklich gründlichen, wissenschaftlich gehaltenen Werken über Rußland bisher nur sehr spärlich versehen; die immer zahlreicher werdenden Feuilletons, Reisebilder und Novellen, die sich auf russischem Boden bewegen, bringen eher schiefe Auffassungen zu Wege; die Kenntniß der russischen Sprache ist so vereinzelt unter uns, daß schon dadurch jedes gründliche Folgen der russischen Literatur außerordentlich erschwert wird. Mit um so größerer Genugthuung dürfen wir es also begrüßen, wenn uns in dieser Beziehung einmal wieder ein bedeutendes, aus eindringlichster Kenntniß der Ueberlieferung und der Verhältnisse hervorgehendes Werk entgegentritt, aus dem wir ordentlich zu lernen hoffen dürfen. Ohne Zweifel gehören hierher die Arbeiten von Bernhardy, der in seiner ausgezeichneten Geschichte Rußlands von 1814 wahrhaft Mustergültiges nach dieser Richtung hin geleistet hat. Von diesem Buch ist soeben der 3. Band erschienen.*) An der Hand desselben denken wir einen kurzen Einblick in die russischen Reformbestrebungen nach dem Jahre 1815 zu thun, jene Bestrebungen, die als Vorläufer der Reformen, die mit 1856 beginnen, höchst bedeutsam sind und die unglaublichen Schwierigkeiten jedes Reformwerkes in Rußland im hellsten Lichte zeigen. Den außerordentlich reichhaltigen Inhalt des Buches über die auswärtige Politik Rußlands lassen wir für jetzt beiseite, da dieser Theil der Geschichte Rußlands doch bei weitem bekannter ist als die innere Entwicklung, und durch die überwiegende Berücksichtigung, die er fand, eher dazu beigetragen hat, die Bekanntschaft mit der inneren Geschichte zurückzudrängen.

In den letzten Tagen des September 1815 trat Kaiser

*) Theodor Bernhardy, Geschichte Rußlands und der europäischen Politik in den Jahren 1814—1831. (Neuste Staatengeschichte 23. Band.) Leipzig 1877, S. Hirzel.

Digitized by Google

Alexander von Paris die Rückreise in seine Staaten an, berauscht und erfüllt von den Erfolgen und Huldigungen, die ihm seit dem Beginne des großen Krieges in so verschwenderischer Weise zu Theil geworden waren. Nicht blos die überwiegende Fülle seiner Machtmittel, sondern vor Allem der Zauber seiner Persönlichkeit hatte ihm den ersten Platz unter den alliirten Fürsten angewiesen. Man weiß, wie vortrefflich es Frankreich verstanden hat, der Eitelkeit des Kaisers durch den mehr oder weniger versteckten Hinweis auf diesen Punkt zu schmeicheln und sich dadurch eine unverhältnißmäßige Berücksichtigung zu sichern. Alexander trug sich mit großartigen Absichten und Plänen, deren Verwirklichung für Rußland eine völlige Umgestaltung, den Beginn einer neuen Aera bezeichnen sollte. Nichts Geringeres schwebte ihm vor als die Einführung einer parlamentarischen Verfassung für Rußland, und zwar sollte dieser Schritt eingeleitet und vorbereitet werden durch die Verleihung einer freisinnigen Verfassung an das Königreich Polen, für welches Alexander in entschiedener Verkennung der Personen und Zustände eine eigenthümliche Zärtlichkeit hegte, dergestalt, daß er aus Polen ein Vorbild für Rußland machen zu können glaubte. Alsdann sollte die Aufhebung der Leibeigenschaft auf's Neue mit aller Entschiedenheit in Angriff genommen werden, und gedachte der Kaiser hierbei von den Ostseeprovinzen auszugehen, wo man bei dem höheren Bildungsgrade des Landadels auf ein bereitwilligeres Verständniß und Entgegenkommen hoffte. Eine weitere Reform von ungewöhnlicher Tragweite bestand in der Ansiedlung des Heeres in besonderen Militärcolonien. Der Kaiser hoffte hierdurch die riesenhaften, über die Kräfte Rußlands gehenden Anstrengungen, welche auf finanziellem Gebiet zur Erhaltung der Armee gemacht werden mußten, wesentlich zu verringern; er gefiel sich in der Ansicht, daß ein angesiedeltes Heer durch den nebenher betriebenen Ackerbau sich zum großen Theil, vielleicht ganz von selbst erhalten könne. Neben diesen riesenhaften, weit aussehenden Plänen erschien es beinah von mehr nebensächlicher Bedeutung, wenn auch die Vermehrung und Verbesserung der Universitäten und Schulen, die Förderung der gewerblichen Betriebsamkeit, die Vervollständigung der Verkehrswege, die Vollendung des Gesetzbuchs auf dem Reformprogramm des Kaisers standen. So groß der Enthusiasmus war, mit dem der Kaiser zunächst alle diese Ideen erfaßte, so sehr er sich in dem Gedanken, der Urheber so gewaltiger und segensreicher Umbildungen zu sein, berauscht hatte, so unklar war er über Alles, was die Ausführung und Verwirklichung anging, die ihm nur in den alleroberflächlichsten und äußerlichsten Umrissen vorschwebte. Einen Gehülfen aber, der ihm hierfür zur Seite gestanden hätte, fand er nicht. Der einzige Mensch, der das Vertrauen des Kaisers besaß, eine räthselhafte Macht über dessen Gemüth ausübte, dem Alexander eine Treue bewahrte, wie keinem andern Menschen, war Graf Araktscheyew, ein ebenso roher wie unwissender Mensch, dessen Wesen im entschiedensten Gegensatz stand zu dem Geiste, der sich in Alexanders Politik geltend machen sollte. Araktscheyews Kenntnisse beschränkten sich auf das, was etwa 50 Jahre vor jener Zeit in den russischen Cadettenhäusern gelernt wurde, seitdem hatte er buchstäblich nie wieder ein Buch gelesen. „Die Kosten meiner Erziehung sind mit Kupfergeld bestritten," pflegte er zuweilen zu sagen. Dabei war er wegen seines ebenso bösartigen und schonungslosen wie ränkevollen und verschlagenen Charakters so sehr gefürchtet, daß bis in die höchsten Stellen hinauf Niemand Einspruch oder Vorstellungen gegen seine Anordnungen zu erheben wagte. Dieser Mann war der universelle Gehülfe des Kaisers und mit den außerordentlichsten Machtbefugnissen bekleidet. In seinen Händen lag die Regierung Rußlands, denn der Kaiser, der von Details nichts wissen wollte, empfing gar bald die Minister nicht mehr, so daß diese mit ihren Vorträgen an den allmächtigen Günstling gewiesen waren, der sie mit der ganzen Gehässigkeit eines unwissenden Emporkömmlings herabwürdigte.

Mit der Reorganisation Polens wurde der Anfang gemacht. Auf der Rückreise in seine Staaten besuchte der Kaiser zunächst Warschau. Er konnte die Zeit kaum abwarten, in dem neuen polnischen Königreich, dessen Schöpfung ihm nun endlich gelungen war, die freisinnige Verfassung zu verkündigen, mit der eine neue Zeit in den selbstständigen slavischen Ländern, ja für ganz Europa beginnen sollte. Für sich selbst fand er darin den denkbar schönsten Ruhm und sah sich der gesteigerten Bewunderung der Mit- und Nachwelt sicher. Weder die Warnungen weitblickender und erfahrener Staatsmänner, wie Stein, Wilhelm von Humboldt, Wellington, Castlereagh, Pozzo di Borgo, noch das Mißvergnügen der Russen über die Bevorzugung Polens konnten den Kaiser in seinen Plänen beirren; er war in den eigenthümlichsten Täuschungen über das Wesen und die geschichtliche Entwicklung Polens befangen und brachte diesem Lande ein Wohlwollen entgegen, über dessen Berechtigung eine nahe Zukunft ihr Verdict geben sollte. — Am 12. November 1815 traf der Kaiser in Warschau ein und verweilte dort bis zum 17. November. Während dieser Zeit that er Alles, um die Herzen der Polen zu gewinnen. Er erschien nie anders als in der Uniform eines polnischen Generals, geschmückt mit dem Orden vom weißen Adler. Selbstverständlich sonnten sich vor Allem die Magnaten in der kaiserlichen Gunst. Alle Edelleute, die in französischen Diensten gegen Rußland gekämpft, wurden begnadigt und erhielten ihre Güter und sonstiges Eigenthum zurück. Drei Tage vor seiner Abreise unterzeichnete der Kaiser die neue polnische Constitution. Es war dies ein etwas rasch gemachtes Elaborat, compilirt aus der polnischen Verfassung des Jahres 1791 und aus der von Napoleon verliehenen Constitution des Herzogthums Warschau; Einiges war dem damaligen universalen Verfassungsrecepte, der französischen Charte, entnommen. Mit besonderer Aengstlichkeit waren überall die alten nationalen Formen und Benennungen beibehalten; es gab wieder „Landboten, Woywoden, Kastellane". Im Senat saßen zunächst aus eigenem Recht die Bischöfe; die übrigen Senatoren wurden vom Könige auf Lebenszeit ernannt. Im Unterhause saßen 100 Landboten und 67 Abgeordnete der Städte. Die Basis der Wählbarkeit bildete die Entrichtung einer Grundsteuer von mindestens 100 Fl.; wählen durften auf dem Lande nur die adeligen Grundbesitzer, in den Städten nur solche, die Grund und Boden besaßen, ferner die Kaufleute und Fabrikanten mit wenigstens 10,000 Fl. Kapital, die Pfarrer, Professoren und Lehrer und endlich alle „berühmten" oder „rühmlich bekannten Gelehrten und Künstler", eine Kategorie, an der Polen zunächst noch keinen Ueberfluß hatte. Von der ländlichen Bevölkerung war im Uebrigen keine Rede, auch geschah nicht das Geringste, um die Lage des Bauern- und städtischen Mittelstandes zu heben. Unter diesen Umständen mußte die Landesvertretung so gut wie ausschließlich dem Adel gehören, der ohnedies noch mit wichtigen Rechten und Privilegien ausgestattet war. Die Landesregierung lag in den Händen des Vicekönigs und eines aus fünf Mitgliedern bestehenden Staatsministeriums, zu welchen sich noch ein kaiserlicher Commissar gesellte, von dem allerdings in der Verfassung nichts stand. Dieser Bevollmächtigte des absolutistischen Kaisers von Rußland im Rathe des constitutionellen Königs von Polen war ein vertrauter Freund des Kaisers aus früherer Zeit, Nikolai Nowosilzow. Eben diesen Mann hatte Alexander beauftragt, den Entwurf einer parlamentarischen Verfassung für Rußland auszuarbeiten; Jahre lang stand der Kaiser mit ihm in einem Briefwechsel, in dem die einzelnen Punkte dieser Arbeit erörtert wurden. — Am 18. November verließ Alexander Warschau, nachdem er zur großen Enttäuschung des Fürsten Adam Czartoryski, der sich bestimmt darauf Rechnung gemacht hatte, einen bejahrten invaliden Krieger, der dem polnischen Kleinadel entstammte, den Generallieutenant Zaioncek zum Vicekönig ernannt hatte. Wenige Wochen später, am 24. December, dem Geburtstage Alexanders, wurde die polnische Verfassung feierlich publicirt. Die Eröffnung des polnischen Landtags durch den Kaiser fand erst Jahre nachher, am 27. März 1818 statt, und zwar mit einer Rede, die so liberal, so parlamen-

Digitized by Google

tarisch, so verheißungsreich war, daß ihr die liberalen Parteien ganz Europas zujauchzten, während die Höfe und Staatsmänner, auch die liberalen, sie höchlichst mißbilligten. Die größte Verstimmung aber rief die Rede in Rußland selbst hervor, wo man es bitter empfand, den Polen um so Vieles nachgestellt zu sein. Das Jahr 1830 war die Antwort auf die polnische Politik des Kaisers. Damals aber sah Alexander Alles im schönsten und rosigsten Lichte.

Am 14. December 1815 traf Alexander in seiner Residenz wieder ein. Die ersten Eindrücke und Impulse, die er dort empfing, ließen ihn nicht sofort an die Weiterführung seiner Reformpläne gehen. Zunächst vernahm er die schlimmsten Nachrichten von der Corruption und Unredlichkeit des Beamtenthums in allen Zweigen der Verwaltung, vornehmlich im Kriegsministerium. Selbstverständlich hörte der Kaiser hier nur Einzelnes in abgeschwächter Form, was er aber vernahm, ging über alle Vorstellung. Hier mußte zunächst wenigstens etwas geschehen, um einige Ordnung herzustellen, wie es denn durch die Einsetzung einer Untersuchungscommission und die Entlassung zahlreicher Beamten jeden Ranges geschah. Dann aber war der Kaiser gezwungen, mit entschiedener Hand in ein dichtes Netz von Intriguen einzugreifen, in das die Jesuiten allmählich Rußland einzuspinnen begonnen hatten. Seit der Aufhebung des Jesuitenordens durch Clemens XIV. hatte Rußland das zweifelhafte Glück gehabt, den Vätern der Gesellschaft Jesu eine Freistatt zu gewähren. So hatten sie in Petersburg festen Fuß gefaßt, dort werthvolles Eigenthum erworben, eine vielversprechende Erziehungsanstalt gegründet und über ganz Rußland ein Netz von Missionen ausgebreitet: Alles ad majorem Dei gloriam, d. h. zur allmählichen Unterwerfung Rußlands und der ganzen slavischen Welt unter den päpstlichen Stuhl. Mit gewohnter Meisterschaft und ohne Ueberstürzung wurde an diesem Werke gearbeitet. Hatte man sich früher dem despotischen und beschränkten Kaiser Paul gegenüber auf die segensreiche Macht berufen, die der Orden entfaltete, um alle gottlosen Neuerungen niederzuhalten, so war man jetzt unter der Regierung des enthusiastisch für alle liberalen Ideen der Zeit eingenommenen Alexanders genöthigt, sich den Anschein zu geben, jene liberalen Ideen, soweit sie berechtigt, zu fördern und im Lichte von anspruchslosen und opferfreudigen Verbreitern allgemeiner Geistescultur zu erscheinen. In den vornehmen Kreisen Petersburgs wußten die Jesuiten feste Stützen zu finden. Sie erfuhren vielfache Förderung durch die schöne Maria Naryschkin, des Kaisers Freundin. Vor Allem aber trat mit ebenso großem Geschick wie Nachdruck der sardinische Gesandte Josef de Maistre für sie ein, der namentlich darauf hinarbeitete und die maßgebenden Personen zu überzeugen suchte, daß es zum Heil der Welt unbedingt nothwendig wäre, alle Schulen, Universitäten und Erziehungsanstalten den Jesuiten zu unterstellen. Auch suchte de Maistre den Nachweis zu liefern, daß die Jesuiten sich niemals in politische Angelegenheiten mischten und stets den Landesgesetzen unverbrüchlichen Gehorsam zollten. Von so mächtigen Stützen getragen, waren sie geräuschlos vorwärts gekommen. Die Bekehrungen in der vornehmen Welt häuften sich, immer mehr wuchs die Zahl der jungen Leute aus den besten Familien Rußlands, die ihrer Erziehung anvertraut wurden; ihr Collegium zu Polotzk wurde mit allen Privilegien einer Universität ausgestattet und jeder Aufsicht einer dem Orden fremden Behörde entzogen. Auf den Gipfel ihrer Macht aber gelangten sie, als Papst Pius VII. im August 1814 den Jesuitenorden feierlich wiederherstellte, als sie nun nicht mehr der ausschließlich auf den Schutz der russischen Monarchie angewiesene Orden waren und ihr zunächst nur in Rußland fungirender General Thaddäus Brzozowski die Leitung der Gesellschaft überall, wo sie sich von Neuem ansiedeln mochte, in Händen hatte. Da wagten sie den ersten unvorsichtigen Schritt, indem sie bei dem Fürsten Nikolaus Galitzin, dem Vorsitzenden der von Kaiser Alexander auf das Eifrigste protegirten Bibelgesellschaften, auftraten und sich entschieden auf Grund der Lehren der römischen Kirche gegen diese Gesellschaften erklärten, die sich die Aufgabe stellten, die heilige Schrift allgemein zu verbreiten. In demselben Augenblick, wo der Jesuitengeneral diesen bedenklichen Schritt that, machte Fürst Galitzin plötzlich die niederschmetternde Erfahrung, daß die Jesuiten seinen Neffen, einen Zögling ihres Collegiums, einen jungen, kaum erwachsenen Menschen, durch die unwürdigsten Künste zum Katholicismus bekehrt und halb wahnsinnig gemacht hatten. Inmitten des Aufsehens und der Empörung, welche diese Schritte der Jesuiten hervorgerufen hatte, kehrte Alexander nach Petersburg zurück. Er befand sich damals in einer der katholischen Kirche äußerst antipathischen Stimmung. Sein Aufenthalt auf dem Wiener Congreß hatte ihn in dieser Stimmung nur bestärkt. Alexander, als Anhänger einer autoritätslosen, unbestimmten Gefühlsreligion, war voll Mißtrauen und selbst Feindseligkeit gegen die Herrschergelüste der katholischen Religion und ihres Oberhauptes, ganz im Gegensatz zu den Strömungen der Zeit, wo man im Allgemeinen viel eher geneigt war, in dem neu begründeten Ansehen des Papstthums eine wirksame Stütze für die Throne zu sehen und dessen Einfluß auf das Culturleben als einen wohlthätigen und jedenfalls harmlosen zu betrachten. — Auf das Tiefste empört über das Treiben der Jesuiten zögerte Alexander nicht einen Augenblick, seinen Unwillen zur That werden zu lassen. Am sechsten Tage nach seiner Rückkehr erhielten die Jesuiten den Befehl, Petersburg und Moskau zu räumen, ihre Hörsäle zu schließen, die Zöglinge den Familien zurückzusenden. An demselben Tage mußten sämmtliche Ordensbrüder die Stadt verlassen. Die Regierung hatte alle Reisevorkehrungen selbst in die Hand genommen, bis auf die Reisepelze, die für die frommen Väter in den Schlitten bereitgehalten wurden. So gelangten sie sämmtlich nach Polotzk, wo das Ziel ihrer Reise war. Gleichzeitig verkündigte die Regierung durch ein Manifest, daß die Ausweisung der Jesuiten durch besondere Beschwerden über sie veranlaßt sei, daß aber nicht beabsichtigt werde, der Ausübung der römisch-katholischen Religion Schwierigkeiten zu bereiten. Bald darauf mußte auch ihr Hauptprotector Josef de Maistre weichen, da er den Kaiser durch sein besonderes Eiferen gegen die Bibelgesellschaften sehr gegen sich erbittert hatte. Es ist sehr bezeichnend für die Vorstellung, die man in Rom von der damaligen Stellung der Jesuiten hatte, daß unmittelbar nach der Verbannung des Ordens aus Petersburg der Papst den Jesuitengeneral zu sich nach Rom beschied, wo er fortan in der unmittelbaren Nähe des heiligen Stuhles residiren sollte, weil er da am besten über die Interessen der katholischen Kirche unterrichtet sein und ihnen folglich von dort aus am besten dienen konnte. Hierdurch aber wurde Kaiser Alexander um so bestimmter darauf hingewiesen, daß die Gesellschaft Jesu nicht mehr derselbe Orden sei, den Katharina einst unter ihren Schutz genommen, daß er in Form und Geist seinen früheren kosmopolitischen Charakter wieder aufgenommen hatte, daß es sehr bedenklich sein konnte, wenn der russische Zweig dieses Ordens aus der Fremde her von einem in Rom weilenden General regiert wurde. Der Kaiser begnügte sich zunächst damit, dem Jesuitengeneral die Auswanderung nach Rom zu verbieten. Er mußte in Polotzk, dem jetzigen Hauptort des Ordens, bleiben.

(Schluß folgt.)

Literatur und Kunst.

Pedro Antonio de Alarcon.

In seiner Reisebeschreibung „De Madrid à Napoles" gedenkt Alarcon der Stadt, in welcher er 1833 das Licht der Welt erblickte, mit folgenden Worten: „Guadix war eine der bedeutendsten Colonien der Römer; später, unter den Mauren,

Digitized by Google

wurde es sogar Hauptstadt eines Königreichs; nach der Eroberung durch die katholischen Könige bewahrte es noch drei Jahrhunderte lang ein stolzes Ansehen; und dort trugen noch im Jahr 1808, zur Zeit der französischen Invasion, die gestrengen Herrn Gemeinderäthe Scharlachmäntel, Degen und Dreispitz. Als ich zur Welt kam, war Guadix nur noch eine arme Stadt, bewohnt von Bauern. Die Herzöge und Marquis, unter die man nach der Vertreibung der Mauren das Land vertheilt hatte, und deren große, zerfallende, von Thürmen überragte Häuser noch in den Hauptstraßen der Stadt zu sehen sind, waren nach Granada oder Madrid übergesiedelt, die reichen religiösen Orden unterdrückt .... Von der alten Größe blieb nur ein Denkmal aufrecht, und dieses war die Kathedrale. Die schöne, in reichem künstlerischen Schmucke prangende Kathedrale stand einsam inmitten der römischen, arabischen und feudalen Trümmer. Die Kathedrale war der einzige bewohnte Palast, die einzige Gewalt, welche ihren ursprünglichen Glanz bewahrte, die Seele und das Leben von Guadix!

Hier empfing ich meine ersten künstlerischen Eindrücke. Hier enthüllten sich mir die Geheimnisse der Baukunst; hier hörte ich die erste Musik; hier bewunderte ich die ersten Bilder. Hier, unter Wolken Weihrauchs, beim Strahle von tausend Lichtern, beim Schall der Orgel, beim Gesang des Chors und dem Geigenspiel der Kapelle, schaute ich die Kunst, träumte ich von der Poesie, ahnte ich eine Welt, verschieden von derjenigen, die mich in der Stadt umgab. So offenbarten sich denn die Wunder der Erde, das künstlerische Gefühl, das Sursum corda der Poesie, bedeutungsvoll für mein Leben, in Stunden mystischer Andacht, und der Glaube und die Schönheit, religiöses Empfinden und dichterische Begeisterung, Ehrgeiz und Frömmigkeit entsprangen gleichzeitig in meiner Seele, wie Bäche, die einem einzigen Quell entströmen."

Wie dieses Bild von Guadix bei hundert spanischen Städten von der Südspitze Andalusiens bis hinauf nach Burgos das nämliche ist: zerfallende Staatsgebäude und Paläste, elende Hütten, gleichsam nur als Anhängsel an einen Alles ringsumher beherrschenden und erdrückenden Dom gelehnt, so wiederholt sich auch hundertfach bei spanischen Schriftstellern jene eigenthümliche Mischung der von Alarcon geschilderten Jugendeindrücke: stolze Erinnerung an des Reiches vergangene Größe, treue Anhänglichkeit an die arme Heimat, Verehrung und Dankbarkeit gegen die Kirche, welche der nach einer idealeren Welt verlangenden jungen Seele die erste Befriedigung bot. Bei Vielen wirkten, besonders wenn die ferneren Lebensschicksale sich entsprechend gestalteten, diese Jugendeindrücke in der Weise nachhaltig, daß sie zu einseitiger Verherrlichung der Vergangenheit, zur Verkennung oder Verleugnung der edleren sittlichen Triebkräfte der neueren Zeit und zu beschränkter kirchlicher Gesinnung verführten. Hier aber liegt, um dieses gleich jetzt zu sagen, der Grundunterschied zwischen Don Pedro Antonio de Alarcon und Fernan Caballero, seinem Vorgänger im Primat der Novellisten und Romandichter Spaniens. Die Frau, welche unter dem Namen F. Caballero zu europäischer Berühmtheit gelangt ist, war vielleicht ursprünglich ein reicher angelegtes Talent; aber sie verkümmerte in engen Verhältnissen; und verhängnißvoll wurde für sie, daß ihr der ehedem recht bigotte Montpensier'sche Hof zu San Telmo in dem Maße seine Gunst zuwandte, als sie in ihren Werken die guten alten Zeiten auf Kosten der neuen gottlosen lobte und die Rückkehr zum Glauben und Aberglauben der Väter predigte.

Ganz anders Alarcon. Er selbst erzählt, wie er und seine Altersgenossen aus den dreißiger Jahren ihr Spiel mit den Reliquien der Autorität aus früherer Zeit getrieben, die noch den Großvätern als heilig gegolten hatten. Ueberschäumender Jugendmuth führte ihn noch als Knaben aus den Mauern des theologischen Seminars seiner Vaterstadt auf die Bahn unabhängigen Schriftstellerthums, in die politischen Kämpfe der Zeit und in den gesellschaftlichen Strudel Madrids. Und heute noch, trotz aller Enttäuschungen seiner öffentlichen Laufbahn, hat Alarcon, als echter Sohn seiner Zeit, die muthige Hoffnung nicht aufgegeben, daß noch neues Leben aus den Ruinen blühen müsse.

Während seine Eltern ihn zum geistlichen Stande drängen wollten, schloß er sich Tag und Nacht in das Thürmchen seines Vaterhauses ein, um in heißer Gier die tausend nnd abertausend Bände der aufgelösten Klosterbüchereien, Encyklopädisten und Kirchenväter, Dichter und Prosaiker bunt durcheinander zu verschlingen, Novellen, Dramen, Gedichte zu schreiben und — zu verbrennen. So groß war die Willenskraft und Ausdauer, womit er sich auf die Belletristik verlegte, daß er ohne alle Beihülfe französische und italienische Werke lesen lernte. Es klingt wie ein Märchen, wenn uns berichtet wird, daß er bereits im fünfzehnten Lebensjahre zwei Dramen zu Guadix in einer Art von Lyceum aufführen ließ. Allein mit seinem jungen Ruhm begannen auch seine Leiden. „Die Dornen der Blumen," schrieb er später, „die man mir auf der Bühne zuwarf, drangen in mein Herz; seit dem Tage, an dem ich etwas in meiner Heimat war, fing ich an unglücklich zu sein, denn ich stand einsam mit meinem kleinen Ruhm, belagert vom Neide, verschanzt hinter meinen Stolz." Die mittellosen Eltern wollten ihm nicht gestatten, die sichere theologische Laufbahn zu verlassen; der Mangel jedes anregenden geistigen Verkehrs wurde ihm unerträglich. Nur die Flucht aus dem Elternhause und der Vaterstadt schien noch Erlösung bringen zu können. Allein wie die Mittel zur Flucht auftreiben?

Hinter dem Rücken der Seinigen gründete er mit einem Freunde zusammen eine Zeitschrift für Literatur, Wissenschaften und Künste, die unter dem Titel „El Eco del Occidente" in Cadiz erscheinen und von ihm aus Guadix mit Gedichten und Artikeln versehen werden sollte. Das kecke Unternehmen gelang vollständig. Nach einem Jahre konnte Alarcon mit gespicktem Beutel zuerst nach Cadiz, dann nach Madrid entfliehen. Aber wenige Monate darauf mußte der verlorene Sohn, an Geld und Illusionen ärmer, nach Hause zurückkehren. Sein bestes Viaticum waren ein paar tausend Verse gewesen, die er als Fortsetzung der berühmten Dichtung Esproncedas „Diablo Mundo" in Madrid herausgeben wollte. Da erschien eben die von Miguel de los Santos Alvarez gedichtete Fortsetzung. Alarcon fand dieselbe besser als seine eigene und zerstörte kaltblütig sein Werk. Zu gleicher Zeit erhielt er aus der Heimat die Nachricht, daß ihn das Loos zum Soldaten getroffen. Er mußte heimkehren, sich mit seiner Familie versöhnen, und durch seinen Vater loskaufen lassen.

Aber eine gewaltigere Macht als die äußere Noth, nämlich die politische Parteileidenschaft, drohte ihn nunmehr seinem Dichterberuf zu entfremden. Kaum hatte er in Granada, wohin er übersiedelte, das „Eco del Occidente" zu neuer Blüthe gebracht und zum Mittelpunkt der Colonia granadina gemacht, eines Vereins der tüchtigsten jungen Talente Andalusiens, so riß ihn die Revolution von 1854 in ihre Wirbel. Nachdem er ein Dutzend Mal vor den Gerichten und auf der Mensur für die revolutionären Ideen eingestanden war, die er in einem von ihm gegründeten Blatte „La Redencion" entwickelte, wanderte er schließlich, um ein dankbareres und größeres Publicum zu finden, mit der Mehrzahl seiner Freunde nach Madrid aus. Dort übernahm er die Redaction eines satirisch-demokratischen Blattes mit dem vielversprechenden Titel „El Látigo" (die Geisel). Dieses Blatt führte Krieg mit allen Waffen gegen den bourbonischen Thron. Da jedoch eine Schaar von Anhängern des letzteren theils durch Drohungen theils durch Bestechung den Eigenthümern zuzusetzen pflegte, so hatte schließlich Niemand mehr den Muth, die Redaction zu übernehmen. Alarcon trat kühn in die Bresche, aber nur mit dem Erfolg, daß er alsbald einen Zweikampf, in dem er nur der Großmuth seines Gegners das Leben dankte, auf dem Halse hatte. Die rasche Berühmtheit, die er durch diesen Zwischenfall in der Hauptstadt erlangt hatte, vermochte ihn nicht über seine traurige Lage zu täuschen. Er schrieb irgendwo: „Mit 21 Jahren fahrender Ritter der Revolution und Soldat des Skandals kämpfte ich Auge in Auge mit der mächtigsten Regierung meines Landes, um mich an einem Februarmorgen allein, auf einem öden Felde, meinen Feinden preisgegeben zu sehen, indem meine unerfahrene Hand mein Leben

Digitized by Google

nicht zu vertheidigen wußte und ich dasselbe nur einer edlen Laune meines Gegners verdankte; inzwischen wuschen sich meine Mitschuldigen von der Redaction die Hände oder thaten das gerade Gegentheil hiervon."

Sehr Unrecht hat Alarcon, darüber zu seufzen, daß er nunmehr neun Jahre, seine ganze Jugend, zugebracht habe, ohne eine politische Idee zu veröffentlichen. Diese Zeit war vielmehr ein großer, von ihm durchlebter Roman; und was er während derselben geschrieben, dem war der echte Stempel des Selbsterlebten und der Wahrheit aufgeprägt. Die hundert und aber hundert Novellen, Erzählungen und Gedichte, die er, vielleicht eben von einem verliebten Stelldichein kommend und zu einem Zweikampf gehend, im Kaffeehaus auf ein Fetzchen Papier oder in einem aristokratischen Salon auf ein Album hinwarf und in ungezählten Blättern und Zeitschriften des europäischen und amerikanischen Spaniens veröffentlichte, mögen oft eines vernünftigen Anfangs, oft eines kunstgerechten Schlusses ermangeln: sie geben aber in ihrer Gesammtheit — der Dichter hat später eine stattliche Zahl derselben in „El Amigo de la muerte", „Cosas que fueron", „Amores y amorios" vereinigt — ein ebenso getreues als buntes Bild der heutigen spanischen Gesellschaft, ihrer Gewohnheiten, Anschauungen und Leidenschaften. Insbesondere die spanische Frau, „la plus femme des femmes", die mit ihrer unvergleichlichen Anmuth, ihren unberechenbaren Launen, ihren feinen Ränken alles Leben in Spanien beherrscht, schaut uns in immer wechselnden Typen aus Alarcons Schilderungen leibhaftig entgegen. Unser Dichter hat als echter Spanier den Frauendienst im Stil galanterer Zeitalter mit einer Gründlichkeit und Hingebung betrieben, die dem kalten Nordeuropäer seltsam genug erscheinen muß. Auch glauben wir kaum, daß eine deutsche Frau sich völlig beruhigen würde, wenn ihr der dichterische Gemahl, wie Alarcon bei der Widmung seiner „Poesias sérias y humoristicas" an seine Gattin thut, die Trostworte zuriefe: „Wäre es vielleicht edel, wenn ich, Dir diese Gedichte widmend, die schmale Ernte der traurigen Tage, welche ich verlebte ohne Dich zu lieben, nach Art der Bekehrten geschwätzige Entschuldigungen vorbrächte über die bunte Menge von Musen, die Du in meinen Versen angerufen siehst? Nein, es wäre weder höflich (und der Vergangenheit schulden wir zum mindesten Höflichkeit), den gestern noch so gefeierten Chor zu verleugnen, der zwischen dem einen und andern Gedichte sich bewegt; noch würde Dein eigener Stolz eine solche Hekatombe annehmen. So genüge denn die Versicherung, daß ich für Dich gesammelt habe was ich die welken, vom Wind des Vergessens zerstreuten Blüthen nennen werde, und daß ich auf jedem Blatt nur von Deiner Liebe singen würde .... wenn ich zuerst Dich gekannt hätte."

Nach literarischen Erfolgen, die Alles übertroffen was selbst in Frankreich in dieser Art vorkommen mag — das Stimmungsbild aus seiner Heimat und Jugendzeit „La Noche buena del poëta", Weihnachten des Dichters, erlebte mehr als hundert Auflagen —, mußte er auch einen Mißerfolg hinnehmen, der ihn um so härter traf, als er denselben für unverdient halten durfte. Die scharfe und geistvolle Kritik, die er durch lange Jahre an allen Erzeugnissen der dramatischen Kunst geübt, hatte ihn beim großen Publicum ebenso beliebt, als bei den literarischen Genossen gefürchtet und verhaßt gemacht. Als er nun selbst 1857 ein Drama „El hijo pródigo", der verschwenderische Sohn, zur Aufführung brachte, geschah ihm, was wir wohl auch anderwärts schon erlebt haben. Nicht nur bewiesen seine kritischen Gegner haarscharf, daß sein Stück nichts tauge, sondern es gelang ihnen selbst, dem Publicum, obwohl dasselbe mehrmals hintereinander bei ausverkauftem Hause applaudirt hatte, einzureden, das Stück sei zuerst ausgepfiffen und dann nur noch vor leeren Bänken gegeben worden. Diese Erfahrung machte auf Alarcon einen so entmuthigenden Eindruck, daß er für immer der Bühne den Rücken kehrte.

Eine Erfrischung für sein Leben und Schaffen war es, als er 1859 den Salonfrack mit der Freiwilligenuniform vertauschte, um an dem Feldzuge in Marokko theilzunehmen. Er besiegelte mit seinem Blute und den militärischen Orden, die er verdiente, die Echtheit der Begeisterung, womit er in Wort und Prosa seine Landsleute stets gemahnt hat, die alte Größe des Vaterlandes diesseits und jenseits der Meere wiederherzustellen. Erinnert Alarcon hier an so manchen alten spanischen Dichter, der seinem Lande ebenso mit dem Degen wie mit der Feder diente, so ist es zugleich ein recht moderner Zug, daß er den größten Waffenerfolg der Seinigen, die Einnahme Tetuans, alsbald durch die Gründung eines Blattes („El Eco de Tetuan") krönte, das freilich nur eine einzige Nummer erlebte. Ein unvergängliches Denkmal aber hat er sich selbst und seinen Kriegsgefährten durch das „Diario de un testigo de la guerra de Africa" gesetzt, ein Tagebuch, das, nach einem beschwerlichen Marsch oder einem Gefecht, beim Wachtfeuer oder unter dem Zelte verfaßt, heute noch in seiner Heimat als die zuverlässigste Geschichte jenes mehr an Ehren als Erfolgen reichen Feldzuges gilt. Von dem rauhen Hauche des Kriegslebens berührt, von dem Ernste großer Ereignisse erfüllt, bei welchen der Einzelne sich vor dem nationalen Willen und Interesse zurückziehen mußte, kehrte Alarcon als ein Anderer zu seiner Heimat und seiner Muse zurück. Hatte er sich früher oft steuerlos seiner Einbildungskraft überlassen, die ihn, wo es ihr beliebte, den Faden einer Erzählung beiseite legen ließ, um bald mit dem Leser in eine Art vertraulichen Zwiegesprächs einzutreten, bald irgend einen humoristischen oder phantastischen Einfall in's Breite zu spinnen; hatte er es sich früher nicht leicht versagen können, in Anspielungen und Gleichnissen von seinem philosophischen, geschichtlichen, belletristischen Wissen, auf welche er als Autodidakt doppelt stolz war, ausführliche Proben abzulegen, bald seiner echt modernen Zweifelsucht, bald seiner persönlichen Begeisterung den Zügel schießen zu lassen, so übte er fortan strammere Manneszucht an sich selbst, hielt sich streng an die Sache und begnügte sich, statt seine Persönlichkeit allenthalben vorzudrängen, mit der Beredtsamkeit, die den von ihm erzählten und künstlerisch geordneten Dingen selbst natürlich innewohnte. Er wurde ein Realist im besten Sinne des Wortes.

Wie im Felde so folgte Alarcon jetzt auch bei seinem Wiedereintritt in das politische Leben der Fahne des Herzogs von Tetuan, des Hauptes der liberalen Union, nur daß der ehemalige Redacteur des demokratischen „Látigo" sich, solange die ihm verhaßte Bourbonin Isabella II. auf dem Throne saß, nie entschließen konnte, seinen Abgeordnetensitz — er vertrat mehrmals seine Vaterstadt Guadix — mit einem Staatsamte zu vertauschen oder auch nur einmal das königliche Schloß zu betreten. Noch seltsamer aber als die Thatsache, daß er inmitten einer regierungsfähigen und wiederholt zur Regierung berufenen Partei eine solche Unversöhnlichkeit gegenüber dem Herrscherhause zur Schau trug, berührt es uns, daß er, der noch soeben in seiner Novelle „Viva el papa" an dem Beispiel Pius' VII. und Napoleons I. die Moral aufgezeigt hatte, daß „der durch die Religion und das Unglück gehobene Schwache der Gewalt der Waffen und des Scepters überlegen sei", in den Cortes seiner Partei das Banner vorantrug mit der Forderung der Anerkennung des jungen Königreichs Italien. So mancherlei Cosas de España erklären sich uns eben nur durch die jenem Lande eigenthümliche Erscheinung, daß warmherzige, jedem Antrieb des Augenblicks folgende Poeten und Tagesschriftsteller ein gewaltiges Wort in Dingen mitsprechen, welche diesseits der Pyrenäen dem fachmännischen Wissen und dem folgerichtigen Handeln der Staatsmänner von Beruf vorbehalten zu sein pflegen. Es war ein merkwürdiges Schauspiel, das sich nicht so leicht anderwärts wiederholen dürfte, als nach der Schlacht von Alcolea zwei Poeten, unser Alarcon und Ayala, von den siegreichen Generalen der Revolution ausgesandt wurden, um mit den Vertheidigern des bourbonischen Thrones über den Frieden zu unterhandeln. Ayala wurde durch das Portefeuille des Colonialministers belohnt, Alarcon schlug einen Gesandtenposten aus, um seinen Sitz in den Cortes wieder einzunehmen. Beide aber kamen sehr bald von ihren revolutionären Illusionen zurück. Und Alarcon, durch die Verirrungen und Tollheiten der Republikaner später völlig ernüchtert, wagte zuerst, mit seinem

Digitized by Google

berühmten Artikel: „Die Liberale Union muß alfonsistisch sein", die einzig vernünftige Losung auszugeben, das Heil des Landes beruhe auf der Wiederherstellung der verfassungsmäßigen, legitimen Monarchie unter Alfonso XII.

Nach den Stürmen seines privaten und öffentlichen Lebens endlich in den ruhigen Hafen einer glücklichen Ehe und eines Staatsamtes eingelaufen — Alfonso XII. ernannte ihn zum Staatsrathe —, gewann Alarcon jene innere Sammlung, die ihn befähigt, in größeren Schöpfungen als der Sittenschilderer seines Volkes aufzutreten. Sein letztes Werk, das jenseits der Pyrenäen so großes Aufsehen macht, die Novelle „El escándalo", ist ein beredtes Plaidoyer für die Heiligkeit der Ehe und für die Religion. Es ist für den Nichtspanier vielleicht eine starke Zumuthung, als würdigen Vertreter der letzteren einen Jesuitenpater walten zu sehen, dessen fromme Rathschläge den Helden des „Skandals" allein aus allen inneren und äußeren Conflicten zu befreien vermögen, in die ihn seine Don Juan-Vergangenheit versetzt hat. Die Form eines langen Bekenntnisses vor dem Jesuiten war vielleicht auch nicht die glücklichst gewählte, um unser Interesse an den vielfach verschlungenen Vorgängen bis zum Schluß in Spannung zu erhalten. Aber ein unbestreitbarer Vorzug dieses Werkes ist, daß bis in dessen kleinste Episode hinein Alles vom warmen Hauche des wirklichen Lebens erfüllt ist, und daß seine modern spanischen Gestalten, so befremdlich uns auf den ersten Blick ihr inneres und äußeres Thun vorkommen mag, uns schließlich doch als echt menschliche Typen anheimeln.

Manche wollen in Spanien Alarcon jetzt nur noch als den Verfasser des „Escándalo" bezeichnen. Damit tritt man jedoch dem Werthe eines anderen, allerdings äußerlich anspruchsloseren Werkes, des „Sombrero de tres picos" (Dreispitz), entschieden zu nahe. Hier hat Alarcon wie nirgends anders die besten Vorzüge seines Talentes entfaltet, die leichte, gefällige Erzählung, den schalkhaften, fast übermüthigen Humor, die sichere Zeichnung der örtlichen und zeitlichen Verhältnisse, welche die Grundlage der Handlung bilden. Hier übt er wie spielend die Herrschaft über seinen Stoff und führt uns, ohne daß wir die Mittel seiner Kunst wahrnehmen, in ungetrübter Stimmung seinem Ziele zu. Die ganze Heiterkeit des andalusischen Himmels lacht uns aus jedem Blatte dieser Novelle oder Dorfgeschichte entgegen, die Alarcon den Graciosos oder Picaros seiner Heimat, den Bänkelsängern und Spaßmachern bei Jahrmärkten und Kirchweihen, nacherzählt. Wie sich lange Jahrzehnte hindurch das andalusische Landvolk an den Romanzen und Geschichten vom „Müller und der Corregidorin" oder von der „Müllerin und dem Corregidor" ergötzte, so ergötzt sich heute das ganze gebildete Spanien am „Dreispitz", in welchem der Dichter unter verändertem Titel und unter Ausmerzung allzu derber volksthümlicher Züge die einfache, zugleich bewegliche und lustige Geschichte berichtet von dem allgewaltigen Corregidor, dem Träger des Dreispitzes, der seine verbotene Liebe zur schönen Müllerin mit einem kalten Bad im Mühlgraben und mit Höllenangst um seine eigene Hausehre büßen muß, und von dem pfiffigen und rachesüchtigen Müller, der, anstatt für die vermeinte Beschimpfung mit gleicher Münze heimzahlen zu können, nichts davon trägt als eine Ohrfeige von der gestrengen Corregidorin. Der Müller, ein naher geistiger Verwandter des unsterblichen Sancho Pansa, der Corregidor, nebst den ihm beigegebenen öffentlichen Dienern Vertreter altspanischer absolutistischer Wirthschaft, die hohen und niedrigen Geistlichen, die uns hier in den patriarchalischen Beziehungen zum Volke entgegentreten, wie dieselben noch im Anfang unseres Jahrhunderts bestanden, heben sich von dem Ganzen ab wie scharf umrissene Figuren eines guten alten Holzschnittes. Was Alarcon mit dem für alle Eindrücke offenen Auge der Kindheit gesehen, was er in rauher Schule des Lebens erfahren und gelernt, unverwelkte Jugenderinnerungen, welche über Menschen, Sitten, Landschaften der Heimat ein verklärendes Licht ergießen, sichere Kenntniß der Herzen und der Welt, dies Alles hat die Farben zu einem Gemälde spanischen Volkslebens abgegeben, dem wir in der neueren Literatur Spaniens kaum ein zweites zur Seite zu stellen wüßten. Und wir können nur mit dem Wunsche schließen, der Dichter möchte auch fernerhin auf dem Wege, den er hier gewandelt, neue Lorbeeren suchen.

Wilhelm Lauser.

Goethe und Friedrich II.

Von Daniel Jacoby.

(Schluß.)

Von den schlimmen Nachwirkungen seiner gegen Ende der Leipziger Studienzeit erfolgten Krankheit erholte Goethe sich im elterlichen Hause zu Frankfurt. Die Zeit bis zur Uebersiedelung nach Straßburg war nur eine kurze, aber für des Dichters Entwickelung von großer Bedeutung: die Vorbereitung für die völlige Loslösung vom Geiste der französischen Poesie, die in Straßburg sich vollziehen sollte. Dort, wo er durch Herders hinreißende Persönlichkeit für das Einfache, Starke, Leidenschaftliche, Naturgemäße ganz gewonnen wurde; wo die dem wahren Dichter nothwendigen Eigenschaften, welche er vorher nur dunkel geahnt hatte, klar vor seiner Seele standen; gerade im französischen Straßburg begann er deutsch zu denken und zu empfinden, wie nie zuvor; begann er, von dem Zauber losgelöst, welche die französische Poesie so lange auch auf ihn geübt hatte, an sich Forderungen zu stellen, von denen die reimgeübten Leipziger Dichter mit ihrer flachen Glätte keine Vorstellung gehabt hatten.

Leipzig hatte ihn zuletzt gebeugt; hier fühlte er sich erhoben und begeistert. Die Ahnung der unendlichen Aufgabe, die er noch auszuführen hatte, zugleich auch das berauschende Gefühl gewaltigen Schöpfungsdranges und vielleicht einstiger Größe erfüllten ihn mit jener heiligen Lust, welche das Gemüth des Entdeckers auf jedem Gebiete menschlicher Bestrebungen durchschauert. In jener Zeit, da er in der Welt Shakespeares und Homers lebend, alle seine Helden groß und frei will — ich gebrauche Worte Herders — ist er stark von Rousseau beeinflußt, welcher Friedrich dem Großen immer unsympathisch blieb; von Rousseau, der das Recht der Leidenschaft, des warmen Herzens gegen die todte Buchstabenweisheit mit ihrem Hochmuthe und die heuchlerischen Anstandsregeln einer lügnerischen Welt vertrat. Gegen Friedrichs Liebling Voltaire, der das ganze Jahrhundert mit seinem großen Geiste beherrscht hatte, empfand Goethe und der Kreis der jungen Männer, die um ihn waren, damals tiefe Abneigung. Voltaire war gegen Rousseau aufgetreten; bejahrt und vornehm, erzählt Goethe, schien ihnen an sich selbst und durch Voltaire die französische Literatur. Natur- und Wahrheitsliebe aber, Redlichkeit gegen sich und Andere waren jenen aufstrebenden Jünglingen die Leitsterne für ihr künftiges Leben. Da sie diese bei den französischen Schriftstellern, welche die Zeitgenossen bewunderten, nicht finden konnten, so fühlten sie ihre Deutschheit lebhaft, ohne das Fremde thöricht zu verachten. Von der hochmüthigen Verkennung fremden Verdienstes waren jedoch die Franzosen nicht frei, welche den Deutschen, voran Friedrich dem Zweiten selbst, allen Geschmack absprechen zu können glaubten. Das vaterländische Gefühl bestärkte sich ferner auch dadurch, daß trotz den Mängeln der deutschen Reichsverfassung ihnen doch die damalige französische Verfassung mit ihren gesetzlosen Mißbräuchen viel schlimmer schien, welche eine gänzliche gewaltsame Veränderung der Dinge schon voraussehen ließ.

Aber obwohl Goethe und sein Kreis wußten, daß Friedrich neben Voltaire nur die französischen Autoren zur Zeit Ludwig des Vierzehnten anerkannte und die älteren und kühneren wie Rabelais, Marot und Montaigne, die er bewunderte, langweilig und abgeschmackt fand, obwohl Friedrich der deutschen Poesie, auch nachdem „Minna von Barnhelm" erschienen war, ganz abgeneigt schien: der junge Dichter zürnte dem Könige deshalb nicht. Sie verziehen ihm sogar die Vorliebe für die fremde Sprache, in welcher er von Jugend an erzogen war; und es war für sie eine Art Genugthuung, daß ihm die französischen Poeten und Philosophen Verdruß zu machen fortfuhren und ihn nur als Eindringling ansahen und behandelten. Weil das deutsche

Digitized by Google

Gefühl in ihnen lebendig geworden, erschien ihnen andererseits Friedrich doch immer als der Fürst, der den deutschen Namen der Verachtung entrissen hatte; er leuchtete uns, erzählt Goethe, vom Norden her wie der Polarstern, um den sich Deutschland, Europa, ja die Welt zu drehen schien.

Das Bild des philosophischen Königs wurde ihm daher auch in dieser Straßburger Zeit, wo des Dichters Geschmack mehr als je dem Friedrichs entgegengesetzt war, wieder recht lebendig und bedeutungsvoll. Noch mehr aber hörte er von ihm reden, als den Dichter sein Lebensgeschick nach Weimar führte. Der junge Herzog Karl August nannte seinen Großoheim zwar oft mit halbem Unwillen den Deutschfranzosen, so z. B. in einem Briefe an Merck; aber er war doch voll Verehrung für ihn und sein Ehrgeiz ging dahin, in seiner Weise und nach seiner Auffassung mit derselben Pflichttreue und Gewissenhaftigkeit wie Friedrich für sein kleines Land zu sorgen. Auf Friedrich waren die Blicke des kleinen Hofes mit Spannung gerichtet, als im Jahre 1778 durch Oestreichs Ansprüche auf Bayern der alternde König gewaffneten Widerstand entgegenzusetzen entschlossen war.

Da der Krieg eine Zeit lang unvermeidlich schien, war der Herzog bereit auf Friedrichs Seite zu stehen, auf die Gefahr selbst, daß, wie es in einen Briefe Goethes heißt, der weimarische Nachen von den Orlogschiffen gequetscht werden könne. Mit Karl August begab sich Goethe im Mai 1778 nach Berlin. Seit vier Jahren war hier des Dichters „Götz von Berlichingen" auch von der Bühne her bekannt geworden. Am 14. April 1774 hatte die Vossische Zeitung berichtet: „Heute wird die von seiner K. Majestät von Preußen privilegirte Kochische Gesellschaft deutscher Schauspieler aufführen Götz von B. mit der eisernen Hand."

Dem Dichter schien es, nach einem Briefe aus jener Zeit, ein schönes Gefühl zu sein, an der Quelle des Krieges zu sitzen in dem Augenblick, da sie überzustrudeln drohte. Er war in Berlin und in Potsdam nur wenige Tage, aber ihm, der ganz im Anschauen zu leben gewohnt war, genügten sie, so daß ihm tausend Lichter, wie er schreibt, aufgingen. Er rühmt die Pracht der Königsstadt und Leben und Ordnung und Ueberfluß, aber er weiß, „alles das wäre nichts ohne die tausend und tausend Menschen, bereit für sie geopfert zu werden". Außer Stande fühlt er sich von dem großen Uhrwerk zu erzählen, das sich vor Einem treibt; von der Bewegung der Puppen könne man auf die große alte Walze, F. R. gezeichnet, schließen, die diese Melodie eine nach der anderen hervorbringe. — Eine behagliche Stimmung kam in unserm Dichter in der Nähe der Umgebung des alternden Königs nicht auf. Je größer die Welt, desto garstiger die Farce; die Blüthe des Vertrauens, klagt er ferner, der Offenheit, der hingebenden Liebe fühle er täglich mehr welken.

Dem alten Fritz, heißt es, bin ich recht nahe worden; da hab ich sein Wesen gesehen, sein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien und zerrissene Vorhänge, und habe über den großen Menschen seine eigenen Lumpenhunde räsonniren hören. Wie die Generäle, welche Goethe, seiner Erzählung gemäß, halbdutzendweise bei Tisch (in Potsdam) sich gegenüber gehabt, wie die geringeren Offiziere, so werden gewiß auch die Bürger wenig glimpflich über den alten König sich geäußert haben. Für die mangelnde Selbstständigkeit und Selbstwürde suchten sich die Meisten durch scharfe Worte und bittere Bemerkungen zu entschädigen. Ließ doch Friedrich, getreu seiner Maxime: räsonnirt, so viel ihr wollt, aber gehorcht, selbst seine Person ungestraft schmähen; ließ er doch ferner einen Jeden nach seiner Façon selig werden, wenn nur die Regierung und die Polizei nicht angegriffen wurden.

Wenn man Goethes lustiges „Jahrmarktsfest zu Plundersweilen" liest, das Ende October und Anfang November desselben Jahres 1778 in Ettersburg bei Weimar in neuer Bearbeitung aufgeführt wurde, und sich erinnert, daß gerade die Scene zwischen Ahasver und Haman eine andere Gestalt bekam als im ersten Drucke, so ist die Vermuthung nicht gewagt, daß sein Berliner Aufenthalt dem Dichter zu einer Anspielung auf Friedrich Anlaß gab. Er selbst betont in „Dichtung und Wahrheit", daß im Jahrmarktsfest Vieles wie eine Sammlung von Epigrammen aufzunehmen sei; daß bestimmte Persönlichkeiten, Begebenheiten, Verhältnisse überall gemeint seien: so klingt es denn ergötzlich genug, wenn Ahasver auf die Klagen des verhetzenden Haman ruhig sagt:

. . . . Du sprichst nach Deiner Pflicht,
Doch wie's Ihr Andern seht, so sieht's der König nicht.
Mir ist es einerlei, wem sie die Psalmen singen,
Wenn sie nur ruhig sind und mir die Steuern bringen!

Daß Friedrich über Goethe jemals ein lobendes Wort gesprochen, ist leider nicht zu berichten: nur wenige deutsche Dichter, wie Haller, Götz, Gellert, auch Nicolai mit seinem Sebaldus Nothanker, konnten sich einer günstigen Beurtheilung rühmen. Ein streng tadelndes Wort dagegen über den in Berlin oft aufgeführten Götz von Berlichingen lesen wir in Friedrichs Schrift De la littérature allemande aus dem Jahre 1780; es ist interessant genug, um es wieder vollständig mitzutheilen. — Der König, der seine Hoffnung ausspricht, daß die schönen Tage unserer Literatur noch kommen werden, wenn er sie seines Alters wegen auch nicht mehr sehen werde, klagt über den Mangel an Geschmack in Deutschland; es zeugt von seinem ganz durch die französische Literatur befangenen Urtheil, wenn er unwillig ist über die oft auf der Bühne dargestellten abscheulichen Stücke Shakespeares. Shakespeare, meint er, ist zu entschuldigen, denn die Entstehung der Künste sei nicht der Zeitpunkt ihrer Reife. Da komme jedoch gar ein Götz auf die Scene, eine abscheuliche Nachahmung der schlechten englischen Stücke, und das Parterre klatschte und forderte mit Enthusiasmus die Wiederholung dieser abgeschmackten Plattheiten. Diejenigen, die daran Geschmack finden, vergleicht der König mit Solchen, die an Seiltänzern und Marionetten ihr Vergnügen finden. — So urtheilte Friedrich, dem wie jeder großangelegten Natur sonst das leidenschaftlichste Bedürfniß innewohnte, das Bedeutende zu verehren, über das Schauspiel, an welchem er in gewissem Sinne, wie Gustav Freytag einmal in seinen „Bildern" sagt, mitgearbeitet hat. Denn, so äußert der feinsinnige Dichter, Friedrich war es, der Goethe den Muth gab, alte Reiteranekdoten zu einem Drama zusammenzuweben. — Gut, daß das Berliner wie das ganze deutsche Publicum über Goethes Götz anders dachte!

Es fehlte nicht an Männern, welche den König belehren wollten, daß sein sehnlicher Wunsch der Besserung unserer Literatur zum Theil schon damals in Erfüllung gegangen war, ohne daß er es ahnte; welche auch unseren Dichter in Schutz nahmen. Vor Allen wußte Justus Möser, ein wackerer, offener, das Volk liebender Mann, in seinem Schreiben an einen Freund über die deutsche Sprache und Literatur, indem er gerade von Goethes Götz ausging und diesen vertheidigt, siegreich darzulegen, daß jedes Volk die seiner Natur gemäßen Wege betreten müsse; daß nicht der Geschmack der Hofleute maßgebend sein dürfe; daß Deutsche und Engländer eine ganz andere Richtung wie die Franzosen einzuschlagen hätten; daß speciell Goethe im Götz ein wahres Volksstück gegeben.

Und wie verhielt sich Goethe selbst gegenüber der herben Anklage Friedrichs, die überall verbreitet war? Er benahm sich so edel, so groß und selbstverleugnend wie oft in seinem Leben. In einem Gespräche über die deutsche Literatur, an welchem er im Februar des Jahres 1781 nach einem Briefe an Frau v. Stein arbeitete, beabsichtigte er eine Antwort. Noch im November 1782 heißt es in einem Schreiben an Merck, er wolle das Gespräch noch einmal durchgehen, wenn er es von seiner Matter zurückerhalten. „Mein Plan war, noch ein zweites Stück hinzuzufügen, denn die Materie ist ohne Grenzen. Nun aber ist die erste Luft vorbei und ich habe darüber nichts mehr zu sagen."

Von dem Geiste, der in dieser Schrift lebendig gewesen sein muß, können wir uns eine Vorstellung machen, wenn wir zunächst die Aeußerung an Merck betrachten, gegen den er sich immer offen und derb auszusprechen pflegte.

Es hätte sich, schreibt er, kein Mensch über die Schrift des

Digitized by Google

alten Königs gewundert, wenn man ihn kennte wie er ist. Wenn das Publicum von einem Helden hört, der große Thaten gethan, so malt es sich ihn gleich . . sein, hoch und wohlgebildet .... Man pflegt sich ihn ohne Vorurtheile, unterrichtet und gerecht zu denken. Das ist der Fall mit dem Könige; und wie er in seinem verschabten blauen Rocke und mit seiner bucklichten Gestalt große Thaten gethan hat, so hat er auch mit einer eigensinnigen, voreingenommenen, unrectificirlichen Vorstellungsart die Welthändel nach seinem Sinn gezwungen.

Gegen Mösers Tochter, Frau von Voigts in Osnabrück, äußerte sich Goethe ausführlicher. Diese hatte schon früher Schriften ihres von Goethe verehrten Vaters dem Dichter gesendet; mit Freuden that sie es auch mit der letzten, welche den Dichter so warm vertheidigte. Auch Möser, wie der Brief seiner Tochter an Goethe zeigt, hielt dem Könige sein Urtheil zu Gute, ärgerte sich aber über das Nachbeten solcher Leute, die unendlich weniger als der König zu besorgen und unendlich mehr Zeit hätten, ihre Lection zu studiren. — In Goethes Antwort nichts von verletzter Eitelkeit, nichts von eigensüchtiger Herbheit! Mit der ihm eigenen großartigen Herzenseinfalt und Tiefe bittet er dem alten Patriarchen zu versichern, der sein Volk auch vor der Welt und ihren Großen zu bekennen den Muth gehabt habe, daß er sich noch täglich nach den besten Ueberlieferungen und nach der immer lebendigen Naturwahrheit zu bilden strebe. Was Möser über ihn und seine Schriften gesagt, dafür bleibe er ihm verbunden. Denn er habe es sich zum Gesetze gemacht, über sich und das Seinige ein gewissenhaftes Stillschweigen zu beobachten. Dabei betont der Dichter, welcher in seinen Werken uns in der That wie ein Proteus erscheint, der sich in immer neue Gestalten zu kleiden weiß, daß ihm niemals in den Sinn gekommen, irgend ein Stück als Muster aufzustellen oder eine Manier ausschließlich zu begünstigen, so wenig als individuelle Gesinnungen und Empfindungen zu lehren noch auszubreiten. Daß der König seines Stückes in Unehren erwähnt, ist ihm nichts Befremdendes. Ein Vielgewaltiger, sagt er, der Menschen zu Tausenden mit einem eisernen Scepter führt, muß die Production eines freien und ungezogenen Knaben unerträglich finden. Ueberdies möchte ein billiger und toleranter Geschmack wohl keine auszeichnende Eigenschaft eines Königs sein, so wenig sie ihm, wenn er sie auch hätte, einen großen Namen erwerben würde; vielmehr dünkt mich, das Ausschließende zieme sich für Große und Vornehme. Lassen Sie uns darüber ruhig sein, mit einander dem mannigfaltigen Wahren treu bleiben, und allein das Schöne und Erhabene verehren, das auf dessen Gipfel steht.

Ein Jahr darauf versichert er derselben Freundin in einem Briefe vom 4. März 1782, daß er sich's in der Welt sauer werden lasse; und er freut sich, wenn er sehe, daß die Unarten seiner vorigen Zeiten keinen so üblen Eindruck bei den Menschen zurückgelassen, als er wohl verdient hätte.

Dieses Gefühl der Gerechtigkeit gegen Friedrich bewahrte sich der Dichter bis in's hohe Alter. Als Johannes von Müller wegen seiner in französischer Sprache gehaltenen akademischen Lobrede auf Friedrich den Großen im Jahre 1807 heftig angefochten wurde, übersetzte Goethe sie in's Deutsche, um zugleich, wie er in den Annalen erzählt, Müller einen Liebesdienst zu thun, und ließ die Rede in einem damals viel gelesenen Blatte abdrucken; jetzt befindet sie sich in allen Ausgaben seiner Werke. Warum übrigens Müller in der Zeit von 1807 angefeindet wurde, geht schon aus dem letzten Satze hervor, in welchem es nach Anrufung von Friedrichs Schatten heißt: Du wirst sehen, daß die unveränderliche Verehrung Deines Namens jene Franzosen, die Du immer sehr liebtest, mit den Preußen, deren Ruhm Du bist, in der Feier so ausgezeichneter Tugenden, wie sie Dein Andenken zurückruft, vereinigen mußte.

In „Dichtung und Wahrheit" hat Goethe nicht ein Wort des Tadels gegen Friedrich; von dem gewaltigen Eindruck, den dieser eigenartige Mensch auf ihn ausgeübt, gibt er uns vielmehr, wie wir gesehen, wahrhaftige Rechenschaft.

Das Dämonische war es, das er einmal im Gespräch mit Eckermann, wie in der Individualität Napoleons so auch in Friedrich hervorhebt, was Goethes dichterischen Genius an ihn fesselte.

Der tiefe Widerwillen Friedrichs gegen alles Pfaffenwesen und alle Pfaffenbeschränktheit, die eiserne Willenskraft, mit welcher er nach bitteren Jugendjahren einem widrigen Geschicke zu begegnen wußte, so daß er am Abend seines Lebens die Früchte des immerwährenden Kampfes zu genießen im Stande war, sie schwebten dem großen Dichter gewiß vor Augen, da er im zweiten Theile des Faust diesen nach den gewaltigsten Herzens- und Gedankenstürmen zur begeisterten praktischen Wirksamkeit für die Menschen gelangen läßt. Faust bemüht sich, Sumpf und faulen Pfuhl austrocknen zu lassen, damit „Millionen Räume eröffnet werden, thätig frei darin zu wohnen": er fühlt es nach ewigem Lebenskampfe tief, nur der verdient sich Freiheit und Leben, der sie täglich erobern muß; er stirbt mit dem Wunsche, solch ein Gewimmel zu sehen, wo freies Volk auf freiem Grunde steht.

Aber was ich hier ausspreche, soll ein Wort Gustav Freytags dem Leser noch bestimmter machen. Als Goethe, sagt er in den „Bildern aus der deutschen Vergangenheit", sein letztes Drama schloß, da stieg ihm wieder die Gestalt des alten Königs in sein Gedicht hernieder, und sein Faust verwandelte sich ihm in den ruhelos schaffenden, rücksichtslos heischenden Herrn, der an der Weichsel durch das Sumpfland seine Kanäle zieht.

Nur ein Neger.

Von Herman Soyaux.

Auf einem meiner Ausflüge kletterte ich in den Felsenschluchten M-pungo an dongos umher, eifrig nach meinen Lieblingen, den dort von der Natur so vielbegünstigten Florenkindern suchend. Eben arbeitete ich mich aus einer Spalte empor und sah mich auf einer Platte, die gleich einer Riesenconsole an der Außenseite der Steinveste hing, welche der verstorbene Eduard Mohr einen Felsenaltar nannte, von dem der Geist der Natur seine erhabenste Größe predigte. Zu meiner Linken ging das kleine Plateau in eine schroff ansteigende Wand über, vor mir und zur Rechten stürzte es steil, wohl zweihundert Fuß hinab in die angolanische Hochebene, aus der sich diese wunderbare Felseninsel, die ihres Gleichen in Afrika und wohl auf der ganzen Erde nicht findet, so überraschend erhebt. Tief unten brauste durch eine enge Schlucht, wie durch einen Cañon, der Makosa, der seine Fluthen unterhalb Dondos mit den Wassern des Hauptstromes von Angola, des Cuanza vereinigt. Seine Ufer schmückte eine Tropenvegetation in ihrer höchsten Ueppigkeit; stolz winkten lustige Palmenkronen aus den saftgrünen Bananenwäldern empor, die den jungen Strom dicht umsäumten. Aus den Felsenengen herausbrechend, strömte er, der steinigen Grenzen ledig nnd sich seinen eignen Weg bahnend, in gefälligen Windungen eine Meile wie ein Silberband durch das herrliche Grün der Maniok- und Sorghumculturen, die den Fuß der Felsen umrahmen, hier und dort schob sich ein kleines Dörfchen an seine Ufer, bis er in dem Dunkel des Waldes, der die Hochebene bis zur Sehweite bedeckt, verschwand.

Wochenlang hatte mich Krankheit im Innern des Felsenkerkers gefesselt gehalten; wohin ich meinen Fuß gesetzt, — überall stieß mein Auge auf flechtenbedeckte graue oder schwarze Felswände, bis es sich förmlich wehe that; jetzt endlich einmal eine Fernsicht, der Blick weitete sich über der Ebene aus, und viele Meilen weit zog die Erinnerung nach Westen, an mein geliebtes, freies Meer. Träumend starrte ich auf die dämmernde Waldfläche hinab, aus der im Süden, wo der Cuanza in Katarakten schäumend die Felsen durchbricht, schon Nebelschleier aus dem Ferndunkel emporwallten und die Nähe des Abends verkündeten. Schon wandte ich mich ab, um dem feuchten Nachtthau zu entfliehen und den Heimgang anzutreten, da traf mein Auge in jenem Winkel der Console und eines hohen Thurmes, an den sich ein Felsenpfeiler lehnte, so daß ich zwischen beiden

Digitized by Google

wie durch einen Rahmen in die Tiefe sehen konnte, jenes merkwürdig gestaltete Farn, von welchem Georg Schweinfurth eine ähnliche Art in seinem berühmten Reisewerke schildert. Wie dem Jäger beim Anblick des Wildes die Jagdlust erwacht, so auch dem Sammler beim Erspähen einer seltenen Beute. Das Farn konnte ich nicht übergehen, also noch schnell ein Versuch, es zu erlangen. Allein es war nicht leicht, es war sogar gefährlich, denn die Pflanze stand weit unten auf einem Felsenhöcker, auf dem sich im Laufe der Zeit genügende Nahrung für ihre Erhaltung angesammelt hatte. An ein Ueberbiegen des Körpers und Erreichen des Farns von oben herab war nicht zu denken; wohl oder übel mußte ich an der steilen Wand mit der geringen Stütze einiger Grasbüschel hinunter. — Endlich war ich da, bog mich, mit der Linken mich festhaltend, hinunter, um mit der Rechten das einzige Exemplar, welches ich sah, vom Felsgrund abzureißen, als ich eindringliche Stimmen von oben vernahm. Ein schwarzes Gesicht sah über den Rand der Platte hinab: „Schnell hinauf, oder Sie können in der Tiefe zerschmettern!" — Damit beugte sich ein Neger, wie es schien, am Boden liegend, weit zu mir herunter, ich ergriff schließlich seine ausgestreckte Hand, half hier und da mit den Füßen nach, und halb klimmend, halb emporgezogen stand ich endlich sicher auf meinem alten Platz. Der Mann, der mich gewarnt und mir emporgeholfen, sah ich, war, während er am Boden lag, an den Füßen von einem zweiten Neger festgehalten worden, welcher letztere nun ohne viele Umstände auf seines älteren Genossen Wink sein langes Lendentuch und das togaartige Gewand, das er um die Schultern geworfen trug, zusammenknotete, strickartig drehte und sich um die schlanke Taille band. So gesichert, ließ er sich an dem Tuche, das wir an einem Ende festhielten, hinab; nach wenigen Minuten legte er mir triumphirend den Farnbusch zu Füßen, wies aber gleichzeitig lächelnd hinab, wo das Graspolster, das mir als Halt gedient hatte, in die Tiefe stürzte.

Jetzt erst kam ich dazu meinen Warner, einen europäisch gekleideten Eingeborenen, zu begrüßen und ihm zu danken. „Ich sah, als ich hierherkam, Ihre Pflanzenbündel am Boden liegen und vermuthete sofort, daß Sie in der Nähe sein müßten; ich fand Sie noch zur rechten Zeit, denn die letzten Regen haben das bischen Erde, welches sich auf den Felsvorsprüngen sammelte, aufgeweicht; Sie sehen selbst, daß Sie eine Minute später keinen Grund mehr unter Ihren Füßen gehabt hätten." Er sprach ein fließendes, gutes Portugiesisch.

„Ich danke Ihnen; ein Anderer Ihres Volkes hätte mir vielleicht nicht geholfen," dabei hielt ich ihm meine Hand hin, in die er nur zögernd, wie verlegen, seine kleine, schwarze Rechte hineinlegte.

„O, Ihnen würden auch andere Neger, die nicht zu den ausgesprochenen Freunden der Weißen gehören, zu Hülfe geeilt sein. Es ist hier überall schon bekannt, daß Sie sich für uns interessiren, ja daß Sie selbst alte schwarze Frauen am Krankenbette aufsuchen; Sie sind ja ein Deutscher und ein Doctor!" — Wir hatten nämlich Medicamente im Hause, und ich trug eine Brille. — „Sind Sie ein großer Freund der Weißen?" „Der Weißen? Kaum! Ich kenne Wenige und nicht in der Weise, um Gutes an ihnen finden zu können; ich bin ein Freund ihrer Bildung." — Er stellte sich mir vor, sein Name war João Gonsalves d'Azevedo. Ich kannte denselben schon und sagte zu dem Neger: „Ich hörte schon von Ihnen viel Gutes von meinem Freunde Leite." — Ein froher Blitz leuchtete durch sein großes, schwarzes Auge. „Das freut mich von Senhor Leite; die Weißen sprechen sonst nicht gut von mir; ich gebe mir Mühe, von ihnen zu lernen, und was ich gelernt, meinen Brüdern nutzbar zu machen, aber — ich bin ja nur ein Neger!" Bewegt reichte ich ihm meine Hand hin: „Nein, amigo meu, Sie sind vor allen Dingen ein Mensch, mit denselben Pflichten und Rechten, die uns Allen das Leben auferlegt und schenkt; Sie sind ein Mann, und vielleicht ein besserer, als tausend andere!" Er nahm meinen Handdruck an, und ein flüchtiges Dunklerwerden seiner Gesichtsfarbe verrieth sein Erröthen. Dann wehrte er mir ab: „Sie nennen mich Freund und kennen mich noch nicht; wissen Sie, wir Neger haben ein wahres Sprichwort: Willst Du die Höhe eines fernen Berges messen, so gehe an seinen Fuß und ersteige seinen Gipfel; willst Du einen Menschen kennen lernen, so lebe mit ihm und sieh in ihn!" — „Schön, doch wir Deutschen nennen das Auge den Spiegel der Seele! — Aber es dunkelt stark, wir müssen heim!" —

Ich wußte, daß ich Azevedo eine große Freude machen würde, wenn ich ihn in sein Haus begleitete, und bat ihn daher, mir einen Trunk zu verschaffen. Er ging mir voran, sein Haus sei ganz in der Nähe. Da führte durch das Gebüsch im Hintergrunde der Felsplatte ein schmaler Fußpfad, den mein blödes europäisches Auge bisher nicht bemerkt hatte. Eine Strecke gingen wir Drei — der Begleiter Azevedos trug meine Pflanzenschätze — durch den Wald und standen bald vor einem lieblichen Bilde.

Matt schimmerte durch die Dämmerung die weiße Wand eines einstöckigen Häuschens, dessen Dach aus dem landesüblichen Material, aus dicken Strohlagen verfertigt war. Um das Haus herum standen prächtige Gruppen stolzer Palmen, saftiggrüner Bananenstauden und des formenschönen Papawbaumes; die Hinterwand des Gebäudes bildete der ziemlich senkrecht abstürzende Felsen, an dessen sanfterem Hang zur Linken einige weiße Ziegen ihren Heimweg suchten. An der einen Seite des Hauses, hinter dem kleinen, auf Stelzen ruhenden Thürmchen, aus welchem das Gegacker einer zahlreichen Hühnerheerde scholl, dehnte sich ein Garten aus, in welchem ich noch hellrindige echte Feigenbäume erkennen konnte. Um ein Fenster, links von der Thür, rankte spärlich beblätterter Wein, um die übrigen eine schönblüthige Passiflora, die die herrlichen Marakujafrüchte trägt; rechts an der Thür blühte eine Centifolie, freilich nicht so voll und prächtig wie ihre Schwestern in ihrer nordischen Heimat. Das kleine Idyll machte ebenso, wie sein Herr und Besitzer Azevedo, einen wohlthuenden, sauberen Eindruck. — Schon in Hörweite rief mein Führer laut: „Juana, Juana, ein Weißer, Einer der deutschen Doctoren!" —

Bald saßen wir beim Schein einer einfachen Thonlampe in einem traulichen Stübchen, in welchem Europas Comfort sich eigenartig mit afrikanischer Urwaldsitte vereinte. Geschäftig eilte Juana, die schwarze Frau Azevedos, nach der Begrüßung fort, um etwas Vinho de pasta, portugiesischen Rothwein, der dort in keinem einigermaßen wohlhabenden Hause fehlt, zu holen; freundlich kredenzte sie mir das gefüllte Glas, und ich konnte der wirklich rührenden Sorgsamkeit nicht widerstehen, mit welcher sie sans façon Nadel und Faden aus dem Arbeitskörbchen nahm, um mir die verschiedenen, klaffenden Risse, die meine Kleidung in den Felsen erhalten, auszubessern. Azevedo schien das als selbstverständlich anzusehen und zeigte in Allem, was er that und sprach, daß er es verstand, sich auch in guter europäischer Gesellschaft wohl zu benehmen. Er erzählte mir auf meine Bitte seine Lebensgeschichte; sie war einfach genug. Sein Vater hatte, wie er später selbst, eine nothdürftige Schule erhalten, das heißt: war getauft und lernte Lesen, Schreiben und Rechnen. Er wurde von ihm in denselben Künsten unterrichtet und zu Fleiß und Ordnung angehalten. Im Auftrage seines Vaters machte er mehrere Reisen nach Loanda, wo er das Europäerthum besser kennen lernte, als es ihm bisher in M'pungo an dongo, wo sehr wenige Weiße leben, möglich gewesen war, und unternahm einige monatelange Handelszüge nach dem Süden zu den M'balundus, Kissamas und Libollos, sowie nach dem Innern des Erdtheils im Osten. Nach dem ziemlich frühzeitig eingetretenen Tode seines Vaters übernahm er die Geschäftsverbindungen desselben. Er hatte sich, von seinem verständigen Vater angeregt, schon von Kindheit an für europäische Bildung interessirt und so viel in seinen Kräften stand, sich von den Weißen, mit denen er in Berührung kam, anzueignen gesucht. Auf seinem bescheidenen Bücherbrett fand ich neben religiösen Schriften, portugiesisch-englischen Grammatiken und Wörterbüchern, auch die Obras de Camoens, Humboldts Kosmos in portugiesischer Uebersetzung, Atlanten und manches Andere, was ich in M'pungo

Digitized by Google

an bongo nicht und am wenigsten bei einem Neger gesucht hätte. — Die hier ansässigen Portugiesen, mit Ausnahme Leites, nannten Azevedo einen aufgeblasenen Schwarzen, einen „negro arrogante“ und was ich dergleichen mehr hörte; schreiben und lesen könnten auch hundert andere Neger, er aber dächte dadurch dem Weißen ebenbürtig zu sein. Mein Freund Leite war ein für seine Verhältnisse ungewöhnlich gebildeter Mann, weit in der Welt umhergekommen und ich gab auf sein Urtheil viel. Er sprach von Azevedo mit großer Hochachtung als einem selten so rein und selbstlos auftretenden Charakter, einem ehrlichen, bescheidenen und sehr strebsamen Menschen, der gänzlich Autodidakt — wie es dort nicht anders sein kann — sich mit Mühe und Noth einige Bücher erworben und sie durchstudirt habe, so daß ihn sein für seine Verhältnisse anerkennenswerthes Wissen, verbunden mit einem scharfen, ungemein klaren Verstande und der Liebe zum Nachdenken, weit über das geistige Niveau der Durchschnittsportugiesen in Angola stelle.

Jetzt lernte ich Azevedo kennen, ich lernte ihn hochachten und lieben. Ja, ich bin stolz auf seine Freundschaft, die er mir in einer wahrhaft rührenden Bescheidenheit, in der völligsten und bedingungslosesten Unterordnung in geistiger Beziehung, in dem offenen Eingeständniß von Irrthum und Unwissenheit und in anspruchslos bethätigter Hingabe bewies.

Gar oft noch war ich mit Azevedo zusammen, wenn es ging tagtäglich; er war bei mir, oder ich bei ihm; manchmal auch begleitete er mich auf meinen Ausflügen. Mancherlei Fragen legte er mir zur Beantwortung vor, die mir die Anschauungen und Ansichten eines kindlichen Gemüthes von Vielem, das der Civilisirte anders beurtheilt zu hören gewohnt ist, und eine bewundernswerthe Klarheit und ungewöhnliche Rührigkeit des Denkens offenbarte. Im Austausch gab er mir eine Menge Aufschlüsse über die Sitten und Gebräuche seines Volkes und verschaffte mir richtigere und werthvolle Mittel zur Beurtheilung desselben. Er weihte mich in verschiedene Dialekte der Negersprachen ein, — hatte er doch aus eigenem Antriebe das Vocabular und die Anfangsgründe einer Grammatik der M-balundusprache, die sich in vieler Hinsicht von der in Angola gesprochenen Bundasprache unterscheidet, niedergeschrieben.

Mögen hier einige Auslassungen Azevedos über allgemeinere Punkte folgen, die ich stets nach Schluß der Gespräche schnell skizzirte und nun zusammengestellt habe. Wenn sie auch nicht Jedem „schulgerecht“ dünken und oft anfechtbar sein mögen, so scheinen sie mir doch geeignet, etwas Licht in die Anschauungen über das Geistesleben der Neger zu werfen.

* * *

„Was haben wir Euch gethan, daß Ihr uns Neger so tief in Eurer Werthschätzung stellt. Wir sollen nichts gethan haben, um Eure Achtung zu erringen! So wie Ihr Europäer Euch hier in Angola zeigt, kann uns nichts an Eurer Achtung liegen, sondern nur an den materiellen Vortheilen, die wir durch Euch haben könnten, die wir aber tausendfach an Euch bezahlen müssen! — Man schilt uns so oft „negro“*); ich hörte sagen, das sei gleichbedeutend mit „Thier“! Ob das Thier wirklich ein geistloses Wesen ist, nur ein lebendes Stück Fleisch mit Nahrungs-, Lebens- und Fortpflanzungstrieb? Ich glaube es kaum! Sehen Sie hier den Hund an; er weiß, daß ich von ihm spreche; er freut sich, denn er weiß, daß ich gut von ihm spreche. Sehen Sie jenen Termitenhügel an; ich kenne Ihr Europa mit seinen schöneren Häusern und Palästen nicht, nur einige Bilder habe ich davon gesehen, ich glaube nicht, daß sie so kunstvoll und so sinnreich und mit so großem Aufwande von Fleiß gebaut sind. Ihr achtet das Thier, Ihr liebt es, weil es Euch nützt oder Euch Vergnügen bereitet. Dienen wir Euch nicht mit unserer Arbeit, deren Ernte Ihr mit geringer Mühe und in höherem Werthe einheimst, als wir es ahnen können. Warum achtet und liebt ihr uns dann nicht?“ —

* * *

*) „negro“ ist Schimpfwort. Die Bezeichnung für „Neger“ ist im Portugiesischen „preto“, Schwarzer.

„Wir sollen so viele und schlechte Eigenschaften haben. Ich wüßte keine, die Ihr nicht auch hättet. Nur übertüncht Ihr sie, Ihr sagt aus Liebe zum Besseren. Diese Liebe wird aber wohl anfänglich in der Furcht vor Bestrafung — ich schließe das nach dem, was ich an Kindern der Weißen gesehen — und in Euren geregelten Verhältnissen wurzeln. Uns fehlen geregelte Verhältnisse, seit — Ihr in unserem Lande seid!! Wo noch kein Weißer war oder Euer Einfluß noch nicht hinreicht, leben im Innern glückliche Stämme in geordneten Zuständen, die den Euren ähneln. Wir haben den Begriff des Lasters — „kiffua kiaïba“ in unserer Sprache; wir haben auch die Strafe „ilungi“, die uns Gott „zambi“ ertheilt. Wir haben einen Gott, eine Religion, nur nicht die Deutungen Eurer Priester! Wir haben Gnadenverheißungen „okukana gua ukamba“ wie Ihr in Eurer Religion, obgleich ich meine, daß eine Religion, welche die Kinderzuchtmittel der Drohung und des Versprechens braucht, für Euch zu niedrig stehen müsse. Uns fehlt allerdings die Erzählung von der Erlösung, weil wir noch keine Erlösung nöthig fühlten. Bei uns gibt die Religion gewissen Menschen Macht, die sie als Mittel für ihre Zwecke anwenden, bei Euch nicht? Ich hörte in der Kirche von unserem Priester sagen, daß die Blattern eine Züchtigung Gottes sei, unsere Negerpriester nennen sie die Bosheit eines Zauberers; von einem großen Gott können solche Qualen nicht ausströmen, die im Vergleich zu ihm kleinlich erscheinen müssen. Unsere Fetische stellt Ihr als Stücke Holzes hin, die wir als Götter anbeten; das thun wir gar nicht, und haben denn die Heiligenbilder in unserer Christenkirche mehr Leben? Ich weiß, daß Viele Ihrer Brüder zu ihnen beten, Wenige, weil sie wirklich daran glauben, Mehr, weil sie gläubig scheinen wollen, die Meisten aus anerzogener Gewohnheit! Die Gewohnheit ist es, die Euch so hochstellt; Euer Wissen, Eure Bildung beruht auf Ueberlieferungen Gestorbener, Eurer todten Vorfahren. Alles was Euch erhebt und so stolz macht, hat Einer vom Anderen. Schneidet Eure Vergangenheit ab und Ihr seid Wilde. Eure Civilisation besteht in den Mittheilungen der Ziele von Millionen Menschen während vieler Jahrhunderte! Wer theilt uns mit? Niemand! Oder nennen Sie jene Missionäre Verbreiter Ihrer Civilisation? Ich nicht! Sie theilen uns die selbsterfundenen Satzungen und Formeln einer Religion mit, die mit Eurer Gesittung fort- oder zurückschritt; es ist, wie wenn sie auf einen Kaffeebaum das Reis eines Feigenbaumes pflanzen wollten. Ich habe gehört, daß Ihr Doctoren fehlende Glieder ersetzen könnet, daß Ihr einem Menschen eine neue Nase in's Gesicht formt. Wenn aber die Nase dort, wo sie eingesetzt wird, im Blute und Fleisch nicht die nöthigen Bedingungen findet, so wird sie wahrscheinlich abfallen. Und sollte, weil schon seit Ewigkeit dort, wo sie zufällig einmal fehlt, immer eine Nase gewachsen ist, nicht die Neigung und Gewohnheit sein, eine Nase zu bilden, sobald nur einige Anhaltepunkte geboten sind?! — Ich sehe in Ihrem Auge den Widerschein eines Lachens. Ich mag wohl Unrecht haben, ich spreche nur, was ich oft gedacht; ich spreche richtiger, seit ich Sie kenne, weil Ihre Arbeit und Ihre Unterhaltung mir über Manches Lehren gegeben hat, wovor ich früher still stand, weil mir — die Mittheilung fehlte. Belehren Sie mich eines Besseren, ich bitte Sie. Ich bin glücklicher, seit ich Sie kenne; Sie selbst haben mir schon einmal gesagt, daß vielerlei Wahres mit Unrechtem und Mißleitetem in meinem Denken lebe. Ihre Aufklärungen vermitteln in mir! Ich bin froh, so zu Ihnen sprechen zu dürfen; zu anderen Europäern kann ich es nicht. Der Priester würde mich als vom Satan des Heidenthums besessen erklären, die Uebrigen, nun, die würden sagen: Seht, wie schon das Wenige, was ihm von uns anklebt, ihm den Kopf verwirrt.“

* * *

„Wir sollen so sehr häßlich sein; wir sind es auch und wissen, daß Ihr Weißen schöner seid. Wir wissen, was schön ist; eine Frau, deren Gesicht dem Euren nahe kommt, ist überall als „schöne Frau“ bekannt; „häßliches Weib“ ist ein böses Schimpfwort. Wie mögen Eure Vorfahren ausgesehen haben? Ob nicht

Digitized by Google

der gebildete und erzogene Geist den Körper ändert? Sehen Sie diesen Papagei, der schon lange Jahre in meinem Hause! Er stammt von meinem Vater; er ist wohlerzogen und sehr zahm. Sehen Sie Jenen, den ich vor einigen Tagen wild kaufte, wie der Kopf doch verschieden von dem des Anderen scheint, wie anders das Auge. Der Zahme sieht klug aus, der Andere nicht wohl dumm, aber ohne jenen — soll ich sagen? — Seelenausdruck. Auch wir Neger können einmal schöner werden! Sie sprachen einmal davon, daß Ihre vornehmeren und feiner gebildeten Europäer, denen ja gewöhnlich auch größere Lebensbequemlichkeiten geboten sind, sich auch körperlich vortheilhaft hervorheben. Bei uns findet Aehnliches Statt. Ich entsinne mich, daß ich bei meinem letzten Aufenthalt im Süden, bei den M-balundus, einem nach unseren Begriffen gut regierten Stamme, einer Volksversammlung unter dem Vorsitz der 53 Makotas — etwa Eure representantes — und 86 Sobas, Ortsvorsteher, beiwohnte. Alle die Würdenträger zeichneten sich durch hellere Hautfarbe und durch den äußeren Schein aus, den ihnen vornehmeres Leben und die Kopfarbeit, zu welcher sie die Sorge für ihre Unterthanen zwingt, auf das Gesicht prägt; ja, ich vermochte ihre Verwandten, die unter dem gewöhnlichen Volke verstreut standen, zu erkennen. — Die M-balundus sind überhaupt ein besserer Volksstamm, weil sie sich am längsten von der Berührung mit den Weißen fern gehalten haben. Ueberall wirst Du hören, daß M-balundusklaven allen Anderen vorgezogen werden, denn sie sind noch treu und arbeiten am willigsten. Sie lernen in ihrer Heimat arbeiten, weil ihr bergiges Land nicht, wie das unsere, reichlich die nöthige Nahrung hervorbringt. Ich sah dort kikokoto, was Ihr „Reif" nennt, so daß das Gras, wenn am Tage die Sonne darauf brannte, schwarz wurde."

* * *

„Man hat uns, wie ich selbst von Europäern erfahren, Gefühl und Empfindung abgesprochen! Wir sollen nicht lieben können! Daß der Neger haßt, furchtbar haßt und sich rächt, ist Euch bekannt; wenn er die Leidenschaft des Hasses besitzt, sollte nicht auch die der Liebe in ihm leben? Es ist ein Vorurtheil, ihm dieselbe abzusprechen; ich kann mir den Grund zu demselben nicht erklären. Nicht einmal hier in Angola, und noch weniger im Innern, werden Sie eine Mutter finden, die ihr Kind verkaufte, oder sich gutwillig von ihm trennte. Unser Sprichwort sagt: wie die Nebelwolken stets über den Sümpfen bleiben, so hängt die Liebe bei Vater und Mutter! Meine Mutter hatte mich sehr lieb und nahm schweren Herzens von mir Abschied, als sie starb. Sollte meine Mutter mit diesem Gefühl allein dastehen? Mein Weib und ich lieben unseren Knaben herzlich, ich empfinde Freundschaft für alle Menschen und für Thiere. Ist der Neger nicht gastfreundlich und mitleidig? Sobald zur Mittagszeit ein fremder Neger bei Essenden vorübergeht, wird er eingeladen, am Mahle Theil zu nehmen."

* * *

„Wir werden undankbar gescholten. Vielleicht mit Grund; denn bei uns haften empfangene Wohlthaten weniger fest im Gedächtniß, als das Gegentheil, und das Letztere überwiegt meistens, selbst bei Weißen, die nach ihrer Ansicht die Neger gut behandeln. Die Grausamkeit einer einzigen, oft ungerechten Strafe überwiegt häufig den Werth von Hunderten von Wohlthaten, die gewöhnlich nur in Klugheit ihren Grund haben. Sie behandeln uns Alle grundsätzlich gut, und man sieht es Ihnen wohl an, daß es Ihnen leid thut, wenn Sie einmal rauh sein mußten. Glauben Sie nicht, daß Sie dafür Dank ernten? Ich bin Ihnen dankbar für Ihre Freundschaft, die Sie mich über so Vieles belehren läßt. Seien Sie sicher, daß ich und Andere Ihnen helfen würden, sobald Sie es nöthig haben, daß wir Sie pflegen, wenn Sie krank sind!"

* * *

„Eine Aehnlichkeit finde ich zwischen Europäern und Negern. Wir folgen Eurem bösen Beispiel leichter, als dem guten! Ich habe bemerkt, daß die Europäer von unserer Sprache am ersten und leichtesten die Schimpfworte und schmutzige Redensarten lernen!"

* * *

„Wie mag es wohl mit dem Christenthum aussehen, wenn es einige Tausend Jahre älter ist? Das Christenthum von heute ist das Werk seiner Priester; ich glaube, wenn Christus jetzt auf die Welt käme, würde er recht traurig sein, er würde zürnen über seine Priester, wenigstens über solche, wie ich sie hier in Angola kenne. Bei Euch in Europa mögen sie besser sein, aber sind hier nicht gerade die Besten nöthig?! Wissen Sie, wer mich an Christus erinnert? Ihr — oder unser Livingstone! Wie ich den Mann bewundere. Er ist ein großartiger Held; er allein mit seinem Wort und seinem Beispiel kämpft gegen den bösen Schatten, der von seinen Brüdern, den Weißen, in unserem Lande ausgeht. Ich sah ihn vor Jahren hier durch M-pungo an dongo kommen; durch jene Straße zog er, von ein paar treuen Negern begleitet, die einige kleine, gelbe Blechkoffer trugen, wie ich einen in meinem Hause habe. Seine schärfste Waffe, seine Ausrüstung ruhte in seinem Herzen. Als ich im Süden und im Osten war, hörte ich von dem „Weißen mit der Mütze', alle Neger hatten ihn lieb; warum kann es nicht mit allen Weißen so sein?"

* * *

„Was nützen uns Eure Missionen? Die Negerkinder, die in ihnen erzogen werden, taugen zu gar nichts; sie schreiben und lesen und beten ihr Paternoster. Aber sie haben vergessen, daß ihre Eltern Neger sind; sie schämen sich, daß sie eine schwarze Haut haben und verachten ihre Brüder. Dabei haben sie verlernt, was für ein Negerleben nöthig ist. Sie lassen sich von den verachteten Ihren ernähren und thun sehr weise. Von Arbeit haben sie gar keine Vorstellung. Daran wird wohl auch die Erziehung Schuld tragen! Sie haben nicht einmal gelernt: liebe deinen Nächsten! Christus wird unter dem „Nächsten" auch wohl uns Neger verstanden haben!"

* * *

Eines Spätabends saßen wir bei einem Glase Wein vor Azevedos Hause. Herrlich flimmerte dort oben der nächtige Sternenhimmel durch die leise flüsternden Palmenwipfel. Eine Naturschönheit verfehlt auch auf des Negers Gemüth ihre begeisternde Wirkung nicht. Feurig sprach mein Freund von dem prachtvollen Anblick und erzählte mir die Märchen seines Volkes von der Liebe des Mondes zur Sonne, von den Wanderungen der Völker nach Westen, der Sonne nach! „Wenn Ein Gott dies Alles schuf, wie groß muß er sein. Ihr Gott ist nicht größer als der der Neger! Der Gott der Schwarzen, zambi, schuf auch Alles; entweder die Erzählungen von Gott sind Menschenwort, oder der Gott der Bibel ist der Gott der Neger!"

* * *

„Mit Ihrer Cultur kommt es mir vor, wie mit Tabaksrauch in einem schönen Zimmer. Anfangs sieht er schön blau aus, er duftet so angenehm; später aber — stinkt es im Zimmer!"

* * *

„Wie ungerecht mögt Ihr manches Volk beurtheilt haben, ebenso wie Ihr es noch mit uns Negern macht. Euer Maßstab für die geistige Stufe eines Volkes scheinen Euch seine religiösen Vorstellungen. Was versteht Ihr von seinen Vorstellungen, von seinem Denken, so lange Ihr nicht seine Sprache, den Ausdruck des Denkens genau kennt. Ein Europäer, welcher einige Monate oder Jahre in Angola lebt und „bá'ka má'ña" (bringe mir Wasser), „bá'ka tubia" (bring mir Feuer), „enda" (gehe), „yssa" (komme), „lusolo" (schnell!) und ein paar Scheltworte unserer Sprache gelernt hat, urtheilt über uns und sagt: das ist ein ganz niedrigstehendes Volk, stiehlt und lügt und paßt zu nichts besser, als zu Sklaven! — Uebrigens darf das Negervolk nach den Schwarzen, welche hier in Angola leben, gar nicht beurtheilt werden. Hier be- und verurtheilt der Weiße sich selbst im Neger; er beurtheilt Neger, die Viel von ihm

Digitized by Google

gelernt haben, besonders viel Schlechtes, weil ihnen das am meisten gezeigt wird!"

* * *

„Schickt uns keine Missionäre, schickt uns fromme Arbeiter, schickt uns ehrliche Männer, die bei ihrer Arbeit auch an uns, nicht nur an sich denken!"

* * *

„Wie unklug sind Eure Priester! Was versteht der Neger, wenn er selbst auch sogenannter Christ ist, von einem Wort aus der Bibel, welches jeder Priester nach seinem eignen Gefallen auslegt und deutet! Wozu geben sie überhaupt dem Neger die Bibel in die Hand, die so viel Unverständliches enthält, daß sie sogar Euch noch ausgelegt werden muß!? Sprecht dem Neger, dem Naturmenschen von der Größe und Herrlichkeit unseres Allvaters, beweist sie ihm an Gottes schönen Geschöpfen, an dem Palmenbaum, an der Banane, am Sternenhimmel, an den Bergen und vor allen Dingen am Menschen, an Euch selbst und Eurem Beispiel. — Was ich von den Priestern kenne, kann mich nur mit Abscheu und Ekel erfüllen; ich begreife die Langmuth Gottes nicht, denn seine Priester werden seine Verhöhnung! Es ist, als ob ich diesen klaren Wein in ein schmutziges Gefäß gießen wollte. Eure Priester sollten die Besten, die Vollkommensten Eures Volkes sein, aber es sind die Schlechtesten, denn es sind Heuchler und Lügner, die sich sogar selbst betrügen. Sind die Priester in Eurem Lande ebenso, wie ihre Mehrzahl bei uns sich zeigt, so bedaure ich Eure Kinder, die von ihnen gelehrt werden. Ich bin überzeugt, daß ich, in ihre Hände gefallen, der vollkommensten Heuchler Einer geworden wäre!!"

* * *

Als ich aus M-pungo an dongo abreiste, erwartete er mich — es war am frühen Morgen — außerhalb der Stadt. Er war tief bewegt und es zitterte vor tiefgefühltem Schmerz durch seine Stimme, als er sprach: „Sie gehen fort, es ist als ob meine Seele, mein Denken, meine Zukunft mit Ihnen zöge! Wie anders doch mit Ihnen, als mit Ihren Brüdern; wenn sie alle doch Ihnen gleich dächten. Sie haben sich nicht geschämt, mit mir zu verkehren, und ich habe es wohl gefühlt, daß Sie mit einem gewissen Trotz Ihren Arm unter den meinen schoben, wenn wir anderen Weißen begegneten. Sie hatten genug Liebe, sich in die Seele auch eines Negers zu versetzen, mit ihm zu fühlen, zu denken, zu empfinden, mit ihm zu trauern und zu zürnen, über das namenlos Böse, was ihm von den Europäern widerfuhr. — Wenn Sie daheim Ihren Freunden von den Negern erzählen, so denken Sie an mich, ich bin nicht besser als die Anderen, es ist nur ein zufälliges Glück, daß ich von Euch in demselben Maße Gutes annahm, als ich Euer Böses verabscheuen lernte. Ich konnte mich Ihnen gegenüber besser und tiefer aussprechen, als es Andere können, weil ich unserer Verkehrssprache vollkommen mächtig. Und wenn Sie können, so kommen Sie wieder; was Sie an mir gethan, können Sie an hundert Anderen thun. Bringen Sie Viele Ihrer Art mit, Viele, die die schwarze Haut nicht für den Makel einer thierähnlichen Bande von Menschen halten. Jeder von ihnen wird einen Freund finden, wie Sie an mir Einen haben! Leben Sie wohl!"

Ich küßte den schwarzen Mann herzlich. Er wußte kaum zu sprechen. „Was thun Sie, daß Sie mir den Abschied noch schwerer machen? Ziehen Sie fort; nie, niemals vergesse ich Ihnen, was Sie mir gethan, nie vergesse ich Ihnen, daß Sie, der hochstehende Europäer, an meinem, des Negers, Tisch gegessen und getrunken haben!" —

Und fort ging ich in das neblige Land, mit schwerem Herzen scheidend. Azevedo ist mir meine theuerste und erhebendste Erinnerung an Afrika. Noch vor kurzem erreichte mich ein langer Brief von ihm; er ist traurig, nur das Zehren von der Erinnerung an unser Zusammensein, nur meine Tröstungen auf die Zukunft stimmen ihn froh. Wenn ich an meinen schwarzen Freund denke, so schnürt es mir das Herz zusammen, daß ein solcher Mann, der so Großes wirken könnte, vergessen und verlassen dahinsterben soll. Was wäre er in den Händen wahrer Menschenfreunde; vollkommen ausgebildet, stände er da ein Priester des Geistes, ein Herold des Friedens zwischen Weiß und Schwarz, eine Vorveste der Civilisation und unter seinem Volke ein leuchtendes Beispiel. Jetzt wird er irre an sich, an Gott und den Menschen, weil er es sonst nur mit dem Abschaum Europas zu thun hat. Wie athmet seine Seele auf, wenn er einen Menschen findet, der auch unter der schwarzen Hülle den Menschen, den ringenden, strebenden, kämpfenden Menschen erkennt, würdigt und pflegt. Und sollte es nicht Mehrere seines Gleichen geben? Wie Viele ihrer mögen in dem Wuste und dem Chaos Angolas verschollen und vergangen sein! Wahrlich, Angola ist der Thränen werth, die sein Sohn über das Land weinte. Seit Jahrhunderten ein Besitzthum Europas, und doch ein Schandmal auf dem Schilde der Civilisation.

Aus der Hauptstadt.

Gabriele.

Schauspiel in 4 Aufzügen von Hugo Bürger.

Hugo Bürger gehört zu den Glücklicheren unter unsern jungen Dramatikern. Er hat, so viel ich weiß, in den letzten 4–5 Jahren drei größere dramatische Arbeiten mit günstigem Erfolge zur Aufführung gebracht: „Der Frauenadvokat", „die Modelle des Sheridan" und „die Florentiner". Die beiden erstgenannten, die wir in Berlin zu sehen die Gelegenheit gehabt haben, lassen die Befähigung des noch jugendlichen Schriftstellers für die Bühne zu arbeiten deutlich erkennen und diese Befähigung wird durch sein neuestes Schauspiel „Gabriele" noch fester begründet.

„Gabriele" ist im Großen und Ganzen und auch im Einzelnen gut gegliedert und geführt. Bürger besitzt eine unbestreitbare starke Bühnenanschaulichkeit. Er hat sich unzweifelhaft durch ernste Studien mit der so wichtigen Technik, die man in thörichter Geringschätzung als „Mache" zu bezeichnen pflegt, wohl vertraut gemacht. Er exponirt klar und fesselnd, er steigert kunstvoll und löst mit Geschick. Die einzelnen Scenen sind gut gebaut und gut aneinander gereiht, und in ihnen herrscht Leben und Bewegung. Bürger brauchte weiter nichts geschrieben zu haben als die Schlußscene des dritten Actes, um auf die Ehre, zu den berufenen Bühnenschriftstellern zu zählen, mit Fug und Recht Anspruch machen zu können.

Trotz dieser sehr erheblichen Vorzüge, die Niemand williger anerkennen kann als ich, und trotz der Erfindung einer interessant verzweigten, bühnengerechten Handlung, hat mich dieses neue Schauspiel mehr beschäftigt und gefesselt als behaglich gestimmt. Ich wähle absichtlich das Wort „behaglich" und möchte es in demselben Sinne verstanden wissen, in dem Goethe das „urkräftige Behagen" gebraucht. Rechte künstlerische Freude hat mir „Gabriele" nicht gewährt, vielmehr hauptsächlich das Interesse am Stofflichen abgenöthigt, — eine Empfindung, die sich meiner auch bemächtigen könnte, wenn ich etwa den Bericht über eine aufregende Assisenverhandlung lesen würde, deren Helden mir gleichgültig sind. Mit einem Worte, die Begebenheiten, die Bürger dramatisch veranschaulicht, nehmen mich mehr in Anspruch als mich die Personen interessiren.

Der ständige Vorwurf, der gegen die meisten Werke unserer jungen Dramatiker erhoben wird: daß diese keine eigentliche Handlung haben, wird Hugo Bürger erspart bleiben. Ich meine sogar, daß „Gabriele" zuviel Handlung enthält oder richtiger, daß in diesem Schauspiel zuviel Fäden gleichwerthiger Handlungen auf einmal abgesponnen werden. Mit der Verwirruug und Entwirrung dieser verschiedenen Fäden hat Bürger so viel zu schaffen, daß er nicht einen Augenblick rasten darf, um das Pensum, das er sich aufgebürdet hat, innerhalb der durch das Theater bedingten Zeit zu absolviren. Aus dieser Eigenthümlichkeit des Bürger'schen Werkes ergibt sich auch, daß die Nacherzählung der verschiedenen Handlungen mit erheblichen Schwierigkeiten verknüpft ist, und daß man nach dem gedrängten Berichte sich kaum eine Vorstellung von

Digitized by Google

dem eigentlichen Wesen des Werkes verschaffen kann. Gleichwohl soll hier der Versuch gemacht werden.

Der Fabrikant Arnsdorf steht im Begriff, ein großes Lieferungsgeschäft mit einem rheinischen Großkaufmann, von der Naeff, abzuschließen. In dem Hause des Fabrikanten Arnsdorf arbeitet seit einiger Zeit ein junger, sehr talentvoller Mann, Namens Oliver Tornau, der durch seine Intelligenz und seinen Fleiß die eigentliche Seele des Hauses geworden ist. Der Geschäftsfreund Arnsdorfs hat daher auch den Vertrag über das große Geschäft abhängig gemacht von dem Bleiben Tornaus.

Die Verhandlungen sind soweit gediehen, daß nur die Unterschrift fehlt, als von der Naeff durch einen anonymen Zettel gewarnt wird, das Geschäft perfect zu machen, da möglicherweise Schwierigkeiten eintreten könnten. Von der Naeff theilt das Arnsdorf ganz offen mit, und Arnsdorf ist natürlich nicht wenig bestürzt darüber, daß das Geschäft, zu dessen Geheimhaltung sich die drei Mitwisser, Arnsdorf, Tornau und von der Naeff verpflichtet hatten, ruchbar geworden ist. Da von der Naeff mit keinem Menschen davon gesprochen, nimmt Arnsdorf, der ebenfalls geschwiegen hat, an, muß annehmen, daß Tornau aus irgend welchen Gründen — und die kaufmännischen Gründe, einen Vortheil damit zu erzielen, liegen am nächsten — geplaudert habe. Obgleich Tornau dagegen protestirt, bleibt doch zunächst ein gewisses Mißtrauen bei Arnsdorf zurück.

Wie ist man nun hinter das Geheimniß gekommen? Das ist die Frage, die keine der betheiligten Personen zu lösen vermag. In Wahrheit liegt die Sache so: Eine Frau Delberg, eine putzsüchtige, kokette Frau, hat Oliver Tornau früher geliebt und ist von ihm verschmäht worden. Sie hat bemerkt, daß Gabriele Arnsdorf, die Tochter des Fabrikanten, sich für Oliver lebhaft interessirt; sie hat auch bemerkt, daß Arnsdorf einer Vereinigung der Beiden sicherlich wohl geneigt sei, und glaubt mit Sicherheit annehmen zu dürfen, daß es nur eines Wortes von Oliver bedürfe, um die reiche schöne Gabriele heimzuführen. Das will sie verhindern. Mit weiblichem Scharfsinn hat sie mit Recht geschlossen, daß die Anwesenheit von der Naeffs durch irgend welche persönlich und geschäftlich äußerst wichtigen Motive bedingt sein müsse. Die drei Herren haben im verschlossenen Zimmer mit einander verhandelt, haben nachher sorgsam den Schlüssel abgezogen; das Zimmer steht mit den Gesellschaftsräumen nicht in Verbindung, man kann dasselbe nur durch das Zimmer von Gabrielen erreichen. Sie hat also vor allen Dingen erfahren wollen, welche Abmachungen in dem unnahbaren Zimmer getroffen worden sind, und sich dazu mit großem Geschick Gabrielens selbst bedient. Sie hat Gabrielen zunächst beunruhigt, dann indirect veranlaßt, in das verschlossene Zimmer zu treten und endlich von deren heiteren Mienen abgelesen, daß es sich in jenem Zimmer nur um geschäftliche Abmachungen gehandelt haben könne. Sobald sie das weiß, hat sie durch einen ihrer Freunde, der gleichfalls Gabrielen den Hof macht, und also Oliver nicht freundlich gesinnt ist, den anonymen Zettel schreiben lassen, welcher also das gewünschte Resultat erzielt, d. h. auf Oliver den Verdacht eines geschäftlichen Treubruches wälzt.

Arnsdorf selbst kann, wie gesagt, diesen Verdacht nicht unterdrücken, da es ihm eben absolut unfaßbar ist, wie das Geschäftsgeheimniß anders als durch Oliver verrathen sein könnte, und er spricht diesen Verdacht auch aus. In Folge dessen entspinnt sich eine gereizte Scene zwischen Arnsdorf und Tornau, die damit endigt, daß Tornau die Arnsdorf'sche Fabrik verläßt. Arnsdorfs Argwohn erscheint um so begründeter und wird um so leichter von aller Welt geglaubt, als von der Naeff nun das projectirte Geschäft mit Arnsdorf rückgängig macht und mit Tornau abschließt.

Im zweiten Acte stehen wir somit gänzlich veränderten Verhältnissen gegenüber. Arnsdorf ist durch die tiefe Kränkung, die er von Tornau erfahren zu haben glaubt, von dem Manne, dem er sein volles Vertrauen geschenkt hatte, krank geworden; die Fabrik ist zurückgegangen. Tornau dagegen hat sich durch das Geschäft zu einem wohlhabenden Manne gemacht, dem nur Eines fehlt: die Achtung der Welt.

In einem Seebade, wo Arnsdorf die Stärkung seiner Gesundheit sucht, treffen Gabriele und Tornau wieder zusammen. Es gelingt Tornau, Gabrielen von seiner Unschuld zu überzeugen — wenigstens ungefähr zu überzeugen, und die Beiden verloben sich. Die erneuten Versuche der Frau Delberg, die Vereinigung zu verhindern, schlagen fehl; aber damit ist ihr Racheplan noch lange nicht aufgegeben, und sie beschließt nun, die Ehe, die sie nicht hat verhindern können, zum mindesten zu einer unglücklichen zu machen dadurch, daß sie das Vertrauen zu Tornau beständig erschüttert und Gabrielen in ein oberflächliches gesellschaftliches Leben hineinzieht, das diese der Häuslichkeit entfremdet.

Der dritte Act, der beste des Stückes, gewährt uns einen Einblick in diese recht unerquicklichen Familienverhältnisse. Bürger hat hier zwar eine starke Lücke gelassen, die wir Zuschauer gern ausgefüllt sähen. Wir müssen doch annehmen, daß Gabriele, nachdem sie sich entschlossen hat, Tornau zu heirathen, den verderblichen Einflüssen einer Intrigantin weniger zugänglich sei als den liebevollen Ermahnungen ihres Mannes; wir begreifen nicht recht, weshalb die junge Hausfrau den Mann, den sie aus Liebe gewählt hat, vernachlässigt, um thörichten Vergnügungen an der Seite der Frau Delberg nachzulaufen. Aber die Thatsache liegt vor: die Ehe ist durchaus keine glückliche. Gabriele amüsirt sich in einer ziemlich frivolen, oberflächlichen Gesellschaft, dieweil ihr Mann daheim bleibt und mit kaufmännischer Genauigkeit berechnet, wie er die exorbitanten Ausgaben seiner Frau mit den Einnahmen vereinbaren könne.

Wie die Verhältnisse liegen, erscheint es ganz begreiflich, daß Gabriele den Verdacht gegen ihren Mann, gegen die Grundlage seines jetzigen Vermögens nicht ganz hat niederkämpfen können; und als durch eine Reihe von tückischen Zufällen sich in ihr dieser Verdacht zur Potenz einer Ueberzeugung erhebt, spricht sie denselben in äußerster Entrüstung gegen Tornau aus. Eine ungemein bewegte, theatralisch ganz vortrefflich gebaute Scene bringt diesen Conflict zum Ausdruck, der damit endet, daß Tornau in, wie es scheint, unversöhnlicher Stimmung das Haus verläßt. Man muß eine Scheidung für imminent halten.

Der letzte Act bringt die Entwirrung der überaus verwickelten Fäden. Es handelt sich immer und immer darum, ob Tornau in gewinnnütziger Absicht, wie die Juristen sagen, das Geheimniß von dem Geschäfte mit von der Naeff mißbraucht habe oder nicht; es handelt sich für ihn darum, nachzuweisen, daß Jemand in dem verschlossenen Zimmer gewesen ist und sich überzeugt hat, daß da ein Vertrag dem Abschlusse nahe geführt worden war. In sehr geschickter Führung zieht Bürger jetzt die betheiligten Persönlichkeiten heran, welche die Aufklärung allein bringen können und bringen; und allmählich dämmert es in Gabrielen auf, daß sie allerdings auf indirecte Veranlassung von Frau Delberg in das Zimmer ihres Vaters getreten sei und sich dort überzeugt habe, daß daselbst lediglich über Geschäftsfragen verhandelt worden sei. Sie schließt weiter, daß Frau Delberg ihr diese Wahrnehmung sehr wahrscheinlicher Weise von den Zügen habe ablesen können, und daß nun die rachesüchtige Frau eine genügende Basis gefunden habe, von der aus sie die ränkevollen Machinationen gegen Oliver Tornau habe leiten können. Kurz und gut, Gabriele erkennt die Schuldlosigkeit ihres Gatten, empfindet mit tiefer Reue ihr eigenes Verschulden, und die Beiden versöhnen sich.

Ich muß hier gleich bemerken, daß ich dem Urtheile, welches das Publicum am ersteu Abend über diesen letzten Act gefällt hat, und das zum Theil ein sehr abfälliges gewesen ist, durchaus nicht beistimmen kann. Ich finde die Lösung ganz dem Geiste des Werkes entsprechend, scharfsinnig und geschickt. Allerdings scheint mir auch hier auf das Thatsächliche, auf das Stoffliche von Seiten des Verfassers zu großer Werth gelegt worden zu sein; aber das ist ein Fehler, den ich an dem ganzen Stücke zu rügen habe. Ich meine, eine liebende, eine vertrauende Frau braucht nicht mit der ängstlichen Gewissenhaftigkeit bei der Feststellung des Thatsächlichen zu Werke zu gehen, wie ein Instructionsrichter. Es wäre gar nicht nöthig gewesen, daß alle die kleinen Thatsachen, aus denen sich die große Beschuldigung gegen Oliver zusammensetzt, in ihrer Harmlosigkeit klargelegt würden. Das Publicum weiß es, Gabriele sollte es als liebende Frau errathen, sollte es glauben, ohne durch die überzeugende Kraft der Thatsachen dazu gezwungen zu werden.

Ich habe bei dem Berichte über die eine und hauptsächliche Handlung eine Nebenhandlung noch ganz verschwiegen. Es spielt da noch ein Maler Alberti hinein, ein Freund Olivers, dem Oliver im vertraulichen Gespräche allerdings von dem Geheimnisse gesprochen hat; und auf diesen hat sich Oliver auch immer berufen in der Hoffnung, daß Alberti, ohne die Tragweite seiner Aeußerung zu ermessen, vielleicht ein unvorsichtiges Wort über die Angelegenheit habe fallen lassen. Dieser Zeuge für die Unschuld Olivers ist aber ein Jahr lang nicht zu finden. Er ist unmittelbar nach dem Zwiegespräche mit Oliver nach Italien abgereist und hat sich da so gut versteckt, daß weder Tornau noch ein Fräulein Roland, mit der er sich ungefähr verlobt hat, den Aufenthalt

Digitized by Google

des Künstlers haben ermitteln können. Das ist in unserer Zeit der telegraphischen Verbindungen und der geordneten polizeilichen Controle doch etwas unwahrscheinlich.

Ferner spielt das eben genannte Fräulein Roland, eine stimmbegabte junge Dame, die Oliver im Interesse der Kunst unterstützt, noch eine nicht unbedeutende Rolle. Auch das reine und respectable Verhältniß Olivers zu dieser Dame wird zu einem verleumderischen Material gelegentlich verwerthet. Endlich sind noch einige Episoden von größerer oder geringerer Wichtigkeit.

Der Titel „Gabriele" ist nicht richtig gewählt. Gabriele steht durchaus im zweiten Plane. Das Stück müßte „Oliver Tornau" heißen. Hätte es ein Franzose geschrieben, so würde ich den Titel vorschlagen: „Les supplices d'un homme." In der That wird Oliver von der ersten Scene bis zur letzten gemartert. Alle Verdächtigungen treffen ihn sicher; nicht ein einziges Mal wird ihm die Gelegenheit geboten — bis auf die letzte Scene und da ist er noch obenein passiv —, die Wahrheit zum siegreichen Ausdruck zu bringen. Oliver fällt erbarmungslos allen möglichen Mißverständnissen zum Opfer. Ein einziges Mal versucht der Dichter, soviel ich mich erinnere, seine Dulderrolle zu erklären: „Die Verleumdung," heißt es in dem Stücke, „ist eine Hydra; wer sie nicht tödten kann, der soll nicht mit ihr kämpfen."

Das ist eine Sentenz, gegen die sich doch Mancherlei sagen läßt. Ich citire sie absichtlich, weil sie zugleich charakteristisch für Bürgers Dialog erscheint. Die Sprache Bürgers ist anständig, sachlich, aber nicht ungewöhnlich, nicht bestechend; anmuthige und besonders glückliche Wendungen sind mir nicht aufgefallen. Bürger hat eben über zuviel Thatsächliches zu berichten, daß er die Muße fände, auf die Darstellung besondere Sorgfalt zu verwenden; er sucht nur nach der Knappheit, nicht nach dem Reize des Ausdrucks. Von Zeit zu Zeit schlängelt sich eine Sentenz wie die eben citirte und wie die folgende durch den sachlichen Bericht: „Einen Mann nicht zu besitzen, den man liebt, ist eine Qual; einen Mann zu besitzen, den man nicht liebt, ist ein Unglück; aber den Mann, den man nicht liebt, von dem Mann gelästert zu sehen, den man liebt, ist ein qualvolles Unglück." Das ist für den bescheidenen Gedanken doch recht anspruchsvoll im Ausdruck.

Das Wesen des Stückes, das ich als eine Summirung von bühnengerechten Thatsachen bezeichnen möchte — von Thatsachen, die sich unter den verschiedensten Aspecten darstellen und zu den vielfältigsten Deutungen geeignet sind —, bringt es mit sich, daß die Personen, welche diese Thatsachen herbeiführen, sehr häufig ein Programm aufstellen, da diese Thatsachen sonst nicht genügend zum Verständniß der Zuschauer gebracht werden würden. Frau Delberg, die eigentliche Triebfeder aller der unangenehmen Mißverständnisse, spricht daher sehr viel in Futuren und erzählt uns oft, was einige Scenen später sich ereignen wird. „Gabriele selbst soll in das Zimmer gehen," sagt sie, „und durch sie werde ich erfahren, was zwischen den Dreien verhandelt worden ist. Studiren wir ihre Miene, wenn sie wiederkommt, auf ihre Miene kommt Alles an! . . Sie lacht! Es ist also blos von geschäftlichen Abmachungen die Rede gewesen" ꝛc.

Aus diesem Wesen des Stückes erhellt ferner, daß die Charakteristik der einzelnen Persönlichkeiten nicht besonders vertieft worden ist. Einen ganz klaren faßlichen Charakter besitzt eigentlich nur Frau Delberg, die von Fräulein Keßler mit größter Feinheit ganz meisterlich dargestellt wurde. Fräulein Keßler that alles Erdenkliche, um die unangenehme Person wenigstens durch gute gesellschaftliche Manieren und eine anmuthige Erscheinung zu heben. Gabriele ist uns kaum verständlich; sie wirkt unsympathisch als Braut, und sie wirkt recht antipathisch als Frau. Frau Erhartt schien sich für die Rolle im Allgemeinen auch nicht recht erwärmen zu können; erst im dritten Acte konnte sie die Gelegenheit ergreifen, durch ihre dramatischen Accente recht zu wirken. Tornau kann sich unter der Wucht all' der Lästerungen und Verdächtigungen, die auf ihn geladen werden, nicht frei entwickeln. Er verläßt die Anklagebank eigentlich nicht einen Augenblick. Diese wichtigste Rolle des Stückes wurde von Herrn Ludwig mit Verständniß und jugendlicher Frische dargestellt. Die übrigen Rollen sind meist nur skizzirt: am glücklichsten und mit den wenigsten Strichen der Speculant Delberg, der „Mann seiner Frau", der durch Herrn Vollmer in Spiel und Maske einen vorzüglichen Repräsentanten fand, und neben diesem der Maler Alberti, den Herr Liedtke durch sein außerordentlich wirksames warmes Spiel zur liebenswürdigsten Figur des Stückes machte. Die anderen durch unsere besten Kräfte besetzten Rollen, Arnsdorf (Herr Berndal), von der Naeff (Herr Oberländer), Fräulein Roland (Fräulein Clara Meyer), der Buchhalter Andrick (Herr Krause), die Bundesgenossen der Frau Delberg, Roseck und Welden (Herr Dehnicke und Herr Klein), sind von dem Dichter recht stiefmütterlich behandelt worden. Wie man aus dieser Aufzählung schon ersieht, wurde das Stück vortrefflich gespielt und die Inscenesetzung durch den verständnißvollen Regisseur, Herrn Deetz, verdiente alles Lob.

Paul Lindau.

Notizen.

Die Steuerdebatten des Reichstages haben seit vierzehn Tagen eine Lage geschaffen, die sich nur langsam zu klären beginnt. Ständen nicht wichtige politische Ziele des Landes und der Nationalpartei auf dem Spiel, so wäre die Beobachtung der Zwischenfälle, welche der auf die Dauer unvermeidliche Eintritt der liberalen Mittelklassen in die Regierungssphäre bei dem ersten Versuch herbeigeführt hat, von dramatischem Interesse. Wie unreif unser constitutionelles Leben ist, war von jeher an der jungfräulichen Scheu erkennbar, mit welcher Parteiführer aller Kategorien vor dem Verdacht zurückschreckten, daß sie, wenn auch nur im Traum, an das hehre Glück und die Last eines Ministerportefeuilles denken könnten. Ein radicaler Abgeordneter verstieg sich einmal früher zu dem unehrerbietigen Scherzwort, die Minister wären dazu da, um angegriffen zu werden. Eine parlamentarische wie auch immer herbe Kritik ließen sich die inländischen Ressortchefs auch gern gefallen, wenn nur nicht auf ihre Nachfolge speculirt würde. Dies erschien stets als eine unqualificirbare Anmaßung. Das Publicum erholte sich denn auch nur langsam von seinem Erstaunen, als ein Parteiführer und künftiger Minister vorigen Herbst in öffentlicher Rede, wohlverstanden außerhalb der Kammer, von der Nothwendigkeit gouvernementaler Initiative seitens der Liberalen sprach. Dergleichen war von Memel bis zum Rhein, seit wir den Segen einer Verfassung genießen, unerhört gewesen. Während des letzten Verlaufs der Kanzlerkrisis, wo es von Organisation der Reichsämter, Steuerreform und dergleichen in der Luft umherschwirrte, konnten denn auch Sticheleien an die Adresse der verwegenen Herren, die sich mit Ministergedanken trügen, in der betheiligten Presse nicht ausbleiben. Dem Faß wurde jedoch der Boden ausgeschlagen, als der bitterböse Vorwurf wegen der perfiden Absicht des ôte toi de là pour que je m'y mette! durch die Räume des Parlaments erschallte. Da brach ein Sturm der Entrüstung hervor, der noch zur Stunde nicht ganz beschwichtigt ist. Niemandem fiel ein, daß noch Zeitgenossen leben, die sich, wenn auch nur dunkel, zu erinnern glauben, wie Herr von Bodelschwingh ganz ähnlich Herrn von der Heydt Platz machte und letzterer seinerseits die schönen Räume des Finanzdepartements früher, als er geahnt hatte, verlassen mußte. Herr Camphausen gehörte stets ohne Zweifel zu den dauerhaften Ministern, und sein Embonpoint beweist, daß er sich die Jahre über mancherlei Anfechtungen nicht mehr als nöthig zu Herzen nahm. Offen gestanden empfanden wir seit dem Beginn der Krisis keine überaus lebhafte Sehnsucht nach seinem Rücktritt. Zu den noch nicht ganz aufgeklärten Räthseln der letzten Vorgänge gehört vielmehr, aus welchem Grunde die vielbesprochene freisinnige Combination nicht auch diesen Altliberalen in ihre ministeriellen Zukunftskreise einschloß und sich dadurch raschere Aussichten des Gelingens sicherte. Doch bescheidet sich der Chronist gern, die Hindernisse, die sich einer solchen Vernunftheirath entgegenstellten, um so weniger zu übersehen, als die Haltung des Finanzministers gelegentlich der Retorsionszölle, des östreichischen Handelsvertrages und der Steuerfragen gegen den Vorwurf eines etwas versatilen Gebahrens nicht durchaus geschützt sein dürfte, von den persönlichen Schwierigkeiten des amtlichen Umgangs zu schweigen. Jedenfalls wurde offenkundig, daß sich Herr Camphausen seit Neujahr, wenigstens wie er selbst glaubte, mit dem Reichskanzler besser vertragen hatte als mit seinen früheren Anhängern der gemäßigten Linken. Man mag darüber streiten, ob die Thränen in der berühmten Versöhnungsscene der Rührung oder dem Zorn erpreßt wurden, was eine zuverlässige chemische Analyse ja doch unter allen Umständen ausschließt. Aber aufrichtig waren ohne Zweifel jene im politischen Leben gewiß seltenen Zähren, denn Herr Camphausen ist trotz seiner unbestreitbaren Fehler wirklich und nicht etwa im Sinne von Marc Antons Leichenrede ein ehrenwerther Mann. Auf ihn hätte nicht Disraelis gewagter Calembourg gepaßt, als Lord John Russell anfangs der fünfziger Jahre, zur Zeit der zweiten Reformbill, seinem conservativen Gegner ebenfalls weinend unbegründete Anschuldigungen und Allegationen vorwarf, Disraeli aber sich erhob und sagte: Mein edler Freund wirft mir Allegationen vor; seine Thränen aber beweisen, daß er selbst ein Alligator ist, denn es sind Krokodilsthränen! Davon war bei uns natür-

Digitized by Google

lich in dem vorliegenden Falle keine Rede. Lord John Russel trat bald darauf zurück und sein Schmerz hatte vielleicht der Voraussicht seines Sturzes gegolten. Jedermann weiß, daß Herr Camphausen, wenn auch gewiß mit Zähigkeit, doch nicht um den Preis der persönlichen Würde an seinem Portefeuille festhielt. Durch die liberalen Reihen aber ging während der ganzen Krisis ein Gefühl behaglicher Sicherheit, das einem zwiefachen Bewußtsein entsprang. Man hatte durchweg offen gehandelt und besaß den unschätzbaren Vortheil, warten zu können. Wem die Zukunft gehört, ist ein öffentliches Geheimniß und wenn die vielfach verschlungenen Redensarten des Augenblicks längst verklungen sind, wird die Nation mit ihren anerkannten Vertretern selbstverständlich das letzte Wort behalten.

* * *

Deutsche Handwerker-Bibliothek.

Ein eigenartiges Unternehmen, wovon das erste Bändchen soeben ausgegeben wurde unter dem Titel:

Zwölf Schneider. Historische Bilder der bemerkenswerthesten Zunftgenossen von Dr. E. Schmidt-Weißenfels. Stuttgart, Abenheim'sche Verlagsbuchhandlung.

Es sollen in der 1. Serie nachfolgen: Zwölf Schuster. Zwölf Buchdrucker. Zwölf Metzger. Zwölf Barbiere (Friseure). Zwölf Schmiede. Zwölf Tischler. Zwölf Maurer. Zwölf Zimmerer. Zwölf Schlosser. Zwölf Gärtner — und für die darauf folgende Serie sind angekündigt: Zwölf Weber. Zwölf Färber. Zwölf Töpfer. Zwölf Seifensieder. Zwölf Brauer. Zwölf Drechsler. Zwölf Böttcher. Zwölf Sattler. Zwölf Uhrmacher. Zwölf Optiker. Zwölf Graveure.

Es ist ein glücklicher Gedanke, in derartigen geschichtlichen Gruppirungen zunächst den Zunftgenossen je zwölf Männer des Faches vorzuführen, welche durch ihr Wirken und Leisten oder auch durch ihre Lebensschicksale in weiteren und weitesten Kreisen die Beachtung der Welt auf sich gezogen haben.

Daß in dem vorliegenden ersten Bändchen der bekannte Verfasser Schmidt-Weißenfels diesen glücklichen Gedanken in leichter, gefälliger Weise aus- und durchgeführt hat, bedarf wohl kaum einer besonderen Bemerkung, und da dies sicher in gleichem Maße auch für die folgenden Bändchen der Fall sein wird, so bezweifeln wir durchaus nicht, daß die Handwerker-Bibliothek sich verdientermaßen sehr bald einen weiten Leser- und Freundeskreis, und zwar nicht blos unter den nächsten Zunftgenossen, erwerben wird, zumal auch die Verlagsbuchhandlung durch hübsche, gefällige Ausstattung und billigen Preis für die Verbreitung das Ihrige gethan.

Aber gerade, weil wir von diesen Büchern, welche voraussichtlich eine so weite Verbreitung in Handwerkerkreisen finden werden, um so mehr wünschen, daß sie nicht nur zur leichten Unterhaltung dienen, sondern zugleich auch durch ernsten, sittlichen Inhalt die Leser nachhaltig fördern mögen, wollen wir auch einige Ausstellungen und Bedenken, die sich uns bei dem Lesen des ersten Bändchens aufgedrängt haben, nicht zurückhalten, in der Hoffnung, daß dieses Aussprechen vielleicht den folgenden Bändchen und wohl auch der sicher bald zu erwartenden zweiten Auflage des vorliegenden ersten Heftes zu Gute kommen dürfte.

Wir vermissen vor Allem ein einleitendes Vorwort, worin namentlich über die Gründe für die unter den Zunftgenossen getroffene Auswahl ein verständigendes und zurechtweisendes Wort nicht fehlen dürfte; denn nicht alle hier vorgeführten Persönlichkeiten sind etwa einfach als Muster zur Nacheiferung zu betrachten, sondern manche darunter vielmehr geradezu als abschreckende Beispiele, die hier offenbar nur Aufnahme gefunden, weil sie in der Welt mehr oder minder haben von sich reden machen, wie z. B. der „Hochstapler Franz Tomaszek". Einzelne freilich sind auch wohl nur aufgenommen, um — das Dutzend voll zu machen. So z. B. gehört „eines Königs Schwiegervater (Jakob Hänselen)" offenbar mehr in eine histoire scandaleuse als in unsere „Handwerker-Bibliothek". Welchen rechtmäßigen Anspruch auf die Aufnahme in diese hat ein Schneider dadurch, daß — man kann nicht einmal sagen: seine Tochter, sondern nur —: die Tochter seiner Frau die zur linken Hand angetraute Gemahlin eines Königs geworden? Wir würden bei einer zweiten Auflage durchaus für die Ausmerzung dieser Nummer stimmen, um so mehr, als wir für die so entstandene Lücke einen ausgezeichneten Ersatz bieten können. Es liegt wohl in der Natur der Sache, daß die meisten der hier zur Nacheiferung aufgeführten Persönlichkeiten solche Zunftgenossen sind, die aus ihrem Handwerk herausgestrebt und sich in einem andern Berufskreise hervorgethan haben. Eigentlich ist in der vorliegenden Sammlung der „Millionär" — oder, wie es wohl richtiger hieße: der wohlthätige Menschenfreund — Georg Stulz (dessen „von Fürst und Vaterland" errichtetes Ehrendenkmal das Titelkupfer des Bändchens bildet) der Einzige, der wirklich durch seine Schneiderthätigkeit in Verbindung mit der Verwendung des in diesem Berufe erworbenen Vermögens sich einen Ehrenplatz in der vorliegenden Sammlung verdient hat. Um so mehr freut es uns, diesem einen ebenbürtigen Genossen zur Seite stellen zu können in der Lücke, welche durch die vorgeschlagene Ausmerzung (von „Jakob Hänselen, eines Königs Schwiegervater") entstehen würde. Wir meinen Franz Anton Egetmeyer, den Schneider in Pensa. Die betreffende Erzählung von Hebel (in seinem „Rheinländischen Hausfreund") würde die köstlichste Perle der Sammlung werden. Füglich könnte dazu auch als Einleitung in Bezug auf den Schriftsteller Hebel hier dessen „Standrede über das glückliche Loos des Schneiders, gehalten bei der Einweihung der neuen Zunftlade von Jakob Oesterlin, Schneidermeister," aufgenommen werden.

Nun zum Schluß nur noch eine Ausstellung! Die Bezeichnung Jung-Stillings als eines „Heros des Geistes", die bei Kundigen nur ein Lächeln erregen kann, muß Unkundige irre leiten und verwirren. Füglicher dürfte Stilling als „ein strebsamer Mann frommen Gottvertrauens" bezeichnet werden.

Daniel Sanders.

* * *

In Sachen des „Pralltrillers".

(Siehe „Gegenwart" Bd. XIII, Nr. 3 und 5.)

Der von mir hochgeschätzte Herr Professor Rudorff, Vorsteher der Clavierklasse an der Königl. Hochschule, hat im „Echo" vom 28. Februar einen im höflichsten Tone gehaltenen, und der Sache allein gewidmeten offenen Brief an mich gerichtet, in welchem er einige seiner Anschauungen über den Pralltriller den meinigen gegenüber stellt. Bei aller Hochschätzung für Herrn Prof. Rudorff muß ich gerade diejenige seiner Bemerkungen, auf welche er das Hauptgewicht legt, als nicht richtig bezeichnen. Daß, wie er meint, der Accent auf die Hauptnote, nicht auf die erste kleine Note gelegt werden müsse, ist weder theoretisch noch empirisch irgendwo nachzuweisen. Gerade das von ihm gewählte Beispiel aus Bachs Partitur spricht für mich. Wie will Herr Prof. Rudorff die letzten 4 Takte dieses Präludiums, wo ganz dieselbe Anfangsfigur, aber mit voller Accordbegleitung, erst in der linken, dann in der rechten Hand erscheint, nach seiner Weise deutlich ausführen lassen, wenn er nicht ein ganz langsames, dem Charakter widersprechendes Zeitmaß nehmen läßt? Und um wie viel voller und mächtiger klingt die Stelle, wenn der Pralltriller mit der Baßnote und mit dem Accent auf der ersten kleinen Note ausgeführt wird! Ich behaupte, daß unter 1000 Stücken der alten klassischen Schule bis in das Jahr 1815 nicht 25 Stellen aufzuweisen sind, in welchen die ästhetische Wirkung nicht mit der Schulregel zusammenfällt. Die älteren Klassiker dachten eben den Pralltriller nicht anders, als er allgemein vorgeschrieben ward. Da der sehr geehrte Herr Professor Rudorff auf die Uebereinstimmung des Herrn Prof. Joachim mit seinen Ansichten hinweist, glaube ich meinerseits mit Bestimmtheit behaupten zu dürfen, daß gerade in der Frage, welche den ersten Anlaß zur Discussion gegeben hat: wie die Pralltriller in dem Scherzo des Bdur-Trio von Beethoven gespielt werden sollen, Herr Professor Joachim wenigstens in ästhetischer Hinsicht meine Ansicht theilt: daß in jener Stelle die Pralltriller schöner und rhythmisch richtiger auf (und nicht vor) der Note klingen. — Was Herr Prof. Rudorff aus Ph. E. Bach citirt beweist durchaus nicht, daß der Pralltriller vor der Note gespielt werden könne. Dagegen sagt Bach sehr deutlich: „So überflüssig es scheinen könnte zugleich zu erinnern, daß die andern Stimmen sammt dem Basse zur ersten Note, welche in einer Manier zugleich angeschlagen werden müssen; so oft wird dessen ungeachtet hierwider gefehlt." Da ich das Buch seit 25 Jahren sammt den Tabellen besitze, so ist es kein Verdienst, wenn ich jeden einzelnen Satz und dessen Zusammenhang genauer kenne, als der hochgeschätzte Herr Prof. Rudorff, dem es „noch nicht zur Hand war", als er sein geehrtes Schreiben an mich begann.

Doch — diese Frage kann durch Zeitungsartikel nicht erledigt werden, ich habe einen besserern und sicherern Weg eingeschlagen. Ich habe mich an die ersten musikalischen Autoritäten Europas mit der entschiedenen Frage über die Ausführung der Zeichen in den Compositionen vor dem Beginn der romantischen Schule gewendet, und ein apodiktisches Urtheil verlangt. Unter den von mir Angerufenen befinden sich Männer, denen selbst die Königl. Hochschule die reinste künstlerische Richtung in ihren ausübenden Leistungen, und eine langjährige ehrenvolle und ersprießliche Thätigkeit als Lehrer zugestehen muß. Ihre Antworten werden entscheiden, wer Recht hat.

H. Ehrlich.

Digitized by Google

Inserate.

Ein junger Philologe

(Hauptfächer: Französisch, Englisch, Deutsch) übernimmt jede Arbeit, welche anständig und irgendwie pekuniär lohnend ist. Am ehesten könnte er im Englischen etwas leisten. Offerten sub **„Arbeit"** an **Rudolf Mosse, Frankfurt a. M.**

Bücher-Ankauf.

Grössere u. kl. Privatbibliotheken, sowie einzelne gute Werke kauft zu höchsten Preisen L. M. Glogau Sohn, Hamburg, Burstah.

Vor Kurzem sind erschienen:

Züricher Novellen.

Von

Gottfried Keller.

2 Bände. 8. Preis: 9 *M.*

Inhalt: **Hadlaub. — Der Narr auf Manegg. — Der Landvogt von Greifensee. — Das Fähnlein der sieben Aufrechten. — Ursula.**

Die Kritik begrüßt diese Novellen als eine überaus werthvolle Erscheinung von überraschender Ursprünglichkeit, Originalität und Plastik der Darstellung. Voll Frische und Kraft, und schlichter gewaltiger Poesie stellen sich diese Erzählungen den längst anerkannten Meisterwerken G. Keller's ebenbürtig zur Seite.

Stuttgart.

G. J. Göschen'sche Verlagshandlung.

Demnächst erscheint im Verlage des Unterzeichneten:

Johannistrieb.

Schauspiel in vier Acten

von

Paul Lindau.

Eleg. broch. 8. Preis 2 *M.* 50 *Pf.*

Berlin, NW., 32. Louisenstraße.

Georg Stilke, Verlagshandlung.

In **R. v. Decker's Verlag, Marquardt und Schenck** in **Berlin** C, Niederwallstraße 22, ist soeben erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Lady Melusine.

Roman in zwei Abtheilungen

von

Eusemia Gräfin Ballestrem.

Mit dem Bildniß der Verfasserin.

24 Bogen. 8. geh. Preis 4 *M.*, eleg. geb. Preis 5 *M.*

Dieser Roman hat bei seiner ersten Veröffentlichung im „Berliner Fremdenblatt" deshalb ein so bedeutendes Aufsehen erregt, weil der Handlung **wahre Thatsachen** zu Grunde liegen. Die äußerst talentvolle Verfasserin hat mit großem Geschick die in deutschen aristokratischen Kreisen spielende hoch dramatische Handlung nach England verlegt und es verstanden, dieselbe in ein poetisches Gewand zu kleiden, welches von Anfang bis zu Ende das Interesse des Lesers in ungewöhnlichem Grade fesselt.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Lieder und Gesänge

von

E. v. Wildenbruch.

15¾ Bogen kl. 8. sehr eleg. auf Velinpapier mit Ornament-Vignetten und Fleurons.

Preis broch. 3 *M.*, geb. m. Goldschn. 4 *M.* 50 *Pf.*

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgeber: **Paul Lindau.** — Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Erscheint in monatlichen Heften von 8—10 Bogen Lexikon-8. in eleganter Ausstattung mit Kunstbeilagen in Radirung.

Preis pro Quartal 5 Mark, pro Jahrgang 20 Mark.

Bestellungen nehmen sämmtliche Buchhandlungen und Postanstalten entgegen.

Prospekte gratis; Probeheft zur Ansicht durch jede Buchhandlung.

Man kann jeder Zeit in das Abonnement eintreten.

Inhalt des soeben ausgegebenen **zwölften Heftes** (März):

I. Rudolf Lindau in Paris. Tödtliche Fehde. Eine Skizze.
II. Fr. Pecht in München. Arnold Böcklin.
III. Georg Gerland in Straßburg. Centralasien und China.
IV. F. Frensdorff in Göttingen. Die Entstehung der Hanse.
V. Jürgen Bona Meyer in Bonn. Zur Philosophie der Gegenwart. Betrachtungen. I. Der Materialismus.
VI. Fr. Vischer in Stuttgart. Wieder einmal über die Mode.

Hierzu: das Selbstporträt Arnold Böcklin's, Radirung von Rud. Schick in Berlin.

Verein für Deutsche Literatur.

Von der IV. Serie (1878) wurde soeben ausgegeben Band 2:

Dingelstedt, Franz, Literarisches Bilderbuch.

Preis der Serie von 7 Bänden, elegant gebunden, 30 Mk., zahlbar in 2 Raten à 15 Mk. Die 7 Bände erscheinen binnen Jahresfrist. Beitrittserklärungen nimmt jede Buchhandlung entgegen, sowie das

Büreau des Vereins für Deutsche Literatur,

A. Hofmann in Berlin, Kronenstrasse 17.

Im Verlage von **Julius Hainauer**, Kgl. Hofmusikhandlung in **Breslau**, sind soeben erschienen:

Moritz Moszkowski,

Op. 16. **Zwei Concertstücke für Violine und Pianoforte.**
Nr. 1. **Ballade** . . . *M.* 3.50.
Nr. 2. **Bolero** . . . *M.* 2.75.

Op. 17. **Drei Klavierstücke in Tanzform.**
Nr. 1. **Polonaise** . . . *M.* 2.75.
Nr. 2. **Menuett** . . . *M.* 2.25.
Nr. 3. **Walzer** . . . *M.* 2.25.

Früher erschienen:

Moritz Moszkowski, Op. 2. **Albumblatt** für Piano zu 2 Händen . . . *M.* 1.50.
— — Op. 4. **Caprice** für Pianoforte zu 2 Händen . . . *M.* 2.—
— — Op. 5. **Hommage à Schumann.** Fantaisie pour le Piano à 2 ms. . . . *M.* 2.50.
— — Op. 7. **Trois moments musicaux** pour le Piano à 2 ms. . . . *M.* 3.50.
— — Op. 9. **Zwei Lieder** für Sopran mit Begleitung des Pianoforte (Die Verlassene — Schlaflied) . . . *M.* 2.—
— — Op. 10. **Skizzen.** Vier kleine Stücke für Piano zu 2 Händen . . . *M.* 2.25.
— — Op. 11. **Drei Stücke** für Pianoforte zu 4 Händen
Nr. 1. **Polonaise** . . . *M.* 2.—
Nr. 2. **Walzer** . . . *M.* 2.50.
Nr. 3. **Ungarischer Tanz** . . . *M.* 2.—
— — Op. 13. **Drei Lieder** für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte . . . *M.* 2.—
Inhalt: 1) **Bitte** (Nicolaus Lenau), 2) **Und wüssten's die Blumen** (Heinrich Heine), 3) **Mädchenaug! Mädchenaug!** (Julius Wolff).
— — Op. 14. **Humoreske** für Pianoforte . . . *M.* 2.75.
— — Op. 15. **Sechs Klavierstücke.**
Heft I. **Serenata. — Arabeske. — Mazurka** . . . *M.* 2.25.
Heft II. **Canon. — Walzer. — Barcarole** . . . *M.* 2.75.

Hierzu eine Beilage von der Verlagshandlung Otto Spamer in Leipzig.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in **Berlin.** **Expedition, Berlin** N.W., Luisenstraße 32.
Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Digitized by Google

№ 11. Berlin, den 16. März 1878. Band XIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Ledru-Rollin. Von Karl Blind. — Die innere Politik Rußlands in den Jahren 1815—1818. Von Immanuel Rosenstein. (Schluß.) — **Literatur und Kunst:** Zwei sicilianische Belletristen. Von Heinrich Breitinger. — Das Mädchen von Byzanz. Trauerspiel in 5 Aufzügen von Heinrich Kruse. Besprochen von Paul Lindau. — Malerisches aus Irvings Skizzenbuch. Von Karl Theodor Gaedertz. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Bibliographie. — Inserate.

Ledru-Rollin.

Aus persönlichen Erinnerungen.

Von Karl Blind.

Am Jahrestage der ereignißschweren Gründung der französischen Februarrepublik ist dem Andenken Ledru-Rollins durch Enthüllung seiner Büste auf dem Friedhof eine Ehre erwiesen worden, bei welcher die noch überlebenden bedeutendsten Führer aus älterer Zeit — Victor Hugo und Louis Blanc — die Hauptansprachen hielten. In seinen schwungvollen, hochherzigen Aeußerungen legte Frankreichs großer Dichter den Ton auf das, was der Verblichene für Italien gethan. Der römischen Republik halber, die Ludwig Napoleon im Verein mit den Royalisten und Ultramontanen der Nationalversammlung gemordet, war ja Ledru-Rollin einundzwanzig Jahre hindurch seinem Lande ein Fremdling geworden.

Mich überkam ein Gefühl doppelter Trauer, als ich diese Hugo'schen Worte der hohen Anerkennung las. Während der ganzen Zeit seiner langen Verbannung (von 1849 bis 1870) hatte der republikanische Führer, den der berühmte Dichter jetzt feiert, sich des Gefühls nicht entschlagen können, daß er dem Letzteren seine Ausstoßung aus dem Vaterlande mit verdanke. Wie oft äußerte sich Ledru-Rollin in London auf's Bitterste darüber! Wie vergeblich war das wiederholte Bemühen, ihn zur Aussöhnung mit Victor Hugo zu bringen! Nie vermochte der sonst so warmherzige Volkstribun über die Erinnerung an die Vorgänge von 1849 hinwegzukommen, die in der Blüthe des frischesten Mannesalters so nachtheilig über seine Lebenszukunft entschieden, ihm den politischen Boden unter den Füßen entzogen hatten.

Victor Hugo, der heute als sechsundsiebzigjähriger Greis noch tapfer für die republikanische Sache ficht, gehörte bekanntlich bis gegen Ende des Jahres 1850 einem entgegengesetzten Glaubensbekenntnisse an. Er machte bonapartistische und bourbonistische Wandelungen durch, war unter Ludwig Philipp Mitglied der Pairskammer, und wirkte während der ersten Zeit der Februarrevolution mit dem conservativen Verein der Rue de Poitiers zusammen, ehe er endlich seinen Uebergang zur entschiedenen Partei des Freistaates vollzog. Als die Kanonen der französischen Republik gegen die Thore von Rom donnerten, wo Mazzini, Armellini und Saffi an der Spitze des Volksstaates standen, hielt Victor Hugo es mit der reactionären Mehrheit der Pariser gesetzgebenden Versammlung. Napoleon, als Präsident, schliff damals zuerst das Schwert für den kommenden Staatsstreich. Die Falloux und Montalemberts dachten bereits an einen später zu unternehmenden „römischen Feldzug im Innern". Die Chauvinisten wollten die Fahne Frankreichs auf der Engelsburg aufpflanzen. Unter den Kuttenträgern jubelte man über die nahende Wiedereinsetzung des heiligen Vaters.

Ledru-Rollins Versuch vom 13. Juni 1849 sollte dem römischen Volk zu diesem Zweck Hülfe bringen. Changarniers Reiterei aber zersprengte auf den Boulevards den Zug der Tausende, die nach dem Parlamentspalaste marschirten. Ein vorhergegangener Antrag Ledru-Rollins, der auf Rückberufung des französischen Heeres und In-Anklagestandversetzung der Regierung abzielte, war verworfen worden. Die Kundgebung auf den Boulevards diente der Mehrheit der Versammlung als Anlaß zur Verhängung des Belagerungszustandes, in dessen Gefolge die Vornahme von Verhaftungen in Masse und ein Staatsproceß kam, der zahlreiche Republikaner auf zehn Jahre in den Kerker brachte, eine Menge anderer in fremde Länder trieb. In den Ausschuß, der den Belagerungszustand empfahl, wurde Victor Hugo gewählt. Dort stimmte er für diesen Vorschlag! Wenige haben die Erinnerung daran bewahrt; Ledru-Rollin vergaß es nie.

Als der Staatsstreich vom December 1851 auch den mittlerweile zum glühenden Republikaner gewordenen Dichter an die englische Küste warf, wollte dieser den ehemaligen Gegner besuchen. „Le proscrit ne peut pas voir le proscripteur" — war die Antwort. In den traurigen Jahren der napoleonischen Herrschaft haben sich die Beiden nie gesehen.... Eine engere Wiedervereinigung der damals tief gespaltenen republikanischen Partei Frankreichs wurde in London unter den verbannten Häuptern wiederholt versucht. Die freundschaftliche Beziehung zu einer Reihe derselben — wie Ledru-Rollin, Louis Blanc, Savoye, Greppo u. A. — erleichterte mir den Versuch der Vermittlung. Gerade bei Ersterem glaubte ich um so eher auf williges Gehör hoffen zu können, als auch meine Verbannung aus Frankreich — wo ich 1849 mit Dr. Friedrich Schütz, dem Mitgliede der deutschen Nationalversammlung, als einer der Vertreter von Baden-Pfalz bei der französischen Republik beglaubigt war — von jenem 13. Juni herstammte und unser Verkehr der vertrauteste war. In Bezug auf Victor Hugo wollte Ledru-Rollin jedoch zu meinem innigen Bedauern nie von Versöhnung hören. „Der Geächtete kann nicht den Aechter sehen." Davon ging er nimmermehr ab. Er hatte edelmüthig das größte Opfer für seine Ueberzeugung gebracht. Er vermochte nicht das kleinere des Vergessens und Verzeihens zu bringen. Ja, er wurde selbst unwirsch, wenn man auf die Wunden wies, welche die darunter leidende Freiheit stumm trug.

Digitized by Google

Victor Hugo hat nun am Grabe des „feindlichen Bruders" vor Allem hervorgehoben, was dieser um der italienischen Volkssache willen gethan und gelitten. Nicht dramatischer hätte die späte Sühne für des Dichters einstigen Irrthum gedacht werden können. Doch vollkommener wäre sie in jeder Beziehung gewesen, hätte auch Hugo sich selbst so weit zu überwinden vermocht, um vor dem Standbilde Ledru-Rollins frei und offen den früheren politischen Fehlgang zu gestehen. Welch' große Lehre wäre damit einem ganzen heranwachsenden Geschlecht aus Greisenmunde ertheilt worden! Und wie hätte der Dichter, der zu den wenigen größeren Gestalten gehört, die noch aus der Zeit der zweiten Republik übrig sind, damit sich selbst geehrt!

Wohl den schönsten Nachruf hat Louis Blanc dem Dahingeschiedenen bei Enthüllung seiner Büste gewidmet. Auch in diesem Falle wurde durch den Redner thatsächlich die Erinnerung an alte, bedauerliche Mißverständnisse getilgt. Der Geschichtschreiber der „Zehn Jahre" und der „Französischen Revolution", und Verfasser der „Organisation der Arbeit", war mit Ledru-Rollin in der provisorischen Regierung von 1848 gesessen, aber noch im August desselben Jahres als das erste Opfer der Reaction zur Flucht nach England gezwungen worden. Zuerst Louis Blanc — dann Ledru-Rollin — dann Victor Hugo. Im Anfang ihres Aufenthaltes in London sahen sich die beiden Vorgenannten wenigstens hie und da. Dann erfolgte auch zwischen ihnen eine verdüsterte Stimmung; zuletzt der völlige Abbruch jedes Verkehrs. Die Trennung zwischen Socialisten und „Blauen" griff bis in die Verbannung durch. Ledru-Rollin, der sich von der Berührung mit englischen Gesellschaftskreisen fast ganz fern hielt, schien auf englischem Boden gleichwohl in Bezug auf die volkswirthschaftlichen Fragen allmählich eine Wendung in seinen Ansichten zu vollziehen. In den Stunden des einsamen Nachdenkens mochte ihm da Manches, was in den Revolutionsjahren geschehen war, und was unzweifelhaft zur Zerreißung der Demokratie beigetragen hatte, anders erscheinen als zuvor. Sein Urtheil über Personen verbitterte sich zusehends.

Um so tiefer war dies zu beklagen, als in dem Maße, wie die Bewegung gegen die tyrannische Decemberherrschaft in Frankreich zunahm, der Wunsch immer deutlicher hervortrat: es möge im Kreise der verbannten Führer größere Einigkeit wiederhergestellt werden. Warum über die besseren Anrechte von Alt- oder Neurepublikanern streiten — warum die Spaltung zwischen „Blauen" und „Rothen" betonen, wo es die Niederwerfung der entehrendsten Willkür galt? Louis Blanc, der socialistische Arbeiterführer Greppo und Andere zeigten sich in edelmüthigster Weise zur Einigung bereit. Die Absicht war, durch gemeinsame Unterzeichnung eines Aufrufes die Versöhnung zu besiegeln. Leider gelang es nicht, Ledru-Rollin, dem ich auf den Wunsch der französischen Freunde den Vorschlag mittheilte, zum Beitritt zu bestimmen. Bei zufälliger Begegnung von Louis Blanc und ihm in meinem Hause schienen allerdings in der Wärme des persönlichen Verkehrs die Spuren bisheriger Mißverständnisse rasch zu schwinden. Ledru-Rollins leicht beweglicher Charakter gab sich bei solchen Anlässen auf's Liebenswürdigste. Doch hielt die Wiederanknüpfung leider nicht für politische Zwecke vor. Ein ähnlicher Ausgang ergab sich, als Rochefort, Gambon und andere Mitglieder französischer Abordnungen hier erschienen. Anstatt daß die Wiederherstellung der Republik die Folge einer immer mächtiger anschwellenden, durch die Einigung der Parteigruppen getragenen Bewegung gewesen wäre, mußte Frankreich erst durch die Tollheit eines Angriffskrieges gegen Deutschland gehen, um den Freistaat als Frucht einer wohlverdienten Niederlage auf dem Schlachtfeld zu empfangen.

„Ledru-Rollin" — rief Louis Blanc in seiner schönen und beredten Ansprache am diesmaligen 24. Februar aus — „hat das allgemeine Stimmrecht eingeführt, die Sklaverei abgeschafft, die Todesstrafe für politische Verbrechen aufgehoben, einen Plan für den allgemeinen und unentgeltlichen Volksunterricht entworfen, die Befugnisse der Schwurgerichte erweitert, der Presse alle Hindernisse aus dem Wege geräumt, das Recht der Arbeit verkündigt, die große Vereinsbewegung eingeleitet, die unmittelbare Vertretung des Arbeiterstandes im Parlament befördert, dem Proletariat eine Rednerbühne angewiesen. Das größte seiner Verdienste bestand aber unstreitig darin, daß er Frankreich das allgemeine Stimmrecht verlieh. Ohne Zweifel war dieses schon lange einer der Glaubenssätze der republikanischen Demokratie; aber Ledru-Rollin gebührt die Ehre, es als Minister des Innern eingeführt zu haben. Und wie viele bewaffnete Aufstände, wie viele blutige Ereignisse sind nicht dadurch im Keim erstickt worden!" .....

Man könnte noch mehr des Lobes hinzufügen. Ledru-Rollin gehörte zu den, früher nicht allzu zahlreichen Republikanern Frankreichs, die die Umwandlung des stehenden Heeres in ein Bürgerheer befürworteten und mit Grevy die Nothwendigkeit einsahen, zur Sicherheit der Republik die Wahl einer Vollzugsbehörde aus der Volksvertretung, nicht aus der stürmischen, zweifelhaften und unberechenbaren Massenwahl hervorgehen zu lassen. Diese beiden Grundsätze verfocht auch Louis Blanc. Nicht vergessen sei überdies, daß Ledru-Rollin — darin von Louis Blanc abweichend — in Gemeinschaft mit Lamartine, der in dieser Frage guten Scharfblick entwickelte, im Juni 1848 die Fernhaltung Ludwig Napoleons aus Frankreich vertrat. Mit allem Ungestüm seiner Rednergabe warnte er gegen die Zulassung des bonapartistischen Thronbewerbers, der seine verbrecherische Absicht damals noch unter demokratischen Redensarten verhüllte. Zwanzig Jahre der Knechtschaft waren die Folgen der Nichtbeachtung dieser weisen Rathschläge Lamartines und Ledru-Rollins.

Ob die Einführung des allgemeinen, gleichen und unmittelbaren Stimmrechtes im Jahre 1848 für die Republik gut war, darf man billig bezweifeln. Ich habe diesen Zweifel mehr als einmal auch von dem Freunde aussprechen hören, der bei der Feier an Ledru-Rollins Grab nicht umhin konnte, diese bekannteste That desselben hervorzuheben. Die „Karte der Volksunwissenheit" in Frankreich zeigt noch heute große schwarze Flecken, die ganze Departements verunzieren. Wie konnte man da vor 30 Jahren erwarten, daß der urplötzliche Uebergang aus einer Wählerzahl von 200,000 Menschen zu einer solchen von 10,000,000 nicht die heftigsten Schwankungen erzeugen würde? Es gab damals Bauernkreise, wo Ludwig Napoleon für den nie gestorbenen „kleinen Corporal" gehalten wurde, wo tückische Pfaffen und Reactionäre dem unwissenden Ackersmann aufbanden: in Paris herrsche seit Ludwig Philipps Sturz ein eigenmächtiger Gewalthaber, genannt Herzog Rollin (le Duc Rollin = Ledru-Rollin), der zwei Buhlerinnen halte, nämlich die Martine und die Marie (la Martine et la Marie = Lamartine und Marie, die beiden Mitglieder der provisorischen Regierung).

In die verfassunggebende Versammlung von 1848, wie in die gesetzgebende von 1849, traten eine Menge verkappter Königlichgesinnten kraft des allgemeinen, gleichen und unmittelbaren Stimmrechts ein. Aufstände im Mai und Juni 1848, und im Juni 1849, waren die Folgen davon. Abermals wurde die nach Napoleons III. Sturz hergestellte Republik durch das allgemeine, gleiche Stimmrecht in den letzten Jahren bedroht, indem die daraus hervorgegangene Nationalversammlung nahe daran war, das Königthum wieder einzuführen — ein Plan, der freilich gleich im Beginn an Chambords Starrköpfigkeit scheiterte. Daß die republikanische Partei bei den letzten Wahlen, statt des erhofften größeren Sieges, eine Einbuße erlitt; daß Mac Mahon, wenngleich gedemüthigt, der Republik noch auf dem Nacken sitzt, beweist immerhin, eine wie doppelschneidige Waffe das allgemeine, gleiche Stimmrecht bei mangelnder politischer Durchbildung der Massen sein kann.

Aendern ließe sich, um der Sicherheit der Republik willen, heute nur noch vielleicht Eines. Die Aenderung könnte etwa, nicht in der Wegnahme auch nur einer Stimme, sondern höchstens in der Zutheilung einer verhältnißmäßig größeren

Digitized by Google

Anzahl von Abgeordneten an die demokratisch entwickelteren Städte bestehen. Eine solche Maßregel wäre selbstverständlich blos für die Uebergangszeit zu empfehlen, bis zur größeren Durchbildung der Massen, wo das allgemeine, gleiche und unmittelbare Wahlrecht gewiß das Richtige ist. Oft haben mir französische Führer vor Jahren ihre Zustimmung zu dieser Ansicht ausgesprochen; doch stets mit dem Hinzufügen: sie könnten nicht wagen, öffentlich damit hervorzutreten. Ledru-Rollin allein — und Das begriff sich bei ihm, als dem „Vater des allgemeinen Stimmrechtes" — wollte nun und nimmer von irgendwelcher Aenderung hören.

Er sollte, nach Frankreich zurückgekehrt, erfahren, daß die Royalisten der Versailler Versammlung sich nicht scheuten, in ihrem Interesse Aenderungen vorzuschlagen, die thatsächlich einer Schmälerung des allgemeinen Stimmrechts, im freiheitsfeindlichen Sinne, gleichkamen. Obwohl von einer Herzkrankheit innerlich verzehrt, trat er auf die Rednerbühne, wie in eine Bresche, um die Angriffe gegen seine Schöpfung aufzufangen und zurückzuschleudern. Die Feinde der Republik verhöhnten, unterbrachen, reizten ihn bis auf's Blut — den greisen Kämpfer, dessen Beredtsamkeit einst mit der von Mirabeau und Danton verglichen worden. Er kam wie gebrochen von dem Mißerfolg aus der Versammlung zurück. Ein paar Monate darauf bereitete ein Herzschlag seinem Dasein ein jähes Ende.

Möge das allgemeine, gleiche Stimmrecht, dessen Vertheidigung noch seine letzte Lebenskraft in Anspruch nahm, sich schließlich so entwickeln, daß es — anstatt wie bisher, zu einer Gefahr oder einem unsicheren Halt — zum festen Schutze für den Freistaat wird!

Die innere Politik Rußlands in den Jahren 1815—1818.

Von Immanuel Rosenstein.

(Schluß.)

Alexanders religiöse und politische Anschauungen, die in engsten Wechselbeziehungen standen, fanden damals einen überaus bezeichnenden Ausdruck in einem Aufsatz, der allem Anscheine nach von ihm selbst herrührte und den Zweck verfolgte, den Geist, die Bestimmung und das Wesen der heiligen Allianz zu erläutern. Da wird mit Entschiedenheit betont, welches Verderben durch Unglauben und Fanatismus, durch den Durst nach Herrschaft auf dem Gebiet der Religion wie der Politik hervorgerufen wird, und wie die erhabenen Gründer der heiligen Allianz sich unter dem väterlichen Einfluß des göttlichen Erlösers gegen diese Uebel vorbereitet hätten. So athmet dieses Schriftstück überall die unbestimmten, verschwommenen, nirgends klarfaßbaren Gedanken, aus denen sich die unklare Gefühlsphilosophie des Kaisers zusammensetzte. In ihm lebte das Streben, die Grenzen der Confessionen zu vermischen. Es schwebte ihm eine Art von mystischem Urchristenthum vor, zu welchem alle Kirchen zurückgeführt werden sollten. Bei dieser Grundanschauung, mit welcher sich der Kaiser seit 1812 mehr und mehr erfüllt hatte, fand er gar nichts Besonderes darin, einen Schwärmer wie Galitzin zum Minister des Unterrichts und der Culte zu ernennen und einer Laienverwaltung nicht blos die fremden Culte, sondern auch die russisch-griechisch rechtgläubige Kirche unterzuordnen.

Nach dem Zwischenfall mit den Jesuiten, der den Kaiser in der ersten Zeit nach seiner Rückkehr vollauf beschäftigt hatte, traten die großen Reformideen, unter ihnen in erster Linie die Bauernemancipation, wieder in den Vordergrund. Es war beschlossen, mit den Ostseeprovinzen den Anfang zu machen. Schon dieser Ausgangspunkt bewies, daß weder der Kaiser noch seine Räthe in dieser Angelegenheit eine klare Vorstellung von dem hatten, um was es sich handelte. Die bäuerlichen Verhältnisse in den Ostseeprovinzen waren von Grund aus verschieden von denen im eigentlichen Rußland. Man war dort bereits um ein gut Stück weiter als hier, ganz abgesehen davon, daß auch die Ritterschaft in den Ostseeprovinzen, zum Theil wenigstens, schon seit dem Ende des 18. Jahrhunderts redlich um die Besserung der bäuerlichen Verhältnisse bemüht war, während in Rußland noch Niemand davon hören wollte. Indessen auch in den Ostseeprovinzen erhoben sich bei der Frage, ob man den freien Bauern auch mit Landbesitz ausstatten solle, so viel Stimmen dagegen, daß, als das Werk vollendet war, der finnische und lettische Bauersmann wohl persönlich frei, gleichzeitig aber auch heimatslos wurde. Er hatte die Freizügigkeit gewonnen, aber das Erbrecht an seiner Scholle verloren, denn der Adel sprach sich selbst das volle unbedingte, unbeschränkte Eigenthum der Bauernländereien zu. Rußland konnte aus diesen Vorgängen nur ein sehr allgemeines Vorbild entnehmen. Einmal war die bisherige Hörigkeit in den Ostseeprovinzen doch etwas ganz Anderes als die Leibeigenschaft, außerdem bildete die in Rußland herrschende communistische Benutzung der Feldfluren eine Grund legende Verschiedenheit, über die sehr schwer hinweg zu kommen war. Wenn nach je drei Jahren, zuweilen noch öfter, die Ackerloose neu aufgetheilt wurden, so war damit jeder Fortschritt des landwirthschaftlichen Betriebs und jede rationelle Pflege des Grund und Bodens ausgeschlossen; da Niemand für den Andern bessern und pflegen wollte, so lief das System auf eine schwere Mißhandlung, auf eine völlige Ausnutzung des Ackerbodens hinaus. Die Beseitigung dieser verderblichen Einrichtung war die Voraussetzung jedes weiteren Fortschritts; eine einfache Freigebung der Bauern konnte zu nichts führen. Man stand der großen Aufgabe so gut wie rathlos gegenüber. Die vorgelegten Entwürfe zeigten nicht eine Spur von tieferem Erfassen des Gegenstandes, sie waren theils ganz unausführbar, theils über die Maßen unpraktisch. Das letztere gilt besonders von dem Entwurf, den Araktscheyew vorlegte. Nach demselben sollten jährlich 5 Millionen Rubel Papier darauf verwendet werden, nach und nach alle in Privatbesitz befindlichen Dorfschaften vermöge freien Uebereinkommens mit den gegenwärtigen Besitzern für die Regierung aufzukaufen. Dadurch konnte den adligen Grundbesitzern, die der Kaiser vor Allem geschont wissen wollte, kein Nachtheil entstehen. Diese 5 Millionen sollten aus dem zu erhöhenden Ertrag der Branntweinspacht genommen werden; mit anderen Worten: man hoffte die Trunksucht des russischen Volks würde das Mittel seiner Befreiung werden, vorausgesetzt, daß sie so zunahm, um einen höheren Ertrag der Branntweinpacht zu erzielen. Auch war die Creirung von fünfprocentigen Schatzscheinen, die zugleich Zahlungsmittel werden sollten, in Aussicht genommen. Dies Papier war weder fundirt noch einlösbar. Und wenn man nun über alle diese Schwierigkeiten hinwegkam, so wurden die Bauern eben Domänenbauern, und im Uebrigen gehörte auf diesem Wege mindestens ein halbes Jahrtausend dazu, um die Maßregel durchzuführen. Daran hat man allerdings damals kaum gedacht. Der Kaiser entschied sich für Araktscheyews Entwurf, doch kam er nicht zur Ausführung. Man verschob die Sache und nach wenigen Jahren war der Kaiser anderen Sinnes geworden. — Einen entsprechenden Verlauf hatten auch die anderen in Angriff genommenen Reformen. So vor Allem auf dem Gebiete des Schulwesens und der Finanzen. Man war darüber klar, daß man bessere Schulen, bessere Finanzen haben mußte, im Uebrigen aber wußte Keiner im Einzelnen, was eigentlich geschehen mußte, überall dasselbe Hin- und Hertappen, dieselbe Einsichtslosigkeit. So schwankte man im Schulwesen zwischen Specialschulen, technischen Fachanstalten einerseits und dem deutschen Gymnasial- und Universitätssystem andererseits. Nach beiden Richtungen hin geschah etwas, aber durchaus Ungenügendes. Nirgends war der richtige Mann am richtigen Fleck, und auffallend ist es, wie es so ganz und gar an Männern fehlte, die eine Sache auch nur mit dem gewöhnlichen praktischen Verständniß in die Hand nehmen konnten. So schwärmte der Kaiser für gute Landstraßen; demgemäß erging der Befehl, gute Landstraßen zu bauen. Geld hatte man dazu nicht, und es wurde deshalb

Digitized by Google

die Last des Wegebaues auf die Bauerschaften aufgewälzt. Diese hatten unsäglich darunter zu leiden, da sie oft auf lange Zeit weit vom Hause die Wegebau-Frohne leisten mußten. Der Kaiser hatte für diese Dinge kein rechtes Verständniß, und als einst ein wohlwollender Mann schüchtern der Noth der Bauern gedachte, da meinte der Kaiser: „Womit die Bauern sich daheim nähren, damit können sie sich auch (einige Meilen vom Hause) an der Heerstraße nähren." Der Staat hatte kein Geld, um die Ausführung der Reformen in die Hand zu nehmen. Im Jahre 1816 betrugen die Staatseinnahmen 349½ Millionen Rubel, davon fielen auf die Armee 179 Millionen Rubel, also mehr als die Hälfte; auf das Ministerium der Volksaufklärung aber nur 1½ Million. Was ließ sich in Rußland damit machen? Und es fanden sich noch immer Millionen, die unter dem Anschein von Darlehen an hervorragende Persönlichkeiten so gut wie fortgeschenkt wurden. So befanden sich die Finanzen in tiefster Zerrüttung und der Finanzminister Graf Guriew war keineswegs den Aufgaben gewachsen, die zu einer Besserung derselben zu stellen waren. Die Ausgaben überragten die Einnahmen um gut ⅕. Das Papiergeld war derartig entwerthet, daß 100 Rubel Silber gleich 400 und etwas später gleich 382 Rubel Banco waren. Es ist charakteristisch, daß man für die Steigerung der Einnahmen die hauptsächlichste Rettung in der möglichst einträglichen Gestaltung des Branntweinmonopols erblickte. Guriew wußte es dahin zu bringen, daß dieses Regal, das im Jahre 1816 der Krone etwa 80 Millionen trug, das Jahr später einen Bruttovertrag von 152¾ Millionen abwarf, während die Gesammteinnahmen 414¾ Millionen betrugen. Die Mittel und Wege, die man einschlug, um zu diesem Resultate zu gelangen, waren die traurigsten. Man besteuerte weder Production noch Consumtion, sondern berechnete, daß jedes männliche Individuum im Jahre durchschnittlich so und soviel Branntwein trinke und dafür entsprechend steuern müsse. Die so herausgerechnete Durchschnittssumme wurde von jedem steuerpflichtigen männlichen Individuum ohne Unterschied als Zuschlag zur Kopfsteuer erhoben. Auf diese Weise zahlten die Trunkenbolde am wenigsten und die nüchternen Leute am meisten, ganz abgesehen davon, daß die besseren Stände, die der Kopfsteuer nicht unterlagen, gar nichts zu entrichten hatten. Angesichts dieser finanziellen Schwierigkeiten trug sich der Kaiser mit einer Maßregel, von der er hoffte, daß sie ein für allemal eine gründliche Abhülfe bringen würde; das war die Ansiedlung des gesammten russischen Heeres in Militärcolonien. Der Kaiser wußte, daß Rußland zu arm sei, um ein Heer, wie das Land zur Wahrung seiner Weltstellung nöthig hatte, in der gewöhnlichen Weise zu erhalten, wenn nicht alle anderen Zweige der Verwaltung verkümmern sollten. Die Schöpfung eines angesiedelten Heeres von einer Million Soldaten, das sich neben der Erfüllung seiner militärischen Obliegenheiten im Frieden wesentlich durch Ackerbau unterhielt, schien ihm ein glücklicher Ausweg. Weder der Kaiser noch irgend Jemand in seiner Umgebung war sich über die Mittel zur Verwirklichung dieser Idee klar. Es schwebte ihm die östreichische Militärgrenze als Muster vor, nur vergaß er, daß es sich hier um ein uraltes Nationalherkommen handelte, und daß die bezüglichen Provinzen zu den fruchtbarsten Landstrichen des gesammten Europas gehörten, und daß Alles in Allem von der Militärgrenze etwa 40,000 Mann in's Feld gestellt wurden. Bereits im Jahre 1810 war mit der Ansiedlung eines Infanteriebataillons im Gubernium Mohilew ein Versuch gemacht worden. Die Domänenbauern der betreffenden Dorfschaften wurden anderswohin verpflanzt, was natürlich ziemlich erhebliche Kosten veranlaßte. Indessen zeigte sich bald, daß dieses Bataillon, das sich angeblich selbst erhalten sollte, dem Staat nicht weniger kostete als jedes andere. Unmittelbar nach dem Frieden griff man die Sache anders an. Araktschejew übernahm die Leitung des Ganzen. Es wurden jetzt die Domänenbauern, in deren Ortschaften Ansiedlungen gemacht werden sollten, nicht mehr versetzt, sondern direct als Hausväter in den Verband der Militärcolonien aufgenommen, sie bildeten die „Hausherren". Eine solche Gemeinde wurde natürlich der Civilbehörde entzogen und trat unter die Autorität des Bataillon-Commandeurs. Die Bauern wurden plötzlich Soldaten auf Lebenszeit und, um das drastisch zu kennzeichnen, wurde ihnen, ohne Rücksicht auf Gewohnheit und Landessitte, das Haar kurz geschnitten und der Bart geschoren, wie es in der Armee Sitte war. Die in den Colonien geborenen Kinder waren „Cantonisten" und gehörten dem Regiment. Die Töchter sollten sich nur mit Erlaubniß Araktschejews verheirathen dürfen und nöthigenfalls gezwungen werden, Soldaten zur Ehe zu nehmen. Wer das that erhielt 25 Rubel Banco Belohnung. Die Hausväter, die von allen Staatslasten befreit wurden, hatten die Verpflichtung, 1—2 bei ihnen einquartierte Soldaten zu erhalten; letztere waren verpflichtet, an den Arbeiten, soweit es der Dienst gestattete, Theil zu nehmen. Das bäuerliche Anwesen mit Vieh und fahrender Habe sollte erbliches Eigenthum des Hausvaters werden. Wie aber die Dinge in Wirklichkeit standen, wurde der Bauer bei der unausgesetzten Ueberwachung durch Offiziere und Unteroffiziere seines Eigenthums nicht froh. Für die gute Instandhaltung desselben lastete eine schwere Verantwortlichkeit auf ihm. Zu den Landarbeiten kamen alsbald noch Arbeiten für das Regiment, Wege- und Brückenbauten, Frohndienste ꝛc. Die Folge war, daß die Felder immer schlechter bestellt und die Ernten immer dürftiger wurden. Zahllose Eingriffe in das tägliche Leben der Angesiedelten, der Bruch mit allen Lebensgewohnheiten konnten nicht ausbleiben. Wohl verlangte der Kaiser, daß die Offiziere „sanftmüthig, geduldig, gerecht und menschenfreundlich" sein sollten. Wie die Dinge standen und bei der steten Abhängigkeit von einem Menschen wie Araktschejew blieben Sanftmuth und Menschenfreundlichkeit leere Worte, und wurde das ganze System allmählich eine schreckliche Tyrannei, welche die unglücklichen Bauern zu blutigen Ausbrüchen reizte. Mit unglaublicher Brutalität wurden solche dann niedergeworfen. Der Kaiser erfuhr von allen diesen Dingen nichts, die Berichte Araktschejews lauteten stets befriedigend; Alexander wünschte sich Glück, dem Lande durch die Ansiedlungen eine Erleichterung von beinah unermeßlicher Tragweite bereitet und das Schicksal der in Militärcolonien verwandelten Bauerschaften wesentlich verbessert zu haben. Daß gerade die erfahrensten seiner Generäle, Barclay, Diebitsch, Toll, von dem ganzen Plan nicht sehr entzückt waren, störte ihn nicht. Er blieb dabei, das ganze Reich vom finnischen Meerbusen bis zum schwarzen Meer mit einem breiten Gürtel solcher Militärcolonien zu durchziehen, im Norden das Fußvolk, im Süden, an den Flüssen, wo ausgedehnte Weideplätze zur Verfügung standen, die Reiterei. Eine Million Krieger sollte dadurch verfügbar werden, was natürlich eine Kriegerkaste von mehreren Millionen voraussetzte, die jeder bürgerlichen Autorität entzogen nach eigenen Gesetzen lebte und einer, jeder militärischen Organisation ermangelnden, wehrlosen Bevölkerung gegenüber stand. Es dachte damals Niemand daran, was werden könne, wenn unter dieser Million Krieger ein Mann aufstand, der ihnen begreiflich machte, daß es jeder Zeit bei ihnen stände, das Joch abzuschütteln und die alleinigen Herren des Landes zu werden. Die praktischen weiteren Versuche, die man dann im Norden mit Infanterie im Gubernium Nowgorod, mit der Cavalerie am Bug machte, wo man die neue Organisation höchst unnöthig auf die dort angesiedelten, bereits militärisch organisirten Kosacken anwandte, verlief höchst unglücklich. Mit brutaler Härte und grausamen Strafen unterdrückte Araktschejew jede Regung des Widerstandes. Im Uebrigen spricht die Thatsache am deutlichsten, daß die Kosten für die Einrichtung eines angesiedelten Bataillons nicht weniger als 2,800,000 Rubel (Banco) betrugen. Bald traten bedenkliche Conflicte mit der Verwaltung der Militärcolonien hinzu. Die Unzufriedenheit über diese unheilvollen Schöpfungen wurde immer größer und zeitigte die schwersten Besorgnisse. Der englische Botschafter fühlte sich veranlaßt, seiner Regierung über die sehr ernste Unzufriedenheit zu berichten, welche durch jene Maßregeln hervorgerufen ward und dabei ausdrücklich

Digitized by Google

hervorzuheben, daß die Sprache, die darüber geführt werde, weit heftiger sei, als man unter einer Regierung, wie die russische, hätte erwarten sollen. Kaiser Alexander hatte von dem Urtheil der öffentlichen Meinung über seine Schöpfungen kaum eine Ahnung. Durchdrungen von dem Bewußtsein seines redlichen Wollens und seiner menschenfreundlichen liberalen Ziele glaubte er der Bewunderung und Liebe seiner Zeitgenossen gewiß zu sein und ein Recht darauf zu haben. So fühlte er sich als den angebeteten Kaiser. Aus diesen Träumen wurde er unsanft erweckt. — Es war im Sommer 1818, da erfuhr er, daß sich in Rußland, und namentlich im russischen Heere, geheime Gesellschaften gebildet hatten, die revolutionäre Zwecke verfolgten. Alexander vermied es, der Spur dieser Geheimbünde energisch zu folgen und sie mit einem Schlage zu vernichten. In seiner lebhaften Phantasie hatte er eine sehr gewaltige Vorstellung von diesen Geheimbünden, er dachte sich die ersten Familien Rußlands darein verwickelt; er fürchtete, wie Gentz sagt, streng sein zu müssen, wenn Alles rücksichtslos an's Licht gebracht würde. Auf das Gemüth des Kaisers aber waren diese Erfahrungen von der gewaltigsten Wirkung: es war nicht nur die Bitterkeit über den schwarzen Undank, welchem seine so wohlgemeinten Reformen begegneten; es trat auch die Vorstellung an ihn heran, daß überhaupt unter der Maske des Liberalismus teuflische Bosheit verborgen sei, wie ja auch die französische Revolution hinreichend gezeigt. Der Kaiser wurde an der Richtigkeit der von ihm verfolgten Ziele irre und von tiefem düsteren Mißtrauen erfüllt. An die Stelle des vorwärts dringenden Reformeifers trat zunächst eine vollkommene Passivität in der inneren Politik. Die Furcht vor den Geheimbündlern und Verschwörern, den nachherigen Dekabristen, warf Rußland wieder in die Bahnen zurück, in denen es Alexander bei seiner Thronbesteigung vorgefunden hatte. So sind wohl die Worte zutreffend, die bald nach dem Aufstand vom December 1825 eine einflußreiche Persönlichkeit der neuen Regierung dem Haupte der Petersburger Verschwörung, dem Fürsten Trubetzkoi, zurief: „Ah mon prince, vous avez fait bien du mal à la Russie, vous l'avez reculée de cinquante ans.“ Fortan wurde die Selbstherrschaft um ihrer selbst willen Zweck des Staates und ihre Erhaltung der Hauptinhalt desselben. Was im Staate geschah, wurde in erster Linie darauf angesehen, ob es zu diesem Zwecke stimme. So ungeschickt, rathlos und ideenarm auch die damaligen Rathgeber des Kaisers Alexander bei seinen gut und redlich gemeinten Reformplänen sich zeigten, so gab doch der im Staatsleben vorwaltende Zug nach Reformen einen hoch anzuschlagenden Impuls, der unzweifelhaft von mehr und mehr befruchtender Wirkung gewesen sein würde. Nun aber war die innere Entwicklung in's Stocken gerathen, erst 50 Jahre später wurde sie unter ungünstigeren und schwierigeren Bedingungen wieder aufgenommen, dann aber auch mit besserem Erfolge; denn es waren Männer von ganz anderem Schlage als Araktschejew, die nun das Werk in die Hand nahmen.

Literatur und Kunst.

Zwei sicilianische Belletristen.

Von Heinrich Breitinger.

Catania, die uralte ionische Colonie, durch den Gesetzgeber Charondas, den Dichter Stesichoros und eine Befreiungsthat Timoleons schon im grauen Alterthum berühmt, seit dem fünfzehnten Jahrhundert erste Universität, heute noch die literarische Metropole Siciliens, — Catania, so malerisch gebettet zwischen dem tiefblauen Meere und dem schneegekrönten Aetna, vor dessen Lavaströmen durch den schützend vorgehaltenen Schleier seiner Patronin Agata gerettet, den periodischen Verwüstungen furchtbarer Erdbeben durch periodische Wiedergeburten trotzend, — Catania birgt auch heute ein rühriges, wissenschaftliches und belletristisches Leben. In letzterem bewegen sich gegenwärtig zwei Männer von sehr verschiedener Neigung, der Lyriker Rapisardi und der Romandichter Verga. Ein günstiger Zufall hat mich Beiden nahe genug gebracht, um früher empfangene literarische Eindrücke durch genauere Kenntniß ihrer Lebensverhältnisse und ihrer Persönlichkeit zu vertiefen und zu ergänzen. Da nun Rapisardi sowohl als Verga zu den bedeutenderen Erscheinungen der modernsten Literatur Italiens zählen, zugleich dem deutschen Leser, so viel ich weiß, noch durch keine eingehendere Besprechung vorgestellt wurden, dürfte ein Versuch, diese Lücke auszufüllen, weder verfrüht noch überflüssig erscheinen.

Mario Rapisardi steht gegenwärtig in seinem fünfunddreißigsten Lebensjahre. Catania ist seine Heimat, sein Vater übte da den Beruf des Advocaten aus. Seit 1870 wirkt unser Dichter als Professor der italienischen Literatur an der Universität seiner Vaterstadt. Ein Aufenthalt in Florenz während des Dantejubiläums (1865) hat ihm nebst der treuen Freundschaft und dem väterlichen Wohlwollen des edlen, vielverfolgten Dall' Ongaro auch das Herz einer schönen Florentinerin erobert, welche heute Freud und Leid mit ihrem Gatten theilt.

Rapisardis persönliche Erscheinung ist eine frappante. Eine schlanke und hagere Gestalt, ein Sarazenenkopf mit hoher Stirn und scharfen Knochencontouren, ein dunkles, tiefes, sehr schönes Auge, ein satirischer Zug im Winkel der gekniffenen Lippen, das braune Gesicht von langen, rabenschwarzen Haaren eingerahmt, in der Gesellschaft wortkarg, still beobachtend, so steht er heute im Erinnerungsblatte meiner Phantasie. „Più interessante che bello!“ flüsterte meine Nachbarin, als Rapisardi in den Salon trat.

Als Dichter machte sich Rapisardi zum ersten Male 1866 geltend. Seine „Palingenesi“ — ein Gedicht von der Wiedergeburt der Religion im Sinne des modernen Gedankens — belohnte das Municipio Catanias mit einer goldenen Medaille, Italien mit einer Theilnahme, die dem Verfasser Muth einflößte. — Eine lyrische Sammlung: „Ricordanze“ (1872) enthält Rapisardis kleinere Gedichte seit 1863. Drei Jahre später publicirte der florentinische Verleger Lemonnier Rapisardis „Catullus und Lesbia“, eine metrische Uebersetzung mit beigefügtem Urtext und biographischen Aufsätzen. Der „Lucifero“ endlich erschien 1877 und hat bereits eine zweite Auflage erlebt.

Rapisardis „Lucifero“ ist ein satirisch-lyrisches Gedicht in epischem Rahmen.

„Dio tacea da gran tempo.“ So beginnt unser Epos. Gott Vater schwieg seit geraumer Zeit. Im langweiligen Himmel klagen die Heiligen über die steigende Vernachlässigung durch die Sterblichen. Sie beschwören ihren Herrn und Meister, seinen Blitzstrahl niederzuschleudern auf das ruchlose Menschenvolk. Aber kein Blitz wird geschleudert und die Sterblichen — lachen. Lucifer hört ihren Hohn und beschließt, seine heißgeliebte Erde zum letzten Kampfe des befreienden Gedankens anzuführen. Er zieht seine mittelalterliche Teufelsuniform aus, fegt den Ruß von seinen Lenden und steht als leuchtender, bildschöner Gott da. „Mein Höllenreich ist vorbei, mein neues Reich sei meine Erde.“ Damit macht er sich denn auf, schwebt nieder auf den Felskamm des Kaukasus, wo Prometheus ihm sein gefährliches Unternehmen auszureden sucht. Hat er ja selbst die bittersten Erfahrungen gemacht:

„Die Wenigen, die was davon erkannt — —
Hat man von je gekreuzigt und verbrannt.“

Lucifer aber ist kein Hasenfuß. Er antwortet mit der Geschichte seines großen Kampfes, erzählt seinem Gesinnungsgenossen dessen bisherige Phasen, von Mutter Evas Apfelbiß bis zur „philosophischen, zur theologischen und zur politischen Revolution“, d. h. bis zur Renaissance, zur Reformation und zu Englands, Amerikas und Frankreichs Revolutionen. Unter solchen Gesprächen ist es „Canto quarto“ geworden. Lucifero zieht nach Griechenland, liebelt mit Hebe und macht seine Reflexionen über das schöne Griechenthum.

Digitized by Google

Nach einem widerwärtigen Seeabenteuer erreicht unser Heros die gallische Erde und kommt eben recht, um von einem Berge aus das Wüthen der Feldschlacht zu beobachten. Daß er für Preußen Partei ergreift, braucht nicht erst gesagt zu werden. Die Gräuel der Commune erwecken in ihm bescheidene Zweifel am endlichen Siege der Vernunft. Weit besser behagt es ihm in Amerika, dem Lande des Fortschrittes und der Freiheit, in dessen Urwäldern er auf einen wunderlichen Affen stößt, der im Namen Darwins Brüderschaft mit ihm zu schließen verlangt.

Unterdessen haben die Heiligen des Himmels ihren schläfrigen Beherrscher zu entfernten Widerstandsversuchen aufgeschüttelt. Lucifer hat leichtes Spiel, dieselben siegreich zurückzuweisen; denn der alte Herr hat seine Sache im Stillen schon lange verloren gegeben, plaudert sogar in einem unbewachten Augenblicke der braunen Teresa sein diplomatisches Geheimniß aus. „Ich bin im Grunde nur ein Schwindler, nichts weiter, — nichts als das Schreckmännchen des alten denkfaulen Adams." Ueber dieser niederschmetternden Eröffnung verliert die Heilige wie billig den Verstand und gibt in ihrer Verrücktheit den Himmlischen einen skandalösen Cancan zum Besten.

Der elfte Gesang erzählt uns Lucifers Besuch in Italien, besonders in Florenz. Er enthält eine bittere Verurtheilung heutiger Dichter und eine persönliche Satire auf einige derselben. Wir werden auf ihn zurückkommen. — Vorerst geht es weiter nach Rom. Die „Bresche der Porta Pia", durch welche das Vaterland in die päpstliche Roma einzog, wird mit lyrischem Schwunge gefeiert. Der Held betheiligt sich am rauschenden Siegesfeste im Colosseo und vernimmt da die Geisterstimmen der Völker, welche in ebensovielen Oden an sein Ohr klingen. Germania erscheint als die Königin der Wissenschaft und der Philosophie und verlangt den Völkerfrieden im Namen beider. — Dann kommt die Reihe an den alten Junggesellen im Vatican. Der sterbende Pio nono wird wie Shakespeares König Richard von dräuenden Schatten seiner Opfer umflattert und verendet in furchtbaren Gewissensqualen. Bevor das neue Conclave zusammentreten kann, steigt Lucifer zur Sonne empor und ruft von da zum letzten Gerichte. Die Opfer steigen aus den Grüften und heischen Rache. Der alte Himmelsherrscher, den bis auf einige treue Bestien, wie beispielsweise des heiligen Antonius heiliges Schwein, alle seine Heerschaaren schnöde verlassen haben, — „stirbt" und Lucifer kündet seinem Freunde Prometheus den Sieg seiner Sache an.

Das ganze Gedicht durchzieht ein Dualismus der poetischen Intention, der sich selbstverständlich auch der Form, dem Stile und der Diction mittheilt. So zerfallen die vierzehn Gesänge von Rapisardis Dichtung in eine enthusiastische und eine frivole Hälfte. In ersterer namentlich herrscht ein Aufwand südlicher Rhetorik, die wir bei dem Sohne des Aetna zwar begreifen, aber im Namen des guten Geschmackes verurtheilen müssen. Aetnas Lavastrom fühlt sich diesmal kalt an und wir möchten dem Dichter rathen, in Zukunft den schützenden Schleier seiner Schutzpatronin Agata sich auszubitten. Wir haben beim Lesen mehr als einmal an Statius, an Lucan und Seneca den Tragiker gedacht. Auch diese bieten grüne Oasen, aber man erreicht sie erst nach mühsamen Waten durch Sandwüsten. Und Held Lucifer hat trotz seiner himmlischen Schönheit weder Fleisch noch Blut. Er ist nichts als eine Abstraction, als ein Phantom. In der That, was bringt ihn auf den sonderbaren Einfall, sich einen Helden zu nennen? Die Leistungen dieses mythologischen Touristen bestehen ja ausschließlich nur im Reisen, Beobachten und im Predigen! Und der mythologische Apparat bringt das Thermometer vollends auf den Gefrierpunkt. Der gehört heute doch ein für allemal in jene Rumpelkammer, wo Miltons und Boileaus, Klopstocks und Chateaubriands verstaubte Maschinen stehen. Er ist höchstens noch im burlesken Gedichte erträglich, aber auch da nicht mehr willkommen.

Um so interessanter nun erscheint uns Rapisardis Gedicht als ein Wahrzeichen der heutigen Freiheit Italiens. Der Mephistotypus führt hier zum ersten Male die Sprache des Atheisten. Nach des Dichters Absicht soll mit dem Katholicismus zugleich auch die Gottesidee verschwinden: Es bleibe nur der Mensch, seine Vernunft und — sein Confort. Mit cynischer Aufrichtigkeit hat Rapisardi durch sein Programm sich hindurchgesungen und der Bischof von Catania konnte anstandshalber kaum anders verfahren, als einige Exemplare des Lucifero feierlich zu verbrennen, da ja heutzutage den Dichter selbst zu braten nicht mehr gestattet ist.

Publicum und Regierung handelten anders. Ersteres verlangte eine neue Auflage und letztere läßt den Professor Rapisardi ruhig an seiner Stelle. Die „Université de France" hätte ihn sofort abgesetzt und ausgestoßen. Unstreitig ein schönes Zeichen der heutigen Cultur Italiens! Wie weit ist man jetzt in diesem Lande über die trüben Tage hinaus, wo der zahme Lucrezübersetzer Marchetti sein Manuscript nur einigen verschwiegenen Freunden mittheilen durfte! Verwundern wir uns deshalb nicht, wenn der geistreiche Lucrezerklärer unserer Tage, Prof. Trezza in Florenz, Rapisardis Lucifero in seinen eben erschienenen Studien mit unverhohlener Freude begrüßt.

Es mag allerdings bezweifelt werden, ob Rapisardis rhetorische Lyrik allein seinem Buche die große Theilnahme zu verschaffen im Stande gewesen wäre. Die Satire des frivolen Theiles hat gewiß noch mehr gewirkt. In romanischen Ländern findet das religiöse Gemüth in dem Cultus der Staatskirche so karge Nahrung, daß sich dort von jeher der grelle Gegensatz zwischen gedankenlosem Aberglauben und frivolem Nihilismus schroffer als bei uns entwickeln mußte. Voltaires Pucelle, Parnys Götterkrieg, Castis redende Thiere, Rapisardis Lucifero beweisen es, sie sind in dieser Hinsicht echt romanische Producte. Mit Parnys Buch hat der Lucifero nun eine nicht ganz unverdächtige Aehnlichkeit. Seinem Vorgänger ist er an Geschmack der Form nicht ebenbürtig — Parny ist graziös, Rapisardi bombastisch —, aber an cynischer Entschlossenheit ist er ihm vergleichbar, an komischer Energie kommt er ihm nahe und die Leidenschaft hat er vor dem Franzosen voraus: man kann im Hassen und im Höhnen nicht leicht weiter gehen als Rapisardi. Zugleich aber fühlt und liest man es zwischen den Zeilen, daß der Herzog nach muß, weil der Mantel fällt, daß die Religion ihrer Priester wegen abgeschlachtet wird. Damit sind nun auch in Italien viele Leser nicht einverstanden. Der greise Schillerübersetzer Andrea Maffei hat dieser Mißbilligung Ausdruck gegeben, indem er seinem jungen Freunde ein energisches Distinguo! zurief. In der Widmungsepistel seiner zweiten Auflage kleidet Rapisardi selbst diesen Einwurf in folgende Worte:

„Ich billige den erhabenen Zorn deiner ersten Lieder. Du hast die Hydra gepeitscht, die in den goldenen Sälen des Vaticans lauert, aber welch' ein Dämon hat dich heute verlockt, an der Quelle alles Lebens, an der Gottheit selbst dich ruchlos zu vergreifen? So unheimlich leuchtet dein Lucifer, daß jeder menschlich Fühlende mit vorgehaltener Hand das beleidigte Auge schützen muß. Verlassen wirst du leben: die Väter werden dir die zarten Herzen ihrer Knaben nicht länger anvertrauen wollen, deine Getreuen selbst werden zweifelnd deine Lehren vernehmen und kein Freundesantlitz mehr über deiner Schwelle leuchten."

„Derelitto vivrai: da l'empia scuola
Lungi i padri terran le tenerelle
Menti dei figli; e i poeti audaci e fidi
Tuonar con dubitoso animo udranno
Da la cattedra tua gli empi precetti.
Non riderà su l'infrequente soglia
Di tue rigide case un volto amico."

Aber mit dem Gefühle Dessen, der seine Schiffe schon verbrannt hat, antwortet unser Dichter seinem väterlichen Freunde, es sei einmal an der Zeit, der Jugend Italiens die kräftige Speise der Wahrheit vorzulegen. Das sei der Zweck seines Dichtens und der Zweck seines Lehrens. Sein Glaube laute: „Gott ist Nichts, die Natur ist Alles. Unser Himmel ist die Erde und die Wahrheit unsere Nahrung."

Che nulla è dio, che la natura è tutto,
Che il ciel nostro è la terra e cibo il vero.

Digitized by Google

Dieser Glaube nun sei das Resultat langer und ernster innerer Kämpfe. Er sei entschlossen, für ihn zu dulden. „Wenn mich Weib und Kind deshalb verlassen sollten, so würde ich, dem einsamen Wetterfelsen gleich, den Stürmen trotzen, bis eine höhere Gewalt mich zerschellt oder die heimische Erde mich verschlingt."

Bevor wir den Lucifero verlassen, ist noch ein Wort über die literarische Satire des elften Gesanges zu sagen. Der Held erreicht Florenz und wird in den Salon Egerias eingeführt, in welcher Rapisardis florentinische Leser mit Hartnäckigkeit die Gemahlin ihres Bürgermeisters Peruzzi erkennen wollen. In jenem Salon trifft Lucifero außer Egeria eine emancipirte Dame, einen Philologen, einen Dantekenner, einen demokratischen Poeten (Prof. Carducci in Bologna), einen Feuilletonisten (den „Yorick" des Fanfulla, Advocat Ferrigni in Florenz), ein allwissendes Chamäleon (Angelo de Gubernatis), endlich den Dichter Olimpio (Aleardo Aleardi), dessen Manier persiflirt wird. Lucifero macht sich schließlich den Spaß, Dantes Geist heraufzubeschwören, der denn die unhöfliche Rolle des Aeschylos in Aristophanes' Fröschen spielt und die verkommene Literatur des neuen Italiens mit feierlicher Derbheit abkanzelt.

Genus irritabile vatum! Der auch um die italienische Literatur so verdiente De Gubernatis ist hier Opfer einer giftigen Invective geworden, die er durch ein unvorsichtiges Wort im Verkehre mit dem ihm früher befreundeten Dichter auf sein schuldloses Haupt herabgerufen. Seine kleine Gestalt, sein wallendes Haar, sein vorübergehendes Verhältniß zum Socialisten Bakunin, seine russische Heirath, alles das wird von dem racheschnaubenden Sicilianer schonungslos mitgenommen. — Begründeter und edler ist Rapisardis Vendetta an dem Verfolger des vielverfolgten Dall' Ongaro, Yorick-Ferrigni. Hier spricht das Gefühl der Dankbarkeit und der innigen Verehrung und die abgeschnellten Pfeile fallen diesmal nicht auf den Schützen zurück.

Von allgemeinerer Bedeutung ist der Ausfall auf Aleardo Aleardi; denn hier handelt es sich weniger um eine persönliche als um eine literarische Satire. Der einst so gefeierte Lyriker hat heute seinen Ruhm in doppelter Weise überlebt, als Patriot und als Dichter. „Sie nannten ihn einst einen genialen Dichter," so schreibt Prof. Trezza in seinen 1877 erschienenen Studien, „heute machen sie ihm sogar den Namen eines Dichters streitig. Die patriotischen Kämpfe, auf deren Wogen seine Lieder getragen wurden, sind heute vorbei, und so erscheint nun auch der Dichter weniger groß. Er war wohl selbst darauf gefaßt, daß manche unter seinen Canzonen am Tage der Auferstehung Italiens sterben müßten; aber vielleicht war er darauf nicht vorbereitet, daß unsere literarische Fortentwickelung die phantastische Welt seiner Dichtung eben so rasch überflügeln könnte." Aleardi kam in dieser letzteren Beziehung zu spät und zu früh. Die romantische Revolution hatte sich erschöpft und die Form einer neuen dem modernsten Gedanken entsprechenden Dichtung war noch nicht gefunden.

Rapisardi nun gehört der jungen Generation an, die Aleardis Manier als überholt betrachtet und neue Pfade zu entdecken sucht. Sein Lucifero beschäftigt sich mit Aleardi in folgender Weise.

Der Dichter Olimpio ist die Sonne von Egerias ästhetischem Kreise. Elegant, geschniegelt, geräuschlos gleitet der Gefeierte durch die Gruppen, nur ein discretes Knistern der feingearbeiteten Glanzlederstiefelchen scheint der Menge zuzurufen: „Ecco il nume, adorate!" (Hier die Gottheit, betet an!) Es ist derselbe untadelhafte alte Stutzer, den so mancher Fremdling im Hörsaale des Istituto superiore in Florenz sich neugierig betrachtet hat, wenn derselbe zum Katheder emporschwebte, das sauber geschriebene, kokett geheftete Manuscript aufschlug und die Ungeduld der harrenden Zuhörerschaar durch den vorläufigen „Dumb-show" von Handschuh und Taschentuch zu beschäftigen suchte. Doch Olimpio in Egerias Salon schickt sich zu lesen an: „Egli ed ella eran due!" Er und sie waren ihrer zwei! Wie der stolze, vom Wetterstrahle getroffene Erzengel brüllte entsetzlich in der dräuend grimmen Luft ein ersterbender Sturm. Aus der Erde düsterem Schoße, Einer nach dem Anderen, wie psalmodirende Mönche ihren blassen Zellen entsteigen, tauchten frühlingwitternde Schwämme auf. Ihren beweglichen Mikrokosmos auf den Schultern, winzigen, pilgernden Atlanten gleich, wagten auch schleimige Schnecken sich hervor, die Pfeile ihrer Hörner ausreckend. Er und sie aber waren allein! Alleine betrachteten sie den rothen Todeskampf der untergehenden Sonne!" u. s. w.

Olimpios Vorlesung wird von enthusiastischem Beifallssturme aufgenommen. Lucifero aber, der ganzen Coterie nachgerade satt, beginnt einen Tisch zu rücken, um auf diesem nicht mehr ungewöhnlichen Wege das Urtheil des großen Alighieri einzuholen. Das Orakel Dantes beginnt mit einem zufriedenen Blicke auf die Verwirklichung seiner Idee vom einigen Italien. Aber die heutige Kunst und Literatur seines Vaterlandes kann er nicht loben. Sein erster Fluch gilt — der Zukunftsmusik.

„Ein Ungeheuer kommt vom kalten Norden, schändend die göttliche Tonkunst, mit scheußlichem Klingklang himmelantönend. Lärmend in lärmenden Tönen lärmet es so, daß unseren beleidigten Ohren Bomben und Kanonen wie süße Harmonien klingen."

Der Literatur aber wird vor Allem ihre Knechtung durch den französischen Einfluß vorgeworfen.

„Ueber Berg und Thal ziehen Galliens häßliche, trunkene Musen, die leichtfertigen Reize um schnödes Gold verschenkend. Ihre Sünde verstehen sie in goldene Schmeichelworte zu kleiden, mit Blumen ihre grinsende Häßlichkeit zu verhüllen. So wissen sie den Beifall der getäuschten Menge zu erschleichen."

Was wir Rapisardi zum Vorwurfe machen, ist der zweifelhafte Geschmack seiner geschraubten Rhetorik. Er gehört zu den Autoren, die sich die von Azeglio so energisch ausgesprochene Mahnung, seine Landsleute möchten doch einmal einfach und natürlich zu schreiben anfangen, nicht zu Herzen nehmen wollen. Den Splitter weiß er in Olimpios Auge zu entdecken, den Balken im eigenen Auge sieht er nicht. Er wüthet gegen den französischen Einfluß, und doch ist es gewiß gerade dieser, der dem modernen Italiener die Muster geschmackvoller Darstellung zugeführt hat. Und in der That, Viele scheinen die Lection bereits verstanden zu haben. Die unglücklichen Nachahmer von Boccaccios steifleinener Prosa sind heute verschwunden; Drama und Roman halten sich an bessere Normen, und selbst die italienische Lyrik hat 1877 unter dem Einfluß Heines und Mussets eine Blüthe getrieben, die auch in dieser Burgfeste des italienischen Bombastes eine Wendung zum Besseren ankündet. Ich meine die „Postuma" von Lorenzo Stecchetti (Bologna), der nur auf dem Titel seines Büchleins und im Nekrologe seiner schelmischen Vorrede gestorben ist, obgleich er uns genau „die dritte Cypresse rechts im Campo Santo" als sein Grab bezeichnet. Seine stark realistisch gehaltenen, erotischen Lieder bewegen sich zwischen den Polen der sinnlichen Wonne und des bitteren Hohnes, aber das reizende Idyll „Il Guado", welches die Furth des Waldbaches feiert, an dessen Kieselrande die Liebe den Dichter zum ersten Male knechtete, beweist uns, daß ihm auch die reinen und die milden Klänge keineswegs fremd sind. Die durchsichtige und zugleich farbengesättigte Form gibt dem neuen Lyriker ein Recht, sich einen Schüler Byrons, Mussets und Heines zu nennen. (Stecchetti dimenticava troppo spesso il Codice per Byron, Heine et de Musset che egli chiamava la sua Trinità, Vorrede Seite 2.)

(Schluß folgt.)

Das Mädchen von Byzanz.

Trauerspiel in 5 Aufzügen von Heinrich Kruse.*)

Heinrich Kruse hat seinen sehr bemerkenswerthen dramatischen Dichtungen eine neue hinzugefügt: „Das Mädchen von Byzanz". Wenn man das Trauerspiel als rein schriftstellerisches Erzeugniß beurtheilen und von deren Bestimmung für die Bühne ganz ab-

*) Leipzig 1877, S. Hirzel.

Digitized by Google

sehen will, so wird man dieser Arbeit eines wahren Dichters das wärmste Lob spenden müssen. Die bedeutenden Eigenschaften, die die gelungensten Werke Kruses auszeichnen, sind auch in diesem neuesten in hervorragender Weise vertreten: die Echtheit der Empfindung, die schöne Einfachheit und Gesundheit im Ausdruck. „Das Mädchen von Byzanz" ist mit einem Worte wiederum eine hocherfreuliche und eine respectgebietende schriftstellerische Leistung.

Dies vorausgeschickt, wird das weniger günstige Urtheil über die Bühnenbrauchbarkeit auf sein richtiges Maß von selbst zurückgeführt werden. „Das Mädchen von Byzanz" möchte ich eher ein dialogisirtes Epos als ein eigentliches Drama nennen. Jedenfalls ist es keine theatralische Dichtung. Von irgend welcher bühnenmäßigen Führung der Handlung, von der Hinaufleitung derselben in steigender Linie zum Höhepunkte und deren Hinabführung zum Ausgange ist nichts wahrzunehmen. Der Titel, welcher darauf schließen läßt, daß wir an dem Geschicke eines Mädchens innerlich betheiligt werden sollen, leitet irre. Die schöne Byzantinerin ist zwar die reizvollste, aber nicht die wichtigste Person der Tragödie; sie erscheint einmal, erhellt durch ihre Anmuth die düstre Umgebung, und erlischt plötzlich in ganz unversöhnlicher Weise, in uns Allen, die wir sie nach der kurzen Bekanntschaft schon so lieb gewonnen haben, ein schmerzliches wehmüthiges Gefühl zurücklassend.

Pausanias ist der eigentliche Held, den Kruse mit der ihm eigenen Energie scharf und kräftig herausgebildet hat; ein Held, der sich seines Heldenthums bewußt ist, rücksichtlos, ehrgeizig, groß und sinnlich.

So lernen wir den Sieger von Platää im ersten Aufzuge kennen, in dem Augenblicke, da er sich anschickt in Byzanz einzuziehen. Dieser erste Aufzug hat eigentlich keinen andern Zweck als den: uns den Charakter des Feldherrn durch einige Handlungen zu veranschaulichen. Kruse macht nicht einmal den Versuch, die Spannung irgendwie anzuregen und das, was man in der Theatersprache eine „Intrigue" nennt, auch nur einzufädeln. Er schildert uns den Gegensatz zwischen den Athenern, an deren Spitze Aristides steht — wobei beiläufig bemerkt werden mag, daß dieser Charakter recht stiefmütterlich vom Dichter behandelt worden ist — und den Spartanern, die von Pausanias geführt werden. Wir erfahren, daß die Athener sich mit Recht über Zurücksetzung zu beklagen haben und daß zwei derselben, ionische Schiffsführer, an Pausanias sich rächen wollen. Aber diese Rache erscheint doch ziemlich kleinlicher Natur; es ist eigentlich nur eine Etiquettenfrage, bei der zwar möglicherweise der Feldherr das Leben verlieren könnte, es thatsächlich aber nicht verliert. Wir lernen ferner den jugendlichen Chares kennen, den Liebling des Pausanias, — einen feurigen, jungen Mann, dessen reicher Oheim, Gelon, der in Byzanz lebt, der Ehre theilhaftig werden soll, den König und Feldherrn zu beherbergen. Kein weibliches Wesen erscheint in diesem ersten Aufzuge; unsere Neugier wird nicht angefacht, unser Interesse nur für das Vorhandene, aber nicht für das zu Erwartende in Anspruch genommen.

Eben so ruhigen und gemessenen Ganges schreitet die Handlung im zweiten Acte fort. Man wäre fast geneigt, ein Kruse'sches Bild anzuwenden und zu sagen: „sie schleppt sich wie eine lahme Ente". König Pausanias hält seinen Einzug bei Gelon, er knüpft im Geheimen Unterhandlungen mit dem Perserkönig Xerxes an und entsendet Chares mit wichtiger Botschaft. In diesem zweiten Aufzuge lernen wir die byzantinische Familie des Gelon kennen, den Wirth selbst, einen echten Kaufmann, seine verständige Frau, Melitta, und die liebliche Kleonike, „das Mädchen von Byzanz", — ein reizendes, natürliches, liebenswerthes Wesen, die seelenvolle und anmuthige Schöpfung eines wahren Dichters. Chares verlobt sich mit der zur Jungfrau herangewachsenen Kleonike, die er als Kind verlassen hatte; und diese Verlobungsscenen, die letzten Scenen des zweiten Actes, gehören unstreitig zu dem Allerbesten, was Kruse geschrieben hat. Es sind wahre Perlen; man bedauert, daß diese ganz dramatisch gedachten und sogar auch theatralisch durchgeführten Scenen sich gerade in einem Werke befinden, in dem sie, wie leider vorauszusehen, um ihre rechte und nachhaltige Wirkung: die Wirkung auf der Bühne, kommen müssen.

Chares hat sich auf Befehl des Königs also entfernen müssen. Pausanias bleibt allein bei seinem Gastfreunde Gelon zurück und läßt sich's wohl sein. Er hat sich von den Geboten der heimischen Strenge frei gemacht und fühlt sich in dem Luxus, der ihn umgibt, augenscheinlich sehr behaglich. Er ißt nicht mehr die „schwarze Suppe" sondern Leckerbissen, er trägt nicht mehr die schlechte Kleidung der Lakedämonier sondern lange, schleppende Gewänder. Unglücklicherweise hat er die schöne Kleonike, welche die behutsamen Eltern seinen Augen zu entziehen versucht haben, doch einmal erspäht, und nach einem guten Mahle wandelt ihn die Lust an, sich die Kleine kommen zu lassen. Mit ihr will er die Sorgen, die ihn zu berücken drohen, — seine Ungerechtigkeit, seine Ausschweifungen haben lebhafte Unzufriedenheit hervorgerufen, man hat sogar schon einen Angriff auf sein Leben gemacht — mit ihr will er diese Sorgen vertändeln. Auf Zureden ihres Vaters begibt sich Kleonike in das Gemach des Königs, der im Halbschlummer das gute Mahl verdaut. Die Lampe, welche ein dünner metallener Fuß trägt, ist auf Kleonikes Bitten gelöscht worden; diese Lampe wird umgestoßen. Pausanias, aus dem beängstigenden Halbtraume gewaltsam aufgeschreckt, glaubt, Mörder bedrohen sein Leben, greift nach seinem Schwerte und sticht das Mädchen nieder.

Diese Ermordung der Kleonike hat etwas Erbarmungsloses und brutal Grausiges, das einigermaßen an die analoge Situation in Otto Ludwigs „Erbförster" erinnert. Kruse hat hier wiederum das große Wagniß begangen, dem tückischen Zufall die Hauptbetheiligung an der Action zu überlassen. Das Ende dieses liebenswürdigen Mädchens ist vollkommen unmotivirt und wirkt daher auch unkünstlerisch. Da ist keine Schuld, keine Leidenschaft. Kruse versucht freilich später, das Ungeheuerliche doch zu motiviren.

„Nur nach der Absicht ist die That zu schätzen,"

wendet einer der Spartaner ein, der Pausanias wenigstens in diesem Punkte vertheidigen will; aber Chares antwortet ihm:

„O, seine war die allerschändlichste,
Und ohne Zufall hätt' er sie erreicht,
Ja, halbvollendet war sein Frevel schon!
Er hatte meine Braut dem schwachen Vater
Durch seine Drohungen schon abgetrotzt —
Daß ich noch reden und beweisen muß!
Nach allen göttlichen und menschlichen
Gesetzen ist er schuldig, schuldig, schuldig!"

Der von der Verzweiflung fast zur Besinnungslosigkeit getriebene Bräutigam darf also demonstriren, der objective Dichter nicht; und auf alle Fälle käme die Motivirung zu spät, um das tiefunerquickliche Gefühl, das sich unserer bemächtigt hat, von uns zu nehmen.

Im vierten Acte wird Kleonike bestattet, und während dieser Trauerfeierlichkeit trifft Chares ein. Sobald er erfährt, was Pausanias gethan, leistet er den Eid, Rache zu nehmen an dem Ungeheuer. Er will ihm als Mann mit dem gezückten Schwerte entgegentreten und ihn niederstrecken; aber diese männliche und menschlich entschuldbarste und natürlichste Rache wird ihm von den weisen Ephoren, die von Sparta nach Byzanz gesandt worden sind, um Pausanias abzusetzen, ausgeredet, und Chares zieht es vor, seinen Herrn zu verrathen als ihn zu ermorden. Kruse versucht es zwar, diese Wandlung in sehr scharfsinniger Weise zu rechtfertigen; aber es nützt alles nichts! Die volle Sympathie, die wir bisher dem jungen leidenschaftlichen Griechen entgegengebracht haben, wird durch dessen Treubruch in unrettbarer Weise zu Grunde gerichtet. Chares verschafft den Ephoren den Beweis, daß Pausanias in staatsgefährlicher Weise mit Xerxes in Unterhandlung steht und sich mit den ehrgeizigsten Plänen trägt, und die Ephoren setzen ihn ab und bringen ihn nach Sparta.

Digitized by Google

Der letzte Act, der die Bühnenmöglichkeit des Stückes nahezu ausschließt, schildert und zeigt uns nur das Ende des Pausanias, des unglücklichen Helden, der am Altar der Pallas verhungert. Auch dieser Aufzug enthält große poetische Schönheiten, namentlich die Scene zwischen Pausanias und seiner starren, echt spartanischen Mutter, Alithea; aber der Zuschauer im Theater würde für diese bedeutenden Eigenschaften des Dichtwerkes nicht die richtige Stimmung mitbringen und nicht die nöthige Empfänglichkeit besitzen.

In Summa: eine schöne literarische Arbeit, aber kein Bühnenstück.

Wie ich schon sagte, zeigt dieses Trauerspiel alle Eigenarten unseres Dichters im glänzendsten Lichte. Die Sprache ist durchweg markig und voll, wenn es sein muß, gehoben, aber niemals ohne Noth pathetisch. Es ließe sich sogar der Vorwurf aussprechen, daß Kruse bisweilen im Ausdruck etwas zu tief greift und vor gewissen Wörtern und Wendungen nicht zurückscheut, die sich in einem Trauerspiele, dessen Held Pausanias ist, doch gar seltsam ausnehmen! Die Bewohner des alten Byzanz haben sich gewiß eben so einfach über die häuslichen Vorkehrungen unterhalten wie wir; aber es wirkt trotzdem befremdlich, wenn Gelon seine Frau fragt:

„Und hat der Koch die Augen aufgethan,
Als er die Drosseln kaufte?"

und Melitta darauf antwortet:

„Lieber Mann,
Um welche Kleinigkeiten du dich kümmerst!"

Das ist ungemein natürlich, gar zu natürlich! Es wirkt nicht minder befremdlich, wenn ein junger Grieche mit seiner Braut schäkert und bei der Gelegenheit sagt:

„Und laß uns fröhlich mit einander dahlen,
Wie wir es manches liebe Mal gethan;"

und wenn derselbe junge Mann sagt:

„So müssen wir
Der Sache einen Schick zu geben suchen."

— wenn ferner das junge Mädchen einen jungen Mann, der ihr unangenehm ist, gerade wie eine fünfzehnjährige Berlinerin einen „Ekel" nennt und wenn die Mutter ausruft: „Ich bin außer mir!"

Es ist mir keinen Augenblick zweifelhaft, daß Kruse alles das sehr absichtlich gemacht hat, gerade wie Kleist seinen Hermann Thusnelda mit „Thuschen" anreden läßt; ich werde indessen bei der Lectüre dieser und ähnlicher ganz moderner Wendungen und landschaftlicher Redensarten immer wieder stutzig, und ich glaube, es wird manchem der Leser gerade so ergehen. Namentlich der „Kalauer" erscheint mir in einer griechischen Tragödie doch etwas ungehörig, und in diesem Trauerspiel ist ein echter ganz deutscher Kalauer enthalten und zwar in echt Kruse'scher Fassung. Chares beklagt den verwünschten Witz seiner Dummen-Jungen-Jahre:

„Er hat mir einmal Feigen eingetragen,
Fünfstenglige! von deiner werthen Hand."

— Ohrfeigen also!

Im Uebrigen ist auch diese Dichtung reich an sinnigen, treffenden Aussprüchen in guter Form und sie kann, wie es auf dem Titel des hübschen Buches „Altdeutscher Witz und Verstand" heißt: „den Liebhabern eines triftigen Sinnes in ungekünstelten Worten" warm empfohlen werden.

Paul Lindau.

Malerisches aus Irvings Skizzenbuch.

Mit specieller Rücksicht auf Ostade.

Von Karl Theodor Gaedertz.

Es gefiel mir von jeher, mich zu bemühen, was immer ich wahrnehme, mit den Augen dieses oder jenes Künstlers zu schauen. In den Anblick einer eigenartigen Landschaft, von Markt und Straßen einer Stadt, des Inneren eines alterthümlichen Gebäudes, von einer Gesellschaft oder irgend welcher Gruppe vertieft, plötzlich ausrufen zu können: träume ich? oder habe ich nicht ein Bild des und des Malers vor mir? und je weiter und eingehender man zusieht und studirt, um so mehr dies bestätigt zu finden, ich denke, das bereitet eine so große Freude, wie sie etwa nur ein Bibliotheken durchstöbernder Gelehrter empfindet, dessen feine Spürnase im tiefsten Winkel eine modernde Pergamenthandschrift — die Quelle seines zukünftigen Ruhmes — aufgeschnüffelt oder ein auf Runen oder Urnen versessener Professor, welcher im finstern Föhrenwald ein einsames Hünengrab — o ihr ihn unsterblich machenden Steinblöcke! — entdeckt hat. Mein Entzücken ist jedoch ein anderes, reiner und lauterer, eben weil ohne eitele Hintergedanken; es ist das ursprüngliche Vergnügen an der Fähigkeit, Dargebotenes voll und erschöpfend und individuell in sich aufnehmen und mit verwandten Erscheinungen harmonisch verbinden zu können.

Goethe erzählt von sich selbst, ihm hätte diese Gabe viel Genuß gewährt. Und jedesmal muß ich an seine mir unauslöschlich im Gedächtnisse stehenden Worte aus Wahrheit und Dichtung denken, wo er sagt: „Als ich bei meinem Schuster wieder eintrat, um das Mittagsmahl zu genießen, traute ich meinen Augen kaum; denn ich glaubte ein Bild von Ostade vor mir zu sehen, so vollkommen, daß man es nur auf die Galerie hätte hängen dürfen. Stellung der Gegenstände, Licht, Schatten, bräunlicher Teint des Ganzen, magische Haltung, Alles, was man in jenen Bildern bewundert, sah ich hier in der Wirklichkeit."

Wer jene Gabe nicht besitzt, kann sich schlechterdings keine rechte Vorstellung von diesem wohlthuenden nnd herzlichen Gefühle machen. Sie läßt sich nicht erlernen, wie eine fremde Sprache; sie muß eben in uns als Keim schlummern; einmal geweckt, wird sie durch die Uebung mit allen unseren Fasern verwachsen und, wie man sagt, in Fleisch und Blut übergehen. Haben wir uns erst daran gewöhnt, die abwechselnden Blattseiten der Natur, dieses göttlichen Universalbuches, mit den Augen des einen oder des anderen Künstlers zu lesen, wie gar leicht wird es uns da vollends mit den Werken eines Menschen, eines Dichters oder Schriftstellers!

Die Schriften Washington Irvings, dieses liebenswürdigsten aller amerikanischen Novelliſten, können nicht mit Unrecht eine Werkstätte genannt werden, in welcher sich jene glückliche Fähigkeit auf das Vielseitigste und Angenehmste ausbilden läßt. In seiner humoristischen Geschichte von New-York, welche er unter dem sprichwörtlich gewordenen Namen Diedrich Knickerbocker herausgegeben hat, öffnet sich vor den erstaunten Blicken des Lesers gleichsam ein Cyclus köstlicher Gemälde der niederländischen Schule, der niederländischen eben deswegen, weil Irving in seinem Buche bekanntlich die Zeit schildert, da New-York noch Neu-Amsterdam hieß, also während des Regimentes der holländischen Gouverneure und vor Besitzergreifung seitens der Engländer. Staffage und Scenerie erinnern zwar mehr an den großen Landschaftsmaler der Franzosen, Claude Lorrain, als an Ruysdael, aber in Charakter, Colorit und lebendig malerischer Auffassung sind sie des leichten und kecken Pinsels eines Rubens, Ostade und Teniers ähnlich und würdig. Obgleich Irving die peinlichen, steifen, altfränkischen Mynheers gar drollig illustrirt, so glaube ich doch, die Landsleute Wilhelms von Oranien, de Ruyters, Grotius, de Wits und van Tromps werden ihm deshalb kaum zürnen, vielmehr über seine treue, geistvolle und künstlerische Conception staunen.

Diese Vorliebe für das niederländische Genre treffen wir

Digitized by Google

auch noch in hohem Grade in Irvings Individualität, Originalität und Universalität auf das Wunderbarste vereinendem Skizzenbuch an: aber noch weit intensiver; sie scheint ein integrirender Theil seiner Novellen geworden zu sein. Hier besticht geradezu die feine Detailmalerei den Kenner wie den Laien. Man durchblättere die zweiunddreißig Essays: kaum ein einziges findet sich, wo jenes eigenthümliche Moment nicht auf diese oder jene Manier ausgeprägt wäre.

Wir wollen nicht mit dem scharfen Blick eines gewiegten Kunstkritikers jede einzelne Schilderung darauf hin prüfen, mit den Vorwürfen welcher verschiedener Maler dieselbe vergleichbar ist, sondern wie schon Goethe in der oben citirten Stelle Adrian van Ostade anführt, betrachten wir Irvings Skizzenbuchnovellen lediglich in ihrer Verwandtschaft mit den Genrebildern dieses berühmten niederländischen Meisters.

Mancher lächelt ungläubig. Verwandtschaft? Irving, der feine und vornehme Amerikaner und Diplomat sollte in seinen zarten und duftigen Schriften mit dem derben und kraftvollen Holländer und dessen bäuerlichen und kecken Gemälden Aehnlichkeit haben? Nicht möglich! Und dennoch ist es wahr, und, um mit dieser Behauptung festen Fuß zu fassen, heben wir eine Congruenz hervor, die uns zugleich einen guten Schritt vorwärts bringt. Beide sind Humoristen. Sie kehren mit Vorliebe die Behaglichkeit der Gesellschaft heraus; durch eine naive oder komische Scene gefesselt, entwickeln sie daran ihre Laune und ihren Witz. Beide wenden zur Hervorbringung des Humors Contraste an, aber solche, welche sich mehr außerhalb der Betrachtung geltend machen und sich im Bewußtsein des Beschauers oder des Lesers äußern: scherzhafte Streiflichter, schelmische Züge, die uns unwillkürlich ein Lächeln ablocken. Wie ähnlich ist darin nicht beispielsweise Ostades Bild „der Advokat"*) mit der unten näher beschriebenen Schilderung von Irvings „Eberkopfschenke"! Bei beiden liegt das ergötzliche Moment nur in einer einzigen Person: hier in dem Clienten, welcher neben dem in höchster Gemächlichkeit ein Document durchlesenden Rechtsanwalte das jenem zugedachte Geschenk an Wildpret, eingedenk des Spruches: „Wer gut fahren will, muß schmieren", bereit hält; dort in dem dürren Küster, welcher dem in Betrachtung eines seltenen, aber leider leeren Pokales ganz versunkenen Fremden, den er hergeleitet hat, nur mit einem Auge seine Theilnahme schenkt, während er mit dem anderen sehnsuchtsvoll nach dem am Heerde brodelnden Hammelbraten hinüberblinzelt. Eine dritte Parallele zwischen Irving und Ostade ist — was von letzterem jeder sich nur einigermaßen mit Kunst Befassende weiß —, daß der Schauplatz ihrer Scenen sehr häufig ein Wirthshaus ist. Aus dem Skizzenbuche werden es die später angeführten Belege beweisen. Und, seltsam zu sagen! wir glauben sogar bei Irving den Zauber des Ostade'schen Helldunkels über das Ganze ausgegossen zu sehen; ein durch ein Fenster oder durch eine sonstige Oeffnung in das Dunkele einfallender Lichtstrahl ruft die eigenthümlichsten Effecte hervor, wodurch die niedrigste Kneipe interessant, ja anheimelnd erscheint. Also ergibt diese Untersuchung Harmonie des Geistes, des Stoffes und der Behandlung beider Meister; wir könnten, wollten wir subtil sein, vielleicht noch mehrere Parallelen ziehen, z. B. daß beide in der schönsten Bedeutung des Wortes Naturalisten sind, indessen es genüge, unser gewonnenes Resultat zu illustriren.

Ich darf wohl annehmen, daß im Großen und Ganzen Ostades Bilder Jedem bekannt sind; so will ich, darauf gestützt, Irving'sche „Skizzen", aber blos einzelne und zwar die bedeutsamsten, näher ausführen, es dem Leser überlassend, auf eigene Hand weiter zu forschen.

Eines Gemäldes — es sei mir gestattet, mich so auch in Bezug auf Irving auszudrücken — geschah bereits oben Erwähnung, nämlich der „Eberkopfschenke". Dieses ist unstreitig die Perle sämmtlicher in Ostade'scher Manier gehaltenen Skizzen. Es bietet sich eine Wirthsstube dem Beschauer dar. Durch ein Fenster zur Seite dringen wenige Strahlen der Abendsonne hinein, während am unteren Ende des Zimmers auf dem mit blitzenden Messingleuchtern, zinnernen Krügen und blankem Küchengeräthe gezierten Kamin ein Kohlenfeuer brennt, über welchem eine feiste Hammelbrust gebraten wird. In das durch dieses Zusammenfließen der beiden Farbentöne in dem sonst dämmerigen Raume bewirkte Zwielicht ergießt sich im Hintergrund aus der offenen Thür eines hellerleuchteten Nebenstübchens ein voller, goldklarer Lichtstrom, so daß wir bis in den tiefsten Winkel zu sehen und jede Person zu erkennen vermögen. Zunächst bemerken wir in der eigentlichen Schenke an mehreren Tischen eine Gruppe Stammgäste, welche sich unterhalten oder gütlich thun. Im Hinterzimmer zeigt die wohlbeleibte und ansehnliche Wirthin einem vornehmen, fremden Herrn einen alterthümlichen Becher und andere Raritäten und erzählt dabei mit lebhafter Wichtigkeit die dazu gehörigen Geschichten. Ein altes trockenes Männlein, der würdige Küster, welcher den über die Bewunderung jede körperliche Erfrischung vergessenden „Kenner" hergeleitet hat, schenkt mit dem einen Auge dem seltenen, aber leider nicht gefüllten Pokal seine pflichtschuldige Theilnahme, wobei er mit dem anderen verstohlen und nachdenklich seinen Blick auf dem duftenden Hammelbraten ruhen läßt, der in träufelndem Fett über dem Feuer brodelt. Ein dritter Gast mit runder Purpurnase, deren Spitze unter einem mächtigen Hute herauslugt, wie eine tiefrothe Bauerrose aus üppigem Blattwerke, setzt, indem er mit neugieriger Geringschätzung die Gruppe streift, wohlgefällig seinen zur Hälfte ausgeleerten Krug an die breiten Lippen.

Nichts von dem, was wir in Ostades Bildern bewundern, vermissen wir: die drastische Behäbigkeit und Naturwahrheit, die joviale Zusammenstellung, der schelmische Humor, ja sogar die warme, charakteristische Farbenharmonie kommen zur vollsten Geltung.

Man denke ferner bei Irving an die Figur des schläfrigen Rip van Winkle und an dessen Umgebung! Ich meine, man müßte auf den ersten Blick hin erkennen: das ist ostadisch! Dort im Hintergrund eine niedrige holländische Dorfschenke, über deren halboffener Thür ein alterthümliches Schild einladend hängt. Vor der Kneipe sitzt auf rauher Holzbank an morschem Tische beim Kruge Ale der biedere Rip, mit breitem, gutmüthigem Gesicht und bäurisch grober Kleidung, um die Wette mit dem dicken Wirthe starke Dampfwolken aus der Thonpfeife blasend. Sie scheinen die Ereignisse neugierig anzuhören, welche der kleine Dorfschulmeister mit gar wichtiger Miene aus einem alten Zeitungsblatte zum Besten gibt. Die Zweige eines von manchem Sturm arg mitgenommenen Baumes gewähren Schatten vor den hier und da eindringenden Sonnenstrahlen und hüllen das ehrbare ländliche Trio in mystisches Helldunkel.

Rip van Winkle, dessen Bekanntschaft wir so eben flüchtig gemacht haben, den guten Rip, durch und durch das genaue Conterfei einer von Ostades Pinsel geschaffenen Gestalt, treffen wir als Helden in folgendem, figurenreicheren Gemälde.

Nach einem vieljährigen, traumhaften Schlaf in den Kaatskill-Bergen kehrt er in seinen Geburtsort zurück, er selbst umgewandelt und mit ihm der Schauplatz; denn auch sein kleines, alterthümliches, von holländischen Colonisten gegründetes Heimatsdorf hat unter der Metamorphose der Monarchie in eine republikanische Staatsverfassung gelitten. Wie er Alles so ganz verändert, sogar seine eigene Hütte nicht wiederfindet, da zieht es ihn zum lieben Wirthshause; das ist ihm wohlbekannt, dort hat er früher täglich sein Pfeifchen geraucht, seinen Krug Ale getrunken und mit gleichgesinnten, treuen Freunden geplaudert. Aber was erblickt er?

An Stelle der ehemaligen Kneipe erhebt sich ein schiefes, hölzernes Gebäude mit weiten, halboffenen Fenstern, deren Scheiben zum Theil zerbrochen und mit zerfetzten Tüchern und Kleidungsstücken nothdürftig verstopft sind. Der schattenspendende Baum hat einer hohen, kahlen Stange weichen müssen, an deren Spitze sich etwas befindet, was einer rothen Nachtmütze nicht unähnlich sieht; nur das alte Schild hängt, freilich mit bunten

*) Man vergleiche darüber und weiterhin: Adrian van Ostade. Sein Leben und seine Kunst. Von Dr. Theodor Gaedertz. Lübeck. (Gläsers Verlag.)

Digitized by Google

Farben beklext, noch über der Thür. Auch der Charakter der vor dieser morschen, aber malerischen Bretterbude versammelten Gesellschaft ist ein ganz anderer. Das gewohnte Phlegma und die gemächliche, ja schläfrige Friedseligkeit ist in ein wüstes Treiben ausgeartet. Ein lebhaft gestikulirender politischer Kannegießer befleißigt sich, einer Anzahl tölpelhafter Bauern seine Ideen über Bürgerrechte, Wahlen und Freiheit recht klar ad oculos zu demonstriren. Mehrere, denen sein Raisonnement doch wohl über ihren Verstandeshorizont geht, wenden ihm den Rücken und glotzen auf die Hauptgruppe rechts. Dort nimmt ein sich wichtig machender Herr mit gekrämptem Hute, vielleicht der Friedensrichter, den ob der großen Veränderungen mit offenem Mund einfältig dreinschauenden Rip scharf in's Gebet; mit stechenden Augen den Aermsten, welcher gewiß unschuldiger ist als der Inquisitor, durchbohrend, schwingt er drohend seinen Krückstock über dessen Haupt: in der That, die Erscheinung des guten Rip ist höchst auffällig und verdächtig. Eine alte verrostete Flinte, welche er an Stelle seiner eigenen beim Erwachen vorgefunden hatte, hängt ihm über den Schultern, und der ihm in der Zwischenzeit wild und lang gewachsene graue Bart erhöht seine ersichtliche Staatsgefährlichkeit. Das denkt auch ein Haufen resoluter Weiber und dummdreister Buben, die sich an seine Fersen gehängt haben und ihn frech und neugierig von Kopf bis zu Fuß mustern, während eine blühende, saubere Frau mit einem pausbackigen Kind auf dem Arme den alten Mann mitleidig betrachtet. Nicht ohne Zusammenhang mit dieser Gruppe ist eine Person, welche ganz im Hintergrunde links herzutritt: der alte Peter Vanderdonk, der älteste Einwohner des Dorfes, welcher berufen ist, Rips wunderbares Erscheinen in befriedigendster Weise zu erklären und ihm in jener mitleidigen Frau mit dem Knäblein auf dem Arme dessen Tochter und Enkel, die einzigen noch lebenden Blutsverwandten, vorzustellen.

Denken wir uns über diese reiche Scene, welche sich trotz ihrer anscheinenden Zerfahrenheit auf einen Punkt, nämlich auf den alten Rip, concentrirt, jene Ostade eigenartige Licht- und Tonfärbung ausgebreitet, so fehlt nichts von dem, was ein Gemälde dieses Meisters charakterisirt und individualisirt. Selbst dem Humor ist Rechnung getragen in der Persönlichkeit des die Bauern haranguirenden Schenkenpolitikers und in jener des wichtig thuenden Mannes mit dem gekrämpten Hut und dem geschwungenen Krückstock.

Sehr köstlich ist die Schilderung von der ländlichen Schule des ehrbaren Ichabod Crane. Man wähnt, ein Pendant zu dem bekannten im Louvre befindlichen Ostade'schen Bilde „Die Dorfschule" vor sich zu haben. Da sitzt er, jener originelle Typus eines vielgeplagten Dorfpädagogen, auf dem hohen Stuhle, von welchem aus er das, was in seinem kleinen wissenschaftlichen Reiche vorgeht, mit geübter Herrschermiene beobachtet und übersieht. Doch wie der zürnende Zeus thront er, in seiner Hand einen Rohrstock, das gefürchtete Scepter seiner despotischen Macht, schwingend. Das Birkenreis der Gerechtigkeit ruht auf drei Nägeln hinter dem Katheder, zum beständigen Schrecken für jedweden Missethäter, während auf dem Schreibpulte vor ihm allerlei Contrebandartikel und verbotene Waffen, welche er offenbar vor kurzem bei den nichtsnutzigen Buben entdeckt hat, liegen: angebissene Aepfel, Knallbüchsen, Brummkreisel, Fliegenfänger und ganze Legionen kleiner, papierener Vögel. Dem Anscheine nach ist soeben erst ein höchst eindrucksvoller Act der Justiz vorgenommen worden, denn die liebe holländische Schuljugend ist zum größeren Theile sehr aufmerksam über ihren Büchern beschäftigt. Blos ein boshafter Bursche flüstert, hinter seiner Schiefertafel spöttisch lächelnd, mit seinem verschmitzt grinsenden Nachbar und raunt ihm sicherlich eine für den gestrengen Schulmeister wenig schmeichelhafte, aber gewiß charakteristische Titulatur zu, und ein paar andere Knaben schielen, furchtsam oder neugierig die Dinge, die da noch kommen sollen, erwartend, mit einem Auge auf ihren grollenden Lehrherrn hin: offenbar hat sich das Gewitter noch nicht vollständig entladen; eine Art schwüler, unheilschwangerer Luft lastet wie ein Alp auf dem Ganzen. Und dennoch bricht ein Sonnenstrahl hindurch: es ist die muntere, scherzhafte Laune, welche auch hier wieder ihr neckisches Spiel treibt mit all der düsteren Tragik, die auf der Stirn des Strafe brütenden Pädagogen geschrieben steht. So ermangelt dieses Irving'sche Seitenstück zu dem erwähnten Bilde von Ostade weder einer gewissen dramatischen noch komischen Wirkung.

Mit besonderem Behagen verweilt Irving bei der Beschreibung von Gasthofsküchen und deren Insassen, — dieselbe Vorliebe, wie sie Ostade hat, wenn er so häufig eine gemüthliche Gesellschaft um den Kamin in einer Schenke versammelt darstellt.

Auf einer Reise, welche ich einstmals durch die Niederlande unternahm, so beginnt unser amerikanischer Novellist sein Skizzenbuch-Essay The Inn Kitchen, war ich eines Abends in der Pomme d'or, dem vornehmsten Gasthof eines kleinen flamländischen Dorfes angelangt. Die Stunde der Table d'hôte war vorbei, so daß ich mich gezwungen sah, ein einsames Mahl einzunehmen. Das Wetter war kalt; ich saß allein in dem großen, düsteren Speisezimmer und studirte nach dem Essen den gesammten literarischen Hausschatz des Wirthes, eine holländische Familienbibel, einen Kalender und eine Anzahl alter Pariser Avisen. Von Zeit zu Zeit schlug ein lautes Gelächter, das aus der Küche her zu kommen schien, an mein Ohr. Jedermann weiß, welch eine Lieblingszufluchtstätte die Küche einer Kneipe auf dem Lande für die mittlere und unterste Klasse der Reisenden ist; vorzüglich bei der zweideutigen Art von Wetter, wo ein Kaminfeuer gegen Abend angenehm wird. Ich warf die Zeitung bei Seite und suchte den Weg, um die Gruppe in Augenschein zu nehmen, welche so lustig zu sein schien. — Und jetzt malt Irving mit leichten, kecken Pinselstrichen, den richtigen, kräftigen Farbentönen und mit jenem magischen Colorit ein vollkommen Ostade'sches Gemälde: Rund um einen ungeheuren, glasirten Ofen, der mit allerhand blankgeputztem Küchengeräthe bedeckt ist, zwischen welchem ein gewaltiger kupferner Theekessel dampft und zischt, sitzen Stammgäste und Reisende. Eine große Lampe wirft eine starke Lichtmasse auf die Gruppe und läßt manch seltsame Physiognomie grell hervortreten. Die goldgelben Strahlen erleuchten zum Theil die geräumige Küche und verlieren sich im Dunkel der entlegenen Winkel, ausgenommen da, wo sie in milderem Glanz auf der breiten Seite eines Schinkens sich sammeln oder von den wohlgescheuerten Töpfen und Pfannen zurückgeworfen werden, welche mitten aus dem Helldunkel hervorblitzen. Eine flotte flämische Dirne mit langen Ohrgehängen und einer Halskette mit einem goldenen Herzen daran bedient die Gesellschaft, von welcher Viele ihre Thonpfeife schmauchen und die Meisten einen Bierkrug vor sich haben. Die Hauptperson aber bildet ein corpulenter alter Mann mit rothem Gesicht, einem Doppelkinn, einer Habichtnase und freundlich blinzelnden Augen. Er lehnt sich in den gewaltigen Stuhl, einen Arm in die Seite gestemmt, in der einen Hand eine sonderbar geschnitzte Tabakspfeife, aus echtem Meerschaum mit silberner Kette und seidenen Troddeln verziert, haltend, — den Kopf etwas zur Seite geneigt und mit dem einen Auge dem drallen Mädchen einen schelmischen Blick zuwerfend, während die Gäste ihm die größte Aufmerksamkeit schenken. Er gibt nämlich eine seiner Liebesgeschichten oder irgendwelche lustige und interessante Anekdote zum Besten, denn lustig und interessant muß sie sein, wie würden sonst wohl die Zuhörer so behaglich und zufrieden schmunzeln!

In der That, wenn wir nur an diese einfache und dabei doch so sehr meisterhafte Schilderung denken, welche solche Klarheit und Anschaulichkeit hat, daß hier Alles Leben und Gestaltung bekommt und man gleich die ganze Scene auf die Leinwand zaubern möchte, da gewinnt unwillkürlich die Ueberlieferung Glauben, Irving sei selber in der Malerei wohl bewandert und lange Zeit unschlüssig gewesen, ob er sich ihr nicht widmen solle. Der Aufenthalt in Rom im Jahre 1804, die dortigen Gemälde und antiken Schätze, der Umgang mit den Künstlern flößten ihm diesen Gedanken ein; — doch es däucht mir, als habe er das bessere Theil erwählt, seine Bilder mit der Sprache und Schreibfeder zu verlebendigen, nicht mit Pinsel und Palette: so erfreut er den Leser und gewährt obendrein demjenigen, welcher mit dem

Digitized by Google

Auge eines Künstlers zu sehen vermag, einen unschätzbaren Genuß, vielleicht einen reineren und höheren, als uns seine Gemälde selbst bereitet haben würden.

In Wahrheit, es ist eine Lust, zu beobachten, mit welchem sorgfältigen Fleiß und Eifer Irving, da er nicht ausübender Maler geworden, wenigstens in seinen Schriften seine malerischen Kenntnisse und Studien, im Skizzenbuche namentlich in Hinblick auf die niederländische Schule, zu verwerthen sucht, wobei er sich, wie ich, je mehr ich mich in den Geist und in die Stimmung und Auffassung seiner Darstellung vertiefte, erkannt und nachzuweisen mich bemüht habe, ganz speciell Ostade zum Muster nahm. Er hat dessen Meisterwerke gesehen und ist vielleicht, wie es mir ergeht, immer wieder zu denselben mit magischer Gewalt hingezogen worden. Mit welcher Wonne mag er in London den Buckingham-Palace, die Bridgewater-Gallery und das Dulwich-College besucht haben, in Paris das kaiserliche Louvre, die Museen in Amsterdam und im Haag und zu Florenz die königliche Gemäldegalerie der Uffizien! Wie wird er bei seinem späteren Aufenthalte in Madrid und vorzüglich in Dresden im Anblick der dort befindlichen Perlen Ostade'scher Kunstschöpfung geschwelgt haben; gewiß nicht minder als Goethe. Nur auf diese Weise konnte er es lernen, mit dem Auge dieses Malers zu sehen, und daß er es gelernt, dafür sprechen am besten seine Schriften; nur so vermochte dessen Manier auch die seinige, Irving gleichsam ein Schüler von Ostade zu werden. Blos eine Seite unseres gemüthvollen Meisters, welche ihn, aber auch nur ihn und etwa Adrian Brower gut kleidet, hat er, auch schon, weil er viel zu sehr Gentleman war, nachzuahmen sich mit richtigem Taktgefühle gescheut: es ist das derbe und rohe Element, welches vornehmlich in dem bekannten und in seiner Art unleugbar schönen Bilde von Ostade „Raufende Bauern" zu Tage tritt.

Ein artiges Genrebild, das mir von jeher als eine der reizendsten und natürlichsten im niederländischen Stil und Geschmack gehaltenen Darstellungen aus dem Skizzenbuch erschienen ist, gebe ich zum Schluß mit Irvings eigenen Worten wieder. Ich trete, erzählt er, in die Küche eines Wirthshauses, — welch ein Gemälde der Behaglichkeit und Sauberkeit und des gemüthlich ehrbaren Frohsinnes! An den Wänden stehen ringsumher hellblitzende Kupfer- und Zinngeräthe. Schinken, Zungen und Speckseiten hängen von der Decke herab; ein Bratenwender rasselt am Herd, eine Uhr tickt in einer Ecke. An einem wohlgescheuerten, fichtenen Tische sitzen bei kräftiger Kost Fuhrleute und Bauern; andere Gäste rekeln sich schmauchend und schwatzend beim Kruge Ale auf Schemeln neben dem vom prasselnden Holzfeuer mit einem röthlichen Scheine hellbeleuchteten Kamin. Hübsche Hausmädchen, unter dem Scepter einer frischen, geschäftigen Wirthin, bedienen, wobei sie aber einen Augenblick wahrnehmen, ein flüchtiges Scherzwort mit der Gruppe am Herde zu wechseln oder mit ihr zu schäkern.

Ist das nicht ein vollendetes Ostade'sches Genrebild? „So vollkommen, daß man es nur," um Goethes in der Einleitung hervorgehobenen Worte zu wiederholen, „auf die Galerie hätte hängen dürfen." — Vorzügliche Uebereinstimmungen und Analogien liefert insbesondere noch die „Sage von der schläfrigen Schlucht" mit ihrem ausgeprägt holländischen Typus, eine Geschichte, welcher das bereits oben besprochene Bild „Der Dorfpädagoge" entnommen ist. Die Schilderung der Einrichtung des Hauses, der Auswahl an Speise und Trank, des Betragens und Behagens der die Scenerie belebenden Gesellschaft, — einem wahrhaftigen Maler mit kundigem Auge würde das Herz im Leibe vor Freude hüpfen, wenn er beinah aus jeder Seite ein Bildchen oder eine Radirung in der Manier von Ostade herauslugen sieht. Diese entzückende Kleinmalerei haben unter den Engländern Allston und Leslie und bei uns in Deutschland Ritter und Camphausen mannichfach illustrirt, jedoch nur mit dem Zeichenstifte. Mich aber will bedünken, als veranschaulichten Pinsel und Farben erst recht eigentlich das Ostade'sche Element in dem Malerischen aus Irvings Skizzenbuch.

Notizen.

Die Hoffeste sind vorüber und haben in der überaus freundlichen Berliner Aufnahme des östreichischen Thronerben einen Abschluß gefunden, dessen friedliche Bedeutung auch der Fastenzeit eine günstige Signatur verlieh. Jene glänzenden Wochen waren für die Specialreporters, die darüber den Zeitungen berichten mußten und in der Ausübung ihres Berufes eine beneidenswerthe Toilettenkenntniß entwickelten, recht ermüdend gewesen, noch ermüdender aber für die Theilnehmer, die hiesigen und fremden Gäste. Auch das Hofleben ist nicht durchweg rosig und man begreift, daß Fürst Bismarck sich demselben, soviel irgendwie thunlich, entzieht. Auch mag jener Schimmer oft genug Herzensleiden verbergen, die um so schmerzlicher empfunden werden, als sie sich in der farbigen prachterfüllten Umgebung nicht Luft machen dürfen. Zu den geheimen Unglücklichen dieser sonnigen Region soll der chinesische Gesandte gehören, der nach Berlin mit der Zuversicht kam, er werde bei den Ceremonien und Hofcirkeln unter den Botschaftern rangiren, während sogar dieser und jener Vertreter eines kleinen europäischen Staates kraft des Rechtes der Anciennetät einen Vorrang hat, der den bezopften Vertreter des himmlischen Reiches in den Schatten stellt. Seine Excellenz soll sich darüber gelegentlich lebhaft beschwert haben. Hoffentlich wird daraus keine Verwicklung mit China entstehen, die den soeben nothdürftig gesicherten Weltfrieden wieder in Frage stellen könnte. Die letzte bewegte Geschichtsepoche hatte ohnehin mancherlei heikle Momente auch auf dem glatten Parquetboden des kaiserlichen Schlosses beobachten lassen. So war der türkische Botschafter Sadullah Bey einigemal in sichtbarer Verlegenheit, wenn er sich neben dem Botschafter Rußlands, Herrn v. Oubril befand, dessen Angesicht schon seit geraumer Zeit die Vorahnung des neuesten völkerrechtlichen Princips, des berühmten: Beati possidentes! wiederspiegelte. Politiker und Journalisten mühten sich vergebens mit der Frage ab, warum gerade Sadullah Bey zum zweiten Bevollmächtigten für die Friedensverhandlungen in Adrianopel von der Pforte bezeichnet und zu der weiten Reise im Winter genöthigt wurde. Die Wenigsten wußten den wirklichen Grund. Der ottomanische Botschafter war froh, nicht während des Zusammenbruchs des Reiches, welches er in der deutschen Hauptstadt repräsentirt, an Festen theilnehmen zu müssen, wo er den nicht immer bewundernden Blicken seiner Collegen und sonstiger Mitgäste ausgesetzt war. So wird er eine zeitweilige Entfernung vielleicht selbst gewünscht und von seiner Regierung um so leichter erlangt haben, als damit Rivalitäten in Stambul, die sich wegen der historischen Mission nach Adrianopel oder St. Stefano durchkreuzten, am besten zum Schweigen gebracht wurden. Die hiesige diplomatische Welt wird übrigens infolge des russisch-türkischen Friedensschlusses, wenn derselbe erst durch den Congreß perfect geworden, einer interessanten Ergänzung entgegengehen. Man wird Gesandte Rumäniens, Serbiens, vielleicht sogar Montenegros zu Gesicht bekommen, deren verschiedene Nationalcostüme die sprichwörtliche Neugier der Berliner in Anspruch nehmen werden. Rumänische Agenten gab es hier bekanntlich schon früher. Aber der Oberhofceremonienmeister wird sich nicht mehr den Kopf zerbrechen, wie er die halbschlächtigen Diplomaten, ob als Mitglieder des anderweitigen Corps oder als distinguirte Fremde, placiren soll. Scenen, wie sie sich zur Zeit des Herrn Cretzulesco aus Bucharest ereigneten, welche die Chronik damals mit blutendem Herzen in diesen Blättern verzeichnen mußte, werden sich nicht mehr wiederholen. Kein türkischer Botschafter wird mehr dagegen reclamiren, daß die Gemahlin eines einfachen diplomatischen Agenten sich in den für die ständigen Botschafter und Gesandten reservirten Salon verirrt hätte. Herr von Stillfried oder sein Nachfolger wird aufathmen und je mehr Vertreter uns der Orient schickt, desto mehr wird sich seltsamer Weise die Aufgabe des mit der Wahrung der Hofetikette betrauten Würdenträgers vereinfachen. Ob indessen die hiesige Gesellschaft von jenem östlichen Zuwachs sehr viel an Winterfreuden gewinnen wird, ist um so fraglicher, als die Budgets der neugebackenen Donaustaaten die Segnungen ihrer Befreiung, das heißt ihres Protectorwechsels, noch lange verspüren werden und das finanziell erschöpfte Rußland ihnen schwerlich sobald mit reichlichen Subventionen unter die Arme greifen dürfte.

* * *

Digitized by Google

Die augenblicklich in der permanenten Kunstausstellung (Commandantenstraße) ausgestellten Bilder von Böcklin, welche allseitig die größte Aufmerksamkeit erregen, geben uns die Veranlassung, auf das neueste Heft von „Nord und Süd" aufmerksam zu machen, welches eine umfassende Würdigung des eigenartigen Meisters aus der Feder von Friedrich Pecht in München und Böcklins Selbstporträt, radirt von Rudolf Schick, enthält. Das Märzheft bringt außerdem die neueste Novelle von Rudolf Lindau: „Tödliche Fehde" und die folgenden wissenschaftlichen Abhandlungen:

Centralasien und China von Georg Gerland in Straßburg,
Die Entstehung der Hanse von F. Frensdorff in Göttingen,
Zur Philosophie der Gegenwart. I. Der Materialismus von Jürgen Bona Meyer in Bonn, und endlich:
Wieder einmal über die Mode von Friedrich Vischer in Stuttgart.

Namentlich der letztere Aufsatz dürfte durch die Tiefe des Inhaltes und die drastische Kühnheit in der Form die Theilnahme für diese allgemein interessirende Frage in den weitesten Kreisen hervorzurufen geeignet sein. Mag man mit den Anschauungen des berühmten Aesthetikers in diesem oder jenem Punkte auch nicht einverstanden sein, mag man sogar auch Anstoß nehmen an einigen ungewöhnlichen energischen Ausdrücken, mag man das Recht haben, „gesittet pfui" zu sagen, —

„Man darf das nicht vor keuschen Ohren nennen,
Was keusche Herzen nicht entbehren können"

— die Bedeutung und der tiefsittliche Ernst dieser Abhandlung werden von keinem Einsichtigen angezweifelt werden können.

Die „Neue Freie Presse" beschäftigt sich in einem sehr ergötzlichen Feuilleton mit dem Vischer'schen Aufsatze. Es wird da in lustiger Weise geschildert, wie „Professor Modehaß" in fieberhafter Erregung über den Ungeschmack von einer schrecklichen Vision modernster Confectionserzeugnisse heimgesucht worden ist und einige Tage später in der nüchternen Wirklichkeit den getreuen Ebenbildern dieser Schreckensgestalten begegnet. Da, heißt es weiter, „erwachte der alte Grimm in seiner Brust, und in der Erregung stieß er mit dem Ellenbogen an das Tintenfaß, daß es umfiel und die schwarze Brühe über schönes Weißpapier sich ergoß, auf dem nun die plötzlich wieder frei gewordenen Höllengeister ihren Hexensabbath aufführten. Es half nichts, der Professor mußte wieder zu seinem Schimpfwörterbuch greifen, um den Satanskindern Mores zu lehren, und es war eine Freude, zu sehen und zu hören, wie tapfer er die Blätter wendete und wie derb er die einzelnen Worte fluchte. Man konnte glauben, der alte Fischart wäre wieder in die Welt gekommen, um den Germanen der „Jetztzeit" (der Name Gegenwart ist viel zu gut für eine Zeit, die so schlechten Geschmack hat) ihre Bildung und ihr zimperliches Deutsch zu vertreiben. Wer aber Näheres darüber erfahren will, der lese in dem neuesten Hefte von Paul Lindaus Monatsschrift „Nord und Süd" den Aufsatz von Fr. Vischer (Professor Modehaß): „Wieder einmal über die Mode", worin auch von den erwähnten Visionen Weiteres erzählt und überhaupt von Allem eingehend berichtet wird, was sich ein so bedeutender Mann wie Vischer, wenn nicht der Vater, so doch zum mindesten der Onkel der deutschen Aesthetik, angesichts der Modelächerlichkeiten des Augenblickes denken kann. Der Aufsatz ist in einem so unmodischen, antik derben Tone geschrieben, daß die Redaction der Berliner Monatsschrift sich in der höchst eigenthümlichen Zwangslage sah, den empfindlicheren Theil ihrer Leser vor der Lectüre desselben oder wenigstens seiner ersten sechs Seiten zu warnen. Die ausgesteckte Warnungstafel hat ohne Zweifel nur den Einen Erfolg, ein kleines Duell zwischen Neugier und Empfindlichkeit zu veranlassen, in welchem die letztere sich hoffentlich nicht zu stark wehren wird. Es wäre weit gekommen in unserer von schiefer Bildung halb erstickten Zeit, wenn sogar ein Vischer seine Worte in einen Schleier hüllen und seine Gedanken in ein Feigenblatt wickeln müßte, um vor Anstand, Zopf und Perrücke Gnade zu finden. Für unser Theil wünschen wir dem Aufsatze die weiteste Verbreitung. Möge er namentlich vom weiblichen Geschlechte gelesen werden, das so selten Gelegenheit findet, aus dem berufenen Munde eines Künstlers und Aesthetikers die volle Wahrheit zu hören über die echt weibliche Kunst, das Ebenbild Gottes nach der Mode zu verhunzen."

Wir wollen die Gelegenheit nicht ungenützt vorübergehen lassen, ohne darauf hinzuweisen, daß das Aprilheft von „Nord und Süd" wiederum einige höchst beachtenswerthe Beiträge veröffentlichen wird, u. A. die neueste Novelle von Adolf Wilbrandt: „Untrennbar" und den Beginn einer Reihe von Aufsätzen zur Geschichte der italienischen Kunst aus der Feder des Nestors und Meisters unserer deutschen Geschichtschreibung, Leopold von Ranke. Diese Studien sind von Ranke während seines Aufenthaltes in Italien vom Herbste 1828 bis zum Januar 1831 niedergeschrieben worden. Sie haben also nahezu eine halbes Jahrhundert im Pulte geschlummert, und „Nord und Süd" kann sich gewiß Glück dazu wünschen, von dem großen Schriftsteller der Ehre, diese Studien endlich veröffentlichen zu dürfen, gewürdigt worden zu sein. Leopold von Ranke behandelt sein Thema in 7 Abschnitten:

I. Grundlagen und Anfang.
II. Giotto und seine Nachfolger.
III. Quatrocentisten.
IV. Uebergang vom 15. zum 16. Jahrhundert.
V. Erinnerungen an Lionardo da Vinci und Michel Angelo.
VI. Rafael.
VII. Tizian und einige seiner Zeitgenossen.

Von den später in „Nord und Süd" erscheinenden Beiträgen nennen wir hier nur noch die neueste Novelle von Berthold Auerbach: „Der Sohn des Käthchen von Heilbronn" und „Dänholm", eine Idylle in Versen von Heinrich Kruse. Diese beiden letzteren Dichtungen werden voraussichtlich im Maihefte zur Veröffentlichung kommen.

* * *

Die Phantasie als Grundprincip des Weltprocesses.*)

J. G. Fichte sagt in seiner „Wissenschaftslehre" von der productiven Einbildungskraft: „Ohne dieses wunderbare Vermögen läßt sich gar nichts im menschlichen Geiste erklären und es dürfte sich gar leicht der ganze Mechanismus des menschlichen Geistes darauf gründen." In ähnlicher Weise äußerte sich auch schon Kant in der „Kritik der reinen Vernunft": „Die Synthesis überhaupt ist die bloße Wirkung der Einbildungskraft, einer blinden, obgleich unentbehrlichen Function der Seele, ohne die wir überall gar keine Erkenntniß haben würden, der wir uns aber selten nur einmal bewußt sind." Und wiederum: „Dieser Schematismus des Verstandes in Ansehung der Erscheinungen und ihrer bloßen Form (das transscendentale Produciren der Einbildungskraft) ist eine verborgene Kunst in den Tiefen der menschlichen Seele, deren wahre Handgriffe wir der Natur schwerlich jemals abrathen und sie unverdeckt vor Augen legen werden." Angesichts solcher Aussprüche ist es nicht zu verwundern, wenn schon im Interesse der Erkenntnißtheorie diesem wunderbaren Vermögen einmal eine so eingehende Untersuchung gewidmet ward, wie es in diesem Werke geschieht. Zu verwundern ist es vielmehr, daß dies nicht schon längst geschehen ist.

Andererseits zeigt sich aber auch auf einem anderen Gebiete als dem des Wissens, dem des religiösen Glaubens nämlich, die Einbildungskraft oder Phantasie als eine ungeheure, völkerbeherrschende Macht in der Weltgeschichte. Seitdem es nicht mehr wohl angeht, daß die Bekenner der verschiedenen Religionen ihre resp. Götter gegenseitig für Dämonen oder Teufel erklären, sowie ihre religiösen Vorstellungen und Gebräuche einfach als Eingebungen und Anordnungen des Satans bezeichnen, hat man nicht umhin gekonnt, entweder geradezu die Religion selbst oder wenigstens deren verschiedene Formen als Product menschlicher Phantasie zu betrachten und damit diese als die eigentliche Hauptmacht in der bisherigen Menschengeschichte aufzufassen. So muß die Frage entstehen, was denn wohl diese Phantasie im Grunde sei, ob ein Offenbarungsorgan für irgend eine Art höherer Wahrheit, oder ob nur ein Apparat zur Täuschung, so daß dadurch die menschliche Geschichte der Hauptsache nach durch Wahn und Illusion in Bewegung gesetzt wird, demnach wenigstens bis jetzt die Erde als Schauplatz derselben nicht viel mehr als ein Tollhaus gewesen sei und nun erst ernsthaft anfange, ein Gebiet wirklicher Vernunfterkenntniß im Universum zu werden. Es liegt unter solchen Umständen also nahe genug für einen Philosophen, der seit Jahrzehnten besonders auch die Religion zum Gegenstand seiner Forschung gemacht, wie der Verfasser des in Frage stehenden Werkes, endlich der

*) Die Phantasie als Grundprincip des Weltprocesses. Von J. Frohschammer, Professor der Philosophie in München. München 1877, Theod. Ackermann. S. XXIV u. 575.

Digitized by Google

Phantasie selbst nach Grund, Wesen und Bethätigungsweise eine eingehende Untersuchung zu widmen.

Dazu kommt noch, daß gerade in unseren Tagen Wunder- und Geisterglaube zu neuem ungeahnten Aufschwung gekommen ist, daß die Massen des Volkes wie epidemisch davon ergriffen werden und selbst die höheren, freilich nur oberflächlich gebildeten Klassen vielfach dem Wahne verfallen. Wenn nun auch Trug und absichtliche Täuschung dabei eine große Rolle spielen, so dürften doch die Anfänge von Wunderwirkungen und Geistererscheinungen in der Regel auf Selbsttäuschung und abnorme Seelenzustände beruhen, die wiederum der Hauptsache nach in jener Fähigkeit der Menschenseele begründet sind, die man als Phantasie zu bezeichnen pflegt.

Endlich aber ist in neuerer Zeit auf dem Grenzgebiete von Philosophie und Naturwissenschaft ein Hauptproblem in den Vordergrund getreten, dessen Lösung für die ganze Weltauffassung entscheidend ist, nämlich das Problem der Entstehung des Lebens und insbesondere der Empfindung. Es ist üblich, daß Diejenigen, welche die Annahme eines besonderen, eigenthümlichen Princips des Lebens und der Empfindung leugnen, die gegentheilige Ansicht ihrer Gegner als bloßes Product der Phantasie bezeichnen, das vor strenger wissenschaftlicher Forschung nicht Stand halte. Dabei entsteht aber doch jedenfalls die Aufgabe, zu untersuchen und genau zu erkennen, was denn aber diese Phantasie selbst sei, der man allen Irrthum und alle Unwissenschaftlichkeit zur Last zu legen beliebt.

So bietet gerade unsere Zeit Motive genug, die zu einer eingehenden Untersuchung der Phantasie führen. Indem der Verfasser sie unternahm, ward er immer weiter geführt, so daß schließlich der Versuch eines neuen philosophischen Systems daraus hervorging, wovon der vorliegende Band den grundlegenden Theil bildet. Derselbe umfaßt drei Bücher, wovon das erste die erkenntnißtheoretischen Untersuchungen enthält, das Wesen der Phantasie, deren Bedeutung für die Erkenntnißthätigkeit des Menschen und deren ursprünglichen principiellen Charakter erörternd. Hier ist die Phantasie noch aufgefaßt als besonderes eigenthümliches Seelenvermögen, dessen Wirksamkeit und Bedeutung nur als viel umfassender und höher erkannt wird, als es gewöhnlich geschieht und dessen principielles Wesen zugleich zur Geltung gebracht wird. Dies geschieht in der Weise, daß nachgewiesen wird, wie die Phantasie als Fähigkeit des subjectiven Geistes von gleicher Art sei mit dem Princip der Entstehung und Fortbildung der organischen und psychischen Bildungen in der Natur. Es wird also dieses Formprincip in der Natur aufgefaßt nach Analogie der schaffenden, bildenden Phantasiethätigkeit des Menschen und wird demgemäß als objective oder real (unbewußt) wirkende Phantasie bezeichnet. Damit ist ein einheitliches, gleichartiges Princip des Weltprocesses für die objectiven, realen, wie für die subjectiven, idealen Gestaltungen des Daseins gewonnen. Das philosophische System erhält damit zugleich einen genetischen Charakter, indem der Entwicklungsproceß der Naturbildungen von den untersten bis zu den höchsten, der Menschennatur, dem gewonnenen Principe gemäß zu erklären oder abzuleiten versucht wird. — Das zweite Buch ist daher naturphilosophischer Art. Es ist der Darstellung gewidmet, wie durch Bethätigung des zuerst nur unbestimmt wirkenden Bildungsprincipes oder der objectiven Phantasie die organischen und thierischen Bildungen ihren Anfang genommen und allmähliche äußerliche Fortbildung wie innere Vertiefung, Verinnerlichung erhalten haben, so daß es zu Sinnesorganen sowie zu Empfindungsnerven, zum Bewußtsein, zu Vorstellungen, zu Instinct und Trieb kommen konnte. Dieser natürliche Entwickelungsproceß wird also aufgefaßt als ein Emporstreben des objectiven, realen Bildungsprincips (Phantasie) zum Subjectivwerden als Seele und zuletzt als Menschengeist, dessen Genesis und Entwickelung in seinen eigenthümlichen Fähigkeiten das dritte Buch zum Gegenstande hat. Die Hauptprobleme sind in diesem die Entstehung des psychischen Organismus durch die subjectiv und frei gewordene Bildungspotenz oder Phantasie und das dadurch erreichte Selbstbewußtsein; dann die Genesis und Thätigkeit der Erkenntnißpotenz, insbesondere des Verstandes im subjectiven Geiste, sowie des Willens und des Gemüthes mit seinen Bethätigungen, den Gefühlen. Beigefügt ist noch ein längerer Abschnitt über die Träume, über das Schlafwandeln, Hellsehen und die Geister des Jenseits (Spiritismus), sowie endlich über die Geistesstörungen.

Wir müssen es uns hier versagen, auf das Einzelne näher einzugehen. Es ist begreiflich, daß in einem Werke mit solcher Aufgabe, einem Werke, das die schwierigsten Probleme der Naturphilosophie und Psychologie, die Entstehung und Entwickelung der Organismen und ihre Arten, die Genesis der Empfindung und des Bewußtseins ꝛc. zum Inhalte hat, nicht alle Ausführungen volle Klarheit und Sicherheit bieten können, zumal es der erste Versuch dieser Art ist. Wenn übrigens der Einwand erhoben wurde, daß denselben öfters die zwingende Nothwendigkeit fehle, so muß dagegen bemerkt werden, daß es sich hier nicht um eine Construction a priori, nicht um Deduction eines ganzen Begriffssystems aus allgemeinen, abstracten Begriffen handelt, sondern um Erklärung des thatsächlich in Natur und Geschichte Gegebenen aus und nach einem einheitlichen Grundprincip. Bei solcher ist nicht nothwendig, daß jedes Glied den Charakter der Nothwendigkeit besitze, wie bei der Construction a priori, die den Gegenstand mit der Erkenntniß zugleich schaffen will, — sondern es genügt für Aufrechterhaltung und Durchführung des Ganzen, wenn bei dunklen und problematischen Stellen nur nicht entscheidende Gründe gegen die Ausführungen oder die Erklärungen aus dem zunächst hypothetisch geltenden Grundprincip angeführt werden können. Ein System aus Einem Grundprincip, das an den Thatsachen sich ausbildet, ist der Fortbildung fähig und der Verfasser erklärt von vorne herein, daß er auf vielfache Belehrung hoffe, die ihm Andere zu Theil werden lassen. h.

Offene Briefe und Antworten.

Herrn Philipp Reclam jun. in Leipzig. Wir glauben Ihrem Wunsche am meisten zu entsprechen, wenn wir aus Ihrem Briefe das Folgende hier mittheilen:

Der verstorbene Professor H. Th. Rötscher, der sich lebhaft für mein Unternehmen interessirte und dessen Vermittlung ich einige werthvolle Beiträge, u. A. die meisterhafte Uebersetzung von Mickiewicz' Sonetten durch Peter Cornelius, verdanke, empfahl mir auch die Lustspiele der Schwester dieses Herrn. Mit keiner Silbe ist mir angedeutet worden, daß dieselben nicht Originale wären und ich habe — ich muß es gestehen — die französischen Urbilder nicht gekannt. Die Lustspiele hatten, trotz der eigenen Zuthaten des Frl. Cornelius, so viel guten Kern behalten, daß ich, im Wahn Erstlingsarbeiten einer befähigten Dichterin vor mir zu haben, sie gern in die Universal-Bibliothek aufnahm.

Kein Zweifel war in mir aufgestiegen, daß dies nicht der Fall sei, bis vor einigen Jahren in Wien Dumas' „Die Jugend Ludwig XIV." aufgeführt und mir die betr. Uebersetzung für meine Sammlung angeboten wurde. Bei der Lectüre dieses Stücks erinnerte ich mich, etwas Aehnliches schon gelesen zu haben — und richtig: das Schauspiel „König und Dichter" von Auguste Cornelius ist identisch mit jenem Stück!

Ich ließ sofort neue Titel drucken, auf denen die Quelle angegeben ist und sie den vorhandenen Exemplaren vorkleben. Später erfuhr ich zu meinem Bedauern, daß „Die verhängnißvolle Perrücke" auch nicht Original ist und ich habe auch hier, ohne die Zustimmung der „Verfasserin" einzuholen, die Titel geändert, so daß ich seit Jahresfrist nur Exemplare liefere, die auch Mussets Namen nennen.

Freilich ist damit nur wenig genützt! Ich nehme sonst grundsätzlich nur solche Uebersetzungen klassischer Werke in die Universal-Bibliothek auf, die möglichst genau das Original wiedergeben. Ich bin nun leider gehindert, diese beiden Stücke in ihrer eigentlichen Gestalt dem Publicum vorzuführen und darf auch diese beiden „Cornelius'schen Werke", da ich sie einmal aufgenommen habe, nicht fehlen lassen.

Kaufmännische Gründe hätten mich übrigens nie bestimmen können, eine Bearbeitung für ein Original auszugeben; ist es doch wohl zweifellos, daß die Namen Musset und Dumas mehr Zugkraft besitzen, als der zuerst allein auf den Titeln genannte. Daß ich aber eine solche Täuschung des Lesers überhaupt verdamme, geht wohl zur Genüge aus der aus eigenem Antriebe vorgenommenen Titeländerung hervor.

Ihnen anheimstellend, mit diesen Zeilen nach Belieben zu verfahren, erwarte ich eine Rechtfertigung meiner Firma in Ihrem geschätzten Blatte und zeichne

Hochachtend und ergebenst

Philipp Reclam jun.

Digitized by Google

A. St. in Strassburg. Ein paar kritische Worte über Ihre Gedichte? Die Verse sind sehr niedlich und anspruchslos. Daß eine neue Aera unserer deutschen Dichtung von denselben zu datiren hat, werden Sie ja selbst nicht glauben. Am gelungensten erscheint uns das komische: „Der neue Referendar", das wir sogar abdrucken würden, wenn es nicht zu lang wäre; jedenfalls Weizenkörner unter der Spreu, wenn auch nicht sehr große Körner.

B. in N. Da Sie auf der Zurücksendung der Gedichte nicht bestehen, hätten Sie nicht den Versuch machen sollen, unsere kritische Objectivität durch Uebersendung einer Freimarke zu gefährden. Ihre Gedichte — wenn sie Ihnen Freude machen, so ist das ja immer schon etwas, Schaden werden sie schwerlich anrichten. Das eine der durstigen Lieder hat sogar eine Pointe. Es macht Ihnen am Ende doch eine kleine Freude, ein paar Verse gedruckt zu sehen; weshalb sollten wir Sie denn des Vergnügens berauben? — Also:

Den Säugling, eine Stunde alt,
Ergreift des Durstes Allgewalt,
Er trinkt in vollen Zügen.
Die Fliege, Mücke, Wanz, der Floh
In Seidenbetten und in Stroh
Sie trinken mit Vergnügen.

Nur eines ist verteufelt schlimm
Und jedes Glas vermehrt den Grimm
Den wahrhaft infernalen.
Die ganze Welt zecht sonder Harm
Gratis, und macht den Wirth nicht arm!
Nur ich — ich muß bezahlen!

Frl. Mariechen in Elberfeld. Wir sind Ihnen sehr dankbar, uns mit den poetischen Erzeugnissen Ihres Landmannes Kellermann bekannt gemacht zu haben. Die eine philosophische Dichtung ist wirklich ergreifend:

Das ist des Lebens Frist!
Ich bin, du bist, er ist.
Sie eilt dahin geschwind!
Wir sind, ihr seid, sie sind.

Wir haben sofort versucht auch einige andere Verba in ähnlicher Weise zu conjugiren und auch schon ganz erfreuliche Resultate erzielt:

Die junge Maid wird Braut
Ich haue, du haust, er haut,
Aus Bräuten werden Frauen
Wir hauen, ihr hauet, sie hauen.

A. F. in Berlin. Sie wollen unsere ehrliche Meinung über Ihre Gedichte haben? Unsere ganz ehrliche? — Wir schweigen; aber nehmen Sie's uns nicht übel.

O. M. geborne S. in Riesa. Der Begleitbrief in Stabreimen, 14 Seiten nach dem Modelle der Glocke über das Weib — das ist uns denn doch der Poesie zu viel. Also nach der bekannten Melodie: „Fest gemauert in der Erden" beginnen Sie also:

Wehe! tönt's in allen Landen
Und im hochgeschürzten Kleid,
Von des Schleiers zarten Banden
Haupt und Busen kühn befreit,
Steht das Weib;
Um den Leib
Nicht den Gürtel keusch geschlungen,
Und sie ruft in lauten Zungen:

Was sie ruft, brauchen wir nicht weiter mitzutheilen; wir fürchten, daß wir schon durch diesen Anfang den Zorn einiger Ihrer prüderen Geschlechtsgenossinnen auf uns laden. Das ist ja eben so stark, vielleicht noch stärker, als Vischers Aufsatz über die Moden im letzten Hefte von „Nord und Süd". Wo trägt man denn übrigens die seltsame Tracht, die Sie uns da schildern? Das Haupt ist gewöhnlich von des Schleiers zarten Banden befreit, aber wenn auch der Busen sich in derselben Verfassung befindet, pflegt doch das Kleid nicht hoch geschürzt zu sein, sondern eine lange Schleppe zu haben.

Frl. Ch. G. in G. in Hessen. Ein Sonett von Ihnen beginnt folgendermaßen:

Fällt manchmal auf mich auch des Hoffens Schimmer
Und will ich traute, selig ihn umfassen,
Da steht daneben schon der stille Blasse
Und deutet stumm auf meine todte Trümmer.

Nun, mein verehrtes Fräulein, Sie sind aus Hessen, wie wir sehen. Wir hätten es beinahe errathen. Dieses kühne Umspringen mit dem „n" weist auf Ihre Landsmannschaft unverkennbar hin. Sie reimen „umfassen" mit „Blasse", weil Sie eben „umfasse" aussprechen und schenken sich auch das „n" in „meine todte Trümmer". Der „stille Blasse" ist übrigens, wie wir zur Beruhigung unserer Leser mittheilen wollen, die Entmuthigung. Ach, auch diese Zeilen werden Ihnen nicht rosig erscheinen. Sie haben bis jetzt, wie Sie schreiben, als „Eintagsfliege in Provinzialblättern herumgeschwirrt". Schwirren Sie weiter! Ihre Poesien sind wirklich noch nicht reif, vielleicht geht's mit der Prosa besser.

N. v. D. in Wiesbaden. Für heute nur mit den allerschönsten Empfehlungen dieses Lebenszeichen. Sobald uns etwas Gescheidtes einfällt, theilen wir es Ihnen auf diesem Wege mit. Hätten Sie nicht Lust, uns auch gelegentlich einige Verse zur Beurtheilung zu unterbreiten? Freundlichsten Gruß und Dank für Alles.

R. N. in H. in Hannover. „Ermuthigt durch den Beifall, den meine Dichtungen bei allen meinen Freunden gefunden haben" ꝛc. Sie müssen nette Freunde haben! —

Prof. A. M. in Halle. Sie machen uns darauf aufmerksam, daß Ludwig Anzengruber ein Plagiat an Manzoni begangen habe. Wir haben die betreffenden Stellen verglichen. Bei Manzoni heißt es in den „Verlobten":

„Am Ende dieses Pfades befand sich eine kleine Kapelle, in der ziegelfarbig auf grauem Grunde lange, geschlängelte, zugespitzte Figuren gemalt waren, die nach der Absicht des Künstlers und in den Augen der dortigen Bewohner Flammen bedeuteten; diese wechselten wieder ab mit andern unbeschreibbaren Figuren, welche die Seelen im Fegefeuer vorstellen sollten."

Anzengruber schreibt in der Geschichte „Wie der Huber ungläubig ward" (Nord und Süd I, S. 424):

„Da stand er vor einer Nische in der Friedhofsmauer. Unter einem Crucifixe war eine rohe mit grellen Farben bemalte Steingruppe angebracht; zwischen gelb und roth getünchten Zacken und Zungen, welche Flammen vorstellten, strebten fleischfarben angestrichene Figuren mit gerungenen Händen empor, sie waren bis zum Gürtel sichtbar, an welchem man die Andeutung weißer, vermuthlich feuerfester Schwimmhosen gewahrte."

Halten Sie das wirklich für ein Plagiat? Wenn das eine unbefugte Aneignung geistiger Hervorbringung ist, dann bitte ich Sie, uns einmal nachzuweisen, wo wirkliche Originale zu finden sind. In Dantes Dichtung kommt auch das Wort Fegefeuer schon vor. Eine weitere als ganz äußerliche Wortähnlichkeit, die sich durch die Uebereinstimmung des Geschilderten naturgemäß ergeben muß, vermögen wir zwischen den beiden Darstellungen nicht zu finden. Sie haben nach unserer Meinung keine Veranlassung zu so wenig freundlichen Bemerkungen, wie sie Ihr Brief enthält.

N. W. in Berlin. „Der leider zu früh Erblindete" hat allerdings in einer Berliner Kritik gestanden.

Bibliographie.

Kosmos, Zeitschrift für einheitliche Weltanschauung auf Grund der Entwickelungslehre in Verbindung mit Charles Darwin und Ernst Haeckel sowie einer Reihe hervorragender Forscher auf den Gebieten des Darwinismus. Herausgegeben von von O. Caspari, G. Jaeger und E. Krause. 1. Jahrgang, 1877. 8. — 10. Heft. Lex. 8. S. 95–396. Leipzig 1877, 1878, E. Günther. à Jahrgang 24. —

Lassalle, Une page d'amour de Ferdinand Lassalle. Récit — correspondance — confessions. 8. 123 S. Leipzig 1878, F. A. Brockhaus. 2. —

Digitized by Google

Inserate.

J. Scheible's Antiquariat, Stuttgart.

Antiquariats-Cataloge.

Soeben wurden von uns ausgegeben:

Catalog No. 76. Schöne Künste. Malerei. Kupferwerke. Bücher m. Holzschnitten. Todtentänze. Incunabeln. Calligraphie. 655 Nummern.

Catalog No. 79. Philosophie. 1011 Nrn.

Antiquarischer Anzeiger No. 1 und 2. (Bulletin des Livres anciens et modernes.) Miscellanea. Livres rares et curieux, livres à figures et à vignettes etc. Chodowiecki'sche Kupferwerke. 434 Nrn. (Der antiquar. Anzeiger erscheint jeden Monat, neben unsern Fachcatalogen.)

Diese Verzeichnisse stehen auf francirtes Verlangen gratis und franco zu Diensten.

Lager von 200,000 Bänden aus allen Wissenschaften. Die über dasselbe erscheinenden Cataloge werden gratis und franco versandt. Ankauf ganzer Bibliotheken und einzelner Werke von Werth.

Stuttgart, März 1878.

J. Scheible's Antiquariat.

Verlag von **Alfred Weile** in **Berlin.**

Nordische Eichen.

Meiner Heimath Chronik in Dichtungen

von

Wilhelm Röseler.

gr. 8. Eleg. broch. Preis 5 *M.* Prachtband 7 *M.*

„Mit einer Art Theodor Körnerischen Begeisterung hat **der Dichter Wilhelm Röseler** die weltberühmten Conflicte der alten Holsten und Dithmarschen in diesem Werke poetisch zu gestalten verstanden. Seine Vorgänger, die den nämlichen Stoff nur einer oberflächlichen und flüchtigen Behandlung, vorwiegend in lyrischer Stimmung, widmeten, übertrifft der Dichter durch **eine satirisch-dämonische Gewalt** und durch das Hindrängen und Steigen zum Drama in der epischen Schilderung der Ereignisse. **Perlen** in dem Buche sind das dramatische Fragment **„Erich und Abel"**, ferner die farbenprächtigen, großartigen Kriegsbilder: **„Die Schlacht bei Bornhöved", „Die Schlacht bei Hemmingstedt", „Oldenwörden"** u. s. w. — Als eine wahre Apologie des in den Dichtungen verherrlichten Geistes erscheinen, wie **Avé-Lallemant** schreibt, das **„Marsengebet"** und **„Der Marsenmutter Wiegenlied".**

Neuer Verlag von Theobald Grieben in Berlin.

Vom indischen Ocean bis zum Goldlande.

Reisebeobachtungen und Erlebnisse in vier Welttheilen von **H. W. Vogel,** Professor an der k. Gewerbe-Akademie in Berlin.

7 *M.* 50 ₰, elegant gebunden 9 *M.*

Das für Jedermann hochinteressante Buch ist die Ausbeute von vier großen Reisen, an denen der Verf. zufolge besonderer Aufforderung als wissenschaftliche Autorität theilgenommen. Mit dem belehrenden Bericht geht sein großes Erzählertalent Hand in Hand; klarer praktischer Blick, warme Empfänglichkeit für Natur und Menschen, photographische Treue und humoristische Schreibweise — an die Mittheilungen des Malers Hildebrandt erinnernd — zeichnen das Buch als eines der anregendsten Touristenwerke aus.

Bücher-Ankauf L. Glogau Sohn. Hamburg, Burstah.

Bücher-Ankauf.

Grössere u. kl. Privatbibliotheken, sowie einzelne gute Werke kauft zu höchsten Preisen L. M. Glogau Sohn, Hamburg, Burstah.

Musik-Verlag. Compagnon-Gesuch.

Eine auswärtige Firma wünscht in Deutschland (Berlin oder Leipzig) eine Filiale zu errichten und sucht zu dem Zweck einen Theilhaber, still oder activ mit 50,000 *M.* Offerten sub **W. 12.** bef. **Rudolf Mosse,** 1. Old Change, Cheapside **London.**

Für Schriftsteller.

Eine seit mehreren Jahren bestehende thätige Verlagsbuchhandlung mit eigener Druckerei erbietet sich zur Herstellung von Werken aller Art, welche im Selbstverlag der Autoren erscheinen sollen und übernimmt auch unter billigen Bedingungen den buchhändlerischen Vertrieb derselben nach rationellen Principien. Gefl. Offerten befördert sub **C. 2364** die Annoncen-Expedition von **Rudolf Mosse** in **Cöln.**

Bücher-Preisherabsetzung.

Neueste Auflagen! Tadellos neu!

Statt 35 Mk. nur 13 Mk.

Brockhaus,

gr. Illustrirtes Haus- und Familien-Lexikon.

Handbuch für das praktische Leben. 7 starke Bände, ca. 5600 Seiten gr. 8. mit 2382 Abbildungen, brillant ausgeführt.

Held und Corvin,

grosse illustrirte Weltgeschichte.

Statt 45 Mk. nur 15 Mk.

6 starke Bände gr. 8. 5000 Doppelseiten mit Tausenden von Illustrationen.

Physiologie d. Weibes m. 58 Abb. 2½ Mk.
Memoiren einer Sängerin. 2 Bde. 4 Mk.
Lager-Katalog, 50,000 Bde. enth. 30 Pf.

L. Glogau Sohn, Hamburg, Burstah.

Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur.

Von der IV. Serie **(1878)** wurde soeben ausgegeben Band 2:

Dingelstedt, Franz, Literarisches Bilderbuch.

Preis der Serie von 7 Bänden, elegant gebunden, 30 Mk., zahlbar in 2 Raten à **15 Mk.** Die 7 Bände erscheinen binnen Jahresfrist. Beitrittserklärungen nimmt **jede Buchhandlung** entgegen, sowie das

Bureau des Vereins für Deutsche Literatur,

A. Hofmann in Berlin, Kronenstrasse 17.

Neuestes von Carl Gutzkow!

Mitte März wird im Verlage von **Emil Gutzkow** in **Stuttgart** erscheinen:

Dionysius Longinus

oder

über den ästhetischen Schwulst in der neueren deutschen Literatur

von

Carl Gutzkow.

Diese geistvolle, mit rückhaltsloser Freimüthigkeit geschriebene Schrift, polemischen Inhalts, eines unserer gründlichsten Literaturkenner dürfte allseitig, ganz besonders aber in literarischen Kreisen, größtes Aufsehen erregen. **Preis 2 M.**

Vorausbestellungen nehmen alle Buchhandlungen an.

Nie dagewesene Billigkeit.

Eine ganze vollständige Haus- und

classische Privatbibliothek

zusammen für nur 30 Mark.

1) **Goethe's** Werke, die vorzügliche Auswahl, **16** Bände in eleganten Einbänden mit Vergoldung.
2) **Schiller's** sämmtliche Werke, **12** Bände in eleganten Einbänden mit Vergoldung.
3) **Lessing's** sämmtliche Werke, **6** Bände in eleganten Einbänden mit Vergoldung.
4) **Körner's** sämmtliche Werke, elegant gebunden mit Vergoldung.
5) **Heinrich Heine's** vermischte Schriften, die Original-Ausgabe vollständig in 3 Bänden.
6) **Börne's** Werke, die Original-Ausgabe vollständig in **12** Bänden.
7) **Unterhaltungsbibliothek** für den ganzen Winter. Sammlung vorzüglicher **Original-Romane** ꝛc. beliebter deutscher Schriftsteller, **20 Bände** groß Octav. Ladenpreis 80 *M.*

Alle Sieben anerkannt guten Werke, als: Goethe, Schiller, Lessing, Körner, Heine, Börne, sowie die Unterhaltungsbibliothek unter Garantie für neu! complet! und fehlerfrei

zusammen für nur 30 Mark!!!

(Einzelne Werke aus dieser Hausbibliothek werden nicht abgegeben.)

Aufträge gegen Einsendung oder Nachnahme des Betrages werden umgehend zoll- und steuerfrei expedirt von der Export-Buchhandlung

J. D. Polack in Hamburg.

Geschäftslocalitäten im eigenen Hause: Gänsemarkt 30 und 31.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in **Berlin.** **Expedition, Berlin N.W., Luisenstraße 32.**
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 12. Berlin, den 23. März 1878. Band XIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: **Paul Lindau** in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Chronik der Orientdinge bis zum Frieden von S. Stefano. Von Politicus. — **Literatur und Kunst:** Schillers Briefträger. Von Otto Runk. — Zur Entstehungsgeschichte des Byron-Schumann'schen „Manfred". Von Rudolph Genée. — Zwei sicilianische Belletristen. Von Heinrich Breitinger. (Schluß.) — **Aus der Hauptstadt:** Tiberius. Tragödie in fünf Acten von Julius Grosse. — Gastspiel von Theodor Lobe am Residenztheater. Besprochen von Paul Lindau. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Bibliographie. — Inserate.

Chronik der Orientdinge bis zum Frieden von S. Stefano.*)

Von Politicus.

Vom Fall Plewnas bis zum Waffenstillstand von Adrianopel.

Die „neue Phase", in welche der russisch-türkische Krieg mit dem Falle Plewnas am 10. December 1877 eingetreten war, ist zugleich die letzte Phase desselben gewesen, indem sie mit dem Waffenstillstand vom 31. Januar 1878 ihren Abschluß fand, der dem russisch-türkischen Kriege ein Ziel setzte. Der Frieden von S. Stefano hat darauf am 3. März die Grundlagen für eine neue Ordnung der Dinge im Orient geschaffen, hinsichtlich deren es freilich zur Zeit noch fraglich ist, ob sie ohne weitere Zwischenfälle in Vollzug gesetzt werden wird. Mit dieser cura posterior haben wir uns jedoch heute an dieser Stelle nicht zu beschäftigen, wo den Thatsachen die Herrschaft zukommt und speculativen Betrachtungen die Pforte verschlossen bleibt.

Die letzte Phase des Krieges weicht darin von den früher durchlaufenen ab, daß in ihr die Politik wieder mehr in den Vordergrund tritt und zuletzt sogar auf den Gang der Operationen selber einen maßgebenden Einfluß ausübt. Dagegen hat sich herausgestellt, daß die politischen Begebenheiten des mit dem Falle von Plewna abschließenden Zeitabschnittes ohne erheblichen Einfluß auf die Kriegführung geblieben sind. Wir beschränken uns darauf Folgendes hervorzuheben. Nach englischen Publicationen vom Februar d. J. hat Rußland noch vor dem ersten Balkanübergang im Anfang Juli v. J., seine Friedensbedingungen an England mitgetheilt, wonach der Balkan die Grenze Bulgariens werden sollte; als dann aber am 14. Juli Fürst Gortschakoff erklärte, Bulgarien könne durch den Balkan nicht getheilt werden, enthielt sich Graf Derby der Aeußerung einer eigenen Meinung, fügte jedoch hinzu, er glaube nicht, daß die Pforte auch nur die erste Bedingung, geschweige denn die zweite annehmen werde; der Vertreter Englands in Constantinopel, Layard, endlich gab seine Meinung dahin ab, es sei geradezu gefährlich, der Pforte die Friedensbedingungen Rußlands mitzutheilen, weil das Bekanntwerden derselben eine verzweifelte Erhebung der Muselmänner zur Folge haben, Feindseligkeiten zwischen England und der Pforte hervorrufen und eine Niedermetzelung der Christen verursachen dürfte. Bekanntlich hat der kühne Streifzug Gurkos über den Balkan im Juli vorigen Jahres bei der Pforte den Entschluß hervorzurufen, alle ihre Kräfte zusammenzuraffen, um dem Kriege eine für sie günstige Wendung zu geben; die nothwendige Folge davon mußte sein, daß, nachdem diese Absicht mißglückt war, ein rapider Zusammenbruch des entkräfteten Reichs sich vollzog.

Am 10. December war Plewna gefallen und damit der russischen Kriegführung die Möglichkeit eröffnet, den ursprünglichen Kriegsplan wieder aufzunehmen, der dahin ging, unter Beiseitelassung des Festungsvierecks westlich von demselben über den Balkan und dann alsbald auf dem kürzesten Wege gegen Constantinopel vorzugehen, um durch die Bedrohung der Reichshauptstadt der Pforte möglichst große Zugeständnisse im Friedensschlusse abzupressen. Die Pforte verhehlte sich damals nicht länger, daß sie aus eigener Kraft der überlegenen Waffenmacht Rußlands keinen erfolgreichen Widerstand mehr zu leisten vermochte; sie rief daher sofort in einer vom 12. December datirten Circularnote die Vermittelung der europäischen Mächte an. Während der deutsche Botschafter in Constantinopel, Prinz Reuß, der Pforte anrieth, mit Rußland in directe Verhandlungen zu treten, wobei er die guten Dienste seiner Regierung behufs des Arrangements gewisser Vorfragen anbot, während später andere Mächte ebenfalls die Mediationsnote ablehnend beantworteten, erklärte sich die englische Regierung bereit, bei Rußland die Vermittelung des Friedensgesuchs der Pforte zu übernehmen. Gleichzeitig wurde am 19. December das englische Parlament auf den 17. Januar, das heißt drei Wochen früher, als ursprünglich beabsichtigt war, einberufen und der mit der Regierung in Fühlung stehende „Morning Standard" erläuterte diese Maßregel in einem derartigen Sinne, daß alle Welt darin eine gegen Rußland gerichtete Demonstration erblickte und man sich allgemein mit der Möglichkeit einer englischen Intervention im Orient zu beschäftigen begann. Daß von der englischen Regierung, sei es nun in London gegenüber dem türkischen Botschafter Musurus Pascha, sei es in Constantinopel durch ihren am 1. Januar d. J. zum Botschafter ernannten Vertreter Layard, der Pforte Hoffnungen auf eine im äußersten Nothfalle sich ihr nicht versagende Hülfe Englands geweckt worden sind, ist nicht erwiesen. Von Seiten der Pforte ist bisher weder ein dahin zu deutendes Actenstück, noch eine authentische Erklärung veröffentlicht worden und die englische Regierung hat im Parlament mit Entschiedenheit ihre frühere Versicherung wiederholt, die Pforte niemals im Unklaren darüber gelassen zu haben, daß sie auf eine Hülfe Englands nicht rechnen könne, indem England stets nur für englische Interessen eintreten werde. Wenn die Pforte

*) Vergl. Nr. 51 und 52 der „Gegenwart", Bd. XII.

Digitized by Google

daher nach dem Falle von Plewna sich nicht dazu entschloß, direct mit Rußland in Verhandlungen zu treten, so hat sie dabei wohl von der Berechnung sich leiten lassen, daß es beim Fortgang des Krieges nothwendigerweise einmal zu einer Bedrohung englischer Interessen und folgeweise zu einer bewaffneten Intervention Englands behufs Schutzes derselben kommen müßte. Es treten in eine solche Berechnung allerdings viel Wahrscheinlichkeitsmomente ein; jedoch lag es, wie sich gezeigt hat, in der Hand Rußlands, dieselben so lange außer Wirksamkeit zu halten, bis es für die Pforte keinen Werth mehr hatte, daß das Facit ihrer Berechnung sich einstellte. Mag es jetzt auch zu einer Action Englands kommen, so hat doch nach dem Friedensschlusse der Pforte mit Rußland die englische Action alles Andere eher zum Ziel als die Wiedereinsetzung der Pforte in integrum.

England theilte an Rußland unterm 29. December den Wunsch des Sultans nach vorläufigen Pourparlers zum Zwecke eines Friedensschlusses mit und Rußland drückte in Folge dessen seine Bereitwilligkeit aus, jeder Zeit über einen Waffenstillstand, der als Bedingung die Grundlagen des Friedens einschließe, mit der Pforte in Verhandlungen zu treten, wenn letztere ihre Geneigtheit hierzu durch directe Schritte bei Rußland bekunde. Als solcher Schritt würde die Absendung eines türkischen Bevollmächtigten in das russische Hauptquartier betrachtet werden; an die beiden commandirenden Großfürsten seien bereits vor einiger Zeit Instructionen zu diesem Behufe abgegangen. Die Friedensvermittelung Englands war damit abgelehnt. In einem am 2. Januar abgehaltenen englischen Ministerrathe wurde beschlossen, einen nochmaligen Versuch zu machen. Die russische Antwort wurde vorläufig der Pforte noch nicht übermittelt, sondern in Petersburg die Anfrage gestellt, welche Bedingungen für den Abschluß des Waffenstillstandes in den an die russischen Oberbefehlshaber ertheilten Instructionen enthalten seien. Die auf diese Anfrage ertheilte Auskunft, die bisher nicht bekannt geworden ist, muß derartig gelautet haben, daß nunmehr auch die englische Regierung glaubte, der Pforte den Rathschlag ertheilen zu müssen, direct mit Rußland zu verhandeln. Schon am 8. Januar machte der Minister des Aeußern, Serwer Pascha, der türkischen Deputirtenkammer, die seit dem 13. December versammelt war, eine Mittheilung des Inhalts: „Wir sind trotz aller Anstrengungen isolirt; wir haben keine Hoffnung auf europäische Allianzen; wir verhandeln über einen Waffenstillstand, der sofort nach dem Abschlusse den Kammern zur Genehmigung vorgelegt werden wird." — Dieses Letztere ist nun nicht geschehen; vielmehr ist am 14. Februar die türkische Deputirtenkammer auf unbestimmte Zeit vertagt worden, nachdem sie in der am 13. Januar auf die Thronrede beschlossenen Adresse ihren Anschauungen dahin Ausdruck gegeben hatte, daß die Lage eine weniger kritische sein würde, wenn die militärischen und diplomatischen Operationen mit den von der Bevölkerung gebrachten Opfern auf einer Stufe gestanden hätten. Am 17. Januar Abends erfolgte die Abreise der türkischen Unterhändler Serwer Pascha, Minister des Aeußern, und Namyk Pascha, Minister des kaiserlichen Hofes, nach dem russischen Hauptquartier, welches inzwischen, den Fortschritten der russischen Armee entsprechend, über den Balkan sich in Bewegung gesetzt hatte.

Die diplomatischen Schritte behufs der Einleitung der Waffenstillstandsverhandlungen haben natürlich den Gang der Kriegsereignisse ganz unberührt gelassen, wenn nicht, falls die russische Kriegführung überhaupt eines Sporns bedurft hätte, ihn nur noch mehr beschleunigt. Für den Balkanübergang waren russischerseits die beiden in leidlich fahrbarem Zustande befindlichen Pässe von Orkhanje und von Schipka längst in Aussicht genommen gewesen. Jeder derselben wurde durch eine türkische Armee vertheidigt. Zu der Zeit, wo Plewna fiel, war der Paß von Orkhanje, vor dessen südlichem Ausgang in einer vom Iskerflusse in zahlreichen Armen durchflossenen Hochebene die Stadt Sofia liegt, bereits in den Händen der Russen, die lediglich durch den starken Schneefall und die darauf folgende strenge Kälte daran verhindert wurden, die Türken alsbald aus den von ihnen noch behaupteten Positionen bei Araba Konak zu vertreiben. Nachdem ein Versuch der Türken, im Norden des Balkan von Berkowitza aus gegen Kutlowitza vorzudringen, zurückgewiesen war, traten dieselben dort am 16. December den Rückzug nach Sofia an; am 29. December räumten sie endlich auch Lukowitza, an der Straße von Wratza nach Sofia. Die Stadt Sofia, die nur durch schwache Verschanzungen gedeckt war, konnte nicht lange behauptet werden; es wurde deshalb ihre Räumung angeordnet. Der neue Oberbefehlshaber Suleiman Pascha ordnete die Concentration der bei Sofia und in den benachbarten Balkanpässen stehenden Truppen nach Rumelien an, um die Straße, die von Sofia über Tatar Basardschik und Philippopel nach Adrianopel führt, und schließlich diese letztere Stadt, die zweite Residenz des Großherrn, so lange wie möglich zu halten. Jedoch wurde diese an sich durchaus verständige Anordnung zu spät getroffen. Es gelang den in die östlichen Balkanpässe vorgeschobenen türkischen Heeresabtheilungen nicht, die Russen lange genug im Gebirge zurückzuhalten, und so wurde denn die Rückzugslinie nach Adrianopel, kurz vor dieser Stadt selbst, von den Russen früher erreicht, als Suleiman Pascha seine Truppen auch nur bis Philippopel zurückgeführt hatte. Er fand dort die Division des Generals Fuad Pascha vor, die eben erst vom Norden her über den Balkan nach Jamboli geführt und weiter mit der Eisenbahn nach Philippopel befördert worden war.

Die Kämpfe, welche die Russen in den Besitz der Straße nach Sofia brachten, fanden am 31. December bei Taschkösen, am 1. Januar bei Araba Konak, Schandornik und Dolnji Kamirli statt. Die in beiden Flanken auf verschneiten Bergpfaden umgangenen Türken wichen nach Südosten hin zurück, indem sie sich durch die Defiléen der Topolnitza, welche jenes im Süden dem „Hohen Balkan" sich vorlagernde niedrigere, hier den Namen Sredna Gora (türkisch: Orta Dagh, deutsch: Mittelgebirge) führende Gebirge durchbricht, in der Richtung auf Tatar Basardschik zurückzogen. Sofia war damit den Russen preisgegeben. Suleiman Pascha hatte es bereits am 1. Januar verlassen, um den Rückzug nach Philippopel zu leiten. Nach einem unbedeutenden Gefecht am 2. Januar bei Wratschedewna, wobei die Russen über das Eis des Iskar gingen, räumte in der Nacht vom 3. zum 4. Januar die in Sofia zurückgebliebene schwache türkische Garnison den Platz und zog sich nach Westen auf der allein noch offen gebliebenen Straße über Köstendil nach Uesküb (Station der Eisenbahn von Saloniki nach Mitrowitza) zurück. Am 4. Januar fand darauf der feierliche Einzug der Russen in Sofia unter General Gurko statt. Die Abtheilungen der Generale Dandeville und Brock hatten inzwischen am 2. Januar Slatitza, am 3. Januar Petritschewo besetzt. Während hier den erschöpften Truppen einige Ruhetage gegönnt wurden, richtete gegen den zunächst im Osten gelegenen Trojanpaß am 6. Januar General Karzoff seinen Angriff; am 8. Januar gelang es den Russen, das Gebirge auf einem Nebenpfade zu übersteigen und die Redoute „Adlernest" einzunehmen. Um 12 Kilometer im Schnee zurückzulegen, wurden 48 Stunden gebraucht! Das glänzendste Ergebniß fiel jedoch dem General Radetzky bei der Umgehung des Monate lang so heiß umstrittenen Schipkapasses zu. Im Osten und Westen wurde auf dicht verschneiten, von den Türken für ungangbar gehaltenen Gebirgspfaden der Balkan unter unsäglichen Mühen überstiegen und die in festen Positionen bei Schipka stehende türkische Armee, deren Commandeur Achmed Ejub Pascha sich zufällig abwesend befand, gefangen genommen. 4 Paschas, 250 Officiere, 32,000 Mann, 10 Fahnen und 93 Geschütze fielen den Russen in die Hände. Und was wichtiger war, die Straße von Kasanlik nach Adrianopel lag frei vor ihnen da, indem sich zwischen diesen beiden Städten nur ganz unbedeutende türkische Truppenkörper auf dem Marsche befanden. Die in den noch weiter östlich gelegenen Balkanpässen bisher verbliebenen türkischen Truppen gingen von Stararjeka, Kasan (Kotel) und Sliwno auf Jam-

Digitized by Google

boli zurück, bis wohin eine Zweigbahn des rumelischen Eisenbahnnetzes führt; konnten jedoch die letztere nicht mehr benutzen, ja nicht einmal mehr durch das Tundschathal Adrianopel erreichen, sondern mußten vorher schon nach Osten ausweichen, um vor den Russen die Straße von Kirkkilisse nach Constantinopel zu gewinnen. Mehemed Ali Pascha, der am 9. Januar von der Hauptstadt abgereist war, um an den Waffenstillstandsverhandlungen Theil zu nehmen, war auf Contreordre in Adrianopel geblieben und leitete von dort aus den Rückzug der noch nicht abgeschnittenen türkischen Truppentheile in die zu ihrer Aufnahme und zur Vertheidigung von Constantinopel vorbereiteten Positionen bei Tschorlu und Tschataldscha.

Inzwischen waren die Spitzen der verschiedenen russischen Heeresabtheilungen, die von Sofia im Westen bis Sliwno im Osten sich zu Herren aller Balkanpässe gemacht hatten, im schnellsten Vorrücken begriffen, wobei die Türken in zahlreichen Rückzugsgefechten sich ihnen entgegen stellten. Auf der südlichen der beiden, von Sofia nach Tatar Basardschik führenden Straßen nahm General Weljaminoff am 11. Januar nach hartem Kampfe Samakow ein, während General Schuwaloff an der nördlichen Straße Ichtiman besetzte und durch die Trajanspforte vorging, um von Westen her Tatar Basardschik zu besetzen, unweit dessen bei Bellowa die rumelische Eisenbahn am Balkan vorläufig ihr Ende findet. Die Abtheilung des Generals Karzoff, welche den Trojanpaß bewältigt hatte, ging von Karlowo aus auf der durch die Defiléen des Giopsu zwischen dem Orta Dagh und Karadscha Dagh sich hinziehenden Straße von Norden her gegen Philippopel vor. Die Truppen durchwateten die mit Eis gehende Maritza und bemächtigten sich am 15. Januar spät Abends Philippopels, an dessen Bulgarenquartier von den Türken vor ihrem Abzuge Feuer gelegt worden war; am 16. hielt dort General Gurko seinen feierlichen Einzug. Suleiman Pascha war mit dem Gros seiner Armee schon weiter nach Osten auf der Straße nach Adrianopel zurückgegangen, ohne jedoch bei Haskiöi den Weg mehr frei zu finden, der inzwischen bereits durch die Cavalerie des bei Schipka über den Balkan gegangenen russischen Corps verlegt worden war. So war denn auch er mit dem Gros seiner Armee, gleich den zur Vertheidigung von Philippopel zurückgelassenen Truppen genöthigt, seinen Rückzug nach Süden über den Despoto Dagh (das Rhodopegebirge der Alten) anzutreten. Am 17. waren die Türken endgültig in dieses Gebirge zurückgeworfen, nachdem sie in verschiedenen Rückzugsgefechten sich mit dem Muthe der Verzweiflung geschlagen hatten. Eine eigentliche Verfolgung durch die Russen fand nicht statt; die letzteren beschränkten sich darauf, durch Vorschieben kleiner Abtheilungen in die Thäler des Despoto Dagh ihre rechte Flanke zu sichern, und setzten den Vormarsch gegen Adrianopel fort. Schon einige Tage zuvor war von Kasanlik aus russische Cavalerie, darunter das oft genannte Dragonerregiment „Kriegsorden", gegen Adrianopel vorgegangen. General Strukoff hatte bereits am 14. Januar die Maritza bei Seimenli erreicht; er bemächtigte sich am 15. Januar der wichtigen Eisenbahnstation Ternowa, wo die rumelische Bahn die Maritza überbrückt und die Zweigbahn von Jamboli nordwärts entsendet. Am 16. Januar wurde Hermanli, am 18. Januar Mustafa Pascha Köprüsü besetzt. Die schleunige Räumung Adrianopels am 19. Januar war die Folge dieses raschen Vordringens der Russen. Für die weitläufigen Vertheidigungswerke, welche nach den Worten türkenfreundlicher Berichterstatter Adrianopel zu einem „zweiten Plewna" gemacht haben sollten, fehlten in der Stunde der Entscheidung — die Vertheidiger! Die Geschütze wurden zum Theil auf der Eisenbahn nach Tschataldscha übergeführt, der Rest unbrauchbar gemacht. Ein großer Theil der türkischen Bevölkerung flüchtete in der Richtung nach dem Marmarameere oder nach Constantinopel. Am 20. Januar wurde Adrianopel ohne Kampf besetzt, nachdem auch die türkische Gendarmerie davongegangen und in Folge dessen die Bevölkerung in die größte Besorgniß wegen einer allgemeinen Plünderung durch die Tscherkessen und sonstige Baschibozuks versetzt worden war. Nirgendwo leisteten die Türken mehr Widerstand. Suleiman Pascha, der seit dem 21. December die Trümmer seiner Armee bei Gümüldschina (am Fuße des Despoto Dagh unweit des ägäischen Meeres gelegen) gesammelt hatte, führte schließlich einen Theil derselben zur See nach der Halbinsel von Gallipoli über, um die Vertheidigung der zum Schutze derselben errichteten Linien von Bulair wie der Dardanellen überhaupt zu übernehmen. Er ist später (Meldung vom 20. Februar) in Tschanak Kalessi, der asiatischen Dardanellenstadt, verhaftet und zu Schiffe gebracht worden, um vor ein Kriegsgericht gestellt zu werden. In dem zum Schutze von Constantinopel errichteten Lager von Tschorlu commandirte Achmed Ejub Pascha, während in der noch näher der Hauptstadt gelegenen, vom ägäischen zum schwarzen Meere sich hinüberziehenden Linie von Tschataldscha und in der Hauptstadt selber der von seinem asiatischen Commando abberufene Achmed Mukhtar Pascha befehligte. Nach Belieben besetzten die Russen das ganze außerhalb jener beiden „Linien" gelegene Rumelien, wobei u. A. General Strukoff in der Gegend von Lüle Burgas (Station der rumelischen Eisenbahn) einen Zug von angeblich 15,000 Wagen mit 50,000 türkischen Flüchtlingen auffing, die nach ihrer Entwaffnung auf Rodosto am Marmarameer dirigirt wurden, um dort eingeschifft zu werden. Die Annäherung der russischen Truppen an Constantinopel — General Strukoff besetzte am 29. Januar Tschorlu — und an die Dardanellen gab den äußeren Anlaß zu jenen englischen Flottendemonstrationen, welche seitdem die Verhandlungen über die Friedenspräliminarien begleitet und in der letzten Zeit eine Ausdehnung angenommen haben, die einen englisch-russischen Conflict wenigstens als Möglichkeit in Berechnung zu ziehen nöthigt. Für die Zeit des Krieges selber ist nur davon Notiz zu nehmen, daß am 23. Januar das während des Winters in der Burla-Bai (vor Smyrna) stationirt gewesene englische Geschwader unter Admiral Hornby Befehl erhielt, nach der Besika-Bai zu gehen, um jeden Augenblick zum Einlaufen in die Dardanellen bereit zu sein.

Die Ereignisse auf den andern Kriegstheatern stehen an Bedeutung weit hinter den Operationen in Rumelien zurück, welche für sich allein die Entscheidung zu bringen vermochten und sie denn auch in kürzester Frist herbeigeführt haben. Die Armee des Großfürsten-Thronfolger, welcher General v. Totleben als Adlatus des Generalstabschefs Fürsten Imeretinsky zugetheilt worden war, wurde durch die winterliche Witterung, welche auf der bulgarischen Terrasse von furchtbaren Schneestürmen (Kriwitz) begleitet ist, in ihren Operationen sehr behindert. Die Beschießung von Rustschuk wurde fortgesetzt. Die türkischen Truppen hielten am 23. December noch die Lomlinie besetzt. Im Laufe des Januar wurden, nachdem die türkischen Truppen sich in die Festungen oder über den Balkan zurückgezogen hatten, Osman Basar (am 27.), Rasgrad (am 28.), Eski Dschuma (am 29.) besetzt. — Die Armee des Generals Zimmermann war ebenfalls nur langsam vorgegangen, so daß von ihr erst am 27. Januar Hadschi Oglu Basardschik besetzt wurde; die Türken hatten sich Tags zuvor nach Warna zurückgezogen. Nach Abschluß des Waffenstillstandes wurden am 3. Februar noch Kosludschi und Prawady (letzteres Station der Eisenbahn von Warna nach Schumla) besetzt, die indessen alsbald wieder geräumt werden mußten. — Die Einschließung der Festung Widdin durch die Rumänen führte zu keinem Ergebniß; der Waffenstillstand wurde abgeschlossen, ehe es gelungen war, den türkischen Commandanten zu einer Capitulation zu zwingen.

Der serbisch-türkische Krieg, der am 14. December mit der Kriegserklärung Serbiens seinen Anfang genommen hatte, führte zunächst zu einigen Erfolgen der serbischen Armee, denen die schwachen türkischen Streitkräfte nicht gewachsen waren. Das türkische Grenzgebiet von Widdin bis Novibazar wurde den Serben zur leichten Beute; nach Bosnien hinüber war ihnen durch Oestreichs Einsprache der Weg verlegt; hier ist

Digitized by Google

es denn auch längs der Drina zu keiner Action gekommen. Die wichtigsten Ereignisse dieses Krieges sind die Einnahme von Pirot (Scharkiöi) durch die Serben am 28. December und die Capitulation der seit dem 16. December beschossenen Festung Nisch am 11. Januar, nachdem in fünftägigen heftigen Kämpfen die umgebenden Höhen erstürmt worden waren. Zwei Paschas und die gesammte Garnison wurden zu Gefangenen gemacht. Am 30. Januar wurde endlich Wranja erstürmt, wobei vier Bataillone gefangen genommen wurden. Prischtina auf dem thränenbethauten „Amselfeld", wo einst Serbiens Unabhängigkeit verloren ging und im gegenwärtigen Kriege wiedergewonnen werden sollte, haben die Serben nicht als Sieger zu erreichen vermocht; es ist im Waffenstillstande den Türken verblieben. — Den Montenegrinern dagegen gelang es, am 10. Januar die Citadelle von Antivari, am 19. Januar die von Dulcigno und am 27. Januar das im Scutarisee gelegene Fort Lessendria durch Capitulation in ihre Gewalt zu bringen, so daß sie das ganze Land zwischen dem Scutarisee, der Bojana und dem adriatischen Meere als militärischen Status quo in den Waffenstillstand einbrachten.

Auf dem asiatischen Kriegsschauplatz verhinderte der starke Schneefall größere Operationen bei Erzerum. Es konnte diese Stadt und Festung, nachdem Achmed Mukhtar sie verlassen und den Oberbefehl an Ismael Hakki Pascha übergeben hatte, vom 26. December an als vollständig eingeschlossen betrachtet werden. In Folge der unzureichenden Verpflegung und vor Allem wegen des Mangels an Brennmaterial hatten Garnison und Bevölkerung große Noth zu leiden; auch richtete der Typhus starke Verheerungen an. Die angeknüpften Capitulationsverhandlungen gelangten nicht zum Abschlusse, da im Waffenstillstand der Garnison mit allem Kriegsmaterial freier Abzug zugesichert wurde. Auch die gegen Batum gerichteten Angriffe führten zu keinem Ziele. Die Russen dehnten dagegen ihre Occupation auf das zwischen Batum und Erzerum gelegene Gebiet aus; am 17. December besetzte General Komaroff Ardanutsch; am 11. Januar wurde die Besetzung von Tortum und Ispira gemeldet; am 13. Januar schob General Komaroff seine Truppen bis Artwin vor. Im Süden sicherten die Russen sich gegen Ueberfälle der räuberischen Kurden durch die Besetzung des an der Straße von Erzerum nach Musch und Wan gelegenen Chnus (Khinis).

Zur See wurden von den Russen einige erfolgreiche Unternehmungen veranstaltet. Am 25. December nahm der Dampfer „Rußland" bei Eraklea an der anatolischen Küste das türkische Transportschiff „Mersina" mit 750 Nizams (reguläre Infanterie) weg. In der Nacht zum 26. December brachten die Torpedokutter des Dampfers „Konstantin" auf der Rhede von Batum einen türkischen Monitor zum Sinken. Die türkische Flotte rächte sich dafür durch das Bombardement einer Anzahl russischer Hafenplätze (11. Januar Eupatoria, 12. Jalta, 13. Feodosia, 14. und 15. Anapa); was, da gar kein militärischer Zweck damit verbunden war, in Rußland einen um so peinlicheren Eindruck machte, als die Pforte soeben um Anknüpfung von Waffenstillstandsverhandlungen nachgesucht hatte.

Die bedrohliche Annäherung der siegreichen russischen Armee wurde in Constantinopel sehr peinlich empfunden, und es herrschte dort allgemein das sehnsüchtige Verlangen, so schleunig wie möglich zum Abschlusse eines Waffenstillstandes zu gelangen. Das russische große Hauptquartier war der siegreich vordringenden Armee auf dem Fuße gefolgt. Nachdem es sich noch von der Einschließung Plewnas her bis zum 10. Januar zu Bogot befunden hatte, wurde es zunächst nach Lowtscha, am 11. nach Selwi, am 12. nach Gabrowa, am 13. nach Kasanlik verlegt. Hierher richteten denn auch die bis zum 18. Januar in Adrianopel verbliebenen türkischen Unterhändler, die Minister Serwer und Namyk Pascha (für die Friedensbasen), die Generale Redschib und Osman Pascha (für den Waffenstillstand) ihren Weg; sie trafen am 19. Januar in Kasanlik ein, verließen aber diese Stadt bereits am 24. Januar wieder, weil der russische Höchstcommandirende Großfürst Nikolaus an diesem Tage sein Hauptquartier nach dem inzwischen von den Russen besetzten Adrianopel verlegte, wo er am 26. Januar seinen feierlichen Einzug hielt. Am 31. Januar 6 Uhr Abends wurden zu Adrianopel 1) die Friedensgrundlagen (Les bases de la paix) und 2) die Waffenstillstandsbedingungen von den beiderseitigen Bevollmächtigten, ad 1 Großfürst Nikolaus, Serwer, Namyk; ad 2 die Generale Nepokoitschitzki, Lewitzki, Redschib, Osman, unterzeichnet. Der Anfang des Waffenstillstandes wurde vom 31. Januar Abends 7 Uhr datirt.

An die Friedensgrundlagen anknüpfend wird weiterhin die Chronik der Orientdinge während des Waffenstillstandes bis zum Friedensschlusse fortgeführt werden. Die Kriegschronik schließt mit dem Waffenstillstande vom 31. Januar, welcher die Einstellung der Feindseiligkeiten zwischen der russischen, serbischen und rumänischen bewaffneten Macht einerseits und der türkischen andererseits während der ganzen Dauer der Friedensunterhandlungen anordnete. Im Falle eines Abbruchs derselben sollte jede Partei verpflichtet sein, vor der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten drei Tage vorher Anzeige zu machen. Es ist dieser Fall, so nahe er vielleicht zeitweilig gewesen sein mag, thatsächlich nicht eingetreten. Zwischen der Pforte und Montenegro wurden die Feindseligkeiten ohne besondere Verhandlungen ebenfalls eingestellt. Die Türken hatten in Folge des Waffenstillstandes die Donaufestungen Widdin, Rustschuk und Silistria und die festen Plätze Belgradschik, Rasgrad, Hadschi Oglu Basardschik (beide bereits von den Russen besetzt) und Sulina zu räumen, was denn auch seitdem geschehen ist. Es wurde gleichzeitig eine Demarcationslinie festgestellt mit einer neutralen Zone von 5 Kilometer vor dieser Linie (d. h. nach der türkischen Seite hin); dieselbe führte von Baltschik am schwarzen Meere über Hadschi Oglu Basardschik, Rasgrad, Eski Dschuma, Osman Basar, Kazan (Kotel), welche von den russischen Truppen besetzt wurden, und von dort zurück nach Mesembria am schwarzen Meere, so daß um die Festungen Warna und Schumla ein ausgedehnter Rayon den Türken verblieb. An der Küste des schwarzen Meeres entlang, wo die Russen Burgas und Midia behufs der Proviantzufuhr über See besetzen sollten, zieht sich die Linie bis zum Derkossee, dann quer über's Land, zuletzt dem Flüßchen Karassu folgend, bis zum Marmarameer. Hier wurde den Türken die Demarcationslinie von Akbunar am schwarzen Meere nach Kutschük Tschekmedsche am Marmarameer angewiesen. Dazwischen in der neutralen Zone liegen die vielgenannten Vertheidigungslinien von Tschataldscha. Längs der Küste des Marmarameeres läuft die russische Demarcationslinie bis Scharkiöi (Peristeri), darauf vor der Landenge von Gallipoli vorbei nach Urscha (Kadikiöi) am ägäischen Meer und an der Küste desselben entlang bis Dede Aghatsch (dem Endpunkte der rumelischen Eisenbahn) und Makri; darauf über den Despoto Dagh, der Wasserscheide zwischen den Zuflüssen der Maritza und den macedonischen Küstenflüssen folgend, über Dschuma, Köstendil und Wranja zur serbischen Grenze am Kopaonik Planina. Das gesammte türkische Kriegsmaterial konnte von den abziehenden Truppen mitgenommen oder unter dem Schutze der russischen Militärbehörden zurückgelassen werden. Wo sich noch türkische Civilbehörden befänden, sollten sie zur Wahrung der Ruhe und Ordnung unter der Bevölkerung verbleiben und nach Möglichkeit die Anforderungen der russischen Militärautoritäten erfüllen. Auf den Eisenbahnlinien sollte freier Verkehr gestattet sein; von der türkischen Regierung den Gesellschaften die freie Bewegung des rollenden Materials auf der ganzen Ausdehnung der Linie erlaubt werden; der Betrieb unter Aufsicht der beiderseitigen Militärbehörden stehen. Die Blokade der Häfen des schwarzen Meeres wurde türkischerseits aufgehoben; die Hindernisse der Donauschifffahrt sollten alsbald beseitigt und die freie Schiffahrt auf diesem Strome unter der Aufsicht der russischen

Digitized by Google

Militärbehörden gestattet werden. Für den asiatischen Kriegsschauplatz blieb die Feststellung der Einzelheiten den von dem dortigen Höchstcommandirenden der russischen Armee und von der Pforte zu ernennenden Bevollmächtigten überlassen; doch war in den Friedensgrundlagen die Räumung Erzerums von Seiten der Türken zugestanden worden. — Diese Bestimmungen sind überall, ohne daß sich dabei störende Zwischenfälle ereignet hätten, zur Ausführung gelangt, indem der Pforte viel daran lag, Rußland während des Schwebens der Friedensunterhandlungen keinen Anlaß zur Verstimmung zu geben. Und dies ist ihr selber denn auch bis zuletzt gelungen. Was sich von „Zwischenfällen" ereignet hat, ist von Seiten Dritter ausgegangen, welche jetzt im Orient ihre eigenen Interessen zu betreiben begonnen haben.

Die Eröffnung des englischen Parlaments am 17. Januar leitet einen neuen Abschnitt in der Entwickelung der Orientdinge ein, der sich zunächst neben den letzten Wochen des russisch-türkischen Krieges hinzieht und darauf insofern einen bestimmenden Einfluß ausübt, als die Russen die Annäherung an die Dardanellen und das Einrücken in Constantinopel aus Rücksicht auf England sich versagen müssen, der dann aber alsbald die Orientdinge wieder officiell in den Kreis europäischer Fragen einführt, aus welchem sie während der Dauer des russisch-türkischen Krieges fast ausgeschieden zu sein schienen.

Berlin, Mitte März 1878.

Literatur und Kunst.

Schillers Briefträger.

Mag der allwissende Helios noch nicht der strahlenden See entstiegen sein, mag er hoch über unsern Häuptern dahinziehen oder mag er schon seine vier Rosse in die Abendfluthen eingelenkt haben — zu jeder Zeit des Tages sehen wir auf dem Markte der völkerwimmelnden Stadt, auf einsamem Weiler, auf hohem Berge, in tiefem Thale, durch die Wälder, durch die Auen, von der Hütte zum Palaste, vom Palaste zur Hütte dahinwandeln mit beflügeltem Schritte den menschlichen Sohn des Alles vermittelnden Hermes, des friedenstiftenden Götterherolds, den treuen Bringer von Freud und Leid — ich meine den lieben Briefträger! Das hohe Interesse, welches diesem oft so sehnsüchtig erharrten Ueberlieferer jenes eigenthümlichen Culturproducts der Hand und bisweilen auch des Geistes bekannter oder unbekannter, gleichgültiger oder theilnahmsvoller Menschen beiwohnt, macht es erklärlich, wenngleich nicht immer gerechtfertigt, daß auch auf den Brettern, welche die Welt bedeuten, in Thalias heiligen Hallen, der Briefträger eine große Rolle spielt.

Der Brief, den Epictet einen stummen Boten und der Bote, welchen er einen lebendigen Brief nennt, gehören zu den wichtigsten Hülfsmitteln der dramatischen Technik. Beide tragen zur Schürzung und zur Lösung des Knotens nicht selten bei, indem sie erscheinen und verschwinden, und wie ein deus ex machina veranlassen, ja verursachen sie häufig scenische und moralische Wirkungen.

Aehnlich dem treuen Diener desjenigen Instituts, welches nach Börne die öffentlichste aller Einrichtungen ist und nach Macaulay eine der größten Errungenschaften der Civilisation bildet, ruft der dramatische Briefträger entweder den Eindruck der Gleichgültigkeit hervor, so daß man hinsichtlich des betreffenden Briefes mit dem Kammerdiener des Fürsten in „Kabale und Liebe" oder mit Paulet in „Maria Stuart" zu seinem Secretair oder Registrator nur zu sagen hat: „Legt's zu dem Uebrigen", oder er bringt einen freudigen Effect hervor: so daß die Anrede paßt, mit welcher Wallenstein zuerst Max Piccolomini begrüßt:

Sei mir willkommen, Max! Stets warst Du mir
Der Bringer irgend einer schönen Freude
Und wie das glückliche Gestirn des Morgens
Führst Du die Lebenssonne mir herauf! —

oder der Briefträger gelangt zu einer tragischen Wirkung, wenn er einen den Versen 14—18 im 1. Kapitel des Buches Hiob entsprechenden Brief bringt, so daß man mit Andreas Doria sagen kann: „Es ist eine Nationen schreckende Schauerpost", oder in Betreff dessen man, wie Luise Miller zu Wurm, sich zu äußern hätte: „Armer Mensch! Du treibst ein trauriges Handwerk, wobei Du unmöglich selig werden kannst. Unglückliche machen, ist schon schrecklich genug; aber gräßlich ist's, es ihnen verkündigen — ihn vorzusingen, den Eulengesang — dabei zu stehn, wenn das blutende Herz am eisernen Schaft der Nothwendigkeit zittert, und Christen an Gott zweifeln!"

In Anbetracht des erhabenen Standpunktes, welchen das Postwesen der Neuzeit in dem Gesammtleben der Völker einnimmt, heißt es wohl nicht, das Erhabene in den Staub ziehen, wenn ich — bewaffnet mit einer postalischen Brille — nachzuweisen versuche, welche Rolle unser größter Dramatiker dem Briefträger überwiesen hat.

Da ist es mir interessant, gleich in den ersten Worten der ersten Scene des ersten Dramas unseres Schiller das Ueberbringen eines Briefes wahrzunehmen.

Der Vorhang hebt sich. Franz ist bei seinem kranken alten Vater und händigt demselben einen Brief angeblich von seinem Correspondenten in Leipzig aus, einen Brief, den er selbst eine „Zeitung, nicht für einen gebrechlichen Körper" nennt. Der Dialog fängt an:

Franz. Aber ist Euch auch wohl, Vater? Ihr seht so blaß.

Der alte Moor. Ganz wohl, mein Sohn — was hattest Du mir zu sagen?

Franz. Die Post ist angekommen — ein Brief von unserm Correspondenten in Leipzig.

Der alte Moor. Nachrichten von meinem Sohne Karl? ꝛc.

Schon in der zweiten Scene kommt wieder ein Brief auf die Bühne. Denselben übergibt der Räuber Schwarz an Karl Moor, er hat ihn selbst von der Post abgeholt.

Mit eilendem Schritte (so schreibt der Dichter vor) fliegt Karl dem Briefe entgegen, zitternd ergreift er ihn, er hofft in ihm die Verzeihung seines alten Vaters zu lesen:

Moor (zu Schwarz). Bruder, Bruder, den Brief! den Brief!
Schwarz. Was ist Dir? Wirst Du nicht wie die Wand?

Karl Moor liest den Brief, welchen sein Bruder im Namen, doch wahrlich nicht im Sinne des Vaters geschrieben und kommt nun zu dem verzweifelten Entschlusse, sich zum Räuberhauptmann machen zu lassen.

„Menschen haben Menschheit vor mir verborgen," ruft er aus, „da ich an Menschheit appellirte, weg denn von mir Sympathie und Schonung! Ich habe keinen Vater mehr!"

Der dritte im Trauerspiele vorkommende Brief geht ebenfalls von Franz Moor aus. Er wird in Gestalt eines Schwertes von dem verkappten Hermann gebracht und ist dazu bestimmt, Amalie von der Liebe zu Karl abzuwenden. Auf der einen Seite der Klinge steht — angeblich von Karl in seiner Todesstunde mit seinem Blute geschrieben: „Franz, verlaß meine Amalie nicht!" — auf der anderen Seite: „Amalie, Deinen Eid brach der allgewaltige Tod!"

Wer möchte verkennen, daß in diesem an Spannung und Effect so reichen Drama dem Briefträger ein nicht geringer Antheil an der Verwicklung gebührt!

In der „Verschwörung des Fiesco zu Genua" treten ebenfalls drei Briefträger in Scene, sie bringen jedoch im Ganzen sechs Briefe. Außerdem wird auf der Bühne ein Brief geschrieben und auch übergeben und zwei Mal gehören Packete mit Briefen zur Decoration. Folgendes sind die betreffenden Vorkommnisse:

Digitized by Google

Act I, Scene 9. („Der Mohr reicht dem Fiesco einen Zettel und nistet sich hart an ihn. Fiesco tritt vor einen Spiegel und schielt über das Papier. Der Mohr geht lauernd um ihn herum, endlich zieht er den Dolch und will stoßen.")

Fiesco (dreht sich geschickt und fährt nach dem Arme des Mohren). Sachte, Canaille!

Act II, Scene 14. Gianettino (zieht einen Brief mit großen Siegeln hervor).

In demselben ist mitgetheilt, daß Kaiser Karl schon angekommen ist. Dieser Brief veranlaßt Gianettino, dem Lomellin einen Brief zu dictiren. Nachdem der Brief geschrieben, sagt Gianettino: „Der Tod gibt übermorgen prächtige Gala und hat zwölf genuesische Fürsten geladen" . . . „Der Brief muß mit Extrapost nach Levante."

Im folgenden Auftritt sehen wir Fiesco, bei dem sich der Mohr befindet, mit „vielen Briefen und Wechseln".

Im 18. Auftritt nimmt Fiesco ein Packet Briefe aus einer Schatulle heraus und sagt, indem er die Briefe über die Tafel breitet, zu den Verschworenen: „Hier Soldaten von Parma, hier französisches Geld, hier vier Galeeren vom Papst."

In dem 4. Auftritt des III. Aufzuges übergibt der Mohr dem Fiesco hintereinander drei Briefe von ganz außerordentlicher Bedeutung für die Sache: 1) den nach der Levante gerichteten Brief Gianettinos, den der Mohr dem Boten im Hohlwege abgenommen, 2) den Zettel mit Dorias eigener Unterschrift, „warm aus den Händen meiner Bononie", wie der Mohr sagt, und 3) ein Billet von der Gräfin Imperiali.

Im 8. Auftritt bringt ein Deutscher dem Fiesco, der sich mit den Verschworenen im Schloßhofe befindet, einen Zettel vom Herzog, welcher ihm gleichzeitig den verrätherischen Mohren gebunden zuschickt. Nachdem Fiesco gelesen, sagt er mit verbissenem Zorne und beschämt, daß ein Doria ihn in Großmuth besiegt: „Genueser! Die Gefahr ist vorüber, — aber auch die Verschwörung!"

Nebenbei sei eine interessante Phrase erwähnt, welche Fiesco im letzten Aufzuge, als er vor dem Palaste des Andreas Doria steht, in Bezug auf die den letzteren schützenden Wachen gebraucht: „Ich möchte sie sprechen, einen Brief in die Ewigkeit zu bestellen!"

In „Kabale und Liebe" werden durch sieben verschiedene Personen fünf verschiedene Briefe gebracht. Von letzteren sehen wir einen Brief in 2 Auftritten, — einen anderen, beziehungsweise dessen Concept, sogar in 4 Auftritten.

Im 1. Auftritt des III. Aufzugs schreibt der Präsident auf den teuflischen Rath seines Secretairs Wurm den Verhaftsbefehl für die Eltern Luisens und übergibt ihn einem Bedienten mit dem Auftrage der sofortigen Besorgung an die Gerichte.

Im 3. Auftritt zeigt Wurm den Präsidenten jenen Brief, den er so hinterlistig für Luise aufgesetzt und im 6. Auftritt dictirt er denselben dem unglücklichen Mädchen in die Feder. Ihr Schreiben und sie selbst nimmt er alsdann mit sich. Sie soll das Sacrament darauf nehmen, daß sie den Brief stets für einen freiwilligen erklären werde.

Der IV. Act beginnt damit, daß Ferdinand in den Saal des Präsidenten tritt, jenen Brief Luisens in der Hand. Dieser Brief versetzt ihn selbstverständlich in die wildeste Aufregung und der arme Hofmarschall, der zu ihm kommt, entgeht mit genauer Noth einem Duell.

In dem 9. Auftritt will Lady Milford, Favoritin des Fürsten, an letzteren einen Brief und zwar durch den Hofmarschall senden. Als dieser sie bittet, ihn eines solchen halsbrecherischen Auftrages zu entheben, sagt sie: „Mein Rath wäre, man backte den Zettel in eine Wildpretpastete, so fänden ihn Serenissimus auf dem Teller."

Im 1. Auftritt des V. Acts bittet Luise den Vater, an Ferdinand einen Brief zu befördern, in welchem sie den Geliebten auffordert, mit ihr an einen dritten Ort zu gehen, wo kein Eidschwur mehr bindet.

Im 2. Auftritt erscheint Ferdinand bei Luise, um ihr durch ihren Brief an den Marschall den Beweis ihrer scheinbaren Untreue zu geben.

Im 6. Auftritt übergibt Ferdinand an Miller zur Beförderung an seinen Vater einen Brief, der an diesem Abende eingeschlossen an ihn gekommen sei, wie er sagt.

Letzter Auftritt:

Präsident (den Brief in der Hand). Sohn, was ist das? Ich will doch nimmermehr glauben —

Ferdinand (wirft ihm das Glas vor die Füße). So sieh, Mörder!

In „Don Carlos" gibt es die meisten und interessantesten Briefträger, ja selbst der spanische Herr Oberpostmeister hält es nicht unter seiner Würde, als solcher zu fungiren.

Acht einzelne Briefträger, darunter die Hauptpersonen des Trauerspiels, treten mit elf verschiedenen Briefen in 15 Scenen auf. Der edle Posa z. B. bringt im Laufe der dramatischen Handlung allein fünfmal Briefe und nimmt viermal solche in Empfang. Obwohl ich annehmen darf, daß mich Niemand einer Sünde zeihen wird, so habe ich doch mit Genauigkeit gezählt, daß in diesem Drama das Wort Brief dreiundsiebzigmal vorkommt.

Im 4. Auftritt des I. Acts übergibt Marquis Posa der Königin, welcher er durch Olivarez angemeldet ist, Briefe von der Regentin-Mutter.

Am Ende des 5. Auftritts händigt die Königin dem Don Carlos einige Briefe ein, die ihm im 7. Auftritt zu Posa zu sagen veranlassen: „Ich bin entschlossen. Flandern sei gerettet. Sie will es — das ist mir genug."

Act II, Auftritt 4. Ein Page bringt Don Carlos einen Schlüssel und einen Brief.

Page.
Ein Edelknabe
Von Ihrer Majestät der Königin.

Carlos
(erschrocken auf ihn zugehend und ihm die Hand auf den Mund drückend).
Du bist des Todes. Halt! Ich weiß genug!

(„Er reißt hastig das Siegel auf und tritt an das äußerste Ende des Saals, den Brief zu lesen. Unterdessen kommt der Herzog von Alba und geht, ohne von dem Prinzen bemerkt zu werden, an ihm vorbei in der Königin Zimmer. Carlos fängt an, heftig zu zittern und wechselweise zu erblassen und zu erröthen. Nachdem er gelesen hat, steht er lange sprachlos, die Augen starr auf den Brief geheftet. — Endlich wendet er sich zu dem Pagen.")

„Sie gab Dir selbst den Brief?" Er meint nämlich die Königin und bleibt in dem Irrthum, der Page kam jedoch von der Prinzessin Eboli.

Auftritt 8. Prinzessin zu Carlos, nachdem sie erzählt, daß sie an den Grafen von Silva „verkauft" sei:

Nicht genug,
Daß man der Politik mich hingeopfert,
Auch meiner Unschuld stellt man nach — da hier!
Dies Blatt kann diesen Heiligen entlarven.

Es ist der König selbst, der der Eboli nachstellt.

15. Auftritt. Carlos zu Posa; den Brief des Königs an die Eboli hervorziehend:

Nicht Traum!
Beim wundervollen Gott nicht! — Wahrheit! Wahrheit!
In diesem wichtigen Papier enthalten!
Die Königin ist frei, vor Menschenaugen,
Wie vor des Himmels Augen, frei. Da lies
Und höre auf, Dich zu verwundern.

Marquis (den Brief öffnend).
Was?
Was seh' ich? Eigenhändig vom Monarchen?

Act III, Auftritt 3. Alba überreicht dem König mehrere Briefe, welche die Königin früher von Don Carlos erhalten.

Digitized by Google

König.
Ihr habt Recht;
Die Königin hat sehr gefehlt, mir Briefe
Von diesem Inhalt zu verbergen —

Act IV, Auftritt 3. Der Marquis überreicht der Königin einen Brief von Carlos.

Königin (nachdem sie ihn gelesen).
Er muß mich sprechen, sagt er —
Marquis.
Das sag' ich auch ....
Carlos dringt
Auf Antwort, Ihre Majestät! — Ich hab'
Ihm zugesagt, nicht leer zurückzukehren.
(Eine Schreibtafel der Königin reichend.)
Zwei Zeilen sind für jetzt genug —

Im 5. Auftritt übergibt Posa dem Carlos diese Schreibtafel mit der Handschrift der Königin. Carlos behändigt seine Brieftasche dem Marquis auf dessen Bitte. „Roderich! Ich gab Dir viel!"

Doch einen Brief, den ihm die Königin einst nach Malta geschrieben, muß er noch einmal lesen. („Seine Hand zittert. Thränen stürzen aus seinen Augen. Er fällt dem Marquis um den Hals und drückt sein Gesicht wider dessen Brust.") Im 12. Auftritt überreicht der Marquis dem Könige die Brieftasche des Don Carlos. Der König darauf händigt ihm einen Verhaftsbefehl für Carlos ein.

Der 22. Auftritt ist von besonderem Interesse, indem er uns den Herrn Oberpostmeister Don Raimond von Taxis in eigener Person „so reinlich und so zweifelsohne" vorführt. Wir sehen ihn hier als Chef einer nicht schlecht organisirten Brieföffnungscommission, als Freund eines Alba, eines Domingo. Seine Worte müssen unverkürzt wiedergegeben werden:

Taxis (tritt auf).
Graf Lerma, melden Sie mich an.
Lerma.
Der König ist für Niemand!
Taxis.
Sagen Sie
Ich muß ihn sprechen — Seiner Majestät
Ist äußerst dran gelegen. Eilen Sie.
Es leidet keinen Aufschub.
(Lerma geht in's Cabinet.)

Alba (tritt zum Oberpostmeister).
Lieber Taxis,
Gewöhnen Sie sich zur Geduld. Sie sprechen
Den König nicht —
Taxis.
Nicht? Und warum?
Alba.
Sie hätten
Die Vorsicht denn gebraucht, sich die Erlaubniß
Beim Chevalier von Posa auszuwirken,
Der Sohn und Vater zu Gefangnen macht.
Taxis.
Von Posa? Wie? Ganz recht! Das ist derselbe,
Aus dessen Hand ich diesen Brief empfangen —
Alba.
Brief? Welchen Brief?
Taxis.
Den ich nach Brüssel habe
Befördern sollen.
Alba (aufmerksam).
Brüssel?
Taxis.
Den ich eben
Dem Könige bringe —
Alba.
Brüssel! Haben Sie
Gehört Caplan? Nach Brüssel!
Domingo.
Das ist sehr
Verdächtig!
Taxis.
Und wie ängstlich, wie verlegen
Er mir empfohlen worden!
Domingo.
Aengstlich? So!
Alba.
An wem ist denn die Aufschrift?

(Schiller läßt Alba schon diesen modern-postdeutschen Ausdruck statt „Adresse" gebrauchen!)

Taxis.
An den Prinzen
Von Nassau und Oranien.
Alba.
An Wilhelm? —
Caplan, das ist Verrätherei!
Domingo.
Wie könnt'
Es anders sein? — Ja freilich, diesen Brief
Muß man sogleich dem König überliefern.
Welch' ein Verdienst von Ihnen, würd'ger Mann,
So streng zu sein in Ihres Königs Dienst!
Taxis.
Hochwürd'ger Herr, ich that nur meine Pflicht.
Alba.
Sie thaten wohl.
Lerma (kommt aus dem Cabinet. Zum Oberpostmeister).
Der König will Sie sprechen.
(Taxis geht ab.)

Im 1. Auftritt des V. Actes sagt der Marquis zu Carlos indem er sein Portefeuille herausnimmt:

Hier
Sind von den Briefen ein'ge wieder, die
Du in Verwahrung mir gegeben. Nimm
Sie zu Dir.
Carlos (sieht mit Verwunderung bald die Briefe, bald den Marquis an).
Wie?
Marquis.
Ich gebe sie Dir wieder,
Weil sie in Deinen Händen sichrer jetzt
Sein dürften, als in meinen.

Im 9. Auftritt überreicht Alba dem Könige die Briefe, welche man dem Karthäusermönche abgenommen:

Alba:
Diese Briefe, Sire,
Enthalten die Verlassenschaft des Marquis
Von Posa an Prinz Carl.

Der König durchläuft die Briefe und spricht alsdann das fürchterliche Wort aus:

Man rufe mir
Den Inquisitor Cardinal.

Wenn auch nicht gleich zahlreich wie in Don Carlos, so doch nicht minder interessant sind die in „Wallenstein" vorkommenden Briefträger.

In den Piccolomini kommt ein Brief auf die Bühne: Octavio zeigt (Act I, Auftritt 1) Max den offenen kaiserlichen Brief, nach welchem der Fürst verurtheilt und geächtet ist. Die verhängnißvolle Schrift mit der Eidesformel ist nicht hierher zu rechnen.

In Wallensteins Tod werden im Ganzen sechs Briefe durch sechs Personen überreicht. Act I, Auftritt 6 gibt der schwedische

Digitized by Google

Oberst Wrangel dem Wallenstein ein Accreditiv. Wallenstein liest dasselbe und sagt:

Der Brief hat Hand und Fuß. Es ist ein kluges
Verständig Haupt, Herr Wrangel, dem Ihr dient.

II. Act, 5. Auftritt:

Octavio.

Ob mir das zukommt, mag das Blatt Euch lehren.

Isolan.

Wa — was? Das ist des Kaisers Hand und Siegel.

6. Auftritt:

Buttler.

Ich las den Brief.

Octavio.

Ich auch — doch anders lautete sein Inhalt.
Durch Zufall bin ich im Besitz des Briefes,
Kann Euch durch eignen Anblick überführen.

Buttler.

Ha! Was ist das?

(„Hat den Brief gelesen, seine Kniee zittern, er greift nach einem Stuhl, setzt sich nieder.") In demselben Auftritt bringt noch ein Bedienter ein Billet an Octavio. Dieser liest:

Macht, daß Ihr fortkommt. Euer treuer Isolan.

Act IV, Auftritt 6. Buttler zu Gordon (eine Schrift hervorziehend):

Hier ist das Manifest, das uns befiehlt,
Uns seiner (nämlich Wallensteins) zu bemächtigen.

In dem letzten Auftritt des Trauerspiels kommt ein Courier mit einem Briefe.

Gordon.

Was giebt's? Das ist das kaiserliche Siegel.

(Er hat die Aufschrift gelesen und übergibt den Brief an Octavio mit einem Blicke des Vorwurfs.)

Dem Fürsten Piccolomini.

(Octavio erschreckt und blickt schmerzvoll zum Himmel. — Der Vorhang fällt.)

In „Tell" erfreut uns nur ein Briefträger durch sein Erscheinen. Es ist im 1. Auftritt des V. Aufzugs der Reichsbote, welcher den vor der Feste Zwing Uri versammelten nun freien Schweizern von der Königin einen Brief bringt. Sie bittet darin die „bescheidenen Männer von Uri, Schwyz und Unterwalden" den flüchtig gewordenen Mörder ihres Gemahls, den Johannes Paricida, ausliefern zu helfen.

In „Maria Stuart" müssen wir uns ebenfalls mit einem Briefträger begnügen. Sir Paulet, der edle Ritter, übergibt der Königin Elisabeth einen Brief von der unglücklichen Maria.

In der „Jungfrau von Orlans" sowie in der „Braut von Messina" dürfte wohl selbst das peinliche Auge eines Postinspectors nicht ein briefstragendes Individium erblicken.

Die noch übrig bleibenden Dramen Schillers (der Parasit, Neffe als Onkel, Macbeth, Iphigenie, Phädra) wollen wir trotz ihrer interessanten Briefe hier nicht berücksichtigen, weil diese Dramen bekanntlich nicht ursprüngliche Schöpfungen dieses Dichters sind.

In den erwähnten 7 Hauptdramen hat Schiller im Ganzen 30 Briefträgern das Leben und die Unsterblichkeit gegeben. Dieselben kommen in 41 verschiedenen Auftritten vor und bringen zusammen 34 Stück Briefe oder Briefpackete an.

Wie interessant aber auch immer diese Briefträger und wie wichtig die ihnen aufgegebenen Handlungen für den Gang der dramatischen Fabel und für die scenische Wirkung sind, so müssen wir doch im Vergleich mit den Dramen anderer Dichter, z. B. Alexander Dumas, anerkennen, wie sehr die Meisterschaft unseres größten Dramatikers auch in der Beschränkung sich zeigt, mit welcher er sich bei dem Aufbau des Dramas jenes äußeren Hülfsmittels des Briefträgers und des Briefes bedient.

Otto Runk.

Zur Entstehungsgeschichte des Byron-Schumann'schen „Manfred".

Es gibt in der musikalisch-dramatischen Literatur wohl nur wenige Beispiele, in denen die Verbindung von Dichtung und Musik (beides im höchsten Sinne genommen) eine so tiefinnerliche Verwandtschaft beider Kunstgattungen erkennen läßt, wie in Robert Schumanns Composition zu Byrons „Manfred". Der geheimnißvolle Zauber der Schumann'schen Musik liegt wesentlich in dem Umstand, daß Dichter und Musiker darin sich gegenseitig ergänzen, und daß in dem Berührungspunkte dieses Sichfindens Beider ein Ton erklingt, den Byrons schmerzvolle aber auch herbe Dichtung allein nicht anschlagen konnte.

Es ist vielleicht nur Wenigen bekannt — wenigstens habe ich nirgends in der biographischen und Musikliteratur eine Andeutung darüber gefunden —, auf welchem Wege Schumann zu dieser seiner ebenso musikalisch reizvollen, als tiefsinnigen Schöpfung gelangt ist. Dieser Weg ist ebenso seltsam als einfach, und ich hoffe, die folgende Mittheilung darüber wird den Freunden Schumanns nicht uninteressant sein.

Vor einiger Zeit wurde ich mit einer der ältern Uebersetzungen von Byrons „Manfred" bekannt gemacht, die mir bis dahin nicht zu Gesicht gekommen war. Sie war unter dem Pseudonym Posgaru in Breslau 1839 (Verlag J. Max u. Co.) erschienen, und zwar mit einer einleitenden Abhandlung versehen, welche schon für sich die größte Aufmerksamkeit erwecken mußte. Diese (93 Seiten starke) Abhandlung beschäftigt sich nicht allein mit Byrons Dichtung, sondern ihren Hauptinhalt bildet ein wichtiges, und gerade in neuerer Zeit vielfach erörtertes kunstästhetisches Thema: die Verbindung des Dramas mit der Musik. Diese Erörterung geschieht aber nicht in dem Sinne der später proclamirten R. Wagner'schen Theorien, sondern in dem Sinne, daß der Poesie sowohl wie der Musik die ihnen zukommende Selbstständigkeit erhalten bleiben solle. Da sowohl dieser Inhalt, wie noch andere mit der Uebersetzung verbundene Umstände (auf die ich hernach zu sprechen komme) mein Interesse erregten, so hatte ich bei einer kürzlichen Anwesenheit in Breslau bei einem sehr unterrichteten Literaturfreunde mich erkundigt, ob er über die Persönlichkeit des Uebersetzers etwas wisse. Und ich erfuhr, daß hinter dem griechischen Pseudonym Posgaru sich die Persönlichkeit eines schon vor vielen Jahren verstorbenen Pfarrers in Schlesien, Namens Suckow, verbarg.

Daß dieser Mann es wohl verdient, bei seinem eigentlichen Namen genannt zu werden, würde mir Jeder zugeben, der mit der Uebersetzung sich näher beschäftigt hat. In der erwähnten Abhandlung befindet sich aber ein Umstand, der mir den Werth jener Uebersetzung noch bedeutend steigert. Der Verfasser erörtert zunächst den nachtheiligen Einfluß, den in neuerer Zeit die Musik auf das Drama geübt hat, ja wie die Musik durch den vollständigen Sieg der Oper der Fortentwickelung des Dramas im höchsten Grade feindselig geworden sei; das Drama sei in der Oper zu Grunde gerichtet und friste außerhalb derselben ein klägliches Dasein. Durch die Opernherrschaft, durch die verwirrende Vermischung der Künste werde die Phantasie des Zuschauers durch alle Mittel in eine Sphäre versetzt, „welche dem sondernden und reflectirenden Denken Stillstand gebietet". Während das eigentliche Drama eine gewisse Dürftigkeit der Scenerie vertragen könne und müsse, sei durch das Dominiren der Oper die Pracht der Decorationen und Costüme ein unabweisliches Bedürfniß geworden, und habe ihrerseits mitgewirkt, das Verderben des Theaters auch äußerlich zu beschleunigen, „indem fast nirgends, wo nicht die Staatsmittel zu Hülfe kommen, die größern Theaterverwaltungen sich durch die Theilnahme des Publicums gesichert sehen".

Die Erörterungen des Verfassers können natürlich die so wichtige Frage nicht erschöpfen. Sie sollen aber auch hier nur in Kürze angedeutet sein, um die Grundsätze zu kennzeichnen, von denen aus er zu dem Kernpunkt der Sache gelangt. Wie soll man — so fragt er weiter — dem nicht zu ignorirenden

Digitized by Google

Zustande gegenüber sich verhalten? Sollen wir mit Resignation in das Schicksal des Theaters uns fügen? Oder sollen wir alle Mittel anwenden, um die Kunst vor dem Schlechten und Unwürdigen bewahren zu helfen?

Letzteres könne dadurch geschehn, daß wir den geschaffenen Zustand — die musikalische Form des heutigen Dramas — in eine Bahn zu lenken trachten, die den innersten Kunstgesetzen entsprechender sei, als in der Oper, wie sie sich gestaltet hat. (Man behalte hierbei im Auge, daß dies Ende der dreißiger Jahre geschrieben ist.)

Nachdem der Verfasser hierauf auseinandergesetzt hat, warum er gerade Byrons „Manfred" für berufen hält, in diesem Ringen nach einer andern dramatisch-musikalischen Gestaltung eine wichtige Rolle zu spielen, theilt er seine Ansichten darüber mit, wie etwa die Musik sich zu dieser Dichtung verhalten müsse, und wendet sich schließlich an denjenigen Musiker, der ihm berufen zu sein scheine, diese Aufgabe zu lösen, und dieser Tonkünstler sei — Felix Mendelssohn-Bartholdy. Er redet diesen selbst an. „Ich werde," sagt er, „dafür sorgen, daß dies Buch als Zeugniß meiner Wünsche in Ihre Hände kommt. Ich werde dieser Bezeugung nichts weiter hinzufügen: die tiefe Poesie Manfreds, die süßen, innerlichen Melodien seiner Lieder, der Gedanke selbst in seinem Schrecken und seiner Erhabenheit" u. s. w. — das Alles möge er an sein Ohr dringen lassen. „Wenn Sie, den ich anrede, diesen Worten Gehör geben, so werden Sie ein Feld für die Entfaltung der musikalischen Macht betreten, welches Sie wie die gefundene schönste Heimat empfangen wird. Auch wird Ihre Arbeit freudig von Allen begrüßt werden, selbst dann, wenn Sie nicht mit mir in unserm Beginnen eine neue Aera für das Theater herankommen sehn. Viele werden freilich alle diese Erwartungen und Ansichten überspannt finden, und die Byron'sche Dichtung ihrem Werthe und ihrer Bedeutung nach überschätzt. Aber wie vieles Große ich auch zum Ruhme Manfreds gesagt habe, so muß ich mich doch dagegen verwahren, als erblicke ich in ihm die Vollendung aller nur möglichen dramatischen Bestrebungen, oder als wolle ich alle künftige dramatische Poesie grade in diese Form und in dieses Maß im voraus einzwängen. Vielmehr ist meine Hoffnung die, daß schöpferische Kräfte, deren Wollen und Walten auf keine Weise zu beengen ist, sich zu neuen Werken neu erweckt finden werden: wenn man nur erst diese doppelte Offenbarung vor Augen hat, alles Dramatische in eine bodenlose Verwirrung zu ziehen, um den höchsten Zwecken würdig zu dienen, und daß die Handlung aus der dramatischen Aeußerlichkeit sich auf den innersten Gedankengrund zurückbewegen kann."

Die obige Verwahrung des Verfassers gegen die Voraussetzung, als erblicke er in Manfred „die Vollendung aller nur möglichen dramatischen Poesie", läßt allerdings noch immer eine seltsame Ueberschätzung der Byron'schen Dichtung erkennen. Aber aus dem Schlußsatze, über das Zurückgehn aus der dramatischen Aeußerlichkeit auf den innern Gedankengrund, spricht doch ein richtiges Erkennen des Wesentlichen, um das es sich gerade bei Manfred handelt, und um das es sich auch bei einer Umkehr des Dramas handeln müßte; nur daß gerade Manfred für die Bewirkung einer solchen Umkehr wenig berufen scheint.

Doch es kommt hier weniger auf die ästhetischen Untersuchungen des Verfassers an, als auf die Thatsache, daß von ihm Mendelssohn direct aufgefordert wurde, die Musik zum Manfred zu schreiben, daß aber nicht dieser, sondern Robert Schumann diese ihm so wunderbar zusagende Aufgabe ergriff. Ob nun zwischen Mendelssohn und Schumann das Manfredthema besprochen worden ist, konnte ich bisher nicht erfahren. Weder Wasielewsky noch Reißmann erwähnen in ihren Büchern über Schumann etwas davon, und in Mendelssohns Briefen ist ebenfalls nicht die geringste Andeutung darüber enthalten, weil der Herausgeber der Briefe aus unbegreiflichen Ursachen Alles daraus wegließ, was auf Schumann Bezug hatte. Jedenfalls aber können wir Felix Mendelssohn nur dankbar dafür sein, daß er der an ihn gerichteten Aufforderung des geistvollen Manfredübersetzers nicht nachkam, sondern die Aufgabe demjenigen zu lösen übrig ließ, dessen Genie wie keines Andern dafür wahrhaft prädestinirt schien, und welches nach seiner ganzen Eigenartigkeit und nach der Natur jener seltsamen Dichtung ein Werk schuf, das in der Erfüllung der daran gerichteten Ansprüche nicht vollendeter gedacht werden kann.

Schumanns Manfred ist im Herbste 1848, also ein Jahr nach Mendelssohns Tode geschrieben. Daß aber Schumann die Ansichten des oben citirten Uebersetzers theilte, ganz sicher aber kannte, geht schon daraus hervor, daß er eben diese Uebersetzung von Posgaru fast durchgängig acceptirt hat, allerdings mit mehrfachen Abänderungen, welche zum Theil von Schumann selbst herrühren mochten, zum Theil Einschaltungen aus einer andern (der Böttiger'schen) Uebersetzung waren. Die bedeutenden Kürzungen, auch in den Gesängen der Geister, waren durch die musikalische Behandlung und die durch sie nöthig werdende größere Ausbreitung geboten.

Weder der Biograph Schumanns, noch irgend eine von mir zu Rathe gezogene Schrift, erwähnt etwas von jener, durch die bezeichneten Umstände so wichtig gewordenen Uebersetzung. Wäre dieselbe auch weniger vortrefflich, als sie es ist, so hätte ihr Verfasser Suckow — Posgaru — schon dadurch sich ein bedeutendes Verdienst erworben, daß er zu der Schumann'schen Composition die bestimmte Anregung gab, wenn auch seine Aufforderung nicht an Schumann, sondern an Mendelssohn gerichtet war. Ein Drama wird deshalb freilich „Manfred" niemals werden können, was übrigens auch Byron selbst am wenigsten wünschte, oder erwartete. Aber durch die Verbindung mit dieser tiefsinnig grüblerischen und gleichzeitig so unendlich seelenvollen Musik ist es eine der ergreifendsten und eigenartigsten Kunstschöpfungen geworden, und man begreift es vollkommen, daß Manfred dasjenige seiner Werke war, an welchem Schumann mit größerer Hingebung gearbeitet hatte, als an irgend einem, in welchem er denn auch für sein eigenes, leider ja nicht sonnighelles Seelenleben den entsprechenden Ausdruck fand. Er war es in der That, welcher hier seine „gefundene Heimat" begrüßte, wie das oben citirte schöne Wort des Uebersetzers Suckow lautete, dessen Name und dessen Verdienst hiermit dem Dunkel entzogen werden sollte, das ihn bisher verborgen hielt.

Rudolph Genée.

Zwei sicilianische Belletristen.

Von Heinrich Breitinger.

(Schluß.)

Etwas älter als Rapisardi und heute bald ein Vierziger, ist der Romandichter Verga. Er stammt aus einer begüterten Familie der höheren Bourgeoisie Catanias. Von jeher der leidigen Nahrungssorgen enthoben, lebte Verga bald in der besten Gesellschaft Mailands, wo er dem Kreise Andrea Maffeis angehörte, bald in Florenz, woselbst er im Sommer 1869 seinen ersten durchschlagenden Erfolg, die „Capinera" schrieb und mit Dall' Ongaro bekannt wurde. Seither wohnt Verga meist in seiner Heimat. Seine Junggesellenwohnung in Catania zeichnet sich durch einen Confort aus, wie man ihn selten in sicilianischen Wohnungen trifft.

Auch Verga ist ein sicilianischer Typus, dunkel und schwarzäugig; die etwas geckenhaft gepflegten, nach dem Gesicht zugekämmten Schläfenhaare und der aufgedrehte Schnurrbart beginnen in's Graue zu spielen. Verga ist ein Mann von bestem Tone und elegantester Haltung, ein „Cavaliere compito". Man sagt, er verstehe es, den Weibern so zart entgegenzugehen, daß dem jungen Manne Erfolge zu Theil geworden, die seiner dichtenden Phantasie heute mit allerlei brauchbaren Reminiscenzen entgegenkommen. An der Realität seines hartnäckigen Junggesellenthums soll aber wiederum die Dichterphantasie schuld sein. Diese könne sich das Ehestandsglück nicht denken ohne

Digitized by Google

die reiche Umgebung eines luxuriösen Hausstandes. Die Geliebte seines Herzens in ein knappes eheliches Dasein zu locken, betrachte er als eine ruchlose Kriegslist. Ich sah eines seiner Manuscripte. Die Handschrift ist so fein und langgezogen, daß ihre Blätter dem kurzsichtigen Auge wie linirt erscheinen. Die Setzer von Vergas Romanen müssen so wenig zu beneiden sein wie diejenigen Balzacs, von welchen Gautier berichtet, sie hätten nie länger als eine Stunde „Balzac" arbeiten wollen.

Verga begann mit einer Carbonari- und einer Liebesgeschichte („Il Carbonari della Montagna" und „Storia di una peccatrice"), die er seine beiden Jugendsünden nennt und von denen er heute nicht gerne reden hört. Sie erschienen in Catania schon vor 1865. Vergas erste bedeutende Leistung: „Storia di una Capinera" entstand, wie schon gesagt worden, im Sommer 1869 unter dem Einflusse Dall' Ongaros. Dieser leitete denn auch die erste Auflage mit einem Vorworte ein. Vor kurzem (1877) ist diese Novelle in dritter Auflage bei Treves in Mailand erschienen.

„Ich sah einmal," so beginnt der Erzähler, „eine arme Grasmücke in ihrem Käfige. Sie war schüchtern, traurig, abgehärmt. Obwohl von ihren Kerkermeistern, den Kindern des Hauses, gut gehalten und liebevoll gepflegt, mußte sie sterben, weil ihr die süße Freiheit entzogen war. Als nun eines Tages die Mutter jener Kinder mir die Geschichte eines unglücklichen sicilianischen Mädchens erzählte, deren Leib die Klostermauern umschlossen, deren Seele die Liebe und der Aberglaube zu Tode quälten, — eine jener inneren Geschichten, welche tagtäglich unbeachtet an uns vorüberziehen, — die Krankengeschichte eines zarten und eingeschüchterten Gemüthes, das der Schmerz umklammert und endlich erdrückt, — da gedachte ich der Geschichte jener armen Grasmücke, die durch die Gitterstäbchen ihres Käfigs voll Sehnsucht nach dem blauen Himmel blickte, bis sie das Köpfchen unter den Flügel barg und verschied.

Deshalb nenne ich meine Geschichte die „Geschichte einer Grasmücke".

Diese erste Novelle Vergas ist in Briefen verfaßt, welche Maria an ihre Freundin Marianna richtet. Maria, von ihrem Vater zur Nonne bestimmt, hat die Klosterschule in Catania auf kurze Zeit verlassen, um auf dem Landgute des Vaters und der Stiefmutter die schlimme Cholerazeit von 1867 zu passiren. Hier haust sie in ungebundener und sorgloser Freiheit, im innigen Verkehr mit der Natur, durchstreift an der Seite ihres treuen Hofhundes Feld und Wald, theilt die geselligen Freuden des Hauses, fühlt endlich die Macht der ersten Liebe. Von einer Leidenschaft gepeinigt, deren sie sich nur allmählich bewußt wird, gefoltert von den Vorwürfen religiöser Beschränktheit, zu schüchtern um ihren Widerwillen gegen das Klosterleben kund zu geben, wird sie in ihren Kerker zurückgebracht, wo Gram und eine abergläubische Phantasie sie langsam verzehren.

Mit vieler Kunst und großer Feinheit hat Verga die sittlichen Conflicte entwickelt und ohne Handlung eine spannende Novelle geschaffen. Die Sprache ist einfach schön und das Büchlein so reinen Inhalts, daß es jeder Leserin darf geboten werden.

Wenn es wahr ist, daß Romane sociale Mißstände einzudämmen im Stande sind, so wird das hier eingelegte Wort für die Rechte der Natur gegenüber den Entscheidungen finsteren Zwanges hoffentlich auch in Italien gewirkt haben.

Wir bedauern, daß Verga die hier betretene Bahn der psychologischen Novelle so bald verlassen hat. So häufig begegnet es den Dichtern, ihre ungerathenen Kinder am meisten zu lieben! Verga hält sich heute für berufen, im französischen Genre, im Gesellschafts- und im Liebesromane seine Siege zu suchen. Die „Eva", der „Eros" und die „Königstigerin" mögen ihre Eintagserfolge durch ihre glatte und elegante Form und die dramatische Wirkung einzelner Scenen rechtfertigen, aber ihre Anlage bleibt eine skizzenhafte; jene Vertiefung der Charaktere, der Situationen und des Hintergrundes, welche ein großes Talent bekundet, und welche einige Romane Verfezios so hervorragend auszeichnen, — sie wird in den genannten Leistungen Vergas umsonst gesucht. Er kennt allerdings das italienische High Life aus eigener Anschauung, und mit Eleganz und Gewandtheit beherrscht er dessen Sprache, aber die Erfindung bleibt eine mäßige und die Entwicklung eine äußere, was bei dem kritischen Leser den Eindruck der Flachheit zurücklassen muß.

Soeben habe ich Vergas letzte Publication, das 1877 erschienene Bändchen „Primavera" gelesen. Es besteht aus vier kleinen Novellen, unter welchen die letzte (Nedda) eine reizende sicilianische Dorfgeschichte, bei weitem die beste ist. Hier begegnen wir wieder dem feinfühlenden Verga der Capinera, dem Maler der sicilianischen Landschaft und dem poetischen Freunde der Verlassenen. Ich füge hier mit einigen Kürzungen den Eingang dieser Novelle in meiner Uebersetzung bei.

Wir befinden uns am Abhange des Aetna im großen Meierhofe Pino. Es ist ein unfreundlicher Herbstabend. Eine lodernde Flamme brennt im geräumigen Kamine.

„Der Regen fiel und zornig brüllte der Wind. Zwanzig bis dreißig Mädchen, welche die Olivenlese des Gutes besorgten, ließen ihre nassen Gewänder am Feuer dampfen. Die munteren unter ihnen, das heißt diejenigen, welche Kupfer in den Taschen fühlten oder verliebt waren, trällerten und sangen; die anderen plauderten von der Olivenlese, die diesmal schlecht ausgefallen war, von den Heirathen im Dorfe oder vom Regen, der sie am Arbeiten hinderte und ihnen so das Brod aus dem Munde stahl. Die alte Pächterin spann, damit die große, am Kaminmantel befestigte Laterne nicht umsonst zu brennen hätte. Der große wolfgraue Hund reckte die unfreundliche Schnauze über die vorderen Pfoten nach dem Feuer hin und spitzte die Ohren bei jedem erneuerten Heulen des Windes.

Während die Minestra im Kessel brodelte, begann der Schäfer einen ländlichen Tanz aufzuspielen, der zwickend in die jungen Beine fuhr. Ueber die losen Backsteine der großen rußgeschwärzten Küche erging ein Tanzen, das dem Wolfshunde, der mehr als einen Fußtritt auf den Schweif besorgte, ein vorläufiges Murren entlockte. Die Röcke und die Lumpen flogen lustig und die Bohnen tanzten ihrerseits im großen Kessel, brodelnd in ihrem Schaume, dessen Gesprühe die Flamme knistern machte. Als die Mädchen des Tanzens müde waren, kam die Reihe wieder an's Singen: „Nedda, Nedda! wo steckst Du, Varannisca!"

„Hier," versetzte eine kurze Stimme aus dem dunkelsten Winkel, in welchem auf einem Reiserbündel ein Mädchen kauerte.

„Was treibst Du da drüben?"

„Nichts."

„Warum hast Du nicht getanzt?"

„Weil ich matt und müde bin."

„Sing uns eines Deiner hübschen Liedchen."

„Ich mag nicht singen."

„Was hast Du denn?"

„Nichts."

„Ihre Mutter liegt am Sterben," sagte Eine, als hätte sie gesagt: „Die Zähne thun ihr weh."

Das Mädchen, dessen Kinn auf seinen Knien ruhte, hob zwei große, schwarze, blitzende, aber starre und thränenlose Augen auf die Sprecherin, senkte sie dann wieder, ohne den Mund zu öffnen, auf ihre nackten Füße.

„Warum hast Du denn Deine Mutter verlassen?"

„Um Arbeit zu finden. Der Doctor, die Medicinen, das tägliche Brod!" — sagte Nedda, und etwas Klagendes durchzitterte zum ersten Male ihre rauhe, fast wilde Stimme. „Müßig auf dieser Schwelle den Sonnenuntergang zu erwarten, zu denken, daß kein Brod im Schranke ist, kein Oel in der Lampe, keine Arbeit für morgen, das ist bitter, — wenn unterdeß die arme Alte krank zu Hause liegt."

Nedda schwieg, schüttelte ihr Haupt und ihr Auge blieb starr und trocken.

„Eure Näpfchen, ihr Mädchen!" rief jetzt die Pächterin, indem sie feierlich den Deckel vom Kessel hob.

Alle drängten sich zum Herde, wo die Pächterin mit weiser Sparsamkeit die Bohnen auszutheilen begann. Nedda, mit ihrem Näpfchen unter dem Arme, wartete bis zuletzt. Endlich trat auch sie heran und die Lohe des Herdes beleuchtete sie plötzlich mit grellem Scheine.

Digitized by Google

Es war ein schwarzes, recht elend gekleidetes Kind. Sie zeigte jene schüchterne und zugleich rauhe Haltung, welche Noth und Verlassenheit geben. Sie wäre vielleicht schön gewesen, wenn Mühsal und Elend ihr nicht das Weibliche, ich möchte sagen das Menschliche geraubt hätten. Ihre Haare waren pechschwarz, dicht und wild, von einem Bindfaden kaum zusammengehalten. Schneeweiße Zähne und eine rohe Schönheit der Gesichtslinien verliehen ihrem Lächeln etwas Anziehendes. Die großen schwarzen Augen hätte vielleicht eine Königin dem auf der letzten Sprosse der menschlichen Leiter kauernden Dinge geneidet, wären sie nicht durch die Gewohnheit des stillen Duldens starr und stupid geworden. Die von übermäßigen Lasten ausgerenkten und von schmerzlichen Anstrengungen gewaltsam entwickelten Glieder waren grob und plump, ohne deshalb stark zu sein. Die härteste Arbeit war Neddas Loos. Wenn sie nicht Steine schleppte, so trug sie Lasten zur Stadt oder verrichtete irgend eine andere Arbeit, die der Mann unter seiner Würde hält. Weinlese, Ernte und das Einsammeln der Oliven waren ihre Feste, — mehr eine Erholung als eine Strapaze. Allerdings warfen diese Arbeiten kaum die Hälfte ihres Handlangerlohnes zur Zeit der Sommertage ab, der, wenn es gut ging, die Höhe von dreizehn Soldi erreichte. Die Lumpen, die sie am Leibe trug, machten ihre Erscheinung vollends grotesk und Niemand hätte das Alter des armen Geschöpfes anzugeben vermocht. Das Elend hatte aus ihr gemacht, was es aus ihrer Mutter und aus ihrer Großmutter gemacht, was es wiederum aus ihrem Kinde machen sollte. Verstand blieb ihr gerade genug, um die Befehle eines Gebieters zu verstehen.

Nedda reichte ihr Näpfchen hin und die Bäuerin schöpfte ihr den Bodenrest, der nicht bedeutend war.

„Weshalb kommst Du auch immer zuletzt! Weißt Du noch nicht, daß die Letzte mit dem Reste vorlieb nehmen muß?"

Das Mädchen senkte die Augen auf die dampfende Brühe ihres Napfes, als ob sie den Vorwurf verdient hätte.

„Verdammter Regen, der uns den Tagelohn stiehlt," brummte unterdessen eine Stimme. „Drei gute halbe Tage wird der Verwalter am Wochenlohne abziehen."

Dem Zustimmungsgemurmel, das bei diesen Worten sich erhob, machte die alte Pächterin durch Anstimmen des Rosenkranzes ein Ende; die Ave Marias folgten sich in einförmigem Gesumme, das nur hie und da ein schlecht unterdrücktes Gähnen durchbrach. Nach den Litaneien kam das Gebet „für die Lebenden und die Todten". Neddas Augen füllten sich mit Thränen und sie vergaß das Amen der Antwort.

„Was soll das heißen, nicht Amen antworten!" herrschte ihr die Alte in hartem Tone zu.

„Ich dachte an die Mutter, von der ich so ferne bin," stammelte Nedda erschrocken.

Nun gab die Pächterin ihrer Schaar die „santa notte", nahm die Laterne herab und entfernte sich. Beim Ausleuchten der letzten Flammen des großen Herdes richtete man sich zum Schlafen ein.

Vor Tagesanbruch erhoben sich die Rührigsten, um nach dem Wetter zu schauen, und die jeden Augenblick auf- und zuschlagende Thüre sandte eisige Regen- und Windschauer über die halberstarrten Körper der noch Schlafenden. Mit dem ersten Morgengrauen erschien der Pächter, die Saumseligen zu wecken.

„Es regnet!" war das trübe Wort, das von Mund zu Mund lief. Nedda lehnte am Thore und starrte in die bleiernen Wolken, welche blaugraue Dämmerungsreflexe auf ihre Gestalt warfen.

„Wieder ein verlorener Tag!" seufzte ein Mädchen, indem sie einen herzhaften Biß in ein großes Stück Schwarzbrod that.

„Die Wolken theilen sich dort unten am Meere," bemerkte Nedda, den Arm ausstreckend. „Gegen Mittag vielleicht wird das Wetter sich bessern."

„Ich wollte lieber Regen den ganzen Tag," meinte eine Andere, „als einen halben Tag im Kothe arbeiten für drei oder vier Soldi."

„Dir sind drei oder vier Soldi gleichgültig!" rief Nedda traurig aus.

Samstag Abends drängte sich das ganze Gesinde um den Zahltisch des Verwalters, auf welchem neben einer Lage kleiner Bankscheine ein paar lockende Säulchen Kupferstücke winkten. Die ungestümen Männer wurden zuerst befriedigt, dann die streitbaren Weiber, zuletzt die Schüchternen und die Schwachen.

Nachdem der Fattore Alles bedächtig ausgerechnet, vernahm Nedda, daß nach Abzug von zwei und einem halben Tage unfreiwilliger Rast ihr noch vierzig Soldi verblieben.

Das Mädchen wagte nicht den Mund zu öffnen, aber Thränen quollen ihr aus den Augen.

„Du klagst noch obendrein, Du Heulerin!" rief der Fattore mit dem barschen Tone eines Dieners, dem die Interessen seines Herrn am Herzen liegen. „Ich bezahle Dich ja wie die Großen, und doch bist Du elender und kleiner als alle Anderen."

„Ich klage nicht," versetzte Nedda kleinlaut, indem sie die wenigen Kupferstücke einsteckte, die ihr der Fattore, um den Werth der Zahlung zu erhöhen, einzeln vorgezählt hatte. „Das schlechte Wetter hat mir die Hälfte meines Verdienstes geraubt."

„Das geht unsern Herrgott an!" versetzte in hartem Tone der Verwalter.

„Nicht den Herrgott, mich geht's an, mich Arme!"

„Bezahlt dem armen Kinde die ganze Woche," raunte dem Verwalter der Sohn des Gutsherrn zu, welcher der Olivenlese beiwohnte. „Es sind ja nur wenige Soldi Differenz."

„Ich darf ihr nichts als ihren Lohn auszahlen!"

„Aber wenn ich Dich heiße!"

„Alle unsere Nachbarn würden mir und Ihnen den Krieg erklären, wollten wir was Neues einführen!"

„Hast recht," murmelte der Sohn des Gutsbesitzers, eines reichen mit vielen Nachbarn gesegneten Mannes.

Nedda sammelte ihre Lumpen und machte sich auf.

„So spät willst Du noch heim?" fragte sie ein Mädchen.

„Die Mutter ist so krank!" lautete die Antwort.

„Hast Du nicht Angst?"

„Wegen der Kupferstücke, freilich, in meiner Tasche. Aber die Mutter ist so krank!"

„Soll ich mit Dir gehen?" fügte in grobscherzendem Tone ein junger Hirte ein.

„Ich geh mit Gottes und der Maria Schutz," sagte das Mädchen gelassen und schlug den Feldweg ein.

Die Sonne war untergegangen und die Schatten stiegen rasch an den Bergen empor. Bald ward es finster. Nedda hub zu singen an wie ein erschreckter Vogel. Alle zehn Schritte horchte sie ängstlich auf, wenn ein durch den Regen gelockerter Stein sich vom Gemäuer löste oder der Wind ihr die Regentropfen von den Bäumen in's Gesicht schüttelte. Ein Käuzchen folgte ihr von Baum zu Baum mit seinem klagenden Liede, und sie, dieser Gesellschaft froh, suchte den Vogel zu locken, damit er bei ihr bleibe. Kam sie an einem neben seiner Fattoria stehenden Kapellchen vorbei, so sandte sie ein rasches Ave Maria dem Bilde der Heiligen zu, indem sie zugleich gegen den möglichen Ausfall des hinter der Mauer wüthenden Hundes ihre Vorsichten traf. Dann eilte sie weiter und blickte noch zwei, dreimal zurück zum matt schimmernden Lämpchen, das der Heiligen huldigte und zugleich dem spät aus den Feldern heimkehrenden Fattore leuchten sollte. Das Lämpchen flößte ihr neuen Muth ein und trieb sie zu neuem Gebete für die Mutter. Von Zeit zu Zeit zuckte es schmerzlich in ihr auf, dann erst beschleunigte sie ihre Tritte, sang, um den Kummer zu betäuben, aus voller Kehle, dachte an die frohen Tage der Weinlese oder an die mondhellen Sommernächte, wo man in Schaaren heimzog hinter der lustigen Sackpfeife. Umsonst! Der folternde Gedanke führte sie immer und immer wieder an's Krankenbett der Mutter. Jetzt stolperte sie über die messerscharfe Kante einer Lavaplatte, die ihrem Fuße tief in's Fleisch ging. So dunkel ward's, daß das arme Kind mehr als einmal an die Hecke oder an die Mauer des Weges gerieth und nicht mehr wußte, wo sie war. Mit einem Male hörte sie eine Thurmuhr so nahe über sich schlagen, daß ihr die Schläge auf's Haupt zu fallen schienen. Nedda lächelte, als hätte sie ein guter Freund in einer wüsten, unbekannten Menge

Digitized by Google

gegrüßt. Krankhaft faßte sie das Kupfergeld in ihrer Tasche und zog fröhlich singend in's befreundete Dorf. Mit hurtigen Schritten huschte sie an der Apotheke vorbei, wo der Apotheker und der Notar, Beide tief eingemummt, ihr Spielchen machten, — vorbei an dem armen Idioten, der Sommer und Winter, die Hände in den Taschen, sein monotones Liedchen wiederholte.

Sie erreicht ihre Hütte. Noch einige Tage und die Mutter ist eine Leiche. Das vereinsamte Mädchen verliebt sich in einen armen Jungen, der sie vor der Zeit zur Mutter macht und durch einen bösen Sturz vom Baume zwei elende Wesen auf dieser Welt des Jammers zurückläßt. Vom Priester aus der Gemeinschaft der Gerechten ausgestoßen, im Dorfe verachtet und verhöhnt, bleibt die unglückliche Nedda allein mit ihrem Elend und dem Kinde ihrer Liebe. Es gebricht an Allem, das junge Wesen zu pflegen, dasselbe erliegt denn auch bald seinem unfreundlichen Loose und die Mutter segnet ihre Madonna mit den Worten der Verzweiflung:

„Sei gesegnet, heilige Jungfrau! daß du mir mein Kind genommen, um es nicht leiden zu lassen wie ich leiden muß!"

Vergas Novelle ist so einfach und so wahr, mit so vielen malerischen Zügen der sicilianischen Landschaft und ihres ländlichen Lebens geschmückt, daß jeder Leser sie mit dem Wunsche schließen wird, Vergas Talent möchte die vornehmen Boudoirs und ihre blasirten Insassen häufiger verlassen, um diesen poetischen Spaziergängen durch seine sicilische Heimath sich hinzugeben!

Aus der Hauptstadt.

Tiberius.

Tragödie in fünf Acten von Julius Grosse.

Ein höchst respectables Werk, dessen Aufführung der Königlichen Bühne zur Ehre gereicht, mit ernsthaften literarischen Eigenschaften und vielen bühnenwirksamen Einzelheiten; ein Erfolg der Achtung im guten Sinne des Wortes — das ist in wenigen Worten das Facit des ersten Abends. Ob ein dauernder Erfolg, läßt sich noch nicht entscheiden; ein populärer Erfolg wird „Tiberius" schwerlich werden.

Julius Grosse, der zeitweilige Secretair der Schillerstiftung in Dresden, hat seinen interessanten Helden von der freundlichsten Seite aufgefaßt. Unzweifelhaft hat auch der Dichter die volle Berechtigung, bei der Bildung dieses Charakters des Tiberius den eigenen Neigungen nachzugeben; denn über den bedeutenden Sohn der Livia haben noch nicht einmal die Historiker die Acten geschlossen, und auch auf Tiberius läßt sich der Schiller'sche Ausspruch über Wallenstein anwenden:

. Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.

Dieser neue Tiberius ist ganz im Sinne des Adolf Stahr'schen aufgefaßt und durchgeführt. Er selbst begeht keine der ihm von Tacitus zugeschriebenen Scheußlichkeiten; er ist der zärtliche Vater des Drusus, dessen Ermordung ihn auf das Tiefste bekümmert, der hingebende Freund des Sejan und, so lange es die Verhältnisse irgend gestatten, sogar der respectvolle Sohn der Livia. Dieser Tiberius ist unter gräulichen Larven die einzig edel fühlende Brust. Er hält es in der widerwärtigen Umgebung nicht mehr aus. Er hat einen Zug von der großartigen Reinheit des hochherzigen Misanthropen Alceste, und sein Menschenhaß selbst hat etwas Imponirendes wie der des Timon von Athen. Ueberall hört man Anklänge an den Radicalismus des Shakespeare'schen Helden:

„Wer darf
In reiner Menschlichkeit aufstehn und sagen:
„Der ist ein Schmeichler", wer? Wenn's Einer ist
So sind es All'; denn jeder höhern Staffel
Des Glücks schmiegt sich die untre: goldnem Dummkopf
Duckt der gelehrte Schädel: schief ist Alles;
Nichts grad' in unsrer fluchbeladnen Menschheit,
Als offne Schurkerei. Drum seid verabscheut,
Gelage all', Gesellschaft, Menschendrang!
Denn Timon haßt die Gleichgeschaffnen, ja
Sich selbst. Zernichtung dem Geschlecht der Menschen!"

Gerade so sagt auch dieser Tiberius:

„Drum ist das Ganze werth des Unterganges."

Capri ist für ihn nicht der Tummelplatz lüsterner Ausschweifungen, wie man es bisher angenommen hat; es ist für ihn eine heilige Zufluchtsstätte aus dem gemeinen Gewühle, der Verdruß an seiner verbrecherischen Umgebung, die Reue hat ihn dorthin geleitet; es ist eine Art La Trappe. Das Stück könnte auch „Menschenhaß aus Reue" heißen. Grosses Tiberius ist ein Tyrann aus moralischem Katzenjammer. Er hält es nicht aus

„In dieser Welt voll Thoren, Laffen,
Verkäuflicher Gerechtigkeit,
In Uniform gesteckter Affen,
Auswürfe jeder Schlechtigkeit,
Spione, frömmelnder Koketten,
Und Sklaven, stolz auf ihre Ketten!
In dieser Welt der Heuchelei,
Des Lugs und Trugs, der Kriecherei,
Verschmitztheit, Rohheit, Alltagsleere,
Klatschsucht, Verleumdung, Unnatur, —
In diesem Tugendgrab, wo nur
Das Laster kommt zu Ruhm und Ehre, —
In diesem Sumpf, in welchem wir
Uns, Freunde, Alle baden hier!"*)

Die Nacherzählung der Fabel kann hier füglich unterbleiben.

Grosse hat die historischen Ueberlieferungen zwar mit Freiheit, aber mit großem Geschick verwerthet und durch die dichterische Erfindung verkittet. Er hat des Guten vielleicht zu viel gethan, zu vielseitige Anregungen gegeben, zu viele Erwartungen hervorgerufen und dadurch die einheitliche Handlung erheblich geschädigt. So lange es sich um diese Anregungen handelt, d. h. in den ersten Acten, ist das Stück vortrefflich componirt; aber in den späteren Acten werden die Erwartungen nicht erfüllt, und das dramatische Leben wird nur dadurch gefristet, daß immer neue Momente zur Speisung der Handlung herangezogen werden. Die einzelnen Effecte werden zwar stärker, und es wird dadurch auch eine Art von äußerer Steigerung hergestellt; aber es ist nicht die rechte dramatische Steigerung, nicht die der eigentlichen Handlung. Grosse versteht sich aber unzweifelhaft auf Wirksamkeit; namentlich die Schlußscenen der Aufzüge haben etwas entschieden Durchgreifendes, Packendes; sie verdanken jedoch diese Wirkung mehr dem Aeußerlichen, dem zufällig Herangezogenen und glücklich Ergriffenen, als der inneren Nothwendigkeit.

Die Exposition, die klar und gut gefügt ist, beginnt mit der Todtenfeier für Germanicus. Es bereitet sich da ein, wie es scheint, tiefgreifender Conflict vor zwischen Tiber und der Wittwe des Germanicus, Agrippina; ebenso findet der starke Gegensatz zwischen dem Sohne des Tiber, Drusus, und dem Vertrauten des Imperators, Sejanus, einen starken Ausdruck. Der Gegensatz zwischen Sejan und Drusus wird dadurch bald abgethan, daß Drusus von seinem Widersacher aus dem Wege geräumt, gemordet wird. Der Conflict zwischen Agrippina und Tiber schlummert allmählich ein und nimmt dann sogar eine überraschend freundliche Wendung, — eine so freundliche, daß man vermuthet, es werde sich hier ein neuer Conflict aufthun müssen. Nachdem nämlich die Wittwe des Germanicus ihre leidenschaftliche Trauer etwas schnell consumirt hat, regen sich in ihr neue Heirathsgedanken, die allerdings aus recht nüchternen praktischen Beweggründen sich ergeben. Sie fühlt sich als Wittwe und Mutter dreier hoffnungsvoller Söhne zu unversorgt, und sie sagt dies mit einer gewissen Derbheit dem Kaiser in's Gesicht: Gib mir einen Mann, mir ist so ziemlich jeder recht! — Der Kaiser sieht sie darauf mit sehr verfänglichen Blicken an, und man glaubt, daß sich da irgend etwas zusammenfügt, was der Mensch nicht trennen soll, daß eine Art

*) Puschkin, Eugen Onägin. Uebersetzung von Bodenstedt.

Digitized by Google

von Johannistrieb in Tiberius aufkeime. Aber auch das geht ganz spurlos vorüber; es ist nicht mehr die Rede davon. Ich will noch erwähnen, daß Agrippina später noch die Freundlichkeit hat, uns Deutschen ein Compliment zu machen, wofür wir uns bei der liebenswürdigen Römerin zu bedanken haben. Sie sagt gelegentlich zu den Prätorianern: „Ihr seid treu, denn ihr seid Deutsche," worauf diese natürlich „Heil Agrippina!" rufen. Das Publicum verhielt sich aber kalt dabei.

Noch eine ganze Anzahl von weiteren Conflicten gelangen zum Ausdruck: eine unglaublich energische Scene zwischen Livia und ihrem Sohne Tiberius, zwischen Agrippina und Sejan, zwischen Tiberius und der reuigen Livilla, die den Kaiser auf Capri aufsucht und ihm das entsetzliche Geständniß macht, daß sie im Bunde mit Sejan ihren Mann, des Kaisers Sohn Drusus, getödtet habe; und zu guterletzt rückt gar noch Caligula in den Vordergrund, oder wenigstens versucht es der Dichter, durch Vorschieben dieser Persönlichkeit das Interesse am Schlusse neu zu beleben. Aber um diese wichtige Mission auszuführen, ist der Caligula von unserm Dichter doch nicht bedeutend genug angelegt. Sein Vortreten schadet mehr als es nützt; es zerfasert die Handlung.

Tiberius gibt sich in dem Drama selbst den Tod. Dieser Tiberius brauchte eigentlich gar nicht unterzugehen; denn Grosse hat alle Schuld von ihm abgewälzt und das Pensum der unter Tiberius begangenen und nicht gut wegzuleugnenden Scheußlichkeiten mit einer gewissen Unparteilichkeit zwischen der Mutter des Kaisers, der entsetzlichen Livia, und dessen Vertrauten, dem Scheusal Sejanus vertheilt. Sejanus ist ein wahrer Ausbund von Lasterhaftigkeit. Er ist Mörder, Ehebrecher, Verräther; und der grausame Dichter hat ihm nicht einmal dabei die rechte Männlichkeit, die verbrecherische Größe gegeben. Es ist eine einfach hundsföttische Natur. Etwas freundlicher ist er mit Livia verfahren, die wenigstens mit einer gewissen Großartigkeit ihr schandthätliches Leben beschließt. Sie opfert sich, um mit ihrem Leibe ihren Sohn zu decken. Aber das war auch das Mindeste, was er für die Unglückliche thun konnte. Livia erinnert unwillkürlich an Lucrezia Borgia; und die Scene, in welcher Tiber seiner angenehmen Mutter die Geständnisse aller von ihr begangenen Verbrechen eins um das andere abtrotzt, hat eine recht unerwünschte Aehnlichkeit mit dem tragikomischen Finale des ersten Actes der Donizettischen Oper:

„Sieh Orsino in mir! Rache fodert
Meines Bruders verstümmelte Leiche!
Und mein Vater Vitelli, er modert,
Weh, Ihr traft ihn mit tödtlichem Streiche!
Euer Gift riß aus liebenden Armen
Meinen Ohm Appian ohn' Erbarmen,
Graf Petrucci von Allen verlassen,
Elend ließt Ihr den Armen erblassen!
Tödtlich Gift strömt in mordenden Spenden
Aus der Frevlerin blutigen Händen" u. s. w. u. s. w.

Auch diese Livia ist die reine Frau Traupmann.

Das obige Citat: „Dann ist das Ganze werth des Unterganges!" hat mit einem bereits vorhandenen eine Aehnlichkeit, auf die nicht hingewiesen zu werden braucht. Solche Aehnlichkeiten haben uns mehrfach frappirt, z. B. „Mir graut vor Dir!" „Im Schlafe morden, — nicht im Schlafe morden!" und Aehnliches. Im Uebrigen ist das Stück, wie ich schon zu Anfang sagte, schriftstellerisch sehr sorgfältig behandelt, die Diction gehoben, der Vers gut gebaut und der Gedanke, wenn auch nicht besonders tiefgreifend, doch tüchtig. Grosses Arbeit will mit Achtung behandelt werden. Bisweilen, namentlich in den Schlußscenen, ist die Sprache nach meinem Geschmack etwas zu gehoben; es klingt da auch mitunter etwas Theater-Bumbum durch.

In der Wahl seiner Bilder ist Grosse gewöhnlich vorsichtig und deshalb auch correct. Gewagte Bilder, wie das folgende: „Dolch und Gift sind meines Thrones Säulen", sind selten bei ihm. Wenn ferner im „Tiberius" von den „Todtengräbern des Reichs" gesprochen wird, so wirkt das wie ein Anachronismus. Ueberhaupt verfällt Grosse bisweilen in christliche Voraussetzungen. Gleich im ersten Acte bei der Trauerfeierlichkeit des Germanicus, fast in demselben Augenblicke, da die Urne mit der Asche des Verschiedenen auf das Postament gesetzt und vom Reich der Schatten gesprochen wird, vergißt sich Tiberius und ruft:

„Dich ruf' ich an Germanicus, sieh' nieder!"

„Sieh' herauf!" wäre wohl richtiger gewesen. Gewisse Gemeinplätze hätten ruhig bei Seite bleiben können, z. B. „Eiskalte Achtung kann man sich erzwingen, doch Liebe nicht." Es verlohnt nicht der Mühe, das noch einmal zu sagen.

Wir sind bei den Römerstücken daran gewöhnt, durch Ströme von Blut zu waten und uns den Weg durch Berge von Leichen zu bahnen. Auch hier wird ein entsetzliches Gemetzel angerichtet. Aber das Entsetzen bleibt auf der Bühne, es theilt sich nicht dem Zuschauerraum mit. Es hilft Alles nichts! Es muß immer wieder gesagt werden: eine Welt trennt uns und unsere Anschauungen von diesen Römern, wie wir sie auf den Brettern sehen. Wir können in unseren philisterhaften Tagen, in denen ein Fürst, wenn er sich nur ein ganz harmloses Vergehen zu Schulden kommen läßt, wenn er nur eine ungehörige Schwäche besitzt, sofort einen Skandal hervorruft, als ob die Welt in Flammen stünde, uns mit allen diesen Kaisern, Prinzen und Höchsten Damen, die in ihren Familien und Sippen herumschlachten und herumvergiften, als ob sie ihr Lebtag nichts Anderes zu thun gehabt hätten, nicht mehr stellen; wir haben keine Fühlung mehr mit ihnen, sie sind uns menschlich nicht mehr verständlich. Wenn Reinhard seinem Lorle ein rauhes Wort sagt, so rührt uns das tiefer als der Untergang einer römischen Dynastie. Das ist eine Wahrheit, die man aussprechen kann, auch wenn man nicht zu den wohlfeilen Schreiern gehört, die beständig gegen die Römertragödien, gegen die „Stücke mit nackten Beinen" zu Felde ziehen.

Die innere Wirkung versagt bei diesen Stücken thatsächlich im Großen und Ganzen, und die Dichter greifen daher immer mehr und mehr zu den Wirkungen durch Aeußerlichkeiten. Das scheint mir das Entscheidende für das Ungehörige, erscheint mir beinahe eine Verurtheilung dieser Gattung von Stücken zu sein. In den meisten dieser Römerstücke herrscht ein unglaublich verschwenderischer Aufwand von Personal. Auch im „Tiberius" treten, abgesehen von den Volkshaufen, Prätorianern, Tänzern ꝛc., 28 sprechende Persönlichkeiten auf. Dazu wird die Unterstützung durch die Musik in fast übertriebener Weise in Anspruch genommen. Wir hören drei, vier, vielleicht auch noch mehr polyphone Chöre, Männerquartett und gemischten Chor, — nebenbei gesagt eine gefällige, aber ganz moderne Musik, die weniger an das Rom der Cäsaren als an eine Landpartie nach dem Grunewald erinnert.

Im Uebrigen verdient die Regie des Herrn Deetz, die offenbar die größte Sorgfalt verwandt und mit großem Geschick die unglaublich schwierigen Aufgaben bewältigt hat, ernsthaftes Lob. Einige Arrangements sind von ganz bedeutender Schönheit, z. B. das zweite Bild im zweiten Act: der reiche römische Garten von Pechfackeln stimmungsvoll beleuchtet, hinten auf einem erhöhten Plane Musik und Reigen, vorn links Agrippina mit ihren drei Söhnen, in der Mitte das Weib des Drusus, von Gewissensqualen gefoltert, rechts auf einem Polster der sterbende Drusus selbst, von theilnehmenden Freunden umgeben, und auf der äußersten Rechten Sejanus, den sterbenden Drusus scharf beobachtend. Das ist ein wirkliches, lebensvolles, harmonisches Bild. Das Wiederauftreten der Sänger zum Schluß des Dramas wäre wohl besser unterblieben. Es wäre vielleicht wirkungsvoller, wenn der Gesang hinter den Coulissen verhallte, während Tiberius auf der Bühne stirbt. Die Darstellung war durch die Herren Kahle und Klein in den bedeutendsten Rollen, Tiberius und Sejanus, und durch unsere anderen ersten Kräfte in den theilweise recht dürftigen Episoden eine vortreffliche, der Beifall groß, nach jedem Acte mehrfacher Hervorruf.

Gastspiel von Theodor Lobe am Residenztheater.

Theodor Lobe hat am vergangenen Sonntag im Residenztheater sein Gastspiel eröffnet und zwar als Rabbi David Sichel im „Freund Fritz" von Erckmann-Chatrian. Lobe ist seit sehr langer Zeit, ich glaube seit zwanzig Jahren, in Berlin nicht aufgetreten. Die älteren Theaterbesucher erinnern sich seiner als Naturburschen vom Friedrich Wilhelmstädtischen Theater, als eines vielversprechenden Anfängers; jetzt sehen sie ihn als Meister im Charakterfache wieder, der die Versprechungen seiner Jugend eingelöst hat. Der Erfolg, den Lobe bei seinem ersten Auftreten in Berlin errungen hat, war ein in jeder Beziehung glänzender, Applaus und Hervorruf bei offner Scene und nach

Digitized by Google

allen Actschlüssen. Lobe gehört auch unstreitig zu den fertigsten und interessantesten deutschen Schauspielern, nebenbei auch zu den originalsten. Er läßt sich daher auch schwer mit einem andern vergleichen; es läßt sich bei ihm eben so schwer ein Vorbild nachweisen. Er spielt ganz aus sich heraus. Sein Spiel hat etwas ungemein Bestimmtes und durch seine Sicherheit Fesselndes. Er trägt, wenn man will, die Farben stark auf, aber alle diese Farben stimmen zueinander und geben ein harmonisches Ganzes. Er ist ein starker Colorist unter den Schauspielern. In der einen Rolle, die das Berliner Publicum bis jetzt von ihm gesehen hat, als Rabbi Sichel, kann er sein Charakterisirungstalent nur nach der komischen Seite hin zur vollen Geltung bringen. Das ist ihm denn auch im vollsten Maße gelungen. Seine Komik ist gesund, unmittelbar und drastisch. Es ist eine wahre Freude, zu sehen, wie sich der Künstler in seine Aufgabe vertieft, wie er einen jeden Wink der Dichter berücksichtigt und für seine Darstellung verwerthet. Lobe, den bisher ein künstlerischer Eigensinn, der übrigens höchst respectabel und auch berechtigt ist, von uns fern gehalten hatte, wird nun, nachdem das Eis gebrochen ist, unzweifelhaft zu den regelmäßig wiederkehrenden Gästen in Berlin gehören. Wir haben allen Grund, uns darüber zu freuen.

Die Rolle der Susel spielte in dieser dramatisirten Dorfgeschichte zum ersten Mal Fräulein Klinghammer, ein ganz junges Mädchen, das seit einiger Zeit am Residenztheater engagirt ist und sich bisher noch nicht recht bemerkbar gemacht hat. Hier in dieser bedeutenderen Aufgabe hat uns die jugendliche Schauspielerin eine sehr freudige Ueberraschung bereitet. Fräulein Klinghammer besitzt ein ganz ausgesprochenes schauspielerisches Talent, das zu den schönsten Erwartungen berechtigt. Alles Wesentliche ist sogar schon da: die instinctive Richtigkeit der Empfindung und des Ausdrucks, der rechte, einfache, warme, seelische Ton. Auch ihre Gesten und ihre Mimik sind natürlich, einfach und wahr. In der Diction hat sie sich noch zu vervollkommnen, und unter der tüchtigen Leitung, der sie jetzt anvertraut ist, hat sie Gelegenheit, ihre schönen natürlichen Gaben weiter auszubilden. Wenn sie ernsthaft studirt, kann man ihr bei ihrer unzweifelhaft bedeutenden Begabung ein glänzendes Prognostikon stellen. — Die übrige Besetzung hat keine Veränderungen erfahren. Die heimischen Mitglieder des Residenztheaters spielten vortrefflich, namentlich Herr Beckmann in der Titelrolle.

Paul Lindau.

Notizen.

Der wechselreiche Berliner Congreß wegen des Orients wird gegen Ende März, wo er zusammentreten soll, hoffentlich nicht schon wieder in Frage gestellt sein. Selbst die Gefährdung seiner Existenz im letzten Augenblicke oder das fruchtlose Auseinandergehen nach der Eröffnung würde indessen die Wiederaufnahme des Gedankens nach einiger Zeit unter glücklicheren Auspicien nicht ausschließen. Jedenfalls bot die Geheimgeschichte des Congresses schon während der Vorverhandlungen viel Interesse. Die betheiligten Personen sind die Zeit über außer mit hochpolitischen Momenten der einschlagenden Probleme wahrscheinlich auch noch mit ganz anderen Dingen beschäftigt gewesen. Der Kostenpunkt ist dabei sehr wichtig. Die Botschafter und Gesandten können sich in solchen Fällen nicht auf die gewöhnliche Repräsentation beschränken und müssen auf eine außerordentliche Deckung bedacht sein. Als in früheren Jahren Herr von Budberg russischer Vertreter in Berlin war, nahm einmal der Kaiser von Rußland in dem Botschaftspalais unter den Linden Wohnung. Die Familie des Gesandten, welchen Titel Herr v. Budberg damals noch hatte, mußte während einer Nacht nach einem gegenüberliegenden Hotel übersiedeln. Dafür sowie für andere Opfer soll der Gesandte von dem Kaiser als Entschädigung ein ganzes Extra-Jahrgehalt erhalten haben, wie es hieß vierzigtausend Rubel. Rußland ist in solchen Fällen stets sehr liberal. Auch die Pension des Herrn v. Budberg beträgt noch jetzt, wie versichert wird, ganz dieselbe Summe wie sein früheres Gehalt. Man weiß, daß Herr v. Budberg, der hier in Berlin längere Zeit Regen und Sonnenschein machte, später als Botschafter in Paris in ein Duell verwickelt wurde und dies der äußere Anlaß zu dem nicht freiwilligen Rücktritt des Herrn v. Budberg aus dem Staatsdienst war. In Wahrheit eine Art von russischem Arnim, überschätzte er seine Fähigkeiten und wollte Gortschakow verdrängen, was ihm zum Schaden ausschlug. Sein schroffes Wesen hatte ihm hier alle Welt entfremdet. Wie er den Sturz des Kriegsministers v. Bonin herbeigeführt hat, ist unvergessen, und wer jene Zeiten des russischen Einflusses in Berlin, um einen sehr milden Ausdruck anzuwenden, erlebt hat, wird die Gleichgültigkeit der russenfreundlichen Presse gegen die mögliche Wiederkehr solcher Zustände unbegreiflich finden, zumal in dem Hinblick auf eine Zukunft, wo doch einmal eine minder kräftige Hand das Staatsruder führen könnte. Doch hatten wir uns politische Betrachtungen bei Erwähnung des famosen Congresses möglichst versagen wollen. Ignatiews Beispiel, der die wichtigsten Dinge scherzhaft behandelt, sollte mehr Nachahmung finden. Daß dadurch die von dem diplomatischen General vertretenen Interessen keinen Schaden erleiden, lehrt der Augenschein. Ignatiew, von welchem es ja sogar hieß, er solle Rußland neben Gortschakow auf dem Congreß vertreten, ist durch ein stereotypes Lächeln bekannt, das auch seinerzeit General Suwarow charakterisirte. Aber auch er hat den Schalk im Nacken. Man darf solche Züge, die zur Beurtheilung der in die Völkergeschicke eingreifenden Menschen dienen, nicht unbeachtet lassen. Eine gründliche Geschichtsforschung kann nicht einmal immer die sogenannte skandalöse Chronik ganz vernachlässigen. Man denke nur, welch heillosen Wirrwar der Fall Crispi in Italien herbeigeführt hat. Bacon von Verulam sagte einmal, Marcus Antonius wäre der einzige hervorragende Mann gewesen, der seine politische Laufbahn einer Frau geopfert habe. Es bedurfte aber nicht der letzten Vorgänge in Rom, um den Beweis zu führen, daß Cleopatras verderblicher Zauber in der Weltgeschichte nicht vereinzelt ist. Was Ignatiew angeht, so hatte er zur raschen Besiegung der Türkei auf seine Einverständnisse in den Harems von Constantinopel gerechnet und dadurch verschuldet, daß Rußland nicht die nöthigen Vorbereitungen zum Kriege traf. Edhem Pascha räumte aber mit Ignatiews Creaturen in Stambul auf und Rußland erhielt vor Plewna die entsprechende Lehre. Als der starre alttürkische Großvezier beseitigt und Osman Pascha ausgehungert war, erfocht Rußland wieder zum Theil wenigstens mit den gewohnten Mitteln ebenso rasche als glänzende Siege. Darauf gelangte auch Ignatiew wieder zu hoher Gunst und er wird sich jetzt nach dem Zusammenbruch der Türkei, welchen er mit langer Hand vorbereitet, ohne Zweifel darin behaupten.

* * *

Vor der Hand hier eine kurze Notiz über ein soeben im Verlage von Georg Stilke erschienenes Buch, daß vor Allem den Künstlern aber auch allen Freunden an der Kunst warm empfohlen sei. Julius Lohmeyer hat die von ihm verfaßten „Künstlerfestspiele", die in den letzten Jahren im „Verein Berliner Künstler" unter allgemeinem Beifall zur Aufführung gekommen, zum Theil auch von andern Künstlervereinen wiederholt worden sind, der Oeffentlichkeit übergeben. Es sind dies: „Dreitausend Jahre Kunstgeschichte oder die Malerhölle", 1870, „Albrecht Dürer", 1872, und „Tiziano Vecellio", 1878. Alle diese Dichtungen tragen deutlich den Stempel ihrer Bestimmung. Sie erheischen weniger darstellende als malerische Talente und in der Wirkung wetteifern die malerischen mit den dramatischen; überall verschwenderischer Aufwand von schönen Costümen und Decorationen, ein verhältnißmäßig großes Personal, das sich zum Schluß zu anmuthigen Gruppen mit melodramatischer Begleitung zusammenfindet. Durch die Dichtungen selbst geht ein jugendlich frischer, echt künstlerischer Zug, und mit Wilhelm Camphausen, der ja auch in dieser Specialität ganz Hervorragendes leistet, ist Julius Lohmeyer unstreitig der begabteste Dichter solcher künstlerischer Festspiele. Dem Inhalte entsprechend ist die äußere Ausstattung eine durchaus künstlerische und geschmackvolle. Der schöne Titel ist von Ludwig Burger, die stilvollen und charakteristischen Untertitel und Kopfleisten sind von F. Luthmer gezeichnet.

Digitized by Google

Offene Briefe und Antworten.

Poststempel Mailand. Besten Dank für die Uebersendung der Nummern der „Perseveranza", welche aus der Feder des in Italien berühmten und auch in Deutschland durch seinen Aufenthalt in Bayreuth und die verständige musikalische Würdigung bekannt gewordenen Musikkritikers Filippi die begeistertsten Berichte über die Concerte unseres Landsmannes Wilhelmj in Mailand enthalten. Alle diejenigen, welche Wilhelmj in jüngster Zeit zu hören Gelegenheit gehabt haben, werden den Hymnus des italienischen Kritikers begreifen und in den schwunghaften Lobgesang rückhaltslos einstimmen. Wilhelmj gehört in der That zu den seltenen Künstlern, die sich mit jedem Jahre höher erheben und durch jede neue Leistung beweisen, daß man sie zu früh als vollendet bezeichnet hat, daß auch der Meister noch Fortschritte zu machen im Stande ist. Es ist recht interessant, wenn auch nicht durchweg den deutschen Auffassungen entsprechend, was Filippi über unsern deutschen Geiger schreibt. „Wilhelmj," sagt er, „gehört der romantischen Zukunftsschule an. In seiner kleinen Kirche ist Wagner der Vater, Beethoven der Sohn und Liszt der heilige Geist; in der Joachims gehören Schumann und Brahms zu den Heiligen. Uebrigens gehört Wilhelmj wie alle großen Künstler zu den außerordentlichen Naturen, die sich allen Stilen anzueignen wissen, und Niemand vermag Schumann, Mendelssohn und den gewaltigen Bach würdiger zu interpretiren als er. Ich möchte ihn als den „Rubinstein unter den Geigern" bezeichnen. Er ist zwar viel jünger als der berühmte russische Pianist und Componist, aber er erinnert in seinen Zügen doch an diesen, obwohl dieselben regelmäßiger, angenehmer, das Auge offner und die Haare weniger struppig sind." Filippi kann uns Deutschen über Wilhelmjs Spiel nichts Neues mehr sagen. Was er über die Bildung und unglaubliche Kraft, über die volle Reinheit des Tons, die erstaunliche Technik seines Spiels, über das tiefe Verständniß, die Decenz seiner Auffassung, über die respectvolle Keuschheit seines Vortrags sagt, wissen wir ja längst. Die Aehnlichkeit mit Rubinstein, dessen künstlerische Natur eine grundverschiedene ist, scheint Filippi nur äußerlich genommen zu haben. Wenn man unter den Pianisten sich nach einem hervorragenden Künstler umsehen wollte, dessen künstlerische Eigenart mit der des Wilhelmj Verwandtes hat, so würde man viel eher an Tausig denken. Im zweiten Concert hat Wilhelmj seine in der That sehr interessante und dankbare „Phantasie", eigne Composition, die bei seinem letzten Auftreten in Deutschland, in Wiesbaden, ebenfalls einen stürmischen Erfolg hatte, da capo spielen müssen.

Ida L. in Berlin. Wenn Sie glauben, daß wir an dieser Stelle von allem gedruckten und geschriebenen Unsinn, der uns zugeht, Notiz nehmen, so befinden Sie sich in einem bedeutenden Irrthum. Den weitaus größten Theil der immer in dringender und immer in neuer Form einlaufenden Bitten um Antwort im Briefkasten lassen wir, sowohl der Noth gehorchend wie dem eigenen Triebe, unberücksichtigt.

X. in Lübeck. Da die beiden Brüder Avé-Lallemant sehr häufig verwechselt werden, so wollen wir hier besonders hervorheben, daß es zwei Schriftsteller dieses Namens gibt. Der eine ist Dr. jur. Benedict Avé-Lallemant, Verfasser der „Geschichte des deutschen Gaunerthums", der andere ist Dr. med. Robert Avé-Lallemant, unter Anderem Verfasser einer „Reise nach Brasilien".

Frau G. E. in Breslau. Man kann nicht freundlicher, liebenswürdiger und zuvorkommender sein! Seien sie herzlich bedankt. Führen Sie Ihre anmuthige Drohung nur aus, wir haben gar keine Angst.

H. W.-A. in M. Sie nehmen die Sache viel zu schwer, aber im Grunde haben Sie entschieden Recht. Man sollte es kaum für möglich halten, daß ein Dichter von der Bedeutung Robert Hamerlings Verse wie die folgenden schreiben und sogar veröffentlichen könnte. (S. „Deutsche Dichterhalle" Nr. 2.) Das Lied beginnt also:

O glückliche Zeit, da Aeugelein mich
Und Busen und Locken und Wängelein
Und reizende Beine bethörten —
Gleichgültig wem sie gehörten!

Im zweiten Verse führt Hamerling aus, daß er jetzt liebt, und daß die betreffenden Sachen jetzt einer Einzigen gehören müssen, und dann fährt er so:t:

Jetzt bin ich vernarret, jetzt bin ich verliebt —
Jetzt tänzeln umsonst mir vor Augen herum
Im Reigen die reizendsten Beine —
Ich seufze nur: Sie oder Keine!

Das ist im Ausdruck wie im Gedanken nicht sehr erheblich. Die „reizenden Beine", die vor den Augen herumtanzen und die früher den Dichter, ehe er liebte, bethörten, „gleichgültig wem sie gehörten", jetzt aber, seitdem er liebt, „umsonst" den Dichteraugen sich darbieten — wie gesagt, es ist nicht schön!

Der Dichter der Aspasia
Fiel zu sehr in Ekstase, ja.

Und doch und doch! So wenig geschmackvoll die Verse sind, es könnte sie noch lange nicht ein Jeder machen; ja, wenn wir ehrlich sein wollen, wir trauen es, nach dem Anfang Ihres Briefes zu schließen, nicht einmal Ihnen zu. Da heißt es: „Geehrter Herr Redacteur! Es gibt bekanntlich Dinge, die, sonnenklar vor aller Augen liegend, als unumstößliche Thatsachen gelten." — Sehr wahr!

Herrn Buchhändler König in Guben. Auf Ihren Wunsch nehmen wir Kenntniß, daß sich in Guben zur Errichtung eines Corona Schröter-Denkmals ein Comité gebildet hat, das sich zur Entgegennahme von Gaben gern bereit erklärt. Wir ehren die pietätvolle Gesinnung, die Sie der großen Künstlerin bewahren und der Sie einen monumentalen Ausdruck zu geben beabsichtigen; aber es würde uns, ehrlich gesagt, wundern, wenn dieser Aufruf so allgemein beachtet würde, wie Sie es wünschen müssen. Es wird Ihnen doch nicht unbekannt sein, daß nicht einmal der gewiß bedeutendere und populärere Gedanke, Goethen und Lessing ein Denkmal in der Hauptstadt des deutschen Reiches zu errichten, unser Volk zu der genügenden Opferwilligkeit hat begeistern können. Es wäre sicherlich ganz im Geiste Goethes gehandelt, wenn das Gubener Theater durch Unterstützungen in den Stand gesetzt würde, gute Aufführungen Goethe'scher Dramen herzustellen.

Bibliographie.

Der neue Plutarch. Biographien hervorragender Charaktere der Geschichte, Literatur und Kunst. Herausgegeben von R. Gottschall. 5. Theil. (Prinz Eugen von Savoyen. Von W. Rogge. — Rousseau. Von F. Brockerhoff. — Metternich. Von A. Beer.) 8. VI und 397 S. Ebd. 1878. à 6. —

L. von Ranke, Historisch-biographische Studien. (Cardinal Consalvi. — Savonarola. — Filippo Strozzi und Cosimo Medici. — Don Carlos.) 8. XI und 544 S. Leipzig 1878, Duncker und Humblot.

Arthur René, Frühlingstage in Florenz. 8. 250 S. Breslau 1877, Schottländer.

Sirius, Zeitschrift für populäre Astronomie. Herausgegeben und redigirt von Rudolf Falb. 9. und 10. Bd. oder der neuen Folge 4. und 5. Bd. Lex. 8. 292 und 280 S. mit Holzschnitten und Tafeln. Leipzig 1877, 78, Scholtze. à Bd. 8. —

D. J. Snider, System of Shakespeares dramas. 2 vols. 8. 918 S. St. Louis 1877, G. J. Jones & Co. Gebunden.

Eliza Wille, Stilleben in bewegter Zeit. 3 Theile. 8. X und 830 S. Leipzig 1878, Brockhaus.

Theob. Ziegler, Republik oder Monarchie? Schweiz oder Deutschland? 8. IV und 97 S. Bonn 1877, Strauß.

Digitized by Google

Inserate.

Bücher-Ankauf L. Glogau Sohn. Hamburg, Burstah.

Letteratura italiana!

Veduto l'accrescere continuo dello studio della lingua italiana in tutte le parti della Germania, la sottoscritta libreria si è provvista di un assortimento di libri italiani classici e moderni, non che dei migliori dizionari, delle grammatiche più ricercate ecc. — Prezzi moderatissimi. — Il relativo catalogo si spedisce gratis ed affrancato a chi lo richiede.

Libreria M. Lengfeld, Colonia.
(M. Lengfeld'sche Buchh. in Cöln.)

Bücher-Ankauf.

Grössere u. kl. Privatbibliotheken, sowie einzelne gute Werke kauft zu höchsten Preisen L. M. Glogau Sohn, Hamburg, Burstah.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin**.

Don Juan d'Austria.
Ein geschichtliches Trauerspiel in 5 Aufzügen
von
Albert Lindner.
Ein Band 8. Eleg. geh. Preis 2 *M.*

Neue Bratheringe,
welche sofort nach dem Fange in feinster holsteinischer Butter gebraten, in einer pikanten Sauce marinirt und in Blechdosen luftdicht verschlossen werden (daher Jahre lang haltbar), empfiehlt als feine Delicatesse, pr. 10-Pfd.-Dose 5 *M.*, zollfrei und franco pr. Post innerhalb Deutschlands unter Nachnahme.
Ottensen b. Hamburg. **A. L. Mohr.**

Soeben erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Künstlerfestspiele
von
Julius Lohmeyer.
Albrecht Dürer, Die Malerhölle, Titiano Vecellio.
Mit Titel und Ornamentzeichnungen
von
Ludwig Burger und **Ferdinand Luthmer.**
7 Bog. gr. 8. eleg. cart. Preis 3 *M.*

Der Verfasser, bekannt als der freisinnige Herausgeber der vielgerühmten illustrirten Monatshefte **„Deutsche Jugend"** hat diese dramatischen Gelegenheitsdichtungen, die von dem *Verein Berliner Künstler* zur glänzenden Darstellung gebracht und mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurden, zur Veröffentlichung gebracht, nicht nur um den Festtheilnehmern eine erwünschte Erinnerungsgabe, sondern auch Kunstgenossen und Kunstfreunden, welche an dem Künstlerleben der Residenz Antheil nehmen, in diesen Dichtungen einen Abglanz jener prächtigen Künstler-Jubiläums-Feste zu bieten und in weiteren Kreisen für derartige, im Character einer bestimmten Zeitepoche gehaltenen Aufführungen zu interessiren, welche bestimmt sind, den Vereins-Masken- und Costüm-Festen einen idealeren, würdigen und zugleich glänzenden Hintergrund zu verleihen.

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin** N.W., 32. Louisenstr.

BAD HOMBURG
eine halbe Stunde von Frankfurt a. M.

Homburgs Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten mit gestörten Functionen des **Magens** und **Unterleibs**, auch bei chronischen Leiden der **Drüsen des Unterleibs,** namentlich der **Leber** und **Milz,** bei der **Gelbsucht, Gicht** etc.
Mineralbäder nach **Schwarz**'scher Methode, **Sool-** und **Kiefernadel-Bäder.**
Orthopädisches Institut und Kaltwasser-Heilanstalten.
Vorzügliche Molken, von einem Senner in Appenzell bereitet.
Alle fremden Mineralwässer.
Die Reinheit der frischen Bergluft empfiehlt Homburg ganz besonders zu stärkendem Aufenthalt für Nervenleidende.
Das elegante Kurhaus mit seinen reich ausgestatteten Lesezimmern und Conversationssälen, der schattige Park mit ausgedehnten Anlagen, die unmittelbare Nähe des Haardtwaldes und Taunusgebirges, die Mannigfaltigkeit der Unterhaltungen (Concerte, Theater, Illuminationen, Waldfeste etc.) erhöhen die Annehmlichkeit des Aufenthaltes.

Probe-Nummern gratis und franco.

Deutsches Montags-Blatt.

Chefredakteur: **Arthur Levysohn.** Verleger: **Rudolf Mosse.**

Abonnements-Preis nur 1½ Mark pro Quartal.

Das **„Deutsche Montags-Blatt"**, welches sich einen geradezu **sensationellen Erfolg** gleichsam im Sturmschritt errungen, ist seinem Ziel, den großen englischen, politisch-literarischen Wochenblättern ebenbürtig an die Seite zu treten, immer näher und näher gekommen. Eine Phalanx der edelsten und stattlichsten Namen aus allen Gebieten des öffentlichen Lebens, aus den Reihen der Politik, der Literatur, der Kunst und der Wissenschaft stellte sich unserem Blatte zur Verfügung, um dasselbe zum bevorzugten Sammelplatz der hervorragendsten Geister der Nation zu gestalten.
Gutzkow, Laube, Spielhagen, Rodenberg, Dohm, Hopfen, Anzengruber, Rosegger, A. E. Franzos, J. v. Dewall, Hedwig Dohm, Prof. **Doepler,** Prof. **Kohl,** Prof. **Ehrlich,** Musikdirektor **Truhn,** Dr. **Nachtigal,** Dr. **Stinde, H. B. Oppenheim, Loewe** (Calbe), **Schneegans,** Dr. **Boerner, von Leixner, Fritz Mauthner** und viele, viele Andere wetteifern in dem Bemühen, das Motto des Blattes: **„von dem Guten das Beste, von dem Neuen das Neueste"** zu bewahrheiten.
Die politische Wochenschau des Chefredakteurs, wie die zahlreichen **Special-Telegramme und die vorzüglichsten Informationen** aus allen Gebieten des politischen Lebens stellten das **„Deutsche Montags-Blatt"** von vornherein in die Reihe unserer vornehmsten Organe.
Der literarische und kritische Theil des **„Deutschen Montags-Blatt"** glänzt ebenso sehr durch die Frische und Originalität seiner Mittheilungen als durch die elegante, schneidige und gleichzeitig anregende Form, in welcher dieselben geboten werden.
Unentbehrlich dem Politiker und Geschäftsmanne an dem zeitungslosen Tage, dem Montag, ist das **„Deutsche Montags-Blatt" zugleich ein Lieblingsorgan der gebildeten Frauenwelt geworden und in Haus und Familie ein gern gesehener Gast.** So vermittelt unser Blatt in knapper Zusammenstellung alles Wissenswerthe auch dem an regelmäßige Zeitungslecture nicht gewöhnten Theil des Publikums und gestattet somit allwöchentlich eine ruhevolle Ueberschau über alle Ereignisse und Leistungen, welche die gebildete Welt beschäftigen.
Alle Post-Anstalten des Deutschen Reiches, sowie **sämmtliche Buchhandlungen** des In- und Auslandes, wie die ergebenst Unterzeichnete, nehmen **Abonnements** jederzeit entgegen, und möge man im **eigenen** Interesse die **Abonnements-Anmeldung** bei der Post **beschleunigen,** damit die Zustellung prompt erfolge. Ferner wird zur **Vermeidung von Verwechselungen** gebeten, auf den Titel **„Deutsches Montags-Blatt"** (Offizieller Zeitungs-Katalog Nr. 1140) **gefälligst genau zu achten.**

ANNONCEN finden durch dieses **ausschließlich in feingebildeten Kreisen** verbreitete Journal eine höchst wirksame Verbreitung.

Expedition des „Deutschen Montags-Blatt" (Rudolf Mosse) Berlin SW.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Expedition, Berlin N.W., Luisenstraße 32.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 13. Berlin, den 30. März 1878. Band XIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Champion des Tabacksmonopols für Deutschland. Von Johannes Berg. — Erzherzog Franz Carl †. Von Walter Rogge. — Literatur und Kunst: Liebchen. Von Rudolph Baumbach. — Wippchens sämmtliche Berichte, herausgegeben von Julius Stettenheim. Besprochen von Paul Lindau. — Dramatische Scenen für den Unterricht von Heinrich Oberländer. Besprochen von E. Bürde. — Zur Modefrage. Bemerkungen einer modernen Dame über den Vischer'schen Aufsatz in „Nord und Süd". — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. — Inserate.

Der Champion des Tabacksmonopols für Deutschland.

Von Johannes Berg.

Es war im Jahre 1867. Im Frühjahr hatte Frankreich seine Krallen nach Luxemburg ausgestreckt. Am 14. März hatte Thiers seine Brandrede gegen Preußen und die deutsche Einheit gehalten. Die französische Kammer hatte, nachdem Larrabure die Nothwendigkeit eines Krieges gegen Preußen und einer Allianz mit Oestreich nachgewiesen, zu diesem Zweck einen Extracredit von 158 Millionen mit einer imposanten Majorität, 236 gegen 12 Stimmen, verwilligt. Der Marschall Niel nahm seine Armeereform in die Hand, welche offenbar gegen Deutschland gerichtet war. Graf Beust in Wien und der Vicekaiser Rouher in Paris bereiteten die „Entrevue von Salzburg" vor. Die süddeutschen Staaten hatten mit dem übrigen Deutschland Schutz- und Trutzbündnisse abgeschlossen. Diese und die erneuerten Zollvereinsverträge standen in den süddeutschen Kammern auf der Tagesordnung.

Moriz Mohl, der Vertheidiger der Schutzzölle und der Befürworter des Tabacksmonopols, war es, der damals durch Wort und Schrift die Schutz- und Trutzverträge zwischen dem norddeutschen Bund und den süddeutschen Staaten — diese Verträge, welche die Grundlage der glorreichen Waffengemeinschaft von 1870 bildeten — bekämpfte und deren Genehmigung durch die Volksvertretung der südlichen Staaten zu hintertreiben bestrebt war.

Er gab zwar zu, daß ein Krieg zwischen Deutschland (oder wie er beharrlich sagte: Preußen) vor der Thüre stehe; „aber," sagte er, es war am 19. October 1867 in dem Halbmondsaal in Stuttgart, „aber, Alles was man von uns (nämlich von Württemberg) erwarten kann, ist, daß wir uns in einem solchen Kriege neutral verhalten. Denn ich (Moriz Mohl) behaupte, wir haben überhaupt gar keinen Feind, als Preußen; Preußen ist der Staat, der uns verschlingen will, sonst Niemand; und wer uns verschlingen will, der ist unser Feind!"

Dies war sein tägliches „ceterum censeo" in der württembergischen zweiten Kammer. Er sprach dort täglich, und täglich mehrmals; und stets endigte seine Rede: Im Uebrigen meine ich, daß Preußen unser Feind und Frankreich unser Freund ist.

Damit nicht genug, veröffentlichte er damals auch eine dickleibige Flugschrift, betitelt: „Mahnruf zur Bewahrung Süddeutschlands vor den äußersten Gefahren." Eine Denkschrift für die süddeutschen Abgeordneten, von Moriz Mohl, württembergischer Abgeordneter (Stuttgart, Schweizerbart, 1867). Die „äußersten Gefahren", vor welchen er Süddeutschland bewahren will, das sind: die nationale Vereinigung mit Mittel- und Norddeutschland und die Waffengemeinschaft mit demselben. Auch hier sagt er wörtlich:

— „Das Einzige, was Preußen zwar von uns anzusprechen kein Recht hat, aber von Süddeutschland hoffen darf, und was wir — aber aus anderen Gründen, als aus einer Rücksicht, die Preußen um uns nicht verdient hat — den süddeutschen Staaten im Falle eines Krieges (mit Frankreich) dringendst empfehlen würden, ist: daß Süddeutschland neutral bleibt und Preußen die Kriege allein ausfechten läßt, die es zu führen in der Lage sein mag."

Die süddeutschen Kammern sind damals dem Mahnruf Mohls nicht gefolgt. Sie haben im Jahre 1867 die Schutz- und Trutzbündnisse genehmigt; im Jahre 1870 haben die süddeutschen Offiziere und Soldaten ihren rühmlichen Antheil an den gesammtdeutschen Krieges- und Siegeslorbeeren in ihre Heimat getragen.

Heute, im Jahre 1878, empfiehlt uns Herr Mohl in seinem neuesten „Mahnruf", welcher dem früheren an Umfang nicht nachsteht und den Titel führt: „Denkschrift für eine Reichs-Taback-Regie, von Moriz Mohl, Mitglied der württembergischen Kammer der Abgeordneten" (Stuttgart, Verlag von Konrad Wittwer, 1878) — das Tabacksmonopol. Er, der 1867 dem Zustandekommen des deutschen Reichs auf das Aeußerste widerstrebte, welcher noch nicht einmal für den Fall eines feindlichen Angriffs von Außen eine vorübergehende Gemeinschaft in Wehr und Waffen erlaubte, — er ist scheinbar 1878 plötzlich Unitarier geworden und will uns Alle mit dem engsten Bande fiscalisch-monopolistischer Gemeinschaft umschlingen. „Seid umschlungen, Millionen!" — nämlich mit schlechtem Taback.

Ich hoffe, daß man 1878 ebensowenig wie 1867 seinen Rathschlägen folgen wird. Aber in einem Stück müssen wir Herrn Mohl vertheidigen und zwar aus aufrichtigstem Herzen. Man thut ihm Unrecht, wenn man ihm Inconsequenz und Wankelmuth vorwirft. Er ist 1878, da er Nord und Süd die Gemeinschaft der Tabacksregie empfiehlt, noch ganz derselbe wie 1867, da er die Waffengemeinschaft zwischen Nord und Süd bekämpfte.

Ein kurzer Rückblick auf den „Mahnruf" von 1867 wird uns das zeigen. Er zieht dort folgende Parallelen zwischen Süddeutschland und Norddeutschland (oder wie er lieber sagt „Preußen"):

„Die süddeutschen Staaten," sagt Herr Mohl, „sind

Digitized by Google

von Natur fruchtbare" (an die Rauhe Alp denkt er nicht), „dicht bevölkerte, vortrefflich angebaute und vergleichungsweise wohlhabende Länder. Der Bürger, die Gemeinde und der Staat theilen sich hauptsächlich in den gesegneten Boden, und ein guter öffentlicher Haushalt hat Gemeinde und Staat in die Lage gesetzt, ihren Angehörigen nur mäßige Abgaben aufzuerlegen.

„Ihr Staatseinkommen aus ihrem reichen Besitze, sowie ihre Steuern bleiben jetzt in ihrer Mitte, werden von ihren Regierungen und Ständen für ihre Landeszwecke verwendet und gießen so in Weg und Steg, in Straßen und Brücken, Eisenbahnen, Posten, Telegraphen, Bildungs- und anderen öffentlichen Anstalten jeder Art und der reichsten Mannigfaltigkeit, in Pflege von Kunst und Wissenschaft, von Landwirthschaft und Gewerben, in Gemeinde- und Staatsverwaltung und Fürsorge millionenfältigen Segen — materiellen, geistigen und sittlichen — über ihre Länder aus.

„Ebenso glücklich sind die gesellschaftlichen und politischen Zustände Süddeutschlands.

„Das Land gehört in Süddeutschland, bis auf mäßige Bruchtheile, den Bauern, der Gemeinde oder dem Staate, also dem Manne, der im Schweiße seines Angesichts das Land bebaut, und der bürgerlichen Gesellschaft, nicht einem Heer von Rittergutsbesitzern. Daher in Süddeutschland ein freies Volk und freie Staatsverfassung, ein frischer, fröhlicher Sinn (ist Herr Mohl wirklich so „fröhlich?") und eine mehr oder weniger glückliche Existenz der Bevölkerungen, welche rein deutsche sind, deutsches Gefühl und deutschen Sinn haben. Deshalb und wegen seiner schönen Natur ist Süddeutschland auch das Land der deutschen Dichter und des deutschen Talentes überhaupt, des künstlerischen und des geistigen. (Natürlich der Monopolist Mohl will nicht nur das Monopol des Tabacks, sondern er besitzt unzweifelhaft auch das Monopol des Talentes.)

„In Vielem von dem findet das Gegentheil in der dürren, norddeutschen Tiefebene, besonders in dem Gros der preußischen Monarchie, den Provinzen zwischen der Elbe und der russischen Grenze statt. Das Land ist zum größeren Theil mager und hat daher zu einem beträchtlichen Theil eine von Natur arme Bevölkerung — noch unendlich ärmer dadurch, daß ein bedeutender Theil des Landes in Rittergütern, ein großer Theil des Landvolks in Tagelöhnern und Dienstleuten aller Arten und Benennungen besteht. Die Landgemeinden und der Staat sind im Vergleich mit Süddeutschland sehr arm an Besitz, und der Staat wird durch Verkauf seines Eigenthums fortwährend ärmer daran. (Daß das directe Gegentheil, wenigstens bezüglich des Staats, die Wahrheit ist, lehrt ein Blick in das treffliche Werk von Meitzen: „Der Boden des preußischen Staats.") Ein so vertheiltes Land ist auch kein Boden für die Freiheit, es ist die Heimat des Adelswesens, und wird es bleiben, so lange ein Preußen existiren wird. Die Armuth des Landes macht es auch erklärlich, daß die Fürsten und das Volk desselben immer nach Eroberungen trachteten, welche ihnen die Bürde ihres Staates erleichterten.

„Dazu kommt, daß das Land ursprünglich und noch vor einer Reihe von Jahrhunderten von slavischen Völkerschaften bewohnt, daß es von deutschen erobert und seiner slavischen Bevölkerung die deutsche Sprache erst auferlegt wurde, daß die Eroberer einen großen Theil des Landes in Rittergütern an sich brachten und daß sich daraus die traurigen Verhältnisse eines großen Theils der ländlichen Bevölkerung entwickelten.

„Wenn ein solches von Natur armes, von einer eingedrungenen Kaste erobertes Land zur Herrschaft über das von Natur gesegnetere übrige, von rein deutschen Stämmen bewohnte Land gelangt, so entsteht daraus nothwendig eine Unterordnung und Ausbeutung des letzteren, welche dieses nicht wünschen kann, und die Nachtheile, welche jedes große Reich über einen Theil seiner Provinzen bringt, müssen aus innern Gründen hier besonders stark hervortreten, weil hier vorzugsweise die Arbeitsbienen ihren Honig den Drohnen und die von der Natur reichlicher bedachten Länder ihren Wohlstand den von Natur armen abtreten müssen.

„Soll in unserm schönen, fruchtbaren Süddeutschland der Bauer, welcher den Boden mit seinem Schweiße düngt und mit seiner Intelligenz im Wein-, Taback-, Hopfen-, Obst-, Garten- ꝛc. Bau auf seinem mäßigen Grundbesitz in intensivstem Betriebe zu reichen Ernten zwingt, in die Lage kommen, die Ergebnisse seiner Arbeit nach Preußen zu schicken, um die Armuth der terre maudite des Berliner Sandes auszugleichen, und um die Schlünde der preußischen Militärausgaben zu füllen?"

In consequenter Verfolgung dieses Gedankenganges von 1867 (etwas Näheres zur Charakteristik und Kritik des „Mahnrufs" zu sagen, halte ich an dieser Stelle für überflüssig) kommt Herr Mohl in seiner Denkschrift von 1878 etwa zu folgendem Ergebniß:

Süddeutschland ist 1868 meinen weisen Rathschlägen nicht gefolgt. Es hat sich in die „äußersten Gefahren" gestürzt und ist im Begriff, darin umzukommen. Das reiche, echt deutsche Land wird nun von dem armen hungerigen slavischen Norden ausgebeutet. Die Drohnen fressen den Arbeitsbienen den Honig. Eigentlich geschieht es Süddeutschland ganz Recht; warum ist es meinen, Mohls, Rathschlägen von 1867 nicht gefolgt? Aber trotzdem will ich noch einmal den Versuch machen, ihm zu helfen. Lösen wir das deutsche Reich in eine Tabacksfabrik auf. Verwandeln wir das politische und wirthschaftliche Band, welches Deutschland umschlingt, in einen Nicotinstengel. Ich rechne dem Reich eine Einnahme aus dem Tabacksmonopol von jährlich 533 Millionen Mark heraus. Damit mag es sich begnügen und auf alles Uebrige zu Gunsten der Einzelstaaten verzichten. Es darf dann nicht nur keine Matricularbeiträge mehr von ihnen erheben, sondern es muß ihnen auch Alles wieder zurückerstatten, was es ihnen genommen hat. Es muß den Particularstaaten die Post und den Telegraphen wiedergeben; es muß zu deren Gunsten auf die Bier- und Branntweinsteuer verzichten. Es darf kein Geld für Errichtung der Kriegsflotte oder für productive Zwecke aufnehmen. Es soll auch sofort aus dem „Segen des Tabacksmonopols" alle seine Schulden bezahlen; denn man will wahrgenommen haben, daß nicht nur gemeinsames Vermögen, sondern auch gemeinsame Schulden Land und Leute fest zusammenhalten.

„Das Reich," sagt Herr Mohl, „lebt jetzt zum größten Theil von solchen Einnahmen, welche dem Reiche von den Einzelstaaten abgetreten wurden, oder — soweit dies von den süddeutschen Staaten aus triftigen finanziellen und volkswirthschaftlichen Gründen nicht geschehen ist — von den höheren Matricularbeiträgen, welche von den letzteren zur Ausgleichung ihrer Leistungen mit denen der norddeutschen Staaten bezahlt werden. Diese Reichsumlagen haben die meisten, wenn nicht alle deutschen Staaten in ihren Finanzen weit zurückgebracht, während doch gerade ihnen (den Particularstaaten) die wichtigsten und edelsten inneren Aufgaben für Unterricht, Bildung und Gesittung, für Hebung des Wohlstandes durch öffentliche Verkehrswege und gemeinnützige Anstalten aller Art, für Rechtsschutz und Polizei, für Gesundheitspflege und für die Aufgaben einer Landesregierung überhaupt, obliegen und obliegen müssen."

Man sieht also, Herr Mohl hält unentwegt an den Gedanken fest, welche ich oben mit den beredten Worten seines „Mahnrufs" von 1867 wiedergegeben. Er schildert uns in beweglicher Weise, wie das schöne, freie, reiche Württemberg, welches sich (vor seinem Beitritt zum Reich) „seit einem Menschenalter in musterhafter finanzieller Blüthe befand und als Spiegelbild für seine Genossen" (d. h. für die übrigen deutschen Staaten, namentlich aber für jene „terre maudite", welche man Preußen nennt und welche freilich schon vor hundert Jahren ein Mirabeau studirte und bewunderte) „dienen kann", in Folge der Abtretungen und Leistungen an das Reich „in die mißlichsten Verhältnisse versunken". Nun wolle man aber erst gar noch den bedrängten Einzelstaaten ihr letztes Stück Brod nehmen,

Digitized by Google

man wolle „von dem Reste der ihnen gebliebenen Steuerquellen die werthvollsten Theile in demjenigen Gebiete, welches man in Berlin in den Namen Stempelsteuer und Gerichtsgebühren zusammenzufassen pflege, und welches die Erbschaftssteuern, die Steuern auf andere Eigenthumsübertragungen (Liegenschafts-accise u. s. w.), die Gerichts- und Verwaltungssporteln, die Stempelabgaben u. s. w., begreife", an das Reich ziehen. Durch eine solche Maßregel werde man den mißlichen Verhältnissen der Einzelstaaten so wenig aufhelfen, „wie einer am Hungertuche nagenden Familie damit aufgeholfen würde, wenn ihr von Obrigkeitswegen ein Theil ihrer kargen Nahrungsmittel abgepfändet würde".

An alles Uebrige denkt Herr Mohl nicht. Er denkt nicht an die Cigarrenfabrikation und an die übrige so großartig entwickelte deutsche Tabacksindustrie, von welcher viele Hunderttausende leben; und als er auf diesen „Gegenstand" aufmerksam gemacht wurde, veröffentlichte er in der „Augsburger Allg. Ztg." ein Schreiben, worin er sein Befremden darüber ausdrückt, wie ihm überhaupt nur Jemand zumuthen könne, sich über den Einfluß des Monopols auf diesen Industriezweig (zur Zeit einen der blühendsten in Deutschland) auszusprechen. Er denkt auch nicht daran, daß das Monopol den deutschen Tabackshandel vernichten würde, der nicht nur zwischen Deutschland und dem Ausland vermittelt, sondern auch zwischen den verschiedenen ausländischen Productions- und Consumtionsgebieten; der Deutschland alljährlich große Reichthümer zuführt; der zusammen mit Tabacksbau und Tabacksindustrie vielleicht eine Million Menschen ernährt (Dr. Lewinstein berechnet auf Grund der „Denkschrift des Vereins Deutscher Tabacks-Interessenten", daß in Deutschland gegenwärtig die Existenz von 1,175,000 Menschen, oder von rund zweiundeinhalb Procent der Gesammtbevölkerung des deutschen Reichs, mit dem Taback zusammenhänge); der überhaupt „einen der wenigen großartigen Erwerbszweige bildet, worin Deutschland im Weltverkehr das entschiedenste Uebergewicht sich errungen". Er bedenkt endlich nicht, daß die Zerstörung des Tabackshandels zugleich die Unterdrückung zweier großer und blühender Städte zur Folge haben würde, welche die Theilnahme Deutschlands am Welthandel vermitteln.

Von Alledem scheint Herr Mohl nichts zu wissen. Vielleicht ist es ihm auch gleichgültig. Denn, wie obige Citate aus dem „Mahnrufe" darthun, steht er noch auf jenem bescheidenen Standpunkte des vorigen Jahrhunderts, wo man unter dem „Reich" ausschließlich jenes oberländische Gebiet im Südwesten verstand, welches damals wimmelte von allerlei diminutiven „Unabhängigkeiten", von reichsunmittelbaren Fürsten und Herren, Bisthümern und Abteien, Reichsstädten und Reichsdörfern, Prälaten und Rittern — jenes Gebiet, welches zuerst der Fremdherrschaft verfiel und dann zu einigen größeren Rheinbundsgebilden zusammengeschlagen wurde. Beiläufig bemerkt, war hierbei Altwürttemberg im Annectiren nicht blöde. Es vergrößerte sich von einer halben auf anderthalb Millionen Menschen und verschlang nicht weniger als 78 Landschaften, worunter auch die gute Stadt Aalen, welche Herr Mohl im Reichstage vertreten, und eine Reihe anderer Reichsstädte, welchen man den größeren Theil ihres Einkommens nahm, während man ihnen ihre Schulden ließ (siehe Ranke, Historisch-politische Zeitschrift, 1832, Bd. I. S. 346 u. ff.).

Ob Herr Mohl die norddeutschen Hansastädte, welche früher von den südstaatlichen Schutzzöllnern als die „Mitverschworenen des perfiden Albion" bezeichnet und gehaßt zu werden pflegten, auch zu Deutschland zu rechnen die Güte hat, mag dahingestellt bleiben. Das aber wissen wir ganz gewiß, daß sie dazu gehören, daß wir sie nicht entbehren können, und daß schon aus diesem einen Grunde das Tabacksmonopol, welches man allerdings in anderen Staaten zur Zeit des tiefsten Verfalls und der schlimmsten Bedrängniß einführen mußte und einführen konnte, für unser heutiges, wirthschaftlich hoch entwickeltes Deutschland eine politische, wirthschaftliche und finanzielle Unmöglichkeit ist, abgesehen davon, daß die Erträgnisse, welche Herr Mohl herausrechnet, wahrhaft chimärisch sind, so daß man auf ihn das Wort des Kriegsministers Grafen Roon anwenden darf: „Dieser Herr kann ja bekanntlich Alles beweisen."

Herr Mohl denkt an nichts, als an den Tabacksbau in schwäbischen und fränkischen Landen. Diesem verspricht er goldene Berge. „Nur eine Regie," sagt er, „kann den inländischen Tabackspflanzern Preise für ihre Blätter bewilligen, welche weit über die Verkaufspreise der freien Concurrenz hinausgehen. Nur keine halben Maßregeln und nicht in Bewilligung der Verkaufspreise für die Regie ängstlich sein, sonst kann man gegen die Tabackspflanzer nicht freigebig sein!"

Aber auch die süddeutschen Pflanzer schenken Herrn Mohl keinen Glauben. Sie reagiren energisch gegen das Tabacksmonopol. Sie wollen freie Bauern bleiben. Sie wissen, welcher Willkür und welchen Chicanen in Frankreich der Tabackspflanzer unterworfen ist, und wie er von der Aussaat bis zur Regulirung des Betrages nichts ist, als der Sklave der Regierung und ihrer Beamten.

Daß das Reich dadurch, daß es die Industrie und den Handel unterdrückt und den Leuten schlechten und theuern Tabak liefert, sich „den schönen Augen" der Einzelstaaten zu Liebe, bei Gott und der Welt mißliebig machen würde, das ist Herrn Mohl mindestens gleichgültig. Ja er, der sonst so außerordentlich ernsthafte Mann, versteigt sich hier sogar zu frivolen Witzen, indem er sagt: „Eine machiavellistische Regierung würde vielleicht schon darum eine Tabacksregie einführen, damit das Publicum ein möglichst unschädliches Object zum Schimpfen habe, wie Alcibiades seinem Hunde den Schwanz abschnitt, um den Athenienern eine unschädliche Gelegenheit zur Médisance zu geben."

Uebrigens können wir zum Schlusse nicht anders sagen: Die „Denkschrift" des Herrn Mohl ist eine außerordentlich nützliche Arbeit. Wie sein „Mahnruf" vor der Französelei mit Erfolg gewarnt hat, so wird seine „Denkschrift" vor dem Monopol zurückschrecken. Deshalb wünschen wir vor Allem, es möchte sie der deutsche Reichskanzler lesen, an welchen sich der Verfasser im Vorworte, dem Erlkönig vergleichbar, wendet, mit glänzenden Versprechungen, sowie mit schmeichelnden und beweglichen Worten.

Es ist zur Zeit noch nicht zu fürchten, daß die Parole ausgegeben werde: Nieder mit dem deutschen Reich, es lebe der Tabacks-Zwangs-Verein und der Particularismus!

Erzherzog Franz Carl †.

In der Hofburg zu Wien haben sich zwei Augen geschlossen: ein schneller und schmerzloser Tod hat den Vater des Kaisers Franz Joseph dahingerafft, kaum vier Tage nachdem Erzherzog Franz Carl noch seine gewohnte Mittagsspazierfahrt in den Prater gemacht und der Vorstellung des Malade imaginaire im Theater beigewohnt. Ein trauriger Abschluß der Reise des Kronprinzen Rudolph, der auf der Heimkehr von Berlin über Frankfurt a. M. im Linzer Bahnhofe mit lautem Schluchzen das Telegramm mit der Nachricht vom Tode des Großvaters empfing. Werfen wir einen Moment von der düstern Pracht des Katafalkes im Kaiserschlosse, von den sterblichen Ueberresten des Erzherzogs, mit der nicht nur der Stammhalter der Habsburgischen Dynastie, sondern auch der populärste Mann der Monarchie in's Grab sinkt, einen Blick auf den hoffnungsreichen Glanz der Wiege, die dort vor drei Vierteljahrhunderten gestanden und aus der innigstes Glück bis nach Neapel strahlte. Kaiser Franz hatte, wie man weiß, Maria Theresia, die erstgeborne Tochter Maria Carolinens und Ferdinands IV. von beiden Sicilien, Enkelin der großen Kaiserin, geheirathet. Schon am 28. November 1802 schrieb nun die Königin aus Neapel ihrer Tochter nach Wien: „Ich hoffe, für alle Sorgen und Kümmernisse durch die

Digitized by Google

Meldung Deiner glücklichen Niederkunft entschädigt zu werden; und zwar von einem hübschen Knaben, ich denke nur daran, flehe Gott darum an und ordne Gebete darum an." Und wieder am 13. December: „Bei jedem Geräusche, Tags wie Nachts, meine ich, es ist die Nachricht von Deiner glücklichen Entbindung; es würde Dein gutes Herz rühren den ganzen Eifer zu sehen, womit ich, alle meine lieben Angehörigen, mein Hausstand sich um die Erhaltung Deiner kostbaren Gesundheit sorgen." Wohl war die Entbindung bereits am 7. December erfolgt, und zwar, wie die Großmutter gewünscht, von einem Knaben, der in der Taufe die Namen Franz Carl erhielt; doch in jenen Zeiten war es noch eine schnelle Reise, wenn Carolina am 21. December „die glückliche Ankunft Schmiedmaiers" melden konnte, des Hofbediensteten, der die Botschaft aus Wien überbracht. „Ich habe vor Entzücken geweint," fuhr Maria Carolina fort, „habe Gott gedankt und bin noch ganz außer mir; Deine lieben Briefe, Deine reizenden Aufmerksamkeiten und Erkundigungen haben meine Trunkenheit, Zärtlichkeit, Erhebung noch gesteigert; möge Gott Dich segnen, trösten, wie mein aufrichtiges Herz ihn darum anfleht; ich kann von nichts sprechen, als daß er Dich glücklich und zufrieden machen möge; ich denke an nichts Anderes, athme nur darin." Dann wieder am Sylvesterabend: „Hoffentlich wird dieser theure Neugeborne Dein Trost sein; er trägt einen so theuren und glückverheißenden Namen; und ich selber empfinde eine ganz besondere Hingebung für dies liebe Kind." Schmiedmaier wurde wie ein Prinz behandelt: zehn volle Tage genoß er, unter Beigebung eines Cicerone, alle Sehenswürdigkeiten Neapels; dann ward er auf das königliche Lustschloß Caserta beschieden, kehrte mit dem Hofe nach Neapel zurück und ward erst Mitte Januar in die Heimat entlassen. Maria Carolina liebte die Mädchen nicht, da ihr, der glücklichen Mutter von 18 Kindern, obwohl Königin, dennoch die Versorgung ihrer Prinzessinen viel Sorge und auch Kummer verursachte in einer Zeit, wo ringsum alle Throne von heute auf morgen krachen konnten. Als die Frau des östreichischen Gesandten in Neapel entbunden ward, schrieb sie, im Frühjahr 1805, drei Vierteljahr vor ihrer eigenen Entthronung, nach Wien: „Die arme Kaunitz ist wieder mit einem Mädchen niedergekommen."

Aus dem „beau garçon", den die Großmutter so in ihr Herz geschlossen, war ein reifer Mann von 46 Jahren geworden, da trat eine inhaltschwere Frage an ihn heran, von deren Entscheidung nichts Geringeres abhing, als ob sein Erstgeborner Franz Joseph um drei Decennien früher oder später zur Regierung gelangen sollte. Um ein, und zwar das einzige Beispiel für die Thronentsagung des Kaisers Ferdinand in der östreichischen Geschichte zu finden, muß man um drei Jahrhunderte bis auf Carl V. zurückgreifen. Daß aber ein Thronfolger in den Jahren vollster Kraft darauf verzichtet, eine solche Krone auf sein Haupt zu drücken: dafür fehlt uns jedes Präcedens, man müßte denn an Constantin, den Bruder Nikolaus I. erinnern, wobei indessen Niemand die Grenze bezeichnen kann, an welcher der freie Wille aufhört und der Zwang anfängt. Von letzterem war nun, als Franz Carl auf die Erbschaft des kinderlosen Bruders resignirte, keinesfalls die Rede; und unter allen Umständen bildet dieser Act bewundernswerther Selbstentsagung einen wehmüthigen Contrast zu dem Ehrgeize des zweiten Sohnes Ferdinand Maximilian, den das rastlose Streben nach einer Kaiserkrone bis Queretaro führte. Nach Helferts Geschichte war es Fürst Windischgrätz, der gleich Anfangs April, als Ferdinand zuerst Lust zeigte, das Scepter an seinen Bruder abzutreten, rund heraus erklärte: „Wenn es einmal zu einem solchen Thronwechsel komme, dann müsse auch der neue Kaiser völlig unbefangen und unberührt von den vorausgehenden Verwickelungen, unbeirrt und ungebunden dadurch, mit vollkommen freier Hand die Zügel ergreifen können." Letzteres nun war nicht der Fall bei dem Erzherzoge Franz Carl, der vor und während der Revolution in das Schicksal seines kaiserlichen Bruders vielfach mit verflochten war; wohl aber mit dessen erstgebornem Sohne, dem Erzherzoge Franz Joseph. In der Staatsconferenz, die Ende 1835 eingesetzt ward, um nach Kaiser Franz' Tode für dessen kränkelnden Sohn Ferdinand die Geschäfte zu leiten, hatte neben dem Erzherzog Ludwig, Bruder des verstorbenen Kaisers, dem Fürsten Metternich und dem Grafen Kolowrat auch des regierenden Monarchen jüngerer Bruder Franz Carl Sitz und Stimme, doch nur eine berathende, weil man ihm als Thronerben keinen allzugroßen Einfluß einräumen wollte. Nichtsdestoweniger ist es klar, daß auf seine Meinung immer von dem eigentlich regierenden Triumvirate ein sehr bedeutendes Gewicht gelegt werden mußte — um so mehr als er sich 1824 mit der ebenso staatsklugen wie energischen Prinzessin Sophie von Bayern vermählt. Diese Tochter des Königs Max I. und Schwester der preußischen Königin Elisabeth fand auch am östreichischen Hofe eine, allerdings um 13 Jahre ältere Schwester Carolina Augusta, die Wittwe Kaiser Franz', was natürlich ihre Stellung von vornherein consolidirte. Aus der Zeit von 1835 bis 1845 berichtete der Schweizer Gesandte Effinger von Wien: „Erzherzog Franz Carl sei weit weniger volksthümlich als der Kaiser, obwohl es ihm weder an Verstand und Fähigkeiten, noch an Eigenschaften des Gemüthes fehle; nur fürchte man, er werde einst der Geistlichkeit zu großen Spielraum lassen. Desgleichen müsse man anerkennen, daß die Erzherzogin Sophie eine Frau von vorzüglichen Anlagen des Geistes und Herzens, daß sie, mit ausgezeichneter Bildung und Liebenswürdigkeit ausgestattet, eine treffliche Gattin und sorgsame Mutter sei, die sich mit der Erziehung ihrer zahlreichen und hoffnungsvollen Kinder persönlich befasse. Aber es sei auch nicht zu bestreiten, daß sie, die Gattin und Mutter der nächsten Thronerben, allerdings nach Einfluß trachte, daß sie ihre politische Gesinnung schroff ausspreche, ja den, der östreichischen Regierung eigenthümlichen conservativen Geist bei weitem überbiete; daß sie ihre Kinder vortrefflich, obwohl sehr religiös und durch Männer unterrichten lasse, die in dem Rufe einer Hinneigung zu allzu engen religiösen Grundsätzen stehen." Dennoch gingen nach der Februarrevolution gerade von dieser Seite liberalisirende Bestrebungen aus, sei es weil man die Gefahr allzu weit getriebenen Widerstandes erkannt, sei es weil man die Suprematie des Triumvirates satt hatte, das im Namen des Kaisers herrschte. Der Erzherzog war es, der in der Staatsconferenz den Gedanken entwickelte „aus eigenem Antriebe durch die Zusage einer Constitution den Wünschen des Volkes entgegenzukommen". Wie ein Zeitgenosse dazu bemerkt „wußte man, daß solche Gedanken, wenn sie von dem präsumtiven Thronfolger ausgingen, eine Intervention seiner erlauchten Gemahlin zu muthmaßen berechtigten". Auch der Studentendeputation gab der Erzherzog „als ehrlicher Mann" die Versicherung, daß „Zugeständnisse" berathen würden. Es ist daher vollkommen unrichtig und hat auch keinen rechten Sinn bei einem Prinzen, der bis zur Vollendung seines 46. Lebensjahres Thronerbe der Habsburg'schen Monarchie gewesen, wenn die Wiener Blätter in ihren Nekrologen den Verstorbenen immer zum „Nichtpolitiker" par excellence und von Anfang an stempeln wollen. Schon bei seinen ersten Differenzen mit dem ungarischen Ministerium ließ Jellacic in der „Agramer Zeitung" vom 27. Mai drucken: „Ich habe nicht einen noch so kleinen Schritt gethan, ohne Sr. Majestät oder Sr. kais. Hoheit dem Erzherzoge Franz Carl, an den ich dieserhalb gewiesen war, die Anzeige davon zu machen; und keiner dieser Schritte ist mißbilligt worden, so daß alle meine Handlungen gerechtfertigt erscheinen." Auch nach Innsbruck hatte das erzherzogliche Ehepaar später den Kaiser begleitet; und als der Banus hierher kam, nahm er, in dem vergeblichen Bemühen, seine, durch Batthyany erwirkte Absetzung rückgängig zu machen, nach der officiellen Audienz beim Kaiser in Gegenwart Esterhazys, eine zweite ohne Zeugen bei Franz Carl. Das soll beileibe nicht den Prinzen mit Jellacics Intriguen identificiren — renommirte dieser doch nachher: „Ich habe 20 Handbillete des Kaisers in die Tasche gesteckt und würde noch andere 20 nicht befolgen, wenn sie mich von meinem Ziele ablenken

Digitized by Google

wollten." Es soll damit, wie gesagt, nur die fable convenue von der politischen Bedeutungslosigkeit des Erzherzogs widerlegt werden.

Den Hauptanstoß zur Thronentsagung, resp. Resignation des Brüderpaares gaben indessen allerdings die beiden Gattinnen, die Kaiserin Maria Anna, eine savoyische Prinzessin, und die Erzherzogin Sophie. Beide Damen wirkten im vollkommensten Einverständnisse, wie sie denn an Energie des Charakters einander ähnlich sahen. „So lange ich da bin, können wir fallen, aber wir werden nicht unwürdig fallen ... wenn ich wahrnehme, daß eine Sache wider die Würde des Kaisers ist, werde ich mich ihr entgegensetzen, und wenn es mein Tod wäre", sind Aussprüche der Kaiserin, die Helfert citirt. Auch hatten sie in Innsbruck, wie nachher in Olmütz, kein so unbedingt leichtes Spiel. Noch in der zweiten Novemberhälfte wirkten plötzlich Einflüsse auf den regierungsmüden Kaiser, daß er wieder vom „Bleiben" sprach. Etwas früher waren Franz Carl Zweifel aufgestiegen. „Von jeher von der tiefsten Verehrung für seinen Vater Kaiser Franz erfüllt — schreibt der erwähnte Historiker — war ihm der ernste Schritt, einen durch Natur und Gesetz ihm auferlegten Beruf abzulehnen, Sache des Gewissens; was würde Er, der ehrwürdige Verstorbene dazu sagen? Mehrere Tage ging er darüber mit sich zu Rathe, widmete lange Stunden weihevollen Erwägungen; zuletzt war es ihm, als sehe er den verklärten Vater segnend die Hand auf das Haupt des Enkels legen — von diesem Augenblicke an war sein Entschluß gefaßt." Samstag, den 2. December 1848 um acht Uhr Morgens verlas Kaiser Ferdinand vor allen Mitgliedern seines Hauses und vor den höchsten Würdenträgern des Reiches im erzbischöflichen Palais zu Olmütz die inhaltschwere Botschaft: „Wichtige Gründe haben Uns zu dem unwiderruflichen Entschlusse gebracht, die Kaiserkrone niederzulegen, und zwar zu Gunsten Unseres geliebten Neffen, des durchlauchtigsten Herrn Erzherzogs Franz Joseph, Höchstwelchen Wir für großjährig erklärt haben, nachdem Unser geliebter Herr Bruder, der durchlauchtigste Herr Erzherzog Franz Carl, Höchstdessen Vater, erklärt haben, auf das, Ihnen nach den bestehenden Haus- und Staatsgesetzen zustehende Recht der Thronfolge zu Gunsten Höchstihres vorgenannten Sohnes unwiderruflich zu verzichten."

Seit jenem Tage nun repräsentirte der Erzherzog in der Hauptstadt, sowie den Sommer und Herbst über in Ischl und Salzburg, den „guten, alten Herrn", zu dem Alle, vom Greise bis zum Kinde, Bauern und Städter, mit gleich zutraulicher Verehrung hinaufsahen und dessen Bild der während der letzten drei Decennien herangewachsenen Generation in unauslöschlichen, aber etwas zu ausschließlichen Zügen haften geblieben ist. Zur Vervollständigung that es Noth, auch die kräftigeren Contouren aus den Tagen des Vormärz und der Revolution wieder aufzufrischen, damit man erkenne, wie die Beschränkung des Prinzen auf seine spätere Rolle ihren Ursprung einem festen und freien Willen, nicht dem Mangel eines solchen verdanke. Wie Kaiser Ferdinand auf dem Prager Hradschin, so verkörperte der Vater des regierenden Kaisers von der Wiener Hofburg aus, in sich das Band patriarchalischer Herzlichkeit zwischen Dynastie und Bevölkerung. Wenn Jener zu seinen Lieblingsbeschäftigungen Physik und Botanik, insbesondere Blumenzucht erkor, so widmete Franz Carl seine Fürsorge hauptsächlich den schönen Künsten, insbesondere dem Burg-, dann auch dem Stadttheater, der Gesellschaft der Musikfreunde und kunstgewerblichen Vereinen, deren Protectorat er übernahm. An überreicher Wohlthätigkeit aber waren beide Brüder sich gleich, insbesondere appellirte in Wien kaum ein Individuum, und sicher kein Verein an Franz Carls Schutz oder offene Hand vergeblich. Salzburg verdankt ihm und seiner 1872 verstorbenen Gemahlin unendlich viel; Ischl ist durch seine fünfzigjährige Villeggiatur daselbst aus einem Marktflecken ein Saisonort von europäischer Berühmtheit geworden. Im Carneval war es zu Wien auf jenen Redouten, die bis vor einem Decennium in den Sälen der Hofburg unter dem Patronate Sr. kais. Hoheit für Blinden- und Armeninstitute abgehalten wurden, ein sehenswerthes Schauspiel, den hohen Herrn von einem Kreise maskirter Theaterprinzessinnen förmlich umlagert zu sehen, die ihm ihre Anliegen vorbrachten. Wer aber den Erzherzog und seine Popularität in Wien ganz erfassen wollte, der brauchte nur um die Mittagszeit jedes beliebigen Tages, wo das Wetter nicht gar zu schlecht war, in der Praterstraße zu warten, bis die schwervergoldete Hof- und Staatscarosse mit sechs Pferden — beiläufig der einzigen sechsspännigen Equipage, die ich jemals in Wien gesehen — je Ein Kutscher in voller Livree auf dem ersten und letzten Gespanne, der Feldjäger mit dem Federhut und Hirschfänger hintenauf, am Pratersterne hielt. Hier stieg der „alte Herr" aus, in Civil gekleidet und nur von einem Adjutanten, meist ebenfalls im Civilanzuge, begleitet, um seinen Spaziergang in der Hauptallee zu machen. Für seine Jahre schritt er ziemlich rüstig aus, nur der Kopf war leise zur linken Seite gebeugt. Mit welcher Ehrerbietung aber grüßte Jedermann ohne Unterschied des Alters und Geschlechtes; und mit wie tiefem Abziehen des Cylinders — manchmal war's auch nur ein niederer Hut — erwiderte der greise Prinz dankend jeden Gruß ohne Unterschied des Standes. Mir erschien bei unfreundlichem Wetter diese unablässige Entblößung als ein nicht nur lästiges, sondern auch gefährliches Martyrium. Nahte sich — freilich nur selten, da es verboten ist — Jemand dem hohen Spaziergänger, so nahm der Adjutant das dargereichte Schriftstück an sich oder verabreichte das erbetene Almosen. Hielt dann ein Constabler den Uebertreter an, so wandte sich Franz Carl wohl freundlich um: „Lassen Sie die Leute, ich wünsche es, sie haben ja nichts gethan." Die lächelnd gesprochenen Worte: „Aber Sie sollten doch zuschauen, daß Sie den Vater Ihres Kaisers kennen!" waren die einzige Zurechtweisung an einen neuen Bediensteten, der den Erzherzog arretiren wollte, weil er im Parke von Schönbrunn Blumen pflückte — versüßt ward übrigens das Avertissement durch ein paar Ducaten, weil der Mann „seine Schuldigkeit gethan". Und als noch im vorigen October der Wiener Männergesangverein dem Prinzen in Ischl ein Abendständchen brachte, rief Franz Carl zu allererst den Herren zu: „Aber um's Himmels willen, setzen Sie doch die Hüte auf, Sie müssen sich ja Alle verkühlen!" So oft jedoch ein Mitglied des Hauses Hohenzollern nach Ischl kam, verließ er während dessen Anwesenheit seine Villeggiatur; und obwohl er die „Bürger-Minister" sehr freundlich behandelte, meinte er doch im März 1868 bei der Begeisterung Wiens über den ersten Riß in's Concordat kopfschüttelnd: „Das erinnere ihn an die Stürme von 1848." Auf den Ausdruck politischer Sym- und Antipathien also verzichtete der Erzherzog keineswegs!

Walter Rogge.

Literatur und Kunst.

Liebchen.

Liebchen heut in Gesellschaft geht,
Zeigt sich in raschelnder Seide,
Fragt mich, wie ihr das Hütchen steht
Und die Schleppe am Kleide.

Wie ich die schlanke Jugendgestalt
Must're mit prüfenden Blicken,
Rieselt ein Schauer mir eisig kalt
Plötzlich hinunter den Rücken.

Alles vom Stiefelchen bis zum Hut
Sitzt dir wie angegossen,
Aber wie viel unschuldiges Blut
Ist um dich Theure geflossen!

Digitized by Google

Seidenwürmer wohl tausend und mehr
Mußten ihr Leben lassen
Für den Stoff, den du hinter dir her
Schleppst durch die staubigen Gassen.

Für dein zierliches Stiefelpaar
Mußte ein Kälbchen verenden,
Und Hermeline ein Dutzend gar
Mußten die Fellchen dir spenden.

Deine Handschuhe glatt und weich
Gab dir ein blökendes Lämmlein,
Und die Schildkröt' im kühlen Teich
Lieferte dir das Kämmlein.

Walfisch schwamm im eisigen Meer
Fröhlich hin und wieder. —
Stirb und gib dein Fischbein her!
Liebchen braucht es für's Mieder.

Pfeilgetroffen ein Elephant
Mußte im Urwald erblassen,
Hat für den Fächer in deiner Hand
Leben und Zähne gelassen.

Sterbend gab dir der Wüstenstrauß
Wallende Federn als Steuer. —
Trinke auch mir die Seele aus,
Reizendes Ungeheuer!

Rudolph Baumbach.

Wippchen.*)

Julius Stettenheim, der Redacteur der „Berliner Wespen", gehört zu der kleinen Schaar verdienstlicher Schriftsteller, die wie Ernst Dohm, D. Spitzer ꝛc. allwöchentlich jahraus, jahrein Tausenden und aber Tausenden Freude und Vergnügen bereiten und die sich dem öffentlichen Danke geflissentlich entziehen. Denn sie schreiben eben keine „Bände", welche der Kritik die nöthige Unterlage zu einer eingehenden Besprechung darbieten. Sie lassen es sich genügen, die Blätter, die sie mit ihren lustigen Einfällen, mit ihren guten Witzen und geistvollen Sarkasmen füllen, anspruchslos in die Welt hinausflattern zu lassen; da schwirren diese losen Blätter denn ein paar Tage herum, bis ein neues kommt, und dann ist das frühere, das just acht Tage zählt, schon das „alte"! Es wird verweht, davon gefegt, auch wenn es ein besseres Loos verdient hätte, auch wenn es seinem Wesen nach durchaus nicht das oft citirte „Bonmot von gestern" ist. Da muß man denn die Gelegenheit wahrnehmen, sobald sie sich bietet, sobald einer dieser Humoristen es der Rede für werth hält, die losen Blätter zu einem Bändchen zusammenzuheften. Dieser erwünschte Anlaß, um von einem der lustigsten, liebenswürdigsten und witzigsten Schriftsteller etwas eingehender zu sprechen, ist jetzt da.

Wie Spitzer sich nach langem Warten dazu entschlossen hat, seine „Wiener Spaziergänge" zu sammeln, so hat nunmehr auch Wippchen, alias Julius Stettenheim, seine ergötzlichen Kriegsberichte aus dem Orient zusammengestellt und seinen „lieben Collegen" gewidmet.

Für Leser, welche Wippchen nicht kennen sollten — „und es mag deren", wie Heine in der Vorrede zu „Atta Troll" sagt, „wohl in China und Japan geben, sogar am Niger und am Senegal" —, für diese also bemerke ich, daß Wippchen der Kriegscorrespondent der „Berliner Wespen" während des eben beendeten orientalischen Feldzuges gewesen ist — eine wirkliche und außergewöhnlich gerathene „Schöpfung" Stettenheims, ein Mann, dem das seltene Glück beschieden gewesen ist, zu einem Typus in unserer humoristischen Literatur zu werden, wie Zwickauer, wie Strudelwitz und Prudelwitz, wie Karlchen Miesnick.

Wie alle Blätter von Bedeutung, so mußten auch die „Berliner Wespen" ihren Specialberichterstatter — „our own" nach dem Kriegsschauplatze entsenden. Die „Wespen" waren aber harmlos genug, das große Publicum mit den Geheimnissen ihrer Redaction vertraut zu machen und den naiven Zeitungslesern ganz ehrlich mitzutheilen, „wie's gemacht wird". Sie beschränkten sich demgemäß nicht auf den Abdruck der aus den früher unbekanntesten, inzwischen aber durch die kriegerischen Ereignisse berühmtest gewordenen Punkten des Orients datirten Briefe Wippchens; sie veröffentlichten gleichzeitig auch die Privatcorrespondenz, die zwischen der Redaction und Herrn Wippchen gepflogen wurde. Aus dieser letzteren lehrreichen Mittheilung ersehen die Leser nun zu ihrer großen Beruhigung, daß der Augenzeuge, der in ergreifender Weise die Leiden des Feldzuges so meisterlich zu schildern verstanden, den ganzen Feldzug mitgemacht hat, ohne das eine halbe Stunde von Berlin gelegene Bernau zu verlassen. Die Lebhaftigkeit der Schilderung, die Wahrhaftigkeit der von ihm gemeldeten Thatsachen wird dadurch übrigens in keiner Weise beeinträchtigt, und mancher Berichterstatter, der die Sache viel ernster aufgefaßt, die weite Reise wirklich gemacht und der Redaction erhebliche Kosten bereitet hat, ist in seinen mühevollen Darstellungen nicht inhaltreicher und jedenfalls lange nicht so amüsant gewesen wie unser braver Wippchen, der die Donau in Bernau überschritten und Plewna in Bernau genommen hat. Auch mancher Leser wird, wenn er jetzt Wippchens „sämmtliche Berichte" noch einmal überfliegt, mit einem geheimen Seufzer ausrufen: „Weshalb habe ich mich nicht auf die Lectüre der Briefe dieses einen und vorzüglich unterrichteten Correspondenten beschränkt! Wieviel Zeit und Mühe hätte ich erspart!"

Aus der Betheiligung des Publicums an dem Privatverkehr zwischen Wippchen und seiner Redaction, sowie aus der Aufgabe, die Wippchen zu erledigen hat, ergibt sich die Anordnung des kleinen Buches von selbst. Jede Thatsache wird durch drei Briefe illustrirt: zunächst durch einen Brief der Redaction an Herrn Wippchen, in welchem unveränderlich der tüchtige Correspondent mit den schwersten Vorwürfen wegen seiner ungenügenden Pflichterfüllung, seiner allzu dreisten Lügenhaftigkeit, seiner Trägheit und Verschwendung überhäuft wird; dann durch eine private Antwort des Herrn Wippchen an die Redaction, datirt aus Bernau, in welcher Wippchen gewöhnlich die Vorwürfe mit Entrüstung zurückweist und gleichzeitig um Vorschuß bittet — diese Bitte um Vorschuß kehrt in jedem Briefe und in einer immer neuen Form wieder, die dem Erfindungsreichthum des Correspondenten zur größten Ehre gereicht —; und endlich durch einen von irgend einem entfernten Punkte des Kriegsschauplatzes datirten Bericht, der die kriegerischen Thatsachen in bilderreicher Sprache schildert, bisweilen „mit Benutzung eines schon vorhandenen Motivs".

Dieser Bilderreichthum ist es, der den Berichten des Herrn Wippchen einen ganz besonderen Reiz verleiht. Wippchen ist nach Buffons Feststellung ein ganzer Mann, er hat seinen Stil für sich, wenn er auch beständig erkennen läßt, daß er in der Schule des Grafen Bethusy-Huc, der „den Strom der Zeit" bei der Stirnlocke faßte, sich gebildet hat. Denn auch Wippchens wesentliche Eigenthümlichkeit beruht darin, daß er gewisse Begriffe, für welche unsere reiche Sprache verschiedene bildliche Redensarten besitzt, in einer eben so kühnen wie überraschenden Vermischung von sprachlichen Tropen wiedergibt. Ich will diese etwas schwerfällige Definition durch einige Beispiele klarer machen. Wippchen schreibt also: „Meine Amme umstanden die Musen und früh schon regte sich in mir der Pegasus"; „oft drohte mein Vater, mir Papier und Dinte höher

*) Wippchens sämmtliche Berichte, herausgegeben von Julius Stettenheim. I. Der orientalische Krieg. Mit Wippchens Porträt von Gustav Heil. Berlin 1878, Verlag von B. Brigl.

Digitized by Google

zu hängen, wenn ich mir die Leyer nicht aus dem Kopfe schlüge". „So durchlebte ich dornenvolle Kinderschuhe." „Der Bart des Propheten muß vom Erdboden rasirt werden." „Das schlägt dem Rabbi Akiba den Boden aus." „Ein solches Wort kann nur mit zehn Schritt Distance abgewaschen werden." „Das empört mich, der ich keinem Wässerchen etwas am Zeuge flicke und kein Lämmchen trübe." „Aber lassen Sie sich warnen, allzu scharf gespannt, macht schartig." „Der Hahn hatte noch nicht gedämmert" ꝛc.

Wippchen ist ein sehr gebildeter Mann und namentlich auch in der Mythologie bewandert. Zur Verwerthung seiner speciellen Begabung, uns durch kühne Bilder zu überraschen, macht es ihm oft Freude, die griechischen Götter und bisweilen auch bedeutende griechische Menschen — denn Herr Wippchen besitzt eine universale klassische Bildung — zu citiren. Da sagt er denn: „Der Janus wird sobald nicht wieder in die Scheide gesteckt werden." „Beide, Rußland und die Türkei, erhoben sich stets wieder wie Aphrodite aus der Asche." „Wo ist der Ariadnefaden, der uns aus der Scylla dieses Augiasstalles hinausleitet?" „Die rosenfingrige Eos hatte kaum fünf geschlagen." „Charons Sense hat mich wie durch ein Wunder verschont." „Da entsprang in mir, wie Aphrodite aus dem Meerschaumkopfe des Zeus, ein Gedanke."

Herr Wippchen macht bisweilen auch Kalauer und sogar recht gute. Die Türken rufen bei ihm: „Vive Islampereur!" und werden „janitschaarenweis" niedergeschmettert; sie betrachten den Russen als den leibhaftigen „Allahseibeiuns," und der Capitän auf dem schwarzen Meere, dem eine Kugel den Federbusch vom Fez reißt, ruft voll Humor sächsisch: „Eiherrmahomed!"

Wippchen ist von dem beständigen Umgang mit den Türken so vertürkt, daß er die Friedensstipulation nicht unter Kreuzband sondern unter „Halbmondband" absendet. Den Sonnenaufgang aus dem schwarzen Meere schildert er mit den ergreifendsten Worten: „Neptun erglänzte weit hinaus, die Sonne war heute aus dem schwarzen Meerschaum glühend emporgestiegen."

Aber der Humor des Herrn Wippchen beruht nicht nur im Wortwitze, er hat auch eine ungewöhnlich liebenswürdige Gabe der stimmungsvollen Schilderung. Gleich sein erster Bericht schließt mit den Worten:

„Die Russen sowohl als auch die Türken haben gesiegt. Ermattet von Strapazen und Courage schlief ich endlich auf einer Trommel ein und erwachte erst, als ein Russe einen Wirbel auf mir schlug. C'est la guerre!"

Sein fünfter Brief endet mit folgender reizvoller Schilderung:

„Als die Türken ein griechisches Grenzdorf stürmten, war ich Zeuge einer rührenden Scene. Aus einem brennenden Hause hörte ich ein Kind schreien. Ich trat ein, und das Kind rief mir Alpha! Alpha! entgegen. Ich verstand es. Dann brachte ich es in Sicherheit. Inmitten der Gräuel des Krieges ein Idyll!"

Herr Wippchen hat noch eine andere Eigenheit, die dem kritischen Auge, das die Berichte sorgsam durchspäht, nicht entgehen kann. Es ist ein gewisser drastischer Lakonismus, dieselbe Kühnheit, die er sonst in Bildern zeigt, hier auf die Ellipse übertragen.

„Verzeihen Sie den Ueberschwang meiner Gefühle. Gewiß nicht!" — „Da war in der weiten Runde keine Thräne, die nicht ein Auge füllte. Auch ich!" — „Sollen denn immer noch die Sokratesse den Scheiterhaufen leeren, weil sie ihrer Zeit voraneilen? Ich nicht!" —

Verwandtes mit diesem Citat haben auch die folgenden Sätze: „Sie schweigen — o sagen Sie das nicht." „Wem fällt bei diesem Anblick nicht das Miserere aus dem Troubadour ein? Mir wahrlich nicht."

Wie in dem sprachlichen Bilderreichthume und im Alterthume, so ist auch Herr Wippchen in den Werken unserer Klassiker und in den fremden Sprachen zu Hause. Er liebt es daher, von Zeit zu Zeit zu citiren, aber er citirt nicht wie der erste beste Schriftsteller, er zeigt auch hier seine erstaunliche Geschicklichkeit in der Combination. Er schreibt: „Es liebt die Welt zu strafen und zu rächen und das Erhabne in den Staub zu ziehn." „Es fiel ein Reif in der Frühlingsnacht, ich hab' ihn hören plumpen." „Was frag ich viel nach Geld und Gut, wenn ich am Fenster steh." „Opfer fallen hier, weder Lamm noch Stier, aber Menschen fragt mich nur nicht wie." „Ach, mit des Geschickes Mächten ist kein ew'ger Bund zu flechten und weben himmlische Rosen in's irdische Leben."

Ebenso bedeutend sind seine Citate in fremden Sprachen: „Contre la force il n'y a pas de juges à Berlin!" „De mortius nil admirari."

Aus diesen kleinen Proben ersieht man, eine wie umfassende Bildung Herr Wippchen genossen hat. Eine nicht geringe Zahl seiner Briefe sind von Anfang bis zu Ende ein beredtes Zeugniß für die gediegenen Kenntnisse des ausgezeichneten Correspondenten. Ich habe schon darauf hingewiesen, daß Herr Wippchen in seinen Kriegsberichten bisweilen sich an klassische Vorbilder anlehnt. Gleich sein zweiter Brief schildert uns eine Schlacht, der allerdings eine gewisse Aehnlichkeit mit der von Schiller besungenen nicht abgesprochen werden kann:

„Schwer und dumpfig,
Eine Wetterwolke,
Durch die grüne Ebne schwankt der Marsch . . .
Vorüber an hohlen Todtengesichtern
Niederjagt die Front der Major:
Halt!
Und Regimenter fesselt das starre Commando.
Lautlos steht die Front."

Bei Herrn Wippchen heißt es:

„Durch die grüne Ebne schwankte, wie eine Wetterwolke, wahrlich nicht leicht, aber dumpfig, der Marsch. Da jagt vorüber an hohlen Todtengesichtern der Major die Front nieder. Halt! tönte das starre Commando. Da stand die Front lautlos."

An die „unüberwindliche Flotte":

„Sie kommt — sie kommt, des Mittags stolze Flotte,"

mahnt ein anderer Bericht:

„Sie kommt — sie kommt!" hieß es ringsum. Wann? fragte ich. „Des Mittags," fuhr man fort.

Die Pause von Plewna benutzt der Correspondent, um ein liebliches Bild des Treibens im Lager zu entwerfen:

Soldaten von allen Farben und Feldzeichen drängen sich durcheinander. In den Zelten wird gesungen. Ein Bauer und sein Sohn kommen und denken, sie könnten den Soldaten die gestohlenen Sachen abnehmen. Denn die Russen, das muß ihnen der Neid lassen, stehlen wie die sieben Raben. Da nahen ein Wachtmeister, ein Trompeter und ein Ulan, und der Letztere gibt dem Bauer und seinem Sohn zu trinken und führt sie nach dem Zelt, wahrscheinlich, um mit ihnen zu würfeln. Gleichzeitig kommt ein Kosak, der ein Halsband hat, das nimmt ihm ein Scharfschütze ab und gibt ihm seine blaue Mütze dafür. „Halbpart, Schütze!" ruft ein Trompeter. Ein buntes Treiben! Dazwischen Marketendirnen, welche sich von Jägern den Hof schneiden lassen. Ich muß es mir hinter meinem Rücken nachsagen, daß ich dem Amor nie über die Schnur haue. Da kommt ein Rekrut singend aus dem Zelt, der sich anwerben ließ, Bergknappen aus dem Kaukasus treten auf und spielen einen Walzer. Alsbald beginnt ein kleiner Terpsichore, und Alles tanzt. Mittendrin erscheint ein Kapuziner und predigt eine sehr wüthende Gardine, bis es den Soldaten zu viel wird und sie den Philippicus fortjagen. Kaum ist dies geschehen, so bringen Arkebusiere, Dragoner und Andere den Bauer, der mit falschen Würfeln Karten gespielt hat. Man will ihn hängen. Zum Glück kommt ein erster Küraſſier, der ihn befreit, und nun singen Alle ein munteres Lied, dessen Anfang, aus dem Russischen übersetzt, etwa lautet:

„Wohl auf, Moskowiten, auf's Pferd, auf's Pferd!"

und dazwischen regnen die Granaten so dicht aus der Festung, daß keine Bombe zur Erde fallen kann.

Digitized by Google

Wohlunterrichtete Leser werden zwischen dieser Schilderung und den Vorgängen in „Wallensteins Lager" vielleicht eine gewisse Aehnlichkeit herausfinden.

In Kars fällt Wippchen auf einmal das schöne Lied von den Hussiten vor Naumburg ein; er schreibt:

„Welch ein Anblick! Auf der ganzen Vogelwiese vor den Wällen sah ich nichts als Schwerter und Spieße. Wohl an die Hunderttausend, oder gar noch weniger."

Auf dem Wege nach Simnitza begegnen Herrn Wippchen zwei russische Grenadiere, welche in der Türkei gefangen lagen und ausgewechselt wurden. Er erzählt uns darüber:

„Da hörten sie gerüchtsweise, der Kaiser von Rußland sei gefangen, und da die klägliche Kunde nicht widerrufen wurde, so waren sie rasch entschlossen und weinten zusammen. Der Eine sprach von dem Brennen seiner alten Wunde, wogegen der Andere nicht mehr zu wissen schien, was er sagte, denn er behauptete, obschon natürlich Niemand an Gesang gedacht hatte, das Lied sei aus, und er möchte wohl mit dem Kameraden sterben, wenn er, Redner, nicht Familienvater wäre. Dem Ersten war dies indeß gleichgültig. Ihm war der Czar — was mir unter nous gesagt, unerklärlich erscheint — lieber als Weib und Kind, die ihn, wenn ich richtig verstanden habe, sogar zu scheren pflegen. Sie sollten, so meinte er, betteln gehen, aber nur, wenn sie hungrig seien, was mir allerdings, da es dann doch zu spät ist, als eine lästige Einschränkung erschien. Hierauf fuhr er fort: „Die Gefangenschaft von Väterchen überlebe ich nicht, und wenn es so weit ist, dann nimm meine Leiche nach Rußland mit, begrab' mich in Rußlands Erde. Auf's Herz lege mir eine türkische Nase, in die Hand gib mir eine Flasche Wutki und gürte mir ein Talglicht um. So will ich bis zum Ausbruch der nächsten orientalischen Frage liegen, um beim ersten Kanonen- und Pferdegebrüll, wenn Väterchen, dem die Soldatengräber ja ganz gleichgültig sind, auch über mein Grab reitet, parat zu sein und das Väterchen, das Zärchen zu schützen."

Auf dem schwarzen Meere theilen Goethe und Schiller die Ehre Herrn Wippchen zu inspiriren. Da schreibt er zunächst:

„Das Wasser rauschte und schwoll, ich saß auf dem Deck und sah nach der Angel voll Ruhe, obwohl es mehr als frisch, ja kühl bis an's Herz hinan war."

Dann erzählt er uns ein Gespräch mit dem Capitän:

Schon nach zehn Minuten fragte er mich: „Hören Sie's wimmern hoch vom Thurm?" Nein, Herr Capitän, antworte ich, die Augen spitzend. „Das ist Sturm!" sagte er. „Sehen Sie nur, welch Getümmel, Straßen auf! Dampf wallt auf! Balken krachen, Pfosten stürzen, Fenster klirren!" Ich überzeugte mich selbst, indem ich meinen Krimstecher auf die Stadt warf. Und da sah ich nun auch, wie ein Mensch auf der leergebrannten Stätte einen Blick nach dem Grabe seiner Habe zurücksendete und die Häupter seiner Lieben zählte, während er fröhlich zum Wanderstabe griff. Traurig blickte ich den Capitän an, der, selbst tief erschüttert, zu mir sagte: „Ja, ja, wohlthätig ist des Feuers Macht, wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht, aber wehe, wenn sie losgelassen. Jedoch ich mußte!" Dann gab er Befehl, das Bombardement einzustellen, und fügte hinzu: „Holder Friede, süße Eintracht, weilet freundlich über dieser Stadt!"

Das Meisterstück in dieser Beziehung ist die Schilderung seines eigenen Todes, bei welcher er abwechselnd „Egmont" und „Andreas Hofer" benutzt:

„Ich hatte schön geträumt. Mein Clärchen — ich will den Familiennamen nicht nennen — hatte mir durch eine Oeffnung in der Kerkermauer einen eigens für mich angefertigten Lorbeerkranz zu Füßen geschenkt, und dann weckten mich die ersten Strahlen der Trommel. Ein gewisser Silva trat ein und las mir das russische Todesurtheil vor, nach welchem ich wegen Verbreitung türkischer Siegesnachrichten sofort vom Leben zur Bastei geführt werden und dort mein letztes Stündlein erleiden sollte. Süßes Leben! rief ich aus, schöne freundliche Gewohnheit des Daseins und Wirkens, von dir soll ich scheiden! Aber das half nichts, ich predigte vergeblichen Ohren. Wir brachen auf. Mantua war noch straßenleer. Dem Tambour wollte der Wirbel nicht unter'm Schlägel vor, als ich durch das finstere Thor schritt. Alles war tief gerührt. Auf der Bastei sollte ich in die Knie fallen und mir dieselben verbinden lassen, aber ich sprach: Das thu' ich nit! und dabei blieb es. Dann commandirte ich: Feuer! erklärte noch zum großen Aerger der Russen, daß schlecht geschossen worden sei, sagte dem Land Tyrol Ade und — Alles war vorbei! Friede meinem Requiescat!"

Daß ein Mann von solchen Kenntnissen auch Lebensart besitzt, braucht nicht erwähnt zu werden. Die höfliche Form des Herrn Wippchen ist bisweilen entzückend. Gleich im Vorwort an den Herausgeber sagt er: „Ich bin, — verzeihen Sie das harte Wort! — ein Dichter." Ein andermal schreibt er: „Es waren — entschuldigen Sie das harte Wort! — schöne Tage." Und dann wieder: „Nun wissen Sie — verzeihen Sie das harte Wort! — Alles."

Ich maße mir nicht an, mit diesen Citaten die Charakterisirung des Herrn Wippchen erschöpft zu haben; wer die nähere Bekanntschaft mit demselben sucht, der lese die „sämmtlichen Berichte". Sie sind — Stettenheim verzeihe mir das harte Wort! — in ihrer Art kleine Meisterwerke.

Paul Lindau.

Dramatische Scenen für den Unterricht von Heinrich Oberländer.*)

Zwei Hauptrichtungen lassen sich in der modernen Schauspielkunst deutlich unterscheiden: die wirklich darstellende und die recitirende. Sie verhalten sich zu einander wie die Dichtung Shakespeares zu den klassischen Tendenzen der Franzosen. In der Poesie hat sich der Geschmack der Deutschen für Shakespeare entschieden. Seit Lessing wissen wir, daß das Wesen des Dramas nicht darin besteht, große Gedanken und hohe Empfindungen in einer erhabenen Sprache zum Ausdruck zu bringen.

Wie konnte sich da nur noch bei so Vielen die Ansicht erhalten, das innerste Wesen der Schauspielkunst bestehe in der Schönrednerei, und die Anleitung zu einer kunstvollen Declamation sei daher auch der einzig richtige Ausgangs- und Mittelpunkt alles schauspielerischen Unterrichts?

Diesen Widerspruch haben wir unseren beiden großen Dichtern zu danken: der Sprache Schillers, und der Art und Weise, wie Goethe dieselbe von den Schauspielern behandelt wissen wollte.

Ludwig Schröder hat die Gefahren der Schiller'schen Dichtung für die Schauspielkunst gleich sehr richtig erkannt. Für die Schauspieler, die in der Schröder'schen Schule echter Menschendarstellung erzogen worden, existirten diese Gefahren allerdings nur in geringem Grade, für sie wirkte die Dichtung Schillers belebend, Begeisterung erweckend, und den Höhepunkt unsrer Schauspielkunst bildet jedenfalls Flecks Wallenstein. Welch' andren Einfluß mußte der Dichter aber bei den Schauspielern üben, die mit ihm anfingen, die noch ungeschult an anderen Aufgaben seine Rollen in die Hand bekamen?

Berauscht von dem Pathos des Dichters fühlte sich das Publicum zunächst allein schon von einer feurigen und deutlichen Recitation befriedigt; den Beifall, den sich der Meister bisher nur durch eine consequente und eine detaillirte Charakterzeichnung, wie sie auf sichrer Beherrschung aller Ausdrucksmittel fußt, zu erringen vermochte, errang sich der Anfänger nun in Schiller'schen Rollen mit spielender Leichtigkeit. Und was das Schlimmste war, der donnernde Beifall, der dem donnernden

„Ihr habt gewählt zum eigenen Verderben,
Wer mit mir geht, der sei bereit zu sterben,"

folgte, den schrieb der junge Schauspieler seinem Verdienste zu. Mit einem Wort, der Dichter that Alles für den Schauspieler. Besaß der junge Mensch schöne Mittel und eigene Begeistrungsfähigkeit, so brauchte er nur mit Emphase zu sprechen, und der

*) Heidelberg 1878, Verlagsbuchhandlung von Fr. Bassermann.

Digitized by Google

laute Beifall blieb nicht aus. Die Schlichtheit und Charakteristik des Ausdrucks ging bei der sich an Schiller heranbildenden Generation von Schauspielern verloren.

Der Grund zur schauspielerischen Erziehung muß mit der Prosa gelegt werden, und je nüchterner dieselbe, um so besser. Je mehr den jungen Menschen Alles zur Poesie treibt, desto mehr muß er angehalten werden, zunächst den richtigen Ausdruck für das ganz Gewöhnliche in seine Gewalt zu bekommen. Auf der lebendigen Nachempfindung beruht die schauspielerische Anlage. Durch die gewaltige Anregung mächtiger Poesie das Nachempfinden in einem jungen Gemüth wach zu rufen, ist nun aber wahrlich keine schwere Sache. Nein! — „Ohne großen Gegenstand sich zu regen!" darauf kommt es beim Schauspieler an.

So lange der schauspielerische Unterricht nicht von dieser Erkenntniß aus geleitet wird, kann er der Entwicklung des Talents nicht förderlich sein. Am allerwenigsten Erfolg ist von einer „Hochschule" zu erwarten. Wenn es aber durchaus sein soll, so errichte man eine Hochschule für Schauspieler, die bereits auf der Bühne Proben bedeutenden Talents abgelegt haben, für Regisseure, und ganz besonders Directoren und Intendanten, die es entweder schon sind, oder es einmal zu werden beabsichtigen. Nicht Hochschulen — Elementarschulen sind für die Vorbereitung zur Bühne das dringendere Bedürfniß.

Für die Elementarschule gibt es nur eine Methode des Unterrichts, und das ist diejenige, welche Herrn Oberländer zur Abfassung seiner „dramatischen Scenen" veranlaßt hat. Es ist dieselbe, welche der scharfsinnigste Mann unsrer Nation, welche Lessing für die einzig richtige hielt. Nur durch das Studium der Affecte schien es Lessing möglich zu einer Wissenschaft der Schauspielkunst zu gelangeu. Aus der Wissenschaft der Affecte folgert Lessing die Möglichkeit einer auf Regeln gegründeten Schauspielkunst.

Der Schauspieler hat die Aufgabe, Alles was das Innere des von ihm darzustellenden Menschen bewegt, durch Ton, Geberde und Miene deutlich zum Ausdruck zu bringen. Darauf ist jeder Satz in den „dramatischen Scenen" des erfahrenen Lehrers der Schauspielkunst berechnet. Dem Schüler den Ausdruck für die dem Worte innewohnende Empfindung abzunöthigen ist die Tendenz des Textes dieser Scenen. Und in Bezug auf diese Absicht ist die Satzfügung, der Stil, über den sich der Verfasser in dem Vorworte sehr bescheiden ausspricht, vortrefflich. Man erkennt aus jeder Scene, daß sie von einem Manne geschrieben, der nicht nur selbst ein ausgezeichneter Schauspieler ist, sondern der auch weiß, worauf es ankommt.

Zur Erreichung seines Zwecks hielt der Verfasser die monologisirende Form geeigneter als die dialogisirende. Und in der That ist das Selbstgespräch zur Herausarbeitung des unverfälschten Gefühlsausdrucks besonders geeignet. Ich erinnere dabei an den Ausspruch Ludwig Tiecks, daß das ursprüngliche Talent des Schauspielers bei unwillkürlichen Interjectionen am deutlichsten zum Vorschein kommt. Ueberwiegt die streng monologische Form nun zwar auch, und ist das Wort durchgehends nur einer einzigen Person ertheilt, so hat der Verfasser es aber doch in sehr geschickter Weise verstanden, durch Einführung stummer Personen, den Ton, der dem Wechselgespräch zu Grunde liegt, in Anwendung zu bringen. Die eingeführte Person spricht immer allein, aber abwechselnd zu sich und zu Anderen. Die größte Rücksicht ist durchgehend auf das Spiel genommen. Requisiten, das Meublement spielen in allen Scenen eine wichtige Rolle, denn es gibt fortwährend etwas zu verrichten. Die verschiedensten Arten zu gehen, zu stehen, sich niederzulassen, von einem plötzlichen Gedanken angeregt aufzuspringen, zu stolpern, sich niederzuwerfen und allmählich wieder zu erheben, gelangen zur Ausführung.

Achtundzwanzig Scenen enthält das kleine Werkchen, von denen zehn, die erste Abtheilung, den weiblichen Charakteren, achtzehn, die zweite Abtheilung, den männlichen Charakteren gewidmet ist.

Die erste Scene trägt die Ueberschrift: „Naivetät. Fröhliche Laune und Rührung in leichten Uebergängen. Drollerie." In ihr ist die monologische Form mit Ausnahme eines Zurufs von dem Fenster auf die Straße streng eingehalten. Ein junges Mädchen tritt mit Buch und Arbeitskörbchen in's Zimmer, sie schiebt den Stuhl an's Fenster und setzt sich. Nach einigen mädchenhaften Reflexionen bemerkt sie einen jungen Menschen auf der Straße, für den sie sich lebhaft interessirt. Sie sieht ihn fallen, sie lacht ihn aus, macht sich über ihr Lachen Vorwürfe, fängt an sentimental zu werden, malt sich aus, wie schön es sei zu Zweien durch's Leben zu wandeln, kommt zu dem Entschluß, das sogleich einmal zu probiren; sie ruft zum Fenster hinaus: „Hahaha, ich komme Fritz, ich komme. Zu Zweien geht es sich besser!" und läuft lachend ab.

Die elfte Scene der zweiten Abtheilung führt die Ueberschrift: „Fürstliche Repräsentation." In dieser Scene ertheilt ein Fürst in seinem Arbeitszimmer Audienzen. Die Personen kommen und gehen, aber alle sind stumm, haben nur die Kunst des Zuhörens zu üben. Der Fürst spricht ganz allein. Eine Deputation wird gnädig empfangen und mit Gewährung ihrer Wünsche entlassen; ganz anders ergeht es dem darauf erscheinenden Baron, wahrscheinlich einem Gesandten, ihm wird mit kurzen Worten eine sehr lange Nase ertheilt; einem vornehmen jungen Fräulein wird darauf wieder in der liebenswürdigsten Weise ihr Gesuch gewährt, eben so freundlich lächelt die Sonne fürstlicher Huld auch einem Herren vom ancien régime, natürlich ist die Rede hier mit französischen Brocken durchwirkt; die letzte Audienz kanzelt einen jungen Offizier aus fürstlichem Geschlecht in ungnädigster Weise für seine tollen Streiche ab; keine Verantwortung ist gestattet. „Noch einmal, ich verbiete Ihnen zu sprechen — Sie stehen vor Ihrem Herrn, vor dessen Willen Sie sich zu beugen haben, wie der Geringste seiner Unterthanen. Eine Rechtfertigung gibt es nicht für Sie und darum unterwerfen Sie sich lautlos der Strafe, welche ich über Sie verhänge: Sie übergeben Ihren Degen dem General von Horst, Ihrem unmittelbaren Vorgesetzten, und gehen sofort nach Festung Ehrenstein ab, woselbst Sie sich mit einem Schreiben, welches Ihnen Se. Excellenz ausfolgen wird, bei dem Commandanten zu melden haben. (Mit einer kurzen befehlenden Bewegung) Ew. Erlaucht sind entlassen. (Nach einer Pause, während welcher der Fürst die Papiere ordnet und in ein Portefeuille steckt, laut) — Die Herren von Wönnig und de la Flache in mein Cabinet." (Geht rasch ab.)

Auch den heftigen Affecten sind Scenen gewidmet. So der Eifersucht, dem Schreck, dem Entsetzen, der Verzweiflung, dem höchsten Maß freudiger Erregung.

Die letzte Scene führt z. B. die Ueberschrift: „Geiz. Habgier. Verzweiflung. Wahnsinn. Sterben."

Alle Elemente, welche die Schauspielkunst als volle lebendige Menschendarstellung erfordert, enthält das nützliche Werk Oberländers; aber es faßt, meiner Meinung nach, bereits sehr vorgeschrittene Schüler in's Auge. Mein Wunsch wäre daher, Herr Oberländer schickte diesem Bändchen noch ein zweites als „erstes" nach. Für diese leichteren Aufgaben würde sich wohl aber dann doch mehr die dialogische Rede empfehlen. Sie verlangt zunächst schon nicht so viel Phantasie wie das ununterbrochene Selbst- und Einzelgespräch, es läßt sich für sie immer viel leichter das Vorbild in der Wirklichkeit finden. Auch hielte ich es für gut, wenn in diesen Wechselgesprächen zunächst von jeder individualisirenden Charakteristik abstrahirt würde, und der Spieler Alles aus seiner eignen Persönlichkeit heraus zu sprechen hätte. Um fremde Rollen spielen zu können, muß der Schauspieler zuerst sich selbst zu spielen im Stande sein. Das auswendig gelernte Wort als ein aus sich selbst improvisirtes zu Gehör zu bringen, ist der Anfang der Schauspielkunst. Die „dramatischen Scenen" Herrn Oberländers enthalten den besten Plan zu einer Theaterschule, der mir bis jetzt bekannt geworden ist.

Die Theaterschule, sollte man nie vergessen, ist keine Leseschule. Der Lehrer für die Schauspielkunst hat die Aufgabe, den Schülern den „Leseton" auszutreiben. Gelingt das nicht Herrn Oberländer mit seiner Methode, so gelingt es überhaupt nicht.

E. Bürde.

Digitized by Google

Zur Modefrage.

Bemerkungen einer modernen Dame über den Vischer'schen Aufsatz in „Nord und Süd".

Der nachstehenden scherzhaften „Abwehr" Einer vom reizbaren und schönen Geschlechte geben wir gern Raum. Die Form, die Argumente, die Schlußfolgerungen — alles ist so ganz und gar feminini generis, daß wir geradezu ungalant wären, wenn wir diesen „Protest im Namen der Beleidigten", wie es in dem zierlichen Begleitschreiben heißt, bei Seite ließen. Professor Vischer wird nun merken, was es heißt, mit schönen Frauen anzubinden, aber der alte Schartenmeyer versteht ja Spaß!

Unsere Correspondentin hat übrigens auch männliche Unterstützung gefunden — und tüchtige! Ludwig Pietsch hat in der „Vossischen Zeitung" dem Professor Vischer gehörig die Leviten gelesen; und in seiner letzten „Ungereimten Chronik" („Deutsches Montagsblatt" von Arthur Levysohn, Nr. 12) scherzt Ernst Dohm — bei Registrirung der ersten Regierungsmaßregeln des jungen Königs von Italien:

Auch sei des jungen Königs Geschmack
Vor aller Welt gepriesen,
Der, als der Erste, den schwarzen Frack
Vom Hofe hat verwiesen.
Daß endlich mit Höchsteigner Hand
Eines großen Staates Lenker,
Den häßlichen Frack vom Hofe verbannt,
Den dummen Quadrillenschwenker, —
Das muß, wo nur ein Rest noch blüht
Von gutem Geschmack auf Erden,
Muß überall, in Nord und Süd,
Begrüßt mit Beifall werden;
Das ist ein Schlag in's Angesicht
Der Fratzenmode, ein frischer
Und kecker Faustschlag! Meinen Sie nicht?
Ja, guten Morgen Herr Vischer!

Wir geben nunmehr der „modernen Dame" das Wort:

Sehr geehrter Herr Redacteur!

Als ich in Ihrer geschätzten Monatsschrift „Nord und Süd" den Titel des Vischer'schen Aufsatzes: „Wieder einmal über die Mode" las, war ich hoch erfreut!

Also endlich ein ernster, bedeutender Mann, ein Professor der Aesthetik, der sich um uns Frauen bekümmert, uns Rathschläge, Anerkennung und vielleicht auch gerechten Tadel ertheilt.

Ungelesen kaufte ich, — Sie haben es vielleicht bemerkt*), — wohl ein Dutzend**) Hefte und schickte allen mir Nahestehenden, bei denen ich Theilnahme für die Modefrage und kein Abonnement auf „Nord und Süd" voraussetzte, Exemplare davon. Ich zog mir mein schönstes, nach eigenen Angaben gemachtes Kleid an, um mir beim Lesen des Aufsatzes so geschmackvoll wie nur möglich vorzukommen und begann. —

Sehr geehrter Herr Redacteur, obgleich Sie — gestatten Sie mir den starken Ausdruck! ***) — die etwas jesuitische Freundlichkeit haben, die empfindsameren Leser darauf aufmerksam zu machen, daß die ersten sechs Seiten einige sehr derbe Derbheiten enthalten und deshalb von ängstlichen Damen nicht gelesen werden sollten, so konnte ich, da ich mich nicht zu diesen zähle, es mir nicht versagen, diese sechs Seiten mit zu genießen.

Ich habe es auch nicht bereut, denn der Anfang ist nicht viel schlimmer als das Mittelstück und der Schluß, und wenn ich besonders sensitiv veranlagt wäre, hätte ich den ganzen Aufsatz nicht lesen dürfen; nach meiner Ansicht hören die mit der Warnungstafel abgesteckten sechs Seiten gar nicht auf.

Anfangs habe ich in hellster Empörung Ihr „Nord und Süd" mehrere Male von mir geschleudert; ich bin vor den Spiegel getreten und habe mich besehen, um Muth und Selbstvertrauen aus meinem Anblick zu schöpfen; nur einmal brauchte ich die oberen Bänder meines Kleides etwas weiter zu binden, — da prallte es sich nämlich wirklich ein klein wenig, und ich konnte, da mein Kleid ursprünglich nicht dazu bestimmt war, mich in gebückter Stellung zu umspannen, Ihr „Nord und Süd" allerdings nicht ganz bequem aufheben — sonst aber fand ich vor dem Spiegel meine ganze Ruhe wieder, und ich gelangte allmählich zu einer solchen Selbstbeherrschung — wir Frauen sind ja, wenn wir erst einmal etwas überwunden haben, bewunderungswürdig, — daß ich sogar beim Weiterlesen milde lächeln konnte über die Wuthausbrüche des Aesthetikers.

Ja! Warmes, inniges Mitleid zog in mein Herz hinein für einen Mann, der von einer Art — ich finde wieder kein mildes Wort — von einer Art von Verfolgungswahnsinn wider die Mode geplagt wird. Er ist krank, Ihr Herr Vischer! Er sagt es ja auch selber, daß er in Karlsbad war. Karlsbad — also Galle oder Leber! — Das erklärt Alles!

Irgend ein enggebundenes, weibliches Wesen, muß ihm einmal einen argen Streich gespielt haben! Das lasse ich mir nicht ausreden, das lese ich zwischen den Zeilen! Denn die Mode ist ihm nur das Mittel zum Zweck, — er haßt nicht die Mode, sondern deren Sklavinnen, die Frauen. Er muß sich schon lange vorgenommen haben, ihnen mal so aus Herzensgrund lauter Unarten zu sagen; und da benützt er ein paar Caricaturen, ein paar Entartungen, Ausgeburten der Mode, stellt die als „Typen" hin und fängt unter der vollen Autorität des Namens „Vau-Vischer" an zu wüthen, so recht nach Herzenslust! Und er glaubt nun, wir stillen, duldsamen, unwissenden, schüchternen Geschöpfe*), die wir gar so eng im Panzercorset drinsitzen, wir fänden keinen Brustton der Ueberzeugung?!

Ueberall gibt es Ausschweifungen, Geschmacklosigkeiten, Uebertreibungen, wie in der Mode, so in der Poesie, in der Malerei, Musik und wohl auch in der ästhetischen Prosa, — gelt, Herr Professor?

Leider gibt es Frauen, welche für schlanke, jugendliche Gestalten berechnete Kleider ohne Verständniß und ohne Berechtigung anziehen, die ihre „Corpulenz" abbinden und nun wirklich keinen erfreulichen Anblick bieten. Eine solche Frau ruinirt ein ganzes Dutzend geschmackvoller, sich mit Selbsterkenntniß kleidender Damen, besonders wenn sie Ihnen begegnet, Herr Professor! — „Mit was für Damen muß der arme Mann umgegangen sein!" sagt Frau Hermine Drossen von Schopenhauer. Das möchte ich auch Ihnen sagen, Herr Professor. Und mit was für Augen sehen Sie die Aermsten an! Hätten Sie in einer einigermaßen verbindlichen Form uns das Tadelnswerthe einer normalen modernen Toilette gesagt, — wir wären Ihnen so dankbar gewesen, wären Ihnen so gern gefolgt! Aber wenn Sie uns durch Ungehörigkeiten, ja durch Grobheiten zu bessern denken, — da kennen Sie uns doch schlecht! Ich würde mich gar nicht wundern, wenn Ihnen nächstens eine Schaar Enggebundener, von „Gebimbel und Gezottel Umschlenkerter" in Ihrer Studirstube einen Besuch abstattet und Gerechtigkeit verlangt. Und Sie wissen, wie sich gereizte Damen benehmen, wenn sie sich zusammenschaaren. Sie kennen ja den Zug der Frauen nach Versailles!

Ihre Betrachtungen über die Mode als sittliches Zeugniß der Zeit sind mir zu wissenschaftlich, das ist nicht mein Feld; aber das weiß ich, unsre liebe Mode ist nicht Schuld daran, daß es Frauen und Mädchen gibt, die alle Schamhaftigkeit aus den Augen setzen und sich bis zu — nur von Ihnen zu bezeichnenden Stellen entblößen. Solche gibt es, hat es gegeben und wird es geben, sei nun die Mode wie sie wolle. Diese gehören aber — wenn überhaupt — doch nur äußerlich zur guten Gesellschaft; sie gefallen ihres Gleichen und bilden in der Gesellschaft einen, glücklicherweise sehr kleinen Kreis für sich. Eine wirklich geschmackvolle, anständige Frau wird nie zu Aergerniß Veranlassung geben, und sei sie auch noch so „modern" gekleidet.

Aus all' den galligen, verbitterten Kränkungen, aus dem Chaos von Unhöflichkeiten heraus wirkte plötzlich erwärmend und erheiternd, wie ein Sonnenstrahl im Unwetter, folgender Passus: „Daß Blumen dem Weibe gut stehen, wer wollte das bezweifeln! Gleiches zu Gleichen, ist ja das Weib selbst eine Blume!" — Ich traute meinen Augen kaum. Fühlte der kalte Professor wirklich ein menschliches Rühren, dachte er an seine erste Liebe oder an irgend ein freundliches weibliches Wesen? Ich wollte ihm Alles verzeihen! Ja, ich war schon bereit ihm Recht zu geben, und die in die Stirne gekämmten, abgeschnittnen Haare unschön, die zu hohen

*) Keineswegs!

**) Na, na!

***) Bitte! Siehe im Uebrigen „Wippchen".

*) Ach du lieber Gott!

Digitized by Google

Absätze ungesund zu finden; da lese ich weiter: — „ich meine das nicht als verbrauchtes Compliment, sondern in ehrlichem, botanischem Sinn.“

Botanisch! — Ich hatte vorschnell geurtheilt. Nur Blume im botanischen Sinne, und da sollte ich etwas zugeben!? Nun gar nichts! — Wäre es nicht schon unmodern, ich schnitte mir auf's Neue die Stirnhaare ab, — nur um Sie zu ärgern!

„Gemachte Blumen sehen immer gezierig, unsolid und verlogen aus.“ Mit was für Blumen ist der arme Herr Professor „zusammengekommen“! Er scheint keine Ahnung zu haben, daß es Pariser Blumen gibt, die wirkliche Kunstwerke sind, so täuschend der Natur nachgeahmt, daß jeder Maler sie für natürliche halten kann, — und da Blumen der kleidsamste und schönste Schmuck sind, und frische in einer halben Stunde welken, — gibt es da etwas Richtigeres, als solche, der Natur abgelauschte kleine Kunstwerke zur Toilette zu benutzen?

Sehen Sie sich, bitte, einen klein frisirten Frauenkopf an, mit einem schönen Blätterkranz von feuilles mortes in mattblondem welligem Haare! Gefällt er Ihnen? Nein? Nun Herr Professor Vischer, ein paar Gläser Karlsbader mehr, und Sie werden milder denken! —

Geehrter Herr Redacteur, der Sie so gütig sind, mich reden zu lassen, wie mir der Schnabel gewachsen ist, lassen Sie mich noch zum Schluß dem Vorschlag des Herrn Aesthetikers Vischer einen von mir, einer durchaus modernen Frau, entgegenstellen. Herr Professor Vischer schlägt am Ende seines Aufsatzes vor, 3—400 Frauen sollen sich vereinen und, von Künstlern unterstützt, eine bequeme Tracht erfinden, in Truppen durch die Straßen ziehen und, wie weiland die Kreuzfahrer, zur Betheiligung anregen. Vielleicht wollte Herr Vischer nur spaßen! Mein Vorschlag ist ernst gemeint!

Hören Sie also: Anerkannt erfinderische, geschmackvolle Frauen, die sich gern eine verdienstvolle Aufgabe stellen, richten eine Art Bureau ein, wohin sich diejenigen wenden, die eingesehen haben, daß sie selbst keinen Geschmack, keinen Toilettensinn besitzen, theils aus Schwerfälligkeit im Denken, theils aus Bequemlichkeit. Sie wenden sich an eine, wie eben erwähnte Dame persönlich, sagen was sie wünschen, zu welchem Zweck und zu welchem Preise, und überlassen ihr alles Uebrige: die Auswahl des Stoffes, der Garnirung, die Besprechung mit der Schneiderin u. s. w. Die Dame bekommt von den Lieferanten und den Bestellern Procente, je nach dem Auftrag. Diese für die Frauenfrage vielleicht gar nicht unwichtige Einführung verdiente von der schneidigen Vorkämpferin für die Rechte und Aemter der Frauen, von Frau Hedwig Dohm, berücksichtigt zu werden. Man danke mir dafür: Herr Vischer kann dann wieder ruhig schlafen. Ich setze nämlich voraus, daß sein Schlummer jetzt durch unheimliche Visionen gestört werden muß. Denn daß sich die Mode, in Gestalt der zehnten Muse, mit ihrem weiblichen Janushopf über den schlafenden Aesthetiker beugt und ihm nicht grade Schmeichelhaftes in's Ohr flüstert, das ist wohl mit Bestimmtheit anzunehmen. Mag sich Ihr Professor noch so stilvoll kleiden, stillos ist seine Art und Weise uns gegenüber doch, und wir können uns von ihm keine freundliche Vorstellung machen! Ich sehe ihn im Geiste beständig in der Gesellschaft seiner faltenreichen Wirthschafterin — verheirathet kann er unmöglich sein, seine Frau hätte das nie zugegeben! — einer ordentlichen, tüchtigen, modewidrigen Dame, die, um des lieben häuslichen Friedens willen all' seine Toilettenideale erfüllt und absatzlos und plattfüßig durch das ästhetische Dasein schlürft.

Wir leichtlebigen Frauen aber, die wir in der Mode eine milde Herrscherin sehen, die uns in ihrem Reiche die größten Freiheiten des Geschmacks und der Individualität gestattet, — wir bleiben Ihr getreu und unterthan.

Womit ich bin Ihre ebenso hochachtungsvoll ergebene wie

ganz moderne Dame.

Notizen.

Der neue Papst Leo XIII. ist die wirkliche Sphinx des Augenblicks, während der deutsche Reichskanzler, welchem man namentlich in der französischen und englischen Presse dieselbe Bezeichnung zu Theil werden läßt, Freund und Feind in der Regel durch seine Offenheit überrascht und nur denjenigen räthselhaft erscheint, die ihm jeden Morgen einen anderen weltumstürzenden Plan zutrauen. Fürst Bismarcks auswärtige Politik, die dabei vor Allem in Frage kommt, mag in den Mitteln, je nach den Erfordernissen des Moments wechselnd sein: das Ziel ist durchweg deutlich erkennbar. Das im Sturm der Zeit entstandene Reich soll friedlich erhalten werden. Für diesen Zweck werden verwickelte Züge auf dem europäischen Schachbrett unternommen, Bündnisse gepflegt und eifersüchtig überwacht. Vor Allem wird Rußland geschont, dessen Vortheil besonders darin besteht, daß es die Freiheit seiner Allianzen hat, diese auch ganz gut zu verwerthen weiß, während das mächtige Deutschland diesen Vorzug bis auf weiteres entbehren muß. So wissen denn die Mächte in ihren Beziehungen zu Deutschland im Großen und Ganzen woran sie mit ihm sind, was von der römischen Curie unter dem gegenwärtigen Papst mit derselben Bestimmtheit noch nicht behauptet werden kann. Die Berichte aus Rom erschöpfen sich in widersprechenden Vermuthungen über die Zukunftspläne des heiligen Vaters. Die Einen lassen ihn wie einen Friedensengel erscheinen und der Welt die ersehnte Befreiung von dem Culturkampf, der seine erfrischende Wirkung auf die Gemüther verloren hat, entgegenbringen. Andere sehen eine schlauere Kriegführung, einen Schein der Versöhnlichkeit vorher, der mit geschickten Mitteln auf dasselbe Ziel, die Omnipotenz der Kirche, hinsteuere. Seltsamer Weise wird von einer nicht geringen Zahl von Liberalen die etwaige Aussöhnung mit Rom eher gefürchtet als willkommen geheißen. Man besorgt eine ungünstige Rückwirkung auf innere Parteiverhältnisse, und es nimmt sich fast so aus, als ziehe man die Fortsetzung des Streites vor. Sollte es sich aber jetzt um einen ernstlichen Frieden unter Wahrung staatlicher Rechte handeln, so wäre jene vermeintliche Besorgniß Unsinn. Die Stellung der liberalen Parteien hat einen festeren Boden und eine mehr gesicherte Zukunft, als eine ewige und ihrer Natur nach stets anormale Fehde mit Rom sie gewähren könnte. Hat Jemand einmal den Conflict zwischen Regierung und Kammern als dauernde Staatsinstitution sich verbeten, so mußte auch der Anblick gewisser langer Gesichter, die bei dem Auftauchen des Gerüchts von der möglichen Herstellung irgend eines erträglichen Verhältnisses zu der römischen Klerisei bemerkbar waren, den ruhigen Beobachter etwas nervös machen. Wie weit Leo XIII. entgegenkommen will, muß ohnehin erst festgestellt werden. Zuverlässige Anzeichen sind dafür noch nicht vorhanden. Es muß sich zeigen, ob seine vielgerühmte Festigkeit den zahllosen Schlingen der Jesuiten Stand halten wird. Die Schulkinder wissen, was aus den Hoffnungen geworden ist, welche sein Vorgänger bei der Thronbesteigung erweckt hatte. Auch Pius IX. war kein Heuchler, und selbst in seiner späteren dunklen Zeit stammte noch zuweilen der liberale italienische Stolz in ihm auf. Nachdem der Kirchenstaat in den sechziger Jahren nahezu in Stücke gegangen war, wollte er an die Anerkennung des jungen Italiens seitens der Mächte nicht glauben. Als einer der bei ihm noch accreditirten Gesandten dies Ereigniß mit Sicherheit in Aussicht stellte, gerieth Pius in hellen Zorn, zählte die Künstler, Gelehrten, Staatsmänner und Feldherren her, die Italien berühmt gemacht und rief aus: Ein solcher Staat als Großmacht in das europäische Concert eingeführt, würde alle anderen Mächte bald in Schatten stellen. Niemals werde ich glauben, daß diese durch ihre thörichte Anerkennung dem künftigen Rivalen selbst die Wege bahnen werden! Pius IX. war Giobertis Ideal eines liberalen Papst-Königs gewesen. Man weiß was daraus geworden ist. Leo XIII. muß sich als Friedensfürst erst noch erproben. Jedenfalls hat der Beginn seines Regiments selbst in dieser bewegten Zeit so ziemlich den ganzen Erdball beschäftigt. Schon sein Kommen und Gehen hat allerdings eine gewisse grundsätzliche Bedeutung und wird lebhaft erörtert. Die Frage, wo er den Sommeraufenthalt nehmen und ob er wirklich die heißen Gärten seines Palastes mit dem kühleren Castel Gandolfo vertauschen werde, hält die Welt in Spannung. Man sollte glauben, der kluge Papst müßte selbst des Märchens von der vatikanischen Gefangenschaft müde werden und auf einen Wechsel der Residenz bedacht sein. Von Perugia her ist Leo XIII. an gute Bergluft und erquickende Aussicht gewöhnt. So wird er vielleicht nicht mehr lange der Sehnsucht nach jener lieblichen Stelle des Gebirges widerstehen können, wo der Monte Cavo mit Rocca di Papa herüberwinkt, wo der Albaner See blaut und weiter rechts in der Ferne das goldene Meer flimmert. Er hat ja doch nun einmal die Unfehlbarkeit von seinem Vorgänger geerbt. Was er thut, wird daher in den Augen der Gläubigen stets wohlgethan sein. Aber mit der Uebersiedlung nach der alten päpstlichen Villeggiatur würde der intransigente Bann gebrochen werden und der einfache Menschenverstand wieder zur Geltung kommen.

Digitized by Google

Am Ende drängt sich die ganze Forderung des Culturkampfes in das Lustspielwort zusammen: Er muß auf's Land! Die Fanatiker hätten das Nachsehen und vielleicht würde mit dem nervengestärkten Papst auch die katholische Christenheit die Gesundheit endlich wiederfinden.

* * *

Am vergangenen Sonntag (24. März) beförderte ein Extrazug ungefähr hundert Berliner, von denen wohl die gute Hälfte zu den bekannten Persönlichkeiten der Berliner Gesellschaft gehörte, nach Schwerin, wo eine Aufführung der „Walküre" von Richard Wagner im großherzoglichen Theater stattfand. Wer das Glück hatte, die ziemlich lange Fahrt durch die völlig reizlose Landschaft in so anmuthiger und lustiger Gesellschaft zurückzulegen, wie der Verfasser dieser Zeilen, kann an diesen „Walkürenritt" wie an eine Vergnügungsfahrt zurückdenken. Um ¾2 traf die Gesellschaft in Schwerin ein und benutzte die kurze Pause vor Tisch, um bei der wundervollen Märzsonne die Stadt zu durchstreifen und namentlich das reizend gelegene, höchst merkwürdige, interessante und trotz aller bizarren Stillosigkeit außerordentlich wirkungsvolle und geschmackvolle Schloß anzusehen. Gespeist wurde im Hotel du Nord und bei Fröleke, und nebenbei bemerkt, das Essen war ausgezeichnet. Die Vorstellung begann um 5 Uhr und dauerte bis gegen 10. Um ½12 ging der Extrazug wieder nach Berlin zurück und um ½5 Uhr Morgens suchten die schlaftrunkenen Vergnügungszügler ihre Wohnungen auf.

Die Aufführung des schwierigen Werkes war in jeder Beziehung eine überraschend gute. Es muß einen jeden Hauptstädter mit Freude erfüllen, wenn es auch seine Ueberhebung als Metropoliten der Intelligenz recht fördersam herabdrückt, zu sehen, wie sich in Deutschland unter den schwierigsten äußeren Bedingungen echte und gute Pflegestätten der deutschen Kunst aufrecht erhalten, wie in kleineren Residenzen, von denen nur selten die Rede ist, natürlich unter der werkthätigen und opferbereiten Unterstützung der regierenden Fürsten, Theater bestehen, die nicht nur relativ sondern absolut Vorzügliches leisten. Die Meininger, die zuerst das Bewußtsein ihrer Eigenart und ihrer Kraft erlangt, haben den großstädtischen Löwen in der Höhle selbst aufgesucht und sich durch ihre Gastspiele in Berlin und Wien eine allgemeine deutsche Berühmtheit erworben. Weimar hat mit seinen Aufführungen von „Tristan" und der ganzen Fausttragödie die hauptstädtische Kritik herangelockt und sich allgemeine Beachtung und Anerkennung verschafft. Das Dessauer Schauspiel hat durch sein Ensemble und die Sorgfalt seiner Regie die nichtsahnende Berliner Kritik in Erstaunen versetzt und die Operngesellschaft des Schweriner Hoftheaters hat mit der Aufführung der „Walküre" geradezu den Enthusiasmus der Berliner Gäste erregt. Selbst denjenigen, die dieses Musikdrama in Bayreuth unter den allergünstigsten Bedingungen, unter der Oberleitung Richard Wagners, der neben seinen andern hervorragenden Eigenschaften auch die besitzt, einer der ausgezeichnetsten Regisseure zu sein — selbst den Bayreuthern hat die „Walküre" in Schwerin keine Enttäuschung und sogar manche freudige Ueberraschung bereitet. Herr Hill als Wotan und Herr von Witt als Siegmund sind in erster Linie zu nennen. Ganz vortrefflich im Spiel und Gesang waren aber auch die anderen Künstler, namentlich Fräulein Börs als Sieglinde, Fräulein von Dötscher als Brunhilde und Fräulein Lindemann als Fricka. Die letztere sah nur zu liebenswürdig und jung aus. Das scenische Arrangement waren im Großen und Ganzen dem Bayreuther nachgebildet, bis auf den Feuerzauber, der in Bayreuth bekanntlich nicht sehr gelungen war. Die „wabernde Lohe", die in Bayreuth durch roth beleuchtete Dämpfe, die aus dem Boden aufpafften, versinnbildlicht wurde, wurde hier durch wirkliche Flammen, die nur zu geradlinig aufstiegen, veranschaulicht. Auch mit dieser neuen Vorführung des Feuerzaubers ist die scenische Aufgabe, die Wagner hier gestellt hat, noch nicht als gelöst zu betrachten. Die Versatzstücke, hinter denen die hellen Flammen aufsteigen, sahen schwarz und reliefios aus und das ganze Schauspiel glich mehr einer feuergefährlichen Illumination zum Geburtstage eines Fürsten als einer mythologischen Schauerlichkeit. Aber immerhin verdient die Inscenesetzung des Ganzen alles Lob. Die unbeschränkteste Anerkennung gebührte dem vorzüglichen Orchester, das unter der Leitung des hochbegabten Kapellmeisters Alois Schmitt das Ausgezeichnetste leistete. Das Musikdrama selbst hat auf mich denselben Eindruck gemacht, den ich in Bayreuth von demselben empfangen hatte. Der erste Act wirkt hinreißend, der zweite mit seinen endlosen Zwiegesprächen tödtlich ermüdend und der dritte wiederum großartig. P. L.

* * *

Vom deutschen Theater.

Zwischen den beiden Extremen ausgelassener Festfreude und immer weiter um sich greifenden Elends bewegt sich seit einer geraumen Spanne Zeit das ganze Theaterleben. Die Jubiläumsfeierlichkeiten nehmen kein Ende und jeder, auch der geringfügigste Anlaß dazu wird dankbar benutzt. Wer da meint, daß das festliche Begehen eines Tages zur Erinnerung an eine fünfjährige Wirksamkeit den Gipfelpunkt dieser Sucht nach Feierlichkeiten bezeichne, den könnte ich aus meinen Zettelsammlungen leicht eines Besseren belehren, sie enthalten eine Affiche, auf der ohne alle weitere Zusätze einfach gesagt wird, daß die Vorstellung „Zur Feier des Tages" stattfand. Auch der Ungenügsamste wird daran genug haben. Ein, durch 25 Jahre lang dem Frankfurter Stadttheater geleistete ersprießliche Dienste, wohlbegründetes Jubiläum beging am 3. d. M. der Schauspieler, Regisseur und Director Theodor Vollmer, ein Mann, der sich um das städtische Kunstinstitut der Goethe'schen Vaterstadt in jeder Beziehung verdient gemacht hat. In noch weiteren Kreisen werden ein freundliches Echo finden die Feierlichkeiten des ersten Aprils, an dem 25 Jahre verflossen sind, seit Frau Frieb-Blumauer, diese echt künstlerische Partnerin Theodor Dörings, dem Berliner Hoftheater angehört. Das glänzende Urtheil, das G. H. Lewes vor zehn Jahren über die damals Fünfzigjährige fällte, trifft auch heute noch zu; wen hätte sie nicht durch die charakteristische Feinheit des Spiels, das volle Aufgehen der Persönlichkeit in dem dargestellten Charakter entzückt? Die Künstlerin ist frisch geblieben trotz ihrer wohl vierzigjährigen theatralischen Laufbahn, die sie als Sängerin zunächst noch unter Küstner in Darmstadt begann, dann in Köln, Düsseldorf, Meiningen, Wien und Brünn fortsetzte, bis sie schließlich am Berliner Hoftheater, das sie als Frau Feldern in „Hermann und Dorothea" am 6. April 1853 als engagirtes Mitglied zum ersten Mal betrat, eine dauernde Stätte ihrer künstlerischen Wirksamkeit fand. Auf das Jubiläum der Frieb-Blumauer folgt im Juli die Feier des 100jährigen Bestehens des Karlsbader Stadttheaters, am 5. September das 50jährige Jubiläum Bauernfelds als Dramatiker und im October endlich der Gedenktag an die fünfundzwanzigjährige Mitgliedschaft des Ehepaars Gabillon am Wiener Hofburgtheater. Hoffentlich vergessen unsere theatralischen Zeitgenossen nicht, am 16. Juni auch des Vaters der deutschen Schauspielkunst, Konrad Ekhof zu gedenken, der an diesem Tage im Jahre 1778 zu Gotha das Zeitliche segnete.

In herbem Contrast zu den rauschenden Feierlichkeiten, mit ihren „zahllosen Lorbeerkränzen", ihren „Jubelrufen eines enthusiasmirten Publicums", „Orchestertusch", „Festessen" ꝛc. ꝛc., steht das Schicksal einer nicht unbedeutenden Anzahl von Bühnen und ihrer Mitglieder. Keine Woche vergeht, die nicht von dem Zusammensturz eines Theater zu berichten hätte, der oft mehr noch in dem Leichtsinn eben so gewissen- als mittelloser Directoren seine Ursache hat, als in den vielberufenen „schlechten Zeiten". Nur vereinzelt dringen die Nachrichten von diesen Calamitäten in die größeren Zeitungen und weder an der Hand dieser, noch von dem weichen Fauteuil des Parquets aus vermag man das herrschende Elend in seiner ganzen Gestalt zu erfassen. Man muß die hülfeflehenden Schreiben der Unglücklichen lesen, die mit Weib und Kind mittellos an fremdem Ort sich befinden, ohne die Möglichkeit sich Brod zu verdienen — vernehmen wie mancher noch vor wenigen Jahren anständig honorirte Künstler heute vergeblich nach einem Engagement ausspäht, die letzten Sparpfennige aufzehrend mit der Aussicht, wenn dies geschehen gleich vielen Collegen am Hungertuche zu nagen. Der Druck der Verhältnisse ist oft geradezu fürchterlich; so liegt mir unter Anderem der Gagenetat einer Bühne vor, auf dem festengagirte Mitglieder mit 80, 50, ja eine Dame sogar mit 40 Mark pro Monat verzeichnet sind. Wie vermag ein weibliches Bühnenmitglied mit 40 Mark zu existiren, und — wer wollte den ersten Stein auf die Arme werfen, wenn sie strauchelte, fiel? Die Leute mit den festen Principien und, was hier wohl wichtiger ist, mit den festen Stellen sagen freilich, diese Verhältnisse mußten kommen, um den Stand von dem Proletariat zu säubern, das ihm so zahlreich zugelaufen. Wenn man aber genauer zusieht, so hält sich meist gerade dieses über Wasser und der kleine Künstler geht zu Grunde. Die Calamität macht sich übrigens nicht nur bei geringeren Bühnen geltend, sie ergreift auch größere und größte. Ich will nicht von dem großen Deficit der Wiener Hofoper sprechen, das eine Folge der ganzen Anlage dieses Institutes ist, aber ich weise hin auf das geradezu unerhörte Factum des Unter-

Digitized by Google

ganges der Komischen Oper in Wien, nach nur achttägigem Regime des Director Swoboda, der freilich im Jahre 1876 vom Director Schönerstädt in Rostock, der am 21. November eröffnete und am 28. desselben Monats schloß, noch übertroffen wurde. Ebenso fand die Direction Ackermann in Bremen Anfang dieses Jahres ein jähes Ende, ferner das Karl Schultze Theater im Hamburg und das Theater zu Pest. Am 12. Januar hat der Director des Theaters zu Essen, „ohne Abschied von seiner Gesellschaft zu nehmen, die Ferne aufgesucht", wenn auch nicht, wie seine Collegin Wöhrn in München, anstatt der fälligen Gage, ein — zweijähriges Kind zurückzulassen. Ohne mich weiter mit „Kleinigkeiten", wie dem „Krach" in Ludwigsburg, Görlitz, Nordhausen, Bern, Ingolstadt und anderen Orts abzugeben, darf ich doch nicht unerwähnt lassen die Katastrophen in Magdeburg, Graz und Leipzig. In erster Stadt lag das Eintreten des bedauerlichen Ereignisses allerdings weniger an den ungünstigen Zeitverhältnissen, als vielmehr an einer etwas starken Belastung durch den Theater-Actienverein, wohl auch an der Directionsführung des Director Schwemers, der nach Eintritt der Katastrophe sogar kurze Zeit inhaftirt wurde. Bereits zwei Tage, nachdem er die Erklärung abgegeben hatte, Gagen nicht mehr zahlen zu können, traten die Mitglieder zusammen und bildeten ein Comité (Stieber, Bollé und Welly) aus ihrer Mitte, unter dessen Leitung das Personal, wie man hofft, ohne Einbuße an ihren contractlich stipulirten Gagen bis 1. Mai weiter spielen wird. Die außerordentliche Generalversammlung (24. Februar) der Actionäre des Theater-Actienvereines hat beschlossen, wenn möglich schon zum 1. Mai das Theater neu zu verpachten, jedenfalls aber bis zum 1. August oder 1. September d. J. Ein Schaden ist den Actionären aus dem Schwemer'schen Schiffbruch nicht erwachsen. Auch die Katastrophe in Graz hat glücklicherweise für die Mitglieder ernste Folgen nicht gehabt. Schon lange ging in der Theaterwelt das Gerücht von einem bevorstehenden Zusammenbruch der Müller'schen Direction daselbst, aber es fehlte, sobald eine bestimmte Nachricht auftrat, nie an Dementis, ja der Director selbst bestritt die Wahrheit jeder ungünstigen Nachricht über sein Institut und die Mitglieder fanden in seinen Verhältnissen „durchaus genügende Gewähr für den Fortbestand des Theaters unter seiner Direction". Die Größe ihres Irrthums zu bemessen, bot ihnen der drohende Verlust der Februargagen wahrscheinlich keine willkommene Gelegenheit. Ein günstiges Schicksal in der Person der Vertreter von Landschaft und Gemeinde, die über Herrn Müller Sequestration verhängen und die Tageseinnahmen direct in Empfang nehmen ließen, bewahrte sie glücklicherweise vor jener drohenden Wahrscheinlichkeit. Director Bertalan — früher in Olmütz — übernimmt die beiden Grazer Theater vom Palmsonntag ab. Der jüngste „Krach" ist der des Leipziger Carolatheaters, dem ein derartiges Ereigniß so wenig neu ist, wie seinem letzten Director, denn während das erstere schon viermal auf diesem „nicht mehr ungewöhnlichen Wege" geschlossen wurde, hat auch der letztere, Herr Fellechner, einschließlich seines letzten ruhmreichen Feldzuges in Leipzig drei Theater zu Tode „geleitet". Nach einem Berichte der Mitglieder und des Eigenthümers muß die Leipziger Wirthschaft alle Grenzen überstiegen haben; Unordnung, Armseligkeit und Mittellosigkeit in aller Form! Als Frl. Pagay die unerhörte Kühnheit besaß Gage zu fordern, war die Frau Directorin höchlichst empört, da die Dame noch Brillanten zum Versetzen besaß, und anstatt das zu thun, den Herrn Director mit ihren Forderungen zu behelligen. Den Mitgliedern dieser Bühne ist leider kein so glückliches Loos zu Theil geworden, wie ihren Grazer Collegen; sie spielen jetzt auf Theilung, aber bei dem Mangel an genügendem Material ohne Aussicht auf Erfolg, wie sie die Künstler des Magdeburger Stadttheaters haben.

Läßt sich zwar nach unseren Gesetzen gegen leichtsinnige Directoren nicht viel ausrichten, so wäre es doch im Interesse der Kunst wie der Bühnenangehörigen dringend geboten, bei Ertheilung der Concession mit möglichster Strenge zu verfahren und denjenigen Bühnenleitern solche zu verweigern, die, nachdem sie mehrmals Bankrott gemacht haben, mit ungenügenden Mitteln ein neues Unternehmen beginnen wollen.

Die Verhältnisse drohen übrigens noch kritischer zu werden. Die ganze Fluth engagementsuchender Schauspieler drängt sich jetzt nach den Sommerbühnen, von denen indeß kaum 50 Procent eröffnet werden dürften, und obgleich ich nicht die prophetische Gabe meines biblischen Namensvetters besitze, glaube ich doch mit Gewißheit prophezeien zu können, daß der nächste Winter sich eher noch düsterer anläßt als dieser. Nur ein trauriger Trost ist es, daß auch aus Frankreich und den Niederlanden ähnliche Nachrichten einlaufen.

Daß selbst Institute wie das überaus lebensfähige Hamburger Stadttheater nicht ganz unberührt bleiben von den herrschenden Zuständen, scheint eine Petition darzuthun, die der Director Pollini vor kurzem bei der Hamburger Bürgerschaft einreichte und welche die Gewährung einer jährlichen Subvention von 60,000 Mk. zum Gegenstand hat. Die Ueberbringer des Gesuchs haben die Erfüllung desselben seitens des Senats befürwortet, unter den Bedingungen, daß sich Pollini verpflichtet, regelmäßig wiederkehrende Vorstellungen klassischer Werke zu ermäßigten Preisen zu geben und nach Ablauf des Altonaer Vertrags weder diesen erneuert, noch andere Verträge abschließt. Die Actionäre sollen, so lange eine Subvention aus Stadtmitteln gewährt wird, auf Verzinsung und Rückzahlung der Actien Verzicht leisten, die finanzielle Seite der Geschäftsführung aber einer Controle unterstellt werden. In Berlin, wo vielen Theatern eine Subvention nicht minder gelegen kommen würde, wie dem Hamburger Stadttheater, cursirt das Gerücht, daß auch in diesem Sommer wieder mehrere Theater schließen werden, ja in Wien sollen sogar sämmtliche Bühnen einige Monate pausiren.

Die Mittel, dem Uebel zu steuern, beschränken sich meist auf augenblickliche Abhülfe einzelner Fälle und haben selten das Allgemeine im Auge. Ein bemerkenswerther Versuch zu letzterem ist die Aufforderung des Director Ernst in Köln an die deutschen Bühnenleiter: sich in Leipzig zu versammeln, um dort u. A. eine Petition an den Reichstag zu berathen, welche das Gesetz von der Gewerbefreiheit für das Theater nicht aufheben, aber abändern soll. Der ebenfalls von Ernst zur Berathung vorgeschlagene Punkt über Abänderung der Tantièmebestimmung erinnert einigermaßen an die etwas eigenthümliche Petition des Schauspielers und Schriftstellers Eduard Wigand, der das Recht theatralischer Aufführungen bei den sogenannten Liebhabertheatern, die angeblich die concessionirten Unternehmer empfindlich schädigen, von einem Gewerbeschein abhängig gemacht wissen will. Sollte Director Ernst etwa von der Absicht ausgehen, die Tantièmen zu vermindern, so wäre das jedenfalls verfehlt, denn es liegt in der noch gar nicht so alten Maxime, den Dramatiker anständig zu bezahlen, ein anregender Moment für den dramatischen Schriftsteller, der um so weniger wegfällig werden darf, als es uns ohnehin an Originalstücken mangelt.

Den wirkungsvollsten Theil ihres Repertoires beziehen unsere Theater aus dem Ausland, wobei man noch gar nicht an das in dieser Hinsicht charakteristischste Institut an der Seilerstätte in Wien, zu denken braucht, wo Laube fast mehr französische als deutsche Komödie spielt. Das bisherige Mitglied des neuen Stadttheaters, Tewele, der im Herbste das Karltheater übernimmt, wird seinen Meister noch übertreffen, nicht nur, daß er gleich mit dem effectvollen Sardou'schen Schauspiel „Les bourgeois de Pontacis", welches bei den ersten zehn Vorstellungen in Paris 57,167 Francs (4,453 Francs mehr als „Dora") einbrachte, das Theater unter seiner Directionsführung zu eröffnen gedenkt, und die französischen Operetten „Surprise d'amours", „La Susla des Emirs" von Dubois, „Cloches de Corneville" von Clairville und Chabel, Musik von Planquette, wie den siegreichen „Petit Duc" von Lecoq erworben hat, wird er auch drei in ihrer Heimat mit gutem Erfolg gegebene spanische Operetten des Senor Arietta zur Aufführung bringen. Auch das Burgtheater, dessen Direction Lindaus auf fast allen deutsch-östreichischen Bühnen in Vorbereitung befindliche Schauspiel „Johannistrieb" auf Wunsch des Autors für die nächste Saison zurückstellte, denkt an die Aufführung einiger interessanter ausländischer Stücke, die keinen Geringeren als den jüngst verstorbenen Ed. Szigligeti zum Verfasser haben. Doczi trifft die Auswahl und Rosen wird die Uebersetzung übernehmen. Man darf füglich gespannt sein auf die Geistesproducte dieses namhaften ungarischen Dramatikers. Schon im April wird dasselbe Institut Bulwers hinterlassenes Schauspiel „Das Haus Darnley" in Scene gehen lassen. Da ich einmal von Wien spreche, will ich es doch nicht unerwähnt lassen, daß die unglückliche Komische Oper wieder verschiedene Liebhaber gefunden hat, die vorgeben, muthig genug zu sein, ihr Geld zu riskiren. Die Stadterweiterungscommission wird in ihrer nächsten Verhandlung über die betreffenden Eingaben verhandeln. Das Theater (ich spreche nicht von einem Circus) in der Josephstadt sucht zur Zeit sein Publicum durch eine Akrobatin zu fesseln, für deren Gastspiel Görlitz eine Burleske, betitelt: „Ein Rundreisebillet" geschrieben hat, das den „Kunstleistungen"

Digitized by Google

des gelenkigen Frl. Wanda als Hintergrund dient. Darin spiegelt sich auch die Zeit! Laube hatte für einige Zeit der Kaiserstadt den Rücken gekehrt, um einen theatralischen Feldzug nach Graz zu unternehmen, der erfolgreich genug abgelaufen ist. Nur der Dominicanermönch P. Heinrich hat sich über die Nathanaufführung der Wiener Gäste geärgert und zwar in einer Weise, daß der fromme Herr sich nicht enthalten konnte, bei seiner Fastenpredigt die Grazer gehörig abzukanzeln und G. E. Lessing nicht minder. Das gemahnt mich fast an die neuliche Meldung aus Brügge, wo die katholische Muckerpartei der Oper den Garaus gemacht hat. Daß die Goezes nicht aussterben! Wie man hört, steht Laube jetzt mit dem Armonia-Theater in Triest wegen eines Gesammtgastspiels in Unterhandlung. Wunderbar klingt bei dem Ernst der Zeit, in dem der Kampf um die Existenz ein so schwerer ist, die Nachricht, daß sich in dem abgelegenen zehnten Bezirk (Favoriten) der östreichischen Hauptstadt am 9. d. M. ein neues Theater aufgethan hat, aber fast noch märchenhafter die Kunde, daß auch in Berlin, wo den Directoren selbst auf besticultivirtem Boden nur selten Rosen erblühen, zwei neue Theater — in der Königstadt und dem Potsdamer Viertel — errichtet werden sollen. Recht überrascht hat es mich, daß noch kein speculativer Kopf in der Metropole der Intelligenz auf den Gedanken gekommen ist, den Thürolf'schen Proceß als Pendant zu der Schauerkomödie „Henri de Tourvills, der Gattenmörder" dramatisch zu verwerthen. Oder fürchtet man die Censur, die dem Publicum zuvorkommend, der armen Meilhac-Halevy'schen „Seiltänzerin" das Leben genommen hat und jetzt dem Drama „Shelley" ebenfalls hinderlich in den Weg treten will? Inzwischen hat sich Rud. Hahn das zweifelhafte Verdienst erworben, eine „große zeitgemäße Posse" zu „machen": „Die Russen in Constantinopel", der sich wohl das, als „bei den bedeutendsten Bühnen (?) in Vorbereitung" angezeigte Drama: „Die Großmagd von Barzin oder ein falscher Bismarck" in Betreff seines Werthes durchaus anschließen wird.

Gegenüber solchen Producten, deren Autoren gewöhnlich noch unter der letzten Sprosse der Himmelsleiter stehen, die zum Parnaß führt, ist es ein erfreulicher Contrast, die eifrigen Bemühungen größerer Theater, ihrem Publicum Würdigeres, Gutes und Bestes zu bieten, zu verfolgen. So hat Schwerin durch die Aufführung der Wagner'schen Walküre von sich reden gemacht, die Meininger Hofbühne einem jungen talentvollen Dramatiker Ernst Gruna Gelegenheit gegeben, sein in der Conception und Charakteristik bedeutendes Trauerspiel „Cäsar Borgia" zur Darstellung zu bringen, das Leipziger Stadttheater mit Glück seinem Repertoire ein Lustspiel von Gottschall „Der Vermittler", das Berliner Hoftheater dem seinigen das Lindau'sche mit Erfolg gegebene Schauspiel „Johannistrieb" eingereiht und dem Publicum den Grosse'schen „Tiberius" vorgeführt. In Weimar wurde der Versuch gemacht, des genialen Klein „Heliodora" in der Loën'schen Bearbeitung dem Theater zu gewinnen und in Halle ist am 6. März eine komische Oper „Die Stumme von Sevilla" von Ed. Braun, der Hübsches gegeben hat und Besseres verspricht, zum ersten Mal auf die Bretter gebracht worden. Kassel, das schon durch seinen Cyklus der historischen Opernvorstellungen die Anerkennung der Musikfreunde sich erwarb, vorbereitet jetzt eine Darstellung sämmtlicher Mozart'schen Opern, das Berliner Hoftheater für den April einen vierten Cyclus der Shakespeare'schen Königsdramen, Weimar für denselben Monat eine Wiederholung der beiden Theile des Faust, das Hoftheater in München die Wagner'sche Nibelungen-Tetralogie (Siegfried 21. April), die Zenger'sche Oper „Wieland der Schmied" und Siranos „Schuld auf Schuld", während das Gärtnerplatztheater ebendaselbst Anzengrubers „Volksstücke" für seine Bühne erwarb. In Leipzig wird das Stadttheater in Kürze mit einem Theil des Wagner'schen Nibelungenrings hinaustreten, in Berlin das Opernhaus mit J. J. Aberts „Ekkehard".

Einen besonderen Reichthum an Novitäten und guten Kräften scheint Otto Devrient, den Nachrichten die darüber in der Presse circuliren zufolge, für seine Directionsführung des Frankfurter Stadttheaters gewonnen zu haben. Leider wird er vorläufig noch in dem alten Theater spielen müssen, da das neue erst Ende dieses oder Anfang nächsten Jahres seiner Vollendung entgegengeht. Die neue Actiengesellschaft hat aus diesem Grund eine Subvention von der Stadt verlangt, da sie unmöglich die durch die Bauverzögerung erwachsenen Verluste tragen kann. Außer Frankfurt a. M. erhält auch Eisenach ein neues Theater, das der Bürger Eichel-Streiber der Stadt zum Geschenk zu machen beabsichtigt, ebenso soll in Halle ein würdiges Kunstinstitut errichtet werden und sind zu diesem Behufe von dem veranschlagten 300,000 Mark bereits 34,500 Mark Actien gezeichnet worden.

Die Direction des Theaters in letztgenannter Stadt übernimmt vom 1. April an Director Gumtau, wie sich denn überhaupt die nahende Saison durch zahlreiche Directionswechsel und Pachtausschreibungen deutlich ankündigt. Mit Directionsgelüsten zu ihrem Unglück gesegneten Lesern der „Gegenwart" bieten sich eine ganz stattliche Reihe von Theatern, bei denen sie die Freuden directorialer Herrschaft möglicher, wenn nicht hie und da wahrscheinlicher Weise mit ihrem Vermögen etwas theuer bezahlen können. Das städtische Theater in Budweis, das deutsche Theater in Budapest, die Stadttheater in Chemnitz, Magdeburg, Bremen, Marburg i. St., Raab, Iglau, Lübeck, das Thaliatheater in München u. s. w. sind zum Verpachten ausgeschrieben, während das Olmützer Theater in Julius Fritsche, das Stadttheater zu Barmen in A. Amann, das Floratheater zu Köln in Director Rosenthal aus Berlin und das Trierer Stadttheater in Engel aus Ulm bereits neue Directoren erhielten.

Zum Schluß für diesmal noch die Notiz, daß Freund Hein im Monat März den berühmten Tenoristen Napoleone Moriani in Florenz, den ebenfalls rühmlichst bekannten Baritonisten Strozzi — die beide auch auf deutschen Bühnen gesungen haben — und am 9. d. M. zu Constanz den früheren coburg-gothaischen Hoftheaterintendanten und Cabinetsrath Gustav von Meyern-Hohenberg, den Verfasser verschiedener Schauspiele („Ein Kind des Elsaß", „Das Haus der Posa", „Die Cavaliere", „Moderne Rivalen"), vom Welttheater abrief.

Joseph Kürschner.

Offene Briefe und Antworten.

Zum Pralltriller.

Herr Professor Rudorff ersucht uns um Aufnahme der folgenden Erklärung. Um auch den bloßen Schein zu vermeiden, als wollten wir einem Angegriffenen nicht das Wort zur Vertheidigung geben, entsprechen wir dem an uns gestellten Verlangen, wenngleich wir uns nicht verhehlen dürfen, daß diese Debatte nur einen sehr kleinen Kreis unserer Leser interessiren kann. Für uns ist der unglückliche „Pralltriller" nun aus; die Gegensätze mögen in einem andern, in einem musikalischen Fachblatte weiter auf einander prallen und trillern.

Erklärung.

Mein in Form eines offenen Briefes an Herrn Prof. Ehrlich in Nr. 9 des „Echo" veröffentlichter Artikel, der von der Ausführung des Pralltrillers handelt, hatte den ausschließlichen Zweck, ein für alle Mal meine Anschauung über diesen Punkt zur öffentlichen Kenntniß zu bringen. Ich ersuche Jeden, der sich etwa ernstlicher für die Sache interessiren sollte, jene Erörterung zu lesen und zugleich im dritten Theil der Hummel'schen Clavierschule diejenigen von mir bereits angegebenen Stellen nachzuschlagen, auf welche sich meine Beweisführung stützt. Hierbei wird sich nebenher ergeben, daß die in Nr. 11 und 12 derselben Musikzeitung abgedruckte Entgegnung des Herrn Prof. Ehrlich nichts weniger als eine Widerlegung meiner Ansichten genannt werden kann, von denen sie im Gegentheil eine völlig unzutreffende Vorstellung erweckt. Dem größeren Publicum, das sich unmöglich um dergleichen musikalisches Detail kümmern kann, wird mit einfach sachlicher Auseinandersetzung überhaupt nicht gedient sein, es ist also von vornherein darauf zu verzichten, hier irgendwie Zustimmung gewinnen zu wollen; dem kleineren Bruchtheil der Sachverständigen mögen meine obigen Andeutungen unter dem Hinweis genügen, daß ihre ausführlichere Begründung in Nr. 13 des „Echo" zu finden ist. So viel zu sagen und damit jede weitere Discussion meinerseits ausdrücklich abzubrechen, schien mir Pflicht, nachdem ich überhaupt einmal in Veranlassung jener ersten Bemerkungen des Herrn Prof. Ehrlich das Wort ergriffen.

Ernst Rudorff.

* * *

Digitized by Google

L. H. in Berlin. Das Gastspiel Adolf Sonnenthals in Berlin beginnt, so viel wir wissen, in den ersten Tagen des nächsten Monats. Sonnenthal wird diesmal wahrscheinlich nur in dem, nach dem berühmten Roman „Fromont jr. und Risler sen." von Daudet selbst bearbeiteten Drama auftreten, wenn, wie vorauszusetzen, das Schauspiel die Theilnahme des Publicums hervorruft und genügend fesselt. Ueber das Stück selbst gehen die Meinungen ziemlich weit auseinander; aber einstimmig ist das Urtheil über die geradezu meisterhafte Darstellung Sonnenthals in der Rolle des Risler. Selbst der gestrenge Kritiker der „Neuen Freien Presse", Ludwig Speidel, wohl der schärfste Kritiker in ganz Deutschland, hat diese Leistung Sonnenthals als eine „durchweg eminente" gerühmt, und während des letzten Gastspiels Sonnenthals in Triest haben ihm die italienischen Kritiker das Prädicat „un altro Salvini" beigelegt. Das Weitere werden Sie aus der Besprechung ersehen, die nach der ersten Aufführung des Stückes in diesen Blättern veröffentlicht werden wird.

Herrn Hermann Milberg, Hamburg. Wir zeigen Ihnen an dieser Stelle den Empfang Ihres „offnen Briefes an Henrik Ibsen, dramatischen Dichter aus Norwegen, wohnhaft in München", an. Sie stellen in demselben die Behauptung auf, daß zwischen Ihrem Lustspiel „Amor und Psyche oder Visionen und Revisionen" und Ibsens Stücke, „Die Stützen der Gesellschaft", eine ganz auffällige Aehnlichkeit bestehe, und geben, da Sie die Priorität Ihres Stückes nachweisen, zu verstehen, daß Ibsen, um die Sache mit dem deutlichsten Worte zu bezeichnen, ein Plagiat an Ihnen begangen habe. Die Momente, welche Sie zur Begründung Ihrer Ansicht geltend machen, erscheinen uns aber in keiner Weise beweiskräftig genug, um gegen einen verdienstvollen und durchaus originellen Dichter eine so schwere Anklage zu erheben, und in Ihrem eigenen Interesse rathen wir Ihnen, Ihre Ansprüche nicht weiter zu verfolgen, Sie würden keine Freude erleben. Solche zufälligen Berührungspunkte, wie Sie sie zwischen den beiden Dichtungen aufführen, ließen sich zu Dutzenden zwischen den Stücken verschiedener Autoren nachweisen. Man darf da nicht gleich an eine unberechtigte Aneignung der geistigen Schöpfung denken; es sind, wie gesagt, fast immer Zufälligkeiten. Außerdem kommt es auch vor allen Dingen auf die Ausführung an, und zwei gleiche Motive können, je nachdem sie von einem tüchtigen und berufenen Dichter oder von einem Dilettanten behandelt werden, in der Ausführung den verschiedensten künstlerischen Werth gewinnen und die verschiedenartigste Wirkung hervorrufen. Wenn Ihr Stück so gut ist wie das von Ibsen, so werden Sie keine Schwierigkeiten haben dasselbe zur Aufführung zu bringen, und dann überlassen Sie dem Richter in letzter Instanz, dem Publicum, alles Weitere.

F. W. in Stuttgart. Nach dem uns vorliegenden Prospecte wird das neue Unternehmen im Verlage von Eduard Hallberger: „Aegypten", dargestellt in etwa 700 Bildern von unsern ersten Künstlern, beschrieben von Georg Ebers, allerdings ein Prachtwerk ersten Ranges werden, und die Presse hat ganz Recht, wenn sie auf das Erscheinen dieses hervorragenden Werkes aufmerksam macht. Ihre Entrüstung über die „nichtsnutzige Reclame" ist diesmal so unbegründet wie nur irgend möglich. Sehen Sie sich nur die Zeichnungen an, die der Prospect bietet: die „Fellahfrau mit Kind" von Gustav Richter, den „Obelisk" von Karl Werner, die geschmackvollen Kopfleisten und die sonstige Ausstattung, und erwägen Sie, daß Georg Ebers, der unter den Aegyptologen sowohl als Wissenschafter wie als geistvoller Dichter eine erste Stelle einnimmt, den literarischen Theil verfaßt, und Sie werden begreifen, daß ein solches Unternehmen der ernsthaften Förderung durch die Presse völlig werth erscheint!

An das Localcomité für das Seumedenkmal in der Badestadt Teplitz. Wir nehmen Notiz von Ihrem Aufruf, daß in Teplitz für den Spaziergänger nach Syrakus, Johann Gottfried Seume, ein Denkmal errichtet werden soll. Der Aufruf ist unterzeichnet von einigen der klangvollsten Namen unserer Literatur; wir nennen hier nur Robert Hamerling, Karl von Holtei, Heinrich Laube, Alfred Meißner, Victor Scheffel, Friedrich Theodor Vischer. Der Magistrat von Teplitz in Böhmen nimmt Geldsendungen entgegen.

E. E. in Mannheim. Der erste Punkt Ihres Briefes ist bereits vor längerer Zeit durch die „Gegenwart" selbst erledigt. Schicken Sie uns doch die beiden Stücke.

Jacob Stoeckel in X (?). Von Ihrem Gedichte gefallen uns am besten die ersten beiden Zeilen:

„Die Mondesscheibe schwebt im lichten freien Aether,
Und siebzehn Grade Wärm' zeigt uns der Barometer;"

— Das Thermometer — sonst ganz hübsch.

L. G. in Riga. Sind wir uns nicht schon mal begegnet? Ihre Handschrift kommt uns so bekannt vor! Sind Sie nicht die Verfasserin des schönen Gedichtes, aus dem wir früher einmal ein Bruchstück mitgetheilt haben?

„Das sind die Todtenglocken
Für eine todte Maid,
Gestorben an den Pocken
Ist in der Früh sie heut." —

Diesmal sind sie weniger glücklich inspirirt gewesen.

L. E. in A. bei N. Ganz hübsch, ganz ordentlich, aber nicht ganz nothwendig. Alles das haben schon andere Dichter vor Ihnen empfunden und gesagt, zum Theil sogar noch etwas besser. Aber wie gesagt: im Allgemeinen ganz hübsch. Nur Eins haben wir nicht recht begriffen, Ihren Trennungsschmerz:

„Ueber's Meer ist er gezogen,
Als ich ihn noch nie gesehn,
Und ich klage, daß die Wogen
Zwischen mir und ihm jetzt stehn."

Erstens stehen die Wogen nicht, und zweitens, was macht es Ihnen, wenn er über's Meer zieht, ehe Sie ihn gesehen haben? —

Alle auf den Inhalt dieser Zeitschrift bezüglichen Postsendungen sind zu richten:

An die Redaction der „Gegenwart".

Berlin, NW., Kronprinzenufer 4.

Abonnement der „Gegenwart" pro II. Quartal 1878.

Mit der vorliegenden Nummer 13 schliesst das I. Quartal der „Gegenwart". Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement mit dieser Nummer abläuft, ersuchen wir um *baldigste Erneuerung* desselben, damit keine Unterbrechung in der regelmässigen Zusendung entsteht. *Abonnements auf das II. Quartal 1878 werden von allen Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegengenommen.*

Berlin. N.W., 32. Louisenstrasse. Expedition und Verlag der „Gegenwart".

Digitized by Google

Inserate.

Bücher-Ankauf L. Glogau Sohn. Hamburg, Burstah.

Die Zukunft.
Socialistische Revue.
Wissenschaftliches Organ der Socialdemokratie.
Erscheint alle 14 Tage 2 Bogen stark.
Preis pro Quartal beim Bezug durch Buchhandel und Post 1 M. 50 Pf.; durch die Expedition unter Kreuzband 2 M.; unter Couvert 2 M. 60 Pf.
Die Expedition der „Zukunft",
Berlin S.O., Kaiser Franz-Grenadier-Platz 8a.

Soeben begann zu erscheinen und ist durch jede Buchhandlung zu beziehen:

Die Sahara
oder
Von Oase zu Oase.
Bilder aus dem Natur- und Volksleben in der großen afrikanischen Wüste.
Von Dr. Josef Chavanne.
Mit 7 Illustrationen in Farbendruck, 64 Holzschnitten und einer Karte der Sahara.
In 18 Lieferungen à 30 kr. ö. W. = 60 Pf.

Zwei Erdräume sind es jetzt vor Allem, welche den Schauplatz der unermüdlichsten Anstrengungen der hervorragendsten Forschungsreisen bilden — der hohe Norden und das räthselhafte Innere des schwarzen Ertheils — Afrikas.

Einem durch seinen Naturcharakter und seine Ausdehnung gleich bedeutungsvollen Theile des Letzteren, in seiner Art einzig auf dem ganzen Erdenrunde, widmet der Verfasser sein „Die Sahara oder Von Oase zu Oase" betiteltes Buch.

Ein längerer Aufenthalt und mehrmonatliche Reisen im nordwestlichen Theile der Wüste ermuthigen ihn den Versuch zu unternehmen, in populärer, leichtfaßlicher und spannender Form ein naturgetreues Bild der „Sahara" in ihrer Totalität zu entwerfen.

Den großen Heerstraßen der Wüste — den Caravanenrouten — im Geiste folgend, von Oase zu Oase wandernd, soll sich dem Leser das Gesammtbild der „Sahara" entrollen. Wo das Wort nicht hinreicht den Charakter der Landschaft, oder Typen aus dem Volke, Scenen aus dem Volksleben, ein Vegetationsbild u. s. w. naturgetreu wiederzugeben, soll die Illustration das richtige Verständniß, die lebendige Vorstellung vermitteln helfen, immer aber soll die bildliche Darstellung der Schilderung das entsprechende Relief verleihen.

Für den Fachmann und alle Jene, welchen eingehendere Daten über einzelne Partien erwünscht sein dürften, soll durch entsprechende Noten und Daten im Anhange Rechnung getragen werden.

Das Werk erscheint in 18 zehntägigen Lieferungen à 30 kr. ö. W. = 60 Pf.

A. Hartleben's Verlag in Wien.

Verlag von Georg Stilke in Berlin N.W., 32. Louisenstraße.

Johannistrieb.
Schauspiel in vier Acten
von
Paul Lindau.
Eleg. broch. 8. Preis 2 M. 50 Pf.

Bücher-Ankauf.
Grössere u. kl. Privatbibliotheken, sowie einzelne gute Werke kauft zu höchsten Preisen L. M. Glogau Sohn, Hamburg, Burstah.

Für Schriftsteller.
Eine seit mehreren Jahren bestehende thätige Verlagsbuchhandlung mit eigener Druckerei erbietet sich zur Herstellung von Werken aller Art, welche im Selbstverlag der Autoren erscheinen sollen und übernimmt auch unter billigen Bedingungen den buchhändlerischen Vertrieb derselben nach rationellen Principien. Gefl. Offerten befördert sub C. 2364 die Annoncen-Expedition von Rudolf Mosse in Cöln.

Richard Eckstein's Verlag, Leipzig:
Humoristischer Hausschatz.
Herausgeber **Ernst Eckstein.**
In Bänden à 3 M. Prachtvoll geb. 4 M.
Enthält humoristische Erzählungen von Auerbach, Börne, Heyse, Höfer, Jean Paul, Raabe, Rodenberg, Schücking, Spielhagen, Wieland etc.

Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur.
Von der IV. Serie (1878) wurde soeben ausgegeben Band 2:
Dingelstedt, Franz, Literarisches Bilderbuch.
Preis der Serie von 7 Bänden, elegant gebunden, 30 Mk., zahlbar in 2 Raten à 15 Mk.
Die 7 Bände erscheinen binnen Jahresfrist. Beitrittserklärungen nimmt jede Buchhandlung entgegen, sowie das
Bureau des Vereins für Deutsche Literatur,
A. Hofmann in Berlin, Kronenstrasse 17.

Verlag von Georg Stilke in Berlin N.W., 32. Louisenstrasse.

Gesammelte Aufsätze.
Beiträge zur Literaturgeschichte der Gegenwart
von
Paul Lindau.
1 Band 8. 29 Bogen. Broch. Ladenpreis 7 M. Eleg. gebunden mit Goldschnitt 8 M. 50 Pf.
Inhalt: I. **Deutsche Literatur:** Benedix. — Hoffmann von Fallersleben. — Gustav Freytag. — Auerbach. — Spielhagen. — Paul Heyse. — Fanny Lewald. — Spitzer. — Scherr. — Hamerling. II. **Frankreich:** Goethes Faust in Frankreich. — Victor Hugo. — Jules Janin. — Paul de Kock. III. **Verschiedenes:** Unsere Klassiker und unsere Universitäten. — Eine Kritik über Gustav Freytag. — Ein modernes Epos. — Patriotische Gedichte aus den Kriegsjahren. — Deutsche Poesie in den Vereinigten Staaten. — Ein deutscher Dichter. — Emerich Graf Stadion. — Emile Maria Vacano. — Tartüffe in der Presse.

Der **außerordentliche Aufschwung,** den der
Kladderadatsch
im letzten Quartal genommen hat, veranlaßt uns zu der Bitte, das **neue Abonnement** (2 M. 25 Pf. pro Quartal) **umgehend,** möglichst bis **3. April** bei den K. Postämtern, Buchhandlungen etc. zu bestellen, da bei späterem Abonnement die ersten Nummern möglicher Weise nicht mehr nachgeliefert werden können.
A. Hofmann & Co. in **Berlin** W., Kronenstraße 17.

Bei **Emil Gutzkow** in **Stuttgart** ist erschienen und kann durch alle Buchhandlungen bezogen werden:
Karl Gutzkow, **Dionysius Longinus** oder über den **ästhetischen Schwulst** in der neuern deutschen Literatur. **Zweite Auflage.** Preis 1 M. 60 Pf. (H. 61337)
Die erste Auflage wurde binnen acht Tagen durch buchhändlerische Vorausbestellungen vergriffen.

BAD HOMBURG
eine halbe Stunde von Frankfurt a. M.
Homburgs Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten mit gestörten Functionen des **Magens** und **Unterleibs,** auch bei chronischen Leiden der **Drüsen des Unterleibs,** namentlich der **Leber** und **Milz,** bei der **Gelbsucht, Gicht** etc.
Mineralbäder nach **Schwarz**'scher Methode, **Sool-** und **Kiefernadel-Bäder.**
Orthopädisches Institut und Kaltwasser-Heilanstalten.
Vorzügliche Molken, von einem Senner in Appenzell bereitet.
Alle fremden Mineralwässer.
Die Reinheit der frischen Bergluft empfiehlt Homburg ganz besonders zu stärkendem Aufenthalt für Nervenleidende.
Das elegante Kurhaus mit seinen reich ausgestatteten Lesezimmern und Conversationssälen, der schattige Park mit ausgedehnten Anlagen, die unmittelbare Nähe des Haardtwaldes und Taunusgebirges, die Mannigfaltigkeit der Unterhaltungen (Concerte, Theater, Illuminationen, Waldfeste etc.) erhöhen die Annehmlichkeit des Aufenthaltes.

Hierzu Beilagen von den Verlagshandlungen Georg Stilke in Berlin, Paul Neff und W. Spemann in Stuttgart.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N.W., Luisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 14. Berlin, den 6. April 1878. Band XIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Politischer Rückblick. Von A. Schneegans. — Master Vorwärts redivivus. Von H. B. Oppenheim. — Literatur und Kunst: Die rauhe Else. Von Hans Herrig. — Renans Miscellaneen. — Sein politisches Credo. Von Emil Schiff. — Künstlerische Prachtwerke. Besprochen von W. Lübke. — Eine Schmähschrift gegen Molière. Von Paul Lindau. — Aus der Hauptstadt: Königliches Schauspielhaus. Das erlösende Wort. Lustspiel in 1 Act von Berthold Auerbach. Besprochen von Julius Hagen. — Opern und Concerte. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Politischer Rückblick.

Von A. Schneegans.

„Better late, than never."

Mit diesem als Motto an die Spitze dieses Artikels eingeschriebenen Worte möchten wir beginnen, um bei dem geneigten Leser diesen, in einigen seiner Momenten ziemlich verspäteten, Rückblick auf die jüngsten Ereignisse einzuleiten. Es dreht sich das Rad der Geschichte mit einer solchen Geschwindigkeit, daß das Auge oftmals seinen Schwingungen kaum zu folgen vermag. Auf dem äußersten Orient haftete vor wenigen Monden einzig und allein der Blick Europas; dann wurde er plötzlich zu den Ufern der Seine herübergezogen, und es begrüßte die Welt mit Jubel die Ereignisse, welche, ohne Anrufung irgend welcher Gewaltthätigkeit, durch die Schwerkraft der parlamentarischen Macht das französische Volk erlösten aus den Banden des schwer auf seinem Nacken lastenden Clerikalismus. Kaum aber waren diese Schläge gefallen, so wurde Europas Aufmerksamkeit hinuntergezogen nach dem fernen Süden, und Italien beschäftigte allein während Wochen und Monaten die öffentliche Meinung: ein König und ein Papst folgten sich in's Grab; ein Minister folgte den Herrschern, zwar nicht in ein Pantheon oder in eine geweihte Peterscapelle, aber in eine viel düsterere Gruft, wo der noch Lebende lebt wie ein Todter! Und wiederum sauft in erneuerter Schwingung der „Webstuhl der Zeit", und nach Norden, nach Deutschland, wenden sich die Blicke: der deutsche Reichskanzler erscheint vor dem Parlament; das Stellvertretungsgesetz soll das Reich aus der Versumpfung retten; lang geplante Combinationen scheitern; im preußischen Abgeordnetenhaus weht's plötzlich wie ein Conflictssäuseln; das Steuer dreht sich nach rechts und nach rechts schwellen sich, mit neuem Winde, die Segel; — und Berlin bereitete sich schon vor, inmitten dieser inneren Krisis in seinen Mauern die Vertreter der Großmächte zu begrüßen, um unter dem Vorsitze des gewaltigen Kanzlers einen dauernden Frieden für Ost und West zu besiegeln. Wohin wird der kommende Tag unsere Blicke ziehen? Wer könnte es voraussehen? Verharren wir einstweilen auf dem jetzigen Tage und auf den jüngst vorhergegangenen, und, eingedenk der Worte Goethes: „Pflicht ist die Forderung des Tages", versuchen wir es, diese jüngsten Ereignisse in ihrer Form und Bedeutung zu fassen und zu beleuchten, — um morgen den späteren, die uns die Zukunft aufbewahrt, in ihrer neuen Wendung zu folgen.

* * *

„Alle Menschen sind sterblich! — Fast Alle, Majestät!" — Mit diesen für jene Zeit höchst bezeichnenden Worten begann im 17. Jahrhundert ein Kanzelredner, vor dem versammelten Hofe des Königs von Frankreich und vor Seiner Majestät Ludwig dem Vierzehnten, eine officielle Trauerrede auf einen gestorbenen Großen. So hätte wohl kein italienischer Prälat, und aus vielerlei gewichtigen Gründen, vor König Victor Emmanuel und den savoyischen Prinzen gesprochen; — keiner hat es aber auch unternommen, vor der Bahre des verstorbenen Papstes, Pius des Neunten, wie jener andere französische Kanzelredner vor einer königlichen Gruft, langsam sich aus inbrünstigem Gebete erhebend, in die tiefbedeutenden, eines Kirchenfürsten würdigen, und vor dem Grabe des Stellvertreters des Himmels am ersten angemessenen Worte auszubrechen: „Gott allein ist groß, meine Brüder!"

Beide hatten sie, die jüngst verstorbenen großen Todten, mit Macht gekämpft für ihre, einander feindlich gegenüberstehenden Principien und Interessen; beide, mit Muth und ihrem innersten Gewissensdrang gehorchend, eine große Rolle beharrlich und unverzagt übernommen und ausgeführt; beide den Völkern und der Geschichte die Achtung und Ehrerbietung abgerungen, die die Einen den Andern zwar zuweilen mitten im täglichen Gewühle abzusprechen versuchen mögen, die sich aber desto glänzender, nach vollendetem Lebenskampfe, wie die Krone der schönsten Unsterblichkeit und der höchsten Größe, um die Schläfe der durch ihr unermüdendes Streben und Wirken Geweihten legt. Und wahrlich! mit einer seltenen Weihe umgeben werden in der späteren Geschichte diese beiden Männer dastehen, die so lange Jahrzehnte hindurch sich in Italien befehdeten, in denen sich, im neunzehnten Jahrhundert, die beiden, ewig verfeindeten Principien des Staates und der Kirche verkörperten, deren Einer, aus Rom verdrängt, nach Rom als Sieger zurückgekehrt, in Rom bis zur Unfehlbarkeit emporstieg, und am Tage nach diesem höchsten Siege als freiwilliger, fabelhafter Gefangener in Rom, in seinem weltbeherrschenden Palaste, als ein veraltet grandioses Sinnbild eines dem Untergang verfallenen Non possumus, starb, — während der Andere, von schweren Schicksalsschlägen hart gezimmert wie ein harter Baum aus den savoyischen Bergen, aus seinem kleinen sardinischen Königreiche einen Hort des nationalen Einheitsprincips machte, unbeirrt und unbezwungen seinem und des Volkes Ideale nachstrebte, mit Gewandtheit und mit Gewalt, wie es die Ereignisse forderten, das Ziel verfolgte, in Rom, der langersehnten Hauptstadt, auf dem capitolinischen Hügel, dem weltbeherrschenden Vatican gegenüber, die neue italienische, geeinigte Macht gründete, und in den Sarg des ersten italienischen Königs, den stärksten aller Grundsteine dieses jungen Reiches legte!

Il re galantuomo, so hieß im Volksmunde, so heißt in der europäischen Presse, so wird auch in der Geschichte der

Digitized by Google

erste König von Italien heißen; ein König-Ehrenmann, ein Mann im vollsten Sinne, treu seinem Worte, der es verstand, die That dem Worte auf dem Fuße folgen zu lassen, der edel dachte und edel handelte, der mit seinem Volke erwachsen, mit ihm verwachsen war, der, auch als König, die Lieblingsneigungen, die ihn oft so tief und so nah mit diesem Volke in Berührung brachten, nicht verleugnete, der nie vergessen ließ und nie vergaß, daß er nicht aus einem anderen, höher stehenden Geschlechte stammte, sondern daß er, ob gekrönt oder nicht, der Erste der Italiener, ein Kind des Volkes durch und durch war. Italien ging ihm über Alles; von wo auch die Hülfe kommen mochte, er nahm sie an, als es galt Italien zu gründen; er kämpfte gegen die Feinde mit dem napoleonischen Frankreich, mit Garibaldi, mit Deutschland; die Niederlagen gestalteten sich um in Siege; die Siege der Verbündeten halfen ihm auf aus seinen eigenen Niederlagen. Von Italien könnte man, im Gegensatze zu Oestreich, sagen, daß wenn dieses letztere, wie ein bekannter Spruch sagt,

tu felix, Austria, nube!

durch glückliches Heirathen, das erstere durch ein glückliches Besiegtwerden groß wurde. Er verstand es aber auch, mit richtig staatsmännischem Blicke diejenigen auszuwählen und als Rathgeber zu sich zu gesellen, die im geeigneten Augenblicke die geeigneten Männer waren, um das Staatsschiff zu führen: was Cavour mit ihm unternommen, Ricasoli, Rattazzi und die Anderen vervollständigten es mit ihm! Crispi hätte unter seinem Sohne, dem Könige Umberto I., diese Tradition der nationalen, liberalen Politik fortführen können, wäre nicht die Nemesis, die unerbittliche, die oft in dem öffentlichen Manne die Fehler des Privatmannes rächt, über den früheren radicalen Parteiführer hereingestürzt und hätte nicht jählings den Minister und Präsidenten der Kammer zu Falle gebracht. Und doch! was der Minister des italienischen Königs verschuldete, war es ärger als jener Proceß, der sich über dem Sarge des päpstlichen Ministers, des Cardinals Antonelli, entsponnen? Dieser war todt, als der Scandal sich erhob, — jener lebte und den Lebenden riß der Scandal zu den politisch Todten, während über des todten Cardinals Rufe der Scandal abglitt, kaum beachtet, ohne anhaltiges Echo, verschollen wie ein Laut in einem luftleeren Raume. Seltsame Gerechtigkeit des öffentlichen Leumunds, die einem Priester die Sünde leichter vergibt, als sie eines Staatmannes Jugendfehler vergißt! Oder verstünde es die römische Partei besser als eine andere, die Fehler ihrer Freunde und Führer zu vertuschen, das Dröhnen der öffentlichen Meinung zu dämpfen, den Laut im luftleeren Raume zu ersticken, — und anderseits die Fehler der Gegner und Feinde posaunenartig zum ungeheuren Scandal aufzuschwellen und unter der ganzen Wucht eines furchtbaren Empörungsprocesses den Unglücklichen zu Boden zu schmettern? Wie dem nun auch sein mag, mit der Ministerkrisis, welche diesen Crispi'schen Scandal zur Folge hatte, tritt König Umberto I. die Erbschaft des Thrones an; und aber, wie sich auch diese Krisis entwickeln wird, in die Fußtapfen Victor Emanuels tritt der zweite italienische König, und die Politik des Vaters wird diejenige des Sohnes sein.

Wie ganz anders verhält es sich mit dem päpstlichen Throne! Eine Ministerkrisis liegt bei dem Vatican nicht mehr im Bereiche der Möglichkeiten. Mit dem neuen Pabste fängt eine neue Aera an. Früher fielen die Diener des Verstorbenen über die Habseligkeiten des verschwundenen Stellvertreters Christi her, plünderten, zerbrachen und liefen weg, um der neuen Dienerschaft Platz zu machen. Leo XIII. hat mit diesen barbarischen Gewohnheiten gebrochen; aber was bei den Dienern nicht mehr geschieht, warum geschähe es nicht bei dem Herrn? Und schon bemerkt man die Anzeigen des Hereinbrechens einer anderen Politik; schon erfährt man, daß der Nachfolger Pius des Neunten bei den verschiedenen Fürsten, mit denen sein unfehlbarer Vorgänger im Streite gelebt, Schritte gethan hat, die den Weg zur Versöhnung wohl zu bahnen geeignet sein möchten. Pius der Neunte war ein Kämpfer vor dem Herrn; ein Politiker war er nicht. In die Toga des Non possumus gehüllt, starr und den Nothwendigkeiten der veränderten Sachlage verschlossen, lebte und starb er in dem Glauben, oder dem Wahne, an die unbesiegbare Macht des nur vorübergehend unterworfenen Princips. Was er durch diese Attitüde an praktischen Erfolgen einbüßte, gewann er an tragischer, fast möchten wir aber sagen an romantischer Größe. Ob die Kirche dabei einen dauerhaften Vortheil erringen, und bei ewiger Fortführung dieser Kampfesweise sich aufrecht erhalten gekonnt hätte, das zweifelten Manche, bei Lebzeiten des verblichenen Papstes, an, und Manche zwar die eng mit der Kirche verwachsen und dem heiligen Collegium nicht ferne standen. Ein Märtyrerthum, das in Palästen wohnt und Millionen bezieht und verbraucht, kann auf die Länge nicht Anspruch darauf erheben, die moralischen, mit einem wirklichen Märtyrerthum verbundenen Erfolge einzuheimsen. Die Legende des Käfigs und des feuchten Strohes verbleicht; in das gläubige Volk dringt langsam und unaufhaltsam das Gefühl der Unsicherheit und durch die der Lüge innewohnende Zerstörungskraft werden die Säulen und Grundpfeiler der Kirche zum Wanken gebracht. Fast möchte es scheinen, als ob dieser Gedanke mit dem neuen Papste in den Vatican eingezogen sei, als ob dem Widerstande durch den legendenartigen Kampf die schlaue, mit den Thatsachen rechnende, durch Klugheit und List vorschreitende italienische Politik auf dem Fuße zu folgen sich vorbereitete. Der offene Streit soll erlöschen — um heimlich und auf anderen, sichereren Wegen fortgeführt zu werden: denn ob Leo XIII. oder Pius IX. auf den Throne Petri sitzt, das Ziel bleibt dasselbe, und mit welchen Mitteln auch regiert werde, um die Herrschaft der Kirche über den Staat wiederherzustellen wird von dem Vatican aus regiert. Tritt diese Wendung in der äußeren Form der päpstlichen Politik ein, so mögen wohl die jüngsten Ereignisse in Frankreich viel dazu beigetragen haben: es fehlt dem Papste an dem weltlichen Schwerte, auf das Pius IX. zählte; Frankreich hat sich losgerissen aus der tödtlichen Umarmung, in welcher die Curie dies edle Volk zu ersticken drohte; in Versailles entspinnt sich ein „Culturkampf", in anderer Form zwar als in Berlin, aber nicht minder energisch, und vielleicht für die Weltherrschaft der Kirche bedrohlicher als dieser; denn Frankreich ist ein katholisches Land, und mit den Waffen, die die Kirche gegen die Ketzer gebraucht, kann sie den französischen Machthabern wahrlich nicht entgegentreten! Maßvoller auch, oder politisch behutsamer, und auf fein französische Art, wie es die staatsmännische Tradition Frankreichs mit sich bringt, wird in Paris und Versailles dieser Kampf aufgenommen. Jedenfalls aber, tritt eine Wendung der päpstlichen Politik ein, so werden sich deren Folgen zuerst und ganz besonders in Deutschland fühlbar machen. Wer könnte selbst behaupten, daß nicht jetzt schon diese neue römische Politik ihre Schlagschatten auf die Ministerkrisis im Reiche und in Preußen wirft? daß nicht Combinationen in's Auge gefaßt werden, durch welche, bei Zersprengung des Centrums, eine conservative Mehrheit im Parlament der Regierung die lange vergebens bei den liberalen Parteien gesuchte Stütze zu bieten im Stande wäre? Durch lange Monate hindurch hat sich die Regierungskrisis gezogen; die Verhandlungen, die zwischen dem Reichskanzler und den Häuptern der nationalliberalen Partei in Varzin und Berlin gepflogen, sind in Rauch aufgegangen; durch wessen Schuld? das mag dahingestellt sein; — zu wessen Nachtheil oder Vortheil? das wird die Zukunft lehren; — ob die Nationalliberalen einen Fehler begingen, indem sie, wie behauptet wird, zu tiefeinschneidende Garantien forderten, oder ob sie, in dem eigensten Interesse des liberalen Princips, diese Garantien nicht fordern mußten und man ihnen doch nicht zumuthen konnte, sich mit gebundenen Händen und geschlossenen Augen auf die Ministerbank führen zu lassen? — darüber mögen heute noch die Ansichten auseinander gehen. Was jedenfalls fest steht, das ist die unbezweifelte Thatsache, daß, in Folge des Scheiterns dieser Verhandlungen, die Regierung eine Wendung nach der con-

Digitized by Google

servativen Partei gemacht, mit conservativen Staatsmännern einen Gedankenaustausch gepflogen, der conservativen Politik eine Pforte eröffnet hat, durch welche im Reiche, wie in Preußen, eine neue Constellation gefördert werden könnte. Soll es aber nicht bedeutsam erscheinen, daß diese Wendung nach rechts, die der Annahme des Stellvertretungsgesetzes auf dem Fuße folgt, zusammentrifft mit jener anderen Wendung, die wir in Rom beobachten und durch die der Culturkampf sistirt und die Versöhnung der beiden streitenden Theile angebahnt werden soll, oder kann? Es komme nun diese Versöhnung zu Stande, oder es entfalte sich eine Sachlage, die das Centrum, als politische Partei, aufhebe, so mag heute schon klaren Auges erfaßt werden, welche Folgen dies Ereigniß auf die inneren Zustände Deutschlands folgerichtig nach sich ziehen muß: das ultramontane Centrum zersplittert sich, löst sich auf, und es treten weitaus die meisten der Centrumsmitglieder in die conservative Rechte über, welche dadurch zur Majorität anschwellt, und gewiß bereit sein wird der Regierung zu Dienste zu stehen, um ihr zu helfen, den leichten liberalen Ballast über Bord zu werfen und in ein reactionäres Fahrwasser einzulenken. Eigenthümlich mag es sich zwar ausnehmen, wenn die Herren Windthorst und von Schorlemer-Alst nicht mehr gegen die Minister zu Felde ziehen; aber so ganz neu wäre dies ja auch nicht. Es möge nun diese Constellation noch in mehr oder minder weiter Ferne stehen, so liegen doch jetzt schon die Dinge so, daß dieser Umschwung der Reichspolitik als etwas Mögliches, ja Wahrscheinliches besprochen werden kann. Jedenfalls steht Deutschland vor einer Krisis, welche das Stellvertretungsgesetz in sich birgt: der Reichskanzler wird seine verschiedenen Stellvertreter in nächster Zeit zu ernennen haben, und, in der Form in welcher das Gesetz vorgebracht und angenommen ist, wird Alles davon abhängen, welche Persönlichkeiten zu den verschiedenen Reichsämtern herangezogen werden sollen. Es wird wohl Niemanden geben, weder in Deutschland noch anderswo, der leugnen möchte, daß gerade in dieser Formulirung des Gesetzes die ganze Verschrobenheit und Verwirrung der parlamentarischen Lage Deutschlands sich abspiegelt. Ein Fortschritt kann darin liegen, denken die Einen; ein Rückschritt aber auch, sagen die Anderen, oder auch nur eine Codificirung der heutigen Versumpfung, — und ob dies letztere nicht das Schlimmste von Allem wäre?

Mit diesem Fragezeichen wollen wir diese Rundschau schließen; liegt doch in einem Fragezeichen die richtigste aller Charakterisirungen der jetzigen Lage, und zwar nicht für Deutschland allein, sondern was ganz Europa anbetrifft, und muß auch ganz besonders der für nächsten Monat, vor wenigen Tagen noch so bestimmt in's Auge gefaßte, je mehr und mehr aber in Rauch aufgehende Berliner Congreß als großes europäisches Fragezeichen vor unseren Blicken auftauchen: was birgt wohl dieses andere Fragezeichen in sich, Frieden oder Krieg, oder auch wieder Versumpfung, wie der Reichskanzler in drastischer Weise, mit einem geflügelten Worte, die orientalische Lage bezeichnete? Und dieweil wir dieses geflügelte Wort des Kanzlers erwähnen, so mag es wohl, Angesichts der inneren Lage Deutschlands, der Wendung der römischen Politik und der drohenden Umgestaltung der Partei- und Regierungsverhältnisse im Reiche, angemessen erscheinen, ein anderes geflügeltes Wort des Fürsten Bismarck wieder in Erinnerung zu bringen, hinter welches wir kein Fragezeichen stellen möchten:

Nach Canossa gehen wir nicht!

Master Vorwärts redivivus.

Den älteren Lesern der „Fliegenden Blätter" ist Master Vorwärts wohl noch in Erinnerung; wer die Prototypen dieser Figur auf Erden wandeln sah, kann dieselbe niemals vergessen. Die Sorte ist noch nicht auf dem Aussterbeetat, aber doch weniger zahlreich vertreten, als unter den ersten verführerischen Einwirkungen der neugewonnenen national-ökonomischen Anschauungen, wonach Alles auf eine Ziffer reducirt, die heiligsten Empfindungen als ein bloßes Agens der Volkswirthschaft betrachtet und das Individuum nach irgend einer verwickelten Rentenberechnung capitalisirt wurde. Es war ein Fanatismus des „gesunden Menschenverstandes", gleichsam ein Rausch der Nüchternheit. Der Vorsehung gegenüber benahm sich Master Vorwärts wie eine Art Aufsichtsrath, und empfahl ihr die doppelte Buchführung zur Vermeidung von Irrthümern. Er reformirte die Welt auf dem friedlichsten Wege und erfand daneben die praktischsten Propfenzieher, Kamaschen ꝛc. Seine Erscheinung war etwas eckig, aber zweckmäßig, sie bestand aus den kürzesten Linien ohne alle unnütze Verschönerung. Die englische Titulatur weist auf den kosmopolitischen Charakter und die Vorliebe für auswärtige Muster hin. Ja ich kenne Nachkommen desselben, welche ihre in der Mark oder Sachsen angeeignete Muttersprache durch einen englischen oder amerikanischen Accent schmackhafter zu machen sich befleißigen.

Neuerdings tritt uns Master Vorwärts mit zwei Reformvorschlägen entgegen, in welcher die eigentliche Stärke seines Systems, nämlich die Bekämpfung natürlicher Triebe und Zustände durch eine rein äußerliche Mechanik, recht deutlich zur Erscheinung gelangt. Der eine dieser Originalvorschläge kommt aus Belgien, der andere aus England; der eine heißt Schulsparkasse, — und von ihm wollen wir zuerst reden.

Der erste Versuch, die Kinder in der Schule, welche noch nichts zu sparen haben, an Sparsamkeit zu gewöhnen, wird auf Herrn Laurent in Gent zurückgeführt, einen auf wissenschaftlichen Gebieten bewährten, als freisinnig und reformlustig bekannten Universitätsprofessor. Vor etwa zwölf Jahren trat er mit seinem ersten Entwurf hervor; er berechnete, daß ein Kind von sieben Jahren, das wöchentlich 10 Centimes erspare, sich im Alter der Mündigkeit an der Spitze von 100 Frans sehe. Auch außerhalb Belgiens, in Frankreich, Italien, Schweiz, Dänemark und selbst in England ging man auf seinen Gedanken ein; in Frankreich sollen zwei- bis dreitausend Schulen mit solchen Sparkassen versehen sein. Die von Bordeaux soll in $1\frac{1}{2}$ Jahren für vier- bis fünftausend Kinder an 50,000 Francs zurückgelegt haben; in Gent aber sollen gar auf diesem Wege binnen $5\frac{1}{2}$ Jahren ungefähr 430,000 Francs gesammelt worden sein. In Deutschland ist der erste Versuch in dem Fabrikorte Stein bei Nürnberg, auf Anregung des dortigen Fabrikherrn, gemacht worden; der Hauptlehrer einer Berliner Gemeindeschule und der Director einer hiesigen städtischen Waisenanstalt folgten diesem Beispiele, wie behauptet wird, mit beträchtlichen Erfolgen.

Wir wollen den Umfang und den materiellen Werth der angegebenen Erfolge keiner kritischen Analyse unterziehen, da es uns auf das Mehr oder Weniger hierbei nicht ankommt. Wir bestreiten ja nicht die Möglichkeit der Sache, sondern ihre Nützlichkeit, ihre Statthaftigkeit.

Von Haus aus sind wir eifrige Anhänger des Sparkassenwesens; den leidenschaftlichen Vertretern der Hülfs- und Invalidenkassen gegenüber haben wir stets betont, daß der Arbeiter durch die Betheiligung an diesen Kassen einen Theil seiner freien Disposition verliert, als Inhaber eines Sparkassenbüchleins dagegen sein Erübrigtes nicht blos erhält und vermehrt, sondern auch die freie Verfügung darüber bewahrt und dadurch eher zu ökonomischer Selbstständigkeit gelangen kann. Darum wünschen wir auch eine Weiterbildung der Sparkassen, namentlich bessere Verzinsung; ihre Verwaltung muß ganz im Interesse der Einleger und nur zu deren Gunsten geführt werden. Wenn es nun ein Mittel gäbe, die kleinsten Bruchtheile, welche der Spartrieb beachten mag, vorläufig gleichsam in Cisternen zu sammeln, um später den Inhalt vieler solcher Cisternen dem Hauptreservoir zuzuführen, so würde das vielen ökonomisch unmündigen Personen wahrscheinlich von Nutzen sein; ob man aber, bei geschäftsmäßiger Berechnung, diese Bruchtheilchen schon verzinsen könnte, ist eine Finanzfrage, die schwerlich bejaht werden dürfte, — es sei denn, daß man aus anderer Leute Leder die Riemen schneiden wolle. Aber eine Sparkasse ist zwar eine

Digitized by Google

wohlthätige Anstalt, doch soll sie keine Wohlthätigkeitsanstalt sein. Die 10 Centimes, welche das Schulkind des Herrn Laurent vom siebenten Jahre an wöchentlich ersparen soll, um zu 21 Jahren über 100 Fr. zu verfügen, sind doch erst verzinslich, wenn sie mit vielen andern ebenso kindlichen Sousstücken in Form eines kleinen Kapitals an die Sparkasse abgeführt werden. Doch das ist Nebensache! Diese zu 100 Fr. erwachsenen Centimes, welche voraussetzen, daß in dem 14jährigen Lebenslauf eines den niedrigeren Ständen angehörigen Individuums — denn nur für ein solches hätten sie Bedeutung — keinerlei Störung eintrete, erinnern doch lebhaft an den berühmten Pfennig, der, in Christi Geburtsjahr auf Zins von Zins gelegt, heutzutage eine ganz unaussprechliche Milliardensumme betragen würde. Die Rechnung ist unfehlbar richtig, allein in der Völkerwanderung wird sich wohl schon der erste Pfennig mit seiner Nachkommenschaft verloren haben. Das Einzelleben der Klassen, um welche es sich hier handelt, ist von häufigen Krisen nicht verschont, und selbst in den Musteranstalten dieser Philanthropen würde kaum ein Individuum unter Hunderten bis zu der Ansammlung jener idealen 100 Fr. gelangen. Wenn man ein solches Resultat an der ungeheuren Summe von Anstrengung, Bevormundung, Reglementirung, moralischem Zwang, Entziehung von Freiheit und Freuden mißt, welche zur Aufrechthaltung einer so unnatürlichen Einrichtung aufgeboten werden müssen, so frägt man vergeblich nach den entsprechenden Vortheilen derselben.

Vom Standpunkte einer gesunden Erziehung aus halte ich das Ding geradezu für verwerflich. Zunächst, weil es auf einer großen Lüge beruht. Die meisten Kinder besitzen und erwerben nichts. Die in Fabriken arbeitenden Kinder erwerben so wenig, daß davon nichts abzugeben ist; fast ausnahmslos sind ihre Eltern auf den kleinen Zuschuß der Kinderarbeit angewiesen. Was Kinder zur Sparkasse tragen, kommt also vom sogenannten Taschengeld oder sonstigen Geschenken. Auf die dadurch zu gewinnenden Freuden und Genüsse wird ein Kind nur unter einer sehr starken moralischen Pression, sei es des Lehrers, sei es der Verwandten oder des Schenkenden selbst, verzichten. Es wird auf eine andere Weise das unfreiwillig gebrachte Opfer einzubringen suchen; es wird zum Heuchler, vielleicht zum Dieb. Oder glaubt man wirklich, daß ein Kind freiwillig auf die ihm zugänglichen Genüsse Verzicht leisten würde, um zu dem fraglichen Gebäude seiner in ein bis anderthalb Jahrzehnten zu errichtenden ökonomischen Selbstständigkeit ein Sandkörnlein beizutragen, das noch hundertmal der Wind verwehen kann, verwehen wird? Diese Vorstellung ist geradezu absurd. Es gibt Kinder, welche die Rosinen auf dem Kuchen zuerst essen, und andere, welche sie vorsorglich bis zuletzt verschonen, aber an die Idealkinder des Herrn Laurent glaube ich nicht. Wenn man so häufig erlebt, daß Menschen, welche an die ewige Vergeltung im Jenseits glauben, trotz der Furcht vor Hölle und Fegefeuer von ihrer Leidenschaft zu Verbrechen hingerissen werden, daß Menschen sich täglich mit Bewußtsein den Magen verderben, weil sie ihrer Begierde nicht zu widerstehen vermögen, — soll man da von Kindern diese überirdische Entsagung verlangen und erwarten? Ich muß gestehen, daß solch' ein Kind mir im höchsten Grade widerwärtig wäre, daß sogar ein Junge, der auf Pump oder sonst auf erziehungswidrigem Wege eine Landpartie mitmacht, unendlich viel höher steht, als so ein bleichwangiger Duckmäuser, der seine Pfennige znr Sparkasse trägt. Was für eine verhunzte Generation müßte das werden! Die Kinder sollen „das Sparen lernen", — sagt Laurent. Auf diese Weise wird aber das Sparen nicht gelernt; sonst arteten nicht so oft die Kinder der Geizhälse zu Verschwendern aus! Man thue also der Natur keinen Zwang an, man lasse der Kindheit ihre schöne Sorglosigkeit, ihre poetische Heiterkeit, ihre zwecklose Freudigkeit, ihre bunte Märchenwelt und ihre unpraktischen Zukunftsträume! Was das Kind an diesen Schätzen sammelt, um sein Naturel — Temperament und Charakter — damit auszustatten, es den Trübsalen des Lebens gegenüber zu stählen und widerstandsfähig zu machen, das ist sein bester Kindheitserwerb. Das Kind soll nicht sparen, sondern lernen; fängt es zu sparen an, so hört es zu lernen auf, denn dann fragt es bei jedem Unterrichtsgegenstand nach dessen praktischem Nutzen.

So viel vorläufig über die Schulsparkassen. Ich habe aber dem geehrten Leser noch eine andere Exemplification aus den Leistungen des auferstandenen Master Vorwärts versprochen. Dies ist die neue Ausgabenversicherungs-Gesellschaft, eine angebliche Nachahmung einer vor drei Jahren in London gegründeten „General Expenditure Assurance Company". Die Gesellschaft verspricht nicht weniger und nicht mehr, als die Rückerstattung aller Ausgaben nach — einer gewissen Zeit. Ihre Action beruht auf dem unbestreitbaren Satze, daß jedes Capital sich durch Verzinsung in bestimmten Fristen verdoppelt und dann weiter vervielfacht. „Ja wohl," werden vorschnelle Leser einwenden, „jedes Capital, nur das ausgegebene nicht." Einen Augenblick Geduld, meine Herren! Nicht blos der Käufer, auch der Verkäufer soll beglückt werden. Bekanntlich gehört das lange Creditiren zu den Krebsschäden der deutschen Industrie. Kaufleute und Handwerker jammern darüber; theils aber sündigen sie, zumeist nothgedrungen, selber, theils fehlt ihnen der Muth und die Einsicht, sich mit ihren Concurrenten und Leidensgefährten über die zu ergreifenden Maßregeln zu verständigen. Eines der wenigen, allgemein in Anwendung gebrachten Mittel ist die Einräumung von Rabatt für Baarzahlungen. Auf dieses Beneficium nun legt die Gesellschaft ihre weise Hand; sie organisirt eine Anzahl von Kaufleuten aller Waarengattungen, welche für die der Gesellschaft, statt des nicht abgezogenen Rabatts, zu zahlenden 5 × x Coupons im Nennwerth von 100 × x erhalten. Diese Coupons werden dem Käufer für den vollen Betrag seines Einkaufs ausgehändigt, also die Nominalsumme von 100 statt des baaren Betrages von 5. Bei einer gewissen Höhe des Betrages gibt die Gesellschaft eine Actie, deren Einlösung natürlich erst eintritt, wenn die wirklich erlegte Summe, vermehrt durch Zins und Zinseszins, die Höhe des Nominalbetrages erreicht hat, — selbstverständlich nach Abzug von 10 Procent Verwaltungskosten. Die Reihe, in welcher die Actien zur Einlösung gelangen, wird durch Ausloosung bestimmt.

Dies ist in Kürze der Kern eines sehr verwickelten Systems, das zu meinem Bedauern in Deutschland von einigen hochachtbaren Persönlichkeiten etwas voreilig befürwortet wurde. Anfangs hielt ich die Geschichte nur für lächerlich, für ein Pendant zu der Erfindung jenes Jahrmarktskünstlers, der mit Zange und Pulver und sonstigen Werkzeugen eine sichere Methode und probate Vorrichtung zur Vertilgung von Flöhen anpries und feilbot. „Ja," sagte ein Bauer aus der Zuhörerschaft, „wenn ich erst den Floh habe, so knicke ich ihn ganz einfach mit den Fingern todt." — „Das Mittel ist auch gut," erwiderte unverfroren der Charlatan. So könnte der einfache Mann, auf den speculirt wird, dem Ausgabenversicherungs-Erfinder einwenden: „Wenn ich 5 Procent Rabatt sparen kann, so behalte ich sie gleich und lege ich sie in meinem Geschäft oder sonstwie an." — Ich weiß nicht, ob der Master Vorwärts des Ausgabenversicherungs-Schwindels so ehrlich und bescheiden antworten würde, wie jener Flohtödter; ich aber würde dem einfachen Mann erwidern: „Folgen Sie Ihrem natürlichen Gefühle, Sie thuen sehr wohl daran. Sicherlich sparen Sie zunächst die 10 Procent Verwaltungskosten und Sie behalten Ihr Geld in der Hand, statt es einer anonymen Gesellschaft anzuvertrauen, deren Director oder Kassierer alle Tage damit eine überseeische Reise antreten kann. Wenn die Chancen der Verloosung und des Actienspiels Sie verlocken sollten, so widerstehen Sie dieser Versuchung und kaufen Sie sich lieber, zur Befriedigung des Spieltriebes, auf den Master Vorwärts bei Ihnen rechnet, ein Viertel Loos irgend einer am Orte nicht verbotenen deutschen Klassenlotterie. Da wissen Sie wenigstens, was Sie verlieren können!" —

So weit für heute über dieses Project; doch nicht ohne uns schließlich zu verwahren, als ob wir durch den Hinweis auf das Schwindelhafte und Nebulöse desselben den guten Glauben irgend Jemandes verdächtigen wollten. Wir halten vielmehr Master Vorwärts für einen trockenen Phantasten, aber für

Digitized by Google

einen perfecten Gentleman. Wir begegnen ihm ja auch noch anderwärts, z. B. beim Versicherungswesen, dessen Gebiet er über alle Regeln der Geschäftsmäßigkeit hinaus zur Ausrottung des Zufalls und zur Ausgleichung aller gesellschaftlichen Schäden durch eine Alle umfassende, das Einzelleben verkümmernde Solidarität ausdehnen will. Wo er in die Geschäftswelt eingreift, bevorzugt er die Form der Actiengesellschaft, aber er spinnt selten Seide dabei.

Die Gefährlichkeit solcher Projectenmacherei ist zum Glück in Abnahme, je mehr sich der Horizont der politischen und der wirthschaftlichen Ziele erweitert. Allein wir sind noch nicht in der Lage, Toleranz gegen derartige Verirrungen zu üben. Denn unsere Zeit macht an den thätigen Gemeinsinn so ungeheure Ansprüche, daß es noch lange nicht gelingen wird, auf den großen Gebieten der Selbstverwaltung die nöthigen Kräfte zu sammeln und dafür die tauglichsten Capacitäten zu gewinnen. Dagegen findet sich hier und da im Vereinsleben eine Schaar von Marottenjägern, die gern täglich etwas Neues unternähmen. Durch das Ueberwuchern unverständiger und unfruchtbarer Vereinsthätigkeiten wird der unbesoldete Ehrendienst der wohlhabenden Klassen von seinen eigentlichen Aufgaben entfernt, das gemeinnützige Streben wird absorbirt oder in falsche Bahnen abgelenkt.

H. B. Oppenheim.

Literatur und Kunst.

Die rauhe Else.

'S ist noch nicht Lenz geworden, doch ist er nicht mehr weit,
Stark hat er sich gerüstet bereits zum tapfern Streit,
Schon hebt er seine Lanze, die funkelt wie Sonnenlicht,
Da muß der Winter erliegen, ob er auch stürmend um sich ficht.

Das Eis ist all' zerschmolzen, Schneeglöckchen blühen schon,
Erklingt auch aus den Bäumen nicht Nachtigallenton:
Auf den kahlen Zweigen der Sperling sitzt und schwätzt,
Daß beff're Zeiten kommen, daß es will Frühling werden jetzt.

Es spürt in seinen Gliedern Jeder des Lenzes Nahn,
Wirft ab den dicken Mantel, den er sich umgethan,
Männlein und Fräulein suchen ein leichter Kleid hervor,
Die Mutter tritt mit dem jungen Kinde vor des Hauses Thor.

Wolfdietrich kann's nicht spüren, er irrt umher im Wald,
Ihn kümmert nicht, ob das Wetter warm ist oder kalt,
Verwirrt sind seine Sinne, er weiß nicht aus und ein,
Ihm hüllten sich alle Dinge der Welt in tiefes Dunkel ein.

Schon streift' er in der Wildniß manchen Mond umher,
Seitdem die rauhe Else ihm Waffen einst und Wehr
Genommen hat im Schlafe und ihn in Fesseln wand;
Er riß der Hände Fesseln, nicht die, die seinem Geist sie band!

Von Königsart der Degen, der hoch zu Rosse saß,
Der sucht mit wilden Thieren sich jetzt am Boden Fraß;
Sie gönnen ihm seine Beute, Mitleid hat sie gezähmt —
Ach! daß das neidische Schicksal sich nimmer seiner Tücke schämt. —

So wandert er im Walde, so lagert er am See,
Beschaut darin sein Antlitz und fühlet doch kein Weh,
Daß struppig ihm die Haare hangen wirr um's Haupt,
Daß Wehr ihm und Waffen die rauhe Else hat geraubt.

Es wehen laue Lüfte, ist es des Lenzes Nahn,
Ist es, daß oben im Himmel eine Pforte aufgethan
Und in die Luft der Erde ein Hauch von Oben schwebt,
Der Alles mit neuem Hoffen und neuen Kräften belebt? —

Der See schlägt plötzlich Wellen, ein leichter Nebel raucht,
Und aus den Wassern grinsend ein zottig Scheusal taucht,
Schwämme der Bär im Wasser und hätt' in der Fluth sein Haus,
Der sähe so grimmig und trotzig, nur wahrlich doch weit hübscher aus.

Es steigt empor zum Ufer das zottige Ungethüm,
Wirft sich auf Wolfdietrich mit schnellem Ungestüm,
Scheint Mitleid nicht zu fühlen, wie die andern Thiere des Wald's:
Mit seinen häßlichen Tatzen den elenden Helden umkrallt's.

Es ist kein Lenzesathem, der Dietrich aufgeschreckt, —
Was hat denn nun auf einmal die alte Kraft geweckt?
Er reckt sich auf vom Boden, er stellt so fest den Fuß,
Steht da, als wie von Erze: das ist dem Ungeheuer zum Verdruß.

Des Helden Augen funkeln, lang' waren sie nicht so licht,
Feurig schnaubt sein Athem, wie ringen sie so dicht;
Und endlich zwingt er nieder das wunderliche Gethier —
Welch wundersames Rauschen erhebt ringsum sich im Revier?

Ist nun der Lenz gekommen? mit seiner Lanze Blitz,
Traf mitten in's Herz des Winters der wonnigliche Schütz?
Daß der daran gestorben, daß er in Nichts entschwand
Und plötzlich freudige Blumen lachen über allem Land?

Daß um die kahlen Zweige der grüne Kranz sich schlingt,
Und in der grünen Behausung Fink' und Drossel singt,
Daß Rab' und Krähe der bunten Welt entflieht
Und die Nachtigall schmetternd anstimmt ihr altes, süßes Lied?

Daß Alles auf einmal anders, als wie es vorher war? —
Wo schwarze Zotteln waren, nun langes goldnes Haar?
Und wo ein wildes Scheusal, ein lieblich Angesicht,
Augen, welche leuchten, wie ein schöner Ostertag so licht!

Wänglein, welche schimmern, wie des ersten Morgens Pracht,
Und ein Mund, wie der Frühling aus offnen Blumen lacht,
Und zwei weiße Arme, ein Hals von Elfenbein,
Und ein Busen leise wogend, wie athmender Marmelstein.

Und süßer Glieder Fülle, ein wonnereicher Leib,
In seiner nackten Schönheit ein seliges nacktes Weib —
O aufgesprung'ne Knospe! o Blume, die enthüllt!
O wunderreicher Frühling! o du wonnigliches Frauenbild!

Und wie die schönen Augen zu Dietrich aufwärts sehn,
Scheint ein unsäglich Bangen durch seine Brust zu gehn,
Und wie die zarte Wange in lodernder Scham entbrannt,
Reißt er mit schnellem Griffe von der Schulter sein Obergewand,

Wirft es auf ihre Reize, sie hüllt darein sich fest —:
Wie sie sich nun so willig von ihm erheben läßt,
Wie sie sich nun so willig seiner Umarmung fügt,
Und wie sie selig lächelnd gar still an seinem Herzen liegt!

„Verzeih mir, werther Helde, daß ich dir schuf solch Leid,
Daß du geirrt im Walde gar lange, schwere Zeit!
Streich deine wirren Haare dir aus der Stirn zurück,
Ich gebe dir deine Waffen wieder und dein altes Waffenglück."

Ach! denk', daß Lieb' nun einmal so grimmig und trotzig fühlt,
Daß sie den Mann entwaffnet und seine Wehr ihm stiehlt,
Daß Minne ein Ungeheuer, wenn sie zuerst uns naht,
Das alle Sinne verwirret: da weiß der Klügste keinen Rath!

Der Zauber ist gehoben, gebrochen ist der Bann,
In die Welt schau kühnes Auges, heißgeliebter Mann,
Vergiß die rauhe Else, die überstand'ne Pein,
Die schöne Siegeminne ist nun für alle Zeiten dein!

Hans Herrig.

Digitized by Google

Renans Miscellaneen. — Sein politisches Credo.

Vor einiger Zeit erhob in einem größeren deutschen Blatte ein hervorragender Pädagoge und philosophischer Schriftsteller, A. Horwitz, ernste Klagen über die Verflachung der Bildung in Deutschland, die sich kurz in das Wort zusammenfassen lassen: „Es werden keine Bücher mehr gelesen!" In dieser schroffen Form ist das Wort eine Uebertreibung, aber daß ein schweres Stück Wahrheit darin steckt, muß Jeder bestätigen, der Gelegenheit hat, die geistige Bewegung im großen Publicum, das an den Wissenschaften und der Literatur nicht unmittelbar betheiligt ist, in persönlichem Verkehr zu beobachten. Man fragt sich entsetzt: Wo sind die geistigen Interessen geblieben, die aus der wegen ihrer angeblichen Kleinlichkeit und Enge mit Unrecht bespöttelten deutschen Gesellschaft der dreißiger, vierziger Jahre einen stets thätigen Lebensquell gedanklichen Schaffens machten? Heutzutage erfaßt uns nach einem gesellig verlebten Winter ein unsägliches Gefühl der Leere; immer dieselben Gespräche, das neueste Gemälde, das letzte Theaterstück, der jüngste Roman! Die wissenschaftliche, gelehrte Production, die philosophische Bewegung der Zeit geht spurlos vorüber an dieser unstrebsamen Armseligkeit. Höchstens, daß sich gelegentlich die populäre Schätzung zur Erhebung irgend einer Eintagsgröße versteigt, über welche die Wissenschaft längst zur Tagesordnung übergegangen ist, gleichwie die Schönen auf dem Lande das als neueste Mode tragen, was in der Stadt schon vor zwei Jahren überwundener Standpunkt war. Was sind wohl die Ursachen dieses traurigen Zustandes? Man kann das nur andeutungs- und vermuthungsweise beantworten. Es ist nicht allein die Zersplitterung und Veräußerlichung des Denkens durch das Ueberwuchern der Zeitungslectüre in unserer ohnehin so wenig Muße lassenden Zeit, sondern vielleicht gerade die bedeutendsten Culturfortschritte der Gegenwart, welche solche Verflachung verschulden. Die mühsamen, ingeniösen Resultate der Sprach- und Alterthumsforschung werden schon in den unteren Schulen in Sätzen niedergelegt, die der Erwachsene fast schon als Gemeinplätze ansieht; die allseitige Benutzung der Umwälzungen in den Naturwissenschaften durch die Technik versetzt die heutige Gesellschaft in den Genuß eines Lebenscomforts, der wenigen Generationen vor uns minder glaublich gewesen wäre als die arabischen Märchen; aber eben diese Mühelosigkeit in dem allgemeinen Gebrauch dessen, was die Forschung in schwerer Arbeit an den Tag gefördert, schafft der heutigen Gesellschaft ein geistiges Capua. Das Erstaunlichste erweckt kein Staunen mehr und wo die Verwunderung aufhört, feiert auch die Wißbegierde.

Die Wissenschaft hat sich deshalb ärgerlich in die Gelehrtenstuben und Laboratorien zurückgezogen und behandelt die große Menge des Volkes wie ein reicher Vater einen ungerathenen Hausſohn; sie gibt ihm Alles, was es zum Leben braucht, aber es soll ihr vom Halse bleiben. Seien wir also einem feinen Geiste wie Ernest Renan dankbar dafür, wenn er wieder einmal mitten aus der großen Wissenschaft heraus sich an das Publicum wendet, besonders wenn es mit einem Buch geschieht, das durch die Mannichfaltigkeit seines Inhalts dem Laien das nachahmenswerthe Bild eines in universeller Weise thätig gewesenen Geisteslebens darbietet und so in verschiedenen Richtungen zu ernsterem Studium anregen kann.*) Die Sammlungen der Opuscula minora bedeutender Gelehrter sind ja dadurch besonders anziehend, daß sie uns einen intimeren Ueberblick von dem geistigen Entwicklungsgang solcher Männer geben, uns zeigen, was sie nacheinander interessirt hat, wofür sie, den Blick von den großen Zielen ihres Lebens ausruhend, sich noch erwärmt haben. So würden uns diese Miscellaneen Renans mehr noch als seine größeren Arbeiten zeigen, wenn wir es aus diesen nicht schon wüßten, welch ein reicher und lebhafter Geist er ist. Diese dreiundzwanzig kleinen Abhandlungen, welche sich auf den langen Zeitraum von 1848—1878 erstrecken, umfassen auch ein sehr weites Gebiet. Es ist kaum ein Feld der alten und mittleren Geschichte, auf das seine geistreiche Feder nicht schöne belehrende Streiflichter fallen ließe, wir sehen ein Stück Universalhistorik in der individuellen Färbung einer bestimmten Persönlichkeit. „Wenn man jung ist," sagt der Autor in der Vorrede, „glaubt man Alles umfassen zu können und da für einen wahrhaft philosophischen Kopf Alles gleich werth ist, gekannt zu sein, so entschließt man sich nur zögernd seinen Horizont einzuschränken, Gebiete zu räumen, die man sein Eigen glaubte und die man sogar meinte erobert zu haben. Jedes ein wenig thätige Dasein läßt, nachdem es in sein natürliches Bett zurückgetreten ist, eine Art Meeresschlamm hinter sich zurück, den die Fluth nicht wieder aufsuchen wird. Wenn man alt wird, gewährt es ein Vergnügen, auf diese Erinnerungen einer aufrichtigen Wißbegierde zurückzukommen."

Daß in diesen „Erinnerungen", unter denen übrigens frühe und späte einander ohne zeitliche Ordnung folgen, bei dem Orientalisten diejenigen, welche sich auf die vorklassischen und die semitischen Völker beziehen, die Hauptrolle spielen, ist natürlich und ganz in der Ordnung, daß die Sammlung mit jener berühmten Antrittsrede über den „Antheil der semitischen Völker an der Geschichte der Civilisation" beginnt, mit welcher Renan am 21. Februar 1862 seine Professur am Collége de France einleitete und in der einige schüchterne Bemerkungen über das positive Christenthum schon damals den clerikalen Zelotismus reizten, der ihn wenige Monate darauf nach dem Erscheinen des Lebens Jesu von diesem Lehrstuhl auf Jahre hinaus verdrängen sollte. Das Wunderland der Pyramiden und seine groteske Civilisation, die Entdeckung Ninives durch Layard, die Veden, das Erziehungswesen im alten China sind die Gegenstände, die uns Renan aus der alten Welt des Orients vorführt. Das semitische Mittelalter ist durch Aufsätze über Firdusi, das merkwürdige Geschichtenbuch aus der Blüthezeit des Khalifats, die „goldenen Wiesen" des Maçoudi, das muselmanische Spanien und eine kurze, aber höchst anziehende Abhandlung über den berühmten arabischen Reisenden Ibn Batutah vertreten. Diese letztere gibt so recht ein Bild von der Ausdehnung und dem internationalen Charakter der Islamherrschaft im Mittelalter. In Tanger geboren, bereist dieser Mann, als Zauberer, Arzt, Jurist, Erzähler sein Brod verdienend, von 1325 bis 1354 die Barbareskenstaaten, Aegypten, Syrien, Arabien, Persien, Kleinasien, Constantinopel, Kleinasien, Persien, Südrußland, die Tartarei, Afghanistan, Indien, China, die Maledíven, Ceylon, Zanzibar, Sudan, Tambuctu, Grenada. Ueberall findet er Glaubensgenossen und Landsleute. In Delhi trifft er einen Fakir aus Grenada, den er schon in Medina gesehen hatte; in Segolmesse in Marokko genießt er die Gastfreundschaft eines Rechtsgelehrten, dessen Bruder er im Innersten Chinas kennen gelernt hatte. Nur die Christenheit kennen diese unermüdlichen Reisenden nicht; nie setzen sie ihren Fuß auf deren Gebiet, und während sie über die fernsten Länder unterrichtet sind, dringen über die christlichen Staaten nur abenteuerliche Fabeln zu ihnen. Aber Renans Studien sind nicht in den Schranken des Semitenthums eingepfercht geblieben. Sein im Jahre 1875 mit dem Enthusiasmus eines Jünglings geschriebener Bericht über die Reise des archäologischen Congresses auf Sicilien zeigt ihn uns als feinen Kenner und glühenden Bewunderer der hellenischen Kunst und seine Aufsätze zur Geschichte der mittelalterlichen Literatur und Kunst namentlich in Frankreich, welches er als die alleinige Heimat der Gothik in Anspruch nimmt, beweisen, daß er auch die christliche Kunst mit Liebe studirt hat.

Auffallend erschien uns, daß Renans Buch kein einzige kleine Arbeit aus jenem Gebiete aufweist, dem er seine größten literarischen Erfolge verdankt, der Geschichte des Urchristenthums und der ersten christlichen Jahrhunderte. Vielleicht will er stillschweigend damit andeuten, daß seine speciellen Schriften über diesen Gegenstand Alles erschöpfen, was er darüber zu sagen hat. Im Uebrigen ist es gerade an der uns vorliegenden Sammlung zu loben, daß sie keine Spur von jenem Patriotismus der Specialität enthält, den man oft bei Gelehrten antrifft, und der an dem bekannten Ressortpatriotismus in der Politik sein an-

*) Mélanges d'Histoire et de Voyages. Paris 1878, Calman Lévy.

Digitized by Google

schaulichstes Gegenstück hat. Obschon nach der Hauptrichtung seiner Studien Semitologe, ist ihm doch der Hellenismus das Ein und Alles menschlicher Cultur und seiner Verehrung dafür gibt er einmal schwärmerischen Ausdruck. „Die Dichtung soll künftig darin bestehen, Griechenland zu besingen. Von Griechenland träumen, in Griechenland mit dem Geiste leben heißt für den gebildeten Menschen, was für den Christen im Reiche Gottes zu leben bedeutet. Eine Stadt, in der die höchsten Beamten durch das Loos bestimmt wurden, wo jeder Bürger ein Adliger war, wo man die Botschafter nach ihrer Schönheit wählte, wo Siege wie der von Marathon von Soldaten erfochten wurden, die keine Conscribirten waren, wo die Dramen eines Sophokles vom Volke bejubelt wurden, wo eine Kunst wie die der Akropolis vom Volke verstanden, gewollt, vom Künstler gefordert wurde, — diese Stadt ist in der ganzen Welt etwas Einziges gewesen." Die Semiten aber, das Volk seiner besonderen Forschung, sind keineswegs Renans Lieblinge. Nach ihm verdanken wir den Semiten weder etwas in der Politik noch in der Kunst, noch in der Dichtung, noch in Philosophie und Wissenschaft. Das einzige Verdienst um Europa, das er ihnen läßt, ist die Schaffung des Monotheismus. Diese Anschauungen des Autors sind uns übrigens keineswegs neu; er hat sie schon in zwei früheren Schriften niedergelegt und ist darüber in lebhafte Polemik mit anderen Orientalisten verwickelt gewesen, wovon die kleine Schrift von Chwolson in Petersburg „Die semitischen Völker" am bekanntesten ist. Nur zu oft tragen diese Ansichten das Gepräge eines zu übereilter philosophischer Abstraction neigenden Geistes. Indessen ist es uns hier nicht um Widerlegung zu thun, sondern darum, von dem Bild der geistigen Individualität, welches diese „Mélanges" darstellen, eine möglichst treue Skizze zu geben. Zu ihren Contouren gehören nothwendig einige der Renan'schen Aeußerungen über den Islam, die übrigens gerade heute auch actuelles Interesse haben. Am schärfsten ist er in der obenerwähnten Antrittsrede, und da der Verfasser sie ohne Anmerkung nach sechzehn Jahren unverändert abdruckt, so sehen wir, daß er nichts davon zurückzunehmen hat, trotzdem heute derartige Bemerkungen verantwortlicher sind als damals. „Gegenwärtig," sagt Renan, „ist die wesentliche Bedingung für die Vorbereitung der europäischen Civilisation die Zerstörung der semitischen Sache par excellenc, der theokratischen Gewalt des Islamismus, demnach die Zerstörung des Islamismus selbst; denn der Islamismus kann nur als Staatsreligion bestehen; wenn man ihn auf den Fuß einer freien individuellen Religion reducirt, wird er zu Grunde gehen. Der Islamismus ist nicht blos eine Staatsreligion wie es der Katholicismus in Frankreich unter Ludwig XIV. war, er ist die den Staat ausschließende Religion, eine Einrichtung, für welche die päpstlichen Staaten in Europa allein den Typus darbieten. Hier ist der ewige Krieg, der Krieg, der nicht aufhören wird, bis der letzte Sohn Ismaels vor Elend gestorben oder durch die Furcht tief in die Wüste verbannt sein wird. Der Islam ist die vollendetste Verneinung Europas, der Islam ist der Fanatismus, wie Spanien unter Philipp II., Italien unter Pius V. ihn kaum gekannt haben. Der Islam ist die Verachtung der Wissenschaft, die Unterdrückung der bügerlichen Gesellschaft. Es ist die entsetzliche Einförmigkeit des semitischen Geistes, welche das menschliche Hirn einengt, es verschließt für jeden zarten Begriff, jede feine Empfindung, jede vernünftige Untersuchung, um ihm eine ewige Tautologie entgegenzuhalten: Gott ist Gott!" Dem zarten, idealistischen Renan, dessen Denken durch seine Beschäftigung mit dem Orient sich offenbar daran gewöhnt hat, mit Völkern wie mit todten Massen, sowie der Baumeister mit Mauersteinen zu operiren, ist es mit diesen Reformideen blutiger Ernst. Der Islamismus muß dahin zurückgetrieben werden, von wo er ausgegangen, nach Arabien. „Dort" — so schließt der Artikel über Ibn Batutah — „hat der Islamismus sein letztes und unübersteigliches Bollwerk; dort wird er damit aufhören, womit er begonnen, nur mehr die Religion der Araber zu sein, nach dem wahrrn Programm Mohammeds; aber Niemand weiß auch, was in der Welt geschehen würde an dem Tage, wo Arabien sich von Neuem erhöbe im Namen seines unbesieglichen Glaubens an die Ueberlegenheit seiner Race und die Religion Abrahams."

Auch Renans politisches Glaubensbekenntniß, das nicht nur entschieden monarchistisch ist, sondern auch starken Hang für den Absolutismus verräth, scheint uns zum Theil beeinflußt durch die Erinnerung an die gewaltigen Culturreste, die uns von der ungeheuerlichen Thätigkeit assyrischer und ägyptischer Forscher geblieben sind. Das römische Cäsarenthum hat Renans Sympathie und Bewunderung. In der Kritik des Beulé'schen Werkes über die Cäsaren stellt er geradezu den Satz auf, daß für die Souveräne eine andere Moral gelte wie für die Völker; ein Satz, der für eine höhere Anschauung der Geschichte allerdings seine Berechtigung hat und den auch die Wirklichkeit ratificirt, der aber dann umgekehrt für die Völker gilt und trotz Alledem dem sittlichen Gefühl im Innersten widersteht. Vielleicht hat diese besondere Milde für die Souveräne Renan auch zu der Rettung der Kaiserin Faustina inspirirt, für welche er übrigens in einer der schönsten Abhandlungen des Buches mit Fleiß und Gründlichkeit viel überzeugendes Material beigebracht hat. Zahlreiche Stellen des vorliegenden Buches widerhallen in allen Tonarten von dem Lobe der deutschen Wissenschaft; aber das größte Lob, das er den Deutschen zu spenden meint, besteht darin, daß er ihnen vor allen Völkern das Talent zuspricht, lange Dynastien zu schaffen. „Eine erbliche Dynastie" — sagt er gelegentlich der römischen Kaiser — „gründet nicht Jeder, der will. Dazu braucht es Jahrhunderte und sehr anständige Racen. Den Germanen allein ist es gelungen; niemals hat es in Europa eine dauerhafte Dynastie gegeben, die nicht germanischen Ursprungs gewesen wäre."

Zu solchen Worten gehört einiger Muth, umsomehr als Renan zugleich den eigenen Landsleuten die Fähigkeit abspricht, ihren Staat nach seinem Ideal zu gestalten. In der Vorrede des gegenwärtigen Buches äußert er sich in merkwürdiger Weise über die politische Entwicklung Frankreichs seit dem letzten Kriege. Nach dieser großen Erschütterung, meint er, hatte Frankreich zwischen zwei Methoden die Wahl sich zu reorganisiren; die erste, auf monarchischem Wege, so wie Preußen nach 1807 es gethan „mit strengen Reformen, in großem Maßstabe das Individuum dem Staate opfernd, die Action des Staates in allen Ständen zulassend; eine mehr ernste als glänzende Regierung, ein Parlament beschränkt auf die Rolle eines intimen Rathgebers; eine Monarchie, deren Recht außerhalb des Nationalwillens steht, und demgemäß die sociale Ungleichheit, eine Organisation mit dem Scheine nach privilegirten, in Wirklichkeit für den Dienst der Nation aufbewahrten Klassen." In der Unduldsamkeit seines aprioriischen Denkens sieht Renan nicht, daß Deutschland dieses System in der Hauptsache seit Jahrzehnten abgeschüttelt hat und täglich sich weiter davon entfernt. Er ist darum tief unzufrieden damit, daß Frankreich den demokratischen Weg, den der Amerikanisirung, wie er diesen Ausdruck braucht, eingeschlagen hat. Nur ein Mann von der Stellung Renans darf es wagen, allen Ernstes die Frage aufzuwerfen, ob man zu der Armee oder zum Ausland seine Zuflucht nehmen könne, um Frankreich jene Reaction, die ihm sein Heil bringen soll, aufzuzwingen. Er würde auf das Letztere nicht verzichten, wenn es nur zum Ziele führte. „Aber das Ausland ist Deutschland. Deutschland genießt das Privilegium des Sieges; es hat in Europa die Hegemonie für die Zeit, welche gewöhnlich die Hegemonien dauern. Sein Wille ist der Wille Jupiters für zwanzig bis fünfundzwanzig Jahre. Nun ist es Deutschlands Interesse keineswegs, daß sich Frankreich reformire wie Deutschland nach 1808. Sein Interesse ist vielmehr (es meint dies wenigstens), daß Frankreich in dem Zustand politischer und militärischer Schwächung bleibe, welchen die Demokratie und die republikanische Regierungsform mit sich bringen." Den 16. Mai verdammt Renan übrigens. Für Reformen nach seinem Sinne bedürfe das Land seiner alten nationalen Dynastie. In dem Versuch von 1877 dürfe man nur die Träumerei einiger eigensinnigen Leute, die, verrannt in ihre Principien, jedes klaren Einblicks in das was wirklich und möglich ist, entbehrten, erblicken.

Digitized by Google

Renan findet indeß einigen Trost in der Zukunft. In dem Kreislauf der Dinge sieht er allmählich alle Länder dahin kommen, wo Frankreich nach seiner Meinung heute ist. „Die Fortschritte der Reflexion im Volke, begünstigt durch den elementaren Unterricht, durch die Ausübung der politischen Rechte, durch den Fortschritt der Industrie, durch den wachsenden Reichthum, werden das Individuum immer weniger fähig machen zu jenen Wundern der Selbstverleugnung, von der die gedankenlosen (inconsciencieuses) Massen der Vergangenheit uns ein Beispiel gaben. Die Nation lebt von den Opfern der Individuen. Der stets wachsende Egoismus wird die Forderungen eines metaphysischen Wesens, welches keine einzelne Person ist, eines Patriotismus, der manches Vorurtheil in sich schließt, unerträglich finden. So werden wir in Europa eine Schwächung jenes nationalen Geistes erleben, welcher vor achtzig Jahren so mächtig in Europa auftrat. Die deutsche Nationalität als die zuletzt geschaffene wird auch zuletzt widerstehen, erstens wegen ihrer letzten Siege, dann wegen des ihrer Race eigenen Geistes der Unterordnung; aber endlich wird sie der übrigen Welt nachfolgen. Ihr Ruhm wird ihr zur Last werden; sie wird, wie das Frankreich von 1813, finden, daß das militärische Uebergewicht recht theuer ist; erdrückt von ihren unerträglichen Lasten wird sie die Besiegten beneiden. Sie wird noch einmal die von den Regierungen Ludwigs XIV. und Napoleons erhärtete Wahrheit beweisen, daß die Größe der Nationen zu ihrem Glücke meist im umgekehrten Verhältniß steht. So wird es vielleicht geschehen, daß Frankreich, das zum Schluß des vorigen Jahrhunderts die Idee der Nationalität proclamirte, zuerst gegen das reagirt haben wird, was diese Idee Uebertriebenes an sich hatte."

Wahres und Falsches grenzen in dieser idealen Construction der Zukunft hart aneinander. Was uns betrifft, so tragen wir kein Bedenken, uns zu den Trägern jener von Renan so tief verschmähten modernen egoistischen Richtung zu zählen. Jene Verachtung des Individuums zu Gunsten des Staatsganzen, wie wir sie trotz aller sonstigen Unterschiede bei einem Plato, Hobbes, Carlyle, Renan antreffen, ist in der That eine Negation unserer heutigen Cultur, die *jedes* Individuum zum Denken, zur Würdigung seiner Fähigkeiten und Bedürfnisse erzieht. Wir leben nicht um des Staates willen, sondern wir erhalten den Staat um unseretwillen und seine Macht und sein Ruhm sollen und brauchen — das scheint uns allerdings die richtigste Staatsanschauung — uns nur so weit am Herzen zu liegen, als sie mit dem persönlichen Wohl der Individuen sich decken. Es geht uns das Verständniß ab für eine Anschauung, in der der Einzelne nur für ein empfindungsloses Phantom existirt, dessen Zweck höchstens darin bestehen kann, von der Nachwelt bewundert zu werden; aber wir begreifen immerhin, daß ein poetisch empfindender Geist, der in der Vergangenheit lebt, auch seine eigene Zeit nur im Lichte einer imposanten Vergangenheit für die Betrachtung der künftigen Geschlechter erblicken möchte.

Emil Schiff.

Künstlerische Prachtwerke.

Trotz der schlimmen Zeiten fährt der deutsche Buch- und Kunsthandel fort, ein glänzendes Unternehmen nach dem andern vom Stapel zu lassen; wissenschaftliche Publicationen von gediegenster Pracht wie Kekulés Thonfiguren von Tanagra bei Spemann in Stuttgart erschienen, wie Burckhardts italienische Renaissance, wie das schöne Werk über Schliemanns Ausgrabungen in Mykenä, oder die beiden kürzlich fast zu gleicher Zeit hervorgetretenen Werke über die griechischen Vasen stehen vornehm neben jenen illustrirten Holzschnittausgaben, die seit einigen Jahren fast zu einer bedrohlichen Hochfluth angewachsen sind. Was liegt auf diesem Gebiet nicht Alles zwischen Menzels Illustrationen zu Kuglers Geschichte Friedrichs des Großen (1840) und der kürzlich erschienenen, durch dieselbe geniale Künstlerhand geschmückten Ausgabe des Zerbrochenen Krugs! Wenn wir nur auf die letzten Jahre zurückblicken, so haben wir, abgesehen von den mehr durch Quantität als durch Qualität bedeutenden illustrirten Dichterausgaben, in welchen der deutsche Verlagshandel nicht immer mit Vermeidung der Devise „billig aber schlecht" ein großes Wettrennen veranstaltete, eine ganze Reihe mehr oder minder gelungener Werke zu verzeichnen, die wie die bekannten Engelhorn'schen über Italien und das Schweizerland, die Kröner'sche Rheinfahrt und Unser Vaterland, wie Bruckmanns Schweiz und Spemanns Germania, offenbar mehr der Initiative thätiger Verleger als derjenigen der künstlerischen oder literarischen Kräfte ihre Entstehung verdanken. Bezeichnend daß es fast ausschließlich süddeutsche Verleger sind, die wir in dieser Richtung thätig finden, während Norddeutschland, Berlin und Leipzig nicht ausgeschlossen, nur ein geringes Contingent dazu stellen. So gehen denn auch diejenigen Werke, über die wir heute kurz berichten wollen, ausschließlich von Süddeutschland und Oestreich, d. h. Wien aus.

Eine der glänzendsten Leistungen des Farbendrucks, die Odysseelandschaften Prellers*), von Fr. Bruckmann in München herausgegeben, möge den Reigen eröffnen. Jedermann weiß, wie der Weimarer Meister es verstanden hat, die zaubervolle Welt der homerischen Gesänge in seinen hochpoetischen landschaftlichen Compositionen uns lebendig zu machen. Mit seltener Doppelbegabung stellt er die Natur des Südens, die plastisch durchgebildeten Formen griechischer Landschaft und die Schönheit eines heroischen Menschengeschlechts in wirksame Wechselbeziehung, Beides so hochbedeutend, daß man kaum von der Unterordnung des Figürlichen reden darf. Dennoch wirkt das Stimmungsvolle dieser großgedachten Landschaften in erster Linie und trägt dazu bei, der poetischen Situation zum vollen Ausdruck zu verhelfen.

Die vorliegende dritte Lieferung enthält wiederum drei Blätter, von welchen die beiden schmaleren, nach dem rhythmischen Gedanken des ganzen Cyclus, das breitere einfassen. Wir sehen zuerst den verschlagenen Odysseus, am Mastbaum des Schiffes festgebunden, in voller Hast den Sirenen entfliehen, die als üppige geflügelte Weiber von steiler Felsklippe herab vergeblich mit ihrer unverhüllten Schönheit und lockenden Rufen ihn zu bestricken suchen. Der Zauber antiker Plastik, verbunden mit dem Reiz farbenglühenden Lebens, ist über die schön componirte Gruppe ausgegossen. Die wild aufragenden, zerklüfteten Felsmassen lassen die dämonischen Schrecknisse dieser drohenden Meeresengen errathen. Der coloristische Reiz der Composition ist mit den feinsten Abstufungen der Töne trefflich wiedergegeben.

Noch bedeutender wirkt das große Blatt, das den Odysseus darstellt, der von der Jagd zu den Gefährten zurückkehrend, diese beim Schlachten der Rinder des Helios antrifft. Meisterlich ist hier das dramatisch Bewegte der Handlung durch die erregte Gewitterstimmung der grandiosen Klippenlandschaft ausgesprochen. Schon sendet der erzürnte Gott den Sturm mit seinen Wolkenmassen, der das schäumende Meer gegen die Felsen jagt und mit seinen düsteren Schatten drohende Gefahren ankündigt. Man sieht hier so recht, wie Preller im Ernsten, Heroischen am liebsten weilt und mit männlicher Kraft tragische Katastrophen darstellt. Die technische Wiedergabe dieses überaus schwierigen und complicirten Blattes darf ein Meisterstück genannt werden.

Träumerische Sehnsucht athmet die folgende Scene. Wir sehen Odysseus nach überstandenem Sturm auf die Insel der Kalypso verschlagen, wie er zuletzt dem Heimweh erliegend sich ein Fahrzeug zur Rückkehr gezimmert hat. Ausruhend von der Arbeit sitzt er am Strande, in wonnig üppiger Landschaft sehnsuchtsvoll der Heimat gedenkend, während Kalypso mit wehmüthigem Abschiedswort sich von ihm wendet. Auch hier hat der Künstler wieder einen harmonischen Zusammenklang der beiden Gestalten mit der landschaftlichen Umgebnng erreicht; aber die Wieder-

*) Friedrich Prellers Odysseelandschaften, Ausgabe in Aquarellfarbendruck nach den im großh. Museum zu Weimar befindlichen Originalgemälden. München, Fr. Bruckmann. 3. Lieferung.

Digitized by Google

gabe der Figuren läßt Manches zu wünschen und besonders die schweren stumpfen Formen im Kopf der Kalypso schädigen empfindlich den Eindruck. Man sieht wieder, daß beim Farbendruck das Figürliche die gefährlichste Klippe bietet, wie denn gerade darin selten die volle Feinheit der künstlerischen Intention erreicht wird. Dennoch kann man das ganze, mit so großem technischen Aufwand durchgeführte Unternehmen als ein erfreuliches bezeichnen. Die Preller'schen Compositionen, die in Weimar einen so glänzenden Schmuck des Museums bilden, lassen sich in diesen farbigen Nachbildungen recht wohl als anmuthige decorative Ausstattung wohnlicher Privaträume verwenden, über welche sie einen köstlichen Zauber südlicher Landschaft und klassischer Heldensage ausgießen würden. Angesichts solcher Compositionen darf man wohl ein starkes Bedauern darüber aussprechen, daß bei der Ausschmückung der Berliner Nationalgalerie die Meisterhand Prellers nicht herbeigezogen worden ist. Wie manches Unerfreuliche hätte uns dadurch erspart werden können!

Wir dürfen noch einen Augenblick beim Farbendruck stehen bleiben, um einer großen Leistung desselben zu gedenken, durch deren Publication sich die Wiener Gesellschaft für vervielfältigende Kunst ein neues Verdienst erworben hat. Die Leistungen der Gesellschaft, welche seit einer Reihe von Jahren hauptsächlich durch Pflege der Werke des Grabstichels und der Radirnadel bereits eine stattliche Galerie sowohl von Werken der modernen Malerei als von Schöpfungen der klassischen Kunstepochen des 16. und 17. Jahrhunderts in trefflichen Nachbildungen veröffentlicht hat, werden dem Kunstfreund bekannt sein. Wien hat durch diese nachhaltige Pflege der edelsten Reproductionsgattungen sich für die Hebung des künstlerischen Interesses ein Verdienst erworben, welches anderen Großstädten zu einem beschämenden Beispiel gereichen dürfte. Hier liegt nun eine Extrapublication vor, in einem von Pitner im größten Maßstabe vorzüglich ausgeführten Farbendruck, nach einem der großen Gemälde Vittore Carpaccios, welche aus St. Ursula in Venedig in die dortige Akademie gelangt sind. Diese neun großen Bilder erzählen in figurenreichen Darstellungen die Legende der h. Ursula.*) Das hier in prächtigem Farbendruck wiedergegebene Bild ist eine große Ceremoniescene, in welcher der König von England den Bericht seiner Gesandten über die Werbung um die Hand der h. Ursula entgegen nimmt. In einer offenen Säulenhalle von buntem Marmor thront der König, von seinen Staatsräthen in langen Purpurmänteln umgeben. Ein Hofmann bringt den Führer der Gesandtschaft herein, welcher sich vor dem Könige auf die Kniee niederläßt, während der Geheimschreiber die Antwort aus einer Pergamentrolle vorliest. Die übrigen Gesandten sammt dem Gefolge und einigen Nobili stehen vor der Säulenhalle, und eine bunte Volksmenge füllt den Vordergrund in neugieriger Spannung. Das Bild mit der reichen architektonischen Umgebung und den belebten Volksscenen ist ein interessantes Stück Culturgeschichte aus der Glanzzeit venetianischer Macht, die in wunderbar reichen Farbenaccorden uns aus der Schilderung des alten Meisters entgegen tönt. Denn nach der Sitte jener Zeit, die um Costümkunde in glücklicher Ahnungslosigkeit sich nicht kümmerte, hat auch Carpaccio die Legende in die unmittelbare Gegenwart gerückt; daher wirken diese Bilder als treue Culturschilderungen ihrer Zeit mit dem vollen Reiz der Unmittelbarkeit.

Ungefähr um dieselbe Zeit malte in Flandern Hans Memling in ähnlichem Geiste ebenfalls einen Cyclus aus der Geschichte derselben Heiligen an dem Ursulakasten im Johannesspital zu Brügge. Aber während der nordische Meister mit der Zartheit eines Miniaturmalers seine kleinen Bildchen gleichsam für die Privatandacht schuf, hat der Venetianer im Sinne der großräumigen Kunst des Südens sein Werk in monumentalem Maßstab durchgeführt. Die farbige Nachbildung geht mit größter Treue auf den Stilcharakter dieser farbenglühenden Kunst ein; das schöne Blatt vereinigt in seltener Weise mit dem künstlerischen das culturgeschichtliche Interesse.

Wiederum dem Farbendruck verdankt eine andre Publication ihr Entstehen, bei welcher mit der künstlerischen die wissenschaftliche Bedeutung Hand in Hand geht. Vom bayrischen Gewerbemuseum in Nürnberg herausgegeben, bearbeitet von Dr. Stockbauer und Heinrich Otto führt es die antiken Thongefäße auf 30 Tafeln mit Rücksicht auf ihre Bedeutung für die moderne Gefäßindustrie vor.*) Wir haben kürzlich über denselben Gegenstand ein ebenfalls höchst gediegenes Werk unter Leitung von Lau, Krell und Brunn erscheinen sehen, das den unerschöpflich reichen Gegenstand nach den Gesichtspunkten geschichtlicher Entwicklung behandelt, während hier die tektonische Formbildung, die systematische Darstellung des Aufbaues, der Gliederung, der Gestaltung und des Schmucks der einzelnen Theile dieser köstlichen antiken Schöpfungen zu Grunde gelegt ist. Es gibt vielleicht kein Gebiet, auf welchem sich die überlegene Herrlichkeit antiken Kunstschaffens so überzeugend zu erkennen gibt, wie bei diesen Schöpfungen bescheidenster Art und unscheinbarsten Materials, wo durch den Adel zweckentsprechender Formen, durch den melodischen Rhythmus der Umrisse und Gliederungen, durch die geistvolle Symbolik der Ornamente das Werk der Nothwendigkeit das Gepräge edler Freiheit, den Hauch stilvoller Schönheit empfängt.

Wie diese Werke durch ihre unerschöpfliche Mannichfaltigkeit und ihre anmuthverklärte Gesetzmäßigkeit nicht blos das Entzücken jedes sinnigen Beschauers, sondern auch ein reicher Quell der Anregung und Belehrung für die moderne Technik sind, braucht nicht erst bewiesen zu werden. Die vorliegende Publication, mit voller Beherrschung des Materials durchgeführt, nach der wissenschaftlichen und künstlerischen Seite mit gleicher Gediegenheit angelegt, behandelt das interessante Thema in anziehender Weise und gewährt neben dem Genuß eine Fülle von Belehrung. Wohl darf man hervorheben, daß die gewählten Farben bei einzelnen Tafeln hinter dem tief gesättigten Glanz der Originale etwas zurückstehen: aber im Ganzen herrscht eine auf treuer Wiedergabe beruhende harmonische Farbenstimmung, und so dürfen wir denn das Werk als ein wahrhaft erfreuliches auch den weiteren Kreisen der Gebildeten empfehlen.

Vom Farbendruck wenden wir uns nun zu einigen Schöpfungen der Radirnadel, die besonders durch den Vorgang Wiens bei uns zu hoher Bedeutung gelangt sind. Zunächst handelt es sich um die prächtige Publication der Belvedere-Galerie zu Wien**), die im größten Maßstab und in vornehmster Ausstattung durch eine dortige Verlagshandlung (H. O. Miethke) unternommen worden ist, und von der uns eben die vierte Lieferung zukommt. Es ist Ungers Meisterhand, welche in großen Radirungen die erlesensten Schätze der weltberühmten Sammlung nachzubilden übernommen hat. Jede Lieferung enthält vier dieser köstlichen Blätter, bei denen die Auswahl gleichmäßig den verschiedenen Schulen gerecht zu werden sucht. So sind von den Deutschen bis jetzt Holbein und Dürer, von den Italienern Tizian, Giorgione, Palma Vecchio, und Paolo Veronese, von den Flanderern Rubens, von den Holländern Rembrandt, Ruisdael, van de Capelle und Terburg, von den Spaniern Velasquez vertreten.

Die vorliegende vierte Lieferung bringt zunächst Holbeins köstliches Porträt der Jane Seymour, ein Werk von wunderbarem Farbenreiz und miniaturhafter Feinheit der Ausführung, aber ohne allen seelischen Zauber. Die Radirung hat hier eine außerordentlich schwierige Aufgabe gehabt, weil sie mit ihren Mitteln den emailartigen Glanz dieser Farben nicht annähernd wiedergeben kann. Bewundernswürdig ist trotzdem die duftige Zart-

*) Aus der Legende der heiligen Ursula, Gemälde von V. Carpaccio in der Akademie zu Venedig, in Farbendruck herausgegeben von der Gesellschaft für vervielfältigende Kunst. Wien 1877.

*) Die antiken Thongefäße in ihrer Bedeutung für die moderne Gefäßindustrie, herausgegeben vom bayr. Gewerbemuseum in Nürnberg, bearbeitet von Dr. J. Stockbauer und Heinr. Otto. Nürnberg 1877, Fr. Korn.

**) Die k. k. Gemäldegalerie in Wien, Radirungen von W. Unger, Text von K. v. Lützow. Wien, H. O. Miethke. 4. Lieferung.

Digitized by Google

heit, welche die Nadel hier entfaltet. Ganz anders in seinem Elemente findet sich der Stecher in der mit hoher Meisterschaft wiedergegebenen Rubens'schen Landschaft mit Philemon und Baucis. Es ist eine jener gewaltigen Tragödien der Natur, voll von dem leidenschaftlichen Pathos, das der große flandrische Meister wie kein andrer zu enfalten weiß. Gewittersturm und Wolkenbruch, verheerende Wasserfluthen, die alles Lebende zu vernichten drohen, geben hier ein Bild voll erhabenen Grauens, aus welchem allein die Gruppe der Geretteten wie eine friedliche Idylle sich heraushebt. Die malerische Behandlung zeigt in der tiefen Kraft der Farbe, in den kühnen Gegensätzen von Licht und Schatten und der meisterlichen Verwendung des Helldunkels den großen Künstler, der zuerst im Norden aus dem bunten Vielerlei der früheren Landschaften die stimmungsvolle Einheit großartiger Naturschilderung gewonnen hat.

Das dritte Blatt bringt eine vielleicht noch vorzüglichere Nachbildung einer Perle der holländischen Schule, der Aepfelschälerin von Gerhard Terburg, ein Werk, das freilich von gewichtigen Stimmen dem Delftschen van der Meer zugeschrieben wird. Es ist eins jener Bilder, die uns durch die gemüthliche Stimmung anheimeln, und das Behagen häuslichen Familiendaseins, das einen Grundzug germanischer Kunst ausmacht, mit fesselndem Reize schildern. Die concentrirte Aufmerksamkeit, mit welcher die junge Frau sich dem Aepfelschälen hingibt, die fast ungeduldige Spannung, in welcher das neben ihr stehende Kind zuschaut, dies Alles mit einer Behandlung vorgetragen, welche den ganzen poetischen Zauber fein abgewogenen Helldunkels mit voller Meisterschaft wiedergibt, verleiht dem schönen Stich einen hohen Werth. Daran schließt sich als viertes Blatt das Porträt einer Venetianerin nach Tizian, eine Autorschaft, die freilich nicht unerheblichen Bedenken unterliegt. Uns will namentlich Form und Haltung der Hände nicht tizianisch vorkommen; doch wie dem auch sein mag, es ist jedenfalls ein durch eine gewisse naive Frische fesselndes Werk der tizianischen Schule, von Ungers Radirnadel mit aller Zartheit der Fleischtöne und mit der tiefen Kraft des dunklen Sammets schön wiedergegeben. Zu diesen Hauptblättern kommen aber noch mehrere dem Text eingedruckte Radirungen kleineren Maßstabes. Die etwas gezierte Dürer'sche Madonna von 1503, eine geniale allegorische Skizze von Rubens und ein kleines Porträt des wenig bekannten Malers J. van Rossum. Der von C. von Lützow mit aller Sorgfalt verfaßte Text, in prachtvoller Ausstattung, in kräftiger Aldina mit rothen Initialen auf starkes Kupferdruckpapier gedruckt, erhält durch diese Radirungen einen köstlichen Schmuck. Die Ausstattung und Durchführung des ganzen Werkes findet in unserer Literatur ihres Gleichen nur in den ebenfalls von Wien ausgegangenen Publicationen der kaiserlichen Lustschlösser, mit deren Betrachtung wir unsere heutige Besprechung schließen.

Den Ansang dieser durch den kunstsinnigen Oberstkämmerer Grafen Crenneville hervorgerufenen und durch kaiserliche Munificenz herausgegebenen Publicationen bildete vor etwa zwei Jahren die Monographie über Schönbrunn. Ihr ist jetzt in ähnlicher Gediegenheit der Herstellung und wahrhaft kaiserlicher Pracht der Ausstattung die Monographie über Laxenburg gefolgt*), den historischen und beschreibenden Text hat Quirin Leitner verfaßt, mit sorgfältigster Benutzung des archivalischen Materials, das in quellenmäßiger und zugleich anziehender Weise die Geschichte dieses seit dem 14. Jahrhundert im Besitz des östreichischen Herrscherhauses befindlichen Lustschlosses ergibt. Zuerst eine mittelalterliche Wasserburg, erfährt das überaus bescheiden angelegte Schlößchen im Laufe der Zeiten alle Umgestaltungen, welche die veränderte Geschmacksrichtung mit sich brachte. Seine Neugestaltung vollzieht sich besonders unter Maria Theresia, Joseph II. und Franz I.; letzterem namentlich ist die Ausbildung der köstlichen Parkanlage zu verdanken, welche aus den strengeren Gartenformen der Barockzeit in die freiere Form englischer Anlagen umgestaltet wurde. Jeder Besucher Wiens kennt den Reiz dieser Anlagen mit ihren saftigen Wiesengründen, den Weihern und rauschenden Wasserfällen und den herrlichen Baumgruppen, in welchen sich Buchen und Birken mit vielhundertjährigen Eichen mischen.

Was nun den künstlerischen Reiz dieser schönen Publication ausmacht, das ist die große Zahl von Illustrationen, welche dem Text als Erläuterung dienen. Sie beginnen mit einer Reihe topographischer Karten und alter Abbildungen, die in Heliogravüre und Lithographie vom k. k. militär-geographischen Institute ausgeführt sind. Daran schließen sich vier große Bilder nach Gemälden von Ch. Brand aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts, welche das Schloß mit seinen Umgebungen von verschiedenen Seiten darstellen, in charaktervoller Radirung von L. H. Fischer nachgebildet. Verschiedene kleinere Radirungen schmücken außerdem den Text, theils die architektonischen Anlagen, namentlich die Franzensburg, theils Motive der Parkumgebung darstellend. Das architektonische Interesse ist bei Laxenburg bekanntlich nur gering und wird hauptsächlich durch eine große von Kozeluch in effectvoller Radirung behandelte Darstellung des Thronsaals in der Franzensburg mit seinem malerischen Gemisch von gothischen und Renaissanceformen vertreten. Es ist eins der schönsten Blätter dieser Art, von wundersamer Feinheit der Detailarbeit, die sich doch der Gesammtwirkung glücklich unterordnet. Der künstlerische Schwerpunkt des Ganzen liegt aber in den dreizehn herrlichen Radirungen von H. L. Fischer, welche die verschiedenen Partien der Anlage, namentlich des Parks mit seinen prächtigen Baumgruppen wiedergeben. Da sieht man mächtige Eichengruppen zunächst der Löwenbrücke, die Umgebung des Karpfenteichs, eine Partie des Parks mit dem alten Schlosse, eine riesige uralte Eiche am Wege zum großen Teiche, eine Espengruppe, die gothische Brücke bei effectvoller Mondbeleuchtung, den Wasserfall, den Birkenhain, eine Partie am großen Teich, den Karolinenhain mit seinen herrlichen Laubmassen und endlich eine Winterlandschaft mit dem Forsthaus. Einen werthvollen Anhang bildet das Urkundenbuch mit zahlreichen eingedruckten Abbildungen mittelalterlicher Siegel.

Obwohl diese prachtvollen Publicationen nur einer beschränkten Oeffentlichkeit dargeboten werden, ziemt es sich doch, denselben die gebührende öffentliche Anerkennung zu Theil werden zu lassen. Denn diese mustergültigen Prachtwerke bilden nur vereinzelte Glieder in der Kette künstlerischer Unternehmungen ersten Ranges, welche man der Kunstliebe des Wiener Hofes verdankt. Zusammen mit den früher erschienenen Werken über den kaiserlichen Lustgarten bei Wien, über die erlesenen Schätze der k. k. Waffensammlung und der Schatzkammer stellen sie eine Reihe von Schöpfungen dar, in welchen die edelsten der vervielfältigenden Künste im Wetteifer ihr Bestes geboten haben. Dem Grafen Crenneville aber besonders gebührt für diese in wahrhaft vornehmer Gesinnung durchgeführte Pflege künstlerischer Thätigkeit der feinsten Art eine volle Spende des Dankes. Verbinden wir damit die reiche Förderung, welche ebendort die Gesellschaft für vervielfältigende Kunst denselben Richtungen angedeihen läßt, die dann auch, wie wir eben gesehen haben, noch weitere künstlerische Unternehmungen nach sich gezogen hat, so erhalten wir das Bild einer Thätigkeit in den edelsten Gattungen der reproducirenden Künste, wie keine andere Großstadt, Paris nicht ausgenommen, es heutigen Tages bietet.

W. Lübke.

*) Monographie des kaiserlichen Lustschlosses Laxenburg, auf Allerhöchsten Befehl S. M. des Kaisers unter Leitung des k. k. Oberstkämmerers Franz Grafen Folliot de Crenneville herausgegeben von O. Ritter v. Leitner. Wien 1878.

Eine Schmähschrift gegen Molière.

Das Schauspiel wiederholt sich ziemlich häufig, und namentlich in unserer neueren Literatur: irgend Jemand fühlt sich berufen, gegen allgemein gültige Ansichten, die sich allmählich zu Glaubenssätzen gefestigt haben, aufzutreten und das Urtheil der

Digitized by Google

Welt als grundloses Vorurtheil zu bekämpfen. So ist es auch natürlich. Für Leute, die starke Muskeln besitzen, hat das Schwimmen gegen den Strom etwas Reizvolles. Es zeigt immerhin von einer nicht ganz gewöhnlichen Selbstständigkeit im Denken, wenn es Jemand unternimmt, seine der Allgemeinheit widerstrebende Meinung möglichst laut auszusprechen und sich abmüht, diese der Allgemeinheit aufzunöthigen.

Unter denen, welche sich in dieser Art von Polemik gegen die Mehrheit gefallen — „was ist die Mehrheit? Mehrheit ist der Unsinn," sagt Schiller —, muß man unterscheiden zwischen den Mohrenwäschern und Rettern, d. h. also solchen, die sich zu Vertheidigern einer ihrer Ansicht nach fälschlich beschuldigten Unschuld aufwerfen, und den Besudlern und Verderbern, denen es Freude macht, das Strahlende zu schwärzen und das Erhabne in den Staub zu ziehen.

Zu den ersteren und unstreitig sympathischeren gehören die wohlwollenden Menschen, die uns den Tiberius als einen Biedermann und die buhlerische Giftmischerin Lucrezia Borgia als eine vortreffliche Person darstellen; zu den letzteren die geifernden Zeloten, die „Nathan den Weisen" als ein unsittliches Machwerk verketzern, und die braven Spießbürger, die an Shakespeare den Maßstab ihrer Hausbackenheit anlegen und sich an ihren plumpen Fingern abzählen, daß der große Brite aus diesem oder jenem triftigen Grunde kein eigentlicher Dichter sein könne.

Dieser letzteren Sippe ist nun auch Louis Veuillot beigetreten. Louis Veuillot ist durchaus nicht der Erste Beste. Der streitbare Redacteur des ultramontanen „Univers" ist ein Mann von ausgezeichneter Bildung, von scharfem Verstande, wie ich glaube auch von tiefer Ueberzeugung, und sicherlich von einem seltenen schriftstellerischen Talente. Er ist ohne Zweifel einer der besten Stilisten Frankreichs. Seine Feder ist spitzig wie ein Dolch und giftig wie der Zahn der Natter; in der Polemik bis auf's Messer ohne Gnade und Erbarmen, ist ihm wohl keiner der lebenden Publicisten in Frankreich überlegen, kaum einer auch nur ebenbürtig. Er ist der bedeutendste und gefürchtetste Kämpe der katholischen Presse in Frankreich. Dieser merkwürdige Mann, dessen hohe schriftstellerische Befähigung es zu Wege gebracht hat, daß auch seine entschiedensten Gegner seine Schriften mit Interesse und sogar mit einer gewissen Freude an der originellen und kunstvollen Form lesen — Veuillot hat es nun unternommen, den populärsten und größten Dichter Frankreichs, Molière von dem Piedestal herabzuzerren, auf den die dankbare Nachwelt den Dichter des „Tartuffe" erhoben hat. „Molière et Bourdaloue" heißt das sonderbare Buch, das vor kurzem im Verlag der Generalgesellschaft des katholischen Buchhandels erschienen ist.*)

Zur Orientirung für diejenigen Leser, welche mit den französischen Persönlichkeiten des 17. Jahrhunderts nicht ganz vertraut sein sollten, sei hier bemerkt, daß der Jesuitenpater Bourdaloue ein wegen seiner Frömmigkeit und seiner Talente hochberühmter Priester unter Ludwig XIV. und einer der gewaltigsten Kanzelredner gewesen ist, die Frankreich besessen hat. Seine berühmten Fastenpredigten sind mit den oratorischen Meisterwerken der Griechen und Römer verglichen worden. Man hat ihn den „Demosthenes der Kanzel" genannt. In einer seiner Predigten hat Bourdaloue auch gegen Molières „Tartuffe" „gedonnert" — das ist das Wort, welches Veuillot selbst anwendet —, die Verehrer Molières haben den Dichter gegen den Jesuitenpater in Schutz genommen, und das ist es, was den Zorn des modernen ultramontanen Publicisten gereizt und ihn zu dieser ausführlichen, 270 Seiten langen Fehdeschrift, die ich in der Ueberschrift als eine Schmähschrift bezeichnet habe, veranlaßt hat. Für diese Bezeichnung bin ich den Beweis noch schuldig; ich will versuchen, ihn mit Veuillots eigenen Worten zu führen.

In der Vorrede führt Veuillot aus, daß er sich in seinem Gewissen gedrungen fühle, seine Ueberzeugung, daß Molière nicht den Begriffen eines ehrenhaften, anständigen Mannes entspreche, kundzugeben. Diese Ueberzeugung habe sich ihm durch ein genaues Studium des Dichters und Menschen aufgedrängt. Zu diesem Behufe erzählt Veuillot das Leben Molières in seiner Weise, d. h. er kehrt Alles zusammen, was irgend wie geeignet ist, Molières Andenken zu verunreinigen. Alles, was die Bosheit, der Neid und die Verleumdung gegen den Dichter vorgebracht haben, wird in boshaftester Weise wiedergegeben, und diese gehässige Caricatur soll das Lebensbild eines der reinsten und lautersten Dichter sein, welche die Welt hervorgebracht hat! Veuillot geht gründlich zu Werke, das muß man ihm lassen. Er fängt bei der Geburt Molières an und macht dem Dichter schon daraus einen Vorwurf, daß dieser in Paris geboren ist. „Molière ist," sagt er, „der erste der berühmten Schriftsteller, die in Paris geboren sind; nach ihm sind zu nennen: Regnard, der unter den Säulengängen der Hallen geboren, Voltaire am Platz Harlay, Beaumarchais in der Nähe der rue des Lombards, Beranger rue Montorgueil und endlich Scribe rue Saint-Denis — alle in der nächsten Umgebung der Hallen, und alle im Krämerladen oder dicht daneben." Man weiß, daß das Stadtviertel der Hallen in der guten Pariser Gesellschaft nicht in freundlichem Rufe steht. Grobheit im Ausdruck, Unfläthigkeit in den Geberden, Rohheit und Pöbelhaftigkeit sollen gerade da zu Hause sein. Die Malice, welche darin liegt, daß Veuillot besonders darauf hinweist, wie Molière gerade in diesem leidlich verrufenen Stadtviertel das Licht der Welt erblickt habe, und daß er ihn in die Gesellschaft von Voltaire und Beranger bringt, die den Ultramontanen ein Dorn im Auge sind, ist ersichtlich. Er erzählt nun weiter, wie Molière, nachdem er seine juristischen Studien absolvirt hatte, eines schönen Tages seine Studien und seine Familie im Stiche gelassen und sich zum Komödianten habe anwerben lassen. Die schöne Schauspielerin Madeleine Béjart sei seine Maitresse geworden, was nicht verhindert habe, daß deren Brüder seine guten Freunde geblieben seien. „Das ist," fährt Veuillot fort, „das erste Debut des Fürsten unserer Moralisten."

Da die Schauspieler in Paris schlechte Geschäfte gemacht hätten, wären sie etwa nach Jahresfrist auf und davon in die Provinz gezogen, und Molière sei ihnen gefolgt. Alles das ist richtig, wenn es auch in der Darstellung Louis Veuillots sich sonderbar genug ausnimmt. Der folgende Satz muß wörtlich citirt werden, weil er die Anschauungen des polemischen Schriftstellers mit einer Aufrichtigkeit kundgibt, der man zum mindesten den Muth nicht absprechen kann.

„Wenn der ehrsame Bürger der Hallen, der Tapezier Poquelin (Molières Vater) sich einen Verhaftsbefehl verschafft hätte, um seinen ungerathenen Schlingel an der Schwelle des Vagabundenlebens festzuhalten, so hätte er vielleicht drei oder vier Meisterwerke im Keime erstickt, aber er hätte gethan, was alle Tage viele Familienväter thun, die man lobt, weil sie ein wachsames Auge auf die Ehre ihres Namens und auf die Zukunft ihrer Kinder haben."

Veuillot scheint demnach allen Ernstes zu meinen, daß es kein großer Verlust wäre, wenn der „Misanthrop", „Tartuffe" und „die gelehrten Frauen" gar nicht geschrieben wären; und daß schließlich der alte Poquelin ganz vernünftig gehandelt haben würde, wenn er darauf bestanden hätte, daß sein Sohn, anstatt unsterbliche Komödien zu schreiben, ein mittelmäßiger Advokat geworden wäre.

In dieser Weise erzählt uns Veuillot das ganze Leben des Dichters und führt aus, daß Molière als Komödiant, der für Geld ein Mätzchen machen müsse, sich den Charakter gründlich habe verderben müssen; er gibt zu verstehen, obgleich diese Beschuldigung hundertmal widerlegt worden ist, daß Molière eine blutschänderische Ehe mit seiner eigenen Tochter eingegangen sei. „Durch diese Heirath versank Molière bis an den Hals in die Schamlosigkeit." Und in dieser liebevollen Art geleitet er ihn bis zum Tode.

Diese wunderliche Biographie Molières ist nur die Einleitung zu einer Kritik des „Tartuffe", die, wie man nunmehr

*) Molière et Bourdaloue par M. Louis Veuillot. Société générale de librairie catholique. Paris und Brüssel 1877.

Digitized by Google

als selbstverständlich annehmen wird, den Beweis zu führen sucht, daß das Meisterwerk der komischen Dichtung in Frankreich ein unsittliches, falsches, ja sogar ein unbedeutendes und langweiliges Stück sei. Wir erfahren aus dieser Kritik, daß „die guten Christen dieses Lustspiel als eine gehässige Verleumdung und eine der gottlosesten Vermummungen derselben Heuchelei, die jenes Stück gerade zu entlarven vorgibt, verabscheuen".*)

Aber nicht nur die guten Christen, auch alle Leute, welche guten Geschmack haben, müssen dieses Lustspiel verabscheuen. Denn Veuillot belehrt uns, daß sämmtliche darin auftretenden Persönlichkeiten bis auf Tartuffe gänzlich mißlungene Lustspielfiguren sind. „Cléant," sagt er Seite 204, „hat nur überflüssige Reden zu halten, Damis ist ein unbedeutender Laffe, Marianne eine Pensionärin, die für ihren Vater eine äußerst mittelmäßige Leidenschaft empfindet, obgleich sie sagt, daß sie sterben werde, wenn man ihr den andern Gatten gäbe. Aber die geheimen Regungen des Herzens eines jungen tugendhaften Mädchens gehören just zu denjenigen Dingen, die Molière niemals kennen gelernt hat. Dorine ist eine ebenso unwahrscheinliche wie vorlaute, schwatzhafte Base, Orgon ein vollendeter Tölpel, Elmire eine listige Bourgeoise, die auf den Richtigen wartet, alle miteinander im Grunde genommen albern oder nichtig."

Diese gänzliche Respectlosigkeit hat etwas um so Imposanteres als Veuillot es doch gar nicht nöthig hat, wie manche unserer neuesten durch die Freude am Scandal heraufgeschrobenen und durch die Geschmacklosigkeit geduldeten kleinen Kritiker, zu keifen und zu schimpfen, um überhaupt gehört zu werden; aber je weiter Veuillot voranschreitet, desto mehr wächst sein Zorn, crescit eundo. Auf Seite 214 sagt er schon von Molière: „Ich lasse sein elendes Leben bei Seite"; auf Seite 215: „Ich weiß ja, daß er nur ein armer Histrione aus schlechter Familie ist, ein Mensch, den sein böses Geschick zu dem häßlichen Handwerk nöthigt, den Leuten Späße vorzumachen." Auf Seite 255 und ff. führt er den größten Schlag aus; da kommt er zu dem „Hauptgebrechen des Molière'schen Genius". „Seine Seele war liebeleer, deswegen hat er auch nichts hervorgebracht, was auf das Menschengeschlecht auch nur den geringsten guten Einfluß ausüben könnte; deswegen geht durch seine ganze Schöpfung ein trauriger, tieftrauriger Zug, etwas Verzweifeltes. Jede reine Seele muß bei einer Molière'schen Komödie tief verstimmt werden, jeder zartfühlende, ehrenhafte Mann muß es bedauern, darüber zu lachen. In Molières Augen ist das Weib das verwerflichste Wesen und die Liebe die feigste und unbezwinglichste Schwäche. In dem ganzen Molière'schen Theater findet man auch nicht eine einzige Gattin, Mutter, Jungfrau oder Geliebte von rechter Art, sammt und sonders verschmitzte und verschlagene Geschöpfe, die zu jedem abenteuerlichen Streiche bereit sind, oder alberne Gänse oder Schwätzerinnen oder langweilige Lustspielpuppen, die mit ihrem thörichten Liebesgetändel die Pausen ausfüllen bis die richtigen Personen auftreten. Sittenreinheit, Respect, Glaube, kindliche Zärtlichkeit, mütterliche Liebe, Ergebenheit und Keuschheit, das sind Dinge, von denen er nichts weiß. Molière hat anscheinend nicht einmal geglaubt, daß ein Weib solche Tugenden besitzen könne."

So schreibt Veuillot über den Schöpfer der lieblichsten Frauengestalten, welche je die Bretter beschritten haben, über den Schöpfer der Agnes, der Elmire, der Eléante, der Henriette! Man darf sich demnach auch nicht wundern, wenn Veuillot auf der letzten Seite zu folgendem ungemein aufrichtigen, nur etwas zu pathetischen Schlusse kommt: „Und nun kann ich ruhig an den Statuen vorübergehen, die man auf einigen unserer Plätze errichtet hatte, ich kann es ruhig mit anhören, wenn die französische Akademie bedauert, daß er ihrem Ruhme fehle.**) Ich kann es erdulden, daß hohle und lächerliche Schwätzer, Lakaien der Popularität der Sünde, ihre mit Adjectiven überfüllten Phrasen aufeinanderhäufen, um ein Piedestal von Muth diesem Schmeichler zu errichten, einen Kranz von Freimuth diesem Lügner zu Füßen zu legen, einen Ruf von Tugend diesem Sittenverderber zu machen. Ich habe gesagt, was ich zu sagen hatte. Liberavi animam meam."

Schmeichler, Lügner, Sittenverderber! — Das also ist der Dichter des „Tartuffe" und des „Misanthrop", wie ihn der ultramontane Führer seinen Gläubigen schildert! Solche Schmähungen widerlegt man nicht, weder in adjectivreicher Prosa noch in anderer; man citirt sie einfach. Veuillot hat nun die stolze Genugthuung, sein bemerkenswerthes Talent der schlechtesten Sache, der Profanation zur Verfügung gestellt zu haben. „Liberavi animam meam!" ruft er befriedigt aus. „Nun habe ich Gift und Galle gespieen, nun habe ich alle Gehässigkeit, die ich in mir angesammelt habe, an den Mann gebracht." Wohl ihm! Ihn hat's erleichtert, Molière hat es nichts geschadet, und nun hat die liebe Seele Ruhe.

Paul Lindau.

*) Les chrétiens la détestent comme une odieuse diffamation et l'un des plus pervers déguisements de cette hypocrisie même qu'elle prétend démasquer.

**) Bekanntlich hat die französische Akademie die Büste Molières, der nicht zu ihren Mitgliedern gehörte, in ihrem Saale aufgestellt, mit der Unterschrift: „Nichts fehlte seinem Ruhme, nur er fehlte dem unsern."

Aus der Hauptstadt.

Königliches Schauspielhaus.

Mittwoch, den 27. März.

Das erlösende Wort. Lustspiel in 1 Act von Berthold Auerbach. In Scene gesetzt vom Regisseur Deetz.

Nicht ohne eine gewisse Beklommenheit ging ich am Abend dieser ersten Aufführung meinen Weg zum Schauspielhause. Handelte es sich doch um den Erfolg oder Mißerfolg der Arbeit eines allverehrten Dichters und Menschen, der auf anderem Gebiete unter den Besten seiner Zeit genannt wird, während ihn die Geschichte der dramatischen Literatur nur als den Verfasser zweier, vor mehr als einem Vierteljahrhundert erschienenen und bald der Vergessenheit anheimgefallenen Bühnendichtungen bezeichnet. Wird der dramatische Johannistrieb Auerbachs kräftiger, lebensvoller sein, als der Märztrieb es gewesen? Doch ich beschwichtigte meine Bedenken schnell genug: der Reiche bleibt reich, selbst wenn er einige Hundert verliert, und wenn Jemand, wie Auerbach, eine Generation durch den Adel seines poetischen Schaffens erfreut und erziehen geholfen hat und diesmal wirklich einen Fehlschritt vom Wege gethan haben sollte, er bleibt uns dennoch was er bis heut geblieben ist, der Dichter, welcher uns einst die Schwarzwälder Dorfgeschichten erzählt und der durch eines seiner ergreifendsten Werke auf der Höhe der deutschen Romanliteratur steht. Uebrigens ist ja auch, wie unser Dichter seinen Professor König gelegentlich einmal sagen läßt, „der Pessimismus die Phylloxera am Weinstock des Lebens", und so, gewissermaßen an der Hand des Dichters und umschwebt von der Erinnerung an die Fülle edelster Eindrücke, die ich ihm gleich Allen, die da um mich saßen, zu danken hatte, lauschte ich seinem Worte, bis unter rauschendstem Beifall der Vorhang fiel, um sich zweimal oder öfter wieder zu heben. Also ein Erfolg und kein geringer, „der Intellect tritt zurück, die Thatsache vollzieht sich elementarisch" — nochmals mit Auerbachs Professor zu reden. Aber dennoch! Handelt es sich hier wirklich um eine Arbeit, die als ein Gewinn für die Bühne oder ein naturgemäßes Ergebniß aus unseres Dichters ganzem Entwicklungsgange sich kennzeichnet?

Ich glaube diese Fragen nicht bejahen zu sollen, denn Angesichts all' des Bedeutenden, das uns als der Ausdruck seines poetischen Könnens werth geworden ist, erscheint dieses Lustspiel Auerbachs im günstigen Falle wie ein freundlicher, liebenswürdiger Scherz, vielleicht durch eine äußere Gelegenheit veranlaßt und für dieselbe bestimmt, um mit ihr zu verrauschen; als ein Ergebniß der guten Laune eines hochstehenden Dichters, welches man als solches hinnimmt und höchstens dadurch kritisirt, daß man bei sich denkt, „der könnte unter Umständen wahrscheinlich mehr, viel mehr". Ich gehe wohl nicht irre, wenn ich voraussetze, daß Berthold Auerbach ähnlich denkt und dieses Lustspiel gleichsam als eine Antritts-Visitenkarte betrachtet, die er nach fünfundzwanzigjähriger Trennung von der Bühne (er hat in dieser Zeit, Gott sei Dank, uns immer

Digitized by Google

nahe gestanden), als ein Zeichen der Rückkehr, bei ihr abgibt, um bald in intimere Beziehungen zu ihr zu treten. Aber wie im Leben nach so langer Abwesenheit selbst aus dem einstigen Herzensfreunde ein verhältnißmäßig Fremder wird, so ist dies im erhöhten Maße mit der Bühne der Fall. Nun hat der Dichter des „Andree Hofer" und des „Wahrspruch" niemals intime Beziehungen zu ihr unterhalten und wenn seine Visitenkarte „Das erlösende Wort" von ihr mit allen Zeichen der Sympathie aufgenommen worden ist, so soll er sich doch nicht der Erwägung entziehen, daß er ihr von dem Dichter der „Dorfgeschichten", dem Schöpfer von „Auf der Höhe", kurz von einem der feinsinnigsten Erzähler und einer der liebenswürdigsten Erscheinungen unserer zeitgenössischen Literatur auf das Angelegentlichste empfohlen ist und daß eine solche Einführung die Wärme des Empfanges bedingt. Um sich dieser mächtigen Empfehlung für die Dauer würdig zu zeigen, dazu gehört mehr als ein erlösendes Wort und mehr als eine ganze Reihe solcher Worte, mögen sie auch noch so sehr den vertrauten Umgang mit dem hohen Beschützer verrathen. Noblesse oblige! Julius Hagen.

Opern und Concerte.

Etelka Gerster im Königl. Opernhause. Amina. Traviata. Italienische Oper bei Kroll. Barbier. Traviata. Signora Saurel. „Die Glocken von Corneville" im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater. Concerte: Herr v. Schlözer. Gebrüder Thern. Componist Otto Dorn. Componist Munzinger. Pianist Fälten. Frau Materna.

Die Hoffnung, daß nach der sehr bewegten Wintermusiksaison das nahende Frühjahr mehr Knospen, weniger Concerte ꝛc. bringen würde, hat sich nicht bestätigt, es scheint vielmehr, als ob die neuen Erscheinungen jetzt noch gedrängter aufeinander folgen wollten, als ob es in der Musiksaison ginge wie mit dem Eisstoß auf großen Flüssen, bei welchem nach dem ersten Hauptgange eine scheinbare Lücke entsteht, der Fluß frei zu sein scheint, und dann plötzlich große Schollen kommen, die sich sogar manchmal stauen. — Und ist es nicht eine wahre Stauung zu nennen, wenn in demselben Augenblicke drei bedeutendste italienische Gesangskünstlerinnen in Berlin weilen und wirken, wie Etelka Gerster, Signora Saurel und Signora Trebelli? Die letztgenannte ist eine seit Jahren hochgeehrte Künstlerin, deren Stimme und Vortragsweise nunmehr allerdings der Zeit den Zoll entrichten mußte; sie hat nach wenigen Gastspielen an der Königl. Oper Berlin verlassen; also haben wir uns jetzt mit den beiden Künstlerinnen zu beschäftigen, die noch bei uns weilen, und die beide gleichzeitig auf verschiedenen Bühnen der Hauptstadt den schönen italienischen Gesang vertreten: die hochgefeierte, immer liebe, oft entzückende Gerster (nunmehr Frau Gerster-Gardini) und Signora Saurel, die für Berlin eine ganz neue und überraschende Erscheinung war. Die erste Vorstellung der italienischen Oper bei Kroll, „der Barbier von Seviglia", war, gelinde gesagt, eine recht wenig erfreuliche; nur der Baritonist Herr Giannini erweckte einiges Interesse; den Anderen gegenüber ist Schweigen die nachsichtigste Beurtheilung. Man konnte also nach der ersten Erfahrung nur mit einiger Scheu in die zweite Oper „Traviata" gehen. Zumal mir fiel der Gang recht schwer; ich hasse die Traviata, die allerdings in besonderer Gunst der Primadonnen steht. Verdis großes Talent kann ja Niemand bestreiten. Er ist der einzige italienische Componist, dessen Werke, sich auf allen Bühnen erhalten; und eine solche Herrschaft ist besonders in der ernsten Oper ohne eine sehr bedeutende Kraft nicht zu erlangen, noch weniger zu behaupten. Rigoletto, Ernani, Trovatore, Aïda und Traviata enthalten gewiß Scenen, welche eine unmittelbare große Wirkung im Publicum erzeugen. Aber mir fehlt das richtige Verständniß für die italienische Oper von der zweiten Hälfte der Donizetti'schen Periode (die komischen Opern Don Pasquale, Liebestrank und Maria ausgenommen, von denen die beiden ersten Meisterwerke sind). Ich schwelge noch immer in Bellini'schen Melodien, auch die Lucia von Donizetti ist mir angenehm, die neuere „dramatische" italienische Musik läßt mich kalt, und die „Traviata" ist mir zuwider, obwohl sie fast noch als die melodiöseste Oper Verdis gelten kann. Ich schicke das Alles voraus, um darzulegen, wie sehr bedeutend die Leistung der Signora Saurel sein mußte, um mich ganz vergessen zu machen, Was sie sang, und meine ganze Aufmerksamkeit auf das Wie zu leiten. Sie ist entschieden eine der besten dramatischen Sängerinnen der italienischen Schule. Ihre reine, kräftige, in der Höhe besonders volltönende Mezzo-Sopranstimme, vollkommen geschult, befähigt sie, jeder Empfindung den richtigen Ausdruck zu geben, ohne eine Unzulänglichkeit der physischen Mittel zu fürchten. Und der Ausdruck, den sie den Empfindungen, auch den heftigsten verleiht, ist immer ein künstlerisch edler, vollkommen ästhetisch geläuterter, daß man sich dessen nur freuen kann. Hier ist doch wieder ein Beweis geliefert, daß Kraft und Leidenschaftlichkeit und Befolgung der Gesetze des Schönen gar wohl vereinbar sind. Gerade diese Rolle der „Traviata" bietet gar manche Scenen, in welchen die Darstellerin mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Will sie der Heldin das moralisch Widrige benehmen, dann erscheint sie kalt und temperamentlos, und der Zuschauer fragt sich: Warum Traviata? Will sie die Rolle in ihrer ganzen sentimentalen Nichtsnutzigkeit wiedergeben, dann läuft sie alle Augenblicke Gefahr, die stärksten Uebertreibungen anzubringen, und dem Hörer, welcher weder für sprechende noch singende Cameliendamen Begeisterung fühlt, welcher also nicht auf der Höhe des Alfredo Germont steht, nur Widerwillen einzuflößen. Alle diese Gefahren hat Signora Saurel mit künstlerischem Takte und künstlerischem Verständnisse vermieden und eine wahre Meisterleistung geboten. Die große Scene im zweiten Acte, das Zwiegespräch mit dem Vater, der Abschied von dem Geliebten, das öftere Zurückkehren, die Leidenschaft und die Liebe, alles das war mit größter dramatischer Wirksamkeit, und doch mit dem feinsten Gefühle wiedergegeben; und in der sehr gefährlichen Arie zu Anfang des letzten Actes, in welchen die so beliebten Affecte des Halbwahnsinns vorherrschen, zeigte die Künstlerin ebenso viel Kraft und Leidenschaft als genaue Kenntniß der Schönheitsgrenzen. Die Signora wird auch gesehen haben, wie sehr das Berliner Publicum derartige Leistungen zu würdigen versteht. Während im ersten Acte noch die Claque (die in dieser „stagione" ganz besonders ungeschickt hervortritt) allein applaudirte, erschollen vor Beginn des zweiten die Bravi aus den Reihen der vorderen Bänke, bis nach den oben angedeuteten Scenen enthusiastischer Beifall von allen Seiten der Künstlerin bewies, daß sie das Rechte getroffen. Fassen wir nun die Eindrücke in ein Urtheil zusammen, so muß dasselbe lauten: Signora Saurel ist keine eigentlich lyrische, keine Coloraturjängerin (obwohl sie einen sehr schönen Triller hat), aber in Gesang und Darstellung kann sie den besten dramatischen Sängerinnen der italienischen Schule beigezählt werden, und ich bin überzeugt, der geneigte Leser, der sich durch diese Zeilen bewegen läßt, die Signora einmal in einer dramatischen Rolle anzuhören, wird diesem Urtheile (mehr oder weniger) beistimmen.

Was soll ich nun von Frau Gerster sagen? Die Leser dieses Blattes werden sich wohl erinnern, wie dasselbe im verflossenen Jahre gleich beim ersten Auftreten die damals noch ganz unbekannte Sängerin gepriesen und als einer glänzenden Zukunft entgegen schreitend bezeichnet hat. Bei dieser Voraussagung, die bald eingetroffen war, wurde ich nicht von den herrlichen Eigenschaften der Künstlerin allein bestimmt, sondern und in höherem Grade von dem Umstande, daß sie mit all' ihren Eigenschaften und Schwächen eine Individualität bildet, und weil eine solche immer über kurz oder lang ihren Zauber ausübt. Es kommt im Kunstleben gar nicht selten vor, daß ausübende Musiker oder Schauspieler Vieles bedeutend weniger gut ausführen als Andere, daß ihnen nicht unbedeutende Fehler nachgewiesen werden können, und daß sie bei Allem doch viel mehr Wirkung hervorbringen, zu größerem Rufe gelangen, als Andere, die so Manches viel „besser machen", an denen fast gar nichts getadelt wird; daß der Ruf der Begünstigten ein andauernder bleibt, mit den Jahren zunimmt, und daß selbst die Beurtheiler, welche auch das Publicum zu beurtheilen verstehen, und zwischen Mode- und wahrem Enthusiasmus genau unterscheiden, dennoch die Berechtigung des großen Erfolges er- und anerkennen. Der Grund dieser Erscheinung ist vor Allem darin zu suchen, daß die so begünstigten Künstler etwas für sich allein haben, was ihren Leistungen ein besonderes Gepräge verleiht, ihre Fehler vergessen macht, ihre guten Eigenschaften in besonders glänzendem Lichte erscheinen läßt. Ich erinnere mich, wie vor vielen, vielen Jahren die große Sängerin Ungher (spätere Madame Sabatier) in der Wiener italienischen Oper erschien, mit einer ausgesungenen schrillen Stimme, mit einer durchaus nicht bestechenden äußeren Erscheinung, wie sie in Lucrezia Borgia und in Belisario alle ihre Vorgängerinnen mit den schönsten Stimmen verdunkelte, wie sie den größten Enthusiasmus besonders bei den Musikern erregte, wie die liebenswürdigen Wiener immer räsonnirten: „Die Person hot gor ka Stimm", und wie sie dabei immer applaudirten, daß kein Handschuh im Hause ganz blieb. Aehnliche

Digitized by Google

Erscheinungen haben sich später bei Rubinstein und Tausig*), bei Niemann und in noch anderer Richtung, d. h. nach der des nicht Leidenschaftlichen, sondern Angenehmen, Lieblichen, Reizvollen, bei der Jenny Lind, bei Sarasate, und jetzt wieder bei der Gerster gezeigt. Sie sind eben Individualitäten, die Einem oft im selben Momente, wo man sich an eine andere bessere Ausführung dieser oder jener Stelle erinnern möchte, gleich wieder durch Etwas an sich reißen, das eben nur ihnen gehört. So erging es manchem Besucher der „Traviata"; ich für meinen Theil hätte mir niemals die Bürde auferlegt, diese Oper nochmals zu hören, wenn nicht die Gelegenheit zu einer Vergleichung mit Signora Saurel so nahe lag, daß sie nicht unbenutzt bleiben durfte. Und diese Vergleichung hat erst recht erkennen lassen, wie die Gerster durch Individualität wirkt. Ihre Stimme reicht nicht aus in dem dritten (mir höchst widrigen) Acte, in welchem stärkere Accente und excentrisches Spiel nothwendig sind; hier muß auf die Leistung der Signore Saurel hingewiesen werden. Aber in den ersten zwei Acten ist die Gerster unvergleichlich, und in jener Abschiedsscene des zweiten, für deren Ausführung im Anfang dieses Artikels der Signore Saurel großes und verdientes Lob gezollt worden ist, war Gesang und Spiel der Gerster von einem so ganz individuellen und dabei auch immer natürlichen und edlen Gepräge, daß ich nicht bereue, die „Traviata" binnen 8 Tagen zwei Mal gesehen zu haben. Der Liebreiz der Stimme, besonders in den höheren Lagen, die Sicherheit und unglaubliche Geläufigkeit ihrer Läufe, der vollkommen künstlerische Geschmack in der Virtuosität und der schöne immer noble Vortrag werden diesem Lieblinge des Berliner Publicums überall die gleiche Anerkennung erwerben; es mag sein, daß dort, wo vor Allem große Brillanz und Kraft gefordert wird, diese Anerkennung langsamer kommt, aber wo immer Verständniß für wahrhaft edlen und fein-schönen Kunstgesang vorhanden ist, wird sie nicht ausbleiben. Daß der Enthusiasmus groß war, braucht wohl nicht erst berichtet zu werden.

Wenn ich nun unmittelbar nach den italienischen Sängerinnen von dem Concerte der Frau Materna spreche, so geschieht das, weil die genannte Künstlerin den Ruf einer bedeutenden deutsch-dramatischen Sängerin genießt, und diesen Ruf im Jahre 1876, während des Festspiels in Bayreuth, gefestigt hat, und weil die Erwartung, daß sie im Concertsaale, wenn auch nicht Bedeutendes im Kunstgesange leisten, doch eine gewisse künstlerische Eigenthümlichkeit zeigen werde, eine vollkommen gerechtfertigte war; und weil es interessant erschien, eine moderne dramatische deutsche Sängerin mit einer solchen italienischen zu vergleichen. Aber es mangelt jeglicher Anhaltspunkt. Was Frau Materna in ihrem Concerte geboten hat, läßt sich gar nicht in irgend eine Rubrik von Kunstleistungen bringen. Sie mußte vor Allem solche Vortragsstücke wählen, welche ihren Gewohnheiten entsprachen, hochdramatische, sehr leidenschaftliche Arien, in welchen man den Naturalismus, den Mangel an künstlerischer Bildung erträgt, wenn bedeutende Anlagen, große Stimme, physische Kraft und Ausdauer eine unmittelbare Wirkung erzeugen. Als Frau Materna vor vier Jahren im Wagnerconcerte die Scenen der Brunhilde sang, als sie 1876 in Bayreuth die furchtbar anstrengende Partie während dreier Cyclen und der größten Hitze sang, war sie noch in ungeschwächter Vollkraft ihrer Mittel, und mußte einen durchschlagenden Erfolg gewinnen. Vielleicht — ich sage vielleicht — wenn sie nur derartige Scenen auf ihr Programm setzte, wäre es ihr gelungen, das Interesse der Hörer zu erwecken. Sie stellte sich dann wenigstens auf den Standpunkt, auf welchem sie sich behaupten konnte. Aber Lieder wie „die Allmacht" von Schubert liegen ihr sehr, sehr ferne, und das Lied von Gericke, das sie neben einem von Brahms sang, liegt Jedermann ferne. So war denn dies ganze Unternehmen von vorne herein ganz unzweckmäßig begonnen, und fiel auch darnach aus. Das Publicum, von welchem ein großer Theil in der besten Vorstimmung gekommen war, verhielt sich zuletzt sehr kühl.

Das Friedrich-Wilhelmstädtische Theater brachte eine neue aus Paris importirte komische Operette „Die Glocken von Corneville", componirt von Planquette; der französische Textdichter ist nicht, als Uebersetzer E. Dohm genannt, der so viele französische Libretti in genialster Weise acclimatisirt hat, und dem von Herzen eine seiner würdigere Aufgabe zu wünschen war, als daß er oleum et operam an diesen Abklatsch aller möglichen alten Gestalten der halb sentimentalen Vaudevilles einer entschwundenen Zeit wendete, daß er hier und da wahrhaft scharmante Verse dichtete, und doch dem Werke keine rechte Lebensfähigkeit verleihen konnte. Weder ihm noch der Direction darf ein harter Vorwurf erhoben werden. Wenn einmal eine gewisse Waare vom Publicum gesucht wird, dann muß der Kaufmann sie holen, wo sie fabrizirt wird. Das neueste Pariser Fabrikat „Die Glocken 2c." hat allen Nachrichten zufolge am Orte selbst sehr gefallen, ergo mußte es importirt werden. Allerdings hätte die Direction einige wichtige Umstände nicht außer Acht lassen sollen: vor Allem die Stellung des Theaters, auf welchem diese Operette in Paris gegeben wurde, und die Art der Besetzung. Ohne von jener oder dieser auch nur die mindeste Kenntniß zu besitzen, glaube ich doch behaupten zu können, daß am Pariser Theater der Darsteller des „Gaspard" nicht der gewöhnliche Träger der chargirtesten komischen Rollen ist, wie hier Herr M. Schulz, der unvergleichlichste Reformpascha in „Fatinitza" und der viel gepriesene Schließer des „fidelen" Gefängnisses, dem hier die unbegreifliche Aufgabe gestellt ward, die Rolle eines alten reichen hypochondrischen, brütenden halb verrückten, und sehr viel und pathetisch singenden Bauern durchzuführen. Ebenso läßt sich, ohne irgend Jemandem weh zu thun, mit Sicherheit behaupten, daß die Pariser „Thymiane" über bedeutendere Stimmmittel zu verfügen hat, als das sonst recht verwendbare Fräulein König. Das sind aber die Hauptrollen, weil sie beide schärfste Gegensätze bilden. Die anderen fanden in Fräulein Kren, in den Herren Brandt und Swoboda sehr gute Vertreter. Ueber den Text habe ich schon meine Meinung gesagt; von der Musik ist auch wenig Günstiges zu berichten. Es ist mir unbegreiflich, wie eine derartige Zusammenstellung von Reminiscenzen aller Art in Paris Gefallen finden konnte; diese Reminiscenzen werden nur wenige Male von Stellen unterbrochen, denen man den fremden Ursprung nicht nachweisen kann; dagegen ist es auch dem freundlichsten Willen nicht möglich, sie als originell oder bedeutend anzuerkennen. Auch die musikalische Arbeit ist nicht zu loben; die Franzosen verwenden sonst ziemlich viel Sorgfalt auf die charakteristische Instrumentation, auf prickelnde Rhythmik und auf recht scharfe Declamation. Von allem dem wird man in den „Glocken" wenig finden; vielmehr läßt sich fast überall eine große Nonchalance der Arbeit nachweisen. Im Anfange schien es, als ob der Componist auf die Frauenchöre ein gewisses musikalisches Gewicht gelegt hätte, aber die Täuschung wich bald — und es war nicht schwer zu entdecken, daß der Schwerpunkt dieser Chöre nicht auf die Musik berechnet sein konnte. Ob in dieser einiges wirkliches Talent „latitirt", das einmal später erst frei werden kann, das vermag ich nicht zu entscheiden, möchte nicht gern absprechen, kann aber auch für Zuerkennen keine Anhaltspunkte gewinnen. — Die Aufführung war im Ganzen eine gute, das Zusammenspiel ließ nichts zu wünschen übrig, die Chöre und Orchester hielten sich gut. Der Erfolg überstieg eine mäßige Temperatur nicht. Das Publicum ist auch jetzt einerseits von den verschiedenartigsten künstlerischen Erscheinungen angezogen, andrerseits übermüdet. Hoffen wir, daß das lustige Theater in günstigerem Momente ein recht unterhaltendes und zu lobendes Werk seiner Gattung bringen wird.

Herr von Schlözer hat ein Concert gegeben, in welchem er ein recht interessantes Quintett von Metzdorff neben mehreren Bravourstücken zu Gehör brachte, die seine große Eleganz und Virtuosität in bestem Lichte erscheinen ließen. Daß diese glänzenden Eigenschaften den größeren Theil seiner musikalischen Individualität bilden, welche tiefer liegende in geringem Maße birgt, ist schon einmal angedeutet worden.

Die Brüder Thern, die seit Jahren das Unisono- und Zusammenspiel pflegen, und darin zu einer ganz außerordentlichen Geschicklichkeit gelangt sind, haben ein Concert gegeben, worin sie nicht nur neue Beweise dieses Talentes, sondern auch von wahren Fortschritten in musikalischer Auffassung vorführten. In demselben ist auch ein Fräulein Bernhardt, Schülerin von Fräulein Jenny Meyer, meines Wissens hier zum ersten Male aufgetreten und hat durch angenehme Stimme und überraschende Kehlengeläufigkeit und Sicherheit einen entschiedenen Erfolg errungen.

Ein Herr Fälten, „Pianist aus Frankfurt", gab ein Concert. Es leben in Berlin Clavierlehrer, die keine Concerte geben und besser rhythmisch und mit viel mehr künstlerischem Vortrage spielen, als Herr Fälten. Also kann man seine künstlerische Wirksamkeit mit den Worten der alten Erzählung bezeichnen: Er lebte, nahm ein Weib (oder auch nicht) und starb.

Die vorletzte Woche brachte zwei große Orchesterconcerte mit neuen Compositionen. Herr Otto Dorn (der jüngste Sohn des würdigen Hof-

*) Liszt und Joachim stehen „hors concours".

Digitized by Google

kapellmeisters, der 20 Jahre lang an der Hofoper gewirkt hat) war schon vor einigen Jahren des Meyerbeer-Preises würdig gefunden worden, und wollte nunmehr zeigen, daß seine Fortschritte dem Beginne entsprachen. Er führte eine Symphonie, eine Abendmusik, eine große Ouverture und Lieder vor. Von diesen Compositionen war die Symphonie die werthvollste. Sie bekundet ein großes technisches Geschick und angenehme, wenn auch gerade nicht eigenthümliche Erfindung. Die thematischen Durchführungen und die Instrumentation geben Zeugniß von bester Schule und positiven Anlagen. Das Scherzo ist ein recht anmuthiges, und mit vielem Geschmack durchgearbeitetes Stück, das auch entschieden allgemeinen Beifall fand und wiederholt werden mußte. Weniger ansprechend waren die Lieder, welche Fräulein Kirsten vortrefflich sang. Der junge Componist dirigirte das Orchester selbst und zeigte die Ruhe und Sicherheit eines alten Kapellmeisters.

In dem dritten Concerte des Tonkünstlervereines, welches in der Singakademie abgehalten wurde, kam unter Anderem ein Chor und eine Symphonie von Munzinger zu Gehör. In dem ersten zeigte sich so viel Talent und angenehme Erfindung, daß man mit gutem Gewissen dem jungen Componisten rathen darf, den Weg, den er dort gewählt hatte, wieder aufzusuchen, weil derselbe ihn ganz bestimmt zum freundlichen Erfolg führen wird, und ja nie mehr den zu betreten, auf welchem er während der Composition seiner Symphonie gegangen war. Manche der darin auftretenden Ideen mag ja „recht interessant" sein; aber der Mangel des Zusammenhanges, die Formlosigkeit und die ermüdende Länge verwischen nur zu bald den Eindruck, den irgend ein auftauchender Gedanke momentan erzeugen gekonnt. Ich möchte gewiß einen jungen Künstler nicht entmuthigen; aber da er nach meiner festen Ueberzeugung Talent besitzt, so erscheint es mir als die erste Pflicht, ihm zu rathen, wie er sein Talent zur Entfaltung und Geltung bringen kann, und zu warnen, daß er es nicht selbst zerstöre.

Im selben Concerte spielte der treffliche Künstler auf dem Cello Herr Hausmann ein Concert von Hoffmann, das als eine angenehme Bereicherung der sehr spärlichen Celloconcerte zu betrachten ist. Der erste Satz und das Andante sind sehr anmuthig, mit vieler Feinheit gearbeitet. Das Finale ist allerdings viel schwächer und ist ein sehr ähnliches Kind des Mendelssohn'schen Violinconcert-Rondos. Aber es wirkt gut, und das ist keine zu unterschätzende Eigenschaft eines Concertstückes. H. Ehrlich.

Notizen.

Der Congreß wurde Ende voriger Woche überall als gescheitert angesehen und man dachte nicht viel mehr daran als an den vergangenen Carneval. Wer die vorletzte Chronik in diesen Blättern mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hat, wie das vom ernsten Politikern stets geschehen sollte, konnte über das Schicksal des Congresses schon damals, das heißt also vor vierzehn Tagen, nicht mehr im Zweifel sein. Allerdings gab es hartnäckige Optimisten, die das Wiederaufleben des todtgesagten Patienten bis zum letzten Augenblicke für möglich hielten und daran glauben wollten, bis das Project wie so viele seiner Vorgänger in der modernen Geschichte vergessen sein würde. Wir hatten uns übrigens bei der letzten Besprechung des Gegenstandes mit der Voraussicht den Rücken gedeckt, daß der Congreß entweder reüssiren, oder nicht zusammentreten, oder nach der Eröffnung mißlingen, oder endlich nach dem Echec behufs eines neuen Friedensversuches wieder galvanisirt werden könnte. Man wird jetzt unter allen Umständen eingestehen dürfen, daß Berlin als Congreßort die unglücklichste Wahl war, welche man treffen konnte. Die Folgen konnte sich Jeder ohne sonderliche Mühe ausmalen. Das Bild stellte sich etwa so dar: Der Congreß wird feierlich eröffnet. Die Zeitungen berichten darüber und die fremden Diplomaten, voran die Engländer, werden nach gastfreundlicher Landessitte verspottet. Während sich die Mitglieder des Congresses das Geheimniß der Berathung auf Ehrenwort versprechen, erwarten neuigkeitslüsterne Redactionen zur Befriedigung der Abonnenten tägliche Sitzungsprotokolle von ihren Correspondenten. Die Ergebnisse des europäischen Areopags, an welchen das Wohl und Wehe von Tausenden hängt, werden das Object der gewöhnlichen journalistischen Concurrenz. Zahllose our owns belagern die Gesandtschaften und das telegraphische Personal reicht für die Expedition der Sensationstelegramme nach allen Weltgegenden nicht aus. Jede unbequeme Nachricht wird officiös dementirt und das Publicum geräth durch das Hin und Her der Gerüchte, Behauptungen und Widersprüche in eine heillose Confusion. Dazu die unausbleiblichen langathmigen Leitartikel und eine nie versiegende trostlose Polemik der öffentlichen Blätter. Auch bei der Aufführung dieses letzten oder vorletzten Actes des orientalischen Dramas würden die verschiedenen Parteiorgane mit der gegenseitigen liebenswürdigen Bezeichnung der Türken- oder Russenfreundschaft natürlich um sich werfen. Ganz unerwartet machte neulich ein Oxforder Professor in einem englischen Blatte darauf aufmerksam, daß bei den gebräuchlichen Schimpfwörtern: Turcophilen oder Russophilen die griechische Silbe an die unrichtige Stelle gesetzt werde, wie das Beispiel der Philhellenen beweise, wo sie vornan stehe. Jene Worte, die jetzt als Injurien gelten, würden dagegen Leute bedeuten, die von den Türken oder Russen geliebt würden, woran doch Niemand bei der Anwendung denke, vorausgesetzt, daß jene barbarischen Völkerschaften der Liebe gegen ihre Anhänger überhaupt fähig wären. Um sich correct zu beleidigen, müßte man sich also Philotürke oder Philorusse tituliren. Solche Versündigungen gegen die Grammatik sowie gegen die Erfordernisse der bürgerlichen Moral sollten uns wenigstens in unmittelbarer Nähe diesmal lieber nicht zugemuthet werden. Wir können solche Versammlungen in Berlin wirklich nicht brauchen. Wir haben mit unseren eigenen Krisen und Schwierigkeiten schon vollauf zu thun. Unser Ministerium muß neu recrutirt, unsere Steuern müssen erhöht, Reichstag und Nationalliberale nöthigenfalls an die Wand gedrückt werden. Die öffentliche Aufmerksamkeit wird dadurch hinlänglich in Spannung gehalten und es genügt dies vollkommen für das Bedürfniß des täglichen Klatsches. Politische Nekrologe zu Ehren der verabschiedeten Minister, welche diese bei lebendigem Leibe lesen müssen, biographische Skizzen der Nachfolger, mehr oder weniger gut erfundene Anekdoten aus den Coulissen der Ministerkrisis, das Alles füllt in ergiebigster Weise die Spalten der Blätter, die für die wechselnden Scenen eines europäischen Congresses keinen Raum erübrigen und höchstens die darüber aus Paris oder London telegraphirten Gerüchte aufnehmen könnten. Lyons und Andrassy, Gortschakow und Hamburger, Waddington und Corti, inclusive die bewußten Paschas können sich die Reise ersparen. Nur Ignatiew entbehren wir ungern. Er hätte sich von den Zeitungsschreibern interviewen lassen und ihnen so sehr interessante Flunkereien aufgebunden. Nur ungern verzichten wir auf sein Erscheinen. Vielleicht führt ihn das neuprojectirte Dreikaiserverhältniß am Ende doch nach Berlin. Vielleicht ist er, während diese Blätter erscheinen, bereits eingetroffen oder gar schon wieder abgereist. Gelingt ihm die Wiederbelebung der hohen Allianz, so wird wenigstens ein gewisser radicaler Schriftsteller, der eine vermeintliche Beleidigung des Dreibundes auf einer preußischen Festung abbüßt, endlich erfahren, wofür er eigentlich gefangen sitzt. In Ermanglung anderer Vortheile für unser deutsches Vaterland würden wir mit diesem Ergebniß der diesjährigen Ignatiew'schen Tour fürlieb nehmen.

* * *

Herr Pierre Zaccone, Vicepräsident des Ausschusses der Schriftstellergesellschaft (Sociétés des Gens de lettres) ersucht uns um Aufnahme der folgenden Notiz:

Internationaler literarischer Congreß.

Der Ausschuß der Schriftstellergesellschaft hat den Beschluß gefaßt, daß ein literarischer Congreß in Paris während der Weltausstellung stattfinden soll. Dieser Congreß, zu welchem alle auswärtigen Schriftsteller geladen werden, hat zum Hauptzweck, die Debattirung der Fragen, welche auf den internationalen Schutz und auf die Anerkennung der Rechte des geistigen Eigenthums Bezug haben, da, wo die staatlichen Verträge dieselben bisher nicht haben schützen können. Wir können diesem Beschlusse nur beistimmen, der ohne Zweifel den Interessen der Schriftsteller und Künstler förderlich sein wird. Eine große Anzahl von Schriftstellern haben ihre Zustimmung und ihr Erscheinen bereits zugesagt und diese großen literarischen Verhandlungen, an denen sich alle mitlebenden Berühmtheiten betheiligen werden, dürften nicht einer der geringsten Anziehungspunkte der Ausstellung sein. Die Regierung zeigt sich bis jetzt dem Gedanken sehr sympathisch gesinnt und wird dem Congreß in einem der Staatsgebäude einen Saal für die Verhandlungen zur Verfügung stellen. Die Eröffnungsrede wird von Victor Hugo gesprochen werden.

Digitized by Google

Inserate.

Bücher-Ankauf L. Glogau Sohn. Hamburg, Burstah.

Richard Eckstein's Verlag, Leipzig:
Humoristischer Hausschatz.
Herausgeber **Ernst Eckstein.**
In Bänden à 3 M. Prachtvoll geb. 4 M.
Enthält humoristische Erzählungen von Auerbach, Börne, Heyse, Höfer, Jean Paul, Raabe, Rodenberg, Schücking, Spielhagen, Wieland ꝛc.

Bücher-Ankauf.
Grössere u. kl. Privatbibliotheken, sowie einzelne gute Werke kauft zu höchsten Preisen L. M. Glogau Sohn, Hamburg, Burstah.

Verlag von Georg Stilke in Berlin.

Lieder und Gesänge
von
E. v. Wildenbruch.
15¾ Bogen kl. 8. sehr eleg. auf Velinpapier mit Ornament-Vignetten und Fleurons.
Preis broch. 3 M., geb. m. Goldschn. 4 M. 50 ₰.

BAD HOMBURG
eine halbe Stunde von Frankfurt a. M.

Homburgs Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten mit gestörten Functionen des **Magens** und **Unterleibs**, auch bei chronischen Leiden der **Drüsen des Unterleibs**, namentlich der **Leber** und **Milz**, bei der **Gelbsucht, Gicht** etc.
Mineralbäder nach **Schwarz**'scher Methode, **Sool-** und **Kiefernadel-Bäder.**
Orthopädisches Institut und Kaltwasser-Heilanstalten.
Vorzügliche Molken, von einem Senner in Appenzell bereitet.
Alle fremden Mineralwässer.
Die Reinheit der frischen Bergluft empfiehlt Homburg ganz besonders zu stärkendem Aufenthalt für Nervenleidende.
Das elegante Kurhaus mit seinen reich ausgestatteten Lesezimmern und Conversationssälen, der schattige Park mit ausgedehnten Anlagen, die unmittelbare Nähe des Haardtwaldes und Taunusgebirges, die Mannigfaltigkeit der Unterhaltungen (Concerte, Theater, Illuminationen, Waldfeste etc.) erhöhen die Annehmlichkeit des Aufenthaltes.

BAD REINERZ.
Klimatischer Gebirgs-Kurort, Brunnen-, Molken- und Bade-Anstalt in der Grafschaft Glatz preuß. Schlesien. **Saison-Eröffnung am 5. Mai.**
Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, **Kehlkopfleiden, chronische Tuberculose,** Lungen-Emphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes: Blutmangel, Bleichsucht u. s. w., sowie den hysterischen und **Frauenkrankheiten,** welche daraus entstehen, Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und **Wochenbetten,** nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Scrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, constitutionelle Syphilis.
Empfohlen für Reconvalescenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommeraufenthalt.

Einladung zum Abonnement
auf

Gesammt-Auflage aller 12 Ausgaben 500,000 Exemplare.

Gesammt-Auflage aller 12 Ausgaben 500,000 Exemplare.

24. Jahrgang. Prämiirt. Weltausstellung 1876.

Preis vierteljährlich **(incl. des Albums für Stickerei in Farbendruck)** nur 2 M. 50 ₰ (in Oesterreich nach Kurs).

Die nützlichste, reichhaltigste und billigste Familienzeitung.

Alle 8 Tage erscheint eine Nummer im Umfange von 1—2 Bogen und außerdem monatlich ein **Albumblatt mit Stickereivorlagen in Farbendruck.**

Alljährlich erscheinen:

24 Nummern mit Moden und Handarbeiten,
enthaltend 2000 Abbildungen und Beschreibungen, welche die gesammte Damen-Garderobe, Leibwäsche und Kinder-Garderobe umfassen; ferner finden Handarbeiten die eingehendste Beachtung: Bunt- und Weißstickerei jeder Art, Tapisserie-, Strick-, Häkel-, Frivolitäten-, Filet-, Knüpf- und Rahmenarbeiten.

24 Supplemente mit über 300 Schnittmustern
in natürlicher Größe zur gesammten Garderobe für Damen, Mädchen und Knaben, sowie für Leibwäsche.

24 Unterhaltungs-Nummern
bringen das Beste aus den Gebieten des Nützlichen und Schönen, des Belehrenden und Unterhaltenden, anziehende Novellen und Erzählungen, Illustrationen von Künstlern ersten Ranges, Modeberichte, sowie eine Fülle von Vorschriften für Gesundheits- und Schönheitspflege.

24 Beilagen mit Rebus, Räthseln,
Theaterplaudereien, Kunst-Notizen und Annoncen, das gesammte wirthschaftliche Leben umfassend.

Zahlreiche Extrabeilagen.

Farbige Stickerei-Vorlagen
erscheinen vom 1. April 1878 an allmonatlich
als
Gratisgabe für die Abonnenten.

Die einzelnen Blätter, welche am Schluß des Jahres ein Heft resp.
Stickerei-Album
bilden, bieten eine Fülle bedeutungsvollster, dem practischen Bedürfniß angepaßter Handarbeitsvorlagen. Das mit der Nummer vom 1. April erscheinende Album-Blatt (mit 2 Tafeln) enthält
Persische Borden und Leinenstickereien.

Am 1. April 1878 beginnt ein neues Quartals-Abonnement.

Alle Buchhandlungen und Postanstalten nehmen jederzeit Abonnements entgegen.

Hierzu Beilagen von der G. Grote'schen Verlagsbuchhandlung in Berlin und W. Spemann in Stuttgart.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N.W., Luisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 15. Berlin, den 13. April 1878. Band XIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Die Einheit des Strafrechts in Deutschland, namentlich mit Rücksicht auf die Strafzumessung. Von J. Olshausen. — Bayard Taylor. Von Udo Brachvogel. — **Literatur und Kunst:** Karoline Bauer in ihren Briefen. Herausgegeben von Arnold Wellmer. Besprochen von Paul Lindau. — Der gegenwärtige Stand der musikalischen Aesthetik. Von Hugo Riemann. — In memoriam. Vom Chronisten. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Adolph Sonnenthals Gastspiel am Residenztheater in „Fromont junior und Risler senior". Besprochen von Julius Hagen. — Notizen. — Offene Briefe und Antworten. Nochmals „der Gang nach dem Eisenhammer". Von K. Bartsch, Marcus Landau, Willibald Leo und Theodor Renand. — Bibliographie. — Inserate.

Die Einheit des Strafrechts in Deutschland, namentlich mit Rücksicht auf die Strafzumessung.

Von J. Olshausen.

Der vor dem Kriege liegende Theil des Jahres 1870 brachte uns das Strafgesetzbuch für den norddeutschen Bund, ein Jahr später, nach dem Kriege, konnte die Redaction desselben als Strafgesetzbuch für das deutsche Reich erfolgen. Mustergültiges und deshalb für eine lange Reihe von Jahren Dauerndes ist damit noch nicht geschaffen. Das zeigt der Umstand, daß schon nach ungefähr fünf Jahren die sog. Novelle erlassen werden mußte, welche zum Theil dringende Mißgriffe abstellte, denen man bei Abfassung des Strafgesetzbuches verfallen war; es zeigt dieses ferner der Umstand, daß sich jener nur auf das Nothwendigste beschränkten Abänderung über kurz oder lang eine eingehende Revision anschließen soll.

Dennoch ist bereits Großes durch das Strafgesetzbuch erreicht und dieses Große ist vor Allem die Rechtseinheit im Strafrechte. Es sei gestattet, hier an die schönen, aus dem Innersten des Herzens strömenden Worte zu erinnern, in welche Hans Blum am Tage der Annahme des Gesetzbuches durch den Reichstag ausbrach — Hans Blum, der Sohn Robert Blums, welcher als Mitglied des ersten deutschen Reichstages am 9. November 1848 zum Tode verurtheilt, am folgenden Tage auf der Brigittenau bei Wien die Vollstreckung über sich ergehen lassen mußte, zwar nicht durch den Strang, worauf das Urtheil lautete, aber doch durch Pulver und Blei. An der Forderung der Todesstrafe seitens der Bundesregierungen scheiterte bekanntlich beinahe das ganze Strafgesetzbuch. Hans Blum fügte sich bei der entscheidenden Abstimmung der Forderung der Regierungen und mit Bezug hierauf sagt er in seiner am Tage der Annahme des Gesetzes durch den Reichstag geschriebenen Einleitung seines Commentars: „Weit entfernt ist der Verfasser, die Vaterlandsliebe derer zu bezweifeln, welche die Todesstrafe und heute dem ganzen Gesetze ihre Stimme versagten. Ist ihm doch selbst das Ja, das er in die Wagschale warf für die Wiederherstellung der Todesstrafe, das schwerste seines Lebens gewesen, das ihm nur möglich wurde in der vollen Erkenntniß der Segnungen dieses Gesetzes für das deutsche Vaterland, in dem Gedanken an die Tausende von Jahren Zuchthaus und Gefängniß, die fortan jährlich weniger erkannt werden mußten überall in Norddeutschland, wenn das Gesetz zur Annahme gelangt. Aber in wenig Monaten, ja vielleicht schon zu der Zeit, wenn diese Zeilen in wenigen Wochen vor das Volk treten, werden auch die beharrlichsten Gegner der Todesstrafe diejenigen segnen, die durch ihr Ja dem Vaterlande das größte und beste Gesetz retteten, das die norddeutsche Gesetzgebung bis dahin aufzuweisen hat! das erste, das eine Rechtseinheit schafft über dreißig Millionen Deutsche!" Jetzt dürfen wir sagen, geschaffen hat über einige vierzig Millionen Deutsche oder über den siebenten Theil der Bewohner Europas.

Aber ist denn die Rechtseinheit im Gebiete des Strafrechts wirklich erreicht? Lediglich im Ganzen und Großen kann man diese Frage bejahen, auf's Einzelne sehend kann man sie verneinen und sagen: nur der wichtigste und schwierigste Anfang dazu ist gemacht, oder, um auch hier Blum'sche Worte zu gebrauchen: nur erst der Rohbau der Rechtseinheit ist errichtet.

Es soll hier nicht davon gesprochen werden, daß die Verschiedenheit des bürgerlichen Rechtes, welche zur Zeit noch in den einzelnen Bundesstaaten und deren Provinzen besteht, mit Nothwendigkeit manche Verschiedenheiten des Strafrechts bedingt, sondern es soll nur ein Punkt hervorgehoben werden, der so sehr in die Augen springt, daß er kaum der Hervorhebung zu bedürfen scheint. Die Auslegung, meinen wir, die sich an das Strafgesetzbuch, wie an jedes Gesetz machen muß, geht häufig genug auseinander. Die höchsten Gerichtshöfe der einzelnen Bundesstaaten — diese maßgebenden Stimmen der Interpretation — legen einzelne Paragraphen nicht selten ganz abweichend von einander aus, so daß die naturgemäße Folge ist: verschiedenes Strafrecht in den verschiedenen Bundesstaaten. Ohne daß wir durch Aufzählung mannichfaltiger Beispiele, wie sie die Praxis bietet, ermüden wollen, sei es erlaubt, einen Beleg, statt vieler, beizubringen.

Im Anschluß zwar an einige, im Gegensatze aber zu anderen Landesstrafgesetzbüchern — und namentlich auch zum ehemaligen preußischen — statuirt das Reichsstrafgesetzbuch das wichtige Princip der Verjährung der Strafvollstreckung. Nicht nur die Strafverfolgung verjährt, d. h. es darf nach einem gewissen Zeitablauf seit Begehung der That nicht mehr Anklage erhoben werden, sondern auch die rechtskräftig erkannte Strafe unterliegt der Verjährung, derartig, daß dieselbe eine gewisse Zeit nach der Urtheilsfällung nicht mehr zur Vollstreckung gebracht werden darf. Gilt dieser überaus wichtige Grundsatz auch für Strafen, die bereits vor Inkrafttreten des Reichsstrafgesetzbuches erkannt wurden, oder nicht? das ist die Streitfrage, welche vom preußischen Obertribunale bejaht, vom Cassationshofe zu München dagegen verneint wird. So gelangen in Bayern Strafen zur Vollstreckung, welche in Preußen unvollstreckt bleiben würden. Dabei ist freilich nicht zu ver-

Digitized by Google

gessen, daß gerade in Bayern, das sich ja mancher Reservatrechte erfreut, auch ein Particularrecht gilt, welches der Vollstreckung manchmal im Wege stehen dürfte: „Die Nürnberger hängen Keinen, es sei denn, daß sie ihn haben."

Diese und ähnliche verschiedene Auslegungen, und somit Verschiedenheiten des Reichsstrafrechtes selbst, werden aber, sollte man meinen, mit Inkrafttreten der weiteren großen Reichsjustizgesetze aufhören, da dem Gerichtsverfassungsgesetze zufolge das Reichsgericht in Leipzig der gemeinsame höchste Gerichtshof Deutschlands in Strafsachen ist. Sein Einfluß wird sich berechtigter Weise, wenn auch nur mittelbar, ebenfalls auf die von den Landesgerichtshöfen vorzunehmende Aburtheilung der kleineren Strafsachen erstrecken, welche an das Reichsgericht verfassungsmäßig nicht gebracht werden können. Dem gegenüber mag es paradox klingen, wenn wir sagen, daß die neue einheitliche Gesetzgebung in gewissem Sinne nicht nur keine Einheit in die Strafrechtspflege bringen, sondern eine noch größere Verschiedenheit herbeiführen wird. Dennoch entspricht diese Behauptung der Wahrheit, wenn man dabei an die Strafzumessung denkt. Die Frage, welche Strafe gebührt dem für schuldig erkannten Verbrecher, wird in Zukunft in den verschiedenen Theilen Deutschlands noch verschiedener beantwortet werden, wie jetzt. Vom Orte, wo eine That zur Beurtheilung kommt, wird es in Zukunft noch mehr, wie bislang, abhängen, wie hoch oder wie niedrig eine Bestrafung ausfällt.

Keinem Zeitungsleser, sofern er sein Augenmerk überhaupt auf die Mittheilungen aus der Strafrechtspflege richtet, kann es entgehen, mit wie verschiedenem Maße die Strafen hier und dort zugemessen werden, demjenigen aber, der Gelegenheit gehabt hat selbst amtlich in verschiedenen Theilen Deutschlands in Ausübung der Strafrechtspflege thätig zu sein, tritt die Verschiedenheit noch lebhafter vor's Auge. Begreiflich, natürlich und bis zu einem gewissen Grade gerechtfertigt ist es, wenn abweichende sociale Verhältnisse bewirken, daß einzelne Verbrechen hier eine andere, sei es schärfere oder mildere Beurtheilung erfahren, als dort, mag auch das Strafgesetz, unter welches sie fallen, dasselbe sein. Der Praktiker wird aber bestätigen müssen, daß die eigenthümliche Auffassung seitens der urtheilenden Richter hinsichtlich der Grundsätze der Strafzumessung in weit erheblicherem Maße auf die ungleiche Straffestsetzung von Einfluß ist, als jene mehr objectiven Momente.

Diese in der Strafzumessung beobachtete Verschiedenheit hängt theilweise wenigstens von einer Eigenthümlichkeit des Reichsstrafgesetzbuches ab, die gerade vorzugsweise als eine Errungenschaft desselben gepriesen wird. Dasselbe hat, im Gegensatz zu den meisten bisherigen Strafgesetzbüchern, den sog. Strafrahmen der einzelnen Verbrechen erheblich erweitert, d. h. der Spielraum, innerhalb dessen die Strafen zugemessen werden können, ist ein größerer geworden, häufig der Art nach, indem die Wahl zwischen mehreren Strafarten, z. B. zwischen Gefängniß-, Haft- oder Geldstrafe freisteht, wo früher eine Strafart — etwa Gefängniß — vorgeschrieben war, dann aber besonders auch durch Aufhebung der Strafminima oder derjenigen Strafgrenzen, unter welche ehemals nicht hinuntergegangen werden durfte, endlich auch durch Beseitigung verschiedener Abstufungen innerhalb einer Verbrechensart, z. B. durch Beseitigung einer Mittelstufe zwischen dem einfachen und dem schweren Diebstahle, wie sie das preußische und viele andere Strafgesetzbücher kannten. In Folge dieses dem Reichstrafgesetzbuche zu Grunde liegenden Principes hat das richterliche Ermessen in der Abwägung der Strafe häufig genug einen sehr weiten Spielraum, auf dem wir unten noch näher einzugehen haben. Mehrfache Momente sichern aber zur Zeit noch, im Vergleiche wenigstens mit der Zukunft, eine verhältnißmäßige Stetigkeit in der Strafzumessung. Einmal der Umstand, daß dieselbe fast durchweg lediglich von Richtern vorgenommen wird, welche rechtsverständig sind; die Richter haben gleichmäßig die juristische Fachausbildung genossen; je gleichmäßiger diese ist, desto einheitlicher wird die Strafzumessung erfolgen, so daß man annehmen darf, die oben innerhalb des ganzen deutschen Reichsgebietes constatirte Verschiedenheit in der Strafzumessung reducire sich nicht unerheblich innerhalb der verschiedenen Rechtsgebiete, in denen die wissenschaftliche und praktische Ausbildung der Juristen eine gleichartige ist. Dazu kommt als Zweites, daß die Strafzumessung zur Zeit nicht nur vorgenommen wird durch rechtskundige Richter, sondern namentlich auch durch ständige Berufsrichter. Diese aber, welche sich entweder stetig mit der Strafrechtspflege befassen oder doch wenigstens zu einzelnen Zeiten seiner Thätigkeit befaßt haben, sind im Stande, den einen ihnen augenblicklich zur Aburtheilung vorliegenden Fall mit vielen — vielleicht hunderten von Fällen in Vergleich zu ziehen, in denen sie früher Strafen zu verhängen in der Lage waren. Das ist wenigstens eine Bürgschaft für die verhältnißmäßige Gerechtigkeit der Strafzumessung. Dieser vergleichende Maßstab geht aber der Natur der Sache nach dem nur ausnahmsweise mit der Rechtsprechung befaßten Laienrichter gänzlich ab, und selbst eine mehrmalige Heranziehung zum Richterdienste im Laufe des Jahres kann ihn unmöglich gewähren. Während bisher Laienrichter nur in einzelnen Landestheilen und meist nicht in sehr bedeutendem Umfange zur Strafabmessung herangezogen wurden, so wird ihre Berufung dazu künftig in ganz Deutschland recht erheblich sein. Die Theilnahme wechselnder Schöffen an der Strafzumessung muß aber mit Nothwendigkeit ein größeres Schwanken hinsichtlich derselben veranlassen, als die bisherige fast ausschließliche Befassung rechtsgelehrter Berufsrichter damit. Hierin ist der Beleg für unsere obige, nur anscheinend paradoxe Behauptung zu finden. Dem gegenüber wird man aber um so mehr zu fragen und zu untersuchen haben, ob die Strafzumessung nicht auch bestimmten Regeln zu unterwerfen sei, Regeln, welche das Ideal eines wirklichen gleichen Strafrechtes in Deutschland um ein Erhebliches mehr, als bislang, zu verwirklichen im Stande seien. Die erhöhte Bedeutung, welche dieser Frage jetzt, wo wir vor der Einführung der Reichsjustizgesetze stehen, für weitere Kreise zukommt, mag es entschuldigen, wenn dieselbe auch in einer nicht fachwissenschaftlichen Zeitschrift der Erörterung unterzogen wird. Ist doch in Zukunft fast jeder selbstständige Deutsche fähig, das Ehrenamt eines Schöffen zu bekleiden und damit im Falle seiner Berufung so berechtigt wie verpflichtet, an der Urtheilsfällung in vollstem Umfange, also namentlich auch hinsichtlich der Strafzumessung Theil zu nehmen.

Unser Strafgesetzbuch kennt sog. ordentliche Strafen und dann wieder daneben außerordentliche für den Fall, daß mildernde Umstände als vorliegend angenommen werden. Unseres Erachtens muß jede Betrachtung über das Wesen der Strafzumessung ihren Ausgangspunkt von der Beantwortung der Frage nehmen, was unter mildernden Umständen zu verstehen sei? Man spricht von einer Strafscala. Dieses Wort mag verdeutscht zu einem Vergleiche dienen. Das Festsetzen einer bestimmten Strafe kann man dem Ersteigen einer Leiter bis zu einer gewissen Höhe vergleichen. Wenn nun neben der ordentlichen Strafsatzung eine außerordentliche gegeben ist, so erscheint das dem Falle ähnlich, wenn Jemand zwei Leitern vorfindet, von denen aber nur eine — wie er weiß — brauchbar ist; er muß also erst prüfen, welche er benutzen soll. Gerade so verhält es sich mit jenen beiden neben einander herlaufenden Strafsatzungen.

Trotz dieser eminenten Bedeutung des Wesens der mildernden Umstände herrscht über dasselbe außerordentlich viel Streit. Ohne daß wir uns hier in Einzelheiten verlieren können, sei es gestattet, zwei sich principiell gegenüberstehende Anschauungen zu charakterisiren, von denen wir die eine für falsch, die andere für richtig halten. Einer Meinung zufolge ist die Zulassung einer außerordentlichen, milderen Strafe gleichbedeutend mit der Ausdehnung des ordentlichen Strafrahmens nach unten, denn die mildernden Umstände sollen nur Fälle bedeuten, welche auf der Scala der Strafbarkeit verhältnißmäßig tief stehen. Der Unterschied zwischen diesen und den anderen Fällen wäre hiernach nur ein fließender, nicht wesentlich

Digitized by Google

begründeter. Die Zerreißung der Strafscala durch die mildernden Umstände in zwei Scalen kann nach dieser Ansicht einen sicheren Maßstab für die Strafzumessung nicht gewähren; zur Lösung der Frage, wie diese zu geschehen habe, würde sie nichts beitragen und deshalb ebensogut unterbleiben können.

Daß eine solche Auffassung der mildernden Umstände nicht diejenige des Gesetzes ist, läßt sich an einem schlagenden Beispiele zeigen. Als vor anderthalb Jahren die Revision des Reichsstrafgesetzbuchs in die Hand genommen wurde, bildete der ungenügende Schutz der sog. Executivbeamten einen Hauptbeschwerdepunkt. Der Reichstag erkannte mit den Bundesregierungen an, daß eine Verschärfung der Strafvorschriften wegen Widerstandes gegen die Staatsgewalt nothwendig sei; trotzdem wurden die allgemeinen Grenzen des Strafmaßes nicht geändert. Die Strafe kann auch nach der Novelle, wie früher, zwischen einer Geldstrafe von 3 Mark bis zu einer zweijährigen Gefängnißstrafe abgemessen werden. Man nahm aber eine Scheidung in zwei besondere Strafmaße vor, derartig, daß die ordentliche Strafe nunmehr 14 Tage bis 2 Jahre Gefängniß, die außerordentliche für den Fall der mildernden Umstände Gefängniß bis zu einem Jahre oder Geldstrafe bis zu 1000 Mark betragen sollte. Diese Scheidung würde sinnlos sein, wenn die mildernden Umstände in der That nur einen minder erheblichen Fall bedeuteten und nicht eine qualitative Verschiedenheit anzeigten. Eben dieses Beispiel beweist nach einer andern Richtung noch eindringlicher, daß dem Gesetzgeber bei Aufstellung der mildernden Umstände nicht eine blos quantitative Verschiedenheit vorschwebte, denn sonst hätte er sich damit begnügen können, für den Fall ihres Vorliegens die Verhängung einer Geldstrafe statt der Gefängnißstrafe oder das Hinuntergehen unter das sonst vorgeschriebene Minimum der Gefängnißstrafe zu gestatten. Der Gesetzgeber bezeichnet aber zugleich ein weit in das ordentliche Strafmaß hineinragendes Maximum der Gefängnißstrafe — ein Jahr nämlich —, dabei offenbar voraussetzend, daß ein Fall, bei welchem mildernde Umstände angenommen werden, auf einer höheren Stufe der Strafbarkeit stehen könne, als ein anderer, bei welchem die Frage nach denselben verneint wird. Bedürfte es noch eines weiteren Nachweises, so könnte darauf hingedeutet werden, daß das Strafgesetzbuch in einigen seiner Paragraphen von „minder schweren Fällen", z. B. der Thätlichkeit gegen einen Landesherrn spricht, und auch hier wiederum mildernde Umstände zuläßt.

Worauf ist aber das ordentliche, und worauf das außerordentliche Strafmaß zu beziehen, wenn nach Obigem ein wesentlicher Unterschied zwischen beiden obwaltet?

Die Antwort wird lauten müssen: das ordentliche Strafmaß mit seinen Abstufungen bezieht sich auf die Besonderheiten des speciellen Verbrechens, welches unter seiner Androhung steht, das außerordentliche aber auf Umstände, welche bei den verschiedenen Verbrechensarten, unabhängig von deren eigenthümlichen Merkmalen, sich geltend machen. Ein Beispiel wird dazu dienen, dieses anschaulich zu machen. Das Vergehen der Unterschlagung besteht in der rechtswidrigen Zueignung einer fremden Sache, welche man bereits in seinem Besitze hat. Dieses Vergehen charakterisirt sich somit lediglich als die Verletzung des fremden Eigenthumsrechtes, auf welche eine ordentliche Strafe bis zu drei, bei vorliegendem Vertrauensbruche bis zu fünf Jahren Gefängniß angedroht ist. Das Gesetz läßt nun zwar für den Fall mildernder Umstände eine Geldstrafe zu, allein diese darf — wenn man der gesetzgeberischen Absicht entsprechen will — nicht etwa mit Rücksicht darauf gewählt werden, daß der unterschlagene Gegenstand nur 1 Pfennig werth war. Der Werth der unterschlagenen Sache darf nur innerhalb des ordentlichen Strafrahmens Berücksichtigung finden, denn bei dem ausschließlich gegen das Eigenthum gerichteten Vergehen der Unterschlagung ist der Werth des Objectes naturgemäß nur eine Modalität des besonderen Thatbestandes dieses Delictes. Es muß deshalb jene in der That so geringfügige Gesetzesverletzung dennoch mit Gefängniß gesühnt werden, falls nicht andere Umstände vorliegen, die als mildernde in dem obigen Sinne anzusehen sind. Dieselben sind insofern allgemeiner Natur, als sie nichts mit der Unterschlagung speciell zu thun haben dürfen, andererseits liegen sie aber gerade wieder besonders häufig in der Individualität des Thäters. So können sie darin gefunden werden, daß der Unterschlagende zu dem Beschädigten in dem Verhältnisse naher Angehörigkeit stand, denn das Strafgesetzbuch sieht hierin, wie aus anderen seiner Bestimmungen erhellt, bei kleineren Objecten wenigstens entschieden einen Milderungsgrund. Aber auch in dem objectiven Umstande der vollständigen Restitution der unterschlagenen Sache können mildernde Umstände gefunden werden, denn unser ganzes Strafgesetzbuch durchzieht der Gedanke, daß nicht nur die subjective Verschuldung des Thäters, sondern auch die objectiv eingetretene Schädigung die Strafe bestimmen.

Ueberwiegend werden aber die mildernden Umstände in Momenten zu suchen sein, welche der inneren Verbrechensseite angehören, namentlich in der mangelhaften Ausbildung der rechtlichen und moralischen Unterscheidungsfähigkeit, oder in der Einschränkung dieser Fähigkeit durch Affect, Trunkenheit oder Krankheit. Das jugendliche Alter zwischen 12 und 18 Jahren ist dagegen als ein mildernder Umstand im Sinne des Strafgesetzbuches nicht anzusehen, weil dasselbe nach gesetzlicher Vorschrift bereits allgemein Berücksichtigung finden muß. Zu der bereits angedeuteten Ausgleichung der mit einer strafbaren Handlung verbundenen Störung treten als weitere objective Umstände, welche als mildernde anzusehen sind, namentlich die nothwehrähnlichen Verhältnisse hinzu, so beispielsweise das Tödten eines fremden, auf unserm Jagdreviere jagenden Hundes, falls diese Handlung nicht überhaupt, wie in manchen Gegenden, gestattet ist.

(Schluß folgt.)

Bayard Taylor.

Nach Monate langem Zögern hat die Washingtoner Regierung endlich den Posten eines Vertreters der Vereinigten Staaten in der Hauptstadt des deutschen Reiches besetzt. Dieses lange Zögern erklärt sich leicht. Es war keine Kleinigkeit, den geeigneten Mann zu finden, welcher einerseits George Bancrofts mittelbare Nachfolgeschaft in würdiger Weise übernehmen konnte, und dessen Ernennung zugleich den Präsidenten nicht einer erneuten Niederlage durch den, seine Bestätigung verweigernden Bundessenat aussetzte. Indem Herr Hayes Bayard Taylor zum Gesandten in Berlin berufen, hat er den weitaus glücklichsten Griff gethan, der ihm noch während seiner ganzen bisherigen Präsidentschaft mit irgend einer seiner großen Anstellungen begegnet ist. Er hat das eigene Land ebenso geehrt wie dasjenige, dem er diesen Mann als Vertreter desselben zusendet, und von der massenhaften, um nicht zu sagen grundsätzlichen Opposition, auf welche bisher noch jede seiner Ernennungen in der Presse des Landes wie in der entscheidenden Behörde des Senats gestoßen, war Angesichts dieser vom ersten Augenblick an keine Rede. Sie ist zu einer Art Triumph für den Ernennenden geworden, wie sie zugleich eine hohe Genugthuung für den Ernannten ist, und als solche ohne Rücksicht auf parteiliche und sonstige Gegnerschaften von allen Seiten aufgefaßt und begrüßt wurde.

Im Grunde genommen war das Beste, was hier Präsident Hayes gethan, zugleich nur so sehr das Nächstliegende, daß schon im vorigen Herbst Bayard Taylors Name vielfach in Verbindung mit der Berliner Gesandtschaft genannt wurde. Man wußte, daß ihm diejenige in St. Petersburg, wo er schon einmal als diplomatischer Chargé d'affaires der Union thätig gewesen, und später jene in Brüssel angetragen worden sei. Aber man wußte auch, daß bei den vielfachen Banden, welche den ausgezeichneten Schriftsteller und Dichter mit Deutschland verknüpfen, kein Gesandtschaftsposten so geeignet sei, ihn seine vielseitigen Fähigkeiten in erfolgreicherer und für ihn selbst glücklicherer Weise entwickeln zu lassen, wie derjenige in Berlin. Denn nicht nur,

Digitized by Google

daß Bayard Taylor in Deutschland studirte und auf seinen langen europäischen Reisen stets vorzugsweise in dieser, seiner zweiten Heimat weilte, er hat auch in der Tochter des verstorbenen Astronomen Hansen in Gotha die Gattin gefunden, welche, seitdem eine der Zierden der amerikanischen wie der deutschen Gesellschaft New-Yorks, die Heerdflamme deutscher Hausgötter im Heim des amerikanischen Poeten auf's Liebevollste genährt hat. Und welch einen, man könnte sagen deutsch-patriotischen Widerschein seinerseits diese Flammen gelegentlich gefunden, dafür möge hier unser Dichter selbst in einem, nach Sedan von ihm deutsch niedergeschriebenen Gedicht sprechen.

Triumph! Das Schwert in tapfrer Hand
Hat hohe That vollbracht!
Vereint ist nun das deutsche Land
Zu Sieg und Ruhm erwacht.
Die Macht, die jüngst so höhnisch prahlt',
Gibt auf die letzte Wehr,
Und neuer Glanz der Thaten strahlt
Auf Deutschlands Heldenheer.

Heil edles Volk, dem neu das Herz
So unerschüttert schlug,
Das sich verband und allerwärts
Verwarf den fränk'schen Trug,
Das fest und heilig, Glied an Glied,
Stand endlich im Verein
Mit Trost und Muth, Gebet und Lied
Als starke Wacht am Rhein!

Kanonen, donnert noch ein Mal!
Den Frieden ihr nun bringt.
Ihr Glocken, über Berg und Thal
Von tausend Thürmen klingt!
Fromm neige dich du deutsches Land,
Laß Rache ruh'n und Spott!
Denn Gott, er half und überwand,
Nun danket alle Gott!

Daß ein Mann, welcher derartige deutsche Verse aus seinem pennsylvanischen Sommertusculum den Stammesbrüdern jenseits des Oceans zurufen konnte, auch das gesprochene deutsche Wort völlig beherrscht, und sich schon dadurch allein von den meisten seiner diplomatischen Vorgänger in Berlin auf's Vortheilhafteste unterscheidet, bedarf keiner weiteren Versicherung. Aber auch die deutsche Literatur besitzt in Bayard Taylor einen der genauesten und gelehrtesten Kenner, welcher zugleich in seiner klassischen Faustübersetzung eines jener Denkmale umdichtender Kunst hingestellt hat, die als dauernde Eroberungen der beiden Nationen anzusehen sind, zu deren Schriftschätzen Urdichtung und Neudichtung gehören. Diese Faustübersetzung bezeichnet überhaupt einen Markstein und einen Wendepunkt im Leben Bayard Taylors. Bis zu ihrem Erscheinen vornehmlich als Verfasser interessanter Novellen und Reiseschilderungen, sowie als geistvoller Publicist geschätzt, trat er mit dieser Umdichtung mit einem Schlage in die Reihe der Epoche machenden amerikanischen Schriftstellergrößen. Eine bald darnach erscheinende Sammlung seiner Gedichte zeigte den vollendeten Formkünstler, welcher aus jeder Seite seiner Uebersetzung sprach, dann auch sofort auf den eigenen Bahnen des phantasie- und gedankenreichen Schöpfers einer Anzahl der gediegensten Einzeldichtungen, welche die amerikanische Lyrik besitzt. So groß und unbestritten war ihr Erfolg, daß er ihren Autor ein halbes Jahrhundert später — obwohl gleichzeitig ein Cullen Bryant, ein Whittier und ein Longfellow im Felde waren — als den Geeignetsten erscheinen ließen, mit markiger Festredendichtung die Philadelpher Feier der hundertjährigen Republik zu verherrlichen, während ihm im selben Jahre seine norwegisch-amerikanische Idylle „Lars" auch den epischen Lorbeer eintrug, wie er bisher nur für Longfellows „Hiawatha" und „Evangeline" auf dem amerikanischen Parnaß gewachsen ist. Das nächste umfangreiche Werk aber, welches Bayard Taylor der englischredenden Welt zu geben gedenkt, ist eine in den bedeutendsten Dimensionen gehaltene Lebensbeschreibung seines poetischen Ideals, Goethes. Und da wird es denn sicherlich keine Indiscretion sein, wenn hier zum Schluß noch bemerkt wird, daß nicht die am wenigsten freudigen Hoffnungen, welche den neuen amerikanischen Gesandten in seine Berliner Stellung begleiten, die sind: neben seinen amtlichen Obliegenheiten auch noch die Zeit zur Vollendung der Sammlung und Sichtung seines Stoffes zu finden, wie sie nur auf deutschem Boden möglich, wie sie aber zugleich unerläßlich für ein Werk, welches derartig bestimmt ist, ein Geschenk und eine Bereicherung zweier der größten stammverwandten Nationen zu werden.

Udo Brachvogel.

Literatur und Kunst.

Karoline Bauer

in ihren Briefen.*)

Selten hat mich ein Buch so gründlich verstimmt wie das vorliegende.

Ein Jahr lang und wohl noch länger habe ich mit Karoline Bauer in regem Briefwechsel gestanden; und wer jemals mit der ungewöhnlich mittheilsamen und schreibseligen Dame zu thun gehabt hat, weiß, was das zu bedeuten hat. Es bedeutet, daß ich während jener Zeit fast jede Woche zwei, drei lange, zum Theil außerordentlich lange, in der Form, im Stile und in der Orthographie gleich auffallende Briefe erhalten habe, deren jeder eine wo möglich umgehende Antwort verlangte. Von jener Zeit her — ich redigirte damals das „Neue Blatt" — hatte ich eine freundliche Erinnerung an die zwar herzlich unbequeme, aber originelle und anregende Mitarbeiterin bewahrt, die in ihren Briefen auf mich den Eindruck einer, wenn auch mit tausend kleinen weiblichen Schwächen behafteten, so doch durchaus liebenswerthen und treuherzigen Dame gemacht hatte.

Und nun dieses Buch! Diese schonungslose, diese grausame Entlarvung!

Am liebsten hätte ich an eine Mystification glauben und diese abstoßenden Briefe, die Arnold Wellmer veröffentlicht, für apokryph halten mögen, wenn nicht — auch ganz abgesehen von dem Namen des Herausgebers — der ganze Ton und eine große Anzahl von Wendungen, die wörtlich in den an mich gerichteten Briefen wiederkehren, schon für die traurige Echtheit sprächen. Hat Karoline Bauer — mit ungleich geringerer Berechtigung als ihrem Entdecker, ihrem unermüdlichen literarischen Berather und Dolmetsch, Arnold Wellmer — doch auch dem damaligen Redacteur des „Neuen Blattes", als ihrem „theuren Beistande", wiederholt ihren mit „Freundesthränen" benetzten Dank dafür abgestattet, wie „herrlich er ihre Aufsätze abgerundet", wie diese oder jene Einzelheit ihr „Zähren der Rührung" entlockt habe; hat sie doch auch mir als „alte Bergfee" ihre schmeichlerischen Grüße zugelächelt. Ich kenne den Text, ich kenne das Lied!

Ach, von der lächelnden Fee bleibt, wenn man diese Briefe an Wellmer gelesen hat, nicht viel übrig! Man hat allerdings die Empfindung, als ob man einer Feerie beiwohnt, aber einer Feerie mit häßlichen Metamorphosen, in der sich beim ersten Schlage des Tamtam die lieblich winkenden, holden und anmuthigen Geschöpfe zu garstigen, grinsenden Hexen wandeln.

Vor just zehn Jahren erschienen in „Ueber Land und Meer" Aufzeichnungen einer alten Schauspielerin, die ein großes Interesse erregten. Dieselben unterschieden sich durch Inhalt und Form sehr vortheilhaft von dem üblichen Coulissenklatsch. Die Verfasserin, die zunächst nur mit ihren Initialen K. B. die Aufsätze unterzeichnete, hatte offenbar sehr viel erlebt und zu allen

*) Aus dem Leben einer Verstorbenen. Karoline Bauer in ihren Briefen. Herausgegeben von Arnold Wellmer. Erster Theil. Berlin 1878, Louis Gerschel's Verlagsbuchhandlung.

Digitized by Google

bedeutenden Künstlern ihrer Zeit — einer sehr interessanten Zeit, Ausgang der zwanziger und Anfang der dreißiger Jahre! — in intimen Beziehungen gestanden. Ihr Gedächtniß war merkwürdig frisch geblieben; sie hatte sich guten Humor bewahrt und hatte gut beobachtet. Eine Menge kleiner charakteristischer Detailzüge belebten die Schilderungen in liebenswürdiger Weise. Dazu kam eine durchaus anmuthige Darstellung, die mit der völligen Zwanglosigkeit die Correctheit verband, alles Dilettantenhafte ausschloß und in dem feinfühligen Leser schon die Vermuthung erweckte, daß ein gewandter Schriftsteller von Fach dahinterstecken müsse.

Die Plaudereien gefielen so allgemein, daß die Verfasserin nach einiger Zeit aus ihrem Versteck hervortreten konnte und nun einen Namen nannte: Karoline Bauer, der den Theaterfreunden einer früheren Generation wohl bekannt war, und von dem sich später auch die Jüngeren einredeten, daß sie ihn als den einer berühmten Schauspielerin gekannt hätten.

So hatte Karoline Bauer das seltene Glück, durch ihre Aufzeichnungen sowohl ihren alten und verblaßten Ruhm als Schauspielerin wieder aufzufrischen, wie auch noch einen Ruhm als Schriftstellerin sich dazu zu erwerben, — einen neuen Ruhm, der beinahe ebenso geräuschvoll wie der ihrer schauspielerischen Jugend und jedenfalls solider war als der des Mimen, dem die Nachwelt keine Kränze flicht. Aber in diesem neuen Kranze sind nicht nur Lorbeerzweige! Und es fragt sich überhaupt, ob ihr dieser Kranz bleiben, ob sich nicht irgendwo ein schadenfrohes „Lieschen" finden wird, das in pharisäischem Eifer ausruft:

„Das Kränzel reißen die Buben ihr,
Und Häckerling streuen wir vor die Thür."

Jahre lang haben die illustrirten Familienblätter, namentlich „Ueber Land und Meer", unter verschiedenen Titeln die Erinnerungen aus dem Künstlerleben der Karoline Bauer gebracht. Das Publicum schien nicht zu ermatten, und Karoline Bauer ermattete erst recht nicht. Als ich das erste Manuscript von Karoline Bauer, das übrigens vorher schon eine Art von flüchtiger Revision, aber nicht die vollständige Umarbeitung erfahren hatte, wie sie Arnold Wellmer vorzunehmen pflegte, in die Hand bekam, erkannte ich nach der Lecture der ersten Seite, daß alles das, was wir bisher unter dem Namen „Karoline Bauer" gelesen hatten, gar nicht von ihr geschrieben worden war, gar nicht von ihr geschrieben sein konnte. Später erfuhr ich von Karoline Bauer selbst, daß Arnold Wellmer den ungefügen, sonderbar verworrenen und stillosen Skizzen jene gefällige Form gegeben hatte, welche denselben einen großen Leserkreis und die vielen Freunde verschafft hatte. Das mir vorgelegte Manuscript hatte auf diese geschickte Redaction verzichten müssen, da Arnold Wellmer damals als Berichterstatter für „Ueber Land und Meer" und die „Neue freie Presse" auf dem Kriegsschauplatze weilte. Somit war ich selbst genöthigt, den Aufsatz von der ersten Zeile bis zur letzten umzugestalten. Ich dictirte ihn dem Stenographen, und die Aufzeichnungen der Schauspielerin konnten mir dabei, bis auf einige pikante und originelle Wendungen, nur als Disposition, als stoffliche Unterlage dienen; — was die nicht ganz objective Dame allerdings nicht verhindert, gelegentlich an Wellmer zu schreiben: „Lindau ändert nie, zu meiner Verzweiflung;" während sie mir gleichzeitig schrieb: „Wie herrlich haben Sie meinen Artikel abgerundet ꝛc." An den von Wellmer schon druckfertig gemachten, d. h. umgeschriebenen Aufsätzen habe ich allerdings nichts geändert; da war eben nichts zu ändern. Wenn sich die Aeußerung der emsigen Briefschreiberin darauf beziehen sollte, so hat sie Recht; sonst hat sie sich geirrt.

Nach Beendigung des Feldzuges nahm Arnold Wellmer, dem sich Karoline Bauer inzwischen als Gräfin Broël-Plater vorgestellt hatte und persönlich eine liebe Freundin geworden zu sein schien, die nicht sehr ergötzliche Arbeit wieder auf, aus dem schriftstellerischen Kunterbunt und Wirrwarr, einer wahren rudis indigestaque moles, allerliebste Feuilletons herzustellen. Der Erfolg seiner geschickten Umarbeitungen mochte, abgesehen von den freundschaftlichen Gefühlen für die Verfasserin, ein Anreiz für den Schriftsteller sein.

Jeder Eingeweihte, der Wellmers zwar stille, aber sehr wesentliche Theilhaberschaft an dem schriftstellerischen Rufe der Karoline Bauer kannte, mußte annehmen, daß ein wahrhaft inniges und herzliches Freundschaftsbündniß zwischen den Beiden bestehe.

Als nun unmittelbar nach dem Tode der Karoline Bauer eine von dem Grafen Ladislaus Broël-Plater und ihren Anverwandten unterzeichnete Erklärung in den öffentlichen Blättern mitgetheilt wurde, welche einen schroffen, rücksichtslosen, in den stärksten Ausdrücken abgefaßten Angriff gegen Arnold Wellmer enthielt, gegen diesen unermüdlichen und treuen Beistand der Verstorbenen, gegen den eigentlichen, ja alleinigen Begründer ihres schriftstellerischen Rufes, da — I doubt some foul play — da mußte das alle diejenigen, welche mit den Verhältnissen einigermaßen vertraut waren, auf das Seltsamste berühren. Ja, „arge Ränke" mußten da im Geheimen gesponnen sein.

Jetzt werden die Fäden sichtbar!

Arnold Wellmer motivirt die Veröffentlichung der an ihn gerichteten Briefe als einen Act der Nothwehr, und eine gewisse Berechtigung dazu wird ihm nicht abgesprochen werden können. Ich will hier das Thatsächliche kurz berichten.

Karoline Bauer starb am 18. October 1877 im Alter von 70 Jahren. Der zweite Theil des von Wellmer herausgegebenen Buches „Aus meinem Bühnenleben" von Karoline Bauer, von welchem die Verstorbene nur die ersten acht Correcturbogen gelesen hatte, erschien unmittelbar nach ihrem Tode. Arnold Wellmer schickte diesem zweiten Theile eine Ankündigung voraus, in welcher er der abgeschiedenen Freundin einige Worte nachrief und zugleich mittheilte, daß er später die in seinem Besitz befindlichen „Geheimen Memoiren" von Karoline Bauer unter dem Titel: „Aus dem Leben einer Verstorbenen" veröffentlichen werde. Diese Memoiren würden eine Lücke, welche das Bühnenleben der Karoline Bauer vom Mai 1829 bis zum Frühjahr 1831 aufweist, ausfüllen.

Die Vorrede zur zweiten Auflage der Schrift: „Aus meinem Bühnenleben" von Karoline Bauer hatte sich über diese Lücke schon mit vollkommener Deutlichkeit und in einer Weise ausgesprochen, welche denjenigen Lesern, die nicht gerade Freude am Klatsch haben, vollkommen genügte. Es hieß da, Karoline Bauer habe im Mai 1829 auf zwei Jahre die Bühne verlassen, um dem Prinzen Leopold von Koburg, späterem König der Belgier, nach England zu folgen, als morganatische Gemahlin unter dem Titel einer Gräfin Montgomery.

Die Ankündigung Wellmers, daß über diesen Zeitraum „geheime Memoiren von Karoline Bauer" in seinem Besitz sich befänden und von ihm demnächst herausgegeben werden würden, war daher ganz dazu angethan, dem Grafen Plater und der Familie ernsthafte Besorgnisse einzuflößen. Die Hinterbliebenen begingen einen großen, schwer wieder gut zu machenden Fehler. Anstatt mit Wellmer in freundschaftlicher Weise zu unterhandeln, anstatt ihm klar zu machen, daß die Herausgabe dieser Memoiren die Familie tief bekümmern müsse und nicht die anständige, sondern die Skandalliteratur bereichern würde, — anstatt dessen traten die Angehörigen der Karoline Bauer mit einer geharnischten Erklärung gegen Arnold Wellmer hervor. Im December 1877 veröffentlichte die „Augsburger Allgemeine Zeitung" eine vom Grafen Ladislaus von Plater, dem Major Karl Bauer und Emma Bauer unterzeichnete Erklärung, in welcher Arnold Wellmer einer „burlesken, übelwollenden und unrichtigen Reclame" und einer „flagranten Rechts- und Vertrauensverletzung" beschuldigt wird. Karoline Bauer habe jede weitere Veröffentlichung ihrer Manuscripte durch ihre letzte Willensäußerung untersagt; die Familie erhebe daher Protest gegen die von Wellmer angekündigte Publication und lehne die Verantwortlichkeit für die Authenticität nach Inhalt und Form völlig ab.

Man begreift das Erstaunen, ja die Entrüstung Wellmers über diese ungeschickte und herausfordernde Erklärung; denn Wellmer besaß die unwiderrufliche Vollmacht von Karoline Bauers Hand, über ihre sämmtlichen Manuscripte zu verfügen, nach ihrem Tode auch über die Memoiren aus dem intimen Leben. Man

Digitized by Google

begreift, daß sich Wellmer in tiefster Seele verletzt fühlen mußte; denn es ist ihm in der That übel mitgespielt worden.

Was er für Karoline Bauer gethan hat, ist beispiellos zu nennen. Neun Jahre hat er mit einer Hingabe ohnegleichen mit der zwar interessanten, aber auf's Aeußerste ungeduldigen und zur Ungeduld reizenden, quänglichen alten Frau eine nervenaufreibende Correspondenz geführt, neun Jahre eine mühevolle und über alle Begriffe undankbare Arbeit für sie geleistet ohne irgend welchen ideelen und fast ohne allen materiellen Lohn, neun Jahre zu ihrem Ruhm sich abgeschunden, um dann auf einmal in schroffster Weise zurückgewiesen, abgeschüttelt, gedemüthigt zu werden!

Und diese Demüthigung wird ihm nicht nur von den Angehörigen der Karoline Bauer bereitet, die ihm wie einen unberufenen Eindringling die Thür weisen; er muß erfahren, daß diese Schroffheit der Hinterbliebenen auf das Vorgehen von Karoline Bauer selbst erfolgt, unter Berufung auf den letzten Willen derselben Karoline Bauer, die ihren „Herzensfreund" Arnold Wellmer in jedem Briefe mit einem fast widerwärtigen Ueberschwange der steten Dankbarkeit bis zum Grabe versichert. Ja, man begreift die tiefe Enttäuschung, den Zorn des Schriftstellers.

Aber der Zorn ist ein schlechter Mitarbeiter, und ich fürchte, ich fürchte, Arnold Wellmer wird in nicht zu langer Zeit die lieblose Herausgabe dieser liebelosen Briefe bitterlich bereuen. Vae illi per quem offendicula eveniunt.

Ja, die Verwandten haben unverzeihlich gegen Arnold Wellmer gehandelt! Aber stehen ihnen nicht mildernde Gründe zur Seite? Kann sich Wellmer nicht erklären, daß seine Ankündigung, über jenen Zeitraum im Leben Karoline Bauers interessante Memoiren zu veröffentlichen, von welchen eine Familie, die auf ihre Ehre hält, nicht sprechen, nichts verlauten lassen mag, — daß diese Ankündigung unter den Hinterbliebenen Aufregung und Bestürzung hervorrufen mußte, und daß die fassungslos gewordenen Hinterbliebenen in dieser Bestürzung nicht in der Stimmung waren, nach diplomatischen Ausdrücken zu suchen, um ihren Protest aufzusetzen? Wellmer durfte auf Grund der ihm von der Verstorbenen gegebenen Vollmacht seine Ankündigung erlassen; die Hinterbliebenen durften dagegen protestiren, weil durch die Veröffentlichung die Ehre der Familie angetastet werden würde.

Das große Unrecht ist weder von diesem noch von jenen begangen worden, es ist von der Verstorbenen allein verübt, die in ihrer unbezähmbaren Schwatzhaftigkeit und in ihrer Sucht des Auskramens pikanter Geschichtchen es nicht mehr verstanden hat, die Grenze zwischen dem Erlaubten und dem Unerlaubten zu ziehen, und in dem Bewußtsein, daß ihr selbst keine Unannehmlichkeiten mehr daraus erwachsen würden, Dinge ausgeplaudert hat, die auf alle Fälle besser ungesagt blieben.

Blos die Furcht vor ihrem „Tyrannen", dem Grafen Plater, hat die Verstorbene bei Lebzeiten von der Veröffentlichung dieser Memoiren abgehalten, die niederzuschreiben das Gefühl der weiblichen Schamhaftigkeit sie leider nicht verhindern konnte.

Nach ihrem Tode mögen dann diese pikanten Blättchen zur Befriedigung der Liebhaber am Skandal durch die Welt flattern, ob auch die ihr Nächststehenden dadurch auf das Empfindlichste berührt werden! Immerhin! Sie hat ja dann keine Unannehmlichkeiten mehr davon, und man spricht doch dann noch auf ein paar Wochen, vielleicht auf ein paar Monde, vielleicht auf ein paar Jahre von Karoline Bauer, der Gräfin Montgomery!

Nach dem Tode! Es liegt in dieser Vollmacht Wellmers zur Veröffentlichung der „Geheimen Memoiren" derselbe frivole Egoismus, der aus dem berüchtigten „Après nous le déluge" heraus die Nachwelt schaudern macht.

Derjenige, der die zum Theil ganz interessanten, zum größeren Theil aber sehr langweiligen Briefe liest, kann sich über eine solche Gesinnung nicht verwundern. Wundern muß man sich vielmehr nur darüber, wie der Empfänger dieser Briefe, ein kluger und gewandter Schriftsteller, diese so völlig durchsichtige Absenderin nicht hat durchschauen können. Es ist wirklich keine angenehme Bekanntschaft, die wir da machen.

Die ersten Briefe athmen eine gewisse Naivetät. In einer ganz originellen Weise spricht sich da das hastige Verlangen gedruckt zu werden aus, die Freude über die Correcturstreifen, über die Aufnahme des Artikels, über die redactionelle Einleitung, über eine freundliche Notiz in der Briefmappe der Redaction, über ein günstiges Urtheil, das ein Freund ausspricht, und über das Honorar, das der Verleger zahlen wird. Alles das macht einen durchaus harmlosen und liebenswürdigen Eindruck. Aber je weiter wir vordringen, je mehr die Intimität zwischen der Briefschreiberin und dem Adressaten wächst, desto unangenehmer entwickeln sich die Keime; und aus den Harmlosigkeiten werden mit der Zeit offenbare Widerwärtigkeiten. Das Verlangen, sich gedruckt zu sehen, wächst zur Unersättlichkeit an, der Wunsch, ein paar freundliche Worte zu hören, bis zu einer abstoßenden Reclamesucht, die naive Freude an dem Ertrage ihrer Feder zur wüsten Geldgier. In jedem dritten oder vierten Briefe ist vom Gelde und hauptsächlich vom Gelde die Rede, und schon das beständig wiederkehrende Bild für das Honorar, das Karoline Bauer beständig die „goldenen Eier" nennt, hat etwas unsagbar Degoutantes.

Es ist da ein Passus in einem ihrer Briefe, der wunderbar charakteristisch ist. „Genug, Sie thun ein Gotteswerk," schreibt sie am 8. März 1872, „wenn Sie die Lina wieder recht frohmüthig aufleben lassen, und vergnügt wollen wir die goldenen Eier einrapsen!" Ein treffenderes Wort konnte Karoline Bauer nicht finden. Sie rapst ein!

Die ersten bescheidenen Erfolge, die sie vor Allem Arnold Wellmer verdankt, geben der Dilettantin eine unglaubliche Dreistigkeit, die von Säulen der Ueberhebung und der komödiantenhaften Eitelkeit getragen wird. Ueber die bedeutendsten unserer Dichter fällt sie die liebelosesten und boshaftesten Urtheile; sie schimpft auf Alles, was nicht von ihr oder von Arnold Wellmer ist. Gutzkow und Heyse finden vor ihren gestrengen Augen keine Gnade mehr; und daß Laube in seinem „Norddeutschen Theater" vergessen hat, Karoline Bauer namentlich aufzuführen, mutzt sie dem Alten vom „jungen Deutschland" wohl ein dutzendmal auf.

Aber am allerunangenehmsten berührt das beständige Sticheln und Schimpfen auf den Verleger von „Ueber Land und Meer"; und wenn es Wellmer, der die Briefe ja so wie so nicht vollständig und in ihrer originalen Fassung mitgetheilt hat, — denn der Satzbau von Karoline Bauer ist oft labyrinthisch, die Interpunktion phantastisch und ihre Orthographie erinnert bisweilen an die Blücher'sche — wenn es Wellmer gut mit sich selbst gemeint hätte, so hätte er diese hämischen, bösen Bemerkungen gestrichen. Denn diese giftgetränkten Stellen, die eine gewisse seelische Gemeinsamkeit und Gleichheit der Anschauungen zwischen Karoline Bauer und Wellmer erkennen lassen, werfen auch auf ihn kein günstiges Licht.

Es ist ein betrübsames Schauspiel, diese Coalation, um nicht zu sagen: dieses Complot zwischen der Mitarbeiterin, die beständig nach den „goldenen Eiern" schreit, welche der Verleger ihr legen soll, und dem Redacteur, der schließlich doch auch nicht vom Verleger dafür honorirt wird, um diesem das Leben sauer zu machen, gegen den Verleger. Wellmer ist, wie man aus den Briefen ersieht, in Unfrieden von „Ueber Land und Meer", dessen Redacteur er war, geschieden; das hätte ihn doch nicht dazu bewegen sollen, überall, wo es irgend möglich ist, ironische und höhnische Bemerkungen über den Verleger zu machen und Karoline Bauer in ihren Briefen die licentia injuriandi auszustellen. Das hätte ihn vor Allem von der nicht ganz geschmackvollen Drohung abhalten sollen, daß er über dieses Kapitel demnächst in Hackländers Biographie noch weitere Enthüllungen bringen werde. Durch solche Dinge verliert das Buch immer mehr den literarischen Charakter und pendelt bedenklich zum Skandalosen hinüber.

Gut drei Viertel der Briefe von Karoline Bauer enthalten solche spöttische und schmähende Bemerkungen gegen den Verleger, in dessen Blatt sie sich so gerne gedruckt sieht und von dem sie das Honorar, die „goldenen Eier", mit so sichtlicher Genugthuung einsteckt. Es ist widerwärtig. Und wie cynisch

Digitized by Google

sind diese Bemerkungen! Der Verleger befürchtet als richtiger Geschäftsmann, daß sein Familienblatt zu viel Theatergeschichten bringe, Wellmer hat daher bisweilen einige Mühe, um die Aufnahme durchzusetzen. Als es ihm nun gelungen ist, einen großen Aufsatz wieder anzubringen, frohlockt Karoline Bauer in dem Briefe vom 24. Mai 1871 wie folgt: „Wenn der Goldmann" — so wird der Verleger beständig genannt — „über die 25 Spalten dieses Artikels nicht das Fieber bekommt, so haben Sie ihn inzwischen recht hübsch zahm gemacht. Ich lache in's Fäustchen und — berechne die Zahl zu erwartender goldener Eier." Bah!

Ein paar Wochen später, Brief vom 1. Juli, schreibt die anmuthige Dame: „Ist denn der Goldmann nicht rabbiat über die Länge der „Alten Häuser"? Vier Nummern! Und er durfte nichts streichen. Rache ist doch süß!"

Dabei erklärt Karoline Bauer beständig, wie glücklich sie sich fühle, für „Ueber Land und Meer" und nur für „Ueber Land und Meer" zu arbeiten; und als sie zeitweilig daraus verbannt ist, schreibt sie förmliche Tristien und ist ganz erfüllt von Heimweh nach „Ueber Land und Meer". Dies verhindert sie aber durchaus nicht, eines schönen Tages, am 3. September 1872, ihrem Freunde zu schreiben: „Hermann Schönlein in Stuttgart, der ein Concurrenzblatt von „Ueber Land und Meer" herausgibt, möchte von mir Artikel in Reihenfolge haben und bietet auch per Spalte 5 Thaler. Wie denken Sie darüber!"

„Ein Bissl Falschheit ist alleweil dabei", heißt's im Volksliede; aber hier ist der Falschheit doch zu viel, zu viel!

Wellmer erklärt, durch den Grafen Plater gezwungen zu sein, diese Briefe und diese Schattenseiten aus dem Leben der Karoline Bauer offen darzulegen — „den Einen zum Mitleid — den Andern zur Schadenfreude". Wellmer hat ein Gefühl vergessen, das bei den meisten Lesern dieser Briefe das vorherrschende sein wird: den Ekel.

Wellmer wundert sich darüber, daß seine Freundin ihn belogen und betrogen hat. Wie konnte es anders sein? Jeder ihrer späteren Briefe zeigt ja den Grad ihrer Wahrhaftigkeit und Treue in genügender Klarheit. Hat er denn wirklich an alle diese komödiantenhaften Herzensergießungen glauben können? Hat ihn denn der Ton dieser Briefe nicht angewidert? Hat es ihn nicht verletzt, wie Karoline Bauer von ihrem Verhältnisse zum Grafen Plater spricht, von dem Manne, der seit 33 Jahren ihr Lebensgefährte ist, und den sie beständig hinterrücks schmäht und verdächtigt? Ist es ihm denn nicht aufgefallen, wie Karoline nach und nach alle ihre guten Freunde, über die sie sich zuerst enthusiasmirt, fallen läßt, durchhechelt und schließlich begeifert? Ein einziges Mal ist Karoline Bauer ganz aufrichtig. Am 29. November 1872 entschlüpft ihr das Geständniß: „Mehr als je fühle ich, wie wenig Menschen ich überhaupt noch liebe." Das ist wahrhaftig, das erklärt Alles, das hätte als Motto auf die Briefe gesetzt werden sollen!

Es ist ganz logisch, daß diese Frau, die in einem klaren Augenblicke das Geständniß ihrer seelischen Verödung macht, in der letzten Stunde die Versprechungen der letzten zehn Jahre ihres Lebens aufhebt, daß sie sogar das bescheidene Erbstück, das sie wohl ein dutzendmal in ihren Briefen mit heuchlerischer Rührung erwähnt: die schwarze Marmoruhr, von der sie so schöne Geschichten erzählt — „also die schwarze Marmoruhr darf Ihnen ticken, wenn Sie mich zu Tode getickt hat? Und dann, wenn auch Sie nach Jahren bei ihrem Ticken entschlummert sind, Ihren Lieben? Und soll nicht in fremde Hände kommen?" — daß sie auch diese Marmoruhr, die dem Freunde allerlei Geheimnisse von der alten Bergfee, wenn sie einst nicht mehr sein wird, vorticktacken soll, für ein paar Franken verkauft hat, bei Lebzeiten!

Verwunderlich ist nur die Verblendung, die Leichtgläubigkeit Wellmers. Aber ist es ein Fehler, so hat er doch etwas Schönes; besser der Verblendete als der Blender.

Eine solche Wahrnehmung ist wohl geeignet, tiefen Mißmuth in dem Enttäuschten hervorzurufen, und von diesem Mißmuth zeugt jedes Wort des Commentars, mit welchem Wellmer die Briefe begleitet hat. Eine starke Erbitterung spricht aus jeder Zeile. Menschlich ist das wie gesagt durchaus begreiflich, aber schriftstellerisch ist es durchaus unrichtig.

Das vorliegende Buch, — es hilft alles nichts! — es ist der erste Schritt auf der verhängnißvollen Bahn des Skandals! Es ist ein gutes und beherzigenswerthes Wort, daß unsaubere Wäsche in der Familie gewaschen werden soll. Wellmer hat Talent genug, er braucht nicht den Klatsch herbeizuholen, er braucht weder an das Mitleid, noch an die Schadenfreude zu appelliren; und wenn ich nicht wüßte, daß es ein ganz überflüssiges Beginnen ist, einem fest Entschlossenen abzurathen, würde ich Wellmer den guten Rath geben, den angekündigten zweiten Theil der Briefe und die angekündigten „Geheimen Memoiren" niemals erscheinen zu lassen.

Der Herausgeber dieser unangenehmen Dinge wird ohne Zweifel viel von sich reden machen; aber Freude wird er an diesen Veröffentlichungen nicht erleben, und um Wellmers Ansehen wäre es besser gewesen, wenn schon dieser erste Band niemals die Presse verlassen hätte, — um Wellmers Ansehen und besonders auch um das der unglücklichen Karoline Bauer, die wir bisher als liebenswürdige Erzählerin harmloser Komödiantengeschichten liebgewonnen hatten, und die uns nun als gewöhnliche Komödiantin in des Wortes unangenehmster Bedeutung erscheint. Diese posthume Entlarvung hat etwas ungemein Peinliches.

Laßt die Todten ruhen!

Paul Lindau.

Der gegenwärtige Stand der musikalischen Aesthetik.

„Jener Begriff des Schönen, der, wie Begriffe überhaupt, nicht selbst das ist, was er an anderen als dessen Eigenschaft bezeichnet, läßt sich als mögliche Aufgabe denken, und er mag allerdings nur einer in der Welt sein; ein Höchstes aber, das nicht nur gemeinsame Bedingung der Schönheit für alles einzelne Schöne, das vielmehr selbst schön wäre, ohne ein Einzelnes zu sein, das ist jenes unmögliche, sich selbst widersprechende Ideal, welches im Formlosen leisten soll, was eben nur die Form zu leisten vermag.*) Nicht die Schönheit ist schön, nicht die Güte gut, sondern das Wirkliche ist schön oder gut, dem beide zukommen."**)

„Die knechtische Abhängigkeit der Specialästhetiken unter dem obersten metaphysischen Princip einer allgemeinen Aesthetik weicht immer mehr der Ueberzeugung, daß jede Kunst in ihren eigenen technischen Bestimmungen gekannt, aus sich selbst heraus begriffen sein will. Das „System" macht allmählich der Forschung Platz, und diese hält fest an dem Grundsatz, daß die Schönheitsgesetze jeder Kunst untrennbar sind von den Eigenthümlichkeiten ihres Materials, ihrer Technik."***)

„Die doppelte Weise, wie sich die menschliche Erkenntniß zu begründen und zu entwickeln strebt, macht sich auch in der Aesthetik ... geltend. Man behandelt sie nach einem kurzen Ausdruck von Oben herab, indem man von allgemeinsten Ideen und Begriffen ausgehend zum Einzelnen absteigt, von Unten herauf, indem man vom Einzelnen zum Allgemeinen aufsteigt. Dort ordnet man das ästhetische Erfahrungsgebiet einem, von obersten Gesichtspunkten aus construirten ideellen Rahmen nur ein oder unter; hier baut man die ganze Aesthetik auf Grund ästhetischer Thatsachen und Gesetze von unten herauf.†) ... Unter den Deutschen hat die Bearbeitung der Aesthetik im Wege von Oben in Abhängigkeit von Kant, Schelling, Hegel weit das Uebergewicht über die Bearbeitung von Unten erhalten und bis jetzt noch behalten. Mit den Einflüssen jener Philosophen aber fangen neuerdings mehr und mehr solche von Herbart, Schopen-

*) H. Lotze, Geschichte der Aesthetik in Deutschland (1868), S. 21.

**) Das. S. 200.

***) Ed. Hanslick, Vom Musikalisch-Schönen (1854), 5. Aufl., S. 2.

†) Th. Fechner, Vorschule der Aesthetik (1876), I. S. 1.

Digitized by Google

hauer, Hartmann an sich zu mischen, andrerseits aber doch auch die Aesthetik, sei es noch unter philosophischem Einflusse oder in mehr selbstständiger Richtung und Entwickelung auf den Weg von Unten mit einzulenken (Hartsen, Kirchmann, Köstlin, Lotze, Oersted, Zimmermann); ... dazu kommen dann noch schätzbare empirische Untersuchungen der Neuzeit in ästhetischen Specialgebieten, als von Brücke, Helmholtz, Oettingen u. A. ... endlich kunstkritische Betrachtungen in Fülle.*) ... Es wird zwar in demselben Sinne eine philosophische Aesthetik höheren Stils über der empirischen geben können, wie es eine Naturphilosophie über der Physik und Physiologie geben kann, wenn schon nicht gibt. Aber wie die rechte Naturphilosophie, auf die zu hoffen, diese Lehren nicht wird ersetzen oder aus einem aprioristischen Grunde heraus gebären können, vielmehr derselben zur Voraussetzung und Unterlage bedürfen wird, ohne sich selbst in ihre Specialitäten zu verlieren, so steht es mit dem Verhältniß der philosophischen Aesthetik höheren Stils zur empirischen. Nun aber fehlt es leider noch gar zu sehr an der empirischen Unterlage; und so scheinen mir alle unsere Systeme philosophischer Aesthetik Riesen mit thönernen Füßen."**)

So und ähnlich, bald überzeugter bald verzagter, mit größerer oder geringerer Werthschätzung des bereits Geleisteten, lassen sich die Stimmen der namhaftesten und verdienstvollsten Arbeiter auf dem Gebiete der neueren Aesthetik vernehmen. Es fehlt zwar nicht an solchen, die noch im alten Schlendrian fortgehen und sich in der nebeligen Begriffswelt Hegel'scher Dialektik wohl fühlen, ja glücklicher, höher, größer als die am Boden kriechenden Empiriker: im Ganzen ist aber die Thatsache nicht wegzuleugnen, daß der Schematismus in der Kunstbetrachtung immer mehr an Boden verliert, und wie auf allen Gebieten menschlicher Geistesthätigkeit auch auf dem der Aesthetik die naturwissenschaftliche Methode durchdringt und dieselbe zu einer exacten Wissenschaft zu machen sucht, soweit das möglich ist. Man gibt das Suchen nach dem absoluten Schönheitsbegriff, der als oberstes Ideal über aller Kunst als formloser Inhalt und inhaltlose Form ein unnützes Gedankending bleiben mußte, auf, und sucht von dem sichern Boden der Einzelkünste aus durch Prüfung einerseits der Mittel, durch welche eine bestimmte Kunst wirkt, andrerseits der Organe, auf welche sie wirkt und der Bedingungen, unter denen diese Wirkung ästhetische Lust oder Unlust erzeugt, durch das Studium der Technik, durch Analyse der Kunstwerke zu allgemeinen Gesichtspunkten zu kommen, welche die Elemente der von Fechner im Obigen in Aussicht gestellten „Aesthetik höheren Stils" bilden müssen. Es versteht sich, daß Untersuchungen so verschiedenartiger Natur mehr Zeit und Mühe erfordern als etwa das Kapitel Musik in einer der herkömmlichen Aesthetiken von Oben. Kaum ist es möglich, daß eines Menschen Geist alle die Räthsel löse, welche innerhalb des Gebietes einer Kunst die Natur gegeben; in der That hat auch längst das moderne Princip der Arbeitstheilung hier seine Anwendung gefunden — ohne Abrede: die Nothwendigkeit lehrte es selbst. Haben wir doch als getrennte große Arbeitsfelder ein physikalisches, ein physiologisches und ein psychologisches, dazu die vermittelnden Grenzgebiete der Wechselwirkungen von Reiz und Empfindung, von Empfindung und Vorstellung, von Reiz und Vorstellung, und endlich das Gebiet der Kunsttechnik, das gleichsam die centrale Lage zwischen jenen andern einnimmt, alle berührt und von ihnen umschlossem wird. Keines dieser Gebiete ist von einer Specialästhetik im neueren Sinne auszuschließen, wenn dieselbe nicht in einzelnen Theilen wieder in dieselben Fehler verfallen soll, welche die Aesthetiken von Oben im Ganzen haben.

Nun ist aber natürlich weder die Physik noch die Physiologie noch die Psychologie ihrem ganzen Umfange nach für eine Specialästhetik von Interesse.

Man wird daher zunächst den Versuch machen müssen, jede einzelne Kunst in soweit zu definiren, daß sich annähernd absehen läßt, in welcher Richtung sich die Arbeiten auf jedem der bezeichneten Gebiete zu specialisiren haben, um die Erkenntniß der einzelnen Kunst zu fördern.

Ganz allgemein betrachtet, wirkt die darstellende Kunst durch Farben auf das Auge, die Musik durch Schall auf das Ohr, die Poesie durch Worte, jenachdem ob sie gelesen oder gesprochen werden, auf Auge oder Ohr. Natürlich sind diese Definitionen nicht erschöpfend, sie sind nicht einmal deckend, da sie das Moment, welches die Kunstwirkung bedingt, nicht herausheben. Nicht eine bunte Zusammenstellung, nicht der Wechsel von Farben als solcher bringt eine Kunstwirkung hervor, sondern der durch die Farben (zu denen auch Licht und Schatten zu rechnen) erweckte Schein des Lebens; und so erwecken die Worte des Dichters Vorstellungen des Lebendigen in unserer Phantasie, und auch die Musik ruft durch die Bewegung der Töne die Illusion des Lebens hervor. Weiterhin unterscheiden sich die drei Hauptkünste darin, daß die darstellende Kunst ausschließlich an die Darstellung des Lebendigen durch die äußere Form gebunden ist, die Dichtkunst die Macht hat, durch Schilderung sowohl die Vorstellung der äußeren Formen als des in ihnen pulsirenden Seelenlebens hervorzurufen, und die Musik ausschließlich auf das letzere angewiesen ist. Das schließt nicht aus, daß die darstellende Kunst durch die äußeren Formen Seelenvorgänge ausdrückt, und daß die durch die Musik angeregte Stimmung in der Phantasie concrete Gestalten annimmt; beides kann vielmehr vom Künstler intendirt sein, wenn auch bei der Musik noch mehr als bei der bildenden Kunst der Phantasie ein weiter Spielraum bleiben wird, den der Künstler nur durch einen Titel, ein Programm einschränken kann.

Nach dieser gewiß nicht zu mißbilligenden Definition ist das menschliche Leben das vorzüglichste, wo nicht ausschließliche Object aller Kunstgestaltung. Denn wenn auch ein Maler eine stimmungsvolle Landschaft entwerfen kann, so ist doch wohl zweifellos, daß diese Stimmung eine Folge der durch das Gemälde geweckten Associationen ist*); und ebenso erwecken die tragenden Pfeiler oder Säulen und die lastenden Massen der Architektur Associationen des Niederdrückenden oder Aufstrebenden und gewinnen dadurch einen Lust- oder Unlustwerth für unser Empfinden.**) „Jede Form, jeder Ton, jede Bewegung, jede Stellung also, die irgendwie den natürlichen Ausdruck einer menschlichen Stimmung, Leidenschaft, intellectuellen und moralischen Eigenschaft oder Aeußerung sei es wiedergibt oder nur daran erinnert, wird, selbst wo sie uns im Unbelebten begegnet, durch diese Erinnerung ihrem Eindrucke nach wesentlich mitbestimmt werden."***) Zur Klarstellung dieser und damit zusammenhängender psychologischen Thatsachen haben vor allen Andern Lotze und Fechner in ihren bereits angezogenen Werken Hervorragendes geleistet. Anknüpfend an Lotze hat Fechner die Bedeutung des Associationsprincips in einer entschieden neuen Weise gewürdigt und überraschende Resultate gewonnen. —

Wenn es nun also unzweifelhaft ist, daß die Kunstwirkung der Musik darauf basirt, daß sie durch die Bewegungsformen der Töne die Illusion des Seelenlebens, menschlicher Gemüthsstimmungen und Affecte erweckt: welche sind dann im Einzelnen die Mittel, mit denen sie solche Wirkung hervorbringt? welche sind die componenten Factoren des schließlich resultirenden Eindrucks? Niemand wird behaupten wollen, daß ein wüster Lärm, der ohne Frage ein sehr bewegtes Gemisch vieler Töne ist, eine Kunstwirkung hervorbringt, daß er andere Stimmungen hervorzurufen vermag, als Unwillen und Gereiztheit über die unliebsame Störung unseres Gleichgewichts; vielmehr leuchtet von vornherein ein, daß gewisse Principien der Ordnung, Uebersichtlichkeit ꝛc. mit zur Geltung kommen müssen, wenn eine ästhetische Wirkung entstehen soll.

Wenn wir consequent den eingeschlagenen Weg von Unten verfolgen, so werden sich uns alle diese Principien von selbst

*) Theod. Fechner, Vorschule, I. S. 6.

**) Das. S. 5.

*) Vergl. Lotze, a. a. O. S. 268. 318.

**) Lotze, Mikrokosmos, II. 192.

***) Fechner, Vorschule, I. 108.

Digitized by Google

ergeben, welche eine aprioristische Deduction schwerlich zu entwickeln vermöchte.

Der empirische Weg weist uns zunächst auf die Töne (Klänge) hin, welche die Musik als ausschließliches Material verwendet. Nicht alle Klänge sind musikalisch brauchbar, sondern nur Klänge ganz bestimmter Art, ganz bestimmter Zusammensetzung. Trotz aller Unterschiede der Klangfarbe, welche auf einem verschiedenartigen Hervortreten einzelner Theile (Obertöne) der Klänge beruhen, sind die Klänge sämmtlicher üblichen Musikinstrumente (zu welchen in diesem Sinne die Schlaginstrumente nicht gehören) gleichartig zusammengesetzt und die angenehme Wirkung derselben basirt erfahrungsmäßig auf dieser innern Regelmäßigkeit. Die Untersuchung der Natur der Klänge ist Helmholtz' Hauptverdienst; der ganze Aufbau der Harmonik ergibt sich, wie er nachgewiesen, aus diesem einfachsten Princip der Zusammensetzung des einzelnen Klanges.

Als eine Cardinaleigenschaft eines musikalisch brauchbaren Klanges ergibt sich ferner die constante Tonhöhe. Fährt man auf einer schwingenden Saite mit dem Finger hin und her, sie bald verlängernd bald verkürzend, so entsteht ein sogenanntes Heulen, das durchaus unmusikalisch ist. Und doch ist andrerseits gerade das Steigen und Fallen der Tonhöhe einer der wesentlichsten Factoren der musikalischen Kunstwirkung, sofern es vor allem Anderen die Eindrücke des Anschwellens und Abnehmens, der Steigerung und Verminderung hervorbringt. Das Steigen der Tonhöhe als Anwachsen der Lebendigkeit können wir allgemein als positive Richtung der Bewegung bezeichnen; umgekehrt ist das Fallen der Tonhöhe als Abnahme der Lebendigkeit vielmehr die negative Richtung der Bewegung. Auch in unserm Seelenleben können wir diese positive und negative Richtung der Bewegung unterscheiden, und auf diese Verwandtschaft, die vielleicht in ähnlichen Nervenvorgängen ihre psychophysische Erklärung finden dürfte, beruht die Macht der Musik, den Schein seelischen Lebens zu erwecken, im Wesentlichen. Das Aufsteigen der Melodie gleicht also der positiven Bewegung des Affects, dem Hoffen, Sehnen, Verlangen, überhaupt der Bewegung nach etwas hin, dem aus sich Herausgehen; und das Absteigen der Melodie der negativen Bewegung des Affects, der Einkehr in sich — es beruhigt, besänftigt, entsagt. Das Auf- und Absteigen der Melodie entspricht daher in der schönsten Weise den wechselnden Bewegungen der Seele in Affecten. Lotze ist wohl der Erste, der eine genügende Erklärung der ästhetischen Wirkung der Tonhöhenveränderung gegeben hat.*)

Diese Betrachtungen gelten dem Melodischen als Veränderung der Tonhöhe, absehend davon, daß dieselbe in aller Musik stufenweise und nicht continuirlich geschieht, ausgehend von der Anschauung, daß die stufenweise Steigerung als continuirliche wirkt; die Stufen erscheinen dann weiterhin zu dem Zwecke vorhanden, um jederzeit einen Maßstab für die Steigerung oder Verminderung der Tonhöhe zu haben, da gerade dieses Messen, Controliren, dieses Begreifen, Verstehen des Grades der Zu- und Abnahme ein wichtiges, Lust gebendes Moment ist.**)

Hier macht sich das Princip der Harmonik geltend, die verschiedenen Stufen der Tonleiter bestimmen Töne in leichtfaßlichen harmonischen Verhältnissen zu einander; nicht nur im mehrstimmigen Zusammenklange, sondern ebenso schon in der Folge einzelner Töne äußert dies wichtigste Princip seine Allgewalt, die zu voller Geltung kommt in der vollstimmigen Folge von Accorden. Anstatt mich hierüber weiter auszubreiten, begnüge ich mich zu bemerken, daß man über die Harmonik lange Zeit die Melodik und Rhythmik fast vergessen hat und verweise auf die Werke von Rameau, Tartini, Hauptmann, Helmholtz, von Oettingen und in voller Bescheidenheit auf meine eigenen Arbeiten.***)

Wenn das melodische Princip das eigentlich Leben gebende, den Eindruck der Bewegung hervorbringende ist, so bringt dagegen das harmonische Ordnung in diese Bewegung, macht sie zur Entwickelung, ermöglicht eine künstlerische Formengebung und wird dadurch ein Hauptfactor der Musik als Kunst, während die Tonhöhenveränderung mehr das naturalistische Element vertritt. Die Grundsätze für den harmonischen Satz ergeben sich aus psychologischen Gesetzen, die für alle Geistesthätigkeit Geltung haben. Lotze hat das Hauptgesetz gefunden, welches alle ästhetische Lust- und Unlustwirkung bestimmt, nämlich das der Oekonomie des Vorstellens.*) Aus diesem heraus erklären sich alle Gesetze der künstlerischen Formengebung, so das der einheitliche Verknüpfung des Mannichfaltigen, das des Contrastes (welches nur eine Unterart des erstgenannten ist; denn nicht disparate sondern disjuncte Begriffe contrastiren), das der ästhetischen Folge, der Steigerung, Verwickelung, Lösung u. s. w. Hier ist es wieder Fechner, der in seiner Vorschule der Aesthetik Neues in neuer Form gegeben hat.**)

Ich nannte vorher die Veränderung der Tonhöhe als wesentliches Mittel, die Illusion des Affects hervorzubringen; neben der wechselnden Tonhöhe ist es die wechselnde Tonstärke, welche diese elementare Wirkung hat. Sowenig die Musik sich des allzu naturalistischen Mittels der stetigen Tonhöhenveränderung (welcher die chromatische Scala am nächsten kommt) dauernd bedient, ebensowenig bringt sie eine stetige Steigerung oder Verminderung der Tonstärke reichlicher zur Anwendung. Vielmehr bedient sie sich auch auf dem Gebiete der Dynamik einer klaren Gliederung zunächst in der Form des Taktes (Metrum). Werthvolle Studien über Natur und Bedeutung des Taktes finden sich in Hauptmanns „Natur der Harmonik und der Metrik" (II. Theil), feinsinnige philosophische Erklärungen bei Lotze.***) Ueber dem Schema des Taktes ergeht sich in bunten Gestaltungen der Rhythmus, im Banne des Taktes gehalten, aber denselben verschiedenartig gliedernd. Continuirliche Veränderungen der Tonstärke sind aber durch Takt und Rhythmus nicht ausgeschlossen; doch wird immer die Gliederung nach Takt und Rhythmus sich innerhalb der weiter ausgedehnten Steigerung (crescendo) oder Minderung (diminuendo) bemerklich machen.

Die natürliche Dynamik des Aufsteigenden in der Melodie ist das crescendo, die des Absteigenden das diminuendo; das crescendo ist in der dynamischen Schattirung die positive Richtung, das diminuendo die negative. Eine gewaltige Steigerung der musikalischen Wirkungsmittel wird also gleichzeitig die Melodie höher treiben und die Stärke vermehren, und bei einem ausgearbeiteten diminuendo wird in der Regel die Melodie mehr und mehr fallen.

Doch ich will ja hier nicht entwickeln, sondern nur skizziren!

Die Erscheinungsformen des Tonelements als Melodik, Harmonik und Rhythmik habe ich in Vorstehendem ihrer Bedeutung nach und soweit sie bisher untersucht worden, ungefähr gezeichnet; auch von den psychologischen Gesetzen, welche für die künstlerische Formgebung bestimmend sind, sprach ich schon. Damit ist zugleich das Gebiet der specialen Kunsttheorie umschrieben; Helmholtz und Neuere haben nachgewiesen, daß sich die Regeln der musikalischen Stimmführung aus der Natur der Klänge und der Natur des menschlichen Ohres und Geistes ergeben.

Zur Aufhellung einzelner Probleme ist eine genaue Erforschung des menschlichen Hörapparates unentbehrlich, und es haben daher Fechner†), Helmholtz††) u. A. versucht, die mechanischen Vorgänge beim Einwirken der Töne auf das Gehör nachzu-

*) Gesch. d. Aesth. S. 272 ff.

**) Vgl. Lotze, Gesch. S. 468 und Helmholtz, Lehre von den Tonempfindungen, 3. Aufl. S. 400.

***) Rameau, Traité de l'harmonie, 1722. Tartini, Trattato dell' armonia, 1754. M. Hauptmann, Natur der Harmonik und Metrik, 1853. A. v. Oettingen, Harmoniesystem in dualer Entwickelung, 1866. H. Riemann, Musikalische Syntaxis, 1877.

*) Gesch. S. 258.

**) I. Bd., Kap. VI—VIII, II. Bd., Kap. XXXVII—XXXIX.

***) Gesch. II. 3. S. 294 ff.

†) Elemente der Psychophysik. II. 281 ff.

††) Lehre von den Tonempfindungen S. 195 ff. und in mehreren Specialabhandlungen.

Digitized by Google

weisen. Es ist indeß dieses der Theil, welcher noch am meisten conjectural behandelt werden muß und vielleicht nie ganz aufgehellt werden wird. Zum mindesten ist das Gebiet der inneren Psychophysik, die Umsetzung der Schallschwingungen in Tonempfindungen (besser Tonvorstellungen) völlig ein Buch mit sieben Siegeln. Fechner nimmt eine den Schallschwingungen analoge Form von Hirnschwingungen an*), doch ist das natürlich nur eine Hypothese.

Sehen wir von diesen letzten Fragen ab, so verspricht die in Obigem kurz skizzirte Aesthethik von Unten gute und sichere Resultate; jedenfalls läuft sie nicht Gefahr, sich in einer leeren Begriffswelt zu verirren, von welcher die Kunst keinen Gewinn hat. Betrachtungen allgemeinerer Natur, welche indeß nichtsdestoweniger auf durchaus empirischem Wege sich halten können, werden nun noch klarzustellen haben, welchen Antheil die Musik an der Wirkung der gemischten Kunstformen (Vocalmusik, Melodram, Oper, Programmmusik) hat; zum Theil ist diese Frage schon ventilirt, z. B. von Dr. Ottokar Hostinsky**) (die Schriften Wagners und der Wagnerianer entfernen sich von der empirischen Methode so weit, daß ich sie hier nicht anführen kann). Endlich würde dann noch auszuscheiden sein, was an gewissen für bestimmte Zwecke geschriebenen Musiken associative, durch den Zweck, die Umgebung ꝛc. hervorgerufene, und was reine musikalische Wirkung ist (Kirchenmusik, Marschmusik, Tanzmusik, Trauermusik, Abendmusik ꝛc.). Auch die Zufälligkeiten der einzelnen Aufführung (Akustik des Saales, Stimmung des Hörers, Stimmung und Befähigung des Dirigenten und der Spieler oder Sänger, Güte der Instrumente, Störungen aller Art u. s. w.) würde eine vollständige musikalische Aesthethik neueren Stils ihrer Bedeutung nach zu würdigen haben, wenn sie alle Elemente klarlegen will, welche den schließlichen Eindruck eines musikalischen Kunstwerks bestimmen. Das ist freilich viel Mühe und Arbeit, aber nichts Ueberflüssiges und Unnützes, nichts was verwirrt statt aufzuklären, alles im Dienste der Wahrheit und des Fortschritts. Auch die Geschichte der Musik vermag eine große Ausbeute für die musikalische Aesthetik zu geben; denn auch die musikalische Aesthetik hat ihre Geschichte und zum mindesten hat die Technik der Composition eine gar mannichfache Entwickelung durchgemacht. Der wechselnde Geschmack der Zeitalter vermag zwar keine Naturgesetze umzustoßen, aber innerhalb dieser Gesetze ist eine gar bunte Vielgestaltigkeit möglich, und — Kunstformen werden geschaffen und zerbrochen und vergessen. So hat denn die Aesthetik der Musik nicht nur die Arbeit von Künstlern, Naturforschern und Philosophen, sondern auch die von Historikern und Philologen zur nothwendigen Voraussetzung, wenn sie ihre höchsten Ziele anstrebt. Noch gibt es viel, unendlich viel zu schaffen; lege Jeder Hand an und arbeite da, wo ihn Befähigung und Beruf hingestellt haben.

Hugo Riemann.

*) Psychophysik. II. 282.

**) Das Musikalisch-Schöne und das Gesammtkunstwerk vom Standpunkte der formalen Aesthetik. 1877.

In memoriam.

Vom Chronisten.

Wilhelm Freiherr von Ketteler, der als Doctor der Theologie und als Wilhelm Emanuel, Bischof von Mainz, aus dem Leben schied, wurde geboren zu Münster am 25. December 1811. Aber trotz der Weihe dieses Geburtstages war es ihm nicht bei der Wiege gesungen, daß er als streitbarer Kirchenfürst im goldenen Mainz, gleich so manchem seiner Vorgänger dort auf dem Bischofsstuhl, das Zeitliche segnen sollte. Bunte Bilder gar andrer Art wirkten sich in sein Leben, und es scheint mehr ein Verhängniß, welches ihn trieb, als die Neigung, welche ihn zog, daß er dem geistlichen Beruf sich zuwendete. Wer mag es sagen, ob nicht, als er die Wahl getroffen, ehrgeizige Gedanken ihn umschwebten mit dem Traum, noch höhere, ja vielleicht die höchste Staffel der hierarchischen Leiter zu erklimmen?

Sicher aber ist, daß es ihm nicht darum galt, seinem Vorfahr auf dem Mainzer Bischofsstuhl, Christian Graf von Buch, nachzueifern, der als Erzkanzler des Reiches treu zu Friedrich Barbarossa stand.

Wer im alten Münster von der Liebfrauenkirche her die enge Straße zum Domhügel hinaufgeht, den überrascht, sobald der freie Platz sich vor ihm ausbreitet, ein eigenthümlich-malerisches Bild. Geradeaus sieht er die beiden massigen, nicht vollendeten Domthürme, zwischen ihnen herausspringend der verzierte Giebel einer Vorhalle, links sich anlehnend mit breitem Thor ein Kreuzgang, dessen weiterer Verlauf dem Auge durch ein Häusergewirr verbaut ist, so daß hier der Raum kurz abgeschlossen erscheint. Auf den drei andern Seiten dehnt er sich weit und frei, überschattet von dem Laubdach hundertjähriger Linden, rings umgrenzt durch die Curien der Domherrn, welche theilweis hinter Höfen halbversteckt liegen. Bei diesen Curien fesselt nicht eben der architektonische Schmuck, aber ein gewisses Interesse gewähren sie doch — in den Wandlungen, welche ihre Bestimmung erfuhr, in den Personen, die dort hausten, oder auch in der innern Einrichtung. Da, gleich links die erste bewohnte als Regierungsdirector Georg Wilhelm Keßler, welcher verschiedene Shakespearestücke übersetzte, um Schlegels kaum halb beendete Arbeit weiterzuführen, aber auch als trefflich-populärer Biograph seines Schwiegervaters, des „alten Heim", sich bewährte; er starb als Regierungspräsident zu Arnsberg und war ein preußischer Beamter von echtem Schrot und Korn.

Aus dem eisernen Gitterthor der ersten Curie rechts sah man vor länger denn fünfzig Jahren fast täglich eine elegante Equipage hervorrollen; darin saß ein nicht mehr jugendlicher Mann mit klugem Blick und gewinnendem Ausdruck, in weltlicher Kleidung; an weißen Gurtbändern lenkte seine leichte aber feste Hand die muthigen Rosse. Es war der Dombechant Ferdinand August Graf Spiegel zum Desenberg, geboren 1764, welcher dann mit freiem Geiste, eben so klug als fest die Zügel des Erzstiftes Köln zehn Jahre lang zu lenken verstand.

Das zweite Haus daneben bewohnte zur selben Zeit die Freifrau von Boenen, verwittwet und verwittert, in die grellsten Farben gekleidet, in den grellsten Farben geschminkt, aber bei all solcher Wunderlichkeit von klarem, klugem Verstand. Am Sonntag Vormittag waren ihr die Bühnenmitglieder zum Frühstück willkommen; als einst der Minister vom Stein, damals Landtagsmarschall, ihr Vorstellungen darüber machte, daß sie allabendlich das Theater und doch niemals die Kirche besuche, da erwiederte ihm Frau von Boenen: „Excellenz, wär's nicht besser, Sie kümmerten sich um Ihre Angelegenheiten statt um fremde, die Sie nichts angehn."

In dem hohen, düstern Bau an der Südseite des Domplatzes hauste Clemens August, Freiherr von Droste zu Vischering, geboren 1773. Dem Grafen Friedrich Leopold von Stollberg befreundet, übte er wesentlichen Einfluß auf dessen Uebertritt zur katholischen Kirche und folgte dem Grafen Spiegel als Erzbischof von Köln — wie die Nacht dem Tage folgt. Am 20. November 1837 wurde er nach der Festung Minden abgeführt.

Aber in den weiten, stillen Räumen der düstern Curie erwachte ein lautes, seltsames Leben: man schänkte dort echtes, vortreffliches bayrisches Bier, das erste, welches in Münster importirt ward. Und diese Propaganda erfocht rasch einen glänzenden Sieg über das nationale „Altbier" von stark säuerlichem Geschmack. Noch lange nach Mitternacht glänzten die hellerleuchteten Fenster des hohen Hauses in die Nacht hinein; manche Braut, manche Gattin ging seufzend oder grimmig vorüber, wußte sie doch, wo es zu finden wäre, was ihr fehlte!

Wiederum zwanzig Jahre später, da war aus der Bierhalle ein Feudalbau geworden: das Ständehaus der westfälischen Provinzialstände.

Digitized by Google

Eine andre Curie, mehr im italienischen Geschmack, überrascht durch ihre innere Einrichtung, durch die geschickte Disposition von Tapetenthüren mit dunklen Räumen dahinter, welche auf geheimen Treppchen den sichern Ausgang vermitteln und der Phantasie einen weiten Spielraum gewähren.

Es war um das Jahr 1820, als man in der abgelegensten dieser Curien, welche ihrem geistlichen Beruf schon entfremdet worden, einen Kinderball veranstaltet hatte. Die Freuden des Abends sollten noch erst beginnen; aber die geladenen Theilnehmer waren bereits zahlreich versammelt. Dreist und frei bewegte sich die Jugend der katholischen Adelsfamilien; meist der Festgeberin verwandt, fühlte sie sich hier auf heimatlichem Boden. Schüchterner standen in einer Ecke „die Preußen", Söhne der Beamten und Offiziere, welche mit den andern auch im gewöhnlichen Leben kaum verkehrten. Da klang es in jener Gruppe unruhig fragend hin und her. „Wo ist Wilhelm?" — „Hörtet Ihr nichts von ihm?" — „Er wird doch nicht ausbleiben?" — und der Ton dieser Fragen ließ deutlich erkennen, daß es der gewohnte Führer des Häufleins war, welcher noch vermißt wurde. Bald aber folgte der freudige Ruf: „Ah, da ist er!" — Rasch trat ein schlanker Knabe herein, die Genossen um einen halben Kopf überragend, mit dunklen blitzenden Augen, bräunlicher Gesichtsfarbe, schwarzem, kurzlockigem Haar; ein offner Hemdkragen legte sich über die Tuchjacke, in deren Seitentaschen das Schnupftuch steckte. Die ganze Erscheinung glich dem Bilde des jugendlichen Lord Byron in der Matrosenjacke. Der Eintretende wurde freudig begrüßt; als ob sich das von selbst verstände, übernahm er lebhaft und energisch sofort die Leitung des Balles, und ebenso schien es nur hergebracht, daß alle Uebrigen ihm sich unterordneten. Der junge Balldirector war Wilhelm von Ketteler.

Vielleicht zehn Jahre sind vergangen — aus dem frischen Knaben ist ein flotter Student geworden: er trägt um die Brust das grün-weiß-schwarze Band der Göttinger Guestphalia. Es war ein stattliches Corps diese Westfalen: fest die Becher in der Hand, rasch den Schläger bei der Hand! Wilhelm Ketteler stand seinen Mann — hier wie dort: er hielt aus mit den Letzten und schlug eine gewandte, kräftige Klinge. Aber auf der Mensur ist das Sprüchlein: „Fortes fortuna juvat!" noch lange kein Koller von Elenshaut. Der Westfalen geschworene Feinde waren die Nassauer, und Einer von diesen verkürzte Kettelers Nasenspitze um ein gutes Theil. Das abgehauene Stück wurde gleich wieder angesetzt — allein es hielt nicht. Die schmerzhafte, langwierige, unbequeme Geduldprobe, den Verlust aus dem Arme zu ersetzen, mißlang ebenfalls. Zum zweiten Male unterzog sich der Patient mit gewohnter Energie dieser Kur, und jetzt endlich glückte dieselbe. Der Ersatz war da, nur leider nicht völlig gelungen: die Narbe fiel sehr in's Auge, die Modellirung blieb doch hinter der Natur zurück, immerhin eine Entstellung. Während des Winters zu Heidelberg mußte noch ein gutwattirtes Nasenfutteral von schwarzer Seide, dessen Bänder hinter den Ohren verliefen, der jungen Nasenspitze als Schutz wider den Frost dienen; in warmen Räumen hing dann das Futteral auf die Brust herab.

Nun folgt der Staatsdienst — zuerst in der Justiz: die Auscultatur bei dem Oberlandesgericht zu Münster; sodann in der Verwaltung: das Referendariat bei der Regierung dort. Zugleich wird dem freiwilligen Militärdienst genügt im 11. Husarenregiment, welches von einem muntern Mitgliede des Offiziercorps, weil diesem mancher Sohn des katholischen Adels angehörte, die Benennung „Papsthusaren" erhalten hatte. Wilhelm Ketteler war nicht eben ein ausgezeichneter Arbeiter, noch weniger ein schlechter; seine Handschrift zeigte keine Leichtigkeit; aber unverändert war er der alte Kumpan aus Göttingen und Heidelberg, der nur etwas mehr Schroffheit angesetzt hatte; dazu ein guter Reiter, ein gewandter, bei den Damen beliebter Tänzer. Es ging auch die Sage von einer Liebe, nicht ohne Gleichheit an Geist und Stand, an Gesinnung und äußeren Vorzügen — nur ohne Zukunftsaussicht für den jüngeren Sohn und die jüngere Tochter. Allein Wilhelm Ketteler war nicht der Mann, der das Herz leichthin auf der Zunge trug, und fremde Augen sehen ja oft blos den Schein, wo sie die Wirklichkeit zu sehen vermeinen. So bleibt es eben nur eine Sage!

Vielleicht ist der 22. November 1837 der Tag, welcher den Wendepunkt in Wilhelm Kettelers Leben bezeichnet. Es war ein Mittwoch, deshalb Plenarsitzung des Regierungscollegiums, um 9 Uhr beginnend. Allmählich erschienen die Theilnehmer mit ihren Acten, denn das akademische Viertel galt auch hier, darunter eines der hervorragendsten, von welchem der geistvollste Lieutenant des 11. Husarenregiments (später Mitglied des Herrenhauses) zu sagen pflegte: „Sieht der Mann nicht aus wie ein Kammerdiener, der ein Viertel vom großen Loose gewonnen hat?" — Wilhelm Ketteler hatte sich pünktlich eingefunden, er saß in der Referendarienecke, den linken Ellenbogen auf den Tisch, das Kinn auf die geschlossene Faust gestützt; sein Blick war finster, es wetterleuchtete dann und wann unheimlich in den Augen; den Morgengruß der eintretenden Collegen erwiderte er nur schweigend mit kurzem Kopfnicken. Da fragte Einer von ihnen leise: „Was hat denn Der heute!" und ein Andrer versetzte lachend: „Wißt Ihr's noch nicht? Vorgestern haben sie den Erzbischof von Köln nach Minden auf die Festung transportirt." — Und wie diese Erläuterung gegeben wurde, als ob sie sich von selbst verstünde, ebenso fand Jeder sie einleuchtend: Keiner fragte mehr nach dem innern Zusammenhang zwischen der erzählten historischen Thatsache und dem finstern Brüten Kettelers. Liegt es da so überaus fern, den Gedanken fortzuspinnen, und den stillen Grimm und Groll in die Worte zu übersetzen: „Der Staat wirft der Kirche den Handschuh hin? Wir werden ihn aufnehmen!" — Nach dem Schluß der Plenarsitzung erbat sich Wilhelm Ketteler sofort einen mehrwöchentlichen Urlaub, den er beim Ablauf nochmals verlängern ließ; und als auch diese zweite Frist zu Ende war, nahm er den Abschied aus dem Staatsdienst — für immer.

Nachdem das Kölner Ereigniß in's Publicum gedrungen, wurde noch ein kleiner Straßenkrawall zu nächtlicher Stunde veranstaltet — mit raschem Ende, nachdem die „Papsthusaren" ohne Bedenken ihre flachen Klingen gebraucht hatten. Die versammelten Väter der Stadt sandten besorgte Botschaft — so erzählte man — an den Divisionsgeneral von Wrangel (den nachmaligen „Vater Wrangel" der Berliner): „Er möge doch den Posten vor seiner Wohnung verstärken, denn es gehe das Gerücht, ihm sollten die Fenster eingeworfen werden."

General Wrangel ließ zurücksagen: „Er danke bestens, aber der Posten vor seiner Wohnung werde gar nicht aufziehen."

So geschah es — und Alles blieb still! —

Noch ein Bild aus dem Soldatenleben im Frieden. Am Johannistage 1838 begann in Münster die Landwehrübung, auch Wilhelm Ketteler, als Unteroffizier der Landwehrcavalerie, wurde berufen, dieselbe mitzumachen, und weil er der Stattlichste war unter seines Gleichen, gab man ihm den Platz auf dem rechten Flügel der Escadron im ersten Gliede. Er hielt seinen Beritt in vortrefflicher Ordnung; dem vorhandenen guten Willen der Wehrreiter diente als Auffrischung ab und zu ein weiter Henkelkrug, gefüllt mit Altbier. Die nahegelegene Loddenhaide bildete das Operationsfeld der kriegerischen Exercitien, denen eine ganz besondre Sorgfalt gewidmet ward, weil das Regiment am Schluß der Uebung besichtigt werden sollte vom „Prinzen Wilhelm, Sohn" — so hieß er damals, jetzt heißt er: Wilhelm, deutscher Kaiser, König von Preußen. Zur Schulung der Pferde wurde auch Bahnreiten geübt; sein Flügel, Unteroffizier vorauf, war einzeln abgeritten und bewegte sich auf dem Quarré — so gut es mit den militärischen Ackergäulen gehen wollte — im ordonnanzmäßigen Trabe. Der zugführende Landwehrlieutenant

Digitized by Google

verstand den Dienst, als früherer Wachtmeister bei den Gardeulanen. Da schreit plötzlich ein Mann aus dem Gliede: „Herr Lieutenant — 'n Kibitz!" — höchst subordinationswidrig! aber dem dreisten Wehrreiter war die ornithologische Schwäche des Vorgesetzten nicht unbekannt. Und der Lieutenant commandirt rasch: „Escadron, halt! Rührt euch! Wo ist der Kibitz?" — „Da, im Haidekraut!" — „O steig' doch mal Einer ab und fang' ihn mir!" — Flink ist der Entdecker aus dem Sattel — oder, exact gesagt, aus dem ungarischen Bock gesprungen: er hat den Kibitz eingefangen und der Lieutenant erklärt nun seine Absicht, das Thier in den hohlen Raum des Czapka zu setzen, um es auf diese Weise nach Hause zu befördern. Da erhebt Unteroffizier von Ketteler seine volle Stimme in nicht allzu respectsmäßigem Tone: „Lassen Sie doch das arme Thier laufen, Herr Lieutenant, im Czapka, ohne Luft, muß es bald todt sein." — Und der Lieutenant versetzt etwas kleinlaut: „So? Meinen Sie wirklich? Nun, dann laß ihn wieder laufen." — Jubel der Mannschaft! Außerhalb des Quarrés wird der Kibitz in Freiheit gesetz. „Stillgesessen! Escadron — marsch."

Die Episode ist zu Ende. Am 7. Juli fand die Besichtigung und Parade vor dem Prinzen statt als Schluß der Landwehrübung. Alles verlief nach Wunsch, das Regiment erhielt verdientermaßen Beifall und Lob. Die Historie von dem Kibitz lag glücklicherweise begraben in den Annalen des ersten Zuges. Auf dem Heimwege zur Stadt aber erscholl noch ein vielstimmiges Hoch „unserm Unteroffizier, Freiherrn von Ketteler!"

Prinz und Unteroffizier ahnten nicht, daß sie sich, nach mehr denn dreißig Jahren, als Kaiser und Bischof gegenüberstehen würden!

Der Entschluß mag schwer sein, das Schiff zu verbrennen, auf dem man ein Vierteljahrhundert durch's Leben steuerte, und ein neues Fahrzeug zu zimmern, das unter schwarzer Flagge gar bescheiden seinen Cours beginnt. Wilhelm Ketteler erschien bald in der langen Robe des Seminaristen: er diente von der Pike auf um den Stab des — Bischofs. Seine ferneren Lebensmomente — als Pfarrer zu Hopften — als Frankfurter Parlamentarier, dort auch Redner am Grabe Auerswalds und Lichnowskys — als Probst an St. Hedwig in Berlin und kurz danach Bischof von Mainz — als Pamphletist und fußfällig Bittender auf dem Concil — endlich als Gegner von Kaiser und Reich — das Alles gehört der Geschichte. Hier handelte sich's nur um die Vorgeschichte.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Residenztheater, Dienstag, 2. April: Gastspiel des Herrn Adolph Sonnenthal aus Wien. Zum 1. Mal: Fromont junior und Risler senior. Drama in 5 Aufzügen und mit einem Vorspiel von Alphonse Daudet und Adolphe Belot.

Ein anständiger, arbeitsamer Mann heirathet ein viel jüngeres abenteuerndes Weib, das die tollsten Ausgaben macht, um den Aufwand eines luxuriösen Lebens zu bestreiten. Der gutgläubige, streng moralische, liebende Gatte bemerkt nichts davon. Dies ist das eine Ehepaar, welches der Dichter in Scene führt. Hier ein anderes. Ein jüngerer Lebemann hat sich mit einer keuschen, tugendhaften Frau vermählt. Die Ehe scheint glücklich zu sein und ist mit einem Kinde gesegnet. Der Mann hat eine Stellung, welche ihm ein anständiges Wohlleben gestattet. Die Frau ist ökonomisch. Gleichwohl macht sie die schreckliche Wahrnehmung, daß ihr Mann verschuldet, daß das Haus vom finanziellen Ruin bedroht ist. Sie macht die Wahrnehmung, daß ihr Mann sie belügt, und ihr weiblicher Instinct sagt ihr, daß derselbe eine geheime Leidenschaft, eine verborgene Geliebte haben müsse. Sie täuscht sich nicht. Und diese Geliebte ist keine Andere, als die putzsüchtige, viel jüngere Frau des befreundeten älteren, arbeitsamen und tüchtigen Mannes. Als dieser getäuschte, unglückliche Mann seine Schande erfährt, wird ihm klar, woher der Luxus kommt, der ihn umgibt und mit dem seine Frau sich schmückt. Er ruft in der Verzweiflung aus: „Der Rock, den ich am Leibe trage, ist vielleicht mit ihrer Schande bezahlt ꝛc."

Man wird glauben, daß dies die Geschichte von „Fromont jun. und Risler sen." ist. Gott bewahre, es ist die Handlung von „Les lionnes pauvres" von Emile Augier. Der brave, fleißige Mann ist der Bureauvorsteher Pommeau, seine Frau ist Seraphine, der leichtsinnige Lebemann, der die Frau Pommeaus verführt, ihr kostbare Geschenke macht und seine Familie ruinirt, ist der Advokat Lecarnier und seine Frau Therese.

Nun kommen aber die Unterscheidungen zwischen dem wirklichen, berufenen Dramatiker und dem Epiker, der sich gelegentlich zum Dramendichter macht. Emile Augier begeht nicht den Fehler, das widerwärtige und abstoßende Gefühl beim Zuschauer hervorzurufen, einen ganzen Act hindurch einen bewußtvoll getäuschten Ehemann vor sich zu sehen, der den Schänder seiner Ehre erkennt. Sobald Pommeau seine Schande erfahren hat, verschwindet er vom Schauplatze. Das ganze Stück vom Höhepunkte bis zum Ausgange ist gefüllt mit den Momenten, welche den Verdacht Pommeaus begründen. Nachdem in ihm dieser Verdacht zur Ueberzeugung sich gesteigert hat, tritt Pommeau wie gesagt zurück und erscheint erst in der letzten Scene wieder. In dieser letzten Scene erfährt er, daß der Schänder seiner Ehre sein Freund Lecarnier ist. Da ist die dramatische Steigerung bis zum letzten Act eine vollständige, die Spannung beständig rege, während hier nach dem 4. Acte Alles gesagt ist und der 5. Act durch die rein mechanische Spannung bewegt wird, daß der Zuschauer darauf förmlich lauert, wie Risler Fromont thatsächlich mißhandelt. Gewöhnliche Concession an das Theaterpublicum. Französische Phrase, genau wie der Schluß von Dumas' „Femme de Claude".

Und dieser Ausgang des dramatisirten Romans ist in seiner kindischen Rohheit nur der entsprechende Abschluß des ganzen Stückes. Es ist unbegreiflich, wie der Verfasser eines der besten und erfolgreichsten Romane unserer Zeit sich zu einer Arbeit hat herbeilassen können, die mit einer grausamen Verstümmlung seiner genialsten Schöpfung gleichbedeutend ist. Stünde der Name Adolphe Belots nicht auf dem Zettel, als der des zweiten Bearbeiters, man würde den Einfall Daudets nicht verstehen. So jedoch wird man schwerlich irre gehen, wenn man diese große dramatische Versündigung dem anrüchigen aber sehr begabten Verfasser von „La femme de feu" und „Mademoiselle Giraud ma femme" zur Last schreibt und sich dann in das leider nicht ganz Unbegreifliche fügt, daß Daudet, um der Tantième willen — denn aus welchem anderen Grunde hätte es sonst geschehen können — seinen Ruf als hervorragender Romancier durch den später erworbenen eines schlechten Dramatikers geschädigt hat. Was ist aus dem ergreifenden Gemälde des Pariser Kleinbürgerthums geworden, aus dieser „vertieften Studie gewisser ewiger Lächerlichkeiten des Menschengeschlechts, aus diesem hervorragenden Werk, das ungeachtet seines stark pessimistischen Zuges so gesund und erhebend ist, weil es die höchste und erhabenste Tugend bewundern lehrt, nachdem es das Laster bloßgestellt hat!"

Was ist aus diesem Kunstwerk geworden! Ein auf den gröbsten Effect berechnetes Sensationsstück, in welchem einige Kapitel des Romans mit geringer Rücksicht auf deren logischen Zusammenhang zu ebensoviel Scenen verarbeitet werden. Die mit feinster Künstlerhand gemeißelten Figuren des Romans sind unter der Hand des Bearbeiters zu molluskenhaften Wesen verunstaltet worden, ohne einen Zug von individueller Charakteristik, uninteressante, gleichgültige Marionetten, an deren Wohl und Wehe der Zuschauer durchaus unbetheiligt bleibt. Es kann der Bearbeitung nicht einmal als Milderungsgrund angerechnet werden, daß das Bild des alten Risler unter dem Maurerpinsel des dramatisirenden Handwerkers nicht ganz hat verschwinden wollen, daß es auch aus dem Stück heraus eine gewisse Sympathie, ja selbst Rührung zu erwecken vermag, ungeachtet der schmählichen Vergröberung, welche diese Erscheinung in ihren fein gezogenen Umrissen sich hat gefallen lassen müssen: sie ist eben nicht umzubringen.

Es mag sein, daß das Drama auf den unbefangenen Zuschauer, der die Bekanntschaft mit Daudets Roman erst noch zu machen gedenkt, eine andere, bessere Wirkung hervorbringt (wahrscheinlich die eine beneidenswerthe, daß er sich an das Urbild wendet). Aber selbst von dem Vergleich mit dem Romane abgesehen, sondern als Drama an und für sich be-

Digitized by Google

trachtet, kann man im besten Falle in dem Stück nicht mehr erblicken, als ein plumpes, auf grobe Effecte hin gearbeitetes Bühnenwerk, welches in einer seiner Figuren, in der des älteren Risler, vielleicht auch in einer zweiten, einem bedeutenden Künstler Gelegenheit gibt, seine Kunst in ihrer ganzen Meisterschaft sich entfalten zu lassen. Diese eine Thatsache kann die großen Fehler des Dramas in um so milderem Lichte erscheinen lassen, wenn es Einem beschieden ist, den Risler von Adolph Sonnenthal dargestellt zu sehen.

Sonnenthals Verkörperung der Figur des „Risler senior" darf als eines der bedeutendsten Gebilde moderner Schauspielkunst betrachtet werden, nicht des lediglich durch äußere, technische Mittel wirkenden Virtuosenthums, sondern einer Kunst, welche als die Wiederbelebung der besten Traditionen unserer Bühne sich gibt. Diese künstlerische Leistung Sonnenthals, in ihrer nahezu elementarischen Wirkung auf den Zuschauer, macht ihn, der ja bei uns immer nur unter den Besten seiner Kunst genannt wurde, zu dem Ersten und sie ist dem Drama selbst gegenüber eine That, welche es am Leben zu erhalten und sogar zu einem „Zugstück" zu gestalten vermag, als welches es sich auf dem Wiener Hofburgtheater längst bewährt hat. Der „Risler" Sonnenthals ist nicht mehr die verwaschene Figur des Dramas, es ist die innigste, treueste Wiedergabe, bis in das unscheinbarste psychologische Detail, des rührend naiven und deshalb durch sein tragisches Schicksal um so erschütternder wirkenden Menschen, wie er aus dem Roman uns entgegentritt; es ist eine Verfeinerung der groben Handwerksarbeit des Dramas und ein lebendiger, von der feinsten künstlerischen Empfindung eingegebener Commentar des ergreifenden Romans, aus dem das Drama hervorgegangen ist. Der Eindruck der genialen Leistung des Gastes auf das überaus zahlreiche Publicum war ein überwältigender, und gemahnte an die höchsten Erfolge Rossis. — Fräulein von Pistor trat in der Rolle der ehebrecherischen „Sidonie Risler" zum ersten Male vor das Berliner Publicum. Daß es ihr gelang, ungeachtet der glänzenden Künstlerschaft Sonnenthals ein gewisses Interesse wachzurufen, spricht am lautesten für das beachtenswerthe Talent der jugendlichen Künstlerin. Hätte Fräulein von Pistor, wie Sonnenthal von dem Risler, so von der Sidonie des Romans anstatt des Dramas ihre Anregungen empfangen, so würde sie vielleicht die nackte Widerwärtigkeit der Figur zum Vortheil der künstlerischen Wirkung beträchtlich haben mildern können. Frau Claar-Delia spielte die Claire Fromont sehr eindrucksvoll. Das Ganze war von Herrn Director Emil Claar mit sicherer Hand und gutem Geschmack in Scene gesetzt.

Julius Hagen.

Notizen.

Das neue Ministerium hat bei der überwiegenden Mehrzahl der liberalen Blätter eine nichts weniger als günstige Aufnahme gefunden, unserer bescheidenen Ansicht nach mit Unrecht. Man erachtet die gegenwärtigen Ressortchefs ihren Aufgaben nicht gewachsen und hält sie überdies für reactionär. Es fragt sich doch aber, ob zu einem Ministerposten in den gegenwärtigen Zeitläuften und Angesichts der Erwartungen, die an entscheidender Stelle von dem Inhaber gehegt werden, eine specielle Befähigung erforderlich ist. Man erzählt, daß einer der Berufenen, welchem die vielleicht wichtigste vacante Stelle zugedacht war, offen erklärt habe, er verstehe gerade von den Dingen, deren Leitung und Ordnung er übernehmen solle, am wenigsten. Darauf habe die Antwort gelautet: „Um so besser! Wir werden uns dann um so leichter über die Bedingungen Ihres Eintritts verständigen können." Das mag eine malitiöse Erfindung sein. Aber sie bezeichnet die Situation. Sehr schlau soll sich ein anderer Candidat verhalten haben, dem dasselbe schwierige Portefeuille mit dem bekannten Bündel heikliger Projecte offerirt wurde. Ohne Auflösung, habe der kluge Herr bemerkt, werde sich das nicht gut bewerkstelligen lassen; diese müßte also von vornherein festgestellt werden. Man mochte nun allerdings die Nothwendigkeit, den Reichstag nach Hause zu schicken, in's Auge gefaßt haben, wollte sich aber doch nicht von vornherein dafür verpflichten. Und das um so weniger, als bei irgend welchen Verhandlungen auf jener Seite Bedingungen zwar in der Regel reichlich gestellt, aber sehr ungern, wenn überhaupt acceptirt werden. Der Ministeraspirant wider Willen war der Versuchung los. Die weniger glücklichen neuen Excellenzen sind auf die sprichwörtliche Verheißung angewiesen, daß der liebe Gott zu dem verliehenen Amt nun auch wohl den nöthigen Verstand nicht vorenthalten werde. Der Ausspruch des schwedischen Kanzlers über das für die Leitung menschlicher Geschäfte nothwendige Maß von Capacität wird sich hoffentlich auch bei uns bewähren. Und so will uns die kühle Behandlung, welche die unabhängige Presse den Trägern der ministeriellen Reconstruction zu Theil werden läßt, etwas voreilig und nicht ganz gerechtfertigt erscheinen. Man muß sich nach der Decke strecken und in Ermangelung der Delbrücks mit der bezüglichen kleinen Münze auszukommen suchen. Auch die angeblich drohende Reaction sollte uns nicht sonderlich bange machen. Wer mit dem conservativen Grauen vor Jahr und Tag zu Nacht gegessen hat, fürchtet sich davor nicht mehr als nöthig. Wir wollen mit der Rückschrittsbewegung im neuen Gewande schon fertig werden, glauben überdies, daß Dank der Nothwendigkeit, im Reiche nicht allen Boden zu verlieren, die reactionären Bäume nicht in den Himmel wachsen werden. Noch haben die Nationalliberalen die Majorität und sollten sie durch eine Aussöhnung mit Leo XIII. um den Preis des Tabackmonopols in die Minorität gedrängt werden, so wird die politische schmale Kost ihrer Gesundheit vielleicht zu Statten kommen. Es wäre nicht das erstemal, daß eine Partei in der Opposition wieder zu Kräften käme. Das Alles in der noch keineswegs sicheren Voraussetzung, daß das neue Ministerium das Bedürfniß eines Bruchs mit den Liberalen wirklich empfinden sollte. Man wird nach wie vor mit der Volksvertretung sich irgendwie arrangiren müssen. Ein genialer Staatsmann kann Mancherlei durchsetzen. Aber höhere Steuern populär zu machen, ist noch keinem gelungen. Auch die Weltlage ist zu einer Campagne gegen die bisherigen heimischen Alliirten, zu einem inneren Düppel, sollte man glauben, wenig angethan. Ein allgemeiner Brand ist mit oder ohne Congreß immerhin möglich und Jedermann muß sich darauf einrichten. In solchen Conjuncturen wird sich höheren Orts Niemand nach Conflicten sehnen, zu welchen die Gelegenheit vom Zaun gebrochen werden müßte. Die herrschende Verstimmung wird sich beruhigen, die höheren Steuern werden sich nicht finden und das Tabackideal wird dieselbe Resignation wie so manches andere, das sich hienieden nicht verwirklichen läßt, in Anspruch nehmen. Schließlich wird im Großen und Ganzen Alles beim Alten bleiben und die Nationalpartei wird froh sein, daß ihr das Experiment einer Finanzreform, vor welcher die begabtesten Köpfe zurückgeschreckt waren, erspart wurde. Mußte Jemand daran scheitern, so war es offenbar kein Nachtheil, wenn diese undankbare Aufgabe den Gegnern zufiel.

* * *

Zu Schillers Taucher.

Den Stoff zu seinem „Taucher" hat Schiller durch mündliche Mittheilung von Goethe empfangen, der seinerseits ihn aus des Jesuiten Anastasius Kirchner Mundus subterraneus gekannt haben wird. Kirchner nennt den Taucher Pescecola (Nicolaus der Fisch), während Schiller ihm keinen Namen gibt und, wie aus dem Briefe an Goethe vom 7. August 1797 erhellt, auch keinen gekannt hat.

Die Geschichte des Tauchers wird gewöhnlich in die Zeit von Kaiser Friedrich II. († 1250) gesetzt. Kirchner bezeichnet nur König Friedrich von Sicilien als denjenigen, unter dem sie sich zugetragen. Man kann daher ebensogut an Friedrich II. von Sicilien (1296—1337) als an Friedrich III. (1355—1377) denken. Aber Beide sind entschieden zu jung, und die Geschichte oder Sage ist bedeutend älter.

Auf das älteste Zeugniß dafür hat meines Wissens noch Niemand aufmerksam gemacht. Es findet sich bei einem Troubadour, Raimund Jordan, dem Vizgrafen von Sanct Antonin. In einem Liede, welches im Archiv für das Studium der neueren Sprachen 33. 466 gedruckt ist, steht folgende Strophe, die ich im Interesse der meisten Leser der „Gegenwart" lieber deutsch als provenzalisch mittheilen will:

Ich werde ebenso sein wie Nicolaus von Bari,
Der, wenn er lange gelebt hätte, ein weiser Mann geworden wäre,
Der lange Zeit unter den Fischen sich aufhielt
Und wußte, daß er dabei einmal sterben würde
Und dennoch nicht an's Land kommen wollte,
Und wenn er es that, alsbald zurückkehrte um zu sterben
Im großen Meer, aus dem er nachher nicht herauskommen konnte,
Sondern in dem er in Wahrheit den Tod fand.

Digitized by Google

Der Verfasser dieser Strophe lebte und dichtete am Ende des zwölften Jahrhunderts. Denn er begegnet unter denjenigen, welche der Mönch von Montaudon in einer bekannten Satire auf die zeitgenössischen Dichter verspottet hat. Er sagt von ihm:

Der zweite ist von Sanct Antonin
Der Vizgraf, der Liebe nie genoß
Und keinen guten Anfang machte;
Denn die erste hat ihn verrathen
Und seitdem hat er nichts von ihr erbeten,
Seine Augen weinen Tag und Nacht darüber.

Die Worte der letzten Zeilen scheinen gerade auf das angeführte Lied des Vizgrafen zu gehen, denn in einer anderen Strophe desselben vergleicht sich der Dichter einem Manne, „der sich auf dem Meer in Gefahr befindet, der von Herzen seufzt und dessen Augen weinen". Die Satire des Mönchs ist zwischen 1190 und 1200 entstanden; das Lied des Vizgrafen wird also spätestens in den Anfang der 90er Jahre fallen. Friedrich II. aber, der seinem Vater Heinrich VI. auf dem Thron von Sicilien 1197 nachfolgte, ist erst 1194 geboren. Mithin hat sich die Geschichte vor seiner Zeit zugetragen. Und zwar in Bari, der bekannten Hafenstadt in Unteritalien am adriatischen Meere.

Aus den Worten des Troubadours läßt sich nicht mit Bestimmtheit entnehmen, ob er damit auf eine zu seiner Zeit lebende bekannte Persönlichkeit oder auf eine sagenhafte anspielt. Wahrscheinlicher ist das letztere, und die Sage muß im südlichen Frankreich am Ende des zwölften Jahrhunderts schon verbreitet gewesen sein, sonst würde ein provenzalischer Dichter sie nicht zu einem Vergleiche in seinem Liede angewendet haben. Sie reicht also ihrem Ursprunge nach wenigstens in das zwölfte Jahrhundert zurück und ist erst in späterer Zeit an die Persönlichkeit von Kaiser Friedrich II. angelehnt worden. K. Bartsch.

Offene Briefe und Antworten.

Nochmals „Der Gang nach dem Eisenhammer".

Es ist in Nr. 6 d. J. der „Gegenwart" die Quelle des „Gangs nach dem Eisenhammer" von A. Rümelin besprochen und dabei auf Peter Lauremberg's Erzählung verwiesen worden, die mit Schillers Ballade in den Hauptzügen übereinstimmt. Es sei gestattet, hier an eine viel ältere deutsche Bearbeitung des Stoffes zu erinnern, die in manchem Punkte noch mehr mit Schiller zusammentrifft. Ich meine das Erbauungsbuch „der Seelen Trost", dessen älteste datirte Handschrift (niederdeutsch) vom Jahre 1407 ist, das also sicherlich noch dem 14. Jahrhundert angehört. Die darin aufgenommene Erzählung nennt den Helden Wilhelm, dem sein Vater, ein Ritter, bei seinem Tode drei Lehren gibt: 1. Du sollst nie einen Tag ohne Messe sein, sofern du sie haben kannst. 2. Wenn du deinen Herrn oder deine Frau (Herrin) betrübt siehst, so sollst du dich nicht freuen; du sollst dich mit ihnen betrüben und ihnen beweisen, daß ihr Zorn dir leid ist. 3. Wenn du einen gehässigen Menschen siehst, der gern verleumdet, den sollst du fliehen. Der Sohn tritt nach dem Tode des Vaters in den Dienst eines Königs und macht sich allgemein beliebt. An des Königs Hofe lebt ein verleumderischer Ritter, dessen Umgang sich Wilhelm deshalb entzieht. Der Ritter beschuldigt ihn beim Könige einer unerlaubten Liebe zur Königin. Er gibt seinem Herrn den Rath, Wilhelm am andern Morgen nach dem Kalkofen zu schicken. Wilhelm hört unterwegs eine Messe und so kommt ihm der falsche Ritter zuvor und wird in den Ofen geworfen.

Vielleicht noch um einige Jahrzehnte älter ist das Gedicht von dem östreichischen Dichter Heinrich dem Teichner, worin die Geschichte, auch vom Kalkofen, aber nur in den Grundzügen übereinstimmend, erzählt ist, um den Nutzen des Marschirens zu illustriren.

Wenn Rümelin meint, Schiller habe möglichenfalls die Messe statt des Kirchenbesuches bei Lauremberg aus künstlerischen Erwägungen gesetzt, so läge für die absichtliche Aenderung gerade in Lauremberg selbst eine Analogie vor; denn dieser, der als Quelle eine lateinische Predigtsammlung des 15. Jahrhunderts benutzte, fand in ihr natürlich die Messe vor, was er als Lutheraner aus confessionellen Rücksichten abänderte. Ein gleiches könnte Schiller aus ästhetischen Motiven gethan haben, weil die katholische Messe poetisch verwendbarer ist als ein protestantischer Gottesdienst.

Aber von dieser Möglichkeit ist überhaupt gänzlich abzusehen; Schiller fand in seiner Quelle die Messe sowohl als den Eisenhammer (statt des Kalkofens) bereits vor. Rümelin selbst vermuthet eine französische Quelle wegen der französischen Form Saverne für das deutsche Zabern, und der Anwendung von Sacristan für Küster oder Meßner. Da er sich nun auf Götzinger beruft, so ist es auffallend, daß er nicht diejenige Quelle namhaft macht, die, wie Götzinger nachgewiesen, am allernächsten mit Schillers Ballade verwandt ist. Das ist die Novelle von Rétif de la Bretonne, welche Schiller entweder im Original oder in der deutschen Uebersetzung von Mylius benutzte. Hier ist auch zuerst der Eisenhammer statt des Kalkofens zu finden. Freilich die Eigennamen bei Schiller finden sich auch hier nicht wieder. Trotzdem halte ich es für überflüssig, nach einer auch in den Namen stimmenden Quelle zu forschen. Der „fromme Knecht" heißt in dem französischen Original Champagne. Das ist ein im französischen Lustspiel jener Zeit häufig vorkommender Bedientenname; Schiller selbst hat ihn als solchen in dem nach Picard bearbeiteten „Neffen als Onkel". Aber für den Helden seiner Ballade konnte er nach der ganzen ethischen Anlage derselben den Bedientennamen aus dem Lustspiel nicht brauchen: er hat ihn durch den wohllautenden des Heiligen Fridolin ersetzt. Lediglich aus Rücksichten des Wohlklanges ist wohl der Pinson der Novelle in Robert verwandelt. Was nun endlich Saverne betrifft, so ist zu bemerken, daß die Quelle ihm hier gar keinen Namen darbot, indem in derselben nur von einer Gräfin von K... in der Gegend von Vannes oder Quimper die Rede ist. Schiller hatte hier also volle Freiheit einen Namen zu wählen. Daß er Saverne wählte, darauf konnte der Umstand leiten, daß in der Nähe von Zabern wirklich Eisenhämmer sind; und wenn Schiller das nicht selbst wußte, so konnte Goethe ihm gelegentlich davon erzählt haben. Daß es Grafen von Zabern nicht gegeben hat, konnte erst recht ihn bestimmen, einen solchen Namen zu wählen, um nicht die Sage an eine historische Grafenfamilie anzulehnen.

Die Angabe Stöbers, daß in der Nähe von Zabern die Sage im Volksmunde lebe, soll nicht bezweifelt werden. Aber schon Düntzer hat auf die Möglichkeit hingewiesen, daß die Sage vielleicht erst durch die Popularität der Schiller'schen Ballade sich dort localisirt habe. Jedenfalls, auch angenommen, daß sie schon zu Schillers Zeit existirte und daß Schiller von ihr gehört, ist nicht sie, sondern die französische Novelle die eigentliche Quelle, und nur zur Localisirung im Elsaß würde alsdann die dort lebende Sage den Dichter veranlaßt haben.

Heidelberg, 25. Februar 1878. K. Bartsch.

In der „Gegenwart" vom 9. Februar d. J. spricht Herr Adolf Rümelin die Vermuthung aus, daß die nächste Quelle von Schillers Gang nach dem Eisenhammer nicht die von Legrand und Meon mitgetheilten Contes devots, die Herr Abé-Lallemant entdeckt zu haben glaubte, sondern eine moderne französische Erzählung war.

Diese Vermuthung scheint mir aber sich auch nicht mehr des Reizes der Neuheit zu erfreuen; denn es ist schon vor einiger Zeit (ich glaube in der „Augsburger Allgemeinen Zeitung") eine Erzählung von Rétif de la Bretonne (1734—1806) als nächste Quelle von Schillers Ballade genannt worden.

Sonderbarerweise haben aber Alle, welche sich in letzter Zeit mit dieser Ballade beschäftigt haben, es unterlassen, bis zu ihrem ersten Ursprunge vorzudringen, auf der schon Liebrecht in seiner Uebersetzung von Dunlops History of fiction hingewiesen, und den ich in meinen „Quellen des Decameron" (S. 34) mitgetheilt hatte. Dieser Ursprung ist, wie der so vieler unserer Märchen und Erzählungen mit religiöser oder moralischer Tendenz, ein indischer, wahrscheinlich buddhistischer.

Die älteste mir bekannte Version findet sich in Somadevas Kalha sarit sagara. (Deutsch von Dr. Herm. Brockhaus, Leipzig 1843, Bd. II. S. 51 fl.) Somadeva lebte im zwölften Jahrhunderte am Hofe von Kaschmir, und da sein Werk eine Sammlung älterer Märchen und Novellen ist, so ist die darin enthaltene Erzählung vom Brahmanen Somadahlta, genannt Phalabhuti, unzweifelhaft viel älter als die abendländischen Bearbeitungen dieses Sujets.

Digitized by Google

Dieser Brahmane, erzählt Somadeva, der täglich vor dem Palaste des Königs Adityaprabha sein Sprüchlein: „Wer Gutes säet, wird Gutes ernten, wer aber Böses säet, wird Böses ernten," recitirte, gelangte am Hofe des Königs zu großem Ansehen und Reichthum, zog sich aber den Haß der Königin zu. Diese bewog nun den König, unter dem Vorgeben, der Brahmane müsse als Opfer geschlachtet werden, um dem Könige unermeßliche Zaubermacht zu verschaffen und durch die Drohung, sich das Leben zu nehmen, wenn ihr Wille nicht geschähe, den Phalabhuti tödten zu lassen. Der König gab also nach dem Plane der Königin seinem Koch den Befehl: „Wer zu dir kommt und die Worte sagt: Der König wird heute mit der Königin speisen, darum bereite eilig das Essen vor! — den sollst du tödten und aus seinem Fleische heimlich uns morgen ein süßes Gericht bereiten," und schickt dann den Brahmanen mit dieser Botschaft zum Koch. Der fromme Phalabhuti läßt aber die Uriasbotschaft vom Sohne des Königs ausrichten; der arme Prinz wird vom Hofkoch in der vorgeschriebenen Art behandelt, ihren Majestäten als feines Gericht vorgesetzt und von ihnen verzehrt. Als dann der König am andern Tage den unversehrten Brahmanen erblickte, stürzte er sich mit der Königin in den Tod, und Phalabhuti, dessen Sprüchlein sich so gut bewährt hatte, übernahm die Regierung.

Wer mit der Art und Weise bekannt ist, wie derartige Erzählungen auf der Wanderung vom Orient bis zum äußersten Westen Europas umgearbeitet und oft bis zur Unkenntlichkeit verändert wurden, der wird nicht zweifeln, daß die französische Erzählung sowie alle andern europäischen Bearbeitungen dem indischen Erzähler ihre Entstehung verdanken. Eine andere orientalische Bearbeitung bringt uns schon den europäischen dadurch näher, daß in ihr nicht ein unschuldiger Prinz den Tod erleidet, sondern der böse Intrigant, der den Tod des unschuldigen Jünglings plante. Diese Erzählung findet sich in dem türkischen Buche: „Die vierzig Veziere", einem der zahlreichen den „Sieben Meistern" nachgeahmten Werke.

Eine unvollständige französische Uebersetzung des türkischen Werkes, in der sich aber gerade die uns interessirende Erzählung nicht findet, erschien schon 1707 in Paris, die erste vollständige deutsche Uebersetzung aber erst 1851 (von Behrnauer).

Eine ähnliche Erzählung, in der auch eine ehebrecherische Königin als Mitschuldige vorkommt, findet sich in einer arabischen Version der „Sieben Meister", zum ersten Male in's Englische übersetzt von Jonathan Scott, Shrewsbury 1800*), wurde aber erst einige Jahre nach dem Erscheinen von Schillers Ballade in Europa bekannt.

Ich glaube hiermit die Untersuchung über die Entstehung dieser Ballade zum Abschluß gebracht zu haben, und könnte also hier schließen; aber ich muß mir noch erlauben, bei dieser Gelegenheit mein Bedauern darüber auszudrücken, daß wir Deutsche kein Organ haben, in welchem sich alles auf unsere großen Dichter Bezug Habende, alles zur Erläuterung ihrer Werke Dienende concentriren könnte. Wir haben zwar Dante- und Shakespeare-Gesellschaften und -Jahrbücher, aber ich habe bis jetzt nicht gehört, daß in Italien eine Schiller-Gesellschaft gegründet worden, oder in England ein Goethe-Jahrbuch erschienen wäre. Da nun diese egoistischen Nationen ihre Pflicht dermaßen vernachlässigen, so wäre es wohl an der Zeit, daß wir selbst Hand an's Werk legten. Hier in Wien ist jetzt ein (local) Goethe-Verein im Entstehen, sollte nicht die jüngere Kaiserstadt mit einer allgemeinen Schiller-Gesellschaft nacheifern?

Wien, 14. Februar 1878. Dr. Marcus Landau.

In den beiden Aufsätzen, welche die „Gegenwart" bereits über dieses Thema gebracht hat, vermißte ich die Erwähnung der interessanten Thatsache, daß die Sage, welche diesem Gedichte Schillers zu Grunde liegt, ebenso wie bei Wilhelm Tell, auf einen altnordischen Ursprung weist. In den Fornmannasögur 11. 430 ff. finden wir nachfolgende Geschichte erzählt: Hakon Harekson mit dem Namen Vigfús wurde von seinem Könige Svein Ulfsson von Dänemark (1047—76), nachdem er zu Hause die Eisen-, Silber-, Gold- und Steinschmiedekunst ausgelernt hatte, nach England geschickt, um seine Geschicklichkeit dort zu zeigen. Der König gab ihn weise Lehren auf den Weg mit und u. A. rieth er ihm, ja keinem Rothhaarigen zu trauen und keine Messe vor ihrem Ende zu verlassen. In England wollte ihn ein eifersüchtiger Meister dadurch verderben, daß er ihn beim König anschwärzte und behauptete, Vigfús sei mit dem Bösen im Bunde. Der fromme König befahl daraufhin, daß Vigfús gleich am nächsten Morgen in den Wald zu den dort arbeitenden Knechten gehen sollte, und diese hatten die Weisung, ihn in einen brennenden Holzstoß zu werfen. Vigfús ritt in den Wald, unterwegs aber stieg er vor einer Kapelle vom Pferd und wohnte, dem Rathe seines Herrn und Königs folgend, der Messe bei. Der rothhaarige Engländer aber, der ihn verleumdet hatte, ritt ihm schadenfroh nach und kam früher als Vigfús zu den Knechten, die ihn den auch statt seiner verbrannten. Jetzt schenkte der König von England dem wunderbar Geretteten sein volles Vertrauen.

Willibald Leo.

In den Anmerkungen Aug. Stöbers zu seinem „Els. Sagenbuch" (1842), welche bezüglich des „Ganges nach dem Eisenhammer" M. W. Götzingers „Deutsche Dichter" zur Grundlage nehmen (vergl. den Artikel Rümelins in Bd. XIII, Nr. 6 der „Gegenwart"), heißt es:

„Das Vorhandensein ähnlicher Sagen, wie diejenige, welche der Schiller'schen Ballade zum Grunde liegt, beweist nichts gegen ihre Existenz im Elsasse, und ohne Bedenken zu tragen, vindicire ich sie demselben. Nicht nur daß Schiller selbst Savern, Zabern, kennt, so soll er die Sage in Jena von einem elsässischen Hammerschmied gehört haben; auch lebt sie als Volkstradition in den Thälern hinter Zabern, namentlich in Reinhardsminster, wo noch jetzt ein Eisenhammer ist. Daß es nie eine Gräfin von Savern gegeben, wie Einige einwenden, beweist ebenfalls nichts gegen meine Annahme; die Heldin kann eine Dame von einer der vielen Burgen um Zabern gewesen sein, und Schiller, mit der Geschichte unseres Elsasses wenig bekannt, hat hier eine Verwechslung begangen, bei welcher die Poesie und die Sage selbst übrigens wenig beeinträchtigt werden."

So weit Stöber. Woher stammt das „on-dit" von dem „elsässischen Hammerschmied", welches die Wahl des Ortes erklären würde? Ich bin geneigt, eher an die Existenz dieser verschollenen mündlichen Quelle zu glauben, als anzunehmen, daß unter dem reichen schriftlichen Quellenmaterial der Sage gerade die von Schiller benutzte Varitation verloren gegangen sei. Oder sollte der Hammerschmied lediglich erfunden worden sein, eben um die sonst auffallend willkürliche Wahl des Schauplatzes der Schiller'schen Ballade zu erklären? Wer findet die Spur dieses geschichtlichen oder selbst fabelhaften „Hammerschmieds"?

Rappoltsweiler im Elsaß.

Theodor Renaud, Kreisschulinspector.

---

*) Weitere Nachweisungen über die verschiedenen Bearbeitungen dieses Stoffs finden sich bei: A. Keller, Diocletians Leben, S. 44. Oesterley, Gesta Romanorum, S. 749. Loiseleur Deslongchamp, Mille et un jours, Paris 1839, S. 288. D'Ancona, le fonti del Novellino in Romania, 3. année, S. 188. Hertz, Deutsche Sage im Elsaß, Stuttgart 1872.

Bibliographie.

W. Armknecht, Eklogen. 90 klassische Gedichte der Deutschen, für den Haus- und Schulgebrauch mit den nöthigen sachlichen und etymologischen Erklärungen, metrischen Einleitungen, literargeschichtlichen Bemerken und Hinweisen für den Vortrag. 8. XXVIII. u. 381 S. Emden 1878, Haynel. Geb.

M. G. Conrad, die letzten Päpste. Ketzerbriefe aus Rom. 8. IV u. 182 S. Breslau 1878, Schottländer. 3. —

F. Dingelstedt, literarisches Bilderbuch. (A. u. d. T.: Schriften des allgemeinen Vereins für deutsche Literatur. 4. Serie, 2. Bd.) 8. VI. u. 337 S. Berlin 1878, A. Hofmann & Co. Geb. 6. —.

F. Ebhardt, der gute Ton in allen Lebenslagen. Ein Handbuch für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentlichen Leben. Unter Mitwirkung erfahrener Freunde und autorisirter Benutzung der Werke Madame d'Alqs. 8. XVI u. 751 S. Berlin 1878, F. Ebhardt. Geb.

Digitized by Google

Inserate.

Bücher-Ankauf L. Glogau Sohn. Hamburg, Burstah.

Richard Eckstein's Verlag, Leipzig:
Humoristischer Hausschatz.
Heraus-geber **Ernst Eckstein.**
In Bänden à 3 M. Prachtvoll geb. 4 M.
Enthält humoristische Erzählungen von Auerbach, Börne, Heyse, Höfer, Jean Paul, Raabe, Rodenberg, Schücking, Spielhagen, Wieland ꝛc.

Bücher-Ankauf.
Grössere u. kl. Privatbibliotheken, sowie einzelne gute Werke kauft zu höchsten Preisen L. M. Glogau Sohn, Hamburg, Burstah.

Soeben erschien:
Novellenkleeblatt
von
Ernst Rethwisch.
Inhalt: Die Mozartpriesterin. Junge Kämpfe. Das Mädchen von St. Goarshausen.
9½ Bogen 8. broch. 3 M. geb. 4 M.
Verlag von **Edwin Schloemp** in **Leipzig.**

Redacteur gesucht
für eine, in einer großen Stadt Südwest-Deutschlands in's Leben zu rufende, populär gehaltene autographische Correspondenz zur Bekämpfung der extremen Parteien socialistischer, ultramontaner u. radical democratischer Richtung. Erforderniß ist: tüchtige **wissenschaftliche** — vorzugsweise volkswirthschaftliche — Bildung und **volksthümliche Schreibweise.** Nähere Mittheilungen über seitherige Stellung, sowie Einsendung einiger Probe-Arbeiten unter **F. M. 452** an **Haasenstein & Vogler** in **Berlin.**

Für das Feuilleton einer nicht politischen Berliner Zeitung wird ein
Redacteur
gesucht. Jährlicher Gehalt 3000 M. Gefl. Anerbietungen unter Chiffre **F. W. 461** befördert **Haasenstein & Vogler, Berlin** S.W.

Soolbad Nauheim
b. Frankfurt a/M. Stat. d. Main-Weser-Bahn.
Naturwarme, kohlensäurereiche Soolbäder; salinische Trinkquellen und **alkalische Säuerlinge, ozonhaltige Gradirluft; Ziegen-Molke.** Saisondauer vom 1. Mai bis 30. September. Abgabe von Bädern auch vor bez. nach dieser Zeit.
Grossh. Hess. Badedirection Bad Nauheim.
Jäger, Bergrath.

Aufruf.
Aus **Constantinopel** treffen von dem **Comité zur Unterstützung im Felde verwundeter Krieger** traurige Nachrichten ein. Sämmtliche Lazarethe sind mit Verwundeten und Kranken überfüllt; es herrscht namentlich größter Mangel an **Charpie** und Verbandgegenständen. In Anbetracht dieser Noth richtet das oben erwähnte Comité einen dringenden Aufruf an die öffentliche Mildthätigkeit.
Die Redaction dieses Blattes.

Louis Hirsch's Telegraphisches Bureau ist bereit, jedwede, auch die kleinste Sendung von **Charpie** und andere Gaben in Empfang zu nehmen und nach **Constantinopel** zu befördern.

ADOLF JENSEN'S
Hochzeitsmusik
für Pianoforte zu zwei Händen.
Soeben erschien im Verlage von ***Julius Hainauer,*** kgl. Hofmusikhandlung in **Breslau:**
ADOLF JENSEN'S
Hochzeitsmusik
für Pianforte zu zwei Händen
bearbeitet von
Eduard Lassen.
Heft I. **Festzug** M. 1.50. Heft II. **Brautgesang** M. 1.75. Heft III. **Reigen** M. 1.75. Heft IV. **Notturno** M. 2.—
Complet in 1 Band: 5 Mark.
Früher erschienen
Adolf Jensen, Hochzeitsmusik.
A. Ausgabe für Pianoforte zu 4 Händen.
(Dieselbe Heft-Eintheilung und Preisnormirung, wie bei der Ausgabe für Piano zu 2 Händen.)
B. Ausgabe für Pianoforte und Violine
bearbeitet von **Reinhold Becker.**
Band I. (Heft 1 und 2) M. 3.— Band II. (Heft 3 und 4) M. 3.—

BAD HOMBURG
eine halbe Stunde von Frankfurt a. M.
Homburgs Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten mit gestörten Functionen des **Magens** und **Unterleibs,** auch bei chronischen Leiden der **Drüsen des Unterleibs,** namentlich der **Leber** und **Milz,** bei der **Gelbsucht, Gicht** etc.
Mineralbäder nach **Schwarz**'scher Methode, **Sool-** und **Kiefernadel-Bäder.**
Orthopädisches Institut und Kaltwasser-Heilanstalten.
Vorzügliche Molken, von einem Senner in Appenzell bereitet.
Alle fremden Mineralwässer.
Die Reinheit der frischen Bergluft empfiehlt Homburg ganz besonders zu stärkendem Aufenthalt für Nervenleidende.
Das elegante Kurhaus mit seinen reich ausgestatteten Lesezimmern und Conversationssälen, der schattige Park mit ausgedehnten Anlagen, die unmittelbare Nähe des Haardtwaldes und Taunusgebirges, die Mannigfaltigkeit der Unterhaltungen (Concerte, Theater, Illuminationen, Waldfeste etc.) erhöhen die Annehmlichkeit des Aufenthaltes.

BAD REINERZ.
Klimatischer Gebirgs-Kurort, Brunnen-, Molken- und Bade-Anstalt in der Grafschaft Glatz preuß. Schlesien. **Saison-Eröffnung am 5. Mai.**
Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, **Kehlkopfleiden, chronische Tuberculose,** Lungen-Emphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes: Blutmangel, Bleichsucht u. s. w., sowie den hysterischen und **Frauenkrankheiten,** welche daraus entstehen, Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und **Wochenbetten,** nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Scrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, constitutionelle Syphilis.
Empfohlen für Reconvalescenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommeraufenthalt.

WIESBADEN.
Altbewährte, seit vielen Jahrhunderten bekannte, alkalische Kochsalz-Thermen (30—55° Réaum.).
Cur ununterbrochen während des ganzen Jahres.
Nahe an 900 Thermalbäder. Kaltwasser-Heilanstalten. Fichtennadel-, Russische-, Römisch-Irische-, Dampf- und Schwimmbäder. Mineralische und medicinische Bäder jeder Art. Heilgymnastische Anstalt. Pneumatische Apparate. Elektricität. Berühmte Augenheilanstalt. Molken und Ziegenmilch. Milchcur-Anstalten. Mineralwasser aller bekannten Quellen in frischester Füllung. Traubencur.
Täglich Concerte des städtischen Curorchesters in den prachtvollen Sälen des Curhauses, in den Gärten und am Curbrunnen. **Militär-Concerte, Extra-Concerte. Lesecabinet** mit 260 Zeitungen. **Spielzimmer, Cafésalons** und **Restaurationssäle,** Billards, **Park-Anlagen** und **Trinkhalle. Reichdotirtes Königliches Theater. Bälle** und **Réunions. Jagd** und **Fischerei.**
Anerkannte **Lehranstalten** und **Institute. Gymnasien** und **Pensionate. Vorzügliches Klima, prachtvolle Lage** und **reizende Umgebung,** in nächster Nähe des Rheins.
Ausflüge per Eisenbahn und Dampfboot.
Prospecte gratis.
Städtische Cur-Direction zu Wiesbaden: **F. Hey'l.**

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in **Berlin.** Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.** **Expedition, Berlin** N.W., Luisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 16. Berlin, den 20. April 1878. Band XIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Verbreitung falscher Nachrichten. Von Xy. — Graf Julius Andrassy. Von G. Baum. — **Literatur und Kunst:** Ein Gedicht des Fürsten von Montenegro: An das Meer. Uebersetzt von Stephan Milow. — Ueber den religiösen Entwicklungsgang von David Friedrich Strauß. Von A. Hausrath. — Wolf Baudissin. Von Paul Lindau. — Zur neuesten deutschen Literatur über öffentliche Gesundheitspflege. Von L. Pfeiffer. — Ein Drama von Bret Harte. Besprochen von Albin Rheinisch. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Verbreitung falscher Nachrichten.

Von Xy.

Als neulich durch das Extrablatt einer obscuren Berliner Zeitung die Nachricht von der bevorstehenden Mobilmachung des deutschen Heeres verbreitet worden war, hat die allgemeine Indignation über die Frivolität dieser Verbreitung auch auf der Tribüne des Reichstages und zwar von Seiten eines der fortgeschrittensten Abgeordneten ihren beredten Ausdruck gefunden. Von anderer Seite und namentlich in kaufmännischen Kreisen hat man die Erwartung, daß der Redacteur für die Verbreitung dieser falschen Nachricht bestraft werden würde, mit Zuversicht ausgesprochen. Nach Mittheilungen anderer Zeitungen ist endlich Anklage wirklich erhoben und zwar einerseits wegen Verübung groben Unfugs — § 360 Nr. 11 des Strafgesetzbuches — und wegen Betruges § 263 a. a. O. Wie weit dieser letzte Umstand richtig ist, ist dem Einsender nicht bekannt. Die Anwendung des Betrugsparagraphen auf den in Rede stehenden Fall würde eine so geringe Aussicht auf die Billigung der Gerichte haben, daß ernstlich bezweifelt werden muß, ob dieselben mit einer Anklage nach dieser Richtung befaßt werden sollen. Wo liegt die Vermögensbeschädigung, das Bewußtsein von der Unrichtigkeit der mitgetheilten Thatsache? War nicht an sich richtigen aber unverfänglichen Umständen nur eine falsche Bedeutung unterschoben worden? Größere Aussicht auf Erfolg würde eine Anklage wegen groben Unfugs bieten, obwohl auch hier ungeachtet der gefährdeten Interessen des Publicums noch sehr bezweifelt werden kann, ob durch das Ausrufen der Extrablätter ein ungebührlicher Lärm erregt, oder ein grober Unfug verübt ist. Würde aber auch in diesem Falle die Strafe für diese Uebertretung (Höchstbetrag 6 Wochen Haft oder 150 M. Geldbuße) in einem Verhältniß zu dem verletzten Rechtsbewußtsein stehen? Und wo würde die Aehnlichkeit in der Handlung desjenigen liegen, der durch seinen Allarmartikel seine Mitbürger aus ihren friedlichen Beschäftigungen aufschreckt, Angst und Unruhe in den Kreis der Familien trägt, Handelsunternehmungen gefährdet, Geld und Gut in Gefahr bringt und demjenigen, der in etwas angeheitertem Zustand des Nachts auf der Straße etwas lauter wird, als es dem patrouillirenden Nachtwächter für die Ruhe der Bewohner dienlich erscheint? Daß nämlich auf einen nächtlichen Ruhestörer der geschilderten Art § 360 Nr. 11 ganz besonders zur Anwendung geeignet erscheint, ist ganz unzweifelhaft.

Man sieht hieraus, wie mißlich es ist, aus einer Gesetzesbestimmung ein Mädchen für Alles zu machen und die verschiedensten Thatsachen unter Einen juristischen Begriff zu bringen. Die Genugthuung, welche für das öffentliche Bewußtsein aus der Strafe entspringt, würde in diesem Falle nur eine sehr geringe sein. Ja man thäte sogar dem Bruder Studio, der einmal des Nachts Lärm verübte, schweres Unrecht, wenn man ihn strafrechtlich in die gleiche Kategorie mit demjenigen bringen wollte, der jene falsche Zeitungsnachricht gebracht und verbreitet hat.

Ein anderes Strafgesetz aber gibt es für den vorliegenden Fall nicht. Ein allgemeines Recht auf Wahrheit, welches in früheren Zeiten einmal in den Köpfen der Juristen herumspukte, hat weder Staat noch Publicum noch irgend ein Privater; die Täuschung wird nur in besonders vom Gesetz hervorgehobenen Fällen gestraft, so bei der Verleumdung; so beim Betrug, wenn der Täuschende das Vermögen beschädigt, um sich oder Andern einen rechtswidrigen Vortheil zu verschaffen; so bei der wissentlichen Verbreitung erdichteter Thatsachen, um Staatseinrichtungen oder Anordnungen der Obrigkeit verächtlich zu machen (Str.-G.-B. § 131); so bei dem Vorbringen unwahrer Thatsachen, um sich seiner Pflicht als Geschworener oder Schöffe zu entziehen (Str.-G.-B. § 138); so bei der Entziehung der Wehrpflicht durch Mittel, welche auf Täuschung berechnet sind (§ 143); so bei der gewerbsmäßigen Verleitung zur Auswanderung unter Vorspiegelung falscher Thatsachen (§ 144). Hierzu treten dann noch die Fälle, in denen die Täuschung in die sogen. Fälschung übergeht, wie bei Urkunden- und Münzfälschung und den damit in Zusammenhang stehenden strafbaren Handlungen.

Wollte man aber in dem Preßgesetz nach einer Bestimmung suchen, so würde man auch in diesem eine solche nicht finden. Das Reichspreßgesetz verpflichtet nur in § 11 den Redacteur einer periodischen Druckschrift, eine Berichtigung mitgetheilter Thatsachen auf Verlangen einer Behörde oder Privatperson aufzunehmen, und gerade diese Berichtigungspflicht ist wegen des früher oft zu rigoros geübten Zwanges von dem Reichstag noch auf ein sehr bescheidenes Maß zurückgeführt worden.

Wenn es nun nach Lage der gegenwärtigen Gesetzgebung keinem Zweifel unterliegen kann, daß sich bezüglich der Verbreitung falscher Nachrichten eine Lücke vorfindet, so dürfte die Frage nicht unberechtigt sein, ob es sich empfehlen würde, diese Lücke auszufüllen. Bei den wechselseitigen engen Beziehungen der Völker wird es angemessen sein, sich nach einem etwaigen Vorbild umzuthun. Dasselbe tritt uns für die gegenwärtige Frage in voller Schärfe und Deutlichkeit auf dem französischen Rechtsgebiet entgegen. Bereits der Code pén. enthielt in den Art. 419, 420 schwere Strafandrohungen (Gefängniß bis 2 Jahre,

Digitized by Google

Geldbuße bis 20,000 Fr.) gegen diejenigen, welche durch falsche Nachrichten eine künstliche Hausse oder Baisse verursacht haben — Bestimmungen, welche wohl größtentheils auf dem Papier geblieben sein werden; denn an Tartarennachrichten hat es sicherlich an der Pariser Börse nicht gefehlt. Auf dem politischen Gebiete werden die falschen Nachrichten zuerst in dem drakonischen Preßgesetz der Restauration vom 7. Nov. 1815 erwähnt, und diejenigen bestraft, welche die Wiedereinführung der Zehnten und Feudalrechte verbreiteten. Denn gerade diese Schlagworte sind es gewesen, mit welchen die Feinde des bourbonischen Königthums die Massen gegen dasselbe aufzustacheln suchten. Das Gesetz hatte nur kurze Dauer; schon Ludwig XVIII. sah sich genöthigt, dasselbe aufzuheben. Aber bereits das erste Jahr des Julikönigthums griff wieder auf das einmal angedeutete Princip zurück, indem es die Verbreitung falscher Auszüge aus Zeitungen, Urtheilen oder Verordnungen von Behörden unter Strafe, die an sich nicht sehr hoch gegriffen war (Geldbuße bis 500 Fr., Gefängniß bis zu 1 Monat) stellte. Die Republik von 1849 näherte sich jedoch nicht nur den bourbonischen Ideen, sondern übertraf dieselben durch Strenge. Mit Rücksicht auf die in den Zeitungen verbreiteten Allarmnachrichten über die römische Expedition erging unter dem Ministerium Dufaure ein Gesetz vom 27. Juli 1849, welches die öffentliche Verbreitung falscher Nachrichten, welche geeignet sind, den öffentlichen Frieden zu stören, hart bedrohte.

Bei solchen Vorgängen wird man dem Kaiserreich Napoleons III. einen nicht zu schweren Vorwurf machen dürfen, wenn es die in der Republik zum Keime gelangten Gedanken weiter befruchtete und ausbildete. Das Wahlgesetz vom 2. Febr. 1852 bestraft mit Gefängniß bis zu 1 Jahre und Geldbuße bis zu 2000 Fr. diejenigen, welche durch falsche Nachrichten oder verleumderische Gerüchte ein falsches Wahlergebniß herbeigeführt oder Wähler von der Abgabe ihrer Stimmen abgehalten haben. Hier befinden wir uns bereits auf einem schlüpfrigen Boden, auf welchem das Straucheln gar nicht schwer werden konnte. Es bedurfte nur gefügiger Staatsanwaltschaften und nachgiebiger Gerichte, um auf dem Wege der strafrechtlichen Procedur die Volksvertretung zu epuriren. Den Schlußstein dieser Gesetzgebung bildet das berüchtigte Preßdecret vom 17. Febr. 1852. Dieses bestraft mit einer Geldbuße bis zu 1000 Fr. die Veröffentlichung oder Verbreitung falscher Nachrichten überhaupt; es verschärft die Strafe bis zu 1 Jahre Gefängniß und Geldbuße von 1000 Fr., wenn die Veröffentlichung in böslicher Absicht geschah oder geeignet war, den öffentlichen Frieden zu stören. Das Maximum dieser Strafe soll ausgesprochen werden, wenn die beiden letztgedachten Thatumstände zusammentreffen.

Der Zweck dieses Gesetzes war, den Zeitungen diejenige Einsicht, Mäßigung und Zurückhaltung aufzuerlegen, welche der Hauptgrundsatz öffentlicher Organe sein soll. Noch weiter aber ging die Rechtsprechung des Cassationshofes, welcher das gedachte Gesetz nicht blos auf Zeitungen, sondern auf jede Art der Verbreitung auch durch Worte für anwendbar erklärte.

Ein solches Gesetz würde heilsam sein, wenn es nicht jede Rechtssicherheit geradezu auf den Kopf stellte; es ist ein Kautschukparagraph, wie er nicht schöner gedacht werden kann. Wie die Ochsenhaut der Dido ist dieser Paragraph geeignet, eine unübersehbare Fläche zu decken und die französische Jurisprudenz selbst sah sich genöthigt, die Anwendbarkeit desselben dadurch zu beschränken, daß man ihn bei an sich völlig gleichgültigen Thatsachen ausschloß.

Bei der Berathung des deutschen Strafgesetzbuches und des Preßgesetzes lag es gerade in der Absicht der gesetzgeberischen Körperschaften, jenem sogenannten Kautschukparagraphen den Eingang in das Gesetz zu verwehren. Jeder Bürger muß klar und deutlich wissen, was ihm verboten und was ihm erlaubt ist. Es darf eine That nicht durch die rein individuelle Auffassung des Staatsanwalts und der Urtheilsfinder zu einer strafbaren gestempelt werden und es darf nicht lediglich in der Hand der herrschenden Klassen liegen, bald eine Verfolgung eintreten zu lassen, bald nicht.

Nichtsdestoweniger haben wir in unserem Strafgesetz mehrfach die Gefährdung des öffentlichen Friedens bedroht, sofern dieselbe durch ganz concret genannte Mittel herbeigeführt wird. Zu einem solchen concreten Mittel würde offenbar auch die Verbreitung einer falschen Nachricht durch periodische Druckschriften gehören, sofern der Verbreiter die Kenntniß von seinen unbegründeten Angaben hatte.

Eine solche Fixirung würde einen ausreichenden Schutz gegen Willkür gewähren, und wenigstens den schlimmsten Uebelthäter treffen. Denn nicht immer ist, wie der Abgeordnete Richter schlagend bemerkte, der deutsche Reichstag versammelt, und nicht immer der Kriegsminister anwesend, um sofort der falschen Nachricht ein wirksames Dementi zu geben. Eine bloße Berichtigung durch die Regierung hat weder eine allzu große Verbreitung, noch häufig eine allzu große Schnelligkeit, das Falsche wirksam zu widerlegen. Die Gesammtheit der Presse aber steht, wie der jüngste Fall wieder beweist, und wie auch seitens der Commission des Reichstages anerkannt worden ist, „nicht auf einer so hohen sittlichen Stufe", um von ihr Ausschreitungen dieser Art nicht erwarten zu dürfen. Das Publicum selbst aber ist nicht immer in der Lage, sich selbst zu schützen, der Einzelne auch viel zu connivent, um durch sein Verhalten, einer gewissen Presse gegenüber, das Aufkommen von Schunderzeugnissen und Revolverzeitungen oder Reclameblättern zu verhindern. Gegen Ausschreitungen endlich liegt die hauptsächlichste Garantie in der Unabhängigkeit der Gerichte. Mit dem Inkrafttreten der neuen Justizgesetze ist aber ein richterlicher Schutz dagegen gewährt, daß die Staatsanwaltschaft Anklagen ablehnt. Sodann ist die Besetzung der Gerichte nach festen gesetzlichen Regeln geordnet, welche der jedesmaligen Verwaltung kaum einen Einfluß gestatten.

Unter diesen Umständen wird es wohl eine ernste Erwägung nicht überflüssig machen, ob nicht das Publicum gegen diejenigen geschützt werden muß, welche in so frivoler Weise nicht blos die Interessen der Einzelnen, sondern auch des ganzen Reiches auf das Spiel setzen. Nach dem Urtheil zu schließen, welche der jüngste Vorfall in den weitesten Kreisen und unter Männern der verschiedensten Parteifärbungen erfahren hat, wird eine Strafvorschrift gewiß nicht auf Widerstand stoßen und kann bei vorhandenem guten Glauben auch nicht als eine reactionäre Maßregel verschrien werden.

Graf Julius Andrassy.

(Persönliches und Allgemeines.)

Noch niemals so oft als während der letzten sechs Wochen habe ich den Grafen Julius Andrassy hoch zu Roß gesehen. Auf der Reitallee der Ringstraße und im Prater, heute von einem Schimmel, morgen von einem Rappen und übermorgen von einem Fuchs getragen, saust der gemeinsame Minister der auswärtigen Angelegenheiten des östreichisch-ungarischen Dualismus dahin, als ob die bekannte horazische „atra cura" hinter ihm auf dem Rosse säße. Und Graf Julius Andrassy ist, wie sich von einem Magyaren fast von selbst versteht, kein Sonntagsreiter; ja er besitzt sogar ein eigenes Gestüte, auf das er große Stücke hält, obwohl unsere passionirten Sportsmen nicht eben respectvoll von den Erzeugnissen desselben reden. Ich weiß für meinen unmaßgeblichen Theil in hippologischen Dingen zu wenig Bescheid, um in dieser Controverse mitsprechen zu können, und es kommt im Grunde auch nichts darauf an, welche Rolle die Pferde aus dem Gestüte des Grafen Andrassy auf dem Rennplatze spielen; allein es ist von größerem Interesse als es auf den ersten Blick den Anschein hat, den östreichischen Minister des Aeußeren auch einmal sozusagen von der cavalleristischen Seite in's Auge zu fassen. Daß er Honvedgeneral ist, weiß Jedermann und in den glorreichen Tagen der allgemeinen Wehrpflicht macht man hiervon,

Digitized by Google

wie billig, nicht allzuviel Aufhebens; der Honvedgeneral Andrassy wird niemals in die Lage kommen, eine Armee zu commandiren. Jedoch der Minister, der täglich mit verhängten Zügeln unter das Volk reitet und zwischen der misera plebs contribuens dahinsprengt, als wäre ihm keine Barrière zu hoch und kein Graben zu tief, kommt unversehens in den Ruf eines Cavaliers par excellence; man taxirt unwillkürlich auch seine Politik nach den Maßstäben des höheren Sports und findet es begreiflich, wenn er bisweilen in den Sand rollt oder die Zügel verliert, weil er sich vermaß, Hindernisse zu nehmen, die er vorher nicht sorgsam und vorsichtig genug abgeschätzt hatte.

Graf Julius Andrassy ist auch, wie männiglich bekannt, von schlanker, beweglicher Gestalt und ohne eine Spur jener Höhe und Würde, welche die Vertraulichkeit entfernt. Flanirt er des Nachmittags auf dem Trottoir der Ringstraße, mitten unter der schönen Welt, die bisweilen auch eine verführerische Welt ist, und es begegnet ihm ein befreundeter Diplomat, Offizier oder Palamentarier, zum Exempel der kleine Kuranda oder der große Beer mit dem weiland vielbewunderten Christuskopfe, so gibt es eine joviale Begrüßungsscene, die jedem wüthendsten Demokraten das populäre Herz schwellen könnte, aber der Reputation eines Staatslenkers nun einmal, wie unsere gesellschaftlichen Gesetze liegen, nicht im mindesten zuträglich ist. Diese wunderliche Societät von heute hat für den schlauen Diplomaten ihre besonderen Typen; sie denkt dabei entweder an die Hünengestalt Bismarcks, oder an die kleine sozusagen schlüpfrige Figur Gortschakoffs mit der blauen Brille in dem ewig lächelnden gelben Gesichte oder endlich an die düstere Schicksalsmiene des dritten Napoleon, in der zu lesen auch der routinirteste Physiognomiker sich vergebens abmühte.

Von Alledem ist bei Andrassy nichts vorhanden, sein gebräuntes, mageres Antlitz verräth nicht mehr als jedes andere Menschengesicht; seine Gesticulation ist bis zum Schreien lebhaft; seine Unterhaltung mehr schlagfertig als tief und mehr auf den Zufall gestellt als auf die durchgebildeten Grundlagen methodischer Gedankenarbeit. Er verlangt in schicksalsschwerer Stunde von dem arg belasteten Lande einen Credit von sechzig Millionen Gulden und kann sich dabei nicht entbrechen, gelegentlich zu einem Abgeordneten zu sagen: „Wenn Sie mir das Geld nicht bewilligen, so gehe ich, denn ein „Mann ohne Credit" kann den Staatsgeschäften unmöglich vorstehen." Er bespricht anderweitig die Chancen einer europäischen Conferenz, von deren Gelingen die Autorität Europas abhängt, und fügt hinzu: „Wenn ich merke, daß man die Dinge am grünen Tische verschleppen will, so sage ich: „Meine Herren, ich empfehle mich; ich habe keine Zeit" und ich reise nach Hause."

Das Bonmot ist es, wie man sieht, welches Graf Andrassy mit Vorliebe cultivirt. Man sagt von ihm, er befleißige sich der Nachahmung Bismarcks. Wie dieser gerne die Cürassieruniform, so trage sein magyarischer Freund gerne die Honveduniform, die ihm, beiläufig bemerkt, durchaus nicht übel auf den Leib paßt. Vielleicht sollen auch besagte Bonmots ein Seitenstück zu den „geflügelten Worten" des deutschen Kanzlers sein; allein es ist ein himmelweiter Unterschied zwischen jenen und diesen. Ein Bonmot ist im besten Falle ein Witz; ein „geflügeltes Wort" ist ein historisches Dictum. Ein Bonmot ist unterhaltend, ein „geflügeltes Wort" bezeichnend. Stimmungen, Situationen, Thatsachen vereinigen sich oft in einem „geflügelten Worte" wie Sonnenstrahlen im Brennpunkte zusammentreffen; ein Bonmot ist meistens nur eine Ueberrumpelung der Logik, für den Augenblick frappant, aber auf die Dauer bedeutungslos. Wenn Bismarck sagt, ein Krieg zwischen England und Rußland würde einem Kriege zwischen Ente und Wolf gleichen, so kann man darauf wetten, daß ebenso im Downingstreet wie im Petersburger Hotel an der Sängerbrücke die von Bismarck angezündete Erkenntniß über die beiderseitigen Machtverhältnisse ihre Spuren hinterlassen werde. Wenn aber Graf Andrassy sagt, seine diplomatische Tradition sei, keine Tradition zu haben, so erregt er nicht blos mehr oder minder begründeten Widerspruch, sondern es ist auch fraglich, ob dieses Bekenntniß nicht Anderen mehr als ihm selber nütze. Man kann eben nicht anders sagen, als daß das „geflügelte Wort" das Ergebniß und die Signatur einer thätsächlichen Situation sei, während das Bonmot ein Product des Momentes ist und mit dem Momente stirbt. Als Fürst Gortschakoff vor einem Vierteljahrhundert die Losung ausgab: „La Russie se recueille", so formulirte er in vier Worten ein Programm, das gleichzeitig die bündigste Kritik einer verstümperten Geschichtsepisode war. Das Wort Thiers': „La roi règne et ne gouverne pas" faßte das Glaubensbekenntniß des zum Durchbruche ringenden Constitutionalismus ebenso knapp als unanfechtbar zusammen. Die Phrase des dritten Napoleon: „Das Kaiserreich ist der Friede" frappirte durch den Widerspruch, in welchem sie zu den Thatsachen stand und der ihr eben deshalb ein historisches Gepräge verlieh. In diesem Sinne hat Graf Andrassy noch keine durchschlagende Formel gefunden und deshalb nicht gefunden, weil er, um es mit einem einzigen Worte zu sagen, ein wesentlich subjectiver Politiker ist, von Stimmungen mehr als von Satzungen und mehr von Illusionen als von Zweifeln geleitet.

Damit soll beileibe nicht gesagt sein, daß Graf Andrassy zu den inferioren Politikern zähle. Nur zur psychologischen Nachhülfe ist es gut, solche Betrachtungen anzustellen, damit man nicht durch den in jüngster Zeit mehr als billig von Wiener Zeitungen colportirten Gemeinplatz, als sei Andrassy der „ritterliche" Diplomat wie er sein soll und als steife er sich auf den Cavalier unter seines Gleichen, irregeführt werde. Daß er ein Cavalier ist, versteht sich von selbst — honny soit qui mal y pense; aber daß er darum gleich „der Cavalier unter den Diplomaten" sei, weil man ihn täglich durch den Prater reiten sieht und mit einer gewissen Nonchalance leichte Bonmots über schwierige Staatsangelegenheiten sprechen hört, ist eine ebenso vulgäre als respectlose Anschauung, für die sich der Graf bei seinen sogenannten Freunden bedanken mag.

Gott beschütze mich vor meinen Freunden,
Vor meinen Feinden werde ich mich selber schützen.

Das Richtige ist vielmehr, daß Graf Julius Andrassy ein diplomatischer Autodidakt ist, und behält man das im Auge, so versteht man alle seine staatsmännischen Schwächen ebensogut als man alle seine Vorzüge ohne kleinliche Mäkelei anzuerkennen vermag. Es sind auf allen Gebieten die Autodidakten, welche in naiver Zuversicht jedwede Tradition wähnen von sich abschütteln zu können. Für den richtigen Autodidakten hat kein Vorgänger existirt und ist er ein Philologe, so rümpft er über Böckh, ein Naturwissenschafter, über Alexander von Humboldt, ein Philosoph, über Hegel die Nase. Er getraut sich, Alles, was sie gethan und gefunden haben, selber thun und finden zu können, mindestens ebensogut, wenn nicht besser. Dabei passirt es ihm freilich, daß er Uraltes als neu ausgibt und längst Verworfenes als bahnbrechend neuerdings auf's Tapet bringt. Ein unsicheres Tasten, ein Schwanken zwischen Falschem und Wahrem, ein eigensinniges Festhalten am Morschen und eine kindische Freude an anscheinend Neuem ist die Folge. Für den Grafen Julius Andrassy existirt keine Metternich'sche Orientpolitik, was man ja vielleicht von einem gewissen Standpunkte ganz gut begreifen könnte; er macht sich nichts aus Gentz und Palmerston; leider nur setzt er an die Stelle dessen, was Jene anstrebten, keine eigene originelle Orientpolitik; er arbeitet lediglich mit dem, was man schlechthin den „gesunden Menschenverstand" heißt.

Zugegeben nun, daß ohne diesen „gesunden Menschenverstand" eine glückliche diplomatische Wirksamkeit sich absolut nicht denken läßt, so ist es doch andererseits sehr zweifelhaft, ob eine solche mit dem „gesunden Menschenverstand" allein sich erfolgreich zur Geltung zu bringen vermag. Auch Fürst Bismarck ist ein Autodidakt, nämlich in steuerpolitischen und wirthschaftlichen Dingen, und wenn es auch nicht geleugnet werden soll, daß er „in Scherz und Ernst" pikante ökonomische Feuilletons für die Norddeutsche Allgemeine Zeitung zu inspiriren versteht, so kann man doch andererseits nicht ohne Verwunderung beobachten, wie er kraft der Resultate der ökonomischen Selbsterziehung auf längst über-

Digitized by Google

wundene Dinge zurückgreift, als wären es Offenbarungen; man denke nur an sein Plaidoyer für das Monopol. Auf diplomatischem Gebiete jedoch ist Fürst Bismarck nichts weniger als ein Autodidakt. Er war Gesandter in Frankfurt a. M., Petersburg, Paris und lernte, auf der Drehbank sitzend, das diplomatische Handwerk aus dem Grunde kennen. Graf Andrassy ist seinerseits in handelspolitischer und finanzwissenschaftlicher Beziehung ohne jedwede Prätension; hier läßt er ohne Einspruch erfahrene Männer walten und fügt sich geduldig ihrer überlegenen Kenntniß. Hingegen respectirt er in der diplomatischen Sphäre weder Autoritäten vergangener Tage, noch hört er auf Rathschläge seiner untergebenen Mitarbeiter, wenn dieselben mit seiner persönlichen Auffassung collidiren. Macchiavell, Hugo Grotius und Dahlmann theilen in diesem Bereiche das Schicksal mit dem Minister v. Teschenberg und dem Hofrath Dóczi, welche im Uebrigen sehr werthvolle und nach Gebühr geschätzte Mitglieder der Wiener Reichskanzlei sind. Und dieser Despotismus des „gesunden Menschenverstandes" ist eben nur daraus erklärlich, daß Andrassy ein diplomatischer Autodidakt ist. Er war nirgends Gesandter, bevor er in das Hotel am Ballplatze einzog, und als Ministerpräsident in Ungarn hatte er wenig Anlaß, auswärtige Politik zu treiben. Graf Beust besorgte Alles allein, mit geistreichen Noten, wie man weiß, für die ihn die Nachwelt ebenso wenig dankbar sein dürfte als für seine Gedichte und Liedercompositionen. Vorher, im Exil zu Stambul und Paris, mag ja Andrassy gewiß Vieles gesehen und erfahren haben, was ihm in seiner heutigen Stellung nützlich ist; allein die „zünftige" Diplomatie bedarf einer anderen Schule als des Exils, wenn man dem Fürsten Bismarck glauben darf, der außerhalb der Zunft auch den „gesunden Menschenverstand" eines Virchow für dilettantenhaft hält.

Andrassys Orientpolitik ist, als Probe auf das diplomatische Autodidaktenthum betrachtet, sehr lehrreich. Er ist, wie männiglich bekannt, von dem deutschen Reichskanzler fast mehr noch als Freund denn als College geschätzt. Das begreift sich leicht. Auf dem Posten des gemeinsamen Ministers des Aeußeren in Wien sind überhaupt nur dreierlei Inhaber möglich: ein deutsch-östreichischer, ein magyarischer oder ein slavischer Aristokrat. Ein slavischer wäre die Negation des Einvernehmens zwischen Wien und Berlin, ein deutsch-östreichischer mindestens keine Garantie desselben, weil es kaum einen gibt, der nicht ultramontan wäre. Soll also dieses Einvernehmen bestehen bleiben, so ist der Magyar sein relativ verläßlichster Bürge. Er repräsentirt ja auch recht eigentlich den famosen „östlichen Schwerpunkt," den man sich beliebig auf dem Donaukai in Pest oder im orientalischen Marktgewühl von Temesvar denken mag. Wenn im Uebrigen die Freundschaft zwischen Bismarck und Andrassy nicht — was Gott verhüte! — dereinst unter dem Zeichen jenes Dichterspruches enden sollte:

Daß du mich ohne Liebe geküßt,
Das möge dir Gott verzeihen!

so mag am Ende auch für Oestreich-Ungarn die Fügung der Bismarck-Andrassy'schen Intimität eine leidlich annehmbare sein. Allein Graf Andrassy begeht vielleicht den Fehler, diese Intimität zum Axiom und Mittelpunkt seiner Politik zu machen, wenn auch vermuthlich nicht in der exorbitanten Weise, daß man, wie es geschehen ist, von einer „gebundenen Marschroute" reden könnte. Er vergißt dabei nur, daß auch zwischen Berlin und Petersburg eine Intimität besteht und zwar eine solche der Interessen, welche ihrer Natur nach probe- und stichhaltiger ist als diejenige zwischen Personen. Die Orientfrage hat den Beweis dafür geliefert.

Als im Sommer 1875 zwischen Spuz und Podgorizza der Skandal losging und das „bischen Herzegowina" ungeberdig wurde, blieb Graf Andrassy kühl bis an's Herz hinan. Weitsichtigere Politiker sahen in diesen Zuckungen den Beginn einer verhängnißvollen Convulsion und warnten eindringlichst gegen allzu legères Zuschauen. Auf dem Ballplatze aber veränderte man keine Miene; das „bischen Herzegowina" war die Losung. Daß sie zwar für Berlin recht gut, aber für Wien nicht im mindesten paßte, verhehlte man sich vermuthlich unbewußt, jedenfalls nicht mit klarem Bewußtsein. Ein Jahr darauf stand Serbien gegen die Pforte in Waffen, und Montenegro folgte seinem Beispiele. Quousque tandem? fragte voll Besorgniß die öffentliche Meinung in Oestreich. Die Antwort war eiskaltes Schweigen. Aber Rußland steckt dahinter, rief man laut. Thut nichts, der Dreikaiserbund besteht, hieß die Erwiderung. Und wieder war ein Jahr vorbei, da rückte Rußland selbst über den Pruth, über die Donau, über den Balkan. Was nun? schrie die öffentliche Meinung. Kalt Blut! hallte es zurück; wir können die Russen jederzeit an ihrer rechten Flanke fassen, können von Siebenbürgen aus ihnen im Nu den Rückzug verlegen, können sie in einer Mausefalle einklemmen und wer weiß was noch!

Je nun, der Karren ging anders. Rußland eroberte sich sein Prestige unter dem Slaven der Balkanhalbinsel zurück; Oestreich verlor das seinige. Rußland hintertrieb die Durchführung der bekannten Andrassy'schen Reformnote; Oestreich ließ es gewähren. Rußland überschwemmte Rumänien; Oestreich hielt mäuschenstill. Rußland sperrte die Donau; Oestreich schwieg. Ist das noch immer Dreikaiserbund? ächzte die öffentliche Meinung in Wien. Ja, ja, ja! versicherten unisono die Officiösen. Du lieber Gott, man dachte dabei unwillkürlich an eine graue Anekdote. Ein Oestreicher, der sich mit zwei Franzosen herumbalgt, ruft zur Landsmannvedette herüber: „Ich hab' zwei Franzosen gefangen!" „So bring' sie her!" ruft die Vedette zurück. „Sie lassen mich nicht fort."

So haben die beiden Freunde aus dem Dreikaiserbunde den dritten nicht fortgelassen, bis es zu spät war. Erst als plötzlich das „Dreikaiserbündniß" sich in ein simples „Dreikaiserverhältniß" auflöste, bekam Oestreich-Ungarn freie Hand. Nun juckt es die freigewordene Hand und sie will sich ausstrecken, um Bosnien und die Herzegowina, „die Reste eines einst königlichen Mahles", zu ergreifen. Der Spaß würde vorläufig nur sechzig Millionen Gulden kosten; aber was wäre damit gewonnen? Kann man den todten Türken wieder auferwecken? Nein. Die Balkanslaven dem Russen wieder abwendig machen? Nein. Was also bezweckt man mit der Occupation von Bosnien und der Herzegowina? Man will als „Beatus possidens" zur Conferenz kommen. Als „Beatus possidens" — daß Gott erbarm'! Die Herzegowina bereichert Oestreich um ein paar sterile Felsenplateaus und Bosnien hat mohammedanische Begs, slavische Bauern, Faßdauben und Zwetschgen und noch andere Dinge, die Oestreich nicht braucht, in unbändiger Fülle. Aber das ist es ja gar nicht, predigen die Officiösen des Grafen Andrassy; es handelt sich nicht um die Annexion, sondern darum, daß wir am grünen Tische auf unseren Beutel klopfen können, in dem sechzig Millionen Gulden zu Kriegszwecken klingen. Zu Kriegszwecken? Nun ja, man droht mit dem Kriege, indem man sagt, daß man ihn unter keinen Umständen führen werde. Fürst Gortschakoff und General Ignatieff schmunzeln sich die Seele aus dem Leibe bei diesem sonderbaren Indianergeschrei. Sie haben die Türkei in der Tasche und das bedeutet mehr als sechzig Millionen Gulden.

Man braucht nach alledem führwahr kein tendenziöser Widersacher des Grafen Andrassy zu sein, um seine Orientpolitik zum mindesten nicht als eine glückliche anzusehen. Es soll damit ja nicht gesagt sein, daß ein Anderer an seiner Stelle es besser gemacht hätte, und bevor nichts darüber bekannt geworden sein wird, welche Bürgschaften der Dreikaiserbund seinen Theilnehmern verhieß und welche er ihnen schuldig blieb, wird überhaupt ein abschließendes Urtheil sich nicht fällen lassen. Aber in Einem Punkte hat Graf Andrassy sicherlich gefehlt: er war zuversichtlich, wo er skeptisch, und vertrauensvoll, wo er mißtrauisch sein mußte. Er wähnte die Fäden in der Hand zu haben und war von ihnen umstrickt. Ich bin zu wenig Völkerpsycholog, um zu entscheiden, wieviel hieran der Magyar verschuldet hat und wieviel dem Autodidakten zur Last fällt. Aber wenn jetzt auf einmal die Thatenlust sich regt und das officiöse Concert im Furioso gegen Rußland lospaukt, so ist das, gelinde gesagt, eine Ungeschicklichkeit. Man

Digitized by Google

hat kein Recht, einen Gegner, von dessen Gesinnungen man sich niemals ein Hehl machen konnte, hinterher anzuklagen, nachdem man sich von ihm überrumpeln ließ. Noch problematischer aber wäre es, nunmehr den deutschen Nachbar zu reizen. Die Slaven in Cis- und Transleithanien werden bei der ungeheuren elementaren Anziehung, welche von jetzt an Rußland auf sie ausüben wird, nicht stille halten und es wird Mühe kosten, ihnen die „struppigen Häupter", um mit Hebbel zu reden, auf die Dauer zu ducken. Dazu aber wird Bismarck ein guter und nachdrücklicher Helfersmann sein, denn hier wird sein Interesse mit demjenigen Oestreichs unwiderstreitbar parallel laufen.

Viel berechtigtes und unberechtigtes Pathos ist seit zwei Jahren angesichts der Orientfrage verbraucht worden. Die Schlagwörter waren billig wie Brombeeren. Die Russenfreunde scalpirten den „Großtürken", der ihnen vermuthlich noch von der Schule her als blutdürstiges Gespenst vor den Augen schwebte; die Türkenfreunde paukten auf dem „Tartaren" herum und lamentirten über die Unfähigkeit der europäischen Diplomatie, über geschwundene Treue und Redlichkeit, über Macchiavellismus und gebrochene Verträge. Das ist nun nicht mehr an der Zeit. Rußland hat sich gesammelt und es thut Noth, praktische Politik zu machen, um sein Uebergewicht in Europa nicht allzu üppig anwachsen zu lassen. Das ist die große Aufgabe der nächsten Zukunft; mag sie erkannt werden von Allen, welche sie angeht, und sie geht, wie mich dünkt, in der That ganz Europa an.

G. Baum.

Literatur und Kunst.

Ein Gedicht des Fürsten von Montenegro.*)

An das Meer.

Sei gegrüßt, gewalt'ges Meer!
Wie sich deine Wogen dehnen!
Endlos bist du und du bist,
Seit wir athmen, unser Sehnen.

Sei gegrüßt in deiner Pracht!
Selig will das Herz mir pochen;
Doch dein Anblick mahnt mich auch,
Was die Welt an uns verbrochen.

Hielt sie denn nicht Zwei getrennt,
Drauf noch frei die Herzen schwellen,
Zwei, die beide hehr und groß:
Meine Berge, deine Wellen?

Doch vorbei! Ich fluch' ihr nicht,
Welches Leid uns draus entsprossen —
Blaues Meer, nun bist du mein
Durch das Blut, das wir vergossen.

Dank der schwarzen Berge Gott,
Dank der schwarzen Berge Helden,
Sing' ich heut' an deinem Strand,
Deine Herrlichkeit zu melden.

Und ich flehe: Bleibe mein!
Mag der Herr dafür dir hegen
Deine Perlen auf dem Grund,
Deine Fischlein, die sich regen.

Bleibe mein so tief du bist,
Mein in deiner ganzen Weite,
Mein mit deinem milden Hauch,
Mein mit deinem Zorn und Streite.

Mit den Schiffen bleibe mein
Und den Schiffern, die du schaukelst;
Mein mit deinem Farbenspiel,
Wenn im Licht du schimmernd gaukelst.

Bleibe mein, gewalt'ges Meer,
Schäum' an meinen Fels in Wonne
Bis zum Untergang der Welt,
Bis dich ausgeschöpft die Sonne!

*) Der wüthende Kampf im Osten und Süden Europas ist nun zu Ende; aber vielleicht ist die eingetretene Ruhe nur eine Pause, auf welche bald neue Stürme folgen werden. Es mag dem Publicum interessant sein, inzwischen zu erfahren, daß der Fürst Nikola, der so heiße Tage gegen die Türken zu bestehen hatte, auch Dichter ist und daß er das Vordringen der Montenegriner bis zur Meeresküste mit einem Gedichte „An das Meer" gefeiert hat. Dieses Gedicht, auf welches ich durch den serbischen Schriftsteller Dr. Lazar Kostić aufmerksam gemacht wurde, habe ich mit seiner Hülfe zu übersetzen versucht; denn es erschien mir auch politisch bemerkenswerth, und wenn vor kurzem in den Zeitungen zu lesen war, daß der Fürst von Montenegro mit großer Zähigkeit den Hafen von Antivari festhält und ihn eventuell auch mit den Waffen in der Hand zu vertheidigen gesonnen ist, so wird diese Nachricht durch die nachfolgenden Verse interessant beleuchtet.

Stephan Milow.

Ueber den religiösen Entwicklungsgang von David Friedrich Strauß.

Von A. Hausrath.

Es ist die Aufgabe bahnbrechender Geister, es aufzunehmen mit dem Widerstande einer gegebenen Welt; denn das ist die heilsame Ordnung der menschlichen Dinge, daß sie sich nicht widerstandslos jedem neuen Anstoß fügen, sondern daß sie die Fähigkeit haben, dem Belieben des Einzelnen gegenüber die Meinung der Gesammtheit und die Meinung der vorangegangenen Generationen aufrecht zu erhalten. Nichts Anderes ist die Weltgeschichte als das Ringen dieser beiden Mächte, des Beharrungsvermögens des geschichtlich Gegebenen mit dem neuerungslustigen Sinn des jeweiligen Geschlechts; es ist der Kampf, den die Todten mit den Lebenden führen um die träge Masse, die zunächst auf dem Standpunkte verharrt, auf den die Vergangenheit sie gestellt hat.

Es gibt nun enthusiastische Naturen, denen die Fittiche wachsen in diesem Kampf: bei andern geht es nicht ab ohne schwere Wunden und mancher hoch angelegte Geist ist aus diesem Kampfe mit matten Schwingen, mit Einbuße auch edler Kräfte hervorgegangen, oder er wurde abgelenkt von der Richtung, die er ursprünglich genommen, oder indem er all' seinen Athem zusammennahm, überflog er das Ziel, das er sich anfangs gesteckt hatte. So ist das Leben dieser bahnbrechenden Geister meist ein tragisches. Nicht Jedem ist es gegeben, mit sokratischer Ironie über den Widerspruch der Welt hinweg zu lächeln und wenn die Gegner ihm einen Giftbecher reichen, dafür dem Aeskulap einen Hahn zu geloben, vielmehr langen die Meisten mit zerrissenen Segeln, mit zerbrochenen Masten an ganz andern Küsten an, als die sind, nach denen sie das Steuer gestellt hatten.

Daß es diese Bewandtniß auch mit dem Manne habe, dessen religiösen Entwicklungsgang wir im Folgenden schildern möchten, wird von Vielen bestritten werden. Der Durchschnittsmeinung von heute ist David Friedrich Strauß das Urbild der unerbittlichen Folgerichtigkeit, der kalten, eisigen Consequenz, des ebenso unbestochenen als trockenen Wahrheitssinns, dessen Entwickelung vor sich ging so logisch, so nur von Innen bestimmt, wie ein dialektischer Proceß. Ich glaube nicht, daß man berechtigt ist, aus der scheinbar affectlosen Objectivität, mit der der große Kritiker seine Untersuchungen im Einzelnen anzuschreiben pflegte, auch auf einen kalten Rechenmeister zu schließen, der nur

Digitized by Google

die Posten zusammenzählt, selbst aber gänzlich unbetheiligt ist an dem Facit. Ich glaube im Gegentheil, daß gerade seine Hauptentscheidungen geflossen sind aus einer tiefen, leidenschaftlichen Erregung und daß seine radicalsten Auslassungen sogar absolut nur Verstimmungsproducte waren und zwar Producte sehr rasch vorübergehender Verstimmungen.

Doch wie es sich damit auch verhalten möge: hoch bedeutsam bleibt unter allen Umständen eine religiöse Entwicklung, die alle Stationen durchmißt, welche auf dem weiten Gebiete zwischen Mystik und Materialismus liegen, zumal wenn dieser Weg Schritt für Schritt belegt ist mit Documenten, denen die Literaturgeschichte an Klarheit des Ausdrucks und vollendeter Darstellungsgabe nur wenig an die Seite zu stellen hat.

Ich habe als Ausgangspunkt dieser Entwicklung bezeichnet die Mystik, an die man bei dem Namen Strauß zuletzt zu denken pflegt, aber ich hätte eben so gut reden können von einer noch specifischeren Richtung, vom Pietismus. Schlagen wir das poetische Gedenkbuch Straußens auf, so beginnt die Sammlung seiner Gedichte mit einem religiösen Liede des zwanzigjährigen Tübinger Studenten: „Dank für die Erweckung", in dem er zum Heiland spricht:

Sei du das Brünnlein auf der Wiesen,
Laß mich an dir als Gräslein sprießen,
Ja laß mich nimmer reich und mein,
Nur arm und dein, Herr Jesu, sein.

Es ist das doch nicht blos die vorübergehende Anwandlung einer frommen Stunde, sondern auf diesen Accord war sein ganzes damaliges Leben gestimmt. Wir finden ihn mit einigen andern Dichterfreunden in dem geheimnißvollen „Brunnenstübchen", einem verdunkelten Gartenhäuschen Mörikes, wo sich die poetischen Freunde ihre Gedichte zuflüstern, wir finden ihn unter den Gläubigen, die das Krankenbett der Seherin von Prevorst umgeben, er vergräbt sich mit dem Mystiker Eschenmayer in die Weinsperger Geisterprotokolle und studirt Jakob Böhme, an dessen Offenbarungen er denselben streng supranaturalistischen Glauben hat wie an die Bibel. Wer ihm nicht in seine mondbeglänzten Zaubergärten folgen will, heißt ihm Heide und Türke und seine Verachtung der vulgären Aufklärung trägt er in dem Kränzchen bei Dr. Steudel mit so herrischer Beredtsamkeit vor, daß der fromme Professor ihm mehr als ein Mal Einhalt thun muß. — Für die Dauer haltbar war natürlich dieser Standpunkt nicht, aber ein Mißstand unserer Uebergangsepoche und unserer zwiespältigen Cultur bleibt es darum doch, daß nun ein solches gläubiges junges Gemüth hindurchgepeitscht werden muß durch eine Menge kritischer und philosophischer Processe und ist dann der Kurs zu Ende, dann soll der so Abgekühlte zurückkehren als Geistlicher zu der Bevölkerung, mit deren Glauben er sich vorher zehn Mal besser verstand. Dabei war es durchaus nicht eine radicale Schule, die Strauß diesen Dienst leistete, sondern diejenige, die Tausenden im Gegentheil erst wieder das Verständniß für Religion erschloß, die Schleiermachers.

Von Schleiermacher hatte Strauß bis zum Jahre 1829 nicht mehr gewußt, als daß sein Lehrer Steudel, wenn er auf dessen Glaubenslehre zu sprechen kam, seinen Katheder immer so leidenschaftlich zu bearbeiten pflegte, daß ein Mal sogar ein Brett im Innern unter großem Rumpeln losprang; 1829 aber richtete der große Berliner Theologe ein Sendschreiben über seine Glaubenslehre an die Tübinger Professoren, das dort natürlich Alles in Bewegung setzte. So wurde der junge Stiftler fast gegen seinen Willen auf das Studium des Werkes geführt, das ihn zur Reflexion über seinen bis dahin noch wesentlich naiven Glauben drängte.

Man hat Schleiermacher den Kant der neueren Theologie genannt, indem er ebenso die Gesetze unseres religiösen Empfindens untersucht hat, wie Kant die Gesetze des Erkennens. Sind dem kritischen Philosophen Raum und Zeit, Grund und Folge, Ursache und Wirkung Formen unserer Anschauung, in deren Rahmen wir alle unsere Eindrücke sofort eingliedern, und Gesetze, nach denen wir sie verknüpfen, so sind für Schleiermacher Gott, Sünde, Gnade gleichfalls Anschauungen unseres religiösen Abhängigkeitsgefühls, das unter diese Kategorien alle seine religiösen Erfahrungen subsumirt. Diese Aussagen finden wir nun zunächst nicht in der Kirchenlehre, sondern in dem lebendigen Glaubensleben der Gemeinde. Das Dogma ist erst die wissenschaftliche Formel, in der die Gelehrten jene Aussagen reflectirend zusammenfaßten. Während also das Dogma der älteren Kirche Glaubensgegenstand war, ist es für Schleiermacher nur eine Theorie über den Glauben, es verhält sich zur Religion wie der physikalische Lehrsatz sich verhält zum physikalischen Vorgang. Das Dogma kann darum bekämpft, aufgelöst, vergessen werden, soweit das darin ausgesprochene Gefühl wirklich ein in der menschlichen Natur begründetes ist, wird dasselbe zu wirken fortfahren und der reflectirende Geist wird seinen Inhalt in neuen Formeln d. h. Dogmen zum Ausdruck bringen. Dieser Satz gilt aber nicht nur von den kirchlichen, sondern auch von den biblischen Lehren. Eine Lehre gehört nicht deshalb zum Christenthum, weil sie in der Schrift steht, sondern sie steht in der Schrift, weil sie zum Christenthum gehört.

Das waren die elementaren Grundgedanken der Schleiermacher'schen Theologie, die damals Strauß auffaßte, und die Aufgabe, die sich für den jugendlichen Studenten aus denselben ergab, war die Untersuchung, ob denn nun Alles, was er als Dogma aus Religionsunterricht und Studium übernommen, einer nothwendigen Aussage des eigenen religiösen Bewußtseins entspreche? Da fand er nun die Hauptstücke des Kirchenglaubens wohl als Momente seiner eigenen Frömmigkeit vor. Hatte er das Absolute durch seine Sinne und im Verstand als Welt, so hatte er es im frommen Gefühle als persönlichen Gott. Das religiöse Ich braucht ein Du, es will nicht blos das Weltgesetz verehren, das Ideal lieben, sondern es will auch geliebt sein von dem Ideal, denn ohne das würden alle seine Functionen in's Leere gehen.

Dieses fromme Gefühl empfindet weiter seine sittlichen Schwächen als eigene Schuld; es fühlt, daß es nicht so ist, wie es werden sollte, es steht unter dem Bewußtsein der Sünde, es weiß aber auch, daß es zu diesem Zustande nicht bestimmt ist, daß es im Umgang mit Gott emporgezogen wird über seine irdische Beschränkung, es lebt in ihm gleichfalls das Bewußtsein der Gnade. Die Grundanschauungen der christlichen Religion, Gott, Sünde, Erlösung, vermochte so Strauß allerdings aus seinem frommen Bewußtsein zu entwickeln. Aber um zu einer Glaubenslehre zu gelangen, war Schleiermacher viel weitet gegangen. Er entwickelte die Lehre von den Eigenschaften Gottes aus den verschiedenen sittlichen Beziehungen, in denen der Fromme sich von Gott abhängig fühlt, und selbst die Trinitätslehre ist ihm im Bewußtsein des Christen gesetzt, indem der Fromme Gott hat sowohl persönlich, als durch Christus, als in Form des Gemeingeistes der Gläubigen. Allein schon hier erhob sich der Einwand, daß die Trinitätslehre durchaus nicht ein ursprünglicher Ausdruck des christlichen Empfindens war, sondern daß sie geschichtlich sich bildete als Ausgleichung zwischen dem jüdischen Monotheismus und dem christlichen Glauben an die Gottheit Christi und des Geistes. In noch höherem Maße galt das denn von der Zweinaturenlehre, der Lehre von der Schrift, den letzten Dingen u. s. w., die sich nur schwer als unmittelbare Aussagen des frommen Gefühls wollen erweisen lassen. So fand auch Strauß, daß Schleiermacher höchst künstliche Gefühlsfäden spinne, um die Dogmen aus seinem Gefühle abzuleiten, während es sich in den meisten Fällen gar nicht um ein Fühlen, sondern um ein Denken handle. Manche Sätze vermochte Strauß als philosophisch richtige wohl zuzugeben, aber er vermochte sie in keiner Weise in seinem frommen Abhängigkeitsgefühl zu entdecken und hatte Schleiermacher darum im Verdacht, auch er habe sie auf deductivem Wege gefunden und leite sie nur seinem Princip zu lieb auf dem Gefühlsumwege ab. Während Strauß vor diesen Schwierigkeiten stockte, wurde er mit der Hegel'schen Religionsphilosophie bekannt, die überhaupt bestritt, daß die Religion Abhängigkeitsgefühl sei. Die Frömmigkeit allerdings, sagte Hegel, sei ein Fühlen und demgemäßes Handeln, die Religion aber sei Glauben und Vorstellen, also ein Denken. Als Producte des Gedankens konnte Strauß sofort

Digitized by Google

alle Dogmen begreifen, wo er, mit der Schleiermacher'schen Glaubenslehre in der Hand, sich vergeblich gequält hatte, sie als Gefühlsaussagen in sich vorzufinden. So unterschied er mit Hegel das religiöse Denken als eine niedere Form desselben, als ein Vorstellen. Der Philosoph hat die Idee, den Begriff der Wahrheit, der Gläubige hat dieselbe Wahrheit als Vorstellung. Der Philosoph begreift den Weltproceß als das ewige aus sich Heraustreten des Geistes zur Wirklichkeit und als ewige Rückkehr des Geistes aus der Wirklichkeit zu sich selbst. Derselbe Vorgang wird von dem Gläubigen als einzelner Act vorgestellt. Gott zeugt den Sohn und schließt sich im Geist mit ihm zu ewiger Einheit zusammen. Mit beiden Ausdrucksweisen ist aber dieselbe Sache gemeint und so ist es überhaupt die Aufgabe des Theologen zu ermitteln, welche ideale Wahrheit in ähnlicher Weise sich hinter jeder religiösen Vorstellung berge.

Indessen, welche von beiden Schulen er auch anhören mochte, immer blieb ihm eine Schwierigkeit: die Christologie. Schleiermacher deducirte aus den Postulaten des frommen Gefühls, Hegel aus dem Begriff Gottes und des Menschen die Nothwendigkeit eines Erlösers. Daß aber ein Mal ein Erlöser wirklich auf Erden gelebt habe, ist eine geschichtliche Thatsache, die mit geschichtlichen Mitteln festgestellt werden muß. In wie fern nun aber aus den Bedürfnissen der Frömmigkeit oder aus der begrifflichen Nothwendigkeit die geschichtliche Wirklichkeit folge, darüber ließen ihn beide Schulen rathlos. Bereits aber leugnete Strauß, daß von Hegel'schem Standpunkt sich überhaupt ein idealer Christus deduciren lasse, denn es sei sonst durchaus nicht die Art der Idee, in einem Individuum alle ihre Gaben zu erschöpfen, sondern nur in einer Fülle von Exemplaren, von denen das eine diese, das andere jene Seite entfalte, komme ihr Wesen zur Erscheinung.

Hauptsächlich, um sich über diese Frage Rath zu erholen, begab sich Strauß im Wintersemester 1831 nach einem zuvor bei Ludwigsburg und in Maulbronn absolvirten kurzen Kirchen- und Schuldienst, nochmals als Candidat und Doctor nach Berlin, um die dortigen Koryphäen zu hören. Allein wenige Tage nach Straußens Ankunft starb Hegel an der Cholera, Schleiermacher, dem er sich sofort als Hegelianer vorgestellt, verhielt sich kühl und ablehnend, Marheinecke, das nunmehrige Haupt der Hegel'schen Schule, nahm ihn freundlich auf, aber Strauß fand bald, daß der treffliche Mann kritisch genommen entschieden unter die Dickhäuter gehöre. So suchte er denn, nachdem er sich im Frühjahr 1832 als Repetent in Tübingen niedergelassen, die Frage selbst zur Lösung zu bringen.

Das Thema seiner Arbeit war die Christologie, die so lang nicht deductiv abgeleitet war, als sie im Leben Jesu am geschichtlichen Boden klebte. Vom Strauß'schen Standpunkt ist die Idee, das heißt die Wahrheit der Christologie, daß der Geist aus sich heraustritt im Weltproceß, um Wirklichkeit zu werden; daß er aber auch ein Mal wirklich gewesen sei in einem einzelnen Individuum, das ist die inadäquate religiöse Vorstellung. Mit andern Worten: das Leben Jesu ist ebenso ein Bild des Weltprocesses wie die Theogonien der alten heidnischen Religionen. Es ist ein Mythus. Eine philosophische Wahrheit ist hier eingekleidet in das Gewand einer einzelnen Geschichte. Das war die Voraussetzung, von der her Strauß an die Frage herantrat, ob unsere Evangelien überhaupt als geschichtliche Quellen zu achten seien?

Unbefangen war also Strauß in seine Untersuchungen durchaus nicht eingetreten, sondern er wollte eben das finden, was er gefunden hat. Dennoch lag gerade in der Evangelienkritik, die ihm nur Mittel zum Zweck war, sein epochemachendes Verdienst. Er hat auf diesem Gebiete einen Einschnitt mit seinem Buche gemacht, der die Geschichte der neutestamentlichen Kritik geradezu in eine Periode vor Strauß und nach Strauß scheidet. Bis zu dem Erscheinen des Lebens Jesu von Strauß operirten die protestantischen Theologen noch immer mit der Inspirationstheorie, nach welcher die vier Evangelien, weil sie insgesammt vom heiligen Geiste eingegeben sind, auch alle vier Geschichtsquellen sein sollen von gleichem Werthe. Es handelt sich also nicht darum, zu untersuchen, welcher der vier Berichte Recht habe, sondern darum, sie unter sich in Einklang zu bringen, d. h. die Kritik ist lediglich Harmonistik. Man suchte mit den künstlichsten Mitteln die verschiedenen Berichte unter sich in Harmonie zu setzen und wo das nicht gelang, machte man aus den verschieden erzählten Geschichten verschiedene Vorgänge, auch wenn, von der Abweichung abgesehen, die Erzählungen bis auf's Wort übereinstimmten. Wenn Lucas 6, 22 Jesum diejenige Rede in der Ebene halten läßt, die nach Matthäus 5, 3 auf einem Berge gesprochen wurde, so läßt Storr den Heiland dieselbe Predigt lieber zwei Mal halten, ein Mal auf dem Berge und ein Mal in der Ebene, als daß er einem Evangelium gegen das andere Unrecht gäbe. Um ähnlicher Differenzen willen hat nach Storr Jesus in Kapernaum zwei Knechte verschiedener Hauptleute und dazu noch den Sohn eines Königischen aus der Ferne geheilt, er hat zwei Mägdlein vom Tode erweckt und zwei verschiedene Frauen wurden gesund durch Berührung seines Gewandes. Nicht minder künstlich als diese Ausgleichung der Widersprüche war die natürliche Erklärung der Wunder. Man könnte Bücher füllen mit all' den thörichten natürlichen Wundererklärungen, die damals nicht blos von der rationalistischen Schule ausgingen und die bewiesen, daß auch unter den sogenannten Supranaturalisten ein wirklich fester Wunderglaube eine seltene Sache geworden war. Ich begreife nun vollkommen den Standpunkt einer Gläubigkeit, die das Schriftwort einfach außerhalb der Discussion setzt, oder den der griechischen und römischen Kirche, der erklärt, über kirchlich entschiedene Dinge ist nicht zu disputiren, das heilige Gebiet darf nur zum Gebete betreten werden, nicht zur Untersuchung. Allein auf diesen Standpunkt hatte sich die damalige protestantische Theologie durchaus nicht gestellt, sondern sie trat auf die Untersuchung, welche Erzählungen identische Ereignisse im Auge hätten, welche verschiedene, ein. Sie gab gelegentlich zu, daß ein Bericht weniger wahrscheinlich sei als der andere, sie rechnete hier und dort einen Engel zur poetischen Einkleidung und brach dem einen und andern Wunder die wunderbare Spitze ab, wobei denn Jeder seinem subjectiven Geschmack den freiesten Spielraum ließ. Was die Theologen so als Leben Jesu zusammenschrieben, war weder die Meinung eines einzelnen Evangelisten noch die Summe der möglichen Meinungen, weder ernsthafte Geschichte noch ernsthaftes Wunder, sondern ein geschmackloses, kritikloses, glaubensloses und vernunftloses Gemisch von dem Allen zusammengenommenen. Gegenüber dieser Sachlage trat nun der jugendliche Tübinger Repetent an die Theologen seiner Zeit heran mit der Aufforderung, sie sollten entweder mit dem Glauben Ernst machen oder mit dem Denken. Das Quälen und Entstellen des Textes bei der Harmonistik, das Einschieben willkürlicher Mittelglieder bei den natürlichen Wundererklärungen, das Umdeuten der Meinung der Autoren in ihr Gegentheil, reizte seine ganze Entrüstung. So nahm er Stück für Stück jede Erzählung vor und fragte, wie ist sie bei jedem Zeugen berichtet? Stimmen die Zeugen überein und ist der Inhalt des Berichteten der Art, daß wir denselben als wirkliche Geschichte hinnehmen können? Es ist bekannt, zu welcher Antwort er gelangte. Er erklärte, wir haben hier zwei, drei, vier Zeugen, die dieselbe Erzählung in sehr abweichender Weise berichten, was also wirklich geschehen sei, wissen wir nicht. Der Inhalt aber des Erzählten streitet überhaupt gegen die Gesetze des geschichtlichen Geschehens, wir könnten ihn also nicht einmal auf Grund übereinstimmender Zeugnisse als geschichtlich gelten lassen, geschweige auf Grund so zwiespältiger. Damit aber war er bei dem Beweise angelangt, den er führen wollte, daß das Leben Jesu nicht Geschichte, sondern Mythus sei und sich zur Idee der Religion ebenso als symbolische Einkleidung verhalte wie die Mythen der übrigen Religionen.

Bei Licht betrachtet war nun dieser Schluß voreilig. Widersprechen sich die Zeugnisse, so ist damit die Sache nicht erledigt, sondern es ist zu fragen, welches ist der älteste Zeuge, auf welcher Quelle beruht seine Aussage, wie steht es mit der Geschichtlichkeit dieser Quelle? Strauß ließ es bei dem rein negativen Resultate bewenden, denn seine Absicht war eben ge-

Digitized by Google

wesen, die Christologie als rein deductive Wissenschaft von dem Punkte abzulösen, wo sie noch mit der irdischen Geschichte verwachsen war, denn nur der Mythus ließ sich aus der Idee deduciren als Einkleidung des Gedankens, nicht die wirkliche Geschichte.

(Schluß folgt.)

Wolf Baudissin.

Am vierten April ist in Dresden Wolf Graf Baudissin gestorben. Es ist von ihm Zeit seines Lebens nicht viel gesprochen worden, von seinem Tode noch weniger. Die Zeitungen haben sich darauf beschränkt, das Ableben des alten hochverdienten Schriftstellers anzuzeigen und dabei kurz zu erwähnen, daß Baudissin sich durch seine Uebersetzungen einige Verdienste erworben hat.

Wenn von den Nestoren der deutschen Literatur in den öffentlichen Blättern die Rede war — Baudissin wurde fast immer vergessen. Neuerdings ist es Sitte geworden, schon die fünfzigjährigen Geburtstage unserer Dichter zu feiern; Baudissin hat den sechzigsten, den siebzigsten und achtzigsten erlebt, und kein Mensch hat davon gesprochen. Er ist einige Monate vor seinem neunzigsten Geburtstag gestorben, und auch dieser würde voraussichtlich unbemerkt vorübergegangen sein.

Der gewöhnliche Zeitungsleser mag sich bei der Todesnachricht gefragt haben: „Baudissin — wer war doch das? Hat der nicht einige mittelmäßige Romane geschrieben?" Nein, das ist Ulrich. „Aber eine Geschichte des Schleswig-Holstein'schen Krieges?" Nein, das ist Adelbert. Der Bedeutendste unter denen, die den Namen der Baudissin führen, war der am wenigsten Genannte, Graf Wolf.

Und doch welches reiche, arbeitsame, verdienstliche Schriftstellerdasein hat mit Wolf Baudissin seinen Abschluß gefunden! Ein halbes Jahrhundert lang hat der gewissenhafte und unermüdliche Arbeiter die Feder geführt und bis in das hohe Greisenalter unausgesetzt mit ungebrochener geistiger Rüstigkeit geschafft.

Die bekannteste schriftstellerische Leistung Baudissins trägt nicht seinen Namen. Es ist seine starke Betheiligung an der mustergültigen Uebersetzung Shakespeares, die unter den Namen von Schlegel und Tieck erschienen ist. Dreizehn Shakespeare'sche Dramen in dieser sogenannten „Schlegel- und Tieck'schen Uebersetzung" rühren von Baudissin her, darunter: „Viel Lärmen um Nichts", „Die bezähmte Widerspenstige" und vor Allen: „Lear" und „Othello". All die bekannten Wendungen und geflügelten Worte aus diesen Dramen, — wie „Jeder Zoll ein König", „Die Jüngste nicht Geringste", „Wie Wasser falsch", „Sie liebte mich, weil ich Gefahr bestand; ich liebte sie um ihres Mitleids willen", „Die Sache will's", „Dufte mir vom Stamme" — alle diese und viele andere sind in der Fassung, welche Baudissin ihnen gegeben hat, in das Fleisch und Blut des deutschen Volkes übergegangen.

Seit etwa zehn Jahren ist das deutsche Volk nun allerdings wiederholt von Shakespeare-Specialisten und Buchhändlern belehrt worden, daß jene Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung den Bedürfnissen unserer Bildung und der gegenwärtigen Höhe unserer Shakespeare-Wissenschaft nicht mehr entspreche. An den Schlegel'schen Meisterwerken haben die Geweihten der Shakespeare-Gesellschaft zwar vorläufig noch nicht zu rütteln gewagt — vorläufig, ein späteres Geschlecht wird wahrscheinlich auch in dieser Beziehung noch Fortschritte machen und ersehen, daß die Väter sich über die Vorzüge dieser erstaunlichen Geistesarbeit im Großen und Ganzen geirrt haben —, aber mit den unter dem Namen Tieck gegebenen Uebertragungen hat man nicht so pietätvoll umzugehen für nöthig befunden.

„Auch diese sogenannte Tieck'sche Uebersetzung," heißt es in dem Vorworte zu der Shakespeare-Ausgabe, welche die „deutsche Shakespeare-Gesellschaft" veranstaltet hat*), „die indessen bekanntlich zum geringsten Theil von Tieck selbst herrührt, hat zwar ihre Vorzüge und steht in wohlbegründetem Ansehen beim deutschen Publicum; aber diese Vorzüge sind nicht groß genug, um bei ihr dasselbe Verfahren zu rechtfertigen (welches der Schlegel'schen Uebersetzung gegenüber zur Anwendung gekommen ist: blos die offenbaren Fehler auszumerzen); sie leidet zum Theil an eben so großen Mängeln. Hier waren also von den 19 Stücken, die sie umfaßt, eine Anzahl ganz neu zu übersetzen, die übrigen nicht nur zu verbessern, sondern stellenweis umzugestalten."

Wenn man diese Euphemismen aus der schonungsvollen Fassung der „deutschen Shakespeare-Gesellschaft" in nüchternes Deutsch übersetzt, so heißt das: „Die Baudissin'schen Uebersetzungen sind nichts oder doch nicht viel werth."

Nun soll gern zugestanden werden, daß diese Uebersetzungen hinter den unerreichten Meisterwerken Schlegels weit zurückstehen, manche Schwerfälligkeit im Stile, manche Incorrectheit enthalten; aber aus einer Vergleichung der Baudissin'schen Uebersetzungen mit den neuen habe ich keineswegs die Ueberzeugung gewinnen können, daß hier eine Verbesserung eingetreten ist; und trotz aller Correctheiten scheinen mir diese neuen Uebersetzungen an poetischem Schwunge und echter Wiedergabe — echter, nicht wortgetreuer, sondern geistesechter Wiedergabe — tief unter den gelästerten Baudissin'schen zu stehen. Die meisten Umgestaltungen, welche die Neuerer vorgenommen haben, scheinen mir recht überflüssig zu sein. Bisweilen macht es einen fast kindlichen Eindruck, wenn man sieht, wie der Neuerer sich bemüht, dasselbe, was Baudissin gesagt hat, mit andern, nicht bessern, nicht treffenderen Worten noch einmal zu sagen. Diese vergleichenden Studien zwischen der neuen und der alten Uebertragung sind für die Fortbildung in der Synonymik recht förderlich. Es kommt schließlich thatsächlich ungefähr darauf hinaus, wie ich es früher einmal scherzhaft andeutete: daß der spätere Uebersetzer „Die Sache will's" abändert in: „Die Angelegenheit verlangt's." Ich will hier ein Beispiel anführen. In „Troilus und Cressida" heißt es bei Baudissin:

> O, laß dir rathen! Acht' es nicht für heilig
> Durch Rechtthun schaden. Gleich erlaubt ja wär's,
> Was wir als Dieb errungen zu verschenken,
> Und aus barmherzger Liebe Raub begehn.

Die neue Shakespeare-Uebersetzung hat dafür:

> O laß dich rühren! Halt es nicht für fromm
> Durch Recht zu schaden. Gleich gesetzlich wärs
> Weil wir viel geben möchten, Raub zu üben
> Und frech zu plündern aus Barmherzigkeit.

Man vergleiche nun die Verschiedenheit. Wo Baudissin sagt: „heilig", sagt Hertzberg: „fromm"; wo Baudissin sagt: „erlaubt", Hertzberg: „gesetzlich", Baudissin: „barmherzge Liebe", Hertzberg: „Barmherzigkeit" ꝛc. Ein sinnlicher Unterschied ist, wie man sieht, nur im dritten Vers und da auch nur ein sehr geringer; bei Baudissin heißt es: „das Gestohlene verschenken", bei Hertzberg: „um zu schenken stehlen".

Um solcher Subtilitäten willen wird eine große, mühsame und gelungene, ja bedeutende Arbeit für im Großen und Ganzen unbrauchbar erklärt! Und hier habe ich noch eine Stelle gewählt, wo wirklich die Abweichungen verhältnißmäßig stark sind; aber war es nöthig, Baudissins „Grausamer Tod, der nur um Liebe tödtet!" umzuändern in: „Solch ein Tod ist unnatürlich, der um Liebe tödtet"? Und „sanft, wie eines Denkmals Alabaster", wie Othello bei Baudissin von der Haut der Desdemona sagt, umzuändern in: „glatt, wie eines Denkmals Alabaster"? Wenn Baudissin Othello ausrufen läßt: „Ob jedes Haar ein Leben wär, mein Grimm verschlang sie alle!" ist das nicht viel kräftiger, viel poetischer, als die neue Uebertragung: „Wär jedes Haar auf seinem Haupt ein Leben, es machte meine Rache noch nicht satt"?

Das Poetische, — das ist der große Vorzug der alten Uebersetzung. Die neuen mögen philologischer, authentischer, gramma-

*) Berlin 1867, Georg Reimer.

Digitized by Google

tischer sein, besser sind sie nicht. Man urtheile selbst. Ich will hier eine größere Probe aus Baudissin und der neuen Uebersetzung zur Vergleichung nebeneinander stellen. Ich wähle das erste beste Stück, z. B. Edmunds Monolog aus „Lear".

Wolf Baudissin.	A. Schmidt.
Natur, du meine Göttin! Deiner Satzung	Du, o Natur, bist meine Göttin; deinem
Gehorch ich einzig. Weshalb sollt' ich dulden	Gesetze dien' ich. Warum trüg ich wohl
Die Plagen der Gewohnheit, und gestatten,	Den Fluch der Sitte, litt' es, daß der Völker
Daß mich der Völker Eigensinn enterbt,	Spitzfind'ge Satzung mir das Meine raubt,
Weil ich ein zwölf, ein vierzehn Mond' erschien	Weil ich ein zwölf, ein vierzehn Mond' erschien
Nach einem Bruder? — Was Bastard? Weshalb unecht?	Nach einem Bruder? — Was Bastard? Weshalb unecht?
Wenn meiner Glieder Maß so stark gefügt,	Wenn meiner Glieder Maß so stark gefügt,
Mein Sinn so frei, so adlig meine Züge,	Mein Sinn so frei, so adlig meine Züge,
Als eines Sohns der „gnäd'gen Frau!" Warum	Als einer Frau Gemahlin Frucht? Warum
Mit unecht uns brandmarken? Bastard? Unecht?	Als unecht so uns ächten? Bastard? Unecht?
Uns, die im heißen Diebstahl der Natur	Uns, die im heißen Diebstahl der Natur
Mehr Stoff empfahn und kräftgern Feuergeist,	Mehr Stoff empfahn und kräftgern Feuergeist,
Als in verdumpftem, trägem, schalem Bett	Als in verdumpftem, trägem, schalem Bett
Verwandt wird auf ein ganzes Heer von Tröpfen,	Verwandt wird auf ein ganzes Heer von Tröpfen,
Halb zwischen Schlaf gezeugt und Wachen? Drum,	Halb zwischen Schlaf gezeugt und Wachen? Drum
Echtbürt'ger Edgar!	Echtbürt'ger Edgar!

Das wahrhaft Gute stimmt in den beiden Uebersetzungen wörtlich überein, hat Schmidt also einfach von Baudissin genommen; da wo er von Baudissin abweicht, scheint mir diese Selbstständigkeit zum Theil ganz überflüssig, zum Theil unglücklich. Ich vermag beim besten Willen auch nicht die geringste Veranlassung zu den beliebten Neuerungen zu erkennen, die mir in keiner Weise Verbesserungen zu sein scheinen. Und so ist es fast durchweg. Die bedeutendsten Stellen aus „Othello", wie die Rede vor dem Senat, die Begrüßung auf Cypern, der Monolog ꝛc. sind in der neuen Uebersetzung aus der alten fast wörtlich entnommen. Das ist durchaus kein Tadel — im Gegentheil; aber rügen darf man, daß man von den so ausgiebig benutzten Uebersetzungen mit einer gewissen Geringschätzung spricht, daß man den Versuch gemacht hat, den verdienstvollen Baudissin und seine Arbeit bei Lebzeiten aus dem glorreichen Werke, das wir die Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung nennen, herauszubessern.

Auf dem Titel der neuen Shakespeare-Uebersetzung steht: „Othello, übersetzt von Ludwig Tieck, bearbeitet, eingeleitet und erläutert von A. Schmidt." Der Name des Mannes, der bei weitem die erheblichste Arbeit geleistet hat, der Name Wolf Baudissin, fehlt auf dem Titel! Vielleicht wäre es angemessen, jetzt, da Baudissin todt ist, diese kleine, nicht ganz unwesentliche Lücke auszufüllen; denn wir bilden uns ja darauf etwas ein, daß wir unsere Dichter wenigstens nach dem Tode ehren.

Daß die neuen Uebersetzer die Baudissin'sche Arbeit in der umfangreichsten Weise benutzt haben — daraus mache ich ihnen, wie gesagt, durchaus keinen Vorwurf. Ich finde das viel vernünftiger als das von anderer Seite eingeschlagene Verfahren, die klassische Schlegel-Tieck'sche Uebersetzung so viel wie möglich zu ignoriren. Das hat Bodenstedt in seiner Herausgabe von Shakespeare-Uebersetzungen gethan. Ich habe mich darüber in einem vor etwa acht Jahren erschienenen Buche, „Literarische Rücksichtslosigkeiten" — einer Sammlung von Artikeln, die damals zum Theil schon sechs, sieben Jahr alt waren — eingehend ausgesprochen. So wenig ich gewillt bin, jenes aus meinem literarischen Anfängerthum datirende Buch dem Gesammtinhalte nach noch heute zu vertreten, so sehr ich es später bedauert habe, mich in unerfahrenem Uebereifer und jugendlicher Kampflust dazu habe hinreißen zu lassen, einige unserer bedeutendsten Schriftsteller, wie Gutzkow, für deren kleine Versehen ich damals mehr Verständniß besaß als für deren große Eigenschaften, auf das Rücksichtsloseste anzugreifen — es freut mich, daß ich dies gelegentlich einmal öffentlich constatiren darf —, so wenig habe ich in Beziehung auf die Bodenstedt'sche Uebersetzung des „Othello" meine Meinung verändert, und noch heute bin ich der Ansicht, daß dieselbe mit der Baudissin'schen den Vergleich gar nicht aushält; noch heute finde ich, daß der Vers:

„Heaven stops the nose at it, and the moon winks,"

wie sich „Othello" in der starken Bildersprache, die an seinen afrikanischen Ursprung erinnert, ausdrückt, dem Original gemäß im Deutschen nur so wiedergegeben werden konnte, wie ihn Baudissin überträgt:

„Dem Himmel ekelt's und der Mond verbirgt sich;"

daß dagegen die wörtliche Bodenstedt'sche Uebersetzung schrecklich ist:

„Der Himmel hält die Nase dabei zu;
Der Mond verbirgt sich ꝛc."

daß der Ausruf Othellos vor der schlummernden Desdemona:

„I'll smell it on the tree,"

mit feinfühliger Meisterschaft von Baudissin mit:

„Dufte mir vom Stamme"

übersetzt, in der Bodenstedt'schen wörtlichen Uebertragung aber

„Noch am Baume riech ich"

ganz unerträglich ist.

Hätte Baudissin kein anderes Verdienst als das, dem „Othello" und „Lear" jene deutsche Fassung gegeben zu haben, welche uns Alle mit diesen Meisterwerken vertraut gemacht hat — wahrlich, er hätte schon darum mehr Anerkennung verdient als er im Leben gefunden! Man muß gleich hinzufügen, er hat diese Anerkennung auch nie gesucht. Er hat still für sich weiter gearbeitet, selbstbefriedigt von der Arbeit und ohne nach dem öffentlichen Lobe zu geizen, ohne vor dem öffentlichen Tadel zu bangen. Auf die Uebersetzung, in der er seinen Beruf gefunden hatte, hat er seine Lebensarbeit fast ausschließlich beschränkt. Im rüstigsten Mannesalter hat er noch verschiedene Dramen Ben Johnsons und von dessen Jüngern sowie Dichtungen aus dem Mittelhochdeutschen übertragen.

Als sechsundsiebzigjähriger Greis unterzog er sich einer neuen, hochbedeutenden Arbeit. Im Jahre 1865 erschien der erste Band seiner Molière-Uebersetzung.*) In diesem Alter ist man vorsichtig. Baudissin traute sich wohl kaum noch die Kraft zu, Molières sämmtliche Werke zu übersetzen; er wählte daher für den ersten Band mit richtigem Blick die fünf bedeutendsten und reizvollsten: „Die Schule der Ehemänner", „Die Schule der Frauen", den „Misanthrop", „Tartuffe" und „Die gelehrten Frauen". Diese Uebersetzungen machten sofort in allen literarischen Kreisen das größte Aufsehen. Von der ernsten Kritik wurden deren Vorzüge einstimmig anerkannt. Mag man auch an dieser Arbeit viele sehr berechtigte Aussetzungen machen können, unstreitig steht die Molière-Uebersetzung von Baudissin hoch über allen anderen bisher erschienenen.

Baudissin hat noch die Freude erlebt, daß einige Theater, die sich um das, was in der Literatur zuweilen vorgeht, einigermaßen bekümmern, die alten schlechten Uebersetzungen der Molière'schen Stücke bei Seite geworfen und dafür die seinigen gewählt haben.

*) Leipzig, S. Hirzel.

Digitized by Google

Im Jahre 1866 erschien ein zweiter Band. Das Vorwort beginnt: „Mit dem vorliegenden, zweiten Theile meiner Uebersetzung Molières ist die Reihe seiner von mir gewählten Lustspiele in Versen abgeschlossen.“ Er dachte dabei allerdings noch an einen dritten Band; aber der Siebenundsiebzigjährige war seiner Sache doch nicht mehr ganz sicher und faßte die Vorrede so, daß das Werk auch als ein vollendetes betrachtet werden konnte, wenn er, ehe er es weiter zu führen vermöchte, scheiden müßte. Aber noch am Ende desselben Jahres erschien dieser dritte Band. „Der vorliegende, dritte Band,“ heißt es in der Vorrede, „enthält die fünf letzten der von mir zur Uebersetzung gewählten Molière'schen Lustspiele.“ Es hat etwas Rührendes, dieses Fristen, dieses Pactiren der Arbeit mit dem nahenden Tode. Nun, er blieb rüstig, er arbeitete weiter, und es war ihm die Genugthuung beschieden, sich zu widerrufen und das Werk zu vollenden: Molières sämmtliche Lustspiele zu übertragen. 1867 im Spätherbste erschien der vierte Theil, welcher die letzten Lustspiele des französischen Dichters brachte. Baudissin hat die Vollendung dieser Arbeit noch um mehr denn zehn Jahr überlebt.

Durch diese Molière-Arbeit hatten sich zwischen dem Grafen Wolf Baudissin und mir freundliche Beziehungen geknüpft, die mich beglückten und bis zum Tode meines hochverehrten Gönners gedauert haben. Es mag mir gestattet sein, hier einige persönliche Zeilen einfließen zu lassen. Ein umfangreicher Briefwechsel, der die letzten zehn Jahre umfaßt, liegt mir vor und mit Wehmuth durchfliege ich jetzt diese mit der kleinen, saubern, selten schönen Handschrift gefüllten Blätter, — diese Zeilen, die, den kalligraphischen Zügen nach zu urtheilen, eher von einem jungen, in einem englischen Pensionate gebildeten Mädchen, als von einem alten Manne herzurühren scheinen. Und wie wohlwollend, wie herzlich sind dem Inhalte nach alle diese Briefe an den „Glaubensgenossen im Molière-Cultus“, wie er mich in der Ueberschrift anzureden pflegt. Kein Brief, der nicht einen guten Rath, eine Auskunft, eine herzliche Liebenswürdigkeit enthält. Als ich Ende des Jahres 1871 mit dem Plane umging, die „Gegenwart“ in's Leben zu rufen, wandte ich mich natürlich an meinen verehrten Freund Baudissin; ich bat ihn, an dem neuen Blatte mitzuarbeiten. Am Sylvestertage schrieb mir Baudissin in umgehender Beantwortung meines Briefes:

Wenn ich in Deiner Rennbahn fehle
So zürne nicht; ich kann's nicht ändern.
Bedenke, daß ich dreiundachtzig zähle,
Was könnt ich anders noch als schlendern?

Dresden, 31. Dezember 1871. W. B.

Ein paar Wochen darauf theilte ich ihm mit, daß ich den „Barbier von Sevilla“ von Beaumarchais übersetzen wolle, daß mir aber die Uebersetzung der Verse große Schwierigkeiten bereite; ich würde es voraussichtlich gar nicht fertig bringen und hätte mich deswegen auch schon mit Emanuel Geibel in Verbindung gesetzt. Darauf kam wiederum sofort folgende Antwort:

Dresden, 26. Januar 1872.

Allerunmaßgeblichster Vorschlag!
Die Faulheit zankte mit dem Weine
Sich um mein Herz . . . .
. . . . . .
Der Faulheit halb und halb dem Weine
Schenkt' ich mein Herz, und so war's recht!
Ist meine Herrin doch die Eine,
Die andre mein ergebner Knecht!

„Meine Liebste“ würde mir besser gefallen, und klingt auch besser; aber mir scheint der Gegensatz zwischen ma maîtresse und mon serviteur ist hier noch wichtiger. W. B.

Der theilnehmende Freund hatte sofort den Beaumarchais aufgeschlagen und sich in liebenswürdigster Weise zum freiwilligen Mitarbeiter angetragen! In diesem Falle war ich der so tüchtigen Mitarbeiterschaft nicht benöthigt, da in der That Emanuel Geibel die Freundlichkeit gehabt hatte, auf meinen Vorschlag einzugehen; und ich muß sagen, daß Geibel es hier noch besser getroffen hat. Er übersetzt die bekannten Verse Beaumarchais'*):

„Es streitet mit dem Weine
Die Trägheit um mein Herz . . . .
. . . . . .
Mein Herz ist wie dem Weine
Der Trägheit zugethan.
Mein Liebchen sei die Eine,
Der andre mein Kumpan.“

Die Baudissin'sche Uebersetzung gibt allerdings den von ihm selbst betonten Gegensatz „Herrin“ und „Knecht“ wortgetreuer wieder, als die Geibel'sche: „Liebchen“ und „Kumpan“.

Bis zum letzten Augenblicke war Baudissin schriftstellerisch thätig, ganz still, ohne Geräusch zu machen und ohne Geräusch zu wünschen, vollauf zufrieden damit, das Gute zu thun. Als Siebenundachtzigjähriger übersetzte er noch die dramatischen Sprüchwörter von Carmontel und Leclerq. Als er mir das Buch schickte, schrieb er mir: „Meine beiden Leute, namentlich der alte ehrliche Carmontel, sind mir an's Herz gewachsen und ich wünschte ihnen einige Anerkennung in Deutschland. Rügen Sie meinetwegen an meiner Uebersetzung, was Sie wollen, nur lassen Sie die beiden liebenswürdigen Franzosen nicht gänzlich fallen.“

Von den neueren Dichtern Frankreichs reizte ihn namentlich François Coppée, von dem er „Das Rendezvous“, „Vorüber“ und den „Geigenmacher von Cremona“, der jetzt auf vielen Bühnen gegeben wird, übersetzte. Sein letztes Werk ist ein Band „Italienisches Theater“, der erst im vorigen Jahre erschienen ist, als Baudissin 88 Jahre zählte; er enthält Lustspiele von Gozzi, Goldoni, del Testa und Giraud.

Als ich von einem gemeinsamen Bekannten hörte, daß Baudissin durch Unwohlsein an das Zimmer gefesselt sei und den Wunsch geäußert habe, mein neues Stück kennen zu lernen, schickte ich ihm das Bühnenmanuscript desselben. Einige Tage darauf erhielt ich seinen letzten Brief vom 28. März dieses Jahres, also gerade acht Tage vor seinem Tode abgefaßt, — wohl überhaupt einer der letzten Briefe, die der verehrte Mann geschrieben. Die ungewöhnlich zierliche und anmuthige Handschrift ist noch fest und jugendlich wie ehedem, aber Eines berührte mich traurig, als ich den Brief öffnete: um gerade zu schreiben hatte sich Baudissin Linien mit Bleistift gezogen. Der Brief beginnt mit den Worten:

„Empfangen Sie meinen allerherzlichsten Dank für die freundliche Zusendung des „Johannistrieb“, die mir um so willkommener war, als mir der Besuch des Theaters bis jetzt noch verboten ist, so daß ich das vielbesprochene Haus noch nicht einmal gesehen habe.“

Noch nicht gesehen! — Er hat das neue Haus nicht mehr sehen sollen. Und auch dieser letzte Brief enthält wie alle früheren nichts als Liebenswürdiges, Ermuthigendes, lauteres Wohlwollen, echte Freundschaft. Eine Woche darauf ist der edle und im wahrsten Sinne liebenswerthe und bedeutende Mann gestorben; und wie ich schon sagte: sein Tod ist geräuschlos gewesen, wie es sein ganzes Leben und Wesen gewesen war. Die Mitlebenden haben ihn wenig genannt und es ist fraglich, ob die Nachwelt dies Versäumniß wieder gut machen wird. Da sein Hauptwerk, die Uebersetzung der Shakespeare'schen Dramen, unter einem andern Namen geht, wissen sehr Viele gar nicht, wer Baudissin gewesen ist, was er geleistet hat. Diejenigen aber, die seine Verdienste kennen, haben, wie mir scheint, wenigstens jetzt die Verpflichtung, auf das Grab den wohlverdienten Kranz zu legen.

Paul Lindau.

*) Le vin et la paresse
Se disputent mon coeur . . .
. . . . . .
Le vin et la paresse
Se partagent mon coeur
Si l'une est ma maîtresse
L'autre est mon serviteur.

Digitized by Google

Zur neuesten deutschen Literatur über öffentliche Gesundheitspflege.*)

Wenn aus der reichen Literatur über Gesundheitspflege, welche der Buchhandel in der allerletzten Zeit auf den Markt gebracht hat, zuvörderst die beiden Werke von Sander und Götel herausgegriffen sind, so findet das hier seine Berechtigung, weil diese beiden Bücher einmal für ein größeres Publicum bestimmt, gewissermaßen Agitationsschriften sind, weil ferner der deutsche Verein für öffentliche Gesundheitspflege die Veranlassung zur Abfassung derselben gegeben hat und damit bezüglich der populären Darstellung für diese junge Disciplin in ein neues Fahrwasser eingelenkt ist. Nachdem im Jahre 1778 von J. P. Frank die erste selbstständige Bearbeitung der öffentlichen Gesundheitspflege geliefert worden war, hat Deutschland außer dem Handbuch von Pappenheim kaum wieder eine durchaus eigene Bearbeitung dieses Faches aufzuweisen, fast die ganze Literatur war eine Nachbetung des J. P. Frank'schen Buches.

So hatte bis in die sechziger Jahre das Buch von C. Vogel: „Die medicinische Polizeiwissenschaft. Jena 1853", für die Medicinstudierenden seine Bedeutung, in so fern diese daraus ihre Anleitung für die Examina erhielten. — Noch vor 10 Jahren war ferner in dem großen Virchow'schen Handbuch der speciellen Pathologie und Therapie kein Platz für die Hygieine, während vor einigen Jahren in dem neuen Ziemssen'schen Sammelwerk das Handbuch von Geigel über Gesundheitspflege als I. Band desselben erschien.

Gegenwärtig hat der deutsche Buchhandel allein in den Jahren 1872—78 gegen 12 größere Lehr- und Handbücher über Hygieine gebracht, worin die Uebersetzungen, die für einzelne Specialfächer bestimmten Lehrbücher über Schulhygieine, Gewerbehygieine, Wasserversorgung u. s. w. nicht mit einbegriffen und die Unmasse von sogenannten populären Gesundheitsbüchern ganz unberücksichtigt sind. Außerdem bestehen eine Anzahl von Fachzeitschriften, unter denen die Varrentrapp'sche Vierteljahrschrift und die Correspondenzblätter der niederrheinischen Vereins für Gesundheitspflege (Redaction Lent) unbestritten den Vorrang haben.

Es sei diese Thatsache nur einfach angeführt, um das unleugbare Interesse, welches im deutschen Volke, insbesondere in den gebildeten Ständen sich jetzt geltend macht, zu constatiren.

Der Fortschritt, der in der Beschäftigung mit der Hygieine in den letzten 25 Jahren für Deutschland gemacht ist, spiegelt sich gewissermaßen schon in den Titeln der in diesem Zeitraum erschienenen Lehrbücher ab. Während Vogel noch echt bureaukratisch das Gebiet der medicinischen Polizei von dem der polizeilichen Medicin (!) zu sondern bemüht ist und alles Heil von der Controle und Anregung der staatlichen Organe erwartet, hat sich heute schon für die praktische Gesundheitspflege die Trennung in eine private und öffentliche eingelebt und erwartet eine Mehrzahl der vorgeschrittenen Schriftsteller eine Verwirklichung der angestrebten Ziele lediglich auf dem Wege des Selfgovernments.

Die Frage liegt nahe, ob in dem doch kurzen Zeitraume von 25 Jahren, welcher diesen Umschwung in den Ansichten von tonangebenden Männern bewirkt hat, auch in dem deutschen Volke überhaupt das Verständniß für die Interessen der Gesundheitspflege schon entsprechend gewachsen ist, und ob die organisatorischen Ideen, die jetzt in den Vereinen für Gesundheitspflege die herrschenden sind, nicht auf einen noch zu wenig vorbereiteten Boden fallen?

Da jetzt schon in verschiedenen deutschen Staaten eine Neuorganisation der Medicinalverwaltung sich vollzogen hat, da auch in Preußen von der Volksvertretung ganz energisch auf eine endliche Regelung derselben gedrungen wird, sei es mit Berücksichtigung der obigen praktischen Gesichtspunkte gestattet, an der Hand der bedeutenderen und originellen neueren Leistungen jenen Umschwung zu verfolgen.

Als Vorläufer für die Arbeiten von Sander und Götel, welche in kritischer Weise das Thatsächliche sowohl als auch die offenen Fragen der Wissenschaft vor das gesammte gebildete Publicum bringen, sind zunächst die Werke von Pappenheim, von Oesterlen, von Lex und Roth und von Geigel zu nennen. Vielleicht entladet sich ein Sturm des Unwillens von Seiten jener zahlreichen Autoren, die ebenfalls umfangreiche Lehrbücher gebracht haben und die wir hier, als meist nicht aus eigener Erfahrung schöpfend, übergehen. — Auch das Buch von Lex und Roth gehört als ein Lehrbuch der Militärhygieine nur zum Theil hierher; es bietet aber zur Zeit, soweit Militärhygieine und öffentliche Gesundheitspflege congruent sind, die vollkommenste Bearbeitung des Materiales unter allen deutschen Lehrbüchern.

In Fachkreisen hat das zunächst nur für Aerzte geschriebene Geigel'sche Handbuch (II. Auflage. Leipzig 1878, F. C. W. Vogel) einen durchschlagenden Erfolg gehabt, der Sache viele Freunde gewonnen, und den Büchern von Sander und Götel die Wege geebnet.

Geigel betont vor Allem mit Stein und Friedberg die culturhistorische Unterlage, deren man bei der Beurtheilung der gesunden und krankhaften Zustände, nicht im Individuum, sondern in der Gesammtheit des Volkes bedarf. Die öffentliche Gesundheitspflege hat demnach principiell nur mit solchen Schädlichkeiten zu thun, welche sowohl durch ihre allgemeine Verbreitung wie durch ihr Abhängigkeitsverhältniß von bestimmten öffentlichen Zuständen und Gewohnheiten unserer Culturepoche geeignet sind, ernstlich die öffentliche Gesundheit eines Volkes oder einer integrirenden Schicht desselben zu stören; ferner mit den aus solchen Schädlichkeiten hervorgehenden Volkskrankheiten, endlich mit denjenigen Mitteln der Abhülfe und Vorbeugung, welche eben dadurch, daß sie gegen allgemeine Schäden gerichtet sind, auch nur aus öffentlichen Mitteln der Gemeinde, des Staates, der Cultur geschöpft werden können. Die Sanitätspolizei sucht dagegen im Einzelnen die Schädlichkeiten auf, die der individuellen Gesundheit gefährlich sind und durch Selbsthülfe des Individuums nicht genügend abgewendet werden können. — Zumal in dem Abschnitt über die Zukunft und Besserung der jetzt bestehenden Volkserkrankungen erhebt sich Geigels Buch weit über die bisher landläufigen Anschauungen und gibt eine solche Fülle neuer Gedanken, daß es nur zu wünschen ist, wenn Geigels Buch in ärztlichen Kreisen noch mehr Freunde findet, und dadurch die nationale Erziehung weiter angeregt wird. Die staatlichen Aufgaben für Herbeiführung einer idealen Volksgesundheit präcisirt Geigel in folgenden Punkten: wissenschaftliche Cultur der öffentlichen Gesundheitspflege in den höheren und niederen Schulen, Centralbureau für medicinische Statistik, oberste Reichsgesundheitsbehörde, in der Selbstverwaltung begründete Gemeindecommissionen und Ausbau der einschlägigen deutschen Gesetzgebung. Dem Arzte gesteht Geigel nur das Recht zu, auf die vorhandenen Schäden aufmerksam zu machen. — Auf diesen Wegen hofft Geigel am ehesten die Nachtseiten der heutigen Cultur beseitigt zu sehen, die bedingt sind durch die dämonenhaften Hülfsmittel (Schießpulver, Buchdruckerkunst, Dampfmaschinen), durch die rasch gewachsene Production, durch die staatlichen Umwälzungen auf politischem, socialem und kirchlichem Gebiete und die sich ausdrücken in der schrankenlosen Sucht nach Vermehrung des Eigenthums, die den Einzelnen nicht zur Ruhe kommen läßt und vergessen macht, daß das Leben der Güter höchstes nicht ist und daß der Erwerb nur das unerläßliche Mittel zur Erreichung eines höheren Zieles ist, zur Ermöglichung einer von Nahrungssorgen freien, der eigenen und fremden Geistesbildung gewidmeten, durch die Künste verschönerten, wahrhaft menschenwürdigen Existenz.

Diese Lehren wurden dem ärztlichen Stand zum ersten Mal in so beredten Worten vorgetragen, kurz nach der Zeit, als in

*) F. Sander, Handbuch der öffentlichen Gesundheitspflege. Im Auftrag des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege verfaßt. Leipzig 1877, S. Hirzel. Gr. 8. 500 S. — C. Götel, die öffentliche Gesundheitspflege in den außerdeutschen Staaten, in ihren wesentlichen Leistungen geschildert. Eine von dem deutschen Verein für öffentliche Gesundheitspflege gekrönte Preisschrift. Leipzig 1878, F. C. W. Vogel. Gr. 8. 314 S.

Digitized by Google

Frankfurt der erste deutsche Congreß für Gesundheitspflege tagte. Damals wurde von einem bekannten Verwaltungsbeamten die Losung ausgegeben, die öffentliche Gesundheitspflege könne von Jedem, der ein „bischen gesunden Menschenverstand besitzt", leicht übersehen und als Liebhaberei nebenbei betrieben werden. Seit der Zeit haben die weiteren Verhandlungen im Schooße jener Versammlungen den Fortschritt gebracht, daß das Wesen der öffentlichen Gesundheitspflege nicht ausschließlich in großen Wasserleitungen und Schwemmcanälen sich documentirt und daß auch für die nicht in Großstädten wohnende Menschheit etwas Fürsorge zu erübrigen ist. (Es sei hier nur an die letzte große schlesische Typhusepidemie erinnert.) Für die ärztlichen Kreise ist das Geigel'sche Buch das die meiste Anregung bietende.

Die Bezeichnung des Sander'schen Buches als Preisschrift ist nicht ganz correct, weil Sanders Handbuch keinem Concurs unterworfen worden ist. Dadurch jedoch, daß der Ausschuß des deutschen Vereins für öffentliche Gesundheitspflege dem Buche, schon ehe der Verfasser die Vorarbeiten zu demselben nur begonnen hatte, seine volle moralische Unterstützung zugesagt hatte, dürfte obige Bezeichnung und ebenso auch das Ansehen gerechtfertigt sein, welches dasselbe in der Fachpresse genießt.

Der Verein für öffentliche Gesundheitspflege wollte mit diesem Buche ein wirklich populäres Handbuch schaffen und damit eine wesentliche Lücke ausfüllen. Der ausgesprochene Zweck ist: für die junge Wissenschaft Proselyten zu werben, unter den Aerzten, Beamten, Politikern, Technikern, Stadtverordneten, welche ein genügendes Interesse für die öffentliche Gesundheitspflege bereits haben, welche sich nicht mit der Kenntniß von den Ergebnissen begnügen, sondern über den Gang der Untersuchungen, über Gründe und Gegengründe sich unterrichten wollen.

Daß Sander diese Aufgabe in einer originellen Weise gelöst hat, bezeugt jeder Abschnitt des Buches. Eine so genaue Kenntniß der außerdeutschen Zustände auf dem bearbeiteten Gebiete, hat vor ihm kein Schriftsteller zur Verfügung gehabt und hat Sander in seinem populären Handbuch so viel wissenschaftliches Material nebenbei neu verwerthet, daß noch für eine ganze Reihe zukünftiger populärer Darstellungen Stoff in Hülle und Fülle übrig bleibt. Der grundlegende erste Theil, das Verhältniß der Gesundheitspflege zur Staatsverwaltung, ist etwas kurz ausgefallen, woraus dem Verfasser, da er sich nicht an ein absolutes Laienpublicum wendet, kein Vorwurf gemacht werden soll. — Zu betonen ist hier nur, daß Sander z. B. im Gegensatz zu Geigel und Götel, die Einmischung der Centralbehörden auf die Verwaltung der öffentlichen Gesundheitspflege auf ein Minimum eingeschränkt wissen will und das Hauptgewicht auf die Selbsthülfe der Gemeinden legt. — Daß Verfasser hier von der Uneigennützigkeit und Opferfreudigkeit des deutschen Bürgers, zumal in abgelegenen Gegenden, viel zu hoch denkt, wird von Allen, die mit der Verwaltung zu thun haben, bezeugt werden, und ist unserer Meinung nach die staatliche Controle noch lange nicht entbehrlich.

Aus England, dem Lande „mit den grauenvollen Uebelständen, welches das Princip der Nichteinmischung des Staates hervorgebracht hat und welche in gleichem Grade sich auf dem Continent nirgends gefunden haben", führt Sander selbst der Beispiele so viele an, welche gegen seine allzu starke Betonung der Selbstverwaltung sprechen.

Aus den einzelnen Kapiteln des speciellen Theiles, die überall auch für den Fachmann neue Gesichtspunkte bringen, seien als vorzüglich gelungen in der Behandlungsweise und in der Darstellung folgende besonders hervorgehoben: der Werth der Sterblichkeitsziffer, von besonderer Bedeutung für die jetzt in allen größeren Zeitungen abgedruckten Zahlen des Reichsgesundheitsamtes; das Kapitel über die Fäulniß in ihren Beziehungen zu den Wohnungen und zur Entstehung gewisser Seuchenkrankheiten. Zumal die Ursachenlehre des Darmtyphus, der Cholera, der Schwindsucht und der Kindersterblichkeit sind meisterhaft prägnant und objectiv gehalten. In der Geschichte der öffentlichen Gesundheitspflege wird in wenigen charakteristischen Zügen die sociale Lage und der Einfluß derselben auf Aussatz, Pest und Syphilis geschildert. — Wir gratuliren dem Verein für öffentliche Gesundheitspflege, daß er es verstanden hat, den Verfasser zu dieser Arbeit zu animiren. Die gefühlte Lücke ist nun ausgefüllt.

Das Götel'sche Buch kann man füglich nicht als eine Ergänzung des Sander'schen Handbuches ansehen, da ja letzterer fast vollständig dasselbe Material benutzt hat, als gründlicher Kenner der englischen Verhältnisse bekannt ist und sein Hauptverdienst darin besteht, die Hygieine als internationale Wissenschaft in ihren verschiedenen praktischen Gestalten uns lebhaft vor die Augen gestellt zu haben. Auch Sander widerspricht wie Götel der von vielen Gesundheitsreformern gewünschten Uebertragung der englischen Sanitätsgesetzgebung auf deutschen Boden, weil bei uns ganz andere Lebensgewohnheiten und Rechtsanschauungen vorhanden sind. Im Großen und Ganzen decken sich die Ansichten beider Autoren, wenn Götel (und mit ihm viele deutsche Fachleute) auch der Selbstverwaltung der Gemeinden nicht dasselbe Verständniß und den guten Willen zuspricht wie Sander. Ist doch in Deutschland das Verständniß für die Bedeutung der öffentlichen Gesundheitspflege bei Staatsmännern und Volksvertretern noch lange nicht so tief eingedrungen wie in England, wo die beiden hervorragenden Staatsmänner Derby und Disraeli erst jüngst so erfreuliches Zeugniß in bekannten Reden abgelegt haben.

Götel lenkt mit Recht die Aufmerksamkeit auf die bezüglichen hygieinischen Verhältnisse und Erfahrungen in dem durchaus centralistisch verwalteten Frankreich. In den Kreisen, Departements und den Centralgesundheitsämtern finden sich Einrichtungen, die den unserigen viel ähnlicher sind als die bezüglichen englischen und nach manchen Richtungen den Weg andeuten, auf dem für deutsche administrative Verhältnisse zu Verbesserungen vorgegangen werden kann. — Es ist Götels großes Verdienst, darauf aufmerksam gemacht zu haben, daß bei uns das Studium der hygieinischen Verhältnisse Frankreichs zu wenig Aufmerksamkeit zugewendet bekommen hat, während die Literatur daselbst lange vor der Zeit, als in England und Deutschland das Interesse erwachte, schon in eigenen Organen und vor allen Dingen, unter Betheiligung auch der nicht akademisch beschäftigten Aerzte, florirte. — Auch die jetzt in Deutschland verlangten hygieinischen Lehrstühle existiren schon lange in Frankreich.

Für die Frage, wie man sich diese zukünftige hygieinische Organisation in Deutschland zu denken habe, ist Götels Buch eine nothwendige Ergänzung des Sander'schen und aller anderen Lehrbücher.

L. Pfeiffer.

Ein Drama von Bret Harte.*)

Was mag wohl den genialen Schilderer californischer Sitten- und Charakterbilder veranlaßt haben, in dem vorliegenden Drama die bereits tragisch abgeschlossenen Schicksale zweier seiner bekanntesten Helden aus den Argonautengeschichten wieder rückgängig zu machen? Geschah es aus einer zärtlichen Schwäche des eigenen Herzens oder etwa auf stürmische Bitten gefühlvoller Leserinnen? ... Wer erinnert sich nicht mit wehmüthiger Theilnahme John Oakhursts, des ruhigen und stolzen Spielers, der einen Revolver an der Seite und eine Kugel im Herzen am Eingang des Cañons von Poker-Flat unter einem der größten Fichtenbäume ruhte, an dessen Rinde mit einem Dolchmesser eine Piquezwei angeheftet war, worauf eine feste Hand mit Blei Folgendes geschrieben hatte: „Unter diesem Baume liegt die Leiche von John Oakhurst, der eine schlechte Karte zog am 23. November 1850 und seinen Einsatz zurückgab am 7. December 1850." Bret Harte empfand, wie es scheint, tiefe Reue, daß er John Oakhurst, einen seiner Herzenslieblinge in der ergreifenden Erzählung „The Outcast of Poker Flat", zum Selbstmord getrieben. Er setzte sich daher mitleidsvoll an den Schreibtisch, erweckte den Todten wohlwollend wieder zum Leben und verheirathete ihn gelassen in dem Drama „Zwei Männer von Sandy Bar" an die feurige Donna Jovita, die reiche Tochter des Besitzers des

*) Zwei Männer von Sandy-Bar. Drama in 5 Acten.

Digitized by Google

Ranchos of the blessed Innocents. Und da er gerade in einer gutherzigen Laune war, verbesserte er gleich auch das düstere Schicksal eines andern Lieblings. Wer erinnert sich nicht Sandys, des gemüthlichen Saufbruders, den die mädchenhafte Schullehrerin von Red Gulch zum ersten Male erblickte, als er unter der Wirkung von Mac Corkles Branntwein mitten auf der Straße in der Nähe eines Azaleenstrauchs mit einem ungewöhnlich schönen Blüthenbüschel, Siesta hielt, und wer kennt nicht die dunkle Liebesgeschichte der Beiden, die damit endigte, daß die bleichwangige Miß Mary mit den „schönen grauen Augen" allein mit dem kleinen Tommy, dem heillosen Resultat einer Verirrung Sandys mit der „Herzogin", in die weite Welt ging. Als Yuba Bill, heißt es am Schlusse der Idylle von Red Gulch, mit der Slumpullioner Postkutsche, worin die Entsagende saß, auf die Landstraße einbog, brachte er, einer freundlichen Bitte aus dem Innern des Wagens Folge leistend, plötzlich seine Pferde zum Stehen und hielt ehrerbietig still, als Tommy auf Befehl Miß Marys, der mädchenhaften Schullehrerin, herausgehüpft kam.

„Nicht dieser Strauch, Tommy — der daneben."

Tommy brachte sein neues Taschenmesser zum Vorschein, schnitt von einem hohen Azaleenstrauch einen Zweig ab und kehrte damit zu Miß Mary zurück. — Wie es nun den Anschein hat, machte sich Bret Harte auch darüber schwere Vorwürfe, daß er als Novellist die Hochzeit zwischen Sandy und Miß Mary so rücksichtslos hintertrieben. Nun sucht er als Dramatiker dies Unrecht wieder gut zu machen, indem er nachträglich die Beiden in „Zwei Männer von Sandy Bar" ein glückliches Paar werden läßt. So viel Ehre nun diese ungebräuchliche Art von Sühne dem Herzen eines Menschen machen mag, dem Talente eines Dichters stellt sie ein schlimmes Zeugniß aus. Allein Bret Harte gibt sich nicht einmal damit zufrieden, Sandy und Oakhurst nur zu verheirathen, er ist auch darauf bedacht, deren materielle Zukunft in den Augen der Leser und Zuschauer sicher zu stellen. Zu dem Zwecke verwandelt er jenen wunderlichen Mr. Thompson, der, wie aus den Argonautengeschichten bekannt, überall, namentlich in Zuchthäusern und unter den Listen der Gehenkten einen verlorenen Sohn suchte, mit Belassung seines großen Vermögens in einen Alexander Morton sen. und in den leiblichen Vater Sandys. Und John Oakhurst läßt er dem Old Morton gegenüber die Rolle jenes reuigen Charles spielen, der sich von Thompson längere Zeit für den echten Sohn halten ließ, weil ihm dadurch Gelegenheit geboten ward, ein neues Leben zu beginnen.

Die eigentliche Handlung des, wie man sieht, aus nicht weniger denn drei Erzählungen zusammengeflickten Dramas ist ungefähr folgende: Auf dem Rancho des Don José de Castro, der reich und Vater einer schönen Tochter ist, versammeln sich in Folge jener holden Willkür, die eines der Grundgesetze des freien dichterischen Schaffens bildet, nach und nach die Hauptpersonen des Stückes. Sandy hält sich daselbst als Vaquero auf. Als er nämlich eines Tages in seiner eigenartigen Weise in dem Staube einer Landstraße Siesta hielt, wurde das Pferd der Donna Jovita über diesen ungewohnten Anblicke mächtig scheu und gab ihm dadurch Gelegenheit, die schöne Reiterin zu retten. Darauf verdingte sich Sandy bei dem Vater der Geretteten als Vaquero — ob aus Galanterie oder um einen stichhaltigen Vorwand zu haben, schon im ersten Acte auf der Bühne zu erscheinen, bleibt vom Dichter verschwiegen, wahrscheinlich, weil es ein zu zartes Herzensgeheimniß ist. Sandy beschäftigt sich nun als Vaquero fast ausschließlich mit dem Füllen und Leeren von Gläsern, nebstbei ist er so taktvoll, den Rendezvous zwischen der Donna Jovita und Mr. John Oakhurst stets mit abgewandtem Gesichte beizuwohnen. Ob er dies wirklich aus Zartgefühl thut, oder um dem interessanten Spieler, seinen alten „Partner", nicht schon im ersten Acte zu erkennen und dadurch die weiteren drei Acte unmöglich zu machen, bleibt von Seiten des Dichters gleichfalls unaufgeklärt. John Oakhurst und die Donna Jovita tragen sich nun mit dem Plane, gemeinschaftlich eine Entführung in Scene zu setzen. Da erscheint Thomson, quondam Alexander Morton, um seinen verlorenen Sohn zufällig auch auf dem Rancho zu suchen. Er wird dabei von Colonel Starbottle begleitet, der in den Argonautengeschichten zu viel Beifall gefunden, als daß ihm Bret Harte nicht, schon aus bloßer Dankbarkeit, auch in dem Drama eine gute Rolle hätte „auf den Leib" schreiben sollen. Don José de Castro, der seine entführungsbedürftige Tochter unter fremden Schutz gesicherter glaubt als unter seinem eigenen, übergibt nach altspanischer Sitte dem Gast die Schlüssel des Rancho. Um Mitternacht nun geht Mr. John Oakhurst an das Werk. Bevor er jedoch die edle Jovita entführt, hält er es für Gentlemanspflicht, ihr in einer übrigens rhetorisch ganz meisterhaften Scene seinen Stand, seine Vergangenheit, mit einem Worte die ganze Oede seines Spielerlebens zu enthüllen. Nur seinen Namen verschweigt er hartnäckig, damit der alte Morton, der natürlich als Schlüsselbewahrer den ganzen Vorgang belauscht, Gelegenheit hat, auf den wohl nicht sehr naheliegenden Gedanken zu fallen: das ist mein verlorener Sohn. Oakhurst läßt sich, vorläufig ohne nähere Motivirung, dies merkwürdige Mißverständniß gefallen und verlobt sich nach Schluß des ersten Actes mit der reisefertigen Donna Jovita.

Der zweite Act ist ausschließlich der Schauplatz der aus der „Idylle von Red Gulch" bekannten Liebesgeschichte zwischen Sandy und Mary. Die außer den Beiden noch auftretenden Episodenfiguren, mit Ausnahme der unseligen „Herzogin", sind rücksichtsvoll genug, sich nicht zu aufdringlich in die eigentliche Handlung des Dramas zu mengen und beschäftigen sich hübsch mit ihren eigenen Angelegenheiten. Dies gilt namentlich von Colonel Starbottle, der zahllose denkwürdige Abschnitte aus seinem Leben zum Besten gibt. Im dritten Act liefert John Oakhurst einen, wie Bret Harte meint, großartigen Beweis seiner gänzlichen Umkehr, indem er mit einem Applomb, der an die entzückendsten Stellen der Argonautengeschichten erinnert, zwei seiner fragwürdigsten Freunde aus alter Zeit an einem Einbruchsdiebstahl in den Kellern des alten Morton (seines Adoptivvaters) hindert. Im Uebrigen läßt er stolz und ruhig, wie er es im Leben war, auch auf der Bühne das Publicum noch fortwährend darüber im Unklaren, weshalb er eigentlich den Sohn von Sandys Vater spielt. Erst am Schlusse des letzten Actes enthüllt er, nach den Gesetzen der Spannung für den Roman, seine wahren, natürlich durchwegs hochherzigen Motive und seinen wahren Namen. Sandy hat inzwischen wieder redlich jede Gelegenheit zum Trinken — und es gibt deren sehr viele — benutzt und außerdem mit dem Majordomo José de Castros Rachepläne gegen den falschen Morton jun. geschmiedet. Allein zuletzt verzeiht er doch dem bezaubernden John Oakhurst den kleinen Namensdiebstahl, ja er adoptirt mit Erlaubniß des alten Morton den interessanten Spieler sogar als Bruder. Da inzwischen auch Marys Bedenken gegen die „Herzogin", die Mutter von Sandys Erstgebornen, beschwichtigt werden, erfolgen nun die Verlobungen. Oakhurst bekommt die Donna Jovita und Sandy die bleichwangige Miß Mary. Gleichzeitig wird, gleichsam als Krönung dieser stattlichen Reihe von befriedigenden Lösungen im Sinne von Eltern mit heirathsfähigen Töchtern, beschlossen, daß die neue Firma des Morton'schen Bankhauses: Morton und — Söhne lauten solle.

Die poetischen Illusionen dreier wunderbarer Erzählungen vernichten, um ein Drama von sehr zweifelhaftem Werth zu schreiben, das ist eine That künstlerischer Gewissenlosigkeit, die zu Apollo mit ziemlich kräftiger Stimme um Rache schreit. Und der fernhintreffende Gott scheint den Schrei erhört zu haben. Die „Zwei Männer von Sandy Bar" haben nämlich bei ihrer ersten Aufführung ein sehr unmännliches Ende gefunden. Wie verschiedene amerikanische Zeitungen berichteten, sind sie durchgefallen (broke down). Obgleich das Bret Harte'sche Drama weit über dem gewöhnlichen Bühnenfutter steht, ist doch dies fürchterliche Schicksal erklärlich. Es enthält eben eine Menge von Zügen, die in der Novelle und Erzählung recht liebenswürdig wirken, jedoch auf der Bühne ganz entgegengesetzte Eindrücke hervorrufen. Wir fürchten, auch ein europäisches Publicum möchte gegen die undramatische Stellung des Colonel Starbottle als „legal

Digitized by Google

adviser" protestiren und vielleicht gar die zahllosen Erzählungen von seinen großartigen Duellaffairen und Liebesabenteuern in unehrerbietigster Weise mit einem be gone Star unterbrechen. Wir fürchten, ein europäisches Publicum könnte desgleichen für den eigenthümlichen amerikanischen Humor unempfänglich bleiben, mit dem Bret Harte die letzte Scene des zweiten Actes — (Verschwörung Conchos und Sandys gegen Oakhurst) — durch einen chinesischen Wäscher schließen läßt, der plötzlich, ohne irgend eine vorhergegangene Anmeldung, hinter der ersten Coulisse auftaucht und den von den Furien des wildesten Hasses gepeitschten Sandy dringend an eine alte rückständige Waschzettelschuld mahnt. Derselbe lallt, indem er nach Gläubiger Unart die Hand ausstreckt, in seinem Pigeon-Englisch: Me washee shirt flo you, flowty dozen hab. You no payee me. Me wantee twenty dollar hep. Sabe! Und der Vorhang fällt. Wir fürchten, auch jenes Frauenzimmer, das in Poker-Flat unter dem familiären Spitznamen „die Herzogin" bekannt war und das in dem denkwürdigen Drama als legitime Gattin des Einbrechers Pritchard, als illegitime Gattin Sandys und als ehemalige Flamme John Oakhursts figurirt, dürfte dem durch eine greisenhafte Civilisation verderbten Publicum des „alten Landes" kein hervorragendes Interesse einflößen, ohne Rücksicht darauf, daß sie bereits in den „Abgeschobenen von Poker-Flat" in einer so rührenden Weise an dem jungfräulichen Busen der reinen Piney Woods gestorben war. Ob Sandy, der sich während des ganzen Stückes ununterbrochen mit dem Einschenken oder Austrinken von Whiskey beschäftigt, auf ein freundliches Verständniß für die lyrischen Gefühle seiner nüchternen Momente rechnen darf, dünkt uns gleichfalls höchst problematisch. Es ist sogar die schreckliche Möglichkeit nicht ausgeschlossen, daß sein capitales Leibschnapslied:

Oh yer's your Sandy Morton
Drink him down . . .

welches er wohl ein halb Dutzend Mal entweder vor oder hinter den Coulissen zum Besten gibt, von einem liederfrohen Publicum im Chorus mitgesungen werden könnte. Auch für jene ebenso originelle als tief psychologische Scene, in welcher der alte Morton, um sich als echter Vater Sandys zu charakterisiren, unter der musikalischen Wirkung des Whiskey wie in ergreifende Jugenderinnerungen verloren einige Takte dieses würdigen Liedes anschlägt, läßt sich eine grandiose Bühnenwirkung gerade nicht verbürgen. Jedenfalls dürfte tiefe innere Rührung gerade nicht das Gefühl sein, vor dem der Zuhörer überwältigt werden wird.

Obgleich nun das Drama Bret Hartes mit einer rührenden Gleichgültigkeit gegen die Technik des Dramas geschrieben und dabei mit einer wunderlichen Pietät jenen Komödien nachgebildet ist, die etwa in den 40er Jahren das Publicum der Porte St. Martin entzückten, steht es doch nach seinem literarischen Werthe noch hoch über den landläufigen Bühnenwerken. Es ist das Werk eines verirrten Dichters, aber eines Dichters. So unmöglich für die moderne Bühne und so widernatürlich die meisten Situationen sind, die in denselben verwendeten Personen sind mit erstaunlicher Schärfe und Stetigkeit charakterisirt. Und mitten aus dem Schutt einer längst in Trümmer geschlagenen dramatischen Schablone blühen wie Blumen Stellen voll echter Poesie. Darunter gehören vor Allem die Liebeserklärung Sandys und die des stets hochherzigen Spielers. Ueberhaupt bekommt man solch' eine wunderliche Lectüre, wie sie dieses Werk bietet, selten vor Augen. Man fällt forwährend aus einer Ueberraschung in die andere, bald ist sie angenehmer, bald unangenehmer Art.

Zum Schlusse wollen wir noch auf eine befremdliche Erscheinung in dem dichterischen Schaffen Bret Hartes in jüngster Zeit hinweisen. Er nutzt die Beliebtheit, die sich einzelne Gestalten seiner Argonautengeschichten erworben, mit einer Rücksichtslosigkeit aus, die an Selbstvernichtung grenzt. Thut er es, weil in ihm der Yankee den Dichter beherrscht? Dis können wir nicht glauben. Entspringt dieses unaufhörliche Hantieren mit den gleichen Figuren aus einem Mangel an Erfindung? Das wollen wir nicht glauben. Oder hat sich das zärtliche Gemüth Bret Hartes so innig an bestimmte Personen geklammert, die er im Leben geliebt, daß auch seine dichterische Phantasie fortwährend mit denselben beschäftigt ist? Die letztere Annahme erscheint als die glaublichste. Leuchtet doch aus allen seinen Erzählungen ein gewaltiges Gefühl für Männerfreundschaft. Mit welcher Bewunderung, mit welchem Enthusiasmus und mit welch' tiefer Wehmuth schildert er z. B. die Schicksale John Oakhursts. Man möchte fast meinen, Bret Harte selbst sei jener „Unschuldige von Sandy Bar" gewesen, den sich der Spieler zum ergebenen Sklaven gemacht, indem er nach Beendigung eines kleinen Pokers denselben hinter die Thüre zog, ihm all' das abgenommene Geld zurück gab und ihn also anredete: „Tommy, Du bist ein ganz netter Junge, aber nicht im Stande, auch nur um einen Dreier zu spielen. Versuch's nicht wieder."

Albin Rheinisch.

Notizen.

Das Schicksal Rumäniens hat seit einiger Zeit das Mitgefühl des ganzen gebildeten Europas in Anspruch genommen. Ein französisches Blatt hat bezeugt, daß selbst die Frauen sich für die Seelenleiden des Fürsten Karl und seines armen geplagten Landes zu interessiren anfingen. Die Rumänen verdanken diese ungewohnten Sympathien bekanntlich der Vergewaltigung, mit welcher sie von Rußland heimgesucht sind. Sonst galt die Nation für keinen Ausbund privater oder öffentlicher Sittlichkeit. In Bucharest wucherte die Corruption und die Hauptstadt des künftigen Königreichs war früher ein Nest russischer Verschwörungen und Umtriebe. Die Männer intriguirten gegen Oestreich so gut wie gegen die Türkei; sie waren durchweg politische Gründer und Plusmacher. Die Frauen standen nichts weniger als im Ruf von Vestalinnen. Sogenannte Staatsmänner von zweifelhaftem Ruf copirten Cavour und andere moderne Realisten, hatten ihnen aber nur das Räuspern und verwandte Eigenschaften, sonst jedoch sehr wenig abgelernt. Die größte unverzeihliche Schuld der Rumänen besteht aber darin, daß sie Unglück haben und von Rußland nasgeführt sind. Die Welt bedauert eine Zeit lang die Schwachen und Betrogenen, hat aber zum Mitleid selten viel Zeit und findet Klagelieder bald langweilig. Rumänien wird eine dauernde Theilnahme nur erwecken können, wenn es den Russen muthig Stand hält und schließlich reüssirt. Das Geheimniß des Interesses, welches die Rumänen jetzt einflößen, besteht darin, daß man hofft und glaubt, sie würden sich wehren und es darauf ankommen lassen, ob die übertünchte slavische Barbarei wirklich vor den Augen Europas den kleinen Staat erdrosseln will. Das Beispiel dieses internationalen Verbrechens wäre lehrreich und würde den russischen Advocaten, wenn sie jemals wieder den leichtgläubigen Janhagel mit Phrasen von der Mission moscowitischer Humanität und ähnlichen Erfindungen bethören wollten, für immer den Mund stopfen. Das Verfahren Rußlands gegen Rumänien war, um es einfach auszudrücken, unanständig. Zuerst in den Stunden der Noth zärtliche Liebkosungen, dann, als mit rumänischer Hülfe der Sieg erfochten war, brutale Fußtritte. Etwas Heuchelei, wenn auch nur als eine der Tugend dargebrachte Huldigung, wäre wenigstens schicklich gewesen. Aber dabei halten sich die Gortschakows und Nelidows nicht auf. Der rumänische Oberst Arion, der in Kazanlik und Adrianopel an den Friedensverhandlungen mit der Türkei theilnehmen wollte, wurde einfach vor die Thür gesetzt, und es wurde über rumänisches Gebiet, dessen Integrität zu respectiren Rußland sich mit Brief und Siegel verpflichtet hatte, ohne und gegen Rumänien stipulirt. Als Herr Bratiano in Berlin war, fragte ihn ein alter Bekannter, warum seine Landsleute sich nicht besser vorgesehen hätten? Der rumänische Minister neigte traurig das Haupt und sagte: Wir mochten Rußland vor Plewna nicht im Stich lassen. Die Zeit drängte und wir trauten seinen mündlichen Versprechungen. Herr Bratiano ist hier übrigens von zahlreichen Journalisten interviewt worden und er war sehr mittheilsam. Ob er dadurch die Presse für das Mißgeschick Rumäniens in dauernder Weise gewonnen hat, kann bezweifelt werden. Solange er Neuigkeiten mitzutheilen hatte, war Herr Bratiano ein beliebter Mann. Aber aus den Augen aus dem Sinn. Während seines früheren Aufenthalts im Auslande hat Herr Bratiano, irren wir nicht, wohl selbst hin und wieder

Digitized by Google

an einigen Blättern mitgearbeitet. Er wird wissen, was den Zeitungen in den meisten Fällen wichtig ist und was sie kalt läßt. Der Leitartikel dient im besten Fall als ein Ventil für die sittliche Entrüstung. Ist er geschrieben, so hat der Verfasser seine Pflicht gethan und sieht sich nach frischerem Stoff um. Auch der Leser beruhigt sich dabei. Hier steckt auch der geheime Vortheil solcher Morgenergüsse für die Regierung. Diese hat keine besseren Alliirten als die augenblicklichen Erregungen öffentlicher Organe, die damit den im Volke etwa vorhandenen Zorn ablenken. Bedenklich ist nur die nachhaltige, unermüdliche, unerschrockene, auf bestimmte Punkte gerichtete Agitation. Wo eine solche sich hervorwagt, wird sie sofort mit geeigneten Mitteln zum Schweigen gebracht. Wir wünschen den Rumänen viel Glück zu ihrer dornenvollen Aufgabe der Abwehr russischen Uebermuthes und Vertragsbruchs. Aber es stände schlimm mit ihren Hoffnungen, wären diese auf publicistischen Succurs ausschließlich angewiesen.

* * *

Friedrich List.*)

Aus der langen Reihe von Namen, die in dem heftigen Kampfe um die Neugestaltung der wirthschaftlichen Politik Deutschlands zur wirksamen Unterstützung vorgetragener Ansichten und Zukunftspläne tagtäglich angerufen werden, ist der Friedrich Lists einer der vielgenanntesten. Und ungeachtet es sich hier um einen Deutschen handelt, um einen der reformatorischen Geister auf dem weiten Gebiete der Volkswirthschaft, ist doch der Klang dieses Namens dem Durchschnitts-Zeitungsleser viel weniger vertraut, als der eines Adam Smith, eines Ricardo, Malthus oder Say, deren schöpferische Gedanken, wie die Lists, die Grundlage unserer modernen national-ökonomischen Anschauungen bilden. Die Gründe für diese Erscheinung mögen hier nicht aufgesucht werden, sie lassen sich zum nicht geringen Theil auf äußere Umstände zurückführen, wie auf den Mangel einer für weitere Kreise bestimmten Würdigung der großen Bedeutung des genialen Mannes. Seine von Ludwig Häusser (im ersten Bande von Lists gesammelten Schriften) verfaßte Biographie ist zwar als „schätzbares Material" sehr dankenswerth, sie erschien jedoch in einer Zeit politischer Stagnation und läßt, als vielleicht nicht im Bereiche ihrer Aufgabe gelegen, die wirkliche Bedeutung Lists nicht genügend hervortreten. In glücklicherer Stunde haben sich in kürzerer Form Carey und Dühring über List geäußert, denen sich später und zwar zuerst in seiner „Geschichte der National-Oekonomik in Deutschland" (1874) und dann in dem 7. Hefte der Monatsschrift „Nord und Süd" Wilhelm Roscher anschloß. „Seine große theoretische Bedeutung — sagt Roscher von List, ohne auf dem Boden seiner Anschauungen zu stehen — kann nur verstanden werden auf Grund seiner noch viel größeren praktischen Bedeutung. Für eine Menge der wichtigsten praktischen Staats- und Wirthschaftsfragen unserer Zeit ist er geradezu Prophet. Beinahe Alles, was List für Deutschland erstrebte, hat sich noch vor seinem Tode ganz oder halb verwirklicht. Die Abschwächung des Feudalismus und der Bureaukratie, die Zunahme des gewerblichen Mittelstandes, die Macht der öffentlichen Meinung, zumal der Presse, das Nationalbewußtsein der Deutschen nach Innen wie nach Außen, speciell gehoben durch Zollverein und Eisenbahnsystem, endlich noch die Erhebung der Staatswirthschaftslehre und der Nationalökonomik zu einer wahrhaft politischen und nationalen Wirthschaftslehre. Und zwar hat List persönlich zu dieser Entwicklung mächtig beigetragen: er war unstreitig einer der Ersten, die ohne Staatsamt, ohne Sitz auf den Landtagen, blos durch schriftstellerische Thätigkeit einen großen Einfluß auf die Staatsverhältnisse Deutschlands eroberten." In diesem Sinne ist auch der an anderer Stelle gethane Ausspruch Roschers aufzufassen: List sei einer der größten Journalisten aller Zeiten gewesen, dessen Einwirkung auf die öffentliche Meinung in politischen und ökonomischen Fragen, nur mit den ästhetischen Einflüssen von Lessings Hamburgischer Dramaturgie vergleichbar sei. — Angesichts der großartigen und andauernden Bedeutung Lists für die Geschichte der wirthschaftlichen Entwicklung Deutschlands, muß man es als einen glücklichen Gedanken begrüßen, wenn eine berufene Hand es unternimmt, das im Laufe der letzten Zeit reichlicher geflossene Material über Leben und Wirken eines der geistigen Urheber des Zollvereins — Lists — für ein Gesammtbild seiner ganzen Erscheinung zu verwerthen. Herr Goldschmidt bringt für die Lösung seiner Aufgabe nicht blos eine unverkennbare, die ganze Darstellung warm durchwehende Liebe zur Sache mit, nicht nur die Kenntniß des vorhandenen literarischen Rüstzeugs, sondern vor Allem die Bildung des volkswirthschaftlichen Fachmanns, der das Wesentliche von dem Unwesentlichen zu unterscheiden versteht. Wohlvertraut mit den wirthschaftlichen Anforderungen der unmittelbaren Gegenwart und nicht auf dem Boden des Freihändlers quand même stehend, versucht Herr Goldschmidt darzulegen, daß ein nicht geringer Theil der Schuld an dem Verfall und Niedergange unseres wirthschaftlichen Lebens in der Ablenkung von den bewährten Bahnen zu suchen sei, welche Friedrich List als die einer gesunden Handelspolitik vorgezeichnet habe. Es ist nicht die Aufgabe dieser Anzeige, den subjectiven volkswirthschaftlichen Anschauungen des Verfassers zu folgen, sondern auf das Buch hinzuweisen, welches schon auf Grund seiner bereits erwähnten positiven Eigenschaften als eine wirklich dankenswerthe Erscheinung hervorgehoben werden darf, die — drei innerhalb eines Vierteljahres erschienene Auflagen bestätigen dies — einem thatsächlichen Bedürfnisse entgegengekommen ist. j. h.

*) Friedrich List, Deutschlands großer Volkswirth. Betrachtungen über die heimischen und auswärtigen Erwerbsverhältnisse von Friedrich Goldschmidt. 8. IV u. 132 S. Berlin 1878, Julius Springer.

* * *

Die mit Leo XIII. unzufriedenen jesuitischen Intransigenten haben auf ihn das boshafte Epigramm gemacht:

Non è Pio
non è Clemente,
ma Leone
senza dente.

Bibliographie.

A. Demmin u. O. Mothes, Handbuch der bildenden und gewerblichen Künste. Geschichtliche, archäologische, biographische, chronologische, monogrammatische und technische Encyclopädie der Baukunst, Bilderkunde, Bildhauerei, Buchbinderei, Buchdruckerei, Buchmalerei, Erzgießerei, Gartenkunst, Gefäßkunde, Geräthkunst, Gewebarbeiten, Glasmalerei, Goldschmiedekunst, Holzbildschnitzerei, Holzstichkunst, Inschriftenkunde, des Kirchenschmuckes, der Kunsttischlerei, Kupferstecherei, Malerei, Mosaik, Münzstecherei, Schmelzmalerei, Stickerei, Trachtenkunde, Uhren-, Waffen- und Wappenkunde u. s. w. 1—12 Heft. Lex. 8. S. 1—576 mit über 1000 Illustrationen in Holzschnitt. Leipzig 1878, C. Scholtze. à Heft 1.20.

K. Faulmann, stenographische Unterrichtsbriefe. Allgemein verständlicher Unterricht für das Selbststudium der Stenographie nach Gabelsbergers System. 1.—16. Lieferung. Lex. 8. S. 1—256. Wien, Pest u. Leipzig 1878, Hartleben. Vollständig in 24 Lieferungen. à — 50.

Abr. Formander, an account of the polynesian race its origin and migrations and the ancient history of the hawaiian people to the times of Kamehameha I. 8. XVI u. 247 S. mit einer Stammtafel. London 1878, Trübner. Geb.

W. O. Gortzitza, Handbuch der Geschichte der deutschen Literatur für Freunde derselben. Zugleich ein Wegweiser für die Lectüre auf dem Gebiete des Lyrischen und Lyrisch-Epischen. Lex. 8. XII u. 540 S. Lyck 1878, Wiebe.

E. J. James, Studien über den amerikanischen Zolltarif. Seine Entwickelung und seinen Einfluß auf die Volkswirthschaft. 8. 80. S. Jena 1877, G. Fischer.

Fr. Kortkampf, parlamentarisches Handbuch für den preußischen Landtag. 4. Auflage. 13. Legislatur-Periode. 8. VIII u. 216 S. Berlin 1877, Kortkampf.

Digitized by Google

Inserate.

Bücher-Ankauf L. Glogau Sohn. Hamburg, Burstah.

Richard Eckstein's Verlag, Leipzig:
Humoristischer Hausschatz.
Herausgeber **Ernst Eckstein.**
In Bänden à 3 M. Prachtvoll geb. 4 M.
Enthält humoristische Erzählungen von Auerbach, Börne, Heyse, Höfer, Jean Paul, Raabe, Rodenberg, Schücking, Spielhagen, Wieland etc.

Verlag von **H. Hartung & Sohn** in Leipzig.

Erinnerungen an Italien
von
Emilio Castelar.
Deutsch von **Julius Schanz.**
Autorisirte Ausgabe.
8. Preis: 4 M., gebunden 5 M.

Die Wiener „Deutsche Zeitung" sagt über das Werk u. A.:
„Man wünschte jede Seite doppelt so lang, um all' diesen Genuß in sich einzuschlürfen. Jedes der elf Kapitel enthält solche Kostbarkeiten, die über den Pisaner Campo Santo und über Neapel lesen sich wie Gedichte und sind wie in schönheitstrunkenem Taumel geschrieben. — Castelar's Buch sollte in keiner Hausbibliothek fehlen."

Bücher-Ankauf.
Grössere u. kl. Privatbibliotheken, sowie einzelne gute Werke kauft zu höchsten Preisen L. M. Glogau Sohn, Hamburg, Burstah.

Für akademisch gebildete Leser!
In meinem Verlag ist soeben erschienen:
Das Hohelied
vom
Deutschen Professor
oder
des berühmten Archäol. Balthasar Schwennecke Meinungen, Wünsche, Ungebührlichkeiten und Irrwege, sowie endgültige Läuterung durch die Weihe einer großen wissenschaftlichen That.
Humoristische Blätter
von **Ernst Eckstein.**
In vornehmster Ausstattung. Preis 1 M.
Leipzig, Richard Eckstein's Verlag.

Neuestes Werk von Friedr. Spielhagen.
Soeben erschien:
Das Skelet im Hause
von
Friedr. Spielhagen.
Preis broschirt 3 M. — elegant gebunden 4 M.
Verlag von **L. Staackmann** in **Leipzig.**

Eine höchst zeitgemäße, volkswirthschaftliche Arbeit (Manuscript) ist für ein mäßiges Honorar zu verkaufen. Gefällige Offerten beliebe man in der Expedition der „Gegenwart" unter „H. M. 1." niederzulegen.

Für das Feuilleton einer nicht politischen Berliner Zeitung wird ein
Redacteur
gesucht. Jährlicher Gehalt 3000 M. Gefl. Anerbietungen unter Chiffre **F. W. 461** befördert **Haasenstein & Vogler, Berlin S.W.**

Neues Leipziger Stadttheater.
Zum 1. Male:
Sonntag den 28. April 1878 „Das Rheingold"
von **Richard Wagner.**
Zum 1. Male:
Montag den 29. April 1878 „Die Walküre"
von **Richard Wagner.**

Mittwoch den 1. Mai 1878 „Das Rheingold".
Donnerstag den 2. Mai 1878 „Die Walküre".
Sonnabend den 4. Mai 1878 „Das Rheingold."
Sonntag den 5. Mai 1878 „Die Walküre".
Dienstag den 7. Mai 1878 „Das Rheingold".
Mittwoch den 8. Mai 1878 „Die Walküre".
Sonnabend den 11. Mai 1878 „Das Rheingold".
Sonntag den 12. Mai 1878 „Die Walküre".

Billet-Bestellungen zu diesen Aufführungen **unter Beifügung des entsprechenden Betrages** werden vom **15. April** an von dem Secretariate des Stadttheaters entgegengenommen.

Preise der Plätze zu jeder einzelnen Vorstellung:

Prosceniums-Logen im Parterre und Balcon, Mittelbalcon I. und II. Reihe	M. 8.—
Mittelbalcon hintere Reihen, Seitenbalcon	= 6.—
Parquet, Balcon-Logen, Prosceniums-Logen im I. Rang, Amphitheater	= 5.—
Erste Rang-Logen, Parterre-Logen	= 4.—
Zweiter Rang Mittelplatz	= 3.—
Zweiter Rang Seitenplatz	= 2.—

Vormerkgebühr à Billet 50 Pfennige.
Die Direction des Leipziger Stadttheaters.

BAD HOMBURG
eine halbe Stunde von Frankfurt a. M.
Homburgs Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten mit gestörten Functionen des **Magens** und **Unterleibs**, auch bei chronischen Leiden der **Drüsen des Unterleibs**, namentlich der **Leber** und **Milz**, bei der **Gelbsucht, Gicht** etc.
Mineralbäder nach **Schwarz**'scher Methode, **Sool-** und **Kiefernadel-Bäder.**
Orthopädisches Institut und Kaltwasser-Heilanstalten.
Vorzügliche Molken, von einem Senner in Appenzell bereitet.
Alle fremden Mineralwässer.
Die Reinheit der frischen Bergluft empfiehlt Homburg ganz besonders zu stärkendem Aufenthalt für Nervenleidende.
Das elegante Kurhaus mit seinen reich ausgestatteten Lesezimmern und Conversationssälen, der schattige Park mit ausgedehnten Anlagen, die unmittelbare Nähe des Haardtwaldes und Taunusgebirges, die Mannigfaltigkeit der Unterhaltungen (Concerte, Theater, Illuminationen, Waldfeste etc.) erhöhen die Annehmlichkeit des Aufenthaltes.

BAD REINERZ.
Klimatischer Gebirgs-Kurort, Brunnen-, Molken- und Bade-Anstalt in der Grafschaft Glatz preuß. Schlesien. **Saison-Eröffnung am 5. Mai.**
Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, **Kehlkopfleiden, chronische Tuberculose,** Lungen-Emphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes: Blutmangel, Bleichsucht u. s. w., sowie den hysterischen und **Frauenkrankheiten,** welche daraus entstehen, Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und **Wochenbetten,** nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Scrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, constitutionelle Syphilis.
Empfohlen für Reconvalescenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommeraufenthalt.

WIESBADEN.
Altbewährte, seit vielen Jahrhunderten bekannte, alkalische Kochsalz-Thermen (30—55° Réaum.).
Cur ununterbrochen während des ganzen Jahres.
Nahe an 900 Thermalbäder. Kaltwasser-Heilanstalten. Fichtennadel-, Russische-, Römisch-Irische-, Dampf- und Schwimmbäder. Mineralische und medicinische Bäder jeder Art. Heilgymnastische Anstalt. Pneumatische Apparate. Elektricität. Berühmte Augenheilanstalt. Molken und Ziegenmilch. Milchcur-Anstalten. Mineralwasser aller bekannten Quellen in frischester Füllung. Traubencur.
Täglich Concerte des städtischen Curorchesters in den prachtvollen Sälen des Curhauses, in den Gärten und am Curbrunnen. **Militär-Concerte, Extra-Concerte. Lesecabinet** mit 260 Zeitungen. **Spielzimmer, Cafésalons** und **Restaurationssäle,** Billards, **Park-Anlagen** und **Trinkhalle. Reichdotirtes Königliches Theater. Bälle** und **Réunions. Jagd** und **Fischerei.**
Anerkannte **Lehranstalten** und **Institute. Gymnasien** und **Pensionate. Vorzügliches Klima, prachtvolle Lage** und **reizende Umgebung,** in nächster Nähe des Rheins.
Ausflüge per Eisenbahn und Dampfboot.
Prospecte gratis.
Städtische Cur-Direction zu Wiesbaden: **F. Hey'l.**

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N.W., Luisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 17. Berlin, den 27. April 1878. Band XIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Rußland gegenüber Europa. Von X. — Die Einheit des Strafrechts in Deutschland, namentlich mit Rücksicht auf die Strafzumessung. Von J. Olshausen. (Schluß.) — Literatur und Kunst: Karl Gutzkows neueste Streitschrift. Besprochen von Paul Lindau. I. II. III. — Ueber den religiösen Entwicklungsgang von David Friedrich Strauß. Von A. Hausrath. (Schluß.) — Die Betheiligung der deutschen Kunst an der Pariser Weltausstellung. Von Ludwig Pietsch. — Notizen. — Inserate.

Rußland gegenüber Europa.

Von X.

Seit mehr als hundert Jahren stehen Preußen und Deutschland in den intimsten politischen Beziehungen zu Rußland. Durch alle Stürme des Jahrhunderts hindurch haben wir stets unwandelbar fest an der Freundschaft mit dem nordischen Nachbarn gehalten, obwohl es bei diesem nicht an Velleitäten und Versuchen gefehlt hat, an die Stelle der deutschen eine französische Allianz treten zu lassen. Das mit dem Namen „Tilsit" überschriebene Blatt ist nicht das ruhmreichste der russischen Geschichte. Doch ist das Andenken daran längst aus unserem Gedächtniß entschwunden und wir erinnern uns nur noch der glorreichen Zeit unserer Waffenbrüderschaft, in welcher wir gemeinschaftlich die großen Schlachten der Freiheitskriege gegen französische Eroberungslust geschlagen haben. Dieses freundschaftliche Verhältniß der Völker zu einander erlitt während der Regierungszeit des Kaisers Nikolaus eine Trübung, indem er als Feind jeder freisinnigen Entwickelung unserer Institutionen auftrat. Erst nach des Kaisers Tode und nachdem sein Nachfolger die Befreiung der Leibeigenen nebst vielen anderen liberalen Reformen durchgeführt hatte, wurde die Allianz der Fürsten und deren Regierungen bei uns wieder eine populäre. Störende Einmischungen, wie sie sich so oft zu unserem Schaden von Petersburg aus in Berlin fühlbar gemacht hatten, waren nicht mehr zu befürchten. Mit theilnehmendem und wohlwollendem Interesse verfolgte unsere Presse Rußlands Arbeiten auf dem Wege des Fortschrittes und der Civilisation.

Bei dem Ausbruche der letzten polnischen Revolution stand neben der Regierung unsere öffentliche Meinung und deren Organ, die Presse, fast ausnahmslos auf Seiten Rußlands: glücklicherweise war die thörichte Schwärmerei der Deutschen aus den 30er Jahren für eine Wiederherstellung des polnischen Reiches gesünderen politischen Ansichten gewichen. Wir leisteten Rußland durch diese Parteinahme sehr wesentliche Dienste zu einer Zeit, in welcher die Westmächte dessen Antagonisten geworden waren und bereit schienen, ihre Forderungen hinsichtlich Polens mit Waffengewalt durchzusetzen.

Seit dem Beginne der letzten orientalischen Krisis genießt Rußland wieder die Unterstützung der namhaftesten Organe der deutschen Presse, besonders so lange es galt, die Rechte der orientalischen Christen gegenüber den durch die Muhamedaner ausgeübten Vergewaltigungen zu vertheidigen. Speciell deutsche Interessen verfolgen wir in der Türkei nicht: dieselben beschränken sich, wie dies der Reichskanzler definirte, auf die Freiheit der Donauschifffahrt und der Dardanellen. Unser Standpunkt ist daher ein ganz unparteiischer. Er wird bestimmt durch die Rücksichten auf die allgemeinen europäischen Interessen und durch unser dankbares Wohlwollen für Rußland. In diesem kritischen Augenblicke erachten wir es für eine Pflicht des Freundes, dem Freunde die Wahrheit zu sagen und ihn auf die Gefahren aufmerksam zu machen, welchen er mit geschlossenen Augen entgegen zu eilen scheint.

Allseitig ist es von Europa seit dem Anfange der letzten orientalischen Verwickelungen anerkannt worden, daß die Türkei nicht mehr ihren staatlichen Verpflichtungen genügte. Nach dem Ende des Krimkrieges zwar gab man sich in England noch dem Glauben hin, der Türke wäre verbesserungsfähig und man könne dessen Staatswesen allmählich, den Ansprüchen unserer Civilisation entsprechend, umformen. Eine solche Utopie wird wohl nur noch von wenigen fanatischen Turkophilen getheilt. Europa sieht sich heute vor die Aufgabe gestellt, in der bisherigen europäischen Türkei einen Zustand schaffen zu müssen, welcher in erster Linie den christlichen Bevölkerungen eine gesicherte materielle Existenz verspricht, zweitens sollen aber die in Folge dessen nöthigen politischen Neugestaltungen der Art sein, daß ihnen die Möglichkeit der Fortentwickelung geboten ist, ohne bei jedem Schritte vorwärts gewaltsame Erschütterungen hervorzurufen, durch welche stets der europäische Friede in Frage gestellt werden könnte.

Die russische Regierung und mit ihr die öffentliche Meinung in Rußland, lenkte zuerst die Aufmerksamkeit der europäischen Cabinete auf die Wirren, welche 1875 in Bosnien und in der Herzegowina zum Ausbruch gekommen waren. Jene war es, welche aus den nachfolgenden bulgarischen Gräuelthaten Kapital schlug, um auch das nichtrussische Publicum an dem Schicksale der orientalischen Christen zu interessiren. Die russische Regierung war es ferner, welche ihre ganze diplomatische Geschicklichkeit aufbot, um der Regelung der orientalischen Wirren ihren europäischen Charakter zu erhalten. Keine der Großmächte verleugnete zwar denselben: sie bezeugten aber eine begreifliche Unlust, sich von Rußland zu gewaltsamen Schritten gegen die Türkei hinreißen zu lassen, denn das Gefühl war ein allgemeines, daß der erste im Osten abgefeuerte Kanonenschuß das Signal für große, verheerende Kämpfe werden könnte. Auch bestanden schon damals nicht ganz ungerechtfertigte Zweifel darüber, inwieweit die Empörung der Christen eine Folge unerträglicher, unhaltbar gewordener innerer Zustände sei, oder ob die Geschicklichkeit Ignatieffs es verstanden habe, Ereignisse hervorzurufen, welche er zu seinen politischen Zwecken verwerthete. Die Lösung dieser Frage bleibt späterer Geschichtsschreibung vorbehalten. Wir haben uns nur mit den Verhältnissen zu beschäftigen, wie sie thatsächlich bestehen, unbeschadet deren Entstehungsgrunde.

Digitized by Google

Zur Verstärkung seiner diplomatischen Action gegen die Türkei suchte Rußland die Freundschaft Deutschlands und Oestreichs auszunutzen. Das Resultat dieser Bemühungen offenbarte sich in dem Berliner Memorandum. Oestreich war ganz besonders dabei interessirt, die orientalische Frage auf friedlichem Wege gelöst zu sehen. Deutschlands Interesse an derselben war in diesem Stadium als ein „akademisches" zu betrachten: wir hatten keinen Grund, Rußland unsere Unterschrift unter dem Memorandum zu verweigern, da es dieselbe zu erhalten wünschte.

Das Memorandum wurde in seiner fertigen Gestalt England zur Annahme mitgetheilt. Das war eine diplomatische Rücksichtslosigkeit und ein großer politischer Fehler von Seiten des russischen Cabinettes. England durfte bei den Vorberathungen nicht umgangen werden: man konnte kaum von ihm erwarten, daß es sich dazu hergeben würde, nachträglich ein fertiges Factum nur zu registriren. Kühl und vornehm lehnte England die Theilnahme an dem Memorandum ab. Sein einfaches „Nein" reichte hin, Rußlands Action in dieser Phase zum sofortigen Stillstande zu bringen. Das Memorandum war ein todtgeborenes Kind. Diese Schlappe konnte man sich in Petersburg ersparen, hätte man vor Englands Stellung im europäischen Concerte die schuldige Achtung gehabt und weniger Geringschätzung seiner Macht an den Tag gelegt. Jenes aus dem Ocean auf den Continent gerufene „Nein" war eine erste Verwarnung für Rußland, daß England sich nicht als passiver Zuschauer bei den beabsichtigten Veränderungen im Orient zu verhalten gedächte.

Rußlands Bestreben ging nun vor Allem dahin, sich der continentalen Staaten zu versichern und unter diesen vornehmlich der kaiserlichen Freunde. Es folgten die Besprechungen von Reichsstadt, auf welchen Graf Andrassy dem Fürsten Gortschakoff keinen Zweifel ließ über das, was Oestreich im Orient erlauben und über das, was es nöthigenfalls selbst mit Waffengewalt verhindern würde.

Trotzdem Rußland vorläufig der wohlwollenden Neutralität seiner zwei mächtigen Nachbarn versichert war, ließ es in seinen Versuchen nicht nach, England für eine gemeinsame Pression gegen die Türkei zu gewinnen. Um dieses Ziel zu erreichen, beschränkte Rußland, England zu Gefallen, seine Forderungen zu Gunsten der orientalischen Christen auf ein, fast nichtssagendes Minimum. Nur die Verblendung und der Mangel aller staatsmännischen Einsicht konnte die türkischen Minister veranlassen, jene Forderungen zurückzuweisen und damit eine friedliche Lösung der Streitfragen zur Unmöglichkeit zu machen. Rußland war zu weit gegangen, um nun auf halbem Wege stehen bleiben zu können. Seiner eigenen Würde, seiner Machtstellung im Orient war es jetzt schuldig, allein zu thun, wozu es sich vergebens bemüht hatte, das Mandat Europas zu erhalten.

Auf seine eigene Gefahr erklärte Rußland der Türkei den Krieg, versäumte aber nicht zu wiederholen, daß es bei diesem Schritte ebenso viel die Interessen der bedrängten Christen, wie die Interessen Europas im Auge habe. Damals schienen diese Rußland sehr am Herzen zu liegen!

England betonte bei verschiedenen Gelegenheiten seinen Standpunkt, daß es nach dem Kriege keine Abmachungen anerkennen werde, welche der europäischen Sanction ermangelten, und daß keine neuen Verhältnisse in der Türkei zu Recht bestehen könnten, ohne von Europa anerkannt worden zu sein. Fürst Gortschakoff versprach, nach dem Friedensschluß alle Europa betreffenden Fragen den Großmächten zu deren Berathung und Billigung zu unterbreiten.

Wie es jetzt den Anschein gewinnt, machte bei dieser Zusage der russische Kanzler die reservatio mentalis, daß er es seinem eigenen Urtheile vorbehielte, welche Fragen europäische seien und welche nur Rußland und die Türkei beträfen. Daß russischerseits der Versuch gemacht wurde, diese Anschauungsweise zur Geltung zu bringen, ist begreiflich. Wäre dies gelungen, so würden die in Folge des Krieges gebrachten, in jeder Beziehung sehr bedeutenden Opfer für Rußland mehr compensirt gewesen sein durch die politischen Vortheile, welche es sich in dem Friedenstractate stipuliren konnte. Die Scharte des Krimkrieges wäre verschwunden; der Einfluß Rußlands würde, bis weit nach Asien hinein, in der muhamedanischen Welt ein vorwiegender geworden sein und in Europa wäre dem slavischen Elemente eine Rolle zugefallen, durch welche, in vielleicht nicht allzu ferner Zeit, die innere Ruhe des östreichischen Reiches auf eine bedenkliche Weise gestört werden konnte.

Der russische Chauvinismus bemächtigte sich dieses Standpunktes mit Enthusiasmus. Laut stießen die übereifrigen Patrioten in die Kriegstrompete, pochten auf die unüberwindbare Macht Rußlands, führten auf dem Papiere Millionen von Soldaten in's Feld und waren bereit, ganz Europa den Fehdehandschuh hinzuwerfen. Sie sprachen von den vielen Tausenden ihrer Brüder, welche für die heilige Sache ihr Leben gelassen hätten, und deren Opfer nicht durch die Kleinmüthigkeit der eigenen Diplomatie und durch den Egoismus Europas umsonst gebracht worden sein dürfte.

Daß solche Gefühle in einer großen Nation nach einem verlustreichen, mit Glück durchgeführten Krieg entstehen, ist sehr natürlich. Das Nationalbewußtsein fühlt sich in solchen Zeiten mächtig angeregt. Jeder Einzelne hat Opfer an Gut und Blut gebracht; jeder Einzelne bildet sich ein, in seinen Interessen geschädigt zu sein, wenn die äußeren Erfolge des Krieges nicht dem Bilde entsprechen, welches er sich im Voraus von denselben gemacht hatte. Ganz außer Rechnung darf in solchen Momenten selbst die Stimmung der siegreichen Armee nicht gelassen werden; ihre Wünsche und Aspirationen verdienen eine gewisse Berechtigung. Die Summe dieser Einflüsse übt schließlich auf die leitenden Kreise eine solche Pression aus, daß es eines energischen Willens bedarf, um derselben zu widerstehen, und daß ein klarer Blick nöthig ist, um das erreichbar mögliche Ziel nicht mit dem unerreichbaren zu verwechseln.

Wir müssen es als einen Fehler der russischen Regierung bezeichnen, daß sie die Ausbildung jenes chauvinistischen Geistes zugelassen hat: an Mitteln fehlt es ihr nicht, denselben nach Gutdünken zu leiten, ja, ihn ganz mundtodt zu machen, wenn sie es will. Der Einfluß auf die Presse kann ein unbedingter genannt werden, trotz aller Gesetze, welche während der letzten zwanzig Jahre in Rußland erlassen worden sind.

Aber noch unbegreiflicher dünkt es uns, daß Fürst Gortschakoff jene Prätension, nach eigenem Gutdünken und Ermessen zu bestimmen, mit welchen Fragen der europäische Congreß sich zu befassen habe, bis auf einen Punkt zu vertheidigen suchte, von wo ein Rückzug nur mit großer Schwierigkeit zu bewerkstelligen sein wird. Und doch muß dieser Rückzug, wenn nicht die wahren russischen Interessen ernstlich gefährdet werden sollen, angetreten werden, denn die von Rußland eingenommene diplomatische Stellung ist eine unhaltbare, eine durch logische Gründe nicht zu rechtfertigende. Sollte trotzdem die Absicht vorwalten, jene Stellung zu behaupten und zu vertheidigen, so könnte es nur mit dem Schwerte in der Hand geschehen.

In Petersburg scheint man den für die Behandlung der Verhältnisse maßgebenden Umstand absichtlich aus den Augen verloren zu haben, daß die Existenz und die Stellung der Türkei in Europa auf dem Pariser Vertrage von 1856 beruht, an welchem die sechs Großmächte gleichmäßigen Antheil haben. Daraus folgt, daß an dem Zustande der Türkei, ohne Einwilligung der Co-Pasciscenten nichts geändert werden kann, wenn diese Aenderung Anspruch auf dauernde Gültigkeit macht. Das ist europäisches Recht. Ueber diesen Punkt ist Rußland weder von England noch von Oestreich seit dem Beginne des Krieges im Unklaren gelassen worden und gerade dieser Punkt kann bei der Beurtheilung der Stellung, welche Rußland zu dem Vertrage von San Stefano einnimmt, nicht genug betont und in den Vordergrund gestellt werden. Es ist der Angelpunkt, um welchen sich augenblicklich die englische Politik dreht.

Digitized by Google

Die russische Diplomatie hat es nicht an Versuchen fehlen lassen, diesen Cardinalpunkt bei Seite zu schieben oder wenigstens zu verdunkeln. Sie beklagte sich über die Perfidie der englischen Politik; sie stellte sich höchlichst erstaunt über die Opposition, welche der russisch-türkische Präliminarvertrag bei den Großmächten fände, da denselben doch schon vor dem Donauübergange der russischen Armee die Bedingungen mitgetheilt worden seien, welche man der Türkei aufzuerlegen beabsichtige; sie sprach von den gebrachten Opfern, für welche das Land eine Compensation verlange. Aber ohne die theilweise Richtigkeit dieser Thatsachen bestreiten zu wollen, konnte alle Geschicklichkeit der russischen Staatskanzlei und ihrer officiösen Presse jene eine Thatsache nicht aus der Welt schaffen, daß die Theilnahme der Großmächte zur Feststellung sämmtlicher Friedensbedingungen erforderlich sei. Rußland muß sich erinnern, daß es selbst stets versuchte im Namen Europas zu sprechen, daß es europäische Interessen sind, welche im Orient in Collision gerathen. Wie kann jenes Land nun es sich plötzlich in den Sinn kommen lassen, von specifisch russisch-türkischen Interessen zu reden?... vergessen zu wollen, daß es verschiedene europäische Machtsphären sind, welche in der Türkei in einander greifen, und die alle eine Berechtigung haben zu existiren, anerkannt und geschont zu werden?! — Sehr mit Unrecht berufen sich die Russen auf das Beispiel, welches ihnen 1859 durch den Frieden von Villafranca, 1866 durch den Prager Frieden und 1871 durch den mit Frankreich geschlossenen Friedensvertrag gegeben worden sei. Diese Tractate wurden allerdings nur zwischen den Kriegführenden direct geschlossen, ohne daß die anderen Großmächte sich officiell an deren Verhandlungen betheiligt haben. Dies war aber nur möglich, weil jene Verträge, obwohl sie tiefeingreifende Veränderungen in der Karte Europas sanctionirten, doch keine Machtverschiebungen zu Gunsten des einen oder anderen Staates zur Folge hatten. Das Verhältniß der verschiedenen Großmächte zu einander blieb im Großen und Ganzen dasselbe. Dieses würde aber eine sehr wesentliche Veränderung erleiden, wenn der Vertrag von San Stefano zu einem Theile des europäischen Völkerrechtes würde. Deshalb wird er in seiner jetzigen Gestalt von England und Oestreich, als den dabei zunächst betheiligten Mächten, nie anerkannt werden.

Nur durch einen neuen siegreichen Krieg könnte Rußland diese Anerkennung erzwingen, durch einen Krieg, welcher in jeder Beziehung ungleich verlustreicher sein würde als der letzte türkische Krieg. Es ist mehr als zweifelhaft, ob die russische Macht groß genug sein würde, um zu gleicher Zeit mit England und Oestreich, zu denen sich wahrscheinlich alsbald die Türkei als Hülfsmacht gesellen würde, Krieg führen zu können. Wäre Rußland von jenen Mächten freventlich angegriffen worden wie im Jahre 1870 Deutschland von Frankreich, wäre es genöthigt für sein Leben zu kämpfen — kein Opfer wäre in einem solchen Falle zu groß für die Vertheidigung und Behauptung seiner nationalen Existenz. Darum handelt es sich aber jetzt nicht, da Rußland der aggressive Theil ist, dessen die Anderen sich erwehren müssen. Ehe Rußland das Wagniß eines solchen Krieges unternimmt, sollte es sich doch fragen: Stehen die Vortheile, welche durch den Krieg gewonnen werden können, im Verhältniß zu den Opfern, welche gebracht werden müssen? Wir verneinen diese Frage auf das Entschiedenste und es ist nur zu hoffen, daß nicht eine falsche Nationaleitelkeit Rußland verhindern wird, zu derselben Einsicht zu gelangen.

Nimmt man den günstigsten Fall an, daß Rußland durch die umfassendsten Concessionen Oestreich zu einer wohlwollenden Neutralität bestimmte und nur einen Zweikampf mit England auszufechten hätte — was könnte Rußland dadurch gewinnen? Unter gar keinen Umständen das, was es jetzt erstrebt, die Billigung des Vertrags von San Stefano. England bietet der russischen Landmacht kein Kriegsobject dar: diese kann England in dessen Heimat nicht angreifen und deshalb auch nicht die Hülfsquellen zerstören, aus denen England die Mittel zur Fortführung des Krieges schöpft. England kann zwar auch Rußland keinen großen Schaden an Land und Leuten zufügen; es kann aber die russischen Häfen blockiren, den Handel ruiniren und dadurch die finanziellen Kräfte brach legen, welche ihm für das nationale Duell unentbehrlich sind. Es wird ein Kampf zwischen den Finanzministern der beiden Länder sein, wobei es keinem Zweifel unterliegt, daß England die Oberhand behält. Da aber selbst England kein so entschiedenes Uebergewicht erlangen wird, daß es bei dem derzeitigen Friedensschluß alle seine Bedingungen peremptorisch durchsetzen kann, so läuft das Ende des Krieges auf ein Compromiß zwischen beiden Staaten hinaus, wobei jeder dem anderen etwas nachgeben und etwas zugestehen wird. Warum sollte sich aber Rußland in einen selbstmörderischen Krieg stürzen, um doch nur damit zu enden, womit es gleich jetzt beginnen könnte?!

Unter diesen Umständen wäre es ein übelverstandener Nationalstolz, wenn Rußland auf seinem fälschlich eingenommenen Standpunkte beharren und noch fernerhin die Berechtigung des europäischen Areopags bestreiten wollte, an der Neubildung der durch den Krieg hervorgerufenen Verhältnisse Theil zu nehmen. Der russischen Nation mag es nach den großen erlittenen Verlusten und nach den glänzend errungenen Siegen einen Augenblick der Selbstüberwindung kosten, bei dem Friedenswerke anderen Staaten ein entscheidendes Wort mit zu gestatten, welche sich bisher nur als Zuschauer verhalten hatten. Rußland war aber diese unzweifelhafte Consequenz seines eigenmächtig unternommenen Krieges kein Geheimniß. Dessen kann es jedoch unter allen Umständen versichert sein, daß der Zustand, wie er vor dem Kriege in der Türkei bestanden hat, nicht wieder hergestellt werden kann, noch daß von irgend einer Macht der Versuch beabsichtigt wird, denselben wieder in's Leben zu rufen. Der Zweck, für welchen der Krieg unternommen wurde — Verbesserung des Looses der unter der Herrschaft der Türken lebenden Christen — ist jedenfalls in reichem Maße erlangt worden. Sind auch unsere Glaubensgenossen noch nicht ganz von dem muhamedanischen Joche befreit, so ist doch ein großer Schritt diesem Ziele entgegen gethan worden.

Menschen nur sind sterblich, Nationen leben fort und mit ihnen die Zwecke ihres Daseins. Warum wollte die heute in Rußland lebende Generation die Vollbringung eines Werkes erzwingen, dessen Vollendung allmählich und mit den Jahren weit vollkommener zu erreichen sein wird? Rußland lasse sich an einem Theile seiner gemachten Errungenschaften genügen! Mit diesem Beweise von Mäßigung gibt es das Endziel seiner Bestrebungen nicht auf. Es macht auf seiner Etappe ein durch die Umstände gebotenes Halt: es wartet die Zeit ab, in welcher die Frucht, welche jetzt noch nicht gepflückt werden soll, ihre Reife erlangt haben wird.

Als wahre und treue Freunde sagen wir es unserem nordischen Bundesgenossen unverhohlen, daß sein wohlverstandener Vortheil es erheische, nicht eigensinnig einen Standpunkt vertheidigen zu wollen, der nur mit Hülfe einer falschen Sophistik vertheidigt werden kann. Weit davon entfernt, durch eine anscheinende Nachgiebigkeit gegen die Wünsche Europas an Prestige zu verlieren, würde im Gegentheil Rußlands Regierung durch eine rückhaltslose Anerkennung des europäischen Rechtes an Ansehen nur gewinnen. Sie würde sich einen gerechten Anspruch auf die Dankbarkeit der Nation und auf die Dankbarkeit von ganz Europa erwerben. Nicht nur, daß sie durch eine solche That unserem ganzen Welttheile Ruhe und Friede sicherte; sie würde auch durch den Sieg, zu welchem sie dem europäischen Rechte verhülfe, einen glücklichen Präcedenzfall schaffen, welcher für die friedliche Gestaltung der internationalen Beziehungen in Europa von den weittragendsten Folgen werden könnte.

Digitized by Google

Die Einheit des Strafrechts in Deutschland, namentlich mit Rücksicht auf die Strafzumessung.

Von J. Olshausen.

(Schluß.)

Durch die eben angestellte Betrachtungsweise sind wir in den Stand gesetzt, im einzelnen Falle, wo das Strafgesetzbuch mildernde Umstände zuläßt, uns zu entscheiden, ob das ordentliche oder außerordentliche Strafmaß anzuwenden sei — wir haben uns vergewissert, welcher Leiter wir uns bedienen müssen. Wie weit wir aber auf derselben zu steigen haben, wissen wir noch nicht. Die Zahl ihrer Sprossen ist groß, in vielen Fällen sehr groß. Beim einfachen Diebstahle, der mit Gefängniß von einem Tage bis zu fünf Jahren zu bestrafen ist, kann die Strafe, da die Gefängnißstrafe nach Tagen bemessen wird, zwischen 1 und 1826 Tagen schwanken — oder wenn das Schicksal will, daß das bevorstehende Lustrum zwei Schaltjahre enthält, sogar zwischen 1 und 1827 Tagen. Die Strafe der mit 1 bis 15 Jahren Zuchthaus zu ahndenden Brandstiftung variirt, indem die Zuchthausstrafe nach vollen Monaten zu bemessen ist, zwischen 12 und 180 Monaten Zuchthaus. Sobald die gesetzliche Strafsanction aber mehrere Strafarten enthält, zwischen denen dieselbe die Wahl läßt, so erweitert der Spielraum sich noch mehr; die Zahl der möglichen Strafarten steigt aber bis in's Unglaubliche, sobald mehrere Strafarten combinirt werden können, so beim Betruge, der mit Gefängniß zu bestrafen ist, neben welchem auf Geldstrafe bis zu 3000 Mark sowie auf Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte erkannt werden kann. Nehmen wir an, daß der Richter die Geldstrafe nur nach Mark abmesse (das Gesetz verbietet nur ein Heruntergehen unter 3 Mark, läßt aber sonst völlige Freiheit), so können 2998 verschiedene Geldstrafen mit jedem der 1826 Tage Gefängniß, auf welche erkannt werden darf, verbunden werden. Dies ergibt als Resultat: 5,474,348 verschiedene Strafen. Nun gestattet das Gesetz aber noch bei jeder auf mindestens 3 Monate Gefängniß lautenden Strafe die Verhängung der Ehrenstrafe; berücksichtigen wir nur die Alternative, ob eine solche überhaupt ausgesprochen wird oder nicht, ohne zu beachten, daß die Dauer des Verlustes der bürgerlichen Ehrenrechte zwischen einem und fünf Jahren schwankt, so erhalten wir bereits die Zahl von 10,139,236! Zwischen so viel — und wenn man will, zwischen noch viel mehr — Strafen hat der Richter zu wählen, falls er es mit einem noch nicht rückfälligen Betrüger zu thun hat.

Hier hat das „freie Ermessen" des Richters allerdings den nöthigen Spielraum und schlimm würde es stehen, wenn sich dasselbe nicht auf bestimmte Principien stützen kann.

Zunächst taucht die Frage auf, ob man sagen könne, daß es für einen Normalfall oder einen sog. Durchschnittsthatbestand der einzelnen Verbrechensarten einen bestimmten Strafsatz gebe, den man zu erhöhen oder zu vermindern habe, je nachdem sich der concrete, der Aburtheilung unterliegende Fall von dem theoretisch construirten Normalfall unterscheidet.

Eine solche Ansicht ist aufgestellt. Man hat sogar die Mitte zwischen Strafminimum und Strafmaximum als die dem Geiste des Strafgesetzbuches entsprechende Strafe für den Durchschnittsthatbestand aufgestellt und — noch einen Schritt weiter gehend — die gesetzliche Sanctionirung dieses mittleren Strafmaßes gefordert. Die Verkehrtheit dieser Ansicht ist jedoch zu augenfällig, als daß sie einer weitläufigen Widerlegung bedarf. Beispielsweise beträgt bei der auf den einfachen Diebstahl angedrohten Strafe das Mittel $2^1/_2$ Jahr Gefängniß und diese gewiß nicht leichte Strafe sollte die angemessene sein für die Diebstahlsfälle, wie sie durchschnittlich am häufigsten vorkommen? Diese Strafe sollte der passende Ausgangspunkt für die Diebstahlsfälle sein, welche sich nach oben oder unten vom Durchschnittsthatbestand des gedachten Delictes entfernen?

Ein Bild dürfte vielleicht auf das Richtige führen. Nehmen wir an, daß in einer gewissen Zeit tausend Menschen in der Richtung der weitesten Ausdehnung Deutschlands von Memel etwa bis Basel auf der Eisenbahn reisen, so werden von denselben viele nur ganz kleine Strecken zurücklegen, etwa in der Länge von Berlin bis Potsdam, andere Strecken in der Länge von Berlin bis Magdeburg, nur ein verhältnißmäßig kleiner Theil eine Distanze von Berlin bis Frankfurt a. M., die noch nicht einmal die Hälfte des Weges ausmacht. Je länger aber die Strecke wird, von desto weniger Reisenden wird sie zurückgelegt, so daß schließlich unter den tausend Personen noch nicht einmal eine sein wird, welche von Memel bis Basel reist. Ganz ähnlich verhält es sich mit den Verletzungen des Strafgesetzes; die allermeisten Verstöße liegen nach unten hin, wenige in der Mitte, sehr wenige gehen über das mittlere Maß hinaus und nur in den aller seltensten Fällen wird das Maximum selbst erreicht. Haben wir es hier nicht mit einem allgemeinen Principe im menschlichen Leben zu thun, wonach die Höhen — des Guten, wie des Schlechten — nur sehr selten erklommen werden, während sich die Meisten in den unteren Sphären bewegen? Es kann deshalb nicht Wunder nehmen und ist mit Unrecht daraus ein Vorwurf abgeleitet, wenn bei einem norddeutschen Gerichtshofe constatirt wurde, daß bei mehr als 500 Verurtheilungen das Strafmaximum, ja nicht einmal die Hälfte desselben auch nur ein einziges Mal erreicht wurde. Dabei waren nur auf Gefängnißstrafe lautende Urtheile in Betracht gezogen, während die Fälle, in denen statt der Gefängnißstrafe auf die gleichfalls zugelassene Geldstrafe erkannt worden war, von vornherein ausschieden. Andererseits entspricht eine Statistik des Wiener Landgerichtes durchaus der eben entwickelten Anschauung; dieselbe ergibt, daß in einem Zeitraum von 12 Jahren:

11	Mal	auf	Todesstrafe,	
26	=	=	lebenslängliche Kerkerstrafe,	
194	=	=	Kerkerstrafe zwischen	10 u. 20 Jahren,
1,759	=	=	=	5 u. 10 =
7,440	=	=	=	1 u. 5 =
27,396	=	=	=	6 Monaten u. 1 Jahre,

erkannt worden ist.

Solche Resultate können unmöglich auf einem völligen Verkennen der Strafsatzungen beruhen, man wird vielmehr mit mehr Recht annehmen, daß sich in denselben der gesunde, auf praktischer Erfahrung beruhende richterliche Takt zeige.

Kann man sich nicht aber vielleicht ein anderes, nahe dem Strafminimum zu liegendes Normalstrafmaß construiren? Wir meinen: nein, und glauben alle derartigen Versuche als ein verfehltes „Schematisiren" bezeichnen zu müssen. Der Gegensatz davon ist das „Individualisiren", womit wir ein Schlagwort gebrauchen, das heut zu Tage überall da, wo von Strafzumessung und Strafvollstreckung die Rede ist, eine große Rolle spielt. Die Strafe und deren Vollziehung sollen dem concreten Falle und der Individualität des Verbrechers angemessen sein — gewiß an sich ein sehr erstrebenswerthes Ziel. Wir möchten aber dafür halten, daß bei den bestehenden weiten Strafrahmen weder ein Schematisiren, noch ein reines Individualisiren hinsichtlich der Strafzumessung das Richtige sei. Mit jenem verfällt man in eine bloße Rechnerei, welche dem Strafrecht ganz fremd sein muß, mit dieser, wenn nicht bestimmte anerkannte Principien zur Seite stehen, nur zu leicht in eine regellose Willkür. Je mehr Unterabtheilungen der einzelnen Verbrechensarten unser Strafgesetzbuch hat fallen lassen, durch welche frühere Gesetzgebungen bewußter Weise einer übertriebenen Ausdehnung des richterlichen Ermessens entgegenwirkten, und je mehr unser Strafgesetzbuch darauf verzichtet hat, Strafzumessungsgründe zu fixiren, um so mehr muß dem Geiste des Gesetzbuches nachgeforscht werden, damit aus ihm selbst Grundsätze für die Strafzumessung gewonnen werden können.

Man wird sich bei jeder einzelnen Strafsatzung zu fragen haben, wogegen sich dieselbe richte, welche Rechte sie schützen solle. So wird beispielsweise beim Diebstahl der Eingriff in

Digitized by Google

fremdes Eigenthum und in fremden Besitz bestraft. Beide Momente laufen nebeneinander her und es kommen deshalb der Werth des gestohlenen Gutes und die Sicherung desselben gegen Eingriffe Dritter für die Strafzumessung vorzugsweise in Betracht. Indem der Gesetzgeber aber den mittels Einbruchs oder Einsteigens oder mittels Erbrechens von Behältnissen im Innern der Gebäude begangenen Diebstahl als sog. schweren bereits ausgesondert hat, scheiden diese Arten der Sicherung des Besitzes auch für unsere Betrachtung des einfachen Diebstahles aus, so daß hier als zweites Moment — neben der Eigenthumsverletzung — nur diejenigen Verwahrungsmittel zu berücksichtigen bleiben, bei denen ein Erbrechen u. s. w. nicht stattfindet. Von diesen aber wird man die Verwahrung am eigenen Körper für eine besonders sorgfältige und deshalb den Taschendiebstahl für besonders strafbar erachten müssen. Man wird ferner die Aufbewahrung von Gegenständen im Hause oder im Hofe — auch wenn jenes nicht verschlossen und dieser nicht umschlossen war — derjenigen im offenen Garten oder gar im freien Felde entgegen zu stellen haben. Man wird noch weiter abstufen können, je nachdem die Verwahrung stattfindet in einem für Jedermann passirbaren Hausflur oder in einer nur auf ein „Herein" zu betretenden Stube, dann ferner ob der Gegenstand frei umherlag, oder ob er sich in einem wenn auch unverschlossenen Schranke befand.

Man könnte dieser Ansicht, welche die Strafbarkeit des Diebes nach der mehr oder minder sicheren Aufbewahrung des Diebstahlsobjectes steigert oder mindert, den Umstand entgegen halten, daß manche Gesetzgebungen gerade den Diebstahl härter bestraften, welcher an Gegenständen begangen wurde, bei denen der Natur der Sache nach eine hinreichend sichere Verwahrung nicht stattfinden kann, so z. B. an Feldgeräthen. Solche Strafsatzungen mögen durch die obwaltenden Verhältnisse gerechtfertigt sein, doch ist das kein Argument dagegen, daß da, wo positive gesetzgeberische Bestimmungen fehlen, der innern Natur des Diebstahls nach die Strafbarkeit sich im Allgemeinen erhöhen muß, wenn die Verwahrung eine sorgsame war und sie nur einer besonders großen Energie und Keckheit des Diebes gegenüber nicht ausreichte.

Zu den beiden specifischen Momenten, die bei der Abmessung der Diebstahlsfrage jedenfalls berücksichtigt werden müssen, können aber noch andere hinzutreten. Nach der einen Richtung hat man die mildernden, nach der anderen die erschwerenden Umstände aufzusuchen und festzustellen. In welcher Weise gewisse, außerhalb des einzelnen Verbrechensbegriffes liegende Umstände mildernd wirken können, sahen wir bereits oben; erachtet man sie für so bedeutend, daß sie eine außerordentliche Berücksichtigung verdienen, dann muß das für den Fall mildernder Umstände etwa zugelassene außerordentliche Strafmaß gewählt werden, gibt es aber ein solches nicht — wie z. B. beim einfachen Diebstahl — so müssen auch jene Momente innerhalb des gegebenen Strafrahmens Berücksichtigung finden, derartig, daß die in Hinsicht auf den Werth des gestohlenen Gegenstandes und die Sicherheit seiner Verwahrung für angemessen erachtete Strafe herabgemindert wird. Bleiben wir aber bei dem gewählten Beispiele des Diebstahls stehen, so läßt sich zeigen, daß manche strafmildernde Umstände vorkommen können, welche zwar mit dem speciellen Verbrechen selbst in Zusammenhang stehen, dennoch aber nicht begrifflich nothwendig Berücksichtigung finden müssen, wie der Werth und die Aufbewahrung des gestohlenen Gegenstandes. Dahin gehört das Motiv beim Diebstahl, falls dieses ausnahmsweise nicht Gewinnsucht sein sollte, wie in dem bekannten Schulbeispiele des heil. Crispin, der das Leder stahl, um den Armen Schuhe daraus zu machen. Ohne daß die gewinnsüchtige Absicht zum Begriffe des Diebstahls gehört, liegt dieselbe dennoch so regelmäßig bei diesem Vergehen vor, daß jedes andere Motiv als strafmildernd erscheint, während das Vorhandensein der gewinnsüchtigen Absicht bei der Strafabmessung gewöhnlich nicht weiter in Betracht zu ziehen ist. Ausnahmsweise kann dieses zwar der Fall sein, denn indem wir uns nach einigen besonders strafmehrenden Momenten umsehen, kann uns nicht entgehen, daß die Gewinnsucht unter Umständen hier Berücksichtigung verdient, nämlich dann, wenn sie so intensiv auftritt, daß sie sich als Gewerbsmäßigkeit charakterisirt. Daran schließt sich die verwandte Erscheinung der Gewohnheitsmäßigkeit und der Rückfälligkeit, die — wie manche Specialbestimmungen des Strafgesetzbuches klar darthun — im Sinne desselben als strafmehrende Umstände angesehen werden müssen. Auch das Vorliegen eines besonderen Vertrauensbruches ist dazu zu zählen, denn wenn auch das Bestehen einer allerdings ein gewisses gegenseitiges Vertrauen bedingenden häuslichen Gemeinschaft beim Diebstahl von kleineren Sachen unbedeutenden Werthes strafmildernd wirken mag, wie hier die Strafverfolgung überhaupt vom Antrage abhängig gemacht ist, so zeigt doch namentlich die für die Unterschlagung angedrohte Strafe, daß der Vertrauensbruch im Allgemeinen als erschwerend angesehen werden muß.

Faßt man alle denkbaren Nüancen des Falles in's Auge, so beim Diebstahle das Schwanken des Werthes des gestohlenen Gegenstandes von 1 Pfennig bis 100,000 Mark und mehr, die hunderte von verschiedenen Arten der Verwahrung, die strafmildernden und strafmehrenden, subjectiven und objectiven, mit dem Diebstahlsbegriffe in Zusammenhang oder nicht in Zusammenhang stehenden Momente mannichfaltigster Art, so muß man gestehen, daß die Abstufung der Strafe von 1 bis 1826 Tagen Gefängniß an sich nicht zu weitgehend ist, ja man würde diesen allerdings sehr variabelen Maßstab vielleicht selbst dann nicht einmal für zu weitgehend halten dürfen, wenn nur der Werth des Objectes auf die Strafzumessung Einfluß zu üben geeignet wäre. Andererseits aber muß man zugeben, daß die Abwägung der Strafe trotz eines überlegten Procedirens, das sich von einem lediglich auf dem Gefühle beruhenden Ermessen wesentlich unterscheidet, außerordentlich schwankend ist. Die Strafrechtsdisciplin ist keine exacte Wissenschaft und insbesondere lassen sich die Strafzumessungsgründe nicht „messen oder wägen".

Dem gegenüber taucht schließlich die Frage auf, ob sich nicht Mittel finden lassen, um eine größere Einheit in der Bestimmung der Strafen zu sichern.

Kann nicht das Gesetz in weiterem Umfange, als es bisher geschehen, dem Richter das Individualisiren hinsichtlich der Strafzumessung abnehmen? Ein gewisses Individualisiren findet im Strafgesetzbuch bereits statt, so bezüglich der Eigenthümlichkeit des Falles, wenn der mittels Einbruchs verübte Diebstahl als schwerer vom einfachen Diebstahle abgesondert wird, oder bezüglich der Person des Verbrechers, wenn bei der Blutschande gegen den Ascendenten eine ungleich schwerere Strafe angedroht wird, als gegen den Descendenten. Das sind aber nur Ausnahmen, welche stattfinden können, weil die gedachten beiden Punkte sich in außergewöhnlicher Schärfe abheben. Weit kann der Gesetzgeber im Individualisiren nicht gehen, vielmehr scheint ihm eine natürliche Schranke gezogen zu sein. „Das Individuum," sagt ein östreichischer Criminalist, „verhält sich wie der Mittelpunkt zahlreicher concentrischer Kreise. Der äußerste Kreis stellt den allgemein menschlichen Charakter dar, der zunächst gezogene den nationalen Charakter, der folgende den durch die gesellschaftlichen, wirthschaftlichen und beruflichen Verhältnisse ausgeprägten Charakter, der engere den Familiencharakter, der engste Kreis die Individualität des angeborenen Naturells, der leiblich-geistigen Organisation. Die Gesetzgebung kann von ihrem allgemeinen Standpunkte aus im glücklichen Wurfe höchstens die drei weitesten Kreise treffen. Die Berücksichtigung der Einflüsse der engeren Lebenskreise, welche in den individuellen Charakter, die Verschuldung und die Strafbarkeit des Einzelnen eingreifen, vermag nur das Individualisiren des Richters und des Strafvollstreckers, und auch dieses nur annäherungsweise zu erreichen."

Das Reichsstrafgesetzbuch hat bewußter Weise manche Schranken, welche das Individualisiren früherer Landesstrafgesetzbücher dem richterlichen Ermessen gezogen hatte, nieder-

Digitized by Google

gerissen. So pflegten ehemals beispielsweise namentlich auch Unterabtheilungen des Diebstahls aufgestellt zu werden, doch hat man dieselben mit Recht fallen lassen und nur die Gegensätze des einfachen und schweren Diebstahls aufrecht erhalten, weil denjenigen Umständen, welche der Gesetzgeber als derartig erschwerend ansah, daß sie ein bestimmtes Strafminimum — von einer Woche oder einem Monate Gefängniß — erforderten, in den einzelnen concreten Fällen so viele Milderungsgründe gegenüberstehen können, daß sich die gesetzten Strafminima nicht billigen lassen. Um es noch einmal zu wiederholen: es werden nur wenige Merkmale von so significanter Bedeutung beim Diebstahle aufgefunden werden können, wie das Einbrechen und Einsteigen. Läge es doch sonst nahe genug, bei jenem Vergehen auch dessen andere Seite als ein Moment hinzustellen, das bei einem gewissen Höhengrade den Diebstahl als „schweren" erscheinen lasse. Der Werthsunterschied ist aber ein fließender und ist es deshalb unseres Erachtens nicht gerechtfertigt, den Diebstahl, weil derselbe einen Gegenstand von bestimmtem Werthe — etwa über 10,000 Mark — betraf, mit Zuchthaus, statt mit Gefängniß zu belegen.

Aehnlich steht es mit der Individualisirung rücksichtlich des Subjectes des Thäters. Die Anführung eines frappanten Falles mag genügen. Auf den ersten Blick erscheint das Vergehen des Ehebruchs dazu angethan, daß die Strafsatzungen selbst bezüglich der handelnden Personen unterschieden und den verheiratheten Theil schärfer als den unverheiratheten bedrohten. Dennoch hat das Gesetz von einer derartigen Individualisirung Abstand genommen, und — wie wir meinen — mit Recht, denn, wenn auch im Allgemeinen die größere Strafwürdigkeit auf Seiten des Verheiratheten sein wird, so gestaltet sich doch der specielle Fall häufig genug so, daß die größere Schuld den unverheiratheten Verführer trifft.

So wird man an dem Princip des Strafgesetzbuches festhalten und dafür erachten müssen, daß die bessernde Hand nur an Einzelheiten anzulegen sei.

Wünschenswerth erscheint namentlich eine weitergehende Einführung der sog. mildernden Umstände, wodurch wenigstens ein Schritt zur Erreichung einer gleichmäßigen, materiellen Strafverhängung gethan sein würde. Bei einer nächsten Revision des Reichsstrafgesetzbuches wird zu untersuchen sein, ob nicht die Eigenthümlichkeit einzelner Delicte die Aufstellung eines zur Zeit fehlenden Strafminimums oder die Streichung der jetzt etwa noch zugelassenen Geldstrafe rechtfertigen würde, derartig, daß nur im Falle mildernder Umstände das Hinuntergehen unter das Minimum oder die Verhängung einer Geldstrafe gestattet wäre — mit anderen Worten, ob nicht das durch die Novelle bereits eingeschlagene Verfahren auszudehnen sei. Die Natur mancher Verbrechen steht dem, wie zugegeben werden muß, entschieden entgegen, so z. B. diejenige des Diebstahls, denn die mögliche Geringfügigkeit des Objects und Mangelhaftigkeit der Verwahrung rechtfertigen häufig genug eine nur eintägige Gefängnißstrafe; die Satzung eines etwa vierzehntägigen Strafminimums, unter welches nur beim Vorliegen mildernder Umstände hinunter gegangen werden dürfte, würde deshalb bei der oben dargelegten Bedeutung derselben entschieden zu mißbilligen sein.

Während aber ein weiteres Eingehen auf die anzustrebenden Reformen hier zu weit führen würde, mag noch Erwähnung finden, daß eine Besserung von der ausdrücklichen Vorschrift der Reichsstrafproceßordnung zu erwarten steht, wonach in den Urtheilsgründen in Zukunft diejenigen Umstände angeführt werden sollen, welche für die Zumessung der Strafe bestimmend gewesen sind. Der größte uud sicherste Erfolg wird aber von einer fortschreitenden, wissenschaftlichen Durchdringung des Strafrechts zu erhoffen sein. Dazu wird voraussichtlich das neue Verfahren führen, indem dasselbe den Berufsrichter mehr, als ihm lieb sein wird, mit der Strafrechtspflege beschäftigt. Jedoch nicht nur dadurch wird er zu einem tiefern Eindringen in das Strafgesetzbuch geführt werden, sondern namentlich auch durch den Umstand, daß es wesentlich seine Aufgabe sein wird, den an seiner Seite als gleichberechtigte Richter mitwirkenden Schöffen die richtigen Gesichtspunkte klar zu legen. Das aber ist durchaus nothwendig, denn die Strafzumessung ist eine Sache, die nicht blos allgemeine Bildung und einen gesunden Menschenverstand erfordert, sondern sie verlangt gleichzeitig einen Schatz von criminalistischer Erfahrung und je mehr dieser fehlt und bei jüngern Berufsrichtern noch fehlen muß, ein wissenschaftliches Eindringen in den Geist des Reichsstrafgesetzbuches.

Literatur und Kunst.

Karl Gutzkows neueste Streitschrift.

I.

Die neueste kleine Schrift von Karl Gutzkow, „Dionysius Longinus oder über den ästhetischen Schwulst in der neueren deutschen Literatur"*), hat viel Staub aufgewirbelt. Und das ist ganz natürlich: wenn die Widersacher auf der Straße ihren Streit ausmachen und dabei die Stimme lauter erheben, als es sonst üblich ist, so bleiben die Leute stehen.

Gutzkow hat sein ganzes Leben lang gekämpft; er könnte mit derselben Berechtigung wie Beaumarchais das Wort, welches Voltaire Mahomed in den Mund legt, „ma vie est un combat", als Devise auf seine Werke setzen. Er hat in diesem Ringen und Kämpfen echte Männertugenden bewährt: Muth, Unerschrockenheit, Tapferkeit; er hat nie mit dem Niedrigen und Gemeinen pactirt und ist unbekümmert um den Beifall oder das Mißfallen immer mit voller Entschiedenheit für Das eingetreten, was er für das Rechte und Wahre gehalten hat. Die Sympathie, die der hochbedeutende Mann auch in seinem polemischen Auftreten verdient, hat allerdings bisweilen durch seine Kampfesweise Einbuße erlitten; die Schroffheit und Unduldsamkeit in seinem Agiren, die an sich auf edle Motive zurückzuführen sind, haben die Reihen seiner Freunde gelichtet und die Schaar seiner Feinde vermehrt. In seiner neuen Schrift sagt er einmal, daß er zu den wenigen Autoren gehöre, die wirklich noch kritisirt würden. Das ist richtig; er gehört aber auch zu den wenigen Autoren, die selbst erbarmungslos kritisiren. Es ist in der That ein gewisser kritischer Sport geworden, Gutzkow immer nur dann zu nennen, wenn man ihm gleichzeitig etwas am Zeuge zu flicken hat. Ist sein Beginnen nicht immer allzu liebreich gewesen, so hat er sich auch über eine zu nachsichtige und wohlwollende Behandlung von Seiten der Oeffentlichkeit sicherlich nicht zu beklagen gehabt. Schließlich ist es dahin gekommen, daß in der öffentlichen Würdigung vor den tausend kleinen Nörgeleien an Gutzkow die außerordentliche Bedeutung des Mannes immer mehr zurückgewichen ist. Man hat ihn dargestellt als einen unwirrschen Gesellen, als einen literarischen Krakehler, der von einer lächerlichen Großmannssucht heimgesucht sei, hat dabei aber geflissentlich übersehen, daß dieser Mann nebenbei Dramen wie „Uriel Acosta" und Romane wie „Die Ritter vom Geiste" und „Der Zauberer von Rom" geschrieben hat, also Werke, die zum geistig Bedeutendsten, wenn auch nicht immer Ausgeglichensten gehören, was unsere neuere Literatur aufzuweisen hat.

In Folge aller dieser Verhältnisse hat eine starke Erbitterung in Gutzkow Platz gegriffen und in seiner neuesten Schrift sogar die Oberhand gewonnen — eine trübe, menschenfeindliche Stimmung, der er nur zu oft Ausdruck gegeben hat. Er ärgert sich über Dinge und Personen, die weit unter ihm stehen sollten; und es ist nicht weise von ihm gehandelt, daß er seinen Verdruß über allerlei Bagatellen öffentlich ausspricht. Die neueste Schrift, „Dionysius Longinus", ist von dieser Mißstimmung ganz durchtränkt. Sie ist bitter wie Galle und Wermuth; aber diesmal gilt sein Verdruß zum Glück doch würdigeren Objecten als dem

*) Stuttgart 1878, Verlag von Emil Gutzkow.

Digitized by Google

Staßfurter Salz und der Trottoirkrankheit; es gilt einem literarischen Ehrenhandel, bei dem Gutzkow einige sehr wichtige Fragen der Literatur heranzieht. Schon deshalb kann die kleine Schrift, abgesehen von dem Interesse, das der Autor und seine Gegner einflößen, nicht mit Stillschweigen übergangen werden. Ich füge gleich hinzu — und das mag meinen Standpunkt zu der Schrift bezeichnen —, daß mir das Sachliche nicht nur viel erquicklicher, sondern auch viel erheblicher und bedeutender erscheint als das Persönliche, das Gutzkow in „Dionysius Longinus" stark berührt hat.

Die Veranlassung zu dieser Schrift ist folgende: Vor etwa einem Jahre erschien eine Biographie Friedrich Hebbels von Emil Kuh.*) In dieser Biographie wird Gutzkow einige siebzig Mal erwähnt und fast immer in einer unliebsamen Weise, bisweilen sogar mit offenbarer Gehässigkeit. Gutzkow hat erwartet, daß die Kritik für ihn eintreten und gegen die Angriffe, die er in jenem Buche erfahren hat, protestiren würde. Das ist nicht geschehen. Als nun am Ende des vorigen Jahres in der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" eine durch fünf Nummern gehende Besprechung der Hebbelbiographie aus der Feder von Adolf Stern erschien, in welcher der Referent dem Werke die größte Anerkennung zollte, ohne das Verhältniß zwischen Hebbel und Gutzkow näher zu berühren, und ohne den überlebenden Dichter gegen die Angriffe von Seiten des todten Dichters und des Biographen in Schutz zu nehmen — da reifte in Gutzkow der Entschluß, nunmehr seine Vertheidigung selbst in die Hand zu nehmen; und diese Schrift, die zunächst eine Vertheidigungsschrift sein sollte, aber unter der Hand zu einer starken Anklageschrift sich verwandelt hat, ist eben „Dionysius Longinus".

Gutzkow hat fast ein Jahr vergehen lassen, bevor er mit seiner Schrift hervorgetreten ist. Er scheint also das bekannte Wort, das, wenn ich nicht irre, von Chamfort herrührt: „Rache ist eine Speise, die nur dann bekommt, wenn sie kalt genossen wird," haben beherzigen zu wollen. Aber die Zeit hat sein heißes Blut nicht gekühlt. Die Schrift ist von einer Leidenschaftlichkeit, die in unserer Literatur zu einer Seltenheit geworden ist.

Hebbel und Gutzkow haben zeitlebens in einem unfreundlichen Verkehr mit einander gestanden; äußerlich kam wohl ab und zu eine Art von gleichgültigem Nebeneinandergehen zu Stande, aber die tiefinnerliche Antipathie bildete eine unüberwindliche Kluft zwischen den Beiden. Die Beiden erinnern an das schöne Lied: „Zwei Löwen gingen einst selbstand'."

Die erste Schuld ist entschieden von Hebbel begangen worden. Denn wenn Gutzkow auch von Hebbel von vornherein einen sehr unangenehmen Eindruck empfangen hatte, so erkannte er doch auch auf der Stelle, daß er hier einem förderungswerthen Talente gegenüber stand; und das Erste, was die Biographie selbst über das Verhältniß der Beiden berichtet, ist ein freundliches Entgegenkommen Gutzkows und ein durchaus mangelhaftes Reagiren darauf von Seiten Hebbels. Hebbel hatte seine ersten lyrischen Dichtungen dem Verleger Campe in Hamburg angeboten. Gutzkow redigirte damals, 1838, den im Verlage von Campe erscheinenden „Telegraphen". Die Gedichte des Anfängers wurden dem Redacteur zur Beurtheilung unterbreitet, und Gutzkow äußerte sich darüber in der allerfreundlichsten Weise. „Die Gedichte von Hebbel haben mich innig und warm angesprochen," schrieb er an Campe, „es weht in ihnen ein echt dichterisches Gemüth, zarte Empfindung und ein naiver, sinniger Humor, der niemals die Sentimentalität in's nasse Extrem ausarten läßt. Und dennoch, erschienen die Gedichte, ich zweifle ob sie sich Bahn brechen würden. Unsre Kritik ist so wenig organisirt und so sehr in den Händen der Mittelmäßigkeit, daß sie das Reizende, wenn es bescheiden ist, entweder nicht aufsucht oder nicht versteht." Er ertheilt in Folge dessen dem Dichter den sehr praktischen und beherzigenswerthen Rath, einzelne der Gedichte zunächst in verschiedenen angesehenen Zeitschriften zu veröffentlichen; er selbst wolle im „Telegraphen" damit den Anfang machen und nachdrücklich auf den Verfasser verweisen; dann, meint Gutzkow, würde sich ein besseres Resultat erzielen lassen. „Theilen Sie Herrn Hebbel diese Ansicht mit," heißt es weiter. „Die Wärme seines Gemüths hat mich zu seinem Freunde gemacht; aber ich kenne unser gespreiztes Zeitalter, unsre falschen Theorien, die indifferente Kritik und das gänzlich schlummernde Publicum und möchte nicht, daß er mit seinem Hölty verwandten Herzen unverstanden an der Masse vorüberzöge."

Das ist doch wahrhaftig echt freundschaftlich und kameradschaftlich gesprochen und gehandelt! Hebbel wies mit einem Stolze, zu dem ihn doch nichts berechtigte, die dargebotene Freundeshand zurück. „Er zweifelte stark," sagt Kuh, „ob Gutzkow ein Gedicht zu würdigen im Stande sei." Das ist geradezu kindisch. Der Anfänger Hebbel bestreitet Gutzkow die Competenz! Er antwortete Gutzkow nicht einmal mit einem Worte, er hatte für die herzliche Collegialität, welche Gutzkow an den Tag gelegt hatte, ganz und gar kein Verständniß. Kuh sucht das zu erklären. Ich muß offen gestehen, daß ich diese Erklärung nicht sehr glücklich finde und in diesem Punkte Gutzkows erzürnte Entgegnung vollkommen begreife. Kuh sagt:

„Hebbels Natur und geistige Ziele wichen von Gutzkows Wesen und Bestrebungen, wenn nicht in Allem, so doch in allem Entscheidenden ab. Hebbel wollte Geld verdienen auf die ihm allein angemessene Weise, mit dem, was er in heiligen Augenblicken aus sich geboren; denn mit schriftstellerischen Arbeiten, welche Publicum und Buchhändler begehrten und bezahlten, konnte er es nicht. Er wollte sich Geltung verschaffen in der Literatur, aber nicht auf dem Wege kameradschaftlicher Verbindungen, welche den Stempel des Eigennutzes und der Selbstsucht tragen. Das Eine glückte ihm nicht, das Andere verschmähte er. Der weltläufige Sinn wird es ihm übel nehmen, vielleicht den härtesten Vorwurf gegen ihn erheben, daß er sich lieber von einem Mädchen, die selbst nicht viel hatte, und der er außerdem nur von Herzen zugethan, nicht in Liebe verbunden war, Jahre lang unterstützen ließ, als sich die Finger schwielig zu schreiben, wie so mancher nicht verächtliche Arbeitsmann mit der Feder."

Auf das Verhältniß, das Kuh zuletzt andeutet, will ich hier nicht näher eingehen; es ist recht unerquicklich, und nicht nur der „weltläufige Sinn", nicht nur pharisäische Moralhuberei lehnen sich hier gegen Hebbel auf, sondern auch das einfachste Reinlichkeits- und Anstandsgefühl. Die wohllautenden Phrasen können den garstigen Inhalt nicht übertönen. Es ist eine Lächerlichkeit, für den Dichter eine Ausnahmestellung in Betreff des Sittlichen und Schicklichen zu prätendiren. Die Gesellschaft darf vom Dichter gerade so gut wie von jedem andern Menschen verlangen, daß er sich auf redliche Weise nährt. Wenn er nicht so schreiben kann und mag, wie es dem Publicum gefällt, wenn er nicht im Stande ist, sich mit seiner Feder seinen Unterhalt zu begründen, so bebaue er meinethalben den Acker wie Burns oder flicke Schuhe wie Hans Sachs; aber er betreibe irgend ein reinliches Handwerk! Die Schriftstellerei hat neben dem Künstlerischen entsetzlich viel Handwerksmäßiges. Gutzkow hat die Zeitungen sicherlich auch nicht aus „innerem Drange" redigirt, sondern um sich und seine Familie zu ernähren. Der „Unterstützte", der unter den bequemen Bedingungen eines poetisch weltverachtenden „Far niente" darauf wartet, bis sich ihm die Muse naht, hat wahrlich auch nicht die geringste Berechtigung, auf den wackern „Arbeitsmann mit der Feder" herabzublicken, der sich die Finger schwielig schreibt.

Bis dahin hatten sich Gutzkow und Hebbel persönlich noch nicht kennen gelernt. Hebbel hatte die Gedichte, die Gutzkow befürwortet hatte, von seinem damaligen Aufenthalte, München, aus geschickt. Inzwischen war Hebbel 1839 nach Hamburg zurückgekehrt und war kurz nach seiner Ankunft in einer Conditorei am Alsterbassin mit Gutzkow zusammengetroffen. Auch diesmal zeigte sich Gutzkow, wie wir dem Biographen selbst entnehmen, dem jüngeren und weniger berühmten Collegen gegenüber in jeder Weise freundlich und zuvorkommend. Kuh erzählt:

*) Wien 1877, Wilhelm Braumüller, 2 Bände von zusammen 1320 Seiten.

Digitized by Google

„Gutzkow hatte sich theilnehmend nach Hebbels Studien erkundigt, sich über München allerlei erzählen lassen und manches literarische Thema besprochen, wobei sich zu Hebbels Befriedigung vielfach eine Uebereinstimmung der beiderseitigen Ansichten ergab. Ein Zeuge dieser ersten Unterredung meinte, daß er Gutzkow noch nie so unbefangen und zuthunlich gesehen und daß Hebbel alle Ursache habe, mit der Art, wie dessen Beziehungen zu dem einflußreichen Schriftsteller angeknüpft worden, vollauf zufrieden zu sein. Gutzkow lud ihn ein, ihn zu besuchen und sowohl für sein „Jahrbuch" als auch für den „Telegraphen" Beiträge zu liefern.

Gleichwohl ging Hebbel nicht ohne Vorsicht in das Verhältniß zu Gutzkow hinein .... Er vermochte sein Mißtrauen gegen diesen Autor nicht zu verwinden. Aengstlich überwachte er seine eigenen Schritte in dem Verkehr mit Gutzkow, ja nach dem ersten und zweiten Besuch bei ihm, brachte er die empfangenen Eindrücke sorgsam zu Papier, als ob es sich um nöthigenfalls einmal zu verwerthende Proceßacten handeln würde. „Gutzkow hat mich allerdings sehr freundlich aufgenommen," lautet eine böse Tagebuchnotiz, „aber wer sagt mir, daß es aus wirklicher Herzlichkeit geschah? ... In allen diesen Leuten liegt keine Wahrheit, darum glauben sie auch an keine. Sie ekeln mich an."

Nach solchen Aufzeichnungen ist es doch geradezu unerklärlich, wenn Kuh wieder ein paar Seiten später niederschreiben kann: „Hebbel hatte den besten Willen mit Gutzkow im Einvernehmen zu leben." Er hat diesen Willen thatsächlich nie besessen und Alles, was Kuh uns von Hebbels Aeußerungen über Gutzkow mittheilt, ist dem Mißtrauen, der unfreundlichsten Gesinnung, der Ueberhebung entsprungen. Das steigert sich mit der Zeit geradezu zum Verfolgungswahnsinn. Daß Hebbels Stücke nicht am Burgtheater aufgeführt werden, dahinter stecken die infamen „Jungdeutschen", dahinter steckt Gutzkow!*) Mit Hebbels bedeutenderen Werken und seinen gesteigerten Erfolgen schwillt sein Selbstgefühl immer höher auf; und nach seiner Auffassung gibt es schließlich nur einen Dichter in Deutschland, das ist er selbst.

„Geben Sie mir eine Bude," sagt er einmal zu einem Freunde, „pressen Sie Menschen dafür, wie sie auf der Straße gehen und stehen, und lassen Sie drei Stücke aufführen, Nummer Eins von Gutzkow, Nummer Zwei von Laube und erst Nummer Drei von mir — wenn ich trotzdem, daß die Leute müde sind, nicht dennoch gewinne, so soll der Henker, der draußen mit dem Beile passen mag, mir den Kopf herunterschlagen ... Das klingt außerordentlich stark, aber es ist meine innerste Ueberzeugung, soll jedoch nicht für meine Kraft, sondern für die Ohnmacht jener Andern Zeugniß ablegen."

In einer Tagebuchnotiz aus dem Jahre 1846 schreibt Hebbel von Gutzkow: „Gegen keinen Menschen, der sich in der laufenden Literatur neben mir bewegt, habe ich eine so große Abneigung wie gegen Karl Gutzkow und gegen keinen Menschen möchte ich darum lieber gerecht sein." Der erste Satz ist unbestreitbar richtig, der in dem zweiten Satze ausgesprochene Wunsch ist leider unerfüllt geblieben. Ich bemerke übrigens bei diesem Anlaß, daß Gutzkow im „Longinus" diesen Passus nicht ganz richtig citirt. Gutzkow schreibt Hebbel das Wort zu: „Ich hasse keinen Menschen so wie Karl Gutzkow", — was dem Wesen nach wohl richtig, aber dem Wortlaute nach nicht ganz genau ist.

II.

Wenn man also das Verhältniß zwischen den beiden Schriftstellern, wie es von dem liebevollen Biographen Hebbels, von Kuh, selbst geschildert ist, resumirt, so wird man zu dem Schlusse gelangen müssen, daß Hebbeln entschieden die größere Schuld dafür beizulegen, wenn jenes Verhältniß ein so durchaus unerquickliches geworden und geblieben ist. Gutzkow ist dem Anfänger theilnehmend und warm entgegengekommen, Hebbel hat sich kalt von ihm abgewandt und ihm sein Leben lang eine mißgünstige Gesinnung bewahrt, die allerdings von Gutzkow sehr bald und voll und ganz erwidert worden ist.

*) II. 275.

Gutzkow gibt zu*), daß Hebbel gleich beim ersten Eindruck auf ihn in der „unangenehmsten Weise" gewirkt habe. Hebbels ganzes Wesen und Wirken mißfiel Gutzkow auf's Aeußerste, wenn er auch das Talent des damals jugendlichen Dichters willig anerkannte. Dem fleißigen, ein schweres Schriftstellerleben führenden Manne, dem der Umgang mit geistig Bedeutenden ein Bedürfniß war, konnte es nicht zusagen, daß Hebbel mit unberechtigter Vornehmheit auf die handwerksmäßige Schriftstellerei herabblickte, daß dieser nicht ganz saubere Unterstützungen als eine geringere Entweihung des Schriftstellerberufes betrachtete, als die geistige Frohnarbeit des Redigirens, Corrigirens, Referirens ꝛc., daß Hebbel an dem Umgang mit untergeordneten Geistern, die ihn blindlings bewunderten, ein größeres Gefallen fand als am Verkehr mit den kühler urtheilenden gleichberechtigten. Trotz dieses Zwiespaltes hat Gutzkow, so viel mir wenigstens bekannt ist, gegen Hebbel zeitlebens nichts Feindseliges unternommen. Seine Kritik über Hebbels „Judith" mag des eitlen Dichters Erwartungen nicht entsprochen haben, aber soweit Kuh dieselbe mittheilt, erscheint sie durchaus gerecht und kann keinesfalls als ein Act persönlicher Gehässigkeit aufgefaßt werden.

Hebbel machte aus seinem Groll gegen Gutzkow kein Hehl und beging einen ähnlichen Fehler, wie ihn Gutzkow jetzt begeht: er schrieb es auf; und Emil Kuh, der sich dem Hebbelcultus mit einem orthodoxen Fanatismus ergeben hatte, ließ es in seiner Biographie drucken.

Aus den vorstehenden Auszügen wird man schon erkannt haben, daß diese gehässigen Aeußerungen bisweilen das Aeußerste erreichen. Noch verschärft wirken diese Hebbel'schen Schroffheiten durch den Commentar, den Emil Kuh beigegeben hat. Wie schon bemerkt, kommt der Name Gutzkow auf einigen siebzig Seiten vor und mit zwei oder drei Ausnahmen, die eine gelinde, mühsam abgerungene und unvermeidliche Anerkennung des Schriftstellers enthalten, sind alle im unfreundlichsten, ja feindseligen Sinne abgefaßt. Kuh ist in den Fehler vieler Biographen verfallen, die für die leuchtenden Vorzüge des Helden, der sie begeistert, immer eine dunkle Folie brauchen, Hebbels flimmernde Gestalt erstrahlt in der Kuh'schen Biographie immer auf dem dunklen Hintergrunde von Gutzkows Unbedeutendheit und Unechtheit. Das ist ein ewiges Abwägen der Verdienste der Beiden miteinander, ein beständiges Hinaufschrauben des Einen und gleichzeitiges Herabdrücken des Andern, das den Leser ganz nervös macht! Auf dem Piedestal, zu dem Kuh hinaufblickt, hat ja nur Einer Platz, und da Hebbel zu dessen Schmucke bestimmt ist, muß Gutzkow herabgeworfen werden. „Maria Magdalena" kann nur dann bestehen, wenn vorher „Uriel Acosta" in Stücke geschlagen wird. Gutzkow darf kein Dichter sein — Hebbel ist es ja!

Die abgeschmackte, gar nicht zu beantwortende Frage: „Wer ist ein Dichter"? wird immer wieder und wieder erörtert, und Kuh empfindet eine gewisse schadenfrohe Befriedigung dabei, Gutzkow von der auserlesenen Schaar der echten Apollopriester auszuschließen. Er citirt mit Wohlbehagen eine Kritik, in der er auf „den nicht vollen Dichter in Gutzkow" hingedeutet hatte. „Freilich," fährt er fort, „war dies Gutzkows wundeste Stelle. Denn die Kette eines unberechtigten Dichterehrgeizes schleppte er bis in sein Alter hinein und noch bei seinem letzten Athemzuge wird diese Kette rasseln."

Nebenbei bemerkt citirt Gutzkow wiederum nicht ganz wörtlich im „Longinus"; er läßt Kuh sagen, „daß an Gutzkows Sterbebette die Kette rasseln werde und daß er eigentlich nie ein vollkommener Dichter gewesen sei." „An meinem Sterbebette!" fügt er hinzu. „In welcher Literatur kommt dergleichen Gemeinheit vor?" Er hat das volle Recht dazu, sich in die Brust zu werfen und „anch' io!" auszurufen. Er darf sagen: „Wenn ich schuf, habe ich meine Brust so gut wie Lenau und Platen in irdisches Morgenroth getaucht und meine Seele in meine Gebilde überströmen lassen. Wer „Dankmars Weiherede" in den „Rittern vom Geiste" schrieb, kann kein Undichter sein."

*) Longinus S. 20.

Digitized by Google

Er hätte sich zur Erhärtung dieses Ausspruchs mit begründetem Selbstbewußtsein auch noch auf mancherlei Anderes berufen können, auf mehr als eine Seite in den „Rittern vom Geiste", im „Zauberer von Rom" und in „Uriel Acosta". Es ist geradezu beschämend für uns, daß die Frage, ob der Mann, der diese Werke geschaffen, auf jenen Ehrentitel einen Anspruch habe, der jedem der mittelmäßigsten Lyriker ohne Widerspruch ertheilt wird, überhaupt aufgeworfen und discutirt werden kann!

Gutzkows Grimm gegen diese Biographie ist sehr erklärlich. Dieser Grimm ist ebenfalls extrem und sucht nicht nach milden Ausdrücken. Gutzkow hätte ohne Schaden und mit vielem Nutzen manches tödtlich verletzende Wort, das tief in die Ehre des von ihm Angegriffenen schneidet, tilgen oder zum mindesten mildern können. Aber selbst diese Maßlosigkeiten im Ausdruck — er nennt einen seiner Gegner unter Anderm „einen von Frauenzimmern aufgepäppelten Schürzenstipendiaten" — würde man dem schwer Beleidigten und Gereizten nachgesehen haben, wenn seine Schrift sich ausschließlich oder wenigstens vornehmlich gegen Hebbel, den Urheber der Beleidigung, und gegen Kuh, den Verbreiter, gerichtet, wenn „Longinus" den Charakter einer Abwehr bewahrt hätte; dann wäre Alles in Ordnung gewesen. Einem wehrhaften Manne geschieht Unrecht und er wehrt sich seiner Haut. Man mag es beklagen, daß solche ärgerliche Händel vor dem Publicum ausgefochten werden; aber da die Beleidigung eine öffentliche gewesen ist, kann die Zurückweisung keine geheime bleiben. Nun aber geht Gutzkow aus der Defensive zur Offensive über; er parirt nicht nur, er stößt selbst zu, er dringt nicht nur auf seine Gegner ein, sondern er schlägt um sich, trifft zuerst die Nächststehenden, die müßigen Zuschauer; dann aber auch ganz Unbetheiligte, die nicht einmal zusehen. Die Ersteren eben weil weil sie müßig dreinschauen, weil sie die Beleidigung ungerochen lassen, die Andern — ja weshalb die Andern?

Gutzkow citirt einmal die Simson'schen Brandfüchse; vielleicht hat dieses Citat die Ideenverbindung, die sich in mir zwischen Gutzkow und Simson bei der Lecture dieser Schrift gebildet hat, bewirkt. Ich habe, als ich Gutzkow in „Longinus" anläßlich seines Verdrusses gegen die Hebbelbiographie ein großes Strafgericht unter den Schriftstellern Deutschlands anrichten sah, unwillkürlich an Simson denken müssen, wie dieser in seinem Verdruß darüber, daß seine Frau die Lösung des Räthsels ihren Landsleuten verrathen, „in seinem Zorn ergrimmete". „Und der Geist des Herrn gerieth über ihn und er ging hinab gegen Askalon und schlug dreißig Mann unter ihnen."

III.

Derjenige, dem Gutzkow hauptsächlich zu Leibe rückt, während er gleichzeitig auf Hebbel und Kuh eindringt, ist Adolf Stern. Was hat der Unglücksmensch gethan? Nichts. Und das ist es eben, was Gutzkow ihm nicht verzeihen kann. Stern ist müßiger Zuschauer geblieben; er hat in der „Allgemeinen Zeitung" eine sehr ausführliche Besprechung der Hebbelbiographie gebracht und hat die Angriffe auf Gutzkow ignorirt. Nun wäre es ja unzweifelhaft richtig gewesen, wenn Stern bei diesem Anlaß für Gutzkow eine Lanze eingelegt, die Animosität Hebbels und die Gehässigkeit Kuhs getadelt hätte; aber die Buße, die Gutzkow Stern wegen dieser Unterlassungssünde auferlegt, ist doch gar zu grausam. Gutzkow betrachtet die Schweigsamkeit als eine Billigung des feindlichen Buches ihm gegenüber; er betrachtet Stern als einen gefährlichen Feind und geht in schier unbarmherziger Weise mit ihm um. Nun, meine ich, hätte doch Gutzkow zwischen dem, der beleidigt und dem, der meinethalben aus Indolenz, Mattherzigkeit oder Bequemlichkeit nicht gleich für den Beleidigten einspringt, einen Unterschied machen sollen. Gutzkow aber behandelt den bei Seite stehenden Zuschauer, der die Hände in den Schooß legt, gerade wie den Gegner, mit dem er sich abringt. „Sein Grimm verschlingt sie Alle." Und weil die „Allgemeine Zeitung" die Stern'sche Besprechung ohne Verwahrung abdruckt und weil nun wieder die „Allgemeine Zeitung" im Cotta'schen Verlage erscheint, so werden neben Hebbel und Kuh und Stern auch die Redaction der „Allgemeinen Zeitung" und der Cotta'sche Verlag abgestraft, und da sich der Kreis immer erweitert, des Ferneren die Autoren, deren Werke im Cotta'schen Verlage erscheinen, zu denen bekanntermaßen auch Schiller und Goethe gehören; und Gutzkow geräth in die Stimmung eines Tragödiendichters, der am fünften Act arbeitet, und er „ergrimmet in seinem Zorn und schlägt mehr denn dreißig Mann von Askalon".

Was immer Gutzkow nun in den Weg läuft, muß daran glauben! Man denkt unwillkürlich an das Märchen vom „Schwan kleb' an!" Jeder neu Hinzukommende muß sich widerwillig der tragikomischen Procession anschließen, die Gutzkow vor den Augen seiner Leser vorübertreibt. Womit hat es Georg Ebers verdient, daß dieser liebenswürdige und achtungswerthe Schriftsteller in diese, ihn in keiner Weise berührende Angelegenheit hineingezogen und unliebsam behandelt wird? Was hat das „Philologenconcert der Allgemeinen Zeitung", wie Gutzkow die Düntzer, Goedeke, Vollmer, Bernays ꝛc. nennt, mit der Sache zu schaffen? Und der alte Gervinus und Richard Wagner und Gustav Freytag und Heine und Kleist und Laube und Otto Ludwig und Wolfsohn und Eduard Devrient? Alles das, und die persönlichen Kränkungen, die Anspielungen auf tragische Vorgänge im Familienleben der Buchhändlerfamilien, die Charakterisirung der Frauen, die in Hebbels Leben eingegriffen haben — alles das wirkt in hohem Grade verstimmend und ist äußerst bedauerlich. Ich bin der Letzte, der hier für Gutzkow eintreten möchte, wenn ich es auch willig Andern überlasse, darüber in tugendhafte Entrüstung zu gerathen und die größten Krokodilsthränen zu vergießen. Für mich sind diese tief verletzenden Bemerkungen, die ich, ich wiederhole es nochmals, in keiner Weise zu rechtfertigen versuche, nichts Anderes als die Ausbrüche der stärksten Gereiztheit, des lange verhaltenen Grolles, der tiefinnerlichen Erbitterung.

Aber da muß man denn auch die Frage aufwerfen: Ist dieser Groll, ist diese Erbitterung gerechtfertigt?

Nun, wer würde es nach der Kuh'schen Hebbelbiographie zu verneinen wagen, daß Gutzkow übel mitgespielt worden ist? Man hat den Zündstoff an feuergefährlichster Stelle so zu sagen zusammengekehrt, und nun wundert man sich groß darüber, daß es eine Explosion gibt, daß dabei die Stücke durch die Luft sausen und auch den harmlos Vorübergehenden Verwundungen beibringen! Es ist menschlich so begreiflich, wie nur möglich, wie Gutzkow darüber in Zorn geräth, daß man seiner, wie es in den letzten Jahren thatsächlich der Fall ist, immer nur dann gedenkt, wenn man etwas Unverbindliches über ihn zu sagen hat, daß er so viel wie möglich ignorirt und daß seine Bedeutung verkannt wird.

Vor nicht langer Zeit habe ich Gutzkows Werke nach längerer Pause wieder einmal in die Hand genommen und darin geblättert, und ich muß gestehen, daß mich die Großartigkeit der Auffassung, die erstaunliche Schärfe dieses ungewöhnlichen Geistes, der fast unheimliche Seherblick des Dichters oft zur Bewunderung hingerissen haben. Er darf sich in Wahrheit rühmen, am „Webstuhle der Zeit" zu sitzen — um das Wort zu gebrauchen, das er selbst so gerne citirt — und für das Leben seines Volkes zu leben und zu glühen. Er ist ein Deutscher durch und durch, er betheiligt sich nicht nur mit der vollen Wärme an allen großen nationalen Fragen, die die Zeit aufwirft, er ahnt auch in patriotischer Prophetengabe, was kommen wird, und aus Gutzkows Werken ließen sich überraschendere Weissagungen auf das später Geschehene zusammenstellen, als sie das Lehnin'sche Wunderwerk bisher erbracht hat. Man lese nur einmal wieder die Briefe aus Paris und das, was Gutzkow z. B. über Thiers sagt; man lese Stellen wie die folgenden: „Der Streit der Kirche und des Staates und der Welfen und Ghibellinen ist noch immer unbeendet! Unausgefüllt die Kluft der deutschen Einheit und der lateinischen und germanischen Welt überhaupt! . . . Wir haben die Liga, haben die Union wie sonst! . . Die nachfolgende Dichtung will für jene heraufziehende Entscheidung den germanischen Kampfesmuth schüren, tausendjährigen Siegerstolz nähren helfen, will den Ver-

Digitized by Google

räthern in unserem eigenen Heerlager auf ihren geheimsten und nächtlichsten Pfaden folgen."

Diese Sätze sind der Vorrede zur ersten Auflage des Romans „Der Zauberer von Rom" wörtlich entnommen und im Juli 1858 geschrieben worden, also etwa 15 Jahre bevor man noch an einen „Culturkampf" dachte.

„Man fahre nur so fort, geist- und gesinnungsvolle Schriften, wie die des Professor Jacobi in Halle über eine Nunciatur in Berlin, so gleichgültig aufzunehmen, wie geschehen ist. Man wird dann bald erkennen, wohin man mit diesem Lahmlegen von Dingen, worauf es mehr ankommt, als auf die Abrundung des Nordbundes, gelangt .... Jetzt erläßt noch ein Feldbischof Hirtenbriefe, die von Loyalität überfließen. Jetzt segnet er noch jedes katholische Landeskind, das für seinen angestammten Herrscher sein Blut zu verspritzen bereit sein muß. Es kann sich aber ändern. Es muß sich ändern. Denn die Gedanken der Curie sind einmal keine andern; es sind offne Gedanken seit einem Jahrtausend."

Diese Stelle ist der Vorrede der dritten Auflage desselben Romans, aus dem Januar 1869, entlehnt, also auch aus einer Zeit, in der Derjenige, der von dem ernsten, Gefahr bringenden Kampfe zwischen Germanismus und Romanismus gesprochen, Gefahr gelaufen wäre, als Schwarzseher verlacht zu werden. Aber man braucht nicht in den alten Werken des Schriftstellers zu blättern, um die Beläge für dessen Bedeutung zu finden; selbst diese kleine Schrift „Dionysius Longinus", gegen die augenblicklich ein moralisches Kesseltreiben veranstaltet wird, bringt des Gehaltvollen und Erheblichen gar viel, erscheint mir sogar in Allem, was sie an Sachlichem hervorbringt, in hohem Grade beachtenswerth. Ich meine z. B. was Gutzkow über die lateinische Bildung sagt, über das „kraftgebende Erklimmen des Berges, wo die Minerventempel leuchten". „Es erzieht sich da ein Wissen mit gefestetem Grunde, das bedeutungsvolle Nil admirari, ohne die Anerkennung auszuschließen. Ganz im Gegensatz zu unserer sensationellen, tobsüchtigen Feuilletonistik oder Leitartikelschreiberei, die mit Händen und Füßen rudert und plätschert, weil sie mit ihrer kurz zuvor geladenen Fracht zu versinken droht."

Hebbel und Otto Ludwig, die Gutzkow meines Erachtens unterschätzt, sind trotzdem niemals treffender charakterisirt worden als durch das Wort, das er in dieser Schrift gebraucht. Er nennt sie „Irrwandrer im Labyrinth des Schönen". Und wer wollte ihm nicht beistimmen, wenn er schreibt: „Diese deutsche Sucht, in Allem Sectirerei zu treiben, zu heben, zu stürzen, zu gruppiren, zu admassiren, Geschmacksrichtungen als die alleinseligmachenden hinzustellen, Schulen zu stiften!" Und hat er nicht Recht, wenn er gegen die widersinnige und gedankenlose Zusammenkoppelung von Schriftstellern der verschiedenartigsten Individualitäten protestirt, die der selige Bundestag zu dem Collectivbegriffe „Jungdeutsche" zusammengekeilt hatte und die trotz ihrer Heterogeneität durch den schriftstellerischen Schlendrian nun auch literaturgeschichtlich immer zusammen abgethan und mehr oder minder über denselben Kamm geschoren werden? Ja, ich kann trotz meiner nahezu kritiklosen Verehrung unserer Schiller und Goethe Gutzkow nicht einmal in seinen sehr kecken und schon deswegen zu argen Mißverständnissen reizenden Auslassungen über die Heroen unserer Literatur Unrecht geben! Er sagt:

„Bei unsern Dioskuren Goethe und Schiller und mit ihnen als Vorläufer Shakespeare leistet die Phrase wahrhaft Unglaubliches. Alle drei sind die Leitfäden für die Behandlungsweise der praktischen Aesthetik geworden. Die Katheder welt ist von dem Pathos dieser Namen wie fascinirt. Der gesunde Menschenverstand, der doch über alle Erscheinungen in der Literatur grobkörnig genug zum Durchbruch gekommen sein will, hat über Goethe keinen Ausweg mehr. Goethes „siebente Liebe", die Liebe zu jener Offenbacher Gauklerin, die sich durch einen alten schwachsinnigen Mann „Frau von Willemer" nennen durfte, wird überall mit Pathos behandelt. In Heidelberg errichtet man eine Tafel auf dem Schlosse: „Hier ruhte Goethe am liebsten aus bei seinen Spaziergängen 1815!" 1815! Wär's noch der junge, poetische Goethe von 1777! Nein, die Excellenz, der alte, fast Siebzigjährige! Freilich hatte er noch unter den Nachtigallengebüschen komische Stelldicheins. Kein Wunder, daß fremde Nationen uns Deutsche für Narren halten, die wir über dergleichen, wie auch über die „Herzlieb" in Jena mit Emphase sprechen können. Nach dieser Richtung hin scheint uns selbst das sittliche Urtheil abhanden gekommen."

„Besprecht Aufwallungen im Leben Eurer Heiligen, im Leben des damals fast schon Siebzigjährigen mit Humor und verlegt seine Verliebtheiten in die Psychologie! Aber statt dessen spricht man mit Andacht davon, orakelhaft, pathetisch, offenbarungsgläubig, im Stil jenes ästhetischen Schwulstes, der uns überlastet, der jede natürliche, freie Production hemmt, bornirte Köpfe zu Absprechern und Abschreckern vom Wagniß der Weiterführung des Literaturfadens macht. Bei welcher Nation kommt dergleichen vor? . . ."

„Ewig Schiller und Goethe, Goethe und Schiller! Bald gab es Ausgaben in Octav, bald in Duodez, bald in Einem Bande. Selbst nach der Freigebung der Eigenthumsrechte blieb die alte Straße staubaufwirbelnd befahren . . ."

„Niemand sagt, daß wir in Folge dieser Erscheinung eine Retardation in der Fortentwicklung des Literaturlebens zu Stande gebracht haben, die bei jedem Blick in ein literarhistorisches Compendium ersichtlich ist. Man erlog ein Zeitalter der Klassiker und eins der Epigonen! Während man sich doch zu sagen hatte, daß z. B. Schillers „Geisterseher", theilweise sogar seine „Gedichte" und Goethes „Wahlverwandtschaften" und vollends seine „Lustspiele" und so vieles Andere auf einer Stufe der Talentbegabung stehen, die von den Spätern bei weitem übertroffen worden ist. Hier ist kaum eine freie, nicht schwülstige, nicht im Dienst der Phrase stehende Literaturauffassung hörbar geworden . . . Die verschiedenen Strömungen des Zeitgeistes erkennt jede Nation an, nur die deutsche nicht."

Wir sind an diese Sprache nicht mehr gewöhnt, wenn es sich um Schiller und Goethe handelt; aber ich meine, ein Mann wie Gutzkow darf so sprechen, und es schadet gar nichts, daß er es einmal sagt. Aber — quod licet Jovi! — ich würde es sehr bedauerlich finden, wenn nun das abgegriffene Receptbuch, aus dem der große Troß der Nachschwätzer seine Phrasen zur Bestreitung einer geistreichen Unterhaltung und eines ästhetischen Urtheils zu nehmen pflegt, um das Axiom bereichert würde, daß Schiller und Goethe überschätzt werden. Lieber ist mir denn doch noch der uneingeschränkte Heroencultus, sogar mit seinen Verirrungen und Uebertreibungen, die immerhin etwas Schönes haben. Gutzkow richtet die Waffe gegen sich selbst, wenn er gegen die Heldenverehrung zu scharf losgeht. Wir kleineren Leute, die wir unsere Geisteshelden vielleicht zu sehr verehren, sind wahrlich die Schlimmsten nicht, und wenn wir Schiller citiren, so nehmen wir nicht gerade den „Geisterseher" sondern lieber „Wallenstein" oder „Wilhelm Tell" zur Hand, denken weniger an Goethes „Lustspiele", um uns lieber am „Faust" zu erquicken, und sind, wenn wir „Dionysius Longinus" zu besprechen haben, nicht ungern eingedenk, daß der Verfasser „Uriel Acosta" und die „Ritter vom Geiste" geschrieben hat.

Paul Lindau.

Ueber den religiösen Entwicklungsgang von David Friedrich Strauß.

Von A. Hausrath.

(Schluß.)

Der Eindruck des Lebens Jesu war in Folge dieses negativen Resultats, das doch so gründlich und unwiderleglich motivirt schien, ein geradezu betäubender. Seit Lessings Herausgabe der Fragmente aus Reimarus war ein ähnlicher Sturm nicht losgebrochen, wie er nun durch die literärische Welt raste. Die schwäbische Bureaukratie freilich meinte, durch Absetzung des jungen Repetenten der Sache kurzer Hand ein Ende zu machen, und der württembergische Studiendirector, der Theologe Flatt, hat sich für alle Zeiten berühmt gemacht durch einen Erlaß, in dem diese Absetzung damit motivirt wurde, daß das Buch in

Digitized by Google

der That unter der Erwartung geblieben sei, die man zu den Talenten des Verfassers gehegt habe, derselbe wurde deshalb und wegen des gegebenen Aergernisses an die Lateinschule nach Ludwigsburg abcommandirt. Ich übergehe den Kampf, der nun entbrannte über die Möglichkeit der Wunder, über die Behauptung, es sei den Gesetzen der Idee zuwider in einem Individuum ganz und voll zur Erscheinung zu kommen, über die Möglichkeit eines Gottmenschen überhaupt: es war eine Discussion, an der nahezu die ganze Nation Antheil nahm, während indessen der Urheber derselben, gemäß der geringschätzigen Meinung des Herrn von Flatt, den Knaben Ludwigsburgs mensa, mensae einübte, und ihnen die Geheimnisse des Accusativus cum Infinitivo auseinandersetzte.

Auf Strauß hatte diese unbillige Behandlung die entgegengesetzte Wirkung geübt als die, die man erwartete. Hatte es sich ihm bisher nur um eine Frage der Hegel'schen Religionsphilosophie gehandelt, so zog er jetzt im Gegentheil die Consequenzen seines Standpunkts für die Kirche. In der Schlußabhandlung seines Werkes forderte er die Genossen seiner Ueberzeugung zum Austritt aus dem geistlichen Amte auf, da es eines Mannes nicht würdig sei, in Vorstellungen zu predigen, die er immer erst wieder in die Sprache der Idee übersetzen müsse, ehe sie für ihn überhaupt etwas bedeuten und als Thatsachen zu verkünden, was für ihn Ideen seien und keine Thatsachen. Damit schien schon im October 1835 der definitive Bruch mit der Kirche vollzogen. Er selbst entschlug sich des Staatsdienstes und ging in seinen Streitschriften mit seinen Gegnern bitter in's Gericht. Aber der Eifer verkühlte. Nach einem mehrjährigen Schriftstellerleben regte sich in ihm die Sehnsucht nach einer geordneten Thätigkeit, nach einem theologischen Lehramt, denn von der Theologie meinte er dennoch nicht lassen zu können. Auch den Wunsch wird man begreiflich und ehrenwerth finden, wieder in ein minder gespanntes Verhältniß zu der religiösen Ueberzeugung seiner Mitbürger zu kommen. Vieles wurde ihm an seinen Aufstellungen während der Streitverhandlungen auch selbst zweifelhaft. Die Voraussetzung, daß wir nichts von Jesu wüßten, was uns berechtige, in ihm die Gottheit anders realisirt zu sehen als in andern Menschen, nahm er schon in den letzten Streitschriften Ullmann gegenüber zurück. Den Rückzug deckte der Hegel'sche Satz: an der Spitze aller geschichtlichen Entfaltungen der Idee stehen Persönlichkeiten. In einem liebenswürdigen kleinen Büchlein: Vergängliches und Bleibendes im Christenthum, suchte er dann von diesem Satze her auch seinerseits zu einer specifischen Stellung Jesu zu gelangen. Jesus ist ihm der religiöse Genius, wie Mozart der musikalische, Goethe der poetische, Rafael der der Malerei. Da nun aber die Religion, die auf dem Gesammtleben des Geistes beruht, hoch über jedem einzelnen Fache thront, so steht auch der religiöse Genius über jedem Poeten, Maler und Musikus. In dem religiösen Genius ist das Höchste erreicht, was Gott mit dem Menschen erreichen wollte und in so fern die absolute Stärke des Gottesbewußtseins eine Realisirung der Gottesidee selbst ist, kann mit Fug und Recht von einem Wohnen Gottes in Christo geredet werden.

Hatte Strauß sich so in der Dogmatik dem Standpunkt der Mehrheit genähert, so machte er auch in Sachen der Kritik eine entscheidende Concession. Mit seiner Behauptung auch der Unechtheit des vierten Evangeliums war er ganz allein geblieben. Auch die Häupter der kritischen Schule, wie de Wette, Chr. Ferdinand Baur, Bretschneider, Hitzig, hatten ihn hier verleugnet, während Einige von ihnen zuvor auf ähnlichen Fährten gewesen waren. So fand auch Strauß sich nicht verpflichtet, eine so verlorene Position zu halten und in einer dritten, mit Rücksicht auf die Gegenschriften verbesserten Auflage seines Lebens Jesu, suchte er nun die Entscheidungen so zu treffen, wie sie sich unter Voraussetzung der Echtheit des johanneischen Evangeliums gestalten mußten. Aber er verwirrte damit nur seine eigenen Processe, ohne die Gegner zu befriedigen.

Die Gläubigen konnte es unmöglich beruhigen, wenn in der einen Schrift Jesus mit Plato, Goethe und Mozart auf eine Bank gesetzt wurde, die Theologen aber erwiederten, wenn wir ein Evangelium besitzen, das der Lieblingsjünger Jesu geschrieben, so sei Straußens Satz, daß wir über wenige große Männer des Alterthums so schlecht unterrichtet seien wie über ihn, dahin umzukehren, daß wir im Gegentheil über wenige so nahestehende Zeugen besitzen wie über Jesum. War das, was im vierten Evangelium stand, aus erster Hand bezeugt, dann waren auch die Zweifel am Inhalt der drei ersten hinfällig. Noch weiter als in diesen beiden Documenten trat Strauß zu Anfang 1839 rückwärts, als er es nach dreimaliger Bewerbung endlich dahin gebracht hatte, zum Professor der Glaubenslehre in Zürich ernannt zu werden. Fast im Hafen sah er sein Schiff scheitern, indem das Züricher Landvolk sich einmüthig gegen seine Berufung erhob. In einem Sendschreiben nach Zürich suchte Strauß den Aufstand zu beschwichtigen, indem er nochmals in alter Weise die Sprache der Vorstellung redete. Es war vergeblich. Ohne seine Stelle auch nur angetreten zu haben, ward er pensionirt, nachdem er sich gründlich hatte überzeugen können, daß auch der radicalste Canton in Europa seine theologische Lehrthätigkeit nicht dulde, daß es damit also für ihn überhaupt zu Ende sei.

Der Erfolg war der gleiche wie früher bei seiner Mißhandlung durch den schwäbischen Studienrath: er besserte, wie er selbst sagt, die Schneide seines Schwertes wieder aus, in das er in der letzten Zeit aus purer Friedensliebe so ungeschickte Scharten hineingeschliffen habe. Eine vierte Auflage stellte alle Negationen der ersten in Betreff des Lebens Jesu wieder her und in einer Darstellung der christlichen Glaubenslehre führte er den Hegel'schen Satz durch, daß die Religion die Weltanschauung des idiotischen Bewußtseins sei, mit der Anwendung, die Hegel nicht gemacht hatte, daß also der, der auf dem Standpunkt der Idee stehe, die Vorstellung hinter sich habe und der Religion quitt sei.

Von da ab entschlug sich Strauß der Theologie für lange Jahre, ja er zürnte, wenn man ihn als den Verfasser des Lebens Jesu begrüßte. Erst zu Anfang der sechziger Jahre, als diese große Frage auf Grund zahlreicher Vorarbeiten sowohl in Frankreich als in Deutschland wieder neue Bearbeitungen fand, regte sich auch in ihm die Lust, auf das Thema seiner Jugend zurückzugreifen. Das grundlegende Verdienst seines eigenen Buches war es, daß das Problem nunmehr eine ganz andere Form gewonnen hatte, als damals. Als seine unerbittliche Evangelienkritik ein geschichtliches Licht nach dem andern ausgelöscht, da hatte die im Dunkeln tappende historische Forschung einen Orientirungspunkt außerhalb der Evangelien gefunden, an dem weiter tastend sie sich allmählich wieder zurecht fand. Es war der Gegensatz der pauliniſchen Berichte und der Apostelgeschichte über die gleichen Vorgänge, der zwei Lehrern Straußens, erst Schneckenburger, dann Baur zum Fingerzeig wurde, daß bestimmte Tendenzen die Erzählung des Apostelgeschichtschreibers beeinflußt hätten. Diese Wahrnehmung, daß auch neutestamentliche Schriftsteller im Dienste bestimmter Glaubensrichtungen gearbeitet, wurde bald Anlaß zu einer ganz neuen Methode der Untersuchung der neutestamentlichen Schriften, zu der sogenannten Tendenzkritik. Man prüfte, in welchem Verhältniß jeder Brief oder jedes Evangelium zu den in der Urkirche nachweisbar vorhandenen Parteigegensätzen stehe? Damit war denn der erste Schritt über Strauß hinausgethan, der sich begnügt hatte, ein Zeugniß mit dem andern zu widerlegen. Statt des allgemeinen Hinweises auf eine absichtslos dichtende Sage und die mythenbildende Phantasie war damit ein Factor in die Betrachtung eingetreten, dessen Gesetze und Wirkungen sich wissenschaftlich controliren ließen. Können wir die Tendenz, in der die einzelnen Evangelisten erzählt haben, von der ursprünglichen Basis ablösen und diese damit in ihrer reineren Form wiederherstellen, so sind wir damit auch der historischen Wahrheit um einen Schritt näher gekommen. Mit der Untersuchung, welche Züge zu der Tendenz des judaistischen, pauliniſchen oder unionistischen Berichterstatters gehörten, und welche Züge im Gegentheil schon den Quellschriften eigneten, arbeitete sich aber die Theologie auch aus der unfruchtbaren Discussion über die Möglichkeit des Wunders und die Wirklichkeit des Ideals heraus. An die

Digitized by Google

Stelle trat eine pünktliche Textvergleichung, die die Grundschriften wieder zu ermitteln strebte, die ein alter Zeuge des zweiten Jahrhunderts noch kannte, die Spruchsammlung des Matthäus und das ursprüngliche Buch des Markus.

Zu diesen beiden Wegen der sogenannten Tübinger Schule, der Tendenzkritik und der Textvergleichung, hatten ein deutscher und ein französischer Gelehrter noch zwei weitere hinzugefügt. Hatte man sich auch trotz der eingehendsten Textvergleichungen nicht zu einigen vermocht, ob Matthäus oder Markus zu der ursprünglichen historischen Quelle in einem directeren Verhältniß stehe, so stand doch die absolute Ursprünglichkeit einer großen Reihe von Redestücken allen streitenden Theilen außer Frage. In einer Reihe geistvoller Abhandlungen hatte es nun ein jüngerer Schüler Baurs, Theodor Keim, unternommen, durch einfache Analyse dieser unbestrittenen Worte ein Bild vom Selbstbewußtsein Jesu zu gewinnen und selbst den Spuren der Entwicklung Jesu an diesem Stoffe nachzugehn. Aeußerlicher war Ernst Renan verfahren, indem er aus seiner Kenntniß der klassischen und orientalischen Literatur und aus seiner Bekanntschaft mit dem Lande Palästina heraus den ganzen historischen Hintergrund des Lebens Jesu wieder erstehen ließ und an einzelnen Sprüchen Jesu zeigte, welche Ereignisse sich auch im Bewußtsein Jesu deutlich abgezeichnet hätten. Wenn man nun auch mit allen diesen Mitteln eine Biographie Jesu im eigentlichen Sinne nicht hatte gewinnen können, über das Resultat Straußens, daß wir überhaupt nichts Sicheres wüßten, war man in einer dreißigjährigen Arbeit doch hinausgekommen.

Als nun Strauß nach langer Enthaltung zu diesen Arbeiten zurückkehrte, verhielt er sich wie ein lange Verreister, er acceptirte höflich die Sachlage, die er vorfand. Im Urtheile über die Quellen trat er Baur bei, in Betreff der Verwerthung schloß er sich Keims Methode auf's Engste an. Nur darin unterschied er sich von den Andern, daß er, nach Ausschälung des historischen Kerns, den Verlauf der Sagenbildung ausführlicher untersuchte.

Aber auch er unternahm es jetzt, aus den Aussagen der Bergrede die individuelle Lebens- und Liebesstimmung Jesu zu charakterisiren. Aus der Beschreibung, die Jesus von der Güte seines himmlischen Vaters gibt, will er den Grundton seines eigenen Gemüthes heraushören und aus der Thatsache, daß es in den Aussagen Jesu durchaus an Spuren von schwereren inneren Conflicten fehlt, schließt er auf eine vollkommen harmonische ungetrübte Entwicklung: wo keine Wunden sind, sind auch keine Kämpfe gewesen, wo keine Reue, da ist in solchem Falle auch keine Schuld. Das Alles waren Ansätze, die weiter führten, denn daß in den Sätzen der Bergrede der ganze Genius der neuen Religion beschlossen sei, gab auch Strauß unumwunden zu. Damit war denn der alte Standpunkt des Nichtwissens aufgegeben; man weiß von einem Religionsstifter nicht wenig, wenn man seine Religion weiß, wie man von einem Künstler nicht wenig weiß, wenn man seine Werke hat, denn ob dann Vasaris Biographien beglaubigt sind, das bleibt sich gleich.

Es war nun, von der Billigkeit ganz abgesehen, ein schwerer Mißgriff, der sich bitter gerächt hat, daß die gesammte Theologie, conservative wie liberale, dem Buche nicht gerecht geworden ist. Da war im Wege das alte Vorurtheil gegen den Verfasser des ersten Werks, seine scharfe Parteinahme gegen die Anhänger der Markushypothese, denen er den Namen der Markuslöwen anhängte, überhaupt die wegwerfende Art, wie er von den Theologen auch in diesem Buche zu reden pflegte, denen er sogar die Möglichkeit, objectiv zu sein, bestritt, da es sich hier um ihr Brodfach handle. Der Unhöflichkeit von seiner Seite antwortete eine gesteigerte Unhöflichkeit von der andern und da die Presse in Folge der kirchlichen Steitigkeiten zum guten Theil in den Händen der liberalen Theologen war, konnte es so scheinen, als ob das Buch, über das Alle herfielen, ein gründliches Fiacso gemacht habe. Aber auch Strauß war nicht mehr der heitre, seiner polemischen Ueberlegenheit sich bewußte junge Schriftsteller wie vor dreißig Jahren. Seine Polemik wurde immer bitterer, und wenn er im Verlauf dieser neuen Kämpfe zuweilen die Lacher auf seiner Seite hatte, so doch noch mehr im eigenen Herzen den Verdruß. Eine Partei gewann er nicht und schließlich wendete er enttäuscht, in einer Verbitterung, die sein Tagebuch bezeugt, der Theologie zum zweiten Mal den Rücken. Daß er sich in diesen Fehden und Tournieren wieder sichtlich weiter nach Links disputirt, daß eine neue Frontveränderung sich vorbereite, ließen allerdings seine folgenden Schriften über Schleiermacher und Voltaire ahnen: daß aber der alte Meister der Hegel'schen Schule, der sein Leben lang vom Denken, vom Begriff, vom Geiste, von der Idee als dem Ersten ausgegangen, noch zuletzt zum Materialismus überspringen werde, das war eine Wendung, die doch auch seine nächsten Freunde verblüffte. Daß Strauß in seinem letzten Bekenntniß, dem alten und neuen Glauben, mit Verleugnung seiner ganzen Tradition zum Materialismus absprang, würde als reines Räthsel erscheinen, wäre er nicht stets in seiner Production abhängig gewesen von der wissenschaftlichen Umgebung, in der er lebte, von der Lecture, mit der er sich abgab. Es offenbart sich darin eben eine entschiedene Schranke seines Talents. Bei aller Genialität der Auffassungsgabe und der Darstellung war er doch wesentlich ein Formtalent, der sichtenden Kritik sowohl wie des künstlerischen Aufbaus, aber kein selbstständiger schöpferischer Geist. Die Substanz seiner Gedanken war der Reihe nach aus der modernen Mystik, aus der Hegel'schen Philosophie, aus den Forschungen der Tübinger Schule geschöpft. Justinus Kerner, Hegel, Feuerbach, Baur haben ihn in den verschiedenen Stadien seines Lebens inspirirt. An Klarheit des Gedankens und Ausdrucks freilich war er ihnen allen überlegen gewesen und darum hat der Schüler meistens „besser den Meister erklärt, als er sich selber verstand", wie es in einem Epigramme heißt. Das Facit aus einer gegebenen Reihe zu ziehen, wissenschaftliche Resultate dem populären Bewußtsein zu vermitteln, das war seine Gabe. Von der theologischen Arbeit der letzten Jahrzehnte hatte er nun aber den Eindruck empfangen, daß neue Ergebnisse auf diesem Gebiete überhaupt nicht zu erwarten ständen. Dazu hatte er sich ein Interesse für diese, nachgerade sehr speciell gewordenen Untersuchungen doch nur abgezwungen. Dagegen hatten ihn Darwins glänzend geschriebene Schriften, Vogts provocatorische Vorträge, Häckels Anthropogonie, zum Theil auch persönliche Verbindungen auf das Studium der Naturwissenschaften geführt. Alsbald regt sich bei ihm wieder der Gestaltungsdrang und es treibt ihn, auch den hier umgehenden Doctrinen zu einer zusammenhängenden Weltanschauung zu verhelfen. So schreibt er seinen alten und neuen Glauben, in dem der alte Alles entgelten muß, was ihm die Theologen in den letzten Jahren Unfreundliches erwiesen hatten. Es ist die Art eines gereizten alten Mannes, wie er nun all' die theologischen Fragen, die ihm sein ganzes Leben verbittert haben, zusammenpackt und zum Fenster hinausleert. Von Jesu wissen wir jetzt wieder fast nichts und das Wenige ist für ihn compromittirend; glauben jene Biographen, die er im Jahre 1864 gelobt und nachgeahmt, von einer Entwicklung Jesu reden zu können, so ist das ruhmrediger Schwindel oder apologetische Künstelei. Näher begründet wird dieses neueste Urtheil nicht, es ist eben ein Stimmungsurtheil. Erhält der alte Glaube so einen etwas unmotivirten Abschied, so der neue ein sehr verfrühtes Symbol. Der Trieb, zu gestalten, stak Strauß, als Ausfluß des unterdrückten Poeten, zeitlebens im Blut und so trieb es ihn, sofort aus den naturwissenschaftlichen Daten, die er aus der Lecture und im Umgang mit Freunden gesammelt hatte, das Zustandekommen der Welt aus rein materialistischen Principien aufzubauen. Wenn man sich freilich von der Frage dispensirt, woher der Stoff, woher die Bewegung, woher das Leben, woher das Bewußtsein, so ist das Uebrige sehr leicht zu erklären. Der Stoff war da, die Bewegung hatte er und diese Bewegung setzt sich neben Anderm auch in Wärme und Bewußtsein um. Es frägt sich nur eben, woher der Stoff, warum er sich bewegt und wie er Bewußtsein wird. Damit, daß man dem großen Geheimniß alles Lebens neue Namen gibt, ist nichts gethan. Mehr aber als Das hat Strauß nicht geleistet. Die Welt, so referirt Rümelin den Inhalt dieses letzten Buchs, erklären wir für die Welt, indem wir ihr Titel und Rang des Universums verleihen, und er vergleicht

Digitized by Google

Straußens Verfahren der Auskunft eines wichtigthuenden Mitgefangenen. Ein Gefangener möchte gern wissen, in welchen Kerker man ihn in Nacht und Schlaf gesteckt hat, in welchem Lande, in welcher Umgebung er sitze? Da meldet sich einer, der auf dem Dache des Thurmes war und vertraut ihm geheimnißvoll an: das was man von der Plattform des Thurmes sieht, das nennt man die Umgegend, auf griechisch den Horizont, oder Manche sagen auch Panorama. Nun wird der Gefangene getröstet sein. Just so ist die Antwort von Strauß, daß aus dem Unorganischen unter Umständen einfache Zellen entstehn und aus diesen complicirtere Organismen. So lang die Auskunft aus der Empirie nicht befriedigender klingt, wird eben das, was unser religiöses Empfinden über das Absolute aussagt, zur Vollständigkeit unserer Weltanschauung mit gehören, wie es denn auch baare Willkür ist, Aussagen des Gemüths, die stets da waren und die die Weltgeschichte zur Hälfte gemacht haben, als störende Confusion zur Seite zu werfen, einem Manne gleich, der behauptet, mit vier Sinnen ein besseres Bild von der Welt zu erhalten als mit fünfen.

So würden wir denn unsererseits, wenn doch ein Mal das All deducirt werden soll, lieber mit dem alten Hegelianer Strauß die Materie aus dem Denken deduciren, als das Denken aus der Materie. Dennoch aber hat das große Talent des Verfassers auch hier sich nicht verleugnet. Der alte und neue Glaube bleibt die populärste Bekenntnißschrift, die die Anhänger des materialistischen Dogmas zur Zeit besitzen. Das aber wird für alle Zeiten die Bedeutung von Strauß sein, daß er jeder Richtung, der er diente, zur Klarheit über sich selbst verhalf. Sie alle konnten durch ihn in der Gegenwart besser verstanden und darum auch leichter widerlegt werden. So wird auch für kommende Geschlechter Strauß der verständlichste Dollmetsch der Gedanken unseres Jahrhunderts sein. Es wird keine Zeit geben, die, wenn sie vom neunzehnten Jahrhundert redet, an David Friedrich Strauß vorüber geht, aber weniger seine Resultate werden es sein, um deretwillen man ihn nennt, als die künstlerisch vollendete Form, in der er für alle Richtungen, die zwischen den Jahren 1835 und 1870 auftauchten, wie er sich selbst gern ausdrückte: „die Bilanz gezogen" hat.

Die Betheiligung der deutschen Kunst an der Pariser Weltausstellung.

In der Osterwoche geht von Berlin aus ein Extrazug von eigenthümlicher Art nach Paris ab. Er führt eine auserwählte Gesellschaft von Werken der Malerei und der plastischen Kunst dahin, wo sie im Verein mit den von den andern deutschen Sammelstätten — Düsseldorf und München — aus nach demselben Ziel beförderten auf dem Marsfelde die moderne deutsche Kunst bei dem friedlichen Wettkampfe der Nationen vertreten sollen. Eine seltsamere Beschickung einer Kunstausstellung hat nie zuvor stattgefunden, als diese in Berlin so ungeahnt in Scene gesetzte. Vergegenwärtigen wir uns noch einmal den historischen Verlauf der ganzen Angelegenheit. Die französische Regierung und Volksvertretung beschließt, eine Weltausstellung zu Paris im Sommer 1878 stattfinden zu lassen in der nicht verhehlten Absicht, den Nationen der Erde den greifbaren Beweis zu liefern, daß die Nation, ob auch im Kriege besiegt, niedergeworfen, zweier Provinzen und der bekannten Anzahl von Milliarden beraubt, auch heute noch, wie in den Tagen des ungebrochenen Glanzes und der stolzen kaum bestrittenen Macht, in den Künsten und Industrien an der Spitze, den andern Nationen voranmarschirt. Die Einladung zur Betheiligung, welche auch an das deutsche Reich ergeht, bleibt lange unbeantwortet. In den Kreisen der Industriellen und bei den Autoritäten der kunstgewerblichen Lehre und Praxis beginnt sich Abneigung gegen die Beschickung zu zeigen. Man spürt die Niederlage von Philadelphia schmerzlich in allen Gliedern. Die ökonomische Nothlage nicht minder. Man sagt sich:

Wir sind hauptsächlich zu dem Zwecke eingeladen, der im Felde besiegten Nation das für diese so tröstliche Schauspiel unserer Blamage, unseres hoffnungslosen Unterliegens im „friedlichen Wettkampf" mit ihr zu geben. Und wir würden diese Erwartung sicher nicht vereiteln! Das aber sollen wir uns noch gar mehrere Millionen aus eigener Tasche kosten lassen? Und sollten diese Franzosen abermals in dem eitlen Glauben bestärken, sie brauchten nur zu rufen und zu pfeifen, damit Jeder käme und tanzte nach ihrem Belieben? Mit dieser Abneigung der eigentlichen Berufskreise gegen die Betheiligung an der neuesten Pariser Weltausstellung traf die der Staatsmänner, der Leiter der Politik und der der Finanzen des Reichs, glücklich zusammen. So konnte über die Entscheidung kein Zweifel sein. Deutschland lehnte es ab, der Aufforderung zu entsprechen. Wir waren einer großen Sorge und einer enormen Last von Mühen und Kosten ledig und hatten die lockende Aussicht, wenn wir als Private diese Weltausstellung besuchten, es mit der angenehmen Gewißheit zu thun, nicht durch abfällige Urtheile über die deutschen Erzeugnisse und durch die Resultate unserer eigenen Vergleiche zwischen ihnen und denen der Franzosen verstimmt, beschämt und geärgert zu werden. Ruhig konnten wir die uns bestimmten günstigst gelegenen Ehrenplätze an Andere vergeben und eine Welt vertheilen sehen, an welcher zu participiren wir mit gutem Grunde verschmäht hatten.

Nicht ganz zwei Monate vor dem Eröffnungstermine, wo dort Alles schon seinen Herrn hat, am 7. März, überraschte Deutschland und Frankreich die Kundgebung eines nie für möglich gehaltenen Beschlusses der Reichsregierung. Wir, die wir so entschieden erklärt hatten, nicht nach Paris zu gehen mit den Erzeugnissen unserer Industrie, halten es plötzlich nun für gut und angemessen, mit unserer Kunst dort zu erscheinen. In wenigen Wochen hat sich diese bereit zu halten, klar zum Gefecht zu sein, in Paris anzutreten. Ein noch in der letzten Stunde von Frankreich her geäußerter Wunsch soll diese Bestimmung herbeigeführt haben. Für die Bereitwilligkeit der Regierung der großen Nation, einen in Berlin, unter des Fürsten Reichskanzlers Vorsitz versammelten Congreß zu beschicken, wäre man ihr, so heißt es, die Höflichkeit schuldig gewesen, sich unsererseits in irgend einer Form auf dem Congreß der Künste und Gewerbe zu Paris vertreten zu lassen. Und um dieser Vertretung eine möglichst gefällige, gewinnende Erscheinung zu geben, habe man die bildende Kunst Deutschlands damit zu betrauen beschlossen.

Diese Entscheidung war nicht nur für die Künstler, mit Ausnahme eines Einzigen, völlig überraschend. Auch hohe Behörden des Ressorts, welche sonst in Kunstangelegenheiten „die Nächsten dazu" sind, scheinen keine Ahnung von den einschlägigen Verhandlungen und den daraus resultirenden Beschlüssen und Zusagen gehabt zu haben. Die Ausführung der letzteren wäre sicher an der praktischen Unmöglichkeit gescheitert, wenn die Reichsregierung nicht zum Vollstrecker ihrer Absichten einen Mann von der durchgreifenden Energie, Zähigkeit und Arbeitskraft Anton von Werners gehabt hätte. Mit Commissionen, parlamentarischen Berathungen, Anhören und Erwägen der Wünsche und Meinungen der Meistbetheiligten, der deutschen Künstler selbst, war hier in der noch vergönnten kurzen Frist nichts zu erreichen. In den großen, drangvollen außerordentlichen Nothlagen der Staaten ist jederzeit die Dictatur als die einzige Form des Regiments erkannt und aufgerichtet worden, um rasch und kraftvoll die für gut und zweckdienlich erkannten Maßregeln durchzuführen. Auch in dem vorliegenden ungewöhnlichen Falle stellte sich eine ähnliche Nothwendigkeit heraus. Der so spät gefaßte Entschluß einer Betheiligung der deutschen Kunst an der Pariser Weltausstellung konnte zu einer so vorgerückten Stunde nur realisirt werden, wenn man Einen mit einer Art von dictatorischen Machtbefugniß bekleidete, die ihm das Recht und die Fähigkeit gab, nöthigenfalls selbst rücksichtslos gegen Personen und Interessen zu verfahren; und zwar speciell diesen Einen.

Der noch in der Eile für die deutschen Gemälde und Bildwerke im Ausstellungspalast zur Verfügung gestellte Raum bedingte von vornherein eine große Beschränkung in der Zahl und in der Größe der mitzusendenden Stücke. Eine andere Art der

Digitized by Google

Einschränkung war in Bezug auf die Gegenstände geboten, welche in den zuzulassenden Werken dargestellt waren. Alles, was irgend geeignet sein konnte, die „alte Wunde" der Franzosen wieder zum Schmerzen und „Brennen" zu bringen; also jede künstlerische Verherrlichung oder Verkörperung einer national-deutschen Idee, einer That der deutschen Kraft und Vaterlandsliebe, oder einer der hervorragenden Persönlichkeiten, welche in den geschichtlichen Kämpfen der letzten zwölf Jahre unser Volk zum Siege und zur neuen Größe geführt haben. Vor der Gefahr, einen Vorwurf und Tadel zu ernten, wie ihn der Ueberfluß an Germanias, Bismarck- und Moltke-Bildern und -Statuetten 1876 in Philadelphia der deutschen Kunst eingetragen hat, wird sie diesmal in Paris wenigstens gesichert sein. Aber andererseits wird durch diese Beschränkung im Stoff manches hochbedeutende Werk (z. B. Werners „Moltke vor Paris", Hüntens „Reichshofen", Adams „Reiterattaque bei Sedan", Bleibtreus „Kronprinzliches Hauptquartier bei Sedan" u. A. m.) ausgeschlossen. Daß das Gleiche dem ganzen Geschlecht unserer neudeutschen „Germanias" geschieht, gönne ich demselben von ganzem Herzen.

Die Zahl von circa 180 Werken zu überschreiten, verbot der beengte Raum. Welche Aufgabe, diese geringe Summe aus der enormen Menge der seit zehn Jahren in deutschen Kunststädten erzeugten auszusondern, tausende bei Seite schiebend, deren Autoren rund und nett zu erklären: ich halte Euch und Euer Schaffen theils nicht für geeignet, theils wohl auch für unwerth, in Paris die deutsche Kunst vertreten zu helfen! Dann die erwählten Werke in den öffentlichen und Privatgalerien durch ein Machtwort mobil zu machen, die Besitzer zu ihrer Hergabe ohne Zögern und Besinnen zu bestimmen; und endlich die so zusammengebrachte Elite glücklich in den Palast zu Paris und noch rechtzeitig zur besten und wirksamsten Aufstellung zu bringen!

Den ersten schwierigsten Theil dieser Aufgabe hat A. von Werner unter Beihülfe einiger von ihm selbst dazu eingeladener Collegen in Berlin, Karlsruhe, Weimar, Düsseldorf und München in kurzer Zeit und ebenso überraschend glatt gelöst. In diesen Städten, wie in Königsberg und Stuttgart (Dresden blieb ausgeschlossen), ist von seinen Vertrauensmännern gleichzeitig mit Berlin und mit gleich schnellem Erfolg gearbeitet worden. In München sogar mit noch viel schnellerem. Denn schon seit dem 15. April gingen von dort die Sendungen nach Paris, während der Abgang der Berliner sich noch verzögerte. Aber kein Zweifel mehr, daß wir am Eröffnungstage dort fertig auf unserem Posten sein und zwar in einer äußerlichen Toilette erscheinen werden, für deren künstlerischen Geschmack und guten Effect der Name oder vielmehr das glänzende decorative Talent des Meisters bürgt, welcher die Herstellung des Arrangements und die Ausschmückung leitet, des Münchener Architekten und Bildhauers Gedon. Seit dem 16. ist derselbe dort bereits thätig, mit seinen Arbeitern die in München verfertigte Decoration aufzustellen.

Das ist nun zwar Alles schön und gut. Aber dennoch kann ich auch und können sich sogar Viele mit mir nicht sonderlich für die ganze Sache erwärmen und begeistern, nicht recht absehen, daß dieselbe zum rechten Heil der deutschen Kunst und Künstler dienen könne und werde. Jene erscheint zum Wettkampf mit der der andern Nationen diesmal buchstäblich „unvorbereitet wie sie sich hat", tritt so in eine große und glänzende Gesellschaft von solchen, welche das gerade in der sorgfältigsten Weise seit drei Jahren gethan haben. Vieles, worauf sie einige Ursache hat besonders stolz zu sein, muß sie daheim lassen, weil es entweder zu groß für den Raum (z. B. G. Richters „Pyramidenbau", Pilotys „Thusnelda") ist oder zu deutsch-patriotisch für die Franzosen sein könnte. Sie wird in Berücksichtigung dessen „hors concours" erklärt. Aber ist das eine wahrhaft würdige und begehrenswerthe Stellung, seitab zu stehen auf dem Ringplatz und an den Ehren für die Sieger und für die Besten keinen Theil zu haben, während andererseits diese Ausnahmeposition weder die französische Kritik noch die Spottlust im mindesten entwaffnen oder einen Schild gegen deren Messer und Pfeile verleihen dürfte?!

Wenn wir annehmen könnten, daß jene Kritik, welche dort an den deutschen Kunstwerken geübt werden wird, eine unbefangene, vorurtheils- und parteilose wäre, so brauchte diese Sorge freilich nur gering zu sein. Trotzdem so viele ungünstige Bedingungen und hindernde Umstände zusammentrafen, um unserer Kunst das Auftreten dort und den rechten Erfolg desselben zu erschweren, so würde die eigene Tüchtigkeit und Schönheit der erwählten Werke der Malerei und Plastik sie darüber triumphiren lassen und sich die rechte Wirkung auch auf französische Sinne und Seelen und die verdiente Schätzung allgemein erringen, falls eben jene Antipathien das Urtheil nicht unheilbar trübten. Denn . . . „es sind auch Sächelchen dabei" . . ., die neben dem Besten bestehen können, was die modernen Künste überhaupt geschaffen haben bei uns und anderwärts.

Die Gesammtzahl vertheilt sich so, daß, während von Düsseldorfer Künstlern 29 Maler mit 42 Bildern, von München 29 mit 43 und ein Bildhauer (Wagmüller) mit 5 Sculpturen, von Weimar 9 Maler mit 9, von Karlsruhe 5 mit 6, von Stuttgart 2 mit 2, von Königsberg 2 mit 2 Bildern sich betheiligen, wozu noch aus andern Städten Deutschlands und des Auslandes etwa 8 Bilder und 6 Sculpturen kommen, 29 Berliner Maler und 7 Bildhauer 48 Gemälde und 12 Sculpturwerke entsenden. Die Nationalgalerie hat im Ganzen 26 Gemälde und 4 plastische Werke dazu hergegeben, aus kaiserlichem Privatbesitz kommen 5, aus andern Sammlungen 90 Bilder und 7 Sculpturen, aus dem Besitz der Künstler 37 und 14. Die erwählten Berliner Maler führen Namen von bestem Klange: Amberg, K. Becker, die drei Brüder Oskar, Reinhold und Karl Begas, Bennewitz von Loefen, Biermann, Ehrentraut, Gentz, C. Gräb, Gräf, Gussow, Graf Harrach, Henneberg (der Verstorbene), Albert Hertel, O. v. Kameke, L. Knaus, F. Kraus, Knille, A. Menzel, Paul Meyerheim, M. Michael, Gustav Richter, F. Schauß, C. Scherres, Schrader, Spangenberg, C. Steffeck, P. Thumann, Fritz Werner, Chr. Wilberg, Encke, Hartzer, F. Schaper, Faßmann-Hellborn, R. Toberentz. Anton v. Werner selbst schloß sich aus von der Betheiligung. Selbst in dem Verzeichniß der etwa 40 illustrirten Werke, welche, etwas überflüssiger Weise, wie mich dünkt, gleichfalls in dem deutschen Saal ausgelegt werden sollen, fehlen sein „Trompeter von Säckingen", seine „Aventiure", sein „Gaudeamus".

Eine eingehende Besprechung dieser ganzen deutschen Ausstellung zu geben, wird mir erst von Paris aus möglich werden. Nur von einigen Stücken will ich hier erzählen, die, von Berliner Meistern geschaffen, allerdings zu den besten Trumpfen gehören, welche wir überhaupt auszuspielen haben. An erster Stelle unter den Bildern nenne ich das „Walzwerk" von Adolf Menzel aus der Nationalgalerie, das kleine, kaum minder bewundernswerthe Bild im Besitz des Kunstsammlers Herrn Meyer in Dresden, „Tanzpause" (auf einem Hofball) und fünf von jenen Aquarellen und Gouachegemälden, die auf der deutschen Ausstellung zu München und auf der im letzten Herbst zu Berlin das Entzücken aller Künstler und sonstigen Urtheilsfähigen bildeten. — Gustav Richter sendet die bekannten beiden Familienbilder, von denen das eine ihn selbst mit seinem Aeltesten, dem das volle Champagnerglas schwingenden, nackten Knaben, auf dem Arm, das andere seine schöne Frau, in prächtiger künstlerischer Tracht, den Zweiten an Brust und Wange drückend, darstellt; und das herrliche Bildniß in ganzer Figur des Fürsten Carolath. Von Ludwig Knaus wird der Nationalgalerie das allbekannte liebenswürdige Bild „Kinderfest" („wie die Alten sungen, so zwitschern die Jungen") entnommen Die Feinheit seines Blicks und seiner Beobachtung für das Kinderleben und die kindlichen Charaktere, seine Kunst der malerischen Darstellung ihres naiven Reizes, ihrer Anmuth, ihrer unbehülflichen Grazie, ihrer Drolligkeit, ihres allerliebsten, halb bewußten, halb unbewußten Nachahmens der Alten und Großen, hat er in keinem Bilde glänzender offenbart als in diesem. Zwei neue, seit Mitte April erst frisch von der Staffelei gekommene Bilder von Knaus werden diesen beigesellt; die Lepke'sche Gemäldehandlung hatte sie erworben und schließt sie

Digitized by Google

der Berliner Sendung an. In Bezug auf die Malerei kommen sie dem Vollendetsten gleich, was ihr Autor je geschaffen hat. Wenn ihn die Jury der Weltausstellung von 1867, zu welcher er seinen „Invaliden" und den „kartenspielenden Schusterbuben" gab, diese Werke mit der großen Ehrenmedaille belohnte, so gebührt sicher mit gleichem Recht die gleiche Auszeichnung diesen neuesten köstlichen Schöpfungen seiner malerischen Kunst und seines gemüthlichen Humors; aber auch sie sind ja hors concours! Das eine der Beiden zeigt einen alten graubärtigen Trödler und Pfandleiher, in dessen Kopf sich Geschäftssinn, Schlauheit, Freude an deren Besitz, mit natürlicher Gutmüthigkeit und Munterkeit wunderlich mischen, einen gelehrigen Knaben von verwandter Anlage in gewissen Handwerksgeheimnissen unterrichtend, die dieser geweckte Rothkopf schnell begreift. Wie gut er des Alten weise Lehren sich in's Herz geprägt und sie zu befolgen gelernt hat, zeigt das zweite Bild: das junge Finanzgenie steht in frappanter Leibhaftigkeit, das rosige Gesicht von glückseligem Lächeln strahlend, vor uns da, den ersten Geschäftsgewinn, ein Markstück, in sein Portemonnaie versenkend. Am Boden neben ihm liegen Hasen- und Hundefelle und ein Pack wollene „Producte", die ersten Objecte, an denen sich die jugendliche Kraft bewährte, die berufen scheint, einst Millionen zu bewegen. Der leise, satirisch gefärbte Humor in diesen Bildern ist dennoch frei von jeder Bosheit. Ihr heiteres, gutmüthiges Behagen theilt sich dem Beschauer mit. Die Farbe gleicht in ihrer Tiefe, ihrem Reichthum und ihrem wundervollen Schmelz der der Cabinetsstücke der besten alten niederländischen Meister, die Behandlung der Malerei ist von höchst geistreicher Eigenart und seltener Vollendung. Unter C. Gussows Einsendungen befindet sich auch das Meisterwerk der Bildnißmalerei, die alte Dame mit weißem Haar.

Mit gutem Grund und in richtiger Erkenntniß der ganzen Wucht und Bedeutung des Kunstschaffens von Reinhold Begas ist A. v. Werner bemüht gewesen, so viele wie möglich von den herrlichen Gebilden dieses mächtigen und kühnen Genius nach Paris zu führen. Die Nationalgalerie gab die erst vor kurzem in Marmor vollendete, für sie gemeißelte Gruppe des Merkur, welcher, Psyche tragend, sich zum Fluge zum Olymp aufschwingen will, dies an Erfindung, Modellirung und Marmorarbeit gleich außerordentliche Werk, und jene bewunderte Porträtbüste Adolph Menzels. Begas fügte die Büste der vor kurzem verstorbenen, vielbeklagten Gattin des Schriftstellers Hans Hopfen und den Bronceguß jener grandiosen, stürmisch bewegten Gruppe hinzu, deren Modell auf der Ausstellung des Jahres 1876 erschien: der „Raub der Sabinerin". Die Gießerei von Gladenbeck in Berlin hat hier eine des Modells in jeder Hinsicht werthe, überaus seltene Meisterleistung vollbracht. Nichts als die Nähte hatte Begas von dem Bildwerk hinweg zu nehmen. Keines Ciseleurs Feile und Raspel ließ er über die zarte Oberhaut dieser ehernen Glieder gehen. So wurden sie verschont von der gebräuchlichen mechanischen Zurichtung, welche in unseren Erzgüssen so oft das feinere Leben der Form tödtet. So blieb diesem Guß die ganze erste Frische, das lebendig Pulsirende des Modells und der edle, tiefe, weiche Ton des Erzes erhalten, wie wir ihn an antiken Broncen kennen, bei modernen deutschen aber sonst meist dem blanken, hellen, goldig-kupferigen Glanz des geraspelten Metalls weichen sehen. Keines Medicäers Güte, Kunstverständniß und Begeisterung danken wir es, daß dies Werk in solcher Form, in eherner dauernder Gestalt nach Paris kommt. Der Künstler hat den Guß auf eigene Kosten ausführen lassen. So wird es dort den imposanten Mittelpunkt der deutschen Ausstellung bilden, ein Hauptmerkziel der Betrachter.

Dem ganzen Unternehmen der verspäteten und fragmentarischen Beschickung gegenüber mag man sich skeptisch verhalten. Aber eine gewisse Genugthuung wird uns dennoch dadurch gewährt, unseren Gegnern nach so langer Zeit einmal wieder mit nicht ungerechtfertigtem Stolz sagen zu können: Sie sehen, was wir können! und, indem wir ihnen dies Gekonnte vor's Auge stellen, sie damit vielleicht sogar — zu bekehren.

Ludwig Pietsch.

Notizen.

Der Depeschenwechsel in der Orientfrage war in der letzten Zeit so lebhaft, daß der fleißigste Leser kaum damit Schritt halten konnte. Die Diplomaten waren noch thätiger als die Journalisten und liefen diesen den Rang ab. Selbst die Engländer, die sich in ihren amtlichen Schriftstücken sonst gewöhnlich knapp fassen und den russischen Redeschwall vermeiden, zeigten eine auffällige Ergiebigkeit der Production. Lord Salisburys Rundschreiben füllte mehrere Spalten, zur Verzweiflung unserer Zeitungen, die trotz ihrer Russenfreundlichkeit stets erschrocken sind, wenn der redselige Gortschakow sie zu langen Mittheilungen zwingt, welche den für die Localnachrichten und Annoncen nöthigen Raum in empfindlicher Weise vorwegnehmen. Großen Beifall fand denn auch das letzte russische Circular vom 9. April, weil es sehr kurz gerathen war. Die greisenhafte Weitschweifigkeit des Petersburger Kanzlers hatte schon in der zuerst veröffentlichten Beilage ihre Befriedigung erhalten. Im Uebrigen kann die Presse sich etwas darauf einbilden, daß ihr die officielle Publicistik durch Schlagfertigkeit und Fülle den Rang abzulaufen sucht. Schuwalow in London wollte Salisburys schriftlichen Maidenspeech dadurch herabsetzen, daß er naserümpfend sagte, die Depesche wäre ein passender Artikel für die Saturday Review gewesen, an welcher nämlich der englische Minister früher mitgearbeitet zu haben in schwerem Verdacht steht. Der russische Botschafter merkte aber gar nicht, welches Compliment er damit dem neuen Staatssecretär des Auswärtigen machte. Als ob ein langsam ausgeklügeltes officielles Schriftstück, zu welchem oft talentvolle Secretäre oder Räthe das Concept liefern, nicht ungleich weniger Geisteskräfte beanspruchte als ein unter dem Impuls des Moments sowie im Drange widersprechender Nachrichten und Telegramme geschriebener Artikel. Ein halbwegs geschulter Diplomat kann mit einigem Fleiß und sonstigen Anlagen Jedermann werden. Für den Journalismus indessen sind ganz besondere Gaben, eine unverwüstliche Frische, sowie ein dauerhaftes Nervensystem erforderlich. Allerdings gibt es Pseudojournalisten so gut wie Pseudodiplomaten, aber sie sind auch ohne Einfluß. Erstaunlich ist, was namentlich in Wien von sogenannten hochofficiösen Federn an gespreizten Redensarten geleistet wird, bei welchen stets der zweite Satz den ersten wieder aufhebt und einem schließlich zu Muthe wird, als wenn das bekannte Instrument im Kopfe herumginge. Solche Elaborate diplomatisirenden Stils grassiren heutzutage in einer Anzahl von Blättern mit einer Vehemenz, daß man davonlaufen möchte. Die Verfasser bilden sich ersichtlich viel darauf ein, wenn sie ein mysteriöses, ineinandergewundenes, für den gewöhnlichen Menschenverstand und den bescheidensten literarischen Geschmack vollkommen unverdauliches Opus mühsam zu Stande gebracht haben. Die Herren wissen nicht, daß jeder aufmerksame Leser, sobald er auf ein solches breitspuriges Geschwätz stößt, dasselbe regelmäßig überspringt und sich nach gesunderer Kost umsieht. In unseren Literaturhistorien aber, die sonst Alles rubriciren, sollten die neueren Staatsschriften, eingetheilt nach Nationen, Klassen und Zeitperioden ihre Stelle finden. Darüber ließen sich die interessantesten Antithesen zum Besten geben. Auch wäre der Untersuchung werth, wie der vielgerühmte Realismus der Gegenwart im Gegensatz zu der früheren gewissenspeinlichen Schule auf die Erzeugung der zeitgenössischen Depeschen, Memorandums und Verbalnoten eingewirkt hat. Wer Muße hätte, könnte ein fesselndes Buch über den dankbaren, bis jetzt fast noch gar nicht ausgenutzten Stoff schreiben. Auch die Redaction der neueren Friedensinstrumente müßte hereingezogen werden. Der famose Vertrag von St. Stefano wäre eine Fundgrube für den wissenschaftlichen Forscher. Solche Piecen wollen allerdings sorgsam studirt sein. Man entdeckt dann bald eine unglaubliche Menge von verfänglichen Anspielungen und Winken. Soviel über den Präliminartractat vom 3. März geschrieben wurde, hat doch Niemand den sonderbaren Passus beachtet, wo von den precären Finanzen der Türkei gesprochen wird, die zu einer territorialen Entschädigung genöthigt hätten. Unerhört wohl ist ein solches buchstäblich zu verstehendes Armuthszeugniß, welches einem Mitcontrahenten vor den Augen der Welt ausgestellt wurde. Der halb verborgene und doch deutliche Sinn jenes merkwürdigen Artikels ist aber, daß wer nur immer etwas von den im Orient engagirten Mächten zu hoffen hat, sich künftig nicht etwa an die von Mitteln entblößte Pforte, sondern anderswohin wenden möge, zumal geheime Fonds in dem großbritanischen Budget aus sittlichen Gründen notorisch durch ihre Abwesenheit glänzen. Die Zumuthung ist jedoch um so stärker, als der gegenwärtige Stand der russischen Finanzen auch die bescheidensten Ansprüche in jener Richtung schwerlich befriedigen dürfte. Die Russen wollen indessen jetzt mit einiger Schonung behandelt sein; sie sind sehr verstimmt durch den berüchtigten Proceß der Wjera Sassulitsch. Auch ist es ihnen nicht unlieb, wenn eine Revolution in Petersburg prophezeit wird. Etwa wie jener wunderliche Kauz von fragwürdiger Existenz, welcher gern mit einem Huissier öffentlich gesehen wurde. Denn, sagte der Mann, wenn die Leute glauben, man werde wegen Schulden verhaftet, so beweist das doch immerhin, daß man einmal Credit gehabt haben muß.

Digitized by Google

Inserate.

Bücher-Ankauf L. Glogau Sohn. Hamburg, Burstah.

Neuestes Werk von Friedr. Spielhagen.

Soeben erschien:

Das Skelet im Hause

von

Friedr. Spielhagen.

Preis broschirt 3 M. — elegant gebunden 4 M.

Verlag von L. Staackmann in Leipzig.

Soeben erschien:

Schlitzwang.

Ein Roman aus dem achten Jahrhundert

von

Adolf Glaser.

Elegant ausgestattet 4 M.

Das Werk gehört zu der kleinen Minorität von Romanen, welche die besondere Aufmerksamkeit aller Freunde der Literatur verdienen.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

Verlag von H. W. Müller in Berlin.

Für akademisch gebildete Leser!

In meinem Verlag ist soeben erschienen:

Das Hohelied

vom

Deutschen Professor

oder

des berühmten Archäol. Balthasar Schwennecke Meinungen, Wünsche, Ungebührlichkeiten und Irrwege, sowie endgültige Läuterung durch die Weihe einer großen wissenschaftlichen That.

Humoristische Blätter

von **Ernst Eckstein.**

In vornehmster Ausstattung. Preis 1 M.

Leipzig, Richard Eckstein's Verlag.

Bücher-Ankauf.

Grössere u. kl. Privatbibliotheken, sowie einzelne gute Werke kauft zu höchsten Preisen L. M. Glogau Sohn, Hamburg, Burstah.

Verlag von C. F. Simon in Stuttgart.

Aus verschiedenen Welten.

Novellen

von

Ralph Schropp.

Elegant geheftet. Preis 5 M.

Ein ehemaliger Offizier, wegen Invalidität verabschiedet, in völlig unabhängiger Lage, mit erprobter schriftstellerischer Begabung, wünscht mit einem größeren Journal oder einem sonstigen litterarischen Unternehmen in Verbindung zu treten. Gefl. Offerten sub L. 5 in der Exp. d. Gegenwart.

Redacteur gesucht

für eine, in einer großen Stadt Südwest-Deutschlands in's Leben zu rufende, populär gehaltene autographische Correspondenz zur Bekämpfung der extremen Parteien socialistischer, ultramontaner u. radical democratischer Richtung. Erforderniß ist: tüchtige **wissenschaftliche** — vorzugsweise volkswirthschaftliche — Bildung und **volksthümliche Schreibweise.** Nähere Mittheilungen über seitherige Stellung, sowie Einsendung einiger Probe-Arbeiten unter **F. M. 452** an Haasenstein & Vogler in Berlin.

Neuer Verlag von **Robert Oppenheim** in **Berlin.**

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Hillebrand, Karl, Profile. (Zeiten, Völker und Menschen, Bd. IV.) gr. 8. Preis: 6 M.

Maipredigten v. Frater Hilarius. (Eduard Fentsch.) Fünfte Auflage. Eingeleitet von Ludwig Steub. 8. Preis: geheftet 2 M, fein gebunden 3 M.

Naumann, Emil, Prof. Dr., **Darstellung** eines bisher unbekannt gebliebenen Stylgesetzes im Aufbau des classischen Fugenthema's. gr. 8. Preis: 1 M. 50 Pf.

Hackländer's nachgelassenes Werk.

Im Verlag von **Carl Krabbe** in **Stuttgart** ist soeben erschienen:

Der Roman meines Lebens.

von

F. W. Hackländer.

Mit Hackländer's Portrait (1877).

Complet. 2 Bände.

Preis geh. 10 M. 50 Pf, eleg. geb. 13 M.

Vorräthig in allen Buchhandlungen.

In unterzeichnetem Verlag erschien soeben und ist vorräthig in allen Buchhandlungen:

David Friedrich Strauß

und die

Theologie seiner Zeit

von

Dr. A. Hausrath.

Zweiter Theil.

(Schluß des Werkes.)

6 Mark.

Inhalt: I. **Lösung von der Theologie.** Biographisches. Glaubenslehre. Ehestand. II. **Politische Laufbahn.** Der Romantiker auf dem Throne der Cäsaren. Str. als Publicist. Parlamentswahl. Landständische Thätigkeit. III. **Literarisches Wanderleben.** München. Weimar und Köln. Heidelberg. IV. **Rückkehr zur Theologie.** Die Theologie der Reactionsperiode. Das Huttenmanifest. Reimarus-Studien. Vorarbeiten zum Leben Jesu. Das neue Leben Jesu. V. **Kampf gegen den kirchlichen Liberalismus.** Die neue Aera. Der badische Kirchenstreit. Die Halben und die Ganzen. VI. **Letzte Bekenntnisse.** Alters Anfang. Der alte und der neue Glaube. Lebensende. Rückblick. — Beilagen, Nachträge und Berichtigungen.

Heidelberg, im März 1878.

Fr. Bassermann'sche Verlagsbuchhandlung.

BAD HOMBURG

eine halbe Stunde von Frankfurt a. M.

Homburgs Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten mit gestörten Functionen des **Magens** und **Unterleibs,** auch bei chronischen Leiden der **Drüsen des Unterleibs,** namentlich der **Leber** und **Milz,** bei der **Gelbsucht, Gicht** etc.

Mineralbäder nach **Schwarz**'scher Methode, **Sool-** und **Kiefernadel-Bäder.**

Orthopädisches Institut und Kaltwasser-Heilanstalten.

Vorzügliche Molken, von einem Senner in Appenzell bereitet.

Alle fremden Mineralwässer.

Die Reinheit der frischen Bergluft empfiehlt Homburg ganz besonders zu stärkendem Aufenthalt für Nervenleidende.

Das elegante Kurhaus mit seinen reich ausgestatteten Lesezimmern und Conversationssälen, der schattige Park mit ausgedehnten Anlagen, die unmittelbare Nähe des Haardtwaldes und Taunusgebirges, die Mannigfaltigkeit der Unterhaltungen (Concerte, Theater, Illuminationen, Waldfeste etc.) erhöhen die Annehmlichkeit des Aufenthaltes.

WIESBADEN.

Altbewährte, seit vielen Jahrhunderten bekannte, alkalische Kochsalz-Thermen (30—55° Réaum.).

Cur ununterbrochen während des ganzen Jahres.

Nahe an 900 Thermalbäder. Kaltwasser-Heilanstalten. Fichtennadel-, Russische-, Römisch-Irische-, Dampf- und Schwimmbäder. Mineralische und medicinische Bäder jeder Art. Heilgymnastische Anstalt. Pneumatische Apparate. Elektricität. Berühmte Augenheilanstalt. Molken und Ziegenmilch. Milchcur-Anstalten. Mineralwasser aller bekannten Quellen in frischester Füllung. Traubencur.

Täglich Concerte des städtischen Curorchesters in den prachtvollen Sälen des Curhauses, in den Gärten und am Curbrunnen. **Militär-Concerte, Extra-Concerte. Lesecabinet** mit 260 Zeitungen. **Spielzimmer, Cafésalons** und **Restaurationssäle,** Billards, **Park-Anlagen** und **Trinkhalle. Reichdotirtes Königliches Theater. Bälle** und **Réunions. Jagd** und **Fischerei.**

Anerkannte **Lehranstalten** und **Institute. Gymnasien** und **Pensionate. Vorzügliches Klima, prachtvolle Lage** und **reizende Umgebung,** in nächster Nähe des Rheins. Ausflüge per Eisenbahn und Dampfboot.

Prospecte gratis.

Städtische Cur-Direction zu Wiesbaden: **F. Hey'l.**

Hierzu eine Beilage von der Verlagsbuchhandlung E. H. Mayer in Köln und Leipzig.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N.W., Luisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 18. Berlin, den 4. Mai 1878. Band XIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Chronik der Orientdinge bis zum Frieden von S. Stefano. Von Politicus. — **Literatur und Kunst:** Hymnus an den Frühling. Von Martin Greif. — „Ist Galilei gefoltert worden?" Gegenbetrachtungen von Karl von Gebler. I. — Der wilde Jäger. Eine Waidmannsmär von Julius Wolff. Besprochen von Albert Traeger. — Die Weltausstellung von 1878. Von Paul d'Abrest. I. — Vom deutschen Theater. Von Joseph Kürschner. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Chronik der Orientdinge bis zum Frieden von S. Stefano.*)

Von Politicus.

Vom Waffenstillstand von Adrianopel bis zum Friedensschluß.

Je mehr und je schneller sich der russisch-türkische Krieg seinem Ende näherte, um so stärker trat die Eifersucht Englands auf den daraus für Rußland zu erwartenden Machtzuwachs hervor und führte schließlich zu einer „Action", welche an den Charakter einer Kriegsdrohung nahe heranreichte und einen eventuellen englisch-russischen Krieg, dessen Wahrscheinlichkeit bereits mehrmals recht nahe lag, einzuleiten bestimmt ist. Die Entwickelung der Dinge vom Waffenstillstand von Adrianopel (31. Januar) bis zum Friedensschlusse von S. Stefano (3. März) wird wesentlich beherrscht durch die Intervention Englands und durch die zum friedlichen Abschlusse der Orientdinge auf einem Congresse unternommenen Schritte der östreichisch-ungarischen Regierung.

Am 17. Januar war das drei Wochen vor der üblichen Zeit einberufene englische Parlament eröffnet worden. In dem auf die auswärtige Politik bezüglichen Abschnitte der Thronrede heißt es:

> „Ich habe für geeignet erachtet, Sie vor der gewöhnlichen Zeit zu versammeln, damit Sie von meinen Bestrebungen, den Krieg im Orient zu beendigen, unterrichtet werden und damit ich den Rath und die Unterstützung des Parlaments in der gegenwärtigen Lage der öffentlichen Angelegenheit erhalten kann." — Nachdem des türkischen Gesuchs an die neutralen Mächte um Friedensvermittelung und der nach Ablehnung desselben von England allein beim Kaiser von Rußland gethanen Schritte gedacht worden, wird der Hoffnung Ausdruck gegeben, daß die zwischen Rußland und der Pforte durch die guten Dienste Englands vermittelten Verhandlungen zu einer friedlichen Lösung der streitigen Punkte und zur Beendigung des Krieges führen mögen. Es heißt darauf weiter: „Meinerseits soll es an keinen Bemühungen fehlen jenes Ergebniß zu fördern. Bisher hat keiner der Kriegführenden die Bedingungen verletzt, auf welche meine Neutralität begründet ist, und ich glaube gern, daß beide Parteien sie zu respectiren wünschen, so weit es in ihrer Macht sein wird. So lange diese Bedingungen nicht verletzt werden, wird meine Haltung fortdauern dieselbe zu sein. Allein ich kann mir nicht verhehlen, daß, falls die Feindseligkeiten unglücklicher Weise verlängert würden, ein unerwartetes Ereigniß es mir auferlegen dürfte Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen. Solche Maßregeln können ohne genügende Vorbereitungen nicht wirksam getroffen werden und ich hoffe auf die Freigebigkeit des Parlaments, daß es die Mittel, die für jene Zwecke nothwendig sind, bewillige."

Gleichzeitig wurde die diplomatische Correspondenz über das Friedensgesuch der Pforte veröffentlicht. Es wurde dadurch bestätigt, daß Earl Derby die Anfrage des türkischen Botschafters Mussurus Pascha, ob die englische Regierung nichts weiter thun könnte, um die Pforte in ihrer schwierigen Lage zu unterstützen, verneint hatte. England, so wurde dies „Nein" motivirt, sei nicht vorbereitet, um der Pforte militärischen Beistand zu leisten; da Rußland beschlossen hätte, alle Vermittelungen und Anerbietungen im gegenwärtigen Momente zurückzuweisen, so wäre es nutzlos weitere Versuche zu machen. — In beiden Häusern des Parlaments begann sofort die Adreßdebatte. Im Oberhause begründete der Premier Earl Beaconsfield, im Unterhause der Schatzkanzler Northcote die Haltung der Regierung; sie erklärten, die Regierung kenne die Friedensbedingungen Rußlands noch nicht und könne daher dem Parlamente auch noch keine bestimmten Vorschläge machen. Was aber auch jene Vorschläge sein möchten, so sei in dem Falle, daß die Friedensbedingungen internationale Abmachungen und nicht nur zwischen Rußland und der Pforte bestehende Verhältnisse änderten und berührten, die Zustimmung der andern Mächte erforderlich, d. h. der „Signatarmächte" der Verträge vom 30. März 1856 und vom 13. März 1871. Earl Salisbury, der Staatssecretär für Indien, führte weiter aus, daß jetzt die Wogen des Krieges sich den Punkten zuwälzten, wo „englische Interessen" in Frage stehen. — Die officiöse „Agence russe" gab gleichzeitig denen, welche dem englischen Cabinet unterstellten, daß es den Kriegführenden das Recht, über die Friedenspräliminarien mit einander übereinzukommen, abspreche, Folgendes zu bedenken: die englische Regierung müsse, um ihre Forderungen zu fixiren, doch wohl die Friedenspräliminarien abwarten. Zunächst müsse durch eine Verständigung der beiden Kriegführenden eine Basis für die Berathungen der europäischen Mächte über die definitiven Vereinbarungen geschaffen werden; die schließliche Intervention Europas abzuweisen liege nicht in der Absicht der russischen Regierung. — Auf eine am 21. Januar gestellte Anfrage Dillwyns im Unterhause erklärte der Schatzkanzler Northcote am 22. Januar, daß auf einen directen Appell des Sultans an die Königin Victoria diese, auf den Rath der Minister, dem Kaiser von Rußland telegraphisch mitgetheilt habe, daß ein solcher Appell an sie ergangen sei und daß sie denselben nicht unbeantwortet lassen könne; da der Kaiser ihren ernstlichen Friedenswunsch kenne, zögere sie nicht ihm die Thatsache mitzutheilen, und hoffe sie, daß die Waffenstillstandsverhandlungen beschleunigt und zu

*) Vergl. Nr. 12 der „Gegenwart".

Digitized by Google

einem für die Pforte ehrenhaften Frieden führen würden. Die Königin habe den Sultan telegraphisch von ihrem Schritte beim russischen Kaiser in Kenntniß gesetzt.

Die erste der in der englischen Thronrede angekündigten Vorsichtsmaßregeln war die am 23. Januar an das englische Geschwader in der Besika-Bai telegraphisch ertheilte Ordre, auf Grund eines von der Pforte ertheilten Passage-Fermans in die Dardanellen einzulaufen. Am 24. Januar zeigte ferner im Unterhause Schatzkanzler Northcote an, daß er am 28. Januar einen Supplementarcredit für maritime und militärische Zwecke beantragen werde; er erklärte, auf eine Bemerkung des Führers der Opposition Lord Hartington, die Regierung glaube, da ja die russischen Friedensbedingungen nicht nur nicht bekannt seien, sondern auch außerdem von bedeutenden russischen Streitkräften der Vormarsch gegen Constantinopel fortgesetzt werde, nicht länger ihre „Vorschläge" verzögern zu dürfen. — Am 25. Januar reichten die Staatssecretäre Earl Derby (Auswärtiges Amt) und Earl Carnarvon (Colonien) ihre Entlassung ein und der Letztere bezeichnete im Oberhause als seine Gründe dafür die Entsendung der englischen Flotte nach den Dardanellen und die Forderung des Supplementarcredits. Er beharrte auch bei seinem Vorsatze — zu seinem Nachfolger wurde Hicks-Beach ernannt —, während Earl Derby sein Entlassungsgesuch zurückzog, nachdem das bereits in die Dardanellen eingelaufene Geschwader Contreordre erhalten hatte und in die Besika-Bai zurückgekehrt war. — Am 28. Januar begründete der Schatzkanzler Northcote die Creditforderung im Unterhause damit, „daß dieselbe in der Situation liege". Die „Friedensbasen" seien wohl autoritativ bekannt (Graf Schuwaloff hatte sie am 25. Januar dem Earl Derby mitgetheilt), lägen aber noch nicht officiell vor; sie müßten die Aufwerfung von Fragen veranlassen, die durch einen Congreß zu regeln sein würden. Die Regierung verlange die Bewilligung des Credits als ein Vertrauensvotum, „um in jeder Hinsicht stark auf dem Congresse erscheinen zu können". Der Schatzkanzler theilte gleichzeitig den wesentlichen Inhalt der Friedensbasen mit, wobei er namentlich auf Bulgarien hinwies, welches innerhalb der Türkei eine bedeutende neue Macht unter einem Rußland ergebenen Fürsten bilden würde; auch die Form der von Rußland geforderten Kriegsentschädigung sei eine sehr elastische. Der die Meerengenfrage behandelnde Punkt sei endlich nicht klar gefaßt; England würde niemals eine separate Lösung dieser Frage anerkennen. Nicht minder sei anderer Punkte wegen ein europäischer Congreß nothwendig. Wiederholte Erklärungen der östreichisch-ungarischen Regierung zeigten, daß diese die bezügliche Ansicht Englands theile. Als durch das Vorrücken russischer Truppen in der Richtung auf Gallipoli die Dardanellen bedroht erschienen, habe die Regierung beschlossen, die Flotte dorthin zu senden und zu diesem Zwecke beim Sultan einen Passage-Ferman nachgesucht und bewilligt erhalten. Sobald es hieß, daß die Pforte bereit sei, die russischen Friedensbasen anzunehmen, und daß die Meerengenfrage durch eine Conferenz geregelt werden solle, wäre die Flotte contremandirt worden. Die Flottenbewegung hätte übrigens mit der Creditforderung nichts gemein. Die Frage sei, ob England mit der Stärke einer einigen Nation zur Conferenz gehen solle. England sei zwar, wenn es auf die Probe gestellt würde, ebenso stark wie früher; die Regierung könnte aber nicht den Frieden fordern, wenn man fortwährend im Lande verbreite, England fürchte sich in den Krieg zu gehen. Der geforderte Credit brauche nicht verausgabt zu werden; er solle nur die Regierung in den Stand setzen, auf der Conferenz mit Macht ausgerüstet zu sein nnd Englands Recht wirksam zu machen. Die Regierung verlange das Vertrauen des Hauses, indem sie versichere, daß ein solcher Schritt der wirksamste Schutz des Friedens sein würde.

Am 28. Januar wurde aus Wien officiös gemeldet, daß die russischen Friedensbedingungen dort amtlich mitgetheilt worden seien und „lediglich deshalb befriedigten", weil Rußland selbst für die Hauptpunkte die Nothwendigkeit der Genehmigung Europas betone. Graf Andrassy sei mit einigen Punkten nichts weniger als einverstanden und habe daraus Rußland keinen Hehl gemacht. In seiner vom 28. Januar datirten Note, die am 30. Januar dem Fürsten Gortschakoff übergeben wurde, erklärte Graf Andrassy, Oestreich bestreite in keiner Weise das Recht der Pforte, Verträge in ihrem Interesse abzuschließen; es müßten aber die Friedensbasen, soweit dadurch bestehende Verträge alterirt und die östreichischen Interessen gestreift werden könnten, so lange als nicht zu Recht bestehend betrachtet werden, bis etwa auf einer Conferenz neue Vereinigungen unter den Signatärmächten getroffen wären. — Der russische Botschafter Herr von Nowikoff übermittelte in Wien alsbald die telegraphische Antwort Gortschakoffs; der Letztere schloß sich darin durchaus der Anschauung des Grafen Andrassy an, in dem „gemäß dem stets von Rußland festgehaltenen Standpunkte" eine Mitwirkung oder Sanctionirung der Vertragsmächte bei den Friedensbedingungen, die einer Modification fähig wären, vollkommen anerkannt werde. Gegen eine Conferenz habe Rußland nichts einzuwenden. — In ähnlicher Weise hatte Earl Derby in einer Depesche vom 29. Januar erklärt, daß er Abmachungen zwischen den Kriegführenden nicht als endgültig ansehen könne, soweit dieselben europäische Verträge modificirten und dadurch allgemeine europäische und englische Interessen berührt würden. Diese Abmachungen müßten zum Gegenstand eines formellen Einvernehmens zwischen den Signatärmächten gemacht werden. Die englische Regierung habe diesen Vorbehalt den übrigen Regierungen mitgetheilt in der Hoffnung, daß dieselben der Erklärung Englands zustimmen würden. — Fürst Gortschakoff erklärte darauf unterm 30. Januar, der Abschluß eines Waffenstillstandes mache gewisse Friedensbasen nothwendig; dieselben sollten jedoch nicht als definitive betrachtet werden; so weit sie Fragen von europäischem Interesse beträfen, sollten sie im Einvernehmen der Signatärmächte geregelt werden. Rußland betrachte insbesondere die Meerengenfrage als eine europäische Frage, die nur unter Einvernehmen der Mächte zu regeln sei. — Earl Derby antwortete darauf am 31. Januar, er habe diese Erklärung mit Genugthuung aufgenommen, und hoffe, Rußland werde den auf die Meerengen bezüglichen Punkt der Friedensbasen annulliren.

Am 31. Januar wurde, wie bereits früher ausführlich berichtet worden, der Waffenstillstand von Adrianopel unterzeichnet und damit dem russisch-türkischen Kriege ein Ziel gesetzt. Sehr bemerkt wurde bei dieser Gelegenheit eine Ansprache, welche Kaiser Alexander an das Offiziercorps des 83. Regiments (Wiborg) richtete; es zum Waffenstillstand beglückwünschend, sagte der Kaiser: „Aber es ist noch nicht zu Ende. Wir müssen uns in Bereitschaft halten, bis wir einen dauernden, und Rußland würdigen Frieden erreicht haben, wozu uns Gott helfen möge!" Zu Adrianopel wurde alsbald über die Friedenspräliminarien weiter verhandelt. Von russischer Seite führten die Verhandlungen: Graf Ignatieff, der ehemalige Botschafter, und Herr von Nelidoff, der ehemalige Geschäftsträger in Constantinopel; von türkischer Seite der Minister des Aeußeren Serwer Pascha, der am 9. Februar durch Savfet Pascha ersetzt, und Namik Pascha, an dessen Stelle bald Saadullah Bey, der türkische Botschafter in Berlin, ernannt wurde.

Nachdem die Idee eines „Congresses" oder einer „Conferenz" längere Zeit ventilirt worden — es lohnt sich nicht, auf die haarspaltende Unterscheidung dazwischen einzugehen, zumal die Betheiligten selber beide Bezeichnungen promiscue gebrauchen und Alles einig ist, daß schließlich die Sache auf Eins hinauskomme, wenn sie nämlich überhaupt zu Stande kommt — erließ Graf Andrassy, als der intellectuelle Urheber, unterm 3. Februar die Einladungen zu einem Congreß an die Signatärmächte; er schlug darin gleichzeitig Wien zum Congreßorte vor. Rußland erklärte, einen Ort in einem politisch gänzlich unbetheiligten Lande vorzuziehen. Alsbald stritten sich ein halbes Dutzend Orte Belgiens, der Schweiz und Deutschlands darum, den Congreß bei sich aufzunehmen; denn das „ist ehrenvoll und bringt Gewinn". Brüssel, Bern, Lausanne, Dresden und Baden-Baden — Wiesbaden brachte sich selber in Vorschlag!! — wurden genannt und ließen ihre Annehmlichkeiten anpreisen. Graf Andrassy aber erklärte, die Ablehnung Wiens von Seiten Rußs-

Digitized by Google

lands könne zu keinem Bedenken Anlaß geben; er habe Wien nur vorgeschlagen, weil er mit der Einladung zur Conferenz sofort einen Ort bezeichnen wollte, wo die Bevollmächtigten zur Conferenz gern gesehene Gäste seien. Die Diplomaten sind zu höfliche Leute, um derartigen liebenswürdigen Versicherungen, auch wenn sie ihnen keinen Glauben schenken, zu widersprechen. Schließlich hat Rußland sich mit Berlin als Congreßort einverstanden erklärt und wurde dieser allgemein acceptirt, obwohl Fürst Bismarck deutlich genug zu erkennen gegeben hatte, daß ihm nicht viel daran gelegen sei, den diplomatischen Herbergsvater zu spielen. Für den unserer Betrachtung unterliegenden Zeitabschnitt können wir hiermit von dem Congreßproject Abschied nehmen. Wir registriren an dieser Stelle noch, daß die bei Eröffnung des deutschen Reichstags am 6. Februar verlesene Thronrede folgende auf die Orientfrage bezügliche Stelle enthielt:

> „Die verhältnißmäßig geringere Betheiligung der Interessen Deutschlands im Orient gestattet für die Politik des Reiches eine uneigennützige Mitwirkung an der Verständigung der betheiligten Mächte über künftige Garantien gegen die Wiederkehr der Wirren im Orient und zu Gunsten der christlichen Bevölkerung. Inzwischen hat die von Seiner Majestät dem Kaiser vorgezeichnete Politik ihr Ziel bereits insoweit erreichen können, als sie wesentlich dazu mitgewirkt hat, daß der Friede zwischen den europäischen Mächten erhalten worden ist und zu ihnen allen Deutschlands Beziehungen nicht nur friedliche, sondern durchaus freundliche geblieben sind und mit Gottes Hülfe bleiben werden."

Die Debatten des englischen Unterhauses über den Supplementarcredit dauerten bis zum 8. Februar. Gladstone brachte am 4. Februar den Antrag ein, daß beide Häuser eine Adresse beschließen möchten, worin sie unter Anerkennung dessen, was bisher für die Christen in der Türkei geschehen sei, der Regierung ihre Unterstützung auf der Conferenz zusagen sollten, und motivirte diesen Antrag in einer beifällig aufgenommenen Rede. Am 7. Februar theilte Schatzkanzler Northcote mit, daß wegen der Annäherung der Russen an Constantinopel, die vielleicht den (damals noch nicht veröffentlichten) Bedingungen des Waffenstillstands entspreche, die Regierung unter Hinweis auf das Versprechen des Kaisers Alexander, daß er Constantinopel nur im äußersten Nothfalle besetzen lassen wolle, in Petersburg um Aufklärung nachgesucht habe. Die Erregung der Londoner Bevölkerung wurde durch die Parlamentsdebatten derartig gesteigert, daß auf der Straße Ovationen für Earl Beaconsfield stattfanden, während Mr. Gladstone die Fenster eingeworfen wurden. Am 8. Februar gab die Regierung im Parlament die inzwischen veröffentlichten Waffenstillstandsbedingungen bekannt. Da man in Folge derselben Ruhestörungen in Constantinopel befürchte, sei zum Schutze von Personen und Eigenthum englischer Unterthanen ein Theil der englischen Flotte nach Constantinopel beordert worden. Die Regierung habe dies den übrigen Mächten notificirt und dieselben eingeladen, dem Schritte Englands, falls sie dazu geneigt sein sollten, sich anzuschließen. Auch die russische Regierung sei davon benachrichtigt worden. Im Oberhause wies Earl Derby darauf hin, daß bei der Ungewißheit darüber, ob die Russen beabsichtigten, in Constantinopel einzurücken — jedenfalls stehe es jetzt in ihrer Macht — die englische Regierung gethan habe, was ihre Pflicht gebiete, die englische Flotte zum Schutze der englischen Unterthanen nach Constantinopel zu beordern; es liege darin keine feindselige Demonstration, wie dies auch in der Anzeige an die anderen Mächte ausgesprochen sei. Unter dem Eindruck dieser Ankündigungen, welche die Lage als eine sehr ernste erscheinen ließen, bewilligte das Unterhaus in der Nacht vom 8. zum 9. Februar den Supplementarcredit mit 328 gegen 124 Stimmen. Die hervorragenden Führer der Opposition, darunter Lord Hartington, enthielten sich der Abstimmung; Gladstone stimmte gegen die Bewilligung. Der Schatzkanzler Northcote hatte zuvor nochmals die Uneigennützigkeit der englischen Orientpolitik betont und gleichzeitig erklärt, der türkische Botschafter Mussurus Pascha habe den Earl Derby ermächtigt, die Angaben der „Daily News", daß die englische Regierung die Pforte auf nicht-officiellem Wege zum Widerstande ermuntert hätte, auf das Nachdrücklichste zu dementiren. Am 11. und 14. Februar bestätigte das Unterhaus in zweiter und dritter Lesung sein früheres Votum, welchem das Oberhaus am 21. und 22. Februar beitrat.

Von russischer Seite war inzwischen officiös (durch die „Agence russe") erklärt worden, Rußland werde in jedem Falle sein Verhalten nach dem Englands einrichten, durch das es seine volle Actionsfreiheit wieder erlangt habe. Der englischen Flottenbewegung stellten sich übrigens zunächst einige Schwierigkeiten entgegen, auf die man von englischer Seite sicher nicht gerechnet hatte. Die Pforte verweigerte nämlich die Ertheilung von weiteren Passage-Fermans für fremde Kriegsschiffe — auch die östreichische Regierung hatte einen solchen nachgesucht —, „um die Russen nicht nach Constantinopel zu ziehen". In der That richtete am 10. Februar Fürst Gortschakoff eine telegraphische Note nach London dahin gehend, daß Rußland „zum Schutze der Christen" — England hatte nur seine Unterthanen schützen zu wollen erklärt — einen Theil seiner Truppen in Constantinopel einrücken zu lassen beabsichtige. Es erhob sich eine lebhafte Debatte darüber, welchen Charakter eine russische Besetzung Constantinopels tragen würde. Die Aufregung in England stieg, als sich die Nachricht verbreitete, Rußland hätte im Laufe der Friedensverhandlungen die Auslieferung der sechs stärksten türkischen Panzerschiffe verlangt. Es wurde in der englischen Presse dafür plaidirt, daß man, da die Pforte zum Widerstande gegen Rußland unfähig sei, die Inseln Mitylene und Kreta besetzen, Griechenland zur Besitzergreifung der griechischen Provinzen der Pforte, Egypten zur Unabhängigkeitserklärung einladen möchte. Die Uebergabe türkischer Kriegsschiffe an Rußland müßte nöthigenfalls mit Gewalt verhindert werden. Das in der Besika-Bai ankernde Geschwader unter Admiral Hornby lief am 13. Februar in die Dardanellen ein; der Admiral hatte stricte Ordre mit oder ohne Erlaubniß der Pforte die Passage zu bewirken und zum Schutze der ihm folgenden gefechtsbereiten Schiffe die erforderlichen Vorkehrungen zu treffen. Der Commandant von Tschanak Kalessi, der asiatischen Dardanellenstadt, legte Protest ein, that aber keinerlei active Schritte, um das englische Geschwader an der Passage zu verhindern. Die Schiffe: „Alexander", „Temeraire", „Sultan" und „Achilles" gingen durch das Marmarameer bis nach Prinkipos (einer der an der asiatischen Seite der Einfahrt zum Bosporus gelegenen „Prinzeninseln") vor; zwei: „Agincourt" und „Swiftsure", legten sich vor Gallipoli, um jenen die Verbindung durch die Dardanellenstraße zu sichern. Der Rest des Geschwaders blieb in der Besika-Bai. Im Uebrigen protestirte England gegen die Herleitung eines „Rechtes" für Rußland Constantinopel zu besetzen, aus dieser Flottenbewegung. In Folge eines Depeschenwechsels zwischen dem Sultan und dem russischen Kaiser wurde darauf von Letzterem nachgegeben, daß die Russen — bis auf Weiteres — in Constantinopel nicht einrückten; jedoch wurde ihnen eingeräumt, einige strategische Punkte in der Nähe von Constantinopel besetzen zu dürfen. In einer Depesche Earl Derbys wurde gleichzeitig die „ernste Hoffnung" ausgesprochen, die Russen würden keine Truppenbewegung gegen Gallipoli noch irgend eine andere machen, welche die Verbindung der englischen Flotte bedrohen könnte; man würde in England finden, daß eine solche Bewegung die Sicherheit der Flotte gefährde und die Regierung vermöchte keine Verantwortung für die Folgen zu übernehmen, „die sehr ernst sein könnten". — Am 17. Febr. wurde dem Parlamente mitgetheilt, daß das englische Geschwader im Marmarameer nach der Bucht von Mudania (an der asiatischen Seite) gegangen sei; einige Tage später verlegte es seinen Ankerplatz nach Tusla (an derselben Seite etwas näher an Constantinopel, aber doch weiter davon als Prinkipos gelegen). In dieser Stellung ist es seitdem verblieben. Nach einer Regierungsmittheilung im Unterhause vom 22. Febr. hat, in Folge besonders deswegen gepflogener Unterhandlungen, Rußland sich verpflichtet, keinen Theil der Halbinsel von Gallipoli oder der (dieselben vertheidigenden) Linien von Bulair zu besetzen, noch

Digitized by Google

auch Truppen nach der asiatischen Seite der Dardanellen überzusetzen, wogegen England sich verpflichtet, auf der Halbinsel von Gallipoli keine Truppen zu landen, und ebensowenig die asiatische Seite der Dardanellen zu besetzen. Die englische Regierung fuhr inzwischen fort, sich auf den Kriegsfall vorzubereiten. Am 27. Febr. erklärte sich die „Pall Mall Gazette" zu der Erklärung autorisirt, daß beschlossen sei, Lord Napier of Magdala (den Sieger über König Theodorus von Abyssinien) als Oberbefehlshaber eines Expeditionscorps im Falle eines Krieges und Sir Garnet Wolseley (den Sieger über die Ashantis) als Generalstabschef zu verwenden.

Auch in Oestreich-Ungarn wurde die Nothwendigkeit empfunden, sich der Mittel zu außerordentlichen Militärausgaben bei Zeiten zu versichern. Am 25. Februar fand zu Wien unter dem Vorsitze des Kaisers ein großer Kronrath der gemeinsamen, der östreichischen und mehrerer ungarischer Minister statt, worin Graf Andrassy ein Exposé über die äußere Lage erstattete. Da Oestreich-Ungarn, so hieß es darin, in mehreren Punkten der Friedensbasen (vornehmlich dem auf Bulgarien bezüglichen) eine solche Verletzung seiner Interessen erblicken müsse, die es auf keinen Fall dulden könne, müsse es in der Lage sein, seine besonderen Forderungen auf dem Congreß mit dem nöthigen Nachdruck zu vertreten. Zu diesem Zwecke sei den (im März zusammentretenden) Delegationen eine Creditvorlage zu machen und für nicht näher zu specificirende Ausgaben der Kriegsverwaltung 60 Millionen Gulden zu fordern. Der Kronrath beschloß demgemäß. (Der Credit ist von beiden Delegationen bewilligt worden.)

In Constantinopel wurde indessen durch den aus dem großen russischen Hauptquartier dorthin entsendeten Staatsrath Onou die Beschleunigung der Friedensunterhandlungen auf das Nachdrücklichste betrieben. Unter Androhung der russischen Zeitungen, daß der Waffenstillstand sonst gekündigt und die unmittelbare Folge davon die Besetzung Constantinopels sein würde, wurde der 2. März — der Jahrestag der Thronbesteigung des Kaisers — als spätester Termin für den Abschluß der Verhandlungen hingestellt. Mit Rücksicht auf die Erleichterung des persönlichen Verkehrs der türkischen Bevollmächtigten mit der Pforte verlegte am 24. Februar Großfürst Nikolaus sein Hauptquartier nach S. Stefano (richtig ist allein: „Santo Stefano"; indessen wird fast durchweg „San Stefano" geschrieben), einem kleinen Villendorfe am Marmarameer, dicht bei Constantinopel und mit diesem durch die Eisenbahn verbunden. Dort wurden denn auch die Verhandlungen, ohne daß nunmehr weitere Zwischenfälle sich ereigneten, im Laufe des 3. März zum Abschluß gebracht. Die Unterzeichnung erfolgte am Nachmittag des 3. März; Großfürst Nikolaus telegraphirte seinem Bruder, dem Kaiser, Glück zur „Beendigung der großen heiligen Sache" wünschend: „Am Tage der Befreiung der Leibeigenen (3. März 1861) erlöste Ew. Majestät die Christen von dem muselmännischen Joche."

Es kann hier nicht ein Eingehen auf die Friedenspräliminarien (Préliminaires de paix) stattfinden; dieselben bilden seit ihrer Mittheilung an die Signatärmächte und der darauf am 21. März zu St. Petersburg stattgehabten amtlichen Veröffentlichung fortgesetzt den Gegenstand diplomatischer Verhandlungen zwischen den Mächten, die bisher noch nicht einmal zu einer Entscheidung über die Vorfrage geführt haben, ob ein Congreß zur Erörterung, bezw. Sanctionirung der Friedenspräliminarien und zur Aufrichtung eines neuen europäischen Vertrags an Stelle der Verträge von 1856 und 1871 zu Stande kommen wird.

Die Ausführung der Waffenstillstandsbedingungen ist ohne nennenswerthe Zwischenfälle verlaufen. Am 5. Februar wurde auch von Seiten Serbiens und Montenegros die Einstellung der Feindseligkeiten angeordnet. — Am 9. Februar wurde durch einen Erlaß des Sultans die Aufhebung der Blokade der russischen Häfen am Schwarzen Meere angeordnet.

Die Forderung Rußlands wegen Retrocession des 1856 mit der Moldau vereinigten Theils von Bessarabien seitens Rumäniens, wogegen dieses zur Schadloshaltung die Dobrudscha erhalten soll, hat bei den Rumänen eine hochgradige Unzufriedenheit erregt. Auf Grund einer Interpellation des Senators Demeter Ghika wurde über diese Frage in einer geheimen Sitzung der beiden vereinigten rumänischen Kammern am 4. Februar berathen, worauf dieselben am 7. Februar in öffentlicher Sitzung einstimmig eine Resolution faßten, die in dem Entschlusse gipfelt, keinerlei Ablösung irgend eines Theiles des rumänischen Gebietes gegen Gebiets- oder irgend welche andere Entschädigung zuzugeben. Auch diese Frage gehört, da das Verlangen Rußlands eine Abänderung des Pariser Vertrags von 1856 involvirt, zu dem Bereiche der „Fragen von europäischem Interesse", mit denen der Congreß sich zu beschäftigen haben wird. Wie am 25. Februar im Senate mitgetheilt wurde, hat die rumänische Regierung ein Rundschreiben an die Signatärmächte gerichtet, welches die Integrität Rumäniens reclamirt; niemals würde die Regierung darüber transigiren. Officiös wurde angedeutet, Fürst Karl würde eher abdanken, als zu einer Gebietsabtretung seine Zustimmung geben.

Die Pforte selber hat sich der Beschäftigung mit inneren Angelegenheiten zur Zeit vollständig entschlagen. Am 5. Februar wurde Achmed Hamdi Pascha (seit dem 11. Januar Nachfolger Edhem Paschas) seiner Stellung als Großvezier enthoben, das Großvezierat abgeschafft und Achmed Wefik Pascha zum Premierminister ernannt; derselbe hat sich als Präsident der ersten türkischen Deputirtenkammer einen Namen gemacht; später war er zum Senator und Generalgouverneur von Adrianopel, am 11. Januar zum Unterrichtsminister ernannt worden. Am 14. Februar ist die Deputirtenkammer, welche der Regierung Schwierigkeiten zu bereiten begann, auf unbestimmte Zeit vertagt worden. Die auswärtigen Deputirten, die nach der Vertagung in Constantinopel verblieben und den Augenpunkt von unruhigen Factionen bildeten, wurden ausgewiesen. Die ganze Aufmerksamkeit der Pforte ist der Sicherung der Existenz des Reiches und der sie bedingenden Reorganisation des Heeres zugewendet. In den Provinzen gährt es überall, auch in den von einer muhamedanischen Bevölkerung bewohnten. Im offenen Aufstande begriffen ist die griechische Bevölkerung in Macedonien, Epirus und Thessalien. An verschiedenen Orten hat sich eine „provisorische Regierung" gebildet, die den Anschluß an das Königreich Griechenland proclamirt. In Thessalien wird um Volo und im Peliongebirge seit Januar gekämpft.

Das am 24. Januar in Griechenland gebildete Ministerium Kommunduros stellte sich, nachdem am 26. Januar großartige Demonstrationen in Athen stattgefunden hatten, bei welchen den Ministern die Fenster eingeworfen wurden und der König vom Balkon seines Palastes aus zur Beruhigung des Volkes eine Ansprache halten mußte, an „die Spitze der nationalen Bewegung". Die Kammer votirte ihm am 31. Januar mit 121 gegen 6 Stimmen ihr volles Vertrauen und ertheilte ihm vollständig freie Gewalt, den Interessen Griechenlands gemäß zu handeln. Minister Delijannis theilte darauf dem türkischen Gesandten Photiades Bey mit, Griechenland beabsichtige nicht, der Pforte den Krieg zu erklären, sondern nur die griechischen Nationalen gegen die Angriffe der Tscherkessen zu schützen. Unter Oberst Sutzos überschritt darauf am 2. Februar eine kleine griechische Armee von etwa 18,000 Mann die Grenze und rückte gegen den von den Türken besetzt gehaltenen festen Platz Domokos in Thessalien vor. Auch zu einer Expedition nach Epirus, wo Prevesa belagert werden sollte, wurden Vorkehrungen getroffen. Andrerseits wurde die türkische Flotte in Bewegung gesetzt und man hegte in Athen schon Besorgnisse wegen eines Bombardements des Piräus, als es den Vermittelungen der Mächte gelang, den griechisch-türkischen Zwischenfall in Frieden beizulegen. Die griechische Regierung versprach ihre Truppen vom türkischen Gebiet zurückzuziehen, unter der Bedingung, daß die Ansprüche Griechenlands dem Congresse überwiesen würden. Am 11. Februar legte die griechische Regierung in der Deputirtenkammer die Gründe für die Zurückberufung der Truppen aus Thessalien dahin dar, daß die Mächte erklärt hätten, Griechenland würde, wenn es allein vorginge, die Unterstützung der Mächte verlieren. Die

Digitized by Google

Kammer erkannte diese Gründe an, indem sie über die Sache zur Tagesordnung überging. — Die Kämpfe zwischen den thessalischen Insurgenten und den türkischen Truppen, in welche von der See her ein unter Hobart Paschas Befehl stehendes türkisches Geschwader eingreift, haben seitdem unter Verübung großer Gräuel fortgedauert. Auch hier würde der Congreß ein energisches Wort zu sprechen haben.

Wir schließen diesen Abschnitt unserer Orientchronik inmitten einer zweifelhaften Lage. Nicht gern möchten wir uns von der Hoffnung trennen, daß es gelingen werde unter Vermittelung des deutschen Reiches den Frieden Europas zu erhalten. Wir schöpfen diese Hoffnung aus den Erklärungen, die der Reichskanzler Fürst Bismarck in der denkwürdigen Reichstagssitzung vom 19. Februar abgab, und in welchen er an der Erörterung der verschiedenen Möglichkeiten eines Eintretens Oestreich-Ungarns in die Action gegen Rußland nachzuweisen unternahm, „wie gering die berechtigte Wahrscheinlichkeit eines europäischen Krieges sei". Hoffentlich wird es dem „ehrlichen Makler", mit dessen Rolle Fürst Bismarck die Stellung des deutschen Reichs inmitten der an den Orientdingen „meistbetheiligten" Mächte verglich, gelingen, zwischen denselben jenes Geschäft zu Stande zu bringen, von welchem der Friede und das Glück eines Welttheils abhängt.

Berlin, Mitte April 1878.

Literatur und Kunst.

Hymnus an den Frühling.

Junger Lenzesmorgen,
Der du im Schleier
Sinkender Wolken
Blauend mich grüßest,
Wie doch gleichst du seltsam
Deinem fernen Bruder,
Den der schauernde Herbst
Spät erst daherführt,
Herb, mit verschlossenen Mienen,
Nur mitunter lachend,
Wohl auch blumenbekränzt,
Aber minder als du.

Wie gemahnt mich dein Bild auch
(Wirklicher fast)
An die junge, frische Seele,
Der es an Ahnung nicht fehlet,
Noch an Freuden,
Nicht an buntem Genuß lockender Lust,
Noch an keimender Neigung,
Aber an Einem noch:
An der segnenden Macht
Wärmender, nährender, reifender
Heiliger Liebe.

Denn der Ungesellte bleibt
Mitten im reichen Gefühle,
Wie empfänglich er sei,
Darbend doch immer.

Nur im Tausche der Herzen,
Nur im Kuß und Umfangen
Allverlangender,
Allerfüllender
Ewiger Liebe
Wohnet des Lebens,
Ruhet der Seele
Ganzes Glück.

Komm', o Frühling, komm'!
Wecke der bräutlichen Erde
Lange hoffenden
Bangen Mutterschoß,
Küsse die off'nen
Balsamduftenden
Farbigen Lippen
Wach ihr und wacher!

Komm', o Frühling, komm'!
Brauche, glücklicher Jüngling,
Brauche dein Glück!
Siehe, dem ärmeren Herbste
Fehlt es ja nimmer an Sehnsucht,
Aber wohl an Erwid'rung.

Komm', o Frühling, komm'!
Brauche, glücklicher Jüngling,
Brauche dein Glück,
Gleiche nicht dem Herbste,
Gleiche dem Frühling!

Martin Greif.

„Ist Galilei gefoltert worden?"*)

Gegenbetrachtungen

von

Karl von Gebler.

I.

Emil Wohlwill war es, welcher vor acht Jahren durch seine kleine, kaum hundert Seiten umfassende, aber hochbedeutsame Schrift: „Der Inquisitionsproceß des Galileo Galilei"**) die Geschichtsforschung über diese weltberüchtigte That des heiligen Officiums in ganz neue Bahnen lenkte. Hat auch heute die von drei verschiedenen Forschern vorgenommene Prüfung der äußeren Beschaffenheit der im päpstlichen Geheimarchive aufbewahrten Galilei'schen Proceßacten übereinstimmend ergeben, daß der Verdacht Wohlwills, Galilei sei auf Grund eines 1632 eigens zu diesem Zwecke gefälschten Schriftstückes verurtheilt worden, unrichtig erscheine***), so bleibt doch Wohlwill das große Verdienst, als erster Pionnier die wichtige Erkenntniß angebahnt zu haben, daß jenes Schriftstück (die Aufzeichnung vom 26. Februar 1616) jedenfalls eine Unwahrheit enthält und daß wesentlich auf Grund dieses unterschriftslosen, daher juristisch werthlosen Papieres die bekannte Sentenz wider den großen Astronomen gefällt ward.

In der Zeit, da man — besonders in Deutschland — die Fälschung der vielbesprochenen Aufzeichnung vom 26. Februar 1616 kaum mehr bezweifelte, arbeitete Dr. Wohlwill eine 192 Seiten umfassende Broschüre aus, betitelt: „Ist Galilei gefoltert worden?" Den Autor beschäftigte darin aber durchaus nicht allein die Frage, welche die Ueberschrift bildet; diese erscheint vielmehr nur als ein Theil des Hauptgedankens, welcher Wohlwills neueste Arbeit gleich dem rothen Faden in sämmtlichen Tauwerken der englischen Marine durchzieht — der Gedanke, daß das Vaticanmanuscript an vielen Stellen eine tendentiöse, obendrein aus recht moderner Zeit stammende Bearbeitung erfahren habe!! Das Schicksal wollte, daß eben in jenen Augenblicken, da

*) Eine kritische Studie von Emil Wohlwill. Leipzig 1877, Verlag von Duncker & Humblot.

**) Berlin 1870, Verlag von Robert Oppenheim.

***) Vgl. darüber das soeben erschienene Werk von Henri de L'Epinois: „La Question de Galilée. Les faits et les conséquences." Paris 1878, Palmé, S. 224—239, wo sich die äußeren Gründe für die Echtheit des Schriftstückes vom 26. Febr. 1616 mit den von uns aufgeführten („Die Acten des Galilei'schen Processes." Stuttgart 1877, Cotta'scher Verlag, S. XXII—XXIII) in vollständiger Uebereinstimmung finden.

Digitized by Google

Wohlwill in Hamburg auf Grund dieser neuen Vermuthung und dabei nur Epinois' sehr lückenhafte erste Ausgabe des Vaticanmanuscriptes von 1867, sowie die ebenfalls unzureichende Veröffentlichung Prof. Bertis in Händen haltend, ein ganzes Gebäude von sehr weitgehenden Hypothesen aufführte —, daß eben in diesen Augenblicken Henri de L'Epinois und der Schreiber dieser Zeilen fast gleichzeitig, doch völlig unabhängig von einander, im Vatican den berühmten Actenband monatelang sorgsam prüften und dessen Inhalt vollständig veröffentlichten. Die von Epinois besorgte Ausgabe erschien etwa drei Monate früher als die unsere. Da jene Wohlwill zur Kenntniß gelangte, war der Druck seiner Schrift bereits vollendet; er konnte derselben nur mehr einige kurze Bemerkungen über diese jüngste Publication des Vaticanmanuscriptes beifügen, worin Dr. Wohlwill zwar einräumt, daß er sich bei der Bearbeitung seiner Schrift mehrfach auf nunmehr als unrichtig erwiesene Daten stützte, doch erklärt, daß auch diese neueste vollständige Mittheilung des Vaticanmanuscriptes „von den mannichfachen Verdachtsgründen, die sich bei der Prüfung der früheren fragmentarischen Berichte darboten, keinen einzigen zu beseitigen oder abzuschwächen vermag, obgleich Herr de L'Epinois offenbar keinen einzigen anerkennt". Dr. Wohlwill schließt deshalb seine Bemerkungen mit dem Satze: „Eine Untersuchung der Handschrift durch einen sachverständigen, unbefangenen Historiker bleibt daher nach dieser Veröffentlichung wünschenswerth wie zuvor." Es ist richtig, Henri de L'Epinois, der „Soldat der Kirche" und Ritter des päpstlichen St. Gregororden, kann unmöglich ein unbefangener, sondern muß vielmehr ein in den Banden Roms sehr befangener Geschichtsschreiber genannt werden. Wir brauchen einen solchen Vorwurf wohl nicht zu fürchten und da wir nach der von jenem katholischen Schriftsteller veranstalteten Herausgabe des Vaticanmanuscriptes dasselbe noch an zwei Monate in Händen hielten, so wollen wir nun untersuchen, wie unsere bei dem Studium dieser hochinteressanten Papiere gesammelten Erfahrungen und Ueberzeugungen zu den von Dr. Wohlwill vorgebrachten Verdachtsgründen sich verhalten.

Gleich das erste Schriftstück, welches die Actensammlung eröffnet, bietet jenem Gelehrten zu sehr weitgehenden Vermuthungen Anlaß. Dasselbe ist ein historischer Bericht, welcher übersichtlich die Hauptmomente der Verhandlungen gegen Galilei von der Denuncation des P. Lorini (Febr. 1615) an bis inclusive zum 10. Mai 1633 (dem Tage, wo Galilei seine schriftliche Vertheidigung den Richtern übergab) referirt. Dieser Bericht ist genau von dem Standpunkte aus abgefaßt, den das hl. Tribunal Galilei gegenüber einzunehmen für gut und nützlich gefunden hatte. Demgemäß wird darin auch selbstverständlich das angebliche strenge Specialverbot vom 26. Febr. 1616 als zweifellose Thatsache aufgeführt. Ueberhaupt ist die ganze Haltung des Berichtes eine solche, daß Wohlwill vollkommen Recht hat, wenn er sagt, in dem also entworfenen Bilde werde das Licht stets ein wenig zu Gunsten der Inquisition und zum Nachtheile Galileis verrückt. Auch darin stimmen wir zu, daß demnach eine bestimmte Wirkung dieses Berichtes offenbar gewollt und berechnet war. Aber was für Schlüsse zieht Wohlwill aus diesen gewiß richtigen Vordersätzen? Man höre: Derselbe deducirt daraus die Folgerung, dieses Referat müsse in einer Zeit entstanden sein „in der man auf Leser außerhalb des Inquisitionspalastes zu rechnen hatte"(?!) Diese Zeit könne aber erst angebrochen sein, da die copernicanische Lehre vollständige Anerkennung gefunden, der Proceß gegen Galilei demnach als eine Unterdrückung der wissenschaftlichen Wahrheit allgemein betrachtet wurde. „Erst in solcher Zeit bedurfte es einer Rechtfertigung der Inquisition." Aber Wohlwill präcisirt den Zeitpunkt der Abfassung jenes Berichtes noch näher und meint, dieselbe dürfte „keinesfalls lange vor der Zeit der Entführung des Manuscriptes aus den Archiven des hl. Officium (1809) stattgefunden haben". Hieran reiht der Verfasser den überraschenden Satz: „Ich spreche deshalb die Vermuthung aus, daß er (der Bericht) geschrieben ist in der bestimmten Erwartung einer Beraubung der Archive und demgemäß in der Absicht, für diesen Fall den Inhalt des Processes als unerheblich, ja völlig werthlos für den Angriff gegen Inquisition und Kirche, dagegen in hohem Maße bedenklich für das Ansehen Galileis in den Augen der Welt erscheinen zu lassen." Man glaubt zu träumen, wenn man solche Worte liest. Wie, in der Zeit da Pius VII. und sein ganzer Anhang in der größten Aufregung über die immer drohender wachsende Rücksichtslosigkeit Napoleons sich befanden und Alles nur mit Angst und Schrecken den kommenden Ereignissen entgegensah — da soll man sich plötzlich der seit Jahrhunderten im Schoße des Inquisitionsarchives vergessen ruhenden Acten des Galilei'schen Processes erinnert und sich gar die Mühe genommen haben, „in der bestimmten Erwartung einer Beraubung der Archive" eine den unbekannten Leser beeinflussen sollende Uebersicht auszuarbeiten, eine Uebersicht, welche sonderbarer Weise nicht einmal den ganzen Proceß umfaßt? Diese Hypothese dünkt uns so unwahrscheinlich, daß sie uns selbst dann kein Vertrauen einflößen würde, wenn wir nicht in der Lage wären, ihre Unrichtigkeit an der Hand unzweifelhafter Beweise festzustellen. In dieser Lage befindet sich aber Jeder, der die Originalien gesehen, ja aus einer aufmerksamen Prüfung derselben läßt sich sogar nahezu mit Sicherheit der Zeitpunkt des Entstehens jenes Berichtes erkennen.

Zum Verständnisse des Folgenden müssen wir daran erinnern, daß das Vaticanmanuscript eine dreifache Pagination besitzt. Die zweifache Numerirung der Papiere erklärt sich daraus, daß die Acten des ersten Processes (1615—1618) und jene des zweiten (1632—1633) ursprünglich zwei verschiedenen Bänden des Archives des heiligen Officiums angehörten. Und zwar trugen die Acten des ersten Processes die Bezifferung 949—992, während jene des zweiten mit der Zahl 387 begannen. Als man nun die Acten der beiden Processe aus den zwei verschiedenen Bänden, in denen sie bisher enthalten, heraushob und mit einander verband, so ward zur Erzielung einer fortlaufenden Paginirung die alte Bezifferung des ersten Processes gestrichen und dieselbe dadurch ersetzt, daß man vom ersten Folio des zweiten Processes also von 387 an nach rückwärts zählte und darnach paginirte. Der vollwichtige Beweis, daß die Vereinigung der Acten mit der Verfassung des Berichtes zusammenfällt, wird dadurch geliefert, daß der Bericht einzig und allein die zweite Paginirung trägt und daß auf dem Titelblatte, welches sowohl die alte als die neue Numerirung aufweist, bei der letzteren der Bericht bereits mit in Rechnung gezogen erscheint. Was nun den Zeitpunkt der Entstehung desselben anbelangt, so deutet schon der Umstand, daß der Bericht nur bis zur Erwähnung der Vertheidigungsschrift Galileis reicht, darauf hin, derselbe sei wohl nach dem 10. Mai aber vor den darauffolgenden wichtigen Vorgängen im Processe des großen Astronomen verfaßt worden, also sicherlich vor dessen am 21. Juni stattgefundenen letzten Verhöre. — Wir haben von einer dreifachen Paginirung der Acten gesprochen. Die Art, wie die dritte Numerirung angebracht und verwerthet erscheint, bestätigt unsere oben ausgesprochene Meinung. Diese auf dem unteren Rande des Papieres eingetragene Bezifferung beginnt nämlich mit der Nummer 1 und umfaßt alle Actenstücke von der Denunciation Lorinis an bis zur Vertheidigungsschrift Galileis — das heißt, sie reicht im Manuscripte genau so weit als die Documente, über welche sich der Bericht erstreckt. Als man diese dritte Paginirung anbrachte, bildete offenbar die Vertheidigungsschrift Galileis das letzte Stück der Proceßacten. Der Zweck der dritten von 1 aus fortlaufenden Paginirung wird uns deutlich, wenn wir erfahren, daß in dem Berichte beim Citiren von Documenten des Processes sich stets und ausschließlich auf diese dritte Numerirung bezogen wird — wieder ein Beweis mehr, daß zur Zeit der Redaction des Berichtes die Acten nur bis zur Vertheidigungsschrift Galileis reichten, das ist bis zum 10. Mai 1633. Fügen wir noch zum Ueberflusse hinzu, daß die Beschaffenheit von Schrift, Tinte und Papier, sowie der gebrauchten Abkürzungen, kurz aller äußeren Kriterien des Berichtes mit ebenso großer Bestimmtheit darauf hinweisen, derselbe sei ebenso alt wie der Proceß selbst, als sie den Verdacht ausschließen, man habe hier ein Machwerk des neunzehnten Jahrhunderts vor sich.

Digitized by Google

Wir haben aber Eingangs mit Dr. Wohlwill erkannt, daß diese Uebersicht zweifellos eine bestimmte, für den Angeklagten eben nicht günstige Tendenz verfolgt. Wozu? Zu welchem Zweck? — Wir glauben kaum irre zu gehen, wenn wir behaupten, dieser Bericht sei zu dem Ende verfaßt worden, um dem Papste und der hl. Congregation vor ihrer endgültigen Entscheidung über das Schicksal Galileis eine übersichtliche Darstellung der ganzen Angelegenheit vorzutragen. Diese Entscheidung wurde bekanntlich in der am 16. Juni unter persönlichem Vorsitze des Papstes abgehaltenen Schlußsitzung der hl. Congregation getroffen und es stimmt also mit unserer obigen Erklärung ganz genau überein, daß einerseits der Inhalt der Uebersicht und andererseits die Paginirung auf dem unteren Papierrande im Manuscripte sich gerade bis exclusive zu dem hochwichtigen Ereignisse vom 16. Juni erstrecken. Unsere Annahme, daß jener Bericht in der Congregation vom 16. Juni zum Vortrage gelangte, findet in dem Wortlaute des Documentes über diese Sitzung, das Prof. Gherardi mit vielen anderen über den Galilei'schen Proceß aus den Archiven der Inquisition selbst entnommen hat, eine kräftige Unterstützung. Im Eingange heißt es da nämlich: „Galilaei de Galileis Florentini in hoc S. Off. carcerati etc..... proposita causa relato processu et auditis votis, S^mus decrevit etc.“*) Also ein Referat über den Proceß hat am 16. Juni stattgefunden und es bleibt somit wohl kein Zweifel mehr übrig, daß dasselbe jenes war, welches wir heute an der Spitze der Acten lesen. Daß der Referent des hl. Gerichtes so gesprochen hat, wie es in jenem Schriftstücke zu lesen steht, ist freilich ganz begreiflich; dieser mußte selbstredend die Sachlage vom Standpunkte des hl. Tribunals aus überblicken und da zudem Urban des VIII. übler Wille in der Angelegenheit Galileis wohlbekannt war, so versteht es sich, daß der Bericht nicht zum Vortheile des Angeklagten, sondern des Klägers und Richters in einer Person, d. i. der hl. Inquisition ausfallen mußte. — Zu bemerken kommt noch, daß die Redaction einer solchen Uebersicht vor dem Abschlusse eines jeden Processes im Geschäftsgange der Inquisition vorgezeichnet war. Dieses Referat sammt den Proceßacten hatte dann vor der Schlußsitzung der hl. Congregation bei den Cardinälen und Consultoren zum Studium zu circuliren.**) Würde der Bericht, den wir heute an der Spitze der Galilei'schen Proceßacten lesen und der Dr. Wohlwill so viel ungerechte Bedenken eingeflößt hat, fehlen, so müßte daraus nothwendig entweder auf eine in der Führung des Processes wider Galilei unterlaufene Unregelmäßigkeit oder auf eine Lücke im Vaticanmanuscripte zurückgeschlossen werden. Also keineswegs das Vorhandensein — vielmehr das Nichtvorhandensein jenes Berichtes in den Galilei'schen Proceßacten wäre berechtigt, Verdacht zu erwecken.

Nachdem wir gesehen haben, daß die dritte Paginirung, nämlich jene von 1 an, zweifellos vom Verfasser des Berichtes angebracht worden ist, um in seiner Uebersicht danach zu citiren, so bedürfen alle weitgreifenden Combinationen, welche Dr. Wohlwill an die Existenz jener dritten Numerirung knüpft, keiner besonderen Widerlegung mehr — eine Logik, welche bereits Prof. Dr. Reusch, der unsere Ansicht über die Entstehung jenes Berichtes theilt, in seiner Besprechung des jüngsten Wohlwill'schen Buches zum Ausdruck gebracht hat.***)

*) Gherardi: „Il Processo Galileo riveduto sopra documenti di nuova fonte“ Rivista Europea Firenze 1870, Vol. III. Fasc. 1., pag. 31.

**) „Sacro Arsenale“ etc. Bologna 1865. Ausgabe von Masini S. 345—346.

***) „Theol. Literaturblatt“ Nr. 23 vom 11. Nov. 1877, S. 510.

(Schluß folgt.)

Der wilde Jäger.

Eine Waidmannsmär von Julius Wolff.*)

Eine Plauderei.

Zum dritten oder wohl gar vierten Male schon ist dieses Buch neu aufgelegt, seit es auf meinem Tische der Besprechung harrt. Wiederholt habe ich es gelesen, ohne zum Schreiben zu kommen, die für mich unüberwindliche Scheu vor jedem Abschied hinderte mich, ich konnte und wollte mich noch nicht davon trennen. Das besprochene Buch gleicht einer Geliebten, der man den Scheidebrief geschrieben, man erinnert sich daran, man schlägt es flüchtig wieder einmal auf, aber man ist fertig damit, der erste Duft und Reiz unwiederbringlich dahin. Und es ist ein duft- und reizvolles Gedicht, dieser „wilde Jäger“. Der Dichter hat es seiner Heimat gewidmet, die „im Harzgebirg, im Thal der wilden Bode, im sturmgepflügten Reich des großen Wode..“ sie hat ihn zum Dichter gemacht. „Ich bin dein Schuldner, du mein Harzer Land..“ nun, er hat seine Schuld ehrlich heimgezahlt; jenes wunderbare Stück Erde mit all seinen Eigenthümlichkeiten, dem schroffen Wechsel wildester Zerklüftung und lieblichster Anmuth, hat noch niemals eine so treue Wiedergabe, eine so weihevolle Verklärung erfahren, ein malender Dichter, ein dichtender Maler, darf Julius Wolff mit Recht sich den Sänger des Harzes nennen.

Die Sage vom wilden Jäger ist heidnischen Ursprungs, bringt die rohen sinnlichen Naturgewalten in feindlichen Gegensatz zu dem vergeistigenden Einflusse des Christenthums, und ist der Dichter daher im Recht, wenn er die Göttergestalten der deutschen Mythologie an die Spitze des unheimlichen Jagdzuges versetzt. Feinsinnig hat er wiederum seinen wilden Jäger, der späterhin den alten Wodan in der Führerschaft abzulösen scheint, den Grafen Hackelberend von der Treseburg zum ingrimmigen Widersacher der Walkenrieder Mönche gemacht. Er ist „ein Fürst des Gebirges, ein Heros der Nacht, der Engel und Menschen und Teufel verlacht“ und im tollsten Reiten und Jagen die unbezähmbare Unbändigkeit seines Wesens austobt. Eine jener Gestalten, die niemals ihren bestrickenden Reiz verlieren, in denen die Gewalt der Natur Alles überwiegt, Männlichkeit und Charaktertreue versöhnt, und die ungebessert untergehen müssen, um poetisch zu wirken. Don Juan, der unter dem steinernen Händedrucke des Comthurs umkehrt, ein ordentlicher Bürger, vielleicht sogar Stadtverordnetenvorsteher wird, wäre kaum ein Possenheld mehr. Graf Hackelberend hat das Christusbild vom Kreuze geschossen, wird in den großen Kirchenbann gethan und schließlich von der Natur selbst überwunden: ein Eber haut ihn nieder. Kaum ist er im Walde bestattet, so flattert der Bundschuh des armen Konrad unter seiner Burg, die von dem, wieder zum Ritter gewordenen Walkenrieder Abt gegen den gemeinsamen Feind vertheidigt wird — vergeblich, im Lager der Bauern sind die Geschütze der heraufdämmernden neuen Zeit, denen keine Zwingmauer mehr Stand hält. Burg und Kloster werden geschleift, der Graf fährt als wilder Spuk mit der nächtigen Meute durch den Wald, und über die rauchenden Trümmer schreiten nur Ludolf und Waldtraut, gewissermaßen die Repräsentanten des dritten Standes, einer glücklichen Zukunft entgegen.

„Eine Waidmannsmär“ ist demnach eine bescheidene Firma für diese Dichtung, die auf einem sehr vertieften geschichtlichen Untergrunde beruht und Aus- wie Einblicke, nicht blos in Natur und Menschenherz, gewährt. Man pflegt an poetische Erzählungen nach manchen Seiten hin sehr nachsichtige Ansprüche zu machen, diese begibt sich jedes derartigen Anrechtes. Sie ist von festestem Gefüge, voll Handlung und reich an Figuren, deren keine schatten- oder skizzenhaft behandelt, vielmehr jede mit vollendeter, folgerichtigster Charakteristik aus- und durchgeführt ist. Die lieblichen Mädchengestalten Wulfhild und Waldtraut, die drudenhafte Aulke, der Graf und sein Burg-

*) Berlin 1877, G. Grote'sche Verlagsbuchhandlung.

Digitized by Google

gesinde, ja selbst der den Wald und die Geschichte nur flüchtig streifende Vagant mit seiner küchenlateinischen Kapuzinerpredigt sind wahrhafte Cabinets- und Meisterstücke.

Fleiß, in gewissem Sinne wenigstens, ist keine der Eigenschaften, die man als hervorragende eines Dichters vorauszusetzen pflegt, und die Herren Poeten selbst überlassen sich gern der Meinung, daß aus ihrem gottgeküßten Haupte auch Minerva mit allem Zubehör ohne besondere Geburtswehen heraussteigen müßte. In diesem Buche Wolffs aber ist eine Fülle von Fleiß verborgen. Ist schon der geschichtliche Sinn, der darin sich offenbart, bemerkenswerth, so ist die streng historische Färbung, die selbst noch bei der geringsten Kleinigkeit auch der leblosen Ausstattung gewahrt bleibt, geradezu bewunderungswürdig. Welche Studien waren allein nöthig, um immer „waidgerecht" zu sein, von der Aufspürung des Zwanzigenders bis zur Abrichtung des Falken, mit Allem, was dazwischen liegt. Und wenn man noch so oft im Harze herumgepirscht, ein Sportsmann des sechzehnten Jahrhunderts würde seinen heutigen Epigonen kaum für einen Schulbuben in der hochedlen Jägerkunst gelten lassen. Dergleichen erräth auch ein Dichter nicht; der wahre Dichter allein aber vermag es, mit dem frischen Hauch der Poesie die Studirlampe des Gelehrten zur rechten Zeit und spurlos auszulöschen.

„Hie heb' ich an mit sagen von einem großen Turney, wie seit ewigen Erdentagen der Winter kämpft mit dem Mai," so beginnt die Dichtung und schildert in den beiden ersten Abschnitten jenen „ewigen" Kampf, der alljährlich sich erneut und jedes Herz, sei es noch so müde und traurig, mit neuer Kampf- und Lebenslust erfüllt. Nun, ich habe die Probe gemacht, über die Seiten des Buches hinweg bin ich dem Kampfe, der draußen jetzt in lieblicher Heftigkeit entbrannt ist, gefolgt, und ich muß gestehen, daß ich noch niemals eine so wahre als hinreißende Darstellung des sieghaften Lenzes gefunden, während man doch, Gott sei's geklagt! gerade über dieses Thema mit der ausgiebigsten Belesenheit ausgestattet ist. Die Naturschilderungen Wolffs sind unübertrefflich, als Landschafter erinnert er mich in vielen Stücken unwiderstehlich an Calame. Wer den Harz und namentlich die Gegend zwischen Walkenried und Treseburg auch nur oberflächlich durchwandert, wird sofort von der „sprechenden" Porträtähnlichkeit betroffen sein. Das ist schon viel, wenn man die immerhin unzulänglichen Hülfsmittel des Poeten erwägt. Wolff leistet aber mehr, er versteht es, die Natur zu durchdringen und zu beseelen, sie zu erfassen und zu schildern sowohl in ihrer auf sich beruhenden Selbstständigkeit, als in ihrer Beziehung zum Menschen. Bald ist sie der gewaltige, jeder Staffage spottende Vordergrund, bald der entsprechende Hintergrund zu den in ihrer Umgebung sich vollziehenden Geschicken. Es ist ein häufiger Decorationswechsel, der an uns vorübergeht, und wie in der Handlung lösen auch in der Landschaft Idylle und Tragödie einander ab; am lieblichsten und am großartigsten aber wirkt die Natur, wenn sie selbst handelnd auftritt, und die armen vergänglichen Schauspieler hinter den ewigen Couliſſen verborgen bleiben.

Doch fehlen auch die Blüthen nicht, wahrhafte, prächtige, duftende Frühlingsblüthen. Wolff liebt es, seinen Erzählungen Lieder einzustreuen, wie man Blumen zwischen den Blättern eines Buches zu bewahren pflegt, und seine Leser und Leserinnen lieben diese Gewohnheit ungemein, und ihrer viele behaupten, daß er unter den neueren Lyrikern einer der vortrefflichsten. Welcher Mensch sänge oder summte nicht in guten und bösen Stunden eine Weise, sei's auch nur so vor sich selber hin, und da ist denn der Platz für ein Lied leicht und zwanglos gefunden. Diesmal hat es Wolff mit der Einfügung besonders genau genommen und sich auch als epischen und dramatischen Lyriker erwiesen, wenn das verständlich ist. Nicht nur, daß die einzelnen Lieder genau in den Mund, in die Stimmung hinein passen, aus denen sie heraus ertönen, also keine Unterbrechung, sondern recht eigentlich nur Fortgang der Erzählung sind, neben der individuellen ist ihnen auch die historische Färbung, die ich schon einmal als einen Vorzug der Dichtung gerühmt, in glücklichster Vollendung gegeben. Es sind da Kriegs-, Jäger-, Trink- und Schelmenlieder, die durch Ueberlieferung unmittelbar aus jener Zeit des sinkenden Mittelalters auf uns gekommen scheinen. Aber auch jene Herzenstöne, die keiner Zeit, weil allen angehörig, sind voll und weich angeschlagen. Man findet bei neueren Poeten nicht selten die Ueberschrift: „im Volkston", wie zur Abwehr gegen höhere Ansprüche, was denn auch gewöhnlich durch die nachlässige Form und den gemeinplatzigen Gedanken bestätigt wird. Auch das ist ein Mißbrauch, der mit dem „Volk" getrieben wird; das Volk läßt sich seine Lieder nicht vorschreiben, es sucht sie selber aus und gemeinhin nicht die schlechtesten. Eichendorff und Heine haben nicht die Anmaßung gehabt, über das Mühlenrad und die Lorelei „Volkslied" zu setzen, und auch Wolff ist von solcher Prätension weit entfernt. Und doch versteht er es, wie jetzt kaum ein Anderer, den volksthümlichen Ton anzuschlagen, jenes Unbestimmbare zu treffen, das nicht auf der Form, nicht auf dem Gedanken, nein einzig in der Stimmung, in der meist wehmüthigen Stimmung beruht. Wenn man sie liest diese Lieder: „Es wächst ein Kraut im Kühlen" — „Es wartet ein bleiches Jungfräulein" — „Der Zaunpfahl trug ein Hütlein weiß" — „Blaublümlein spiegelten sich im Bach" u. s. w. besinnt man sich unwillkürlich, wo man schon einmal sie gehört.

Der „wilde Jäger" ist das dritte größere Werk, mit welchem Wolff in ziemlich kurzer Zeit uns erfreut; daß es das reifste, berechtigt ihn und uns zu schönen Hoffnungen für sein ferneres Schaffen. Ich wollte eine Recension schreiben, und es ist beinahe ein Lobpsalm daraus geworden; wenn Ehrlichkeit eine Schuld, bekenne ich mich gern schuldig. Es ist gewiß verdienstvoll, Schlechtes und Mittelmäßiges erbarmungslos zu vernichten, aber ich kenne keine größere Herzensfreude, als Anerkennenswerthes anzuerkennen, und geschieht es etwas überschwänglich, so sei dies damit entschuldigt, daß die Gelegenheit nicht eben häufig.

Albert Traeger.

Die Weltausstellung von 1878.

I.

Von dem doppelten Wunsche beseelt, die Wiedergenesung des bei Beginn dieses Jahrzehnts so schwergeprüften Paris durch eine sechsmonatliche Glanzperiode zu fördern und Europa eine Bürgschaft der friedfertigen Absichten Frankreichs zu geben, decretirte vor zwei Jahren die republikanische Regierung eine Weltausstellung. Der Gedanke wurde von der Bevölkerung mit wahrer Gier ausgebeutet. Seit zwei Jahren arbeitet Alles nach Leibeskräften „pour l'exposition", von dem Großfabrikanten, der den Nebenbuhler aus dem Felde schlagen will, bis zum kleinsten Manufacturisten, der auf die Ausstellung baut, um irgend eine Erfindung in das richtige Licht zu bringen; von dem kleinen Terrainspeculanten, der da hoffte, mit seinen um den Trocadero liegenden Grundstücken Millionen zu verdienen, bis zum bescheidensten Hotelier, der genau berechnet hat, wie viel ihm der Aufschlag seiner Miethpreise einbringen wird. Man kann daher behaupten, daß in Frankreich selten ein Project sich einer solchen Beliebtheit erfreute wie dieses. Nationales Selbstbewußtsein und die Lockungen materieller Vortheile waren die Factoren, auf welche die Weltausstellung sich stützen durfte. Daher die olympische Ruhe, mit welcher die vom Herrn Senator Krantz geleitete Commission ihre Wege ging, ohne sich um die mannichfachen Hindernisse zu kümmern, welche bis zum letzten Augenblicke das Unternehmen gefährdeten. Herr Krantz und seine Mitarbeiter vertieften sich so in ihre Riesenwerke, daß sie kaum Zeit hatten, sich um die Vorgänge zu kümmern, welche ganz Europa in Aufregung versetzten. Das Programm wurde im Juni 1876 festgestellt, die Entscheidung über die eingesandten Pläne fiel im August und unmittelbar darauf begannen die Arbeiten auf dem ungeheuren für die Ausstellung reservirten Flächenraume.

Nichts vermochte Herrn Krantz aus der Fassung zu bringen. Die fremden Staaten reclamirten wegen der kurzen Frist.

Digitized by Google

Herr Krantz antwortete: „Wer sich beeilt kann fertig werden, wer langsam ist, den brauchen wir nicht.“ Die orientalische Frage nahm einen kriegerischen Verlauf: Herr Krantz kümmerte sich zu viel um die Schwierigkeiten des Unterbaues des Trocaderopalais, um auf Kriegsnotizen zu achten. Rußland trat in die Action, der Generalcommissär prüfte eben verschiedene Aenderungen an der ursprünglich angenommenen Bedachung, der 16. Mai lähmte den industriellen Aufschwung, bereitete den Bürgerkrieg, im ganzen Lande gährte es, draußen zuckte man über die Exposition mitleidig die Achseln — die Arbeiten erlitten keinen Augenblick Unterbrechung. Heute sind die drohenden Hindernisse beseitigt, und zum zweiten Male binnen einem Decennium ist die ungeheure Fläche des klassischen Marsfeldes, des Paradeplatzes und Exercierforums der Krieger unserer Garnison, unter Dach und Fach gebracht. Von weitem schon winken die vier Campanile, welche hoch emporgeschossen, als wollten sie den Himmel erreichen: die Marksteine des ungeheuren Baues, dessen südliche Fronte an die Seine stößt, während die nördliche in einem sehr engen nachbarlichen Verhältniß zu den schräg gegenüberliegenden Fenstern der Militärschule steht. Die jungen Lehrlinge im Kriegerhandwerke könnten von deren Dortoir aus mit einem kühnen Satz mitten in das Ausstellungsgebiet hineinspringen, ohne sich um die Berichtigung des Eintrittsbetrags zu kümmern.

Wenn man von dieser Seite den Palast betritt, so gelangt man zuerst in eine breite Galerie, welche ohne Unterbrechung durch das ganze Marsfeld läuft. Die Decoration dieser Galerie ist ziemlich bescheiden, der Plafond aus weißem Stuck ist in wohlgefällig gezeichnete Quadraten eingetheilt, welche bis zur Glaskuppel hinaufreichen, die ungeheuren Fenster, durch welche der Raum hauptsächlich Licht erhält, sind nicht etwa mit bunter allegorisch-biblisch-mittelalterlicher Malerei bedeckt, sondern ganz prosaisch mit Annoncen, deren riesige Buchstaben den hier erwarteten Gästen aus allen Continenten das Lob der besten Pommade, die Apotheose des neumodischen Nouveautéladens und die herrliche Qualität gewisser Specialheilmittel entgegenjauchzen.

Diese seltsame Decoration der Glastafeln mag allerdings im ersten Augenblicke ein wenig auffallen, aber man kommt bald zur Einsicht, daß die Reclame, welche seit zehn Jahren in Frankreich so riesige Verhältnisse angenommen hatte, gerade diesen effectuirten Fortschritten zu Ehren auf einen Platz im Weltausstellungsgebäude Anspruch erheben durfte. In diese Galerie münden die beiden 800 Meter langen und ungefähr 35 Meter hohen Maschinenhallen. Dieselben durchschneiden ununterbrochen die ganze Länge des Marsfeldes. Die eine dieser ungeheuren Hallen ist für Frankreich allein bestimmt, wie ja überhaupt Frankreich die Hälfte des gesammten Flächenraumes für seine Producte in Anspruch nimmt. Neben und zwischen den gewaltigen Maschinenhallen laufen sowohl in der französischen wie in der fremden Abtheilung je drei Centralgalerien, welche ebenfalls 800 Meter lang, aber bedeutend niedriger gebaut sind. Die Plafonds sind hier je nach dem Geschmacke der verschiedenen Länder mit Velums versehen, welche in anmuthiger Weise die Glaskuppeln drapiren und in den heißen Sommertagen die Gluth der Sonne ein wenig mildern können. Die Tapezierung ist eine sehr verschiedene; so findet man in der russischen Abtheilung als Motiv eine Art Kaisermantel mit schwarzen Adlern besät und in der Mitte auf dem hermelinweißen Hintergrunde das kolossale und sehr buntfarbig ausgeführte Wappen des Zarenreiches. Die schweizerischen Garnfabrikanten haben ihr Velum aus dem feinsten Mousselinstoffe hergestellt — es haucht uns in dieser Section wie in dem Kämmerlein einer Jungfrau an. Die Genfer und Neuenburger Uhrenfabrikanten und Juweliere haben sich ein prachtvolles Tapet aus echtestem corduanischen Leder gegönnt, welche den — jetzt noch sorgsam verpackten — Kleinodien herrlich als Folie dienen dürfte u. s. w. Die zwischen den Galerien liegenden wohl abgeschlossenen Räume sind die eigentlichen Auslagestellen der einzelnen Aussteller. Auch in dieser Beziehung zeigte sich die leitende Behörde sehr tolerant und es hing von dem persönlichen Geschmacke der Exposants ab, ob sie ihre „Vitrinen“ in systematischer schnurgeradeer Linie wie bei den Magazinen auf den Boulevards errichten wollten, oder ob sie es vorziehen, ihre Gegenstände in isolirten Kiosks unterzubringen. Die Franzosen haben größtentheils das erstere, die Ausländer, beinahe sämmtliche, das zweite System gewählt. China z. B., dessen Section als eine der ersten fix und fertig dastand, bringt seine Nippsachen in zierlichen kleinen Pavillons unter, deren dreischichtige Dächer sich gleichzeitig bunt und sehr reizend ausnehmen. Doch da man von Glück reden kann, wenn die Einrichtung der eigentlichen Ausstellungsräume bis Ende April nur halbwegs fertig sein wird, so ist jetzt noch nicht der Augenblick da, darüber endgültig zu urtheilen. Zwischen der französischen und der den übrigen Ländern reservirten Hälfte befindet sich eine „internationale Straße“, unter freiem Himmel mit den Galerien parallel laufend. Auf der einen Seite dieser Straße, jene, welche der französischen Section zugekehrt ist, erheben sich die für die Kunstexpositionen der verschiedenen Länder bestimmten Pavillons. Die Bauart derselben ist durchaus keine glückliche. Diese niedrigen kastenartigen Häuschen, roth und grau angestrichen, nehmen sich gerade im Vergleich zu der auf der anderen Seite errichteten Spezimens der Architektur aller Länder erbärmlich dürftig aus. Die Bauten da drüber bilden durch ihre Anhäufung, den grellen Contrast und die disparate Zusammenfügung vielleicht — in meinen Augen gewiß — das interessanteste Merkmal der Ausstellung.

Jedes Land bringt da seine Eigenthümlichkeiten mit; es erhöht und beschönigt die Bedeutung seines gewerblichen Contingents durch ein Stück Geschichte, denn die meisten dieser Bauten sind der Vergangenheit entlehnt und bilden die „Fronte“ (Façade) der verschiedenen auswärtigen Abtheilungen. England wartet mit nicht weniger als drei Mustern seines Baustils auf: ein Cottage aus Elisabeths Zeiten, ein canadisches Bauernhaus und ein zierliches Kastell aus dem 16. Jahrhundert. Letzteres ist wie aus einem Walter Scott'schen Romane geschnitten, unwillkürlich sucht der Blick hinter den Ogivefenstern das verschleierte Burgfräulein, dessen Verehrer eben über die Schwelle der graziösen und mächtigen Wölbung des Einfahrtsthores geritten ist, und auf der Terrasse vermißt man schwer den Ausluger, der beim Ansichtigwerden der Gäste oder Feinde in's Horn bläst. Statt dieser mittelalterlichen Functionäre kriechen auf der Terrasse prosaische Anstreicher, welche das ganze Gebäude mit einer vielleicht zu grellrothen Farbe überziehen. Das canadische Bauernhaus, vollständig aus Holz gebaut, gehört schon in die große Familie der Schweizerchalets. Es nimmt sich bei der Abwechslung der weißen und braunen Holzbalken recht luftig und einladend aus. Die Fensterscheiben sind blaugefärbt und durch dieselben winden sich wie Adern Messingstäbe. An Englands Bauten reiht sich eine amerikanische Farm und daneben hat Norwegen eine Kirche errichtet, die genaue Copie eines nordischen Bethauses, zu dessen Bau blos norwegisches Tannenholz verwendet wurde. Das Gebäude ist noch nicht vollendet, aber man kann schon jetzt daraus schließen, daß sich die norwegischen Kirchen durch ihre Einfachheit auszeichnen und durchaus nicht ein geweihtes Gepräge haben müssen, denn diese Kirche hat ganz und gar das Aussehen eines Bauernhauses. Italien hat die Reduction einer Ruhmeshalle aufgeführt. Das obere Ende der Mauer, unmittelbar unter dem Gesimse, ist mit den al fresco angebrachten Porträts berühmter Italiener geziert, neben jedem Porträt das Wappen seiner Vaterstadt. Das Wappenschild der vereinigten Italia schmückt den kühnen Bogen über dem Eingangsportal; das Ganze hat eine echt künstlerische Physiognomie, wie man bei den Italienern wohl voraussetzen durfte. Jetzt kommt eine japanesische Villa und ein chinesisches Lusthaus mit dem dreifachen breiträndrigen und überallhin zugespitzten Dache. Dieses kleine viereckige weiße Häuschen mit den bunten Arabesken und den hochroth angestrichenen Köpfen mit zischelnden Zungen soll die getreue Copie des Hauses des Perikles sein. Wie klein waren, danach zu urtheilen, die Salons der Madame Aspasia! Die Schweiz hat auf ihr, wie man kaum glauben sollte, unvermeidliches Bauernhaus verzichten müssen, um einen aparten Eingang für die Abtheilung zu ermöglichen, daher das Gebäude im Stil des 15. Jahr-

Digitized by Google

hunderts mit der niedrigen Wölbung über dem Dach, die eherne Glocke in der Mitte. Man sieht noch jetzt viele derartige Wohnhäuser in den mittelschweizerischen Städten, namentlich Bern und Solothurn. Daran reiht sich das hölzerne Heim einer behäbigen russischen Bauernfamilie. Daneben steht ein vlämisches Rathhaus. Belgien hat sich durchaus bei dieser Gelegenheit hervorthun wollen, denn seine Bauten sind die bedeutendsten und theuersten der ganzen „internationalen Straße". Während die übrigen Staaten zwischen 20—80,000 Francs für ihre Frontgebäude bewilligten, repräsentirt das belgische Rathhaus einen Werth von etwa einer halben Million. Es ist aber auch ein prachtvolles Gemeindepalais! Die Herren „Echevins" einer großen Stadt könnten hier ganz bequem ihre Sitzungen abhalten und in den zahlreichen Kammern die verschiedenen Aemter einquartieren, und würden, wie es im vlämischen Lande oft vorkommt, Katholiken und Liberale aneinander gerathen, so ist der auf grauem marmornem Pilaster ruhende Balkon erhaben genug, um dem Bürgermeister zu gestatten, an die Stürmenden eine Friedenspredigt zu richten. Das Stadthaus ist halb im gothischen halb im Renaissance-Stil errichtet und mit entsprechendem Luxus decorirt. Ritterstatuen aus Gußstahl halten Wache auf dem Dache und auf dem rechten Flügel richtet sich der spitze Glockenthurm empor mit dem herkömmlichen Beffroi.

Noch verdient Portugal besonderer Erwähnung, welches die genaue Copie eines der ältesten Klöster liefert. Die weißen Mauern des Refugiums mit allerhand Schnörkeleien, Arabesken und Incrustationen überladen, umfassen die gesammte portugiesische Abtheilung, so daß die exponirten Gegenstände sich als klösterliche Erzeugnisse auffassen lassen und politische Symboliker durchaus behaupten konnten, ganz Portugal wäre ein Convent. Indessen wird man wohl das Kloster für die „Façade" lediglich des ebenso schönen als originellen Portals wegen gewählt haben.

Ungefähr in der Mitte des Marsfeldes erweitert sich die internationale Straße. Ursprünglich sollte hier ein centraler Garten mit allem Zubehör, Grotte, Wasserfall, Springbrunnen und grün angestrichene Bänke für die ermatteten Besucher hergestellt werden; aber die Stadt Paris forderte einen geeigneten Platz für den Pavillon ihrer Specialausstellung (Schulgegenstände, Karten, Pläne u. dgl.). Es war kein anderer Raum mehr verfügbar, deshalb mußte der Centralgarten geopfert, oder bedeutend verkleinert werden. Der Pavillon ist nun da, ein herrliches Häuschen im Stil Louis XIII., aber über und über mit allerhand Malereien, Fresken und vielen buntscheckigen Verzierungen beladen. Die Wände verschwinden ganz unter dem grellen Farbenspiel. Die Architekten der Stadt hatten es offenbar darauf abgesehen, recht heiter zu arbeiten, statt im einfachen eleganten, echten Pariser Stil.

Begnügen wir uns für heute mit diesen höchst flüchtigen Eindrücken der „internationalen Straße", sind doch ohnedies die wenigsten der Gebäude fertig und wird schon die bis heute gänzlich durch ihre Abwesenheit glänzende innere Einrichtung uns zu einer erneuerten eingehenderen Besichtigung veranlassen. Auch ist von den Ausstellungsräumen selbst weiter nichts zu sagen, als daß in den Abtheilungen, welche vermöge ihrer Genauigkeit den übrigen langsameren Ausstellern, aber besonders den Franzosen als Beispiel voranleuchten, eine Menge wohlverschlossener, mit allerhand vor Zollplackereien und Verspätigung schützenden Papierstreifen versehene Kisten zu betrachten sind. Die Eisenbahn, deren Stränge durch die Maschinenhalle laufen, wird nicht müde, neue Contingente solcher Kisten herbeizurollen. Sorgsam verpackt liegen dadrinnen die Kostbarkeiten, welche wohlweislich aus Furcht vor Staub und Achtung vor Pariser und anderen Dieben erst im letzten Augenblicke unter den gläsernen Auslagekästen ihren Platz einnehmen werden. In den zurückgebliebenen Abtheilungen aber wird gezimmert und gehämmert, dabei gesungen, gerufen und mitunter gestritten in allen erdenklichen Sprachen der Erdkugel, denn hier herrscht der bunteste Particularismus. Jedes Land hat sich durch eine Schaar eingeborener Arbeiter vertreten lassen, ja selbst China hat etliche dreißig echte gebraunte langzopfige aber fleißige Söhne hierhergesandt.

Die „Galerie d'honneur" nimmt die ganze südliche Fronte des Gebäudes in Anspruch. In der Mitte, ungefähr auf einer Linie mit dem Pont de Jena, der zum Trocadero hinüberführt, ist das Hauptportal, von einer mächtigen Kuppel überragt, links und rechts über die Vorhalle ragen zwei hohe Thürme. Die Decoration des innern Plafonds ist ein wenig monoton. Eine einzige Farbe: mattgold, zweierlei Formen Kuppeln und bemalte Vierecke. Die äußere Decoration ist so ziemlich complicirt. Etwa drei Meter über dem Boden erheben sich auf der ganzen Fronte kolossale Gipsstatuen, die verschiedenen Länder symbolisirend. Oben auf dem Dache des Gebäudes, mit der Statue genau correspondirend, ist das Wappenschild des Landes angebracht, und auf den hohen Stangen in Reih und Glied wird man vom 1. Mai an die Fahnen der bei der Ausstellung vertretenen Nationen flattern sehen. Das Mauerwerk zwischen den ungeheuren Fenstern ist hier mit einer eigenthümlichen Composition, einer sehr gelungenen Nachahmung von Majolika überzogen. Die Statuen der verschiedenen Staaten sind ziemlich leichtfertiger Ausführung, man merkt gleich, daß sie nur für einen Zeitraum von sechs Monaten geschaffen wurden. Dagegen findet man in der Symbolik manchen eigenthümlichen Gedanken.

Die meisten der Standbilder sind noch nicht fertig, sagte uns der Künstler; wir sahen u. A. Ungarn in der Gestalt einer massiv gebauten Jungfrau mit langen herabwallenden Haarflechten, deren rechter in einem weiten Stiefel steckender Fuß sich auf den Kopf eines Stiers stützt, während sich im Hintergrunde ein Büschel Aehren zeigt als das Zeichen des Bodenreichthums der Ungaria. In der linken Hand hält die Gestalt gleichsam als Zeugniß ihrer Machtbestrebungen den Königsapfel des Mathias und der Arpád.

Die Schweiz, deren Bildhauer auf den höchst opportunen Namen „Gruyère" hört, wird durch ein Gebirgsweibchen personificirt, welches entblößten Fußes (das kurze Fell bedeckt den Körper blos bis zum Schenkel) von Stein zu Stein hüpft. Die altrömischen Lictorenstäbe erinnern an die Republik. Die Statue der Vereinigten Staaten umklammert krampfhaft in der einen Hand das Sternenbanner der Union, dessen Falten sich mit dem Stoffe der Toga Amerikas vermengen, die andere Hand zeigt ein Pergamentblatt mit der Aufschrift: „Constitution".

Ein erquickliches Bild bietet Japan. Den Entwurf für diese kleinköpfige, lachend und schelmisch dreinschauende Modedame aus Jeddo hat sich der Bildhauer offenbar von einem der zierlichen, jetzt so stark in die Mode gekommenen bemalten Lackmöbel, Paravents, Tischchen, Chiffonniers u. s. w. geholt, der unvermeidliche Fächer steckt im Gürtel des bunten enganliegenden Kleides. England, hoch aufgerichtet ohne Neptuns Dreizack, aber mit dem Helme Minervas auf dem Kopfe, dessen Spitze ein gekrönter Löwe bildet, tritt mit dem Fuße auf einen Delphin. Rußland, eine mächtige Krone auf dem Haupte, hat das slavische Gepräge im Gesicht. Es stützt sich auf das gewaltige Wappen der flügelschwingenden Doppelaare und hält ein ungeheueres mittelalterliches Streitschwert in der Rechten. Schweden hat den Kopf der Ophelia und das Gewand einer Studentin von Upsala, aber deren enganliegendes verbrämtes, bis an den Boden hängendes Kleid ist in ein Thierfell gewunden, das bis an den Gurt herabwallt. Griechenland hüllt sich in sein altklassiches Costüm und hat in der einen Hand Sokrates auf seinem Lehnstuhle, ungefähr wie ein Kind ein Spielzeug, das es gerne zeigt. Noch bemerken wir Italien mit dem flammenden Stern auf der Stirne, und Australien, eine dralle Gestalt mit entblößtem Busen, nackten Armen und als Attribut eine ungeheure Scheere und einen rohen Goldklumpen. J'en passe — et des plus mauvais.

Von dieser Seite, d. h. ungefähr von der Mitte der Jenabrücke aus betrachtet, nimmt sich diese Hauptfaçade so imposant aus als eben nöthig ist, um dem Ausstellungsgebäude einen feierlichen Anstrich zu verleihen und es von einem „internationalen Bazar", wie die bonapartistischen Blätter dasselbe bezeichnen, zu unterscheiden. Der Eindruck des ganzen Gebäudecomplexes ist schwer zu erfassen. Offenbar hat das Comité seine vollständige Vorurtheilslosigkeit für diesen oder jenen Stil documentiren wollen,

Digitized by Google

denn das Champ de Mars-Gebäude weist so ziemlich gothische, dorische, Renaissance- und administrativ-moderne Spuren auf und gehört daher keiner Schule, keinem Jahrhundert an. Der Fremde, welcher die Ausstellung besucht, wird ja überdies nicht auf die Bauart und die äußere Ausstattung des Champ de Mars besonders achten. Das Hauptinteresse wird hier — gerade wie in Wien 1873 und in Philadelphia 1876 — in der ziemlich erfolglosen Forschung nach neuen Erscheinungen und Errungenschaften auf dem industriellen Gebiete bestehen; doch sollen uns in dieser Hinsicht merkwürdige Ueberraschungen bevorstehen. Ob neben der Neugierde auch für die Bewunderung ein Plätzchen übrig bleiben wird, darüber herrscht noch — Schweigen. Noch einige Geduld und die Kanonen werden zur Lösung dieser Frage geräuschvoll aber doch friedlich salutiren.

Paul d'Abrest.

Vom deutschen Theater.

Wer heutzutage über die gesammten Zustände des deutschen Theaters schreibt, darf von dem großen Theil des Publicums, der auch in dem was *über* das Theater veröffentlicht wird eine Unterhaltung und nichts als solche zu finden gewohnt und gewillt ist, wenig oder keinen Beifall erwarten. Von den glänzenden Premièren, dem anregenden unmittelbaren theatralisch-literarischen Leben, das sich in jedem französischen Theaterbericht spiegelt, ist bei uns wenig zu verspüren. Wir stehen ohne Zweifel an einem Wendepunkt der theatralischen Entwickelung, der aber zunächst mehr in rein äußerlichen als literarischen und künstlerischen Ereignissen sich kund thut. Es scheint als wolle das Schicksal in derselben Weise das Theater wieder festigen und kräftigen, wie die „Genossenschaft deutscher Bühnenangehörigen" die Interessen der Theatermitglieder, die auch bis jetzt von einer idealen Hebung des Standes absah und ihm erst eine solide materielle und sociale Unterlage zu geben bestrebt ist. So wenig über solche rein äußerliche Verbesserungen die künstlerischen aus dem Auge gelassen werden dürfen, so unrichtig ist es die Anläufe zu jenen, die von den verschiedensten Seiten gemacht werden, vom hohen Pferde herab zu kritisiren und in den Augen des Publicums, das ohne genaue Kenntniß der Verhältnisse unmöglich Richter zu sein vermag, zu discreditiren, wie thatsächlich und erst neuerdings geschehen. Es ist hier nicht der Ort und würde ohne Zweifel zu weit führen, nochmals das pro und contra zur vielbesprochenen *Theaterfreiheit* erschöpfend zu erörtern, so viel aber steht fest, daß ihr Einfluß sich keineswegs vorzugsweise günstig erwiesen hat, wenn es auch einseitig wäre, sie aller herrschenden Mißstände zu beschuldigen. Jedenfalls ist es der Kunst förderlicher, wenn die Ertheilung von Concessionen an Schauspielunternehmer von strengeren Bedingungen abhängig gemacht wird, als sie das bekannte Gesetz der Gewerbeordnung kennt. Die Theaterwelt hat daher das Vorgehen der Deutsch-Conservativen freudig begrüßt, die beim Reichstag einen *Zusatzparagraphen zur Gewerbeordnung* einbringen werden, nach welchem Schauspielunternehmer zum Betriebe ihres Gewerbes der Erlaubniß bedürfen, die zu verweigern ist, sobald dem Nachsuchenden die zum Betriebe des beabsichtigten Gewerbes erforderliche Zuverlässigkeit oder Bildung abgeht. In richtiger Würdigung dieses Schrittes, der verdienstvoll bleibt auch wenn sein Erfolg vom legislatorischen Standpunkt aus betrachtet mehr als zweifelhaft erscheint, hat denn auch das Präsidium der Genossenschaft deutscher Bühnenangehörigen in Vertretung dieser wichtigen Corporation und im Sinne eines Beschlusses ihrer fünften Delegirtenversammlung, auf der die bedeutendsten Intelligenzen des Schauspielerstandes vertreten waren, das reiche Material, welches es im Laufe der letzten Jahre gesammelt hat, den Antragstellern zur Verfügung gestellt. Die Berliner „Volkszeitung" hingegen beurtheilt in einem Artikel „Allerlei Schutzengel" des Vorgehen der Deutsch-Conservativen sehr absprechend und hält mir in Folge meines Aufsatzes in Nr. 13 d. Bl. einen Vortrag aus der Theatergeschichte, in dem als Zeugen gegen meine Ansicht: daß der Kunst und ihren Jüngern durch eine größere Strenge bei den Concessionsertheilungen genützt würde, die Neuberin, Schröder und Ekhof aus ihren Gräbern citirt werden. Der Verfasser übersieht dabei, daß vor hundert Jahren die ganzen Theaterverhältnisse wesentlich andere waren als heute, also auch mit anderm Maßstab gemessen werden müssen wie diese. Mit Leichtigkeit läßt es sich beweisen, daß zur Zeit der reisenden Gesellschaften des vorigen Jahrhunderts der moderne „Krach" ein sehr seltener Gast war und die Solidität dieser Truppen immer noch größer als die vieler unserer modernen Institute. Das eigentliche directoriale Industrieritterthum, wie es die Theaterfreiheit so üppig entstehen ließ, und das mit dem frevelhaftesten Leichtsinn, ja oft mit empörendster Frivolität ein Hazardspiel treibt, in dem die unglücklichen Mitglieder der bedauernswerthe Einsatz, kannte die angezogene Epoche gar nicht. Der Correspondent der „Volkszeitung" wirft den Deutsch-Conservativen Unkenntniß in Beziehung auf das Theater vor, er scheint aber mit diesem selbst nicht sonderlich vertraut, da er sonst wissen müßte, daß auf der Bühne das kunstgerechte Ensemble das Wesentlichste und diesem Ensemble nichts feindlicher gegenüber steht als Directoren der oben angedeuteten Sorte, die durch unaufhörliches Auflösen ihrer Gesellschaften, Fallenlassen einzelner Mitglieder aus Geschäftsrücksichten, jedes kunstvolle Zusammenwirken von vorn herein ausschließen. Wenn aber endlich die „Volkszeitung" mir zu bedenken gibt, daß wer in gesicherten Verhältnissen leben wolle, einfach der freien Kunst nicht nachstreben und eine andere Lebensstellung wählen solle, da das Leben der Kunst nun einmal „die Wechselfälle des Lebens" mit sich bringe und jede staatliche Maßregel, welche dies ändern wollte, „die Kunst unfehlbar selbst schädigen" müsse, so kann ich darauf nur erwidern, daß der eigentliche solide Mitgliederbestand eines Theaters, mit dem es rechnen muß, unzweifelhaft in „gesicherten Verhältnissen" zu erfreulicheren, künstlerisch werthvolleren Leistungen gelangt als in der Sorge um's tägliche Brod. Daß Genies auch in schlechten Verhältnissen groß geworden sind und noch groß werden, wird Niemandem einfallen zu bestreiten, allein das Genie ist die Ausnahme und seine Kraft bricht ihm fast immer Bahn, obgleich u. A. auch der citirte Ekhof gewiß noch eine größere Bedeutung erlangt hätte, wenn ihm ein ruhiges und sicheres Loos beschieden gewesen wäre.

Was werden übrigens die Verfechter der Theaterfreiheit erst sagen, wenn sie die Kunde vernehmen, daß auch von *Theaterdirectoren* selbst ein Antrag zu strengerer Handhabung des Zulässigkeitsparagraphen eingebracht werden soll? Jedenfalls ist der erste und vornehmste Grund zu einem Vorgehen von dieser Seite die übermäßige Concurrenz, deren Zweck Geld zu machen jedes, auch das schlechteste Mittel, heiligen muß. Und diese Concurrenz drückte niemals schwerer als gerade jetzt in der Zeit wirthschaftlicher Calamität. *Heinrich Laube* hat die Verhältnisse in der Gründerversammlung des *Wiener Stadttheaters* von diesem Gesichtspunkt aus beleuchtet und ist dabei zu den betrübendsten Resultaten gekommen. Er, der Optimist, der trotz mehrmaliger Theatermüdigkeit sich immer wieder zu der Bretterwelt hingezogen fühlte, schildert den verzweifelten Kampf eines Theaters um seine Existenz mit den wahrsten Farben, die bedauerlicher Weise diesmal die schwärzesten sind. Der alte Theaterpracticus spricht es geradezu aus, daß die wirthschaftliche Noth, wenn nicht in Kürze eine Wandlung zum Bessern eintritt, das deutsche Theater von Grund aus zerstören muß. Die Geldschwäche des Publicums zwingt zu Ersparnissen, unter denen das Theater leidet, es bevorzugt das Lustige, da es des Traurigen daheim genug hat und das schädigt die dramatische Literatur und die Schauspielkunst. Laube hat das Unerhörteste fertig gebracht und jede Woche eine Novität gegeben, um sich über Wasser zu halten. Diese Novitäten, so sehr sich über manche von ihnen rechten läßt, besitzen alle ein gewisses literaisches Interesse, dafür bürgt die „Bildung" des Directors. Wie ganz anders würden indeß viele seiner Collegen, die der Theaterfreiheit ihr Dasein verdanken, gehandelt haben? Und auch Heinrich Laube, dem die „Volkszeitung" selbst „Schick" zugesteht, beklagt den Mangel eines „finanziellen Hintergrundes", d. i. die „Zuverlässigkeit", welche die Deutsch-Conservativen zur Bedingung gemacht wissen wollen. Er spricht es unumwunden aus, daß dieser Mangel ihn hindere, das ernste neue und das klassische Drama wieder einzubürgern auf seiner Bühne, und verlangte deshalb die Begründung eines Garantiefonds, der ihm Wagnisse nach dieser Richtung hin gestattet. Der Directionsrath hat sich bereit erklärt unter allen Umständen und, wenn es sein müsse, auch mit Opfern das Wiener *Stadtheater* aufrecht zu erhalten.

Vorläufig freilich ist Laube genöthigt sein System: Novität um jeden Preis, fortzusetzen und hatte er mit der Aufführung von *Augiers* „Mariage d'Olympe", das unter dem Titel „Eine Demimonde-Heirath" gegeben wurde, nicht den erwarteten Erfolg, so darf er wohl um so sicherer auf einen solchen rechnen bei der in Aussicht genommenen Darstellung von desselben Autors in Paris kürzlich zum ersten Mal gegebener Komödie „Les Fourchambault". Wenigstens hat das Stück, von den

Digitized by Google

Meistern des Théâtre français, den großen Got an der Spitze, gespielt, den außerordentlichsten und ungetheiltesten Beifall errungen und soll dem Vorzüglichsten, was aus Augiers Feder gekommen, würdig zur Seite stehen. Für Paris war diese Aufführung geradezu ein Ereigniß. Von einigen andern Bundesgenossen, die Laube geworben um den Erfolg an sein Institut zu fesseln, nennt man Gondinets neues dreiactiges Lustspiel „Les vieilles couches", Rheinischs früher schon in Berlin gegebenes Schauspiel „Eine Caprice" und ein Lustspiel des unerschöpflichen Vielschreibers Rosen „Wir." Auch die andern Theater Wiens kämpfen energisch gegen die schlechten Zeiten. Die Hofoper bietet in ihrer diesjährigen italienischen Stagione wieder Vorzügliches, namentlich ist es der Bariton Faure, der neben der Frau Nilsson, der Trebelli, den Herren de Padilla und Masini das Interesse auf sich zieht und zwar ebenso sehr als Sänger wie als Schauspieler. Gounods Mefisto und Hamlet, Donizettis Alfonso sind sein Triumph. In einer Vorstellung der Afrikanerin trat am 15. April auch Frau Lucca auf, nach der die Berliner mit Recht sehnsüchtiges Verlangen tragen. Weniger Glück wie die Hofoper mit der italienischen Stagione, hatte das Burgtheater mit seinen jüngsten Novitäten: dem trivialen A. Günther'schen Genrebild „Comtesse Dornröschen" und Zells freundlicher aufgenommenen Lustspiel „Die Buße", das, ziemlich frei nach einer Novelle Abouts bearbeitet, vorzüglich gegeben wurde. In nächster Zeit geht auf dem Burgtheater ein neues Drama „Andreas Paumkircher" von Wartenegg, dem Verfasser des 1871 aufgeführten Trauerspiels „Maria Stuart in Schottland", in Scene. Am meisten von allen Wiener Theatern beschäftigt sich die Presse mit dem Carltheater, oder richtiger mit den Vorbereitungen zu dem theatralischen Feldzug, den Tewele an diesem Institute unternehmen wird. Ich war bereits in meinem vorigen Artikel in der Lage, einige von der neuen Direction erworbene Novitäten nennen zu können, denen ich heute noch Birons in London tausend Mal aufgeführtes Lustspiel „Our Boys" und Gondinets „Fille d'Eve" anzufügen habe. Das letztere Stück dürfte einen besonderen Reiz ausüben durch die berühmte französische Schauspielerin Madame Judic, welche darin auftreten und ihre Rolle deutsch sprechen wird. Diese vorzügliche Künstlerin, die Offenbach entdeckt hat und deren reizend schönen Kopf der melodienreiche Componist als von Esprit und Lustigkeit sprühend bezeichnet, hofft bis zum April 1879 das Deutsche sich so weit zu eigen zu machen, um außer in der Fille d'Eve auch noch in einer Operettenpartie auftreten zu können. Friedmann ist als Gast für das Carltheater gewonnen und wird in dem Schauspiel „La cause célèbre" die Hauptrolle übernehmen.

Möglicherweise sieht Berlin die neue Carltheatergesellschaft früher als Wien, denn Tewele soll beabsichtigen, in ihrem Interesse während der freien Sommermonate ein Gesammtgastspiel im Victoria-Theater zu absolviren. Verwirklicht sich diese Idee, so wird die deutsche Reichshauptstadt in diesem Sommer drei auswärtige Gesellschaften in ihren Mauern bergen, denn auch am Wallnertheater, auf dem Helmerding jetzt zum letzten Mal vor seinem definitiven Rücktritt von dieser Bühne seine berühmt gewordenen alten Rollen vorführt und Haase binnen wenigen Wochen 60,000 Mark verdiente, werden Vorbereitungen getroffen zu einem längeren Ensemblegastspiel der Steiner'schen Gesellschaft vom Theater an der Wien, an dem die „fesche Pepi" Josephine Gallmeyer-Siegmann, trotz des bekannten Cigaleskandals theilnimmt. Die Berliner tragen ihr die kleinen Scherze, die sie sich beim letzten Gastspiel erlaubte, gewiß nicht nach. Es ist nebenbei gesagt nicht ohne Interesse, wie man noch vor 14 Jahren über die Gallmeyer und das von ihr vertretene Genre in Deutschland dachte. Die Chronik des Weber'schen Kalenders schrieb damals: „Der Cancan ist doch bis jetzt wenigstens in Norddeutschland noch nicht selbstverständlich geworden, und ein Gallmeyer-Enthusiasmus wäre wohl selbst in den Berliner Vorstadttheatern noch eine Unmöglichkeit." Heute ist das anders geworden! Die dritte der in Berlin diesen Sommer gastirenden Gesellschaften und wohl dem kunstverständigen Theil des Publicums die willkommenste ist das Meininger Hoftheater-Ensemble, das wieder im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater einzieht, während dessen Personal zu einem Gastspiel nach Köln geht. Die lieben thüringischen Gäste bringen diesmal ein erweitertes Repertoire mit und wir werden außer den schon bekannten Stücken auch Kleists „Prinzen von Homburg", Schillers „Räuber", Grillparzers „Ahnfrau" und Shakespeares „Wintermärchen" zu sehen bekommen, das am 3. April, als an des Herzogs Geburtstag, in Meiningen fast ohne jede Streichung gegeben wurde und in der scenischen Ausstattung wie in der schauspielerischen Darstellung gleich vollkommen gewesen sein soll. Bei der Aufführung der Räuber werden die Meininger Schillers erste Ausgabe benutzen, nach der das Stück zur Zeit des Landfriedens spielt. Das Gleiche beabsichtigt man im Schauspielhaus, wo Schillers Erstlingswerk ebenfalls neu einstudirt wird. Ein weiterer Cyclus der Shakespeare'schen Königsdramen hat an dem kgl. Institut dieselbe Theilnahme wie seine Vorgänger und eine trefflich beanlagte Heroine Fräulein Haverland bei ihrem Gastspiel an der genannten Bühne die wärmste Anerkennung gefunden. Zu Jubel und Enthusiasmus außergewöhnlicher Art begeisterte das Auftreten Etelka Gersters das Publicum des Opernhauses, während im Kroll'schen Etablissement, der Geburtsstätte des jungen Ruhms der Frau Etelka, zwei bis dahin in Berlin unbekannte Sängerinnen von nicht gewöhnlicher künstlerischer Bedeutung: Signora Saurel und Signora Alma Fohström, trotz sehr bemerkenswerther Leistungen eine ähnliche Zugkraft nicht auszuüben vermochten. Die Direction des Wolters-dorfftheaters legte diesen Anstrengungen der beiden Opern gegenüber die Hände nicht in den Schoß und brachte verdienstlicherweise eine Novität: „Prinz Heinrich und Ilse", Text nach Roquettes „Herr Heinrich" von Dr. L. Schlager, Musik von Schläger, zum Gehör. Vom 1. Mai geht das Theater, das unter Habelmanns Leitung eine achtungswerthe Stellung einnahm, wieder an den Besitzer Arthur Woltersdorff über, der das Singspiel zu pflegen gedenkt. Wenn diese Zeilen in die Hände der Leser kommen, wird im Nationaltheater bereits unter Mitwirkung Barnays Schillers Wallenstein-Trilogie an einem Tage in Scene gegangen sein, ein Experiment, welches seit den Tagen Dingelstedts in Weimar, meines Wissens nicht mehr gemacht wurde.

Das Weimarische Hoftheater veranstaltete in diesem Jahre wie in dem vorhergehenden drei Vorstellungen des Goethe'schen Faust, die sich nicht nur eines sehr zahlreichen, sondern auch eines sehr exquisiten Publicums erfreuten, unter dem man Professoren der Hochschulen von Berlin, Bonn, Greifswalde, Jena, Leipzig und Halle, hervorragende Vertreter der Künstlerwelt und andere namhafte Persönlichkeiten sah. Otto Devrient hat sich mit dieser Fausteinrichtung, obgleich es ihr nicht gelingen kann, einen dauernden Platz im Repertoire der ganzen deutschen Bühne zu erringen, viel Anerkennung erworben. In seiner neuen Eigenschaft als mit großer Machtvollkommenheit ausgerüsteter Intendant des Stadttheaters zu Frankfurt a. M. hat Devrient bereits eine Partei gegen sich, die es dem neuen Director nicht verzeihen kann, daß er den Contract einiger bisheriger beliebten Mitglieder nicht erneuerte und andere Künstler engagirte, für die weniger Sympathien vorhanden sind. Ziemlich allgemein ist die Entrüstung der Frankfurter Bürgerschaft über den kostspieligen Lucae'schen Theaterbau, dessen ursprünglicher Kostenanschlag weit überschritten wurde und der nach der Ansicht der Frankfurter nicht einmal durch architektonische Schönheit die gebrachten und noch geforderten Opfer aufwiegt. Der ganze Bau ist im italienischen Renaissancestil gehalten, aber seinen Detailverhältnissen sagt man nach, daß sie verfehlt, seinen Profilirungen, daß sie zu schwach seien. Der obere Theil der westlichen Façade ist wegen den darauf angebrachten Vasen sogar mit der Ausstellung eine Töpferwaarenfabrik verglichen worden. Die beste der vier Façaden soll die südliche sein, in der jedoch ein Kritiker des „Frankfurter Beobachter" nichts als die verballhornte Copie des Berliner Schauspielhauses von „Schinkel" sieht. Von mehreren Seiten ist sogar der Vorschlag gemacht worden, die Vollendung des Theaters auf bessere Zeiten zu verschieben, um so mehr, als die Nothwendigkeit eines neuen Theaters nicht mehr vorliege und eine Regie auf die Dauer ohne namhafte Subvention nicht bestehen könne. Es liegt in dieser letzten Behauptung viel Wahres und die würdigen Väter der einstigen freien Stadt Frankfurt sollten bei ihren Erwägungen des Beispiels der ehrsamen Hansestadt Hamburg eingedenk sein, wo sich Pollini auch in die Nothwendigkeit versetzt sah, nach dem Verlust von 84,000 Mark um eine bis jetzt allerdings nicht bewilligte Subvention einzukommen.

Von den Novitäten, die in den letzten Wochen über die Bretter gingen, will ich der Curiosität halber eine Dramatisirung von Scheffels „Ekkehard" erwähnen, die sich der Schauspieler G. F. Siebenhoff in Graz kühner Weise gestattet hat. Der Eindruck soll nach der „N. Fr. Pr." ein mehr als mittelmäßiger gewesen sein, was wir ohne besondere Versicherung glauben. Eine andre, noch im Entstehen begriffene Novität wird unser ohnehin internationales Repertoire um ein Erzeugniß der

Digitized by Google

chinesischen Literatur bereichern, das gegenwärtig ein junger Dramatiker mit Hülfe eines Mitglieds der Berliner chinesischen Gesandschaft übersetzt. Etwas älteren Datums ist das Ballet, welches Mr. Mapleson, der Impresario der italienischen Oper, in Her Majestys Theater zu London seinem Publicum als Neuheit vorführt, aber darum für uns von nicht weniger großem Interesse, denn es ist nichts Geringeres als das Tanzpoem „Doctor Faust", welches Heine 1847 für Lumley schrieb. —

Durch den Tod verlor das deutsche Theater Anfang April neben Wolf Baudissin, dem die „Gegenwart" einen ausführlichen Nekrolog gewidmet hat, Henriette Strauß, die Gattin des Walzerkönigs Joh. Strauß, eine unter ihrem Geburtsnamen Treffz früher mit Auszeichnung genannte Opern- und Liedersängerin, die ebenso in Wien wie in Paris und London großen Beifall gefunden hat. Auf ihren Gatten, mit dem sie 15 Jahre verheirathet war, übte Henriette einen sehr vortheilhaften Einfluß aus, dem es wohl in erster Linie zu danken ist, daß Joh. Strauß sein liebenswürdiges Talent auch der Bühne dienstbar machte.

Joseph Kürschner.

Notizen.

Der Reichstag nimmt nach kurzen Ferien seine Arbeiten wieder auf und geht einem schweren Kampfe entgegen. Die kommenden Wochen werden die ganze Kraft und auch gewissermaßen den festen Charakter der Abgeordneten in Anspruch nehmen. Das Geplänkel hat in der officiösen Presse schon begonnen und sticht seltsam gegen die liebenswürdigen Redewendungen ab, die vor einigen Wochen beliebt wurden, als nämlich die dilatorische Behandlung der Nationalliberalen noch ersprießlich schien. Jetzt stellt sich heraus, daß die Volksvertreter, wenn es sich um neue Steuern, Anleihen und dergleichen wenig idealische Sachen handelt, keinen Spaß verstehen. Seit dem vereinigten Landtag von Anno 1847 hat sich das Naturell der einheimischen Deputirten in Dingen, wo die Gemüthlichkeit aufhört, blutwenig geändert. Friedrich Wilhelm IV., sonst nicht vorwiegend constitutionellen Andenkens, hatte vor dem Recht der ständischen Körperschaften trotz ihrer damals sehr beschränkten Competenz allen Respect und lachte im Gegentheil seine Minister aus, wenn sie über ihre parlamentarischen Fiascos verdrießlich waren. Heute, wo wir die drei Curien mit dem feudalen Zubehör jener verklungenen Zeit wie ehrwürdiges Gerümpel eines antiken Raritätencabinets betrachten, will man es im gouvernementalen Lager gar nicht fassen, daß die Nationalpartei ihr Mandat ernsthaft betrachtet und der bescheidenen Ansicht ist, daß sich eine sogenannte Wirthschaftsreform, die alle bewährten preußischen Traditionen auf den Kopf stellt, nicht von oben herab decretiren läßt. Die Nationalliberalen mögen in den bekannten Verhandlungen seit Neujahr nicht vorsichtig genug operirt haben, und daß namentlich die Behandlung der Sache in der Presse erfahrene Journalisten zuweilen in sprachloses Erstaunen versetzte, darf jetzt als ein öffentliches Geheimniß angesehen werden. Aber die Liberalen haben doch keine irgend wichtige Position preisgegeben und sich durch rechtzeitiges Concentriren ihrer etwas versprengten Streitkräfte wieder in geschlossener Defensive zusammengefunden. Dies rechtfertigt die Zuversicht, daß sie jetzt, wo es losgehen soll, mannhaft und mit taktischem Geschick Stand halten werden. Dann wird ihnen jener bunte Haufen von Agrariern, Schutzzöllnern, Neu- und Altconservativen nebst einigen abfälligen oder unsicheren Bundesgenossen, welcher die Majorität der Zukunft bilden soll, keine sonderliche Angst einflößen. Der Kampf, wenn es denn einmal dazu kommen soll, wird von hohem Interesse sein und den Gegnern voraussichtlich eine Lehre ertheilen, die für die ganze weitere Entwickelung im Innern nur von heilsamen Folgen sein kann. Die Situation ist freilich jenseits der deutschen Grenzen, sollte man glauben, für solche gefährliche Experimente, die weite Risse in der Nation bloslegen, sehr wenig angethan. Aber die auswärtige Politik soll ja für den einfachen Staatsbürger ein mit sieben Siegeln verschlossenes Buch bleiben. Der Frieden in Europa mag immerhin auf schwachen Füßen stehen, trotz aller wechselnden vieldeutigen Phrasen, mit welchen der alltägliche Zeitungsleser abgespeist wird. Für das Parteigezänk zu Hause hat das gar keine Bedeutung. Ueber das, was im Orient gebraut wird, enthält sich bei uns Jedermann selbst des unmaßgeblichsten Urtheils. Als neulich ein auswärtiges Blatt etwas malitiös und nicht durchweg ehrerbietig daran erinnert hatte, daß manches von hohen Lippen gefallene geflügelte Wort sich im Laufe der Jahre nicht ganz bewährt habe, wagten deutsche Politiker kaum zu gestehen, daß sie den Artikel auch nur gelesen hätten, geschweige, daß sie eine Ansicht über derartige verbotene Probleme äußern mochten. Man kann auf diesem Gebiete selbst berufene Leute, die auf der Schule Geschichte studirt und sich in allerlei Wissenschaften umgesehen haben, gelegentlich die erstaunlichsten Behauptungen vorbringen hören. Die albernsten Kannegießereien liefern den gewöhnlichen Gesprächsstoff und ziehen ihre Nahrung aus unverdauter und mißverstandener Lecture der öffentlichen Blätter. Man will allerdings wissen, daß es im Auslande nicht viel besser hergehe, und die italienischen Parlamentsdebatten wenigstens haben neulich gezeigt, wie viel Unsinn über Dinge, welche die Nation nicht direct berühren, zu Tage gefördert werden kann. Aber der sprichwörtliche Trost für Unglückliche, daß sie Genossen ihres Leids haben, ist doch wenig stichhaltig, wenn es sich um geistige Lücken handelt und damit nur bewiesen wäre, daß an oberflächlichem politischen Geschwätz auch in anderen Gegenden kein Mangel herrscht.

* * *

Professor W. O. Gortzitza hat in seinem soeben erschienenen „Handbuch der Geschichte der deutschen Literatur"*) ein recht brauchbares Nachschlagebuch geliefert. Der Verfasser hat weder eine neue Auffassung des Gegenstandes angestrebt, noch versucht, neue Urtheile zu geben; er faßt im Gegentheil die vorhandenen soweit dieselben sich Geltung verschafft haben, kurz zusammen. In der Hauptsache hat sich der Autor dabei an die richtigen Quellen gewandt und es mit gutem Geschmack verstanden, aus den gewonnenen Notizen von den hervorragenderen Schriftstellern ein in sich gerundetes Bild zu entwerfen, von den übrigen die charakteristischen Seiten hervorzuheben. Im Ganzen sind mehr oder weniger ausführlich besprochen oder durch bio- und bibliographische Angaben erläutert etwa 2200 Namen. Würden sich die biographischen Daten nicht lediglich auf Geburts- (und Todes)jahr beschränken, sondern sich auch auf Geburts- (und Todes)tag erstrecken, so würde das Buch, angesichts der zahlreichen Namen, die es erwähnt, für Viele werthvoller geworden sein. Daß der älteren Literatur bis auf Klopstock nur wenig mehr als ein Bogen gewidmet wird, gereicht dem Buche nicht zum Vortheil; eine verhältnißmäßig ausführlichere Behandlung dieser Periode hätte den Umfang des Buches nur um zwei bis drei Bogen vermehrt und die dadurch bedingt gewordene Preiserhöhung wäre, gegenüber dem erhöhten inneren Werthe, nicht nennenswerth gewesen. Eine Eigenthümlichkeit, durch welche sich dieses Handbuch von anderen Werken ähnlicher Art unterscheidet, erhält es durch den in dasselbe verflochtenen Wegweiser für die Lecture auf dem Gebiete des Lyrischen und Lyrisch-Epischen. Es ist nicht nur auf einzelne Gedichte hingewiesen, sondern diese sind, soweit sie dem Verfasser für die Eigenart des betreffenden Dichters charakteristisch erschienen, mit ihren Ueberschriften und Anfangszeilen aufgeführt. Im Allgemeinen hat der Herausgeber auch hierin — soweit sich dies nach kurzer Prüfung erkennen läßt — ein richtiges Verständniß walten lassen und dadurch seinem Buch, über die nächste Aufgabe hinaus, den Werth des Anregenden gegeben. j. h.

* * *

„Ueber die Stellung des Vereins für deutsches Kunstgewerbe zu Berlin zum Berliner Gewerbe-Museum" hat Professor C. E. Doepler kürzlich vor dem genannten Verein gesprochen und den Vortrag jetzt (bei R. Oppenheim) im Druck erscheinen lassen. In dem Tone warmer Ueberzeugung tritt der Redner für die Lösung der nächsten Aufgabe des Vereins ein, den Sinn für kunstgewerbliches Schaffen und das Verständniß für das Schöne von unten herauf zu wecken, zu pflegen und zu allmählicher Ausbildung heranzureifen. Der kleine Gewerbtreibende soll überzeugt werden, daß die gute, tadellose Form nicht kostspieliger herzustellen ist als die falsche, daß Geräthe und Möbel nicht nothwendig prachtvoll und theuer sein müssen, um geschmackvoll zu sein, und daß selbst das Einfachste nicht schmucklos zu sein braucht.

* * *

*) Handbuch der Geschichte der deutschen Literatur für Freunde derselben. Zugleich ein Wegweiser für die Lecture auf dem Gebiet des Lyrischen und Lyrisch-Epischen. 8. XII und 540. Seiten. Lyck 1878, Emil Wiebe.

Digitized by Google

Nach einer Pause von sechzehn Jahren hat Ferdinand Kürnberger wiederum einen Band gesammelte Novellen*) erscheinen lassen, welcher den vielen Freunden des geistreichen östreichischen Feuilletonisten gewiß eine willkommene Gabe sein wird. An die den Lesern von „Nord und Süd" in guter Erinnerung gebliebene Novelle „Künstlerbräute" reihen sich „Bergschrecken" — „der Erbe" — „die Last des Schweigens, eine Seelenstudie" — „Liebesschuld, ein Märchen" — und endlich ein zweites Märchen „Alimelek und der Derwisch".

* * *

Die Zuckerindustrie in ihrer wirthschaftlichen und steuerfiscalischen Bedeutung für die Staaten Europas. Ein Beitrag zum Verständniß der Zuckerzoll- und -Steuerfrage von Richard v. Kaufmann, Dr. jur. Berlin 1878, Verlag von J. Guttentag (D. Collin)

Das vorliegende Werk verdankt seine Entstehung ersichtlich der lebhaften Bewegung, die sich seit einiger Zeit auf dem Gebiete der Zoll- und Steuergesetzgebung geltend macht. Der Verfasser hat es sich zur Aufgabe gestellt, den Nachweis zu führen, daß die bisherigen Methoden für die Erhebung der Zuckersteuer den Anforderungen nicht genügen, die man nach dem heutigen Stande der Zuckerindustrie und der Rendementsbestimmung**) an eine Consumtionssteuer, als welche die Zuckersteuer doch aufzufassen ist, stellen darf. Mit Nothwendigkeit ergibt sich daraus die Folgerung, daß eine Reform der Zuckerzoll- und Steuer-Gesetzgebung unabweisbar geworden ist. Der Verfasser plaidirt für eine Fabrikatsteuer, wie eine solche ja auch hinsichtlich des Spiritus und des Tabacks von verschiedenen Seiten angestrebt wird, und macht zum Schlusse Vorschläge zu Reformen in der bezeichneten Richtung. Dies ist in kurzem der Gedankengang, welcher dem Werke zu Grunde liegt. Der Verfasser hat fleißig dafür Sorge getragen, durch einen reichen Apparat von geschichtlichen Daten und statistischen Zahlen, wobei ihm viel bisher unbenutztes Material zur Verfügung stand, seine Entwickelungen näher zu begründen. Nach einer ausführlichen historisch-statistischen Darstellung der Zuckerproduction und -Consumtion aller Länder der Erde folgt eine, was Klarheit betrifft, vortreffliche Uebersicht der in den verschiedenen Staaten eingeführten Methoden der Zuckerbesteuerung, des Entwickelungsganges der einschlägigen Gesetzgebung und der Rückwirkung der verschiedenen Steuerformen auf Industrie, Consumtion und Handel. Es werden dabei namentlich auch die Verhältnisse innerhalb der Staaten der sogenannten „internationalen Zuckerconvention von 1865" (Frankreich, Großbritannien, Belgien und Holland) mit besonderer Ausführlichkeit behandelt und daran die Schwierigkeiten erläutert, welchen derartige internationale Vereinbarungen, die, um ihren Zweck zu erfüllen, des Erlasses besonderer Gesetzgebungsacte und Verwaltungsmaßregeln, vor Allem aber einer loyalen Anwendung derselben bedürfen, stets unterliegen werden. Was die vom Verfasser für nothwendig erachtete Reform der Zuckersteuer zunächst in Deutschland betrifft, so wird auf die neuerdings immermehr zur Anwendung kommenden Methoden der Ausbeutung der Melasse auf krystalisirbaren Zucker hingewiesen, die aus der Rübe einem höheren Gewinn an Zucker zu ziehen gestatten, als bei der Bestimmung der jetzigen Rübensteuer (12 Centner Rüben sind darnach erforderlich, um 1 Centner Zucker zu liefern) zur Voraussetzung gedient hat, auf das Osmosirungs- und das Elutionsverfahren.***) Da sich nun eine besondere Besteuerung der Melasse ebensowenig empfehle wie etwa ein Steuerzuschlag für diejenigen Zuckerfabriken, welche nach einer jener beiden Verfahrungsweisen die Melasse verwerthen und dadurch eine, in Belgien auf etwa 6 Procent geschätzte höhere Zuckerausbeute als die gesetzlich präsumirte erzielen, so müsse, was auch nach allgemeinen volkswirthschaftlichen Grundsätzen das allein Richtige sei, zur Fabrikatsteuer übergegangen werden. In technische Details über die Handhabung der Fabrikatsteuer geht der Verfasser nicht ein, die Frage nach der besten Methode der Rendementsbestimmung hält er durch das Scheibler'sche Verfahren*) für gelöst. Schließlich spricht der Verfasser die Erwartung aus, daß das deutsche Reich, nachdem es bei sich an der Hand der Scheibler'schen Redementsbestimmung die Fabrikatsteuer eingeführt habe, auf Grund derselben mit Erfolg Schritte zur Herbeiführung einer neuen Convention, die dann mit Recht den Namen „internationale Zuckerconvention" tragen würde, zu unternehmen vermag. Denen, welche sich für schwierige Probleme der Steuer- und Zollgesetzgebung interessiren, mag das Kaufmann'sche Werk zum Studium empfohlen sein; sie werden darin im reichsten Maße Anregung und Belehrung empfangen.

j. h.

* * *

Neuigkeiten vom französischen Büchermarkte.

Venise. Histoire, arts, industrie, la ville, la vie par Charles Yriarte. Paris, J. Rothschild 13 rue des Saintes-Pères. 3. Auflage, 1878. Ein Prachtwerk im wahrsten Sinne des Wortes, in Folioformat, auf abgetöntem schönem Papier gedruckt mit 525 Holzschnitten, von denen 50 als besondere Kunstbeilagen gedruckt sind. Die erste, geschichtliche Abtheilung enthält einen Bericht von der Begründung der Stadt Venedig bis zum Verfall der Republik, einen langen Aufsatz über die Archive, über Handel und Schifffahrt und das Arsenal. Die kunstgeschichtliche Abtheilung enthält folgende Abschnitte: über die Architektur und ihre Wandlungen, über die Renaissance, den Rialto, die Bildhauerkunst in Venedig, die Grabdenkmäler, die Broncen, die Familie der Lombardi, Alessandro Vittoria und Alessandro Leopardi, die Malerei vom Ursprung der venetianischen Schule an bis zum Verfall und die literarische Bewegung. Die industrielle Abtheilung enthält Folgendes: Glaswaaren und Mosaik, Spitzen und Trachten. Ein besonderer Abschnitt ist der Schilderung der Dogen gewidmet. Eine culturgeschichtliche Schilderung des Lebens und der Stadt beschließt das Werk, das mit höchster Eleganz ausgestattet ist. Wir werden auf die künstlerische und schriftstellerische Bedeutung desselben zurückzukommen Gelegenheit haben.

Im Verlage von G. Charpentier, 13 rue de Grenelle-Saint-Germain ist von André Theuriet, einem der liebenswürdigsten jungen Dichter Frankreichs, dessen Talent in der „Gegenwart" schon eine eingehende Würdigung erfahren hat, ein neuer Roman erschienen: Le filleul d'un marquis; von Emile Zola eine neue Abtheilung der naturgeschichtlichen und socialen Studie einer Familie des zweiten Kaiserreichs: „Les Rougon-Macquart", betitelt: „Une page d'amour".

Von historischen Werken aus demselben Verlage sind zu nennen: der zweite Band der „Histoire de quatre ans", 1870—73, von Theodor Duret, der die Zeit der sogenannten Nationalvertheidigung, vom September 1870 bis zum Friedensschlusse enthält. Die Objectivität und die verständige Ruhe, welche in diesem Geschichtswerke herrschen, sind schon in diesen Blättern anerkannt worden;

La fin de l'anarchie von Charles Bigot. Das Werk enthält fünf Bücher. Das erste bespricht die sociale Frage im Jahre 1789 und die politische Frage im Jahre 1792, das zweite die politischen Irrfahrten Frankreichs seit 1789 bis zur Gegenwart; das dritte Buch führt den Nachweis, daß die Republik die einzig richtige und einzig mögliche Staatsform für Frankreich ist, das vierte Buch die Gegner der Republik und das fünfte das Programm der Republik.

---

*) Novellen von F. Kürnberger. 8. 315 S. Berlin 1878, Wilhelm Hertz.

**) „Rendement" ist die procentische Ausbeute an weißem krystallisirtem Zucker (Raffinade), die aus einem Rohzucker gewonnen werden kann.

***) Das Dubruntaut'sche Osmosirungsverfahren beruht darauf, daß Melasse, die durch eine feuchte Membran, z. B. Pergamentpapier, von vorbeifließenden Wasser geschieden ist, an letzteres Salze abgibt, wodurch ein Theil des in ihr enthaltenen Zuckers die Fähigkeit erlangt, nach dem Eindicken heraus zu krystallisiren; es kann das Osmosiren zwei- bis dreimal wiederholt werden. — Das Scheibler'sche „Elutionsverfahren" besteht darin, daß aus Melasse und Aetzkalk eine trockene Masse hergestellt wird, die, zerkleinert, beim Auslaugen der Salze und organischen Substanzen mittelst verdünnten Alkohols reinen Zuckerkalk übrig läßt, der, in Zuckerkalkwasser gelöst, den Rübensäften in den Scheidepfannen zugesetzt wird und sie mit krystallisirbarem Zucker anreichert.

*) Die „Scheibler'sche Rendementsbestimmung" beruht im Allgemeinen darauf, daß Rohzucker bei + 90° C. zur Trockniß gebracht, mittelst einer gesättigten, mit etwas Essigsäure versetzten alkoholischen Zuckerlösung ausgewaschen wird; dadurch werden alle an der Drehung der Polarisationsebene sich betheiligenden, sogenannten optisch-activen Bestandtheile des Rohzuckers, insofern sie nicht krystallisirbarer Zucker sind, entfernt und die Zuckerbestimmung durch das Polarisationsverfahren ist dann mit keinem Fehler mehr behaftet.

Digitized by Google

Endlich sei noch erwähnt eine Geschichte der Prinzessin Eboli, die Alfred Weil aus dem Spanischen des Gaspar Muro übersetzt hat. Das Werk ist mit Autographen der Prinzessin nnd einem Porträt, Radirung, geschmückt. Das letztere, in welchem wir die Prinzessin als Einäugige kennen lernen, wird manche Illusion, die wir uns nach der Schiller'schen Idealgestalt gebildet haben, zerstören.

Die Wittwe von Edgar Quinet hat eine Studie ihres verstorbenen Mannes „über das Leben und den Tod des hellenischen Genius", „Vie et mort du génie grec", veröffentlicht und mit sehr umfang- und belangreichen Anmerkungen versehen.

Auf alle diese Werke werden wir zu gelegener Zeit zurückzukommen die Gelegenheit haben. Einstweilen haben wir uns mit der einfachen Notiz über ihr Erscheinen begnügt.

Bibliographie.

Mannlicher, F., Pumpen und Feuerlöschapparate. (A. u. d. T.: Bericht über die Weltausstellung in Philadelphia 1876. Herausgegeben von der österreichischen Commission für die Weltausstellung in Philadelphia 1876. 21. Heft.) Lex. 8. 66 S. Wien 1877, in Commission bei Faesy & Frick.

Meyers Conversations-Lexikon. Eine Encyclopädie des allgemeinen Wissens. Dritte gänzlich umgearbeitete Auflage. Mit geographischen Karten, naturwissenschaftlichen und technologischen Abbildungen. 13. Band. Plüsch—Säen. Lex. 8. 1024 S. u. 16 S. Correspondenzblatt. Leipzig 1878, Bibliographisches Institut.

Riemann, Hugo, musikalische Syntaxis. Grundriß einer harmonischen Satzbildungslehre. 8. XVI u. 123 S. Leipzig 1877, Breitkopf & Härtel.

Steiner, F., über Brückenbauten in den Vereinigten Staaten von Nordamerika mit einem Anhange über eiserne Dachstuhl-Constructionen. (A. u. d. T.: Bericht über die Weltausstellung in Philadelphia 1876. Herausgegeben von der österreichischen Commission für die Weltausstellung in Philadelphia 1876.) Lex. 8. VI u. 263 S. Mit 97 Illustrationen und 13 Tafeln. Wien 1878, Commissionsverlag von Faesy & Frick.

Wehle, J. H., die Zeitung. Ihre Organisation und Technik. Versuch eines journalistischen Handbuches. 8. IV u. 245 S. Wien, Pest und Leipzig 1878, Hartleben.

Herder's sämmtliche Werke. Herausgegeben von Bernh. Suphan. 3. Bd. gr. 8. XX u. 499 S. Berlin, Weidmann. 4. —

Petöfi, Held János. Ein ungarisches Märchen. In deutscher Nachdichtung von J. Schnitzer. Mit einem Vorwort von M. Jókai. Das Bildniß des Dichters von Barabás, die Illustration von Jankó. gr. 8. IV u. 151 S. mit 5 Holzschnitttaf. Budapest, Grill. 3. —

Söltl, Geh. Hofr. Prof. Dr. Joh. Mich. v., das deutsche Volk und Reich in fortschreitender Entwickelung von den frühesten Zeiten bis auf die Gegenwart. In 3 Bdn. dargestellt. gr. 8. XII u. 913 S. Elberfeld, Loll's Nachf. 10. —

Peschel, Osc., neue Probleme der vergleichenden Erdkunde als Versuch einer Morphologie der Erdoberfläche. 3. Auflage. Mit einem alphabetischen Register und 2 Steintafeln. gr. 8. VIII u. 215 S. Leipzig, Duncker & Humblot. 5. —

Jonas, Kammer-R. Emil J., ein wahres freies Volk. Eine Studie über die Republik San Marino. Mit einer (lith.) Karte. 8. VIII u. 86 S. Wien, Hartleben. 1. 50.

Thoresen, Magdalene, gesammelte Erzählungen. Frei nach dem Norwegischen von Walter Reinmar. 1. Bd. Dorfgeschichten aus Norwegen. 8. VIII u. 283 S. Berlin, Guttentag. 4. 50

Leixner, Otto v., die moderne Kunst und die Ausstellungen der Berliner Akademie. 1. Bd.: Die Ausstellung von 1877. 8. VIII u. 123 S. Berlin, Guttentag. 2. 40

Ballestrem, Eusemia Gräfin, Lady Melusine. Roman in 2 Abtheilungen. Mit dem Bildniß der Verfasserin (in Stahlstich). 8. 378 S. Berlin, von Decker. 4. —

Hopp, Ernst Otto, unter dem Sternenbanner. Streifzüge in das Leben und die Literatur der Amerikaner. gr. 8. 340 S. Bromberg 1877, Fischer. 5. —; geb. 6. —

Bibliothek, philosophische, oder Sammlung der Hauptwerke der Philosophie alter und neuer Zeit. Unter Mitwirkung namhafter Gelehrten herausgegeben, beziehungsweise übersetzt, erläutert und mit Lebensbeschreibungen versehen von J. H. v. Kirchmann. 259—265. Hft. 8. Leipzig, Koschny. à — 50.

Inhalt: 259. u. 260. Erläuterungen zu Kants vermischten Schriften u. Briefwechsel. Herausgegeben von J. H. v. Kirchmann. VIII u. 87 S. — 261. u. 262. Suppl.-Bd. zu Kants Werken. 2. Abtheilung. Die vier lateinischen Dissertationen Kants. Herausgegeben von J. H. Kirchmann. VI u. 122 S. — 263—265. Erläuterungen zu den 2. Analytiken des Aristoteles. Von J. H. v. Kirchmann. VII u. 190 S.

Glaser, Adf., Schlitzwang. Ein Roman aus dem 8. Jahrh. 8. 268 S. Berlin, H. W. Müller. 4. —

Lessings hamburgische Dramaturgie. Für die oberste Klasse höherer Lehranstalten und den weiteren Kreis der Gebildeten erläutert von DD. Frdr. Schröter und Rich. Thiele. 2. (Schluß-)Bd. gr. 8. CXXXVI u. S. 305—630. Halle, Buchh. des Waisenhauses. 5. —

Lindwurm, Dr. Arnold, das Eigenthumsrecht und die Menschheits-Idee im Staate. Eine Kritik und Lösung der socialen Frage. gr. 8. XXVII u. 531 S. Leipzig, O. Wigand. 9. —

Sachs, Oberlehrer Dr. Carl, encyklopädisches Wörterbuch der französischen und deutschen Sprache. Mit Angabe der Aussprache nach dem phonetischen System der Methode Toussaint-Langenscheidt. Große Ausgabe. 2. Theil. Deutsch-französisch. 16. Lieferung. hoch 4. S. 1169—1248. Berlin, Langenscheidt. à 1. 20.

Breymann, Prof. Dr. Herm., Friedrich Diez, sein Leben, seine Werke und deren Bedeutung für die Wissenschaft. Vortrag zum Besten der Diez-Stiftung. gr. 8. 32 S. München, Th. Ackermann. — 60.

Bulthaupt, Heinr. Alfr., dramaturgische Skizzen. 8. IV u. 160 S. Bremen, Kühtmann & Co. 3. —; geb. m. Goldschn. 4. —

Meyers Hand-Lexikon des allgemeinen Wissens. Mit technologischen und wissenschaftlichen Abbildungen (Holzschntaf.) und vielen (chromolith.) Karten der Astronomie, Geographie, Geognosie, Statistik und Geschichte. 2. Auflage. 7—21. Lieferung. 8. S. 529—1888. Leipzig, Bibliographisches Institut. — 50.

Pierers neuestes Universal-Conversations-Lexikon. 6., vollständig umgearbeitete Auflage. Mit zahlreichen (chromolith.) Karten und Illustrationen (Holzschntaf.). 116—125. Heft. Lex.-8. 12. Bd. S. 401—832 u. 13. Bd. S. 1—400. Oberhausen, Spaarmann. à — 50.

Kolkmann, Kreisrichter Dr. Jos., die Charakterlosigkeit in Deutschland. I. gr. 8. 48 S. Löbau Wpr., Skrzeczek. 1. —

Schillers Werke. Illustrirt von ersten deutschen Künstlern. 16—20. Lieferung. hoch 4. 1. Bd. XIX u. S. 401—435 u. 2. Bd. S. 1—88. mit eingedruckten Holzschnitten. Stuttgart, Hallberger. à — 50.

Siegmey, der schwarze Diamant. Tiefblick auf hohe Gesellschaft. Roman. 8. IX u. 144 S. Jena, Costenoble. 3. —

Literaturblatt, deutsches, herausgegeben von Wilh. Herbst. 1. Jahrgang. April 1878—März 1879. 26 Numern (½ Bogen.) gr. 4. Gotha, F. A. Perthes. Vierteljährlich 1. 50.

Michelet, C. L. das System der Philosophie als exacter Wissenschaft, enthaltend Logik, Natur- und Geistesphilosophie. 3. Bd., enthaltend die Philosophie des Geistes. gr. 8. XV u. 668 S. Berlin, Nicolais Verlag. 9. — (cplt.: 24. —)

Helmholtz, Dr. H., das Denken in der Medicin. Rede, gehalten zur Feier des Stiftungstages der militärärztlichen Bildungs-Anstalten am 2. August 1877. 2. Auflage, neu durchgearbeitet. gr. 8. 39 S. Berlin, Hirschwald. 1. —

Abel, Dr. Carl, die englischen Verba des Befehls. gr. 8. 82 S. Berlin, Liepmannssohn. 2. —

Bechstein, Rhold., die Alterthümlichkeiten in unserer heutigen Schriftsprache. gr. 8. 48 S. Rostock, Werther. 1. —

Digitized by Google

Inserate.

Preisermäßigung.

Von **C. B. Griesbach's Verlag und Antiquariat** in **Gera** (Reuß) ist gegen Einsendung des Betrags oder Postnachnahme zu beziehen:

Stolberg, Gebr., Gesammelte Werke. Mit Portraits, Kupferstichen, Facsimiles ꝛc. 20 Bände. 1820—25. Velinpapier.
Ladenpreis *M.* 141.— zu nur *M.* 7.50.

Hopf, Histor.-genealog. Atlas von Deutschland. Seit Christi Geburt bis auf unsere Zeit. Mit vielen beigegebenen Wappen. Großer starker Folioband. Prachtvollste Ausstattung auf Kupferdruckpapier. 1858 bis 66.
Ladenpreis *M.* 66.— zu nur *M.* 15.—

Diese außergewöhnliche Preisermäßigung beider Werke besteht nur für kurze Zeit und finden im Laufe dies. Jahr. wieder Preiserhöhungen statt.

Bücher-Ankauf L. Glogau Sohn. Hamburg, Burstah.

Verlag von **Hermann Costenoble** in **Jena.**

In allen Buchhandlungen und guten Leihbibliotheken vorräthig:

Ein starkes Herz.
Roman
von
Ernst Wichert.
Verfasser von „**Schuster Lange**".
2. Aufl. 3 Bde. 8. broch. Preis 16 *M.*

Die erste Auflage dieses hervorragenden Romans war bereits bei Ausgabe derselben durch die zahlreichen eingegangenen Bestellungen vergriffen!

Karl Gutzkow's

neueste, Aufsehen erregende polemische Schrift: **Ueber den ästhetischen Schwulst in der neueren deutschen Literatur,** versendet franco gegen Einsendung von 1 *M.* 70 Sgr. (1 Gulden ö. W.) in Briefmarken die

G. Wildt'sche Buchhandlung, Stuttgart, Marienstraße.

Für Redactionen.

Ein ev. Theologe, der sich in den letzten Jahren an verschiedenen Universitäten mit literar.-historischen Studien beschäftigt hat, mehrere Jahre lang als Hauslehrer, Rector u. Lehrer an einer höheren Lehranstalt mit Erfolg thätig gewesen ist, sucht vom 1. Mai an als **Volontair** eine Stellung in der Redaction einer größeren liberalen Zeitung oder Zeitschrift, in der ihm Gelegenheit geboten würde, die redactionellen Geschäfte gründlich kennen zu lernen. Derselbe würde sich gern allen angemessenen Arbeiten unterziehen; auch wäre unter Umständen eine persönliche Besprechung zu ermöglichen.

Frco.-Offerten unter **L. 780** an **Haasenstein & Vogler,** Annoncen-Expedition in **Köln,** erbeten.

Meinen literarischen Freunden und Bekannten zur Nachricht, daß mein Wohnsitz jetzt **Berlin** N, **2. Tieckstraße II.** ist. Ich verbinde hiermit den Wunsch, die Redaktion des **Feuilletons** einer Zeitung zu übernehmen, resp. mich an einer solchen zu betheiligen. **W. Marr.**
Sprechstunden: 2—4 Uhr Nachmittags.

„Neues Leben."

Ein Original-Gedicht unter obigem Titel, gedankenvoll und formvollendet, 14 bis 50 Verszeilen umfassend, wird mit Angabe der eventuellen Honorarforderung erbeten unter **N. J. 246** durch **Haasenstein & Vogler** in **Leipzig.**

Verlag von **Breitkopf & Härtel** in **Leipzig.**

Friedrich Chopin's Werke
herausgegeben von
Woldemar Bargiel, Johannes Brahms, August Franchomme, Franz Liszt, Carl Reinecke und Ernst Rudorff.

Einladung zur Subscription
auf die **erste kritisch durchgesehene Gesammtausgabe der Werke**
von
Friedrich Chopin.
Folio. Plattendruck.

Die Ausgabe bringt zunächst die Werke unseres Originalverlages, dem der Haupttheil der Chopin'schen Werke angehört; binnen 2 Jahren soll die Ausgabe abgeschlossen vorliegen.

I. Sämmtliche Pianofortewerke. 10 Bände. Pr. *M.* 50 n.
II. Kammermusik, Orchesterpartituren, Nachlass. Pr. *M.* 40 n.

Erschienen: Bd. I. Sämmtl. **Balladen** f. Pianof. herausgegeb. v. *E. Rudorff.* Mit Chopin's Bild in Schauer's Radirung nach Bovy's Medaillon. Pr. *M.* 3 n. Eleg. geb. Pr. *M.* 5 n.
Dieselben Einzelausgabe No. 1 u. 4 à *M.* 1.—; No. 2 u. 3 à 90 Sgr.

WIESBADEN.

Altbewährte, seit vielen Jahrhunderten bekannte, alkalische Kochsalz-Thermen (30—55° Réaum.).

Cur ununterbrochen während des ganzen Jahres.

Nahe an 900 Thermalbäder. Kaltwasser-Heilanstalten. Fichtennadel-, Russische-, Römisch-Irische-, Dampf- und Schwimmbäder. Mineralische und medicinische Bäder jeder Art. Heilgymnastische Anstalt. Pneumatische Apparate. Elektricität. Berühmte Augenheilanstalt. Molken und Ziegenmilch. Milchcur-Anstalten. Mineralwasser aller bekannten Quellen in frischester Füllung. Traubencur.

Täglich Concerte des städtischen Curorchesters in den prachtvollen Sälen des Curhauses, in den Gärten und am Curbrunnen. **Militär-Concerte, Extra-Concerte. Lesecabinet** mit **260** Zeitungen. **Spielzimmer, Cafésalons** und **Restaurationssäle,** Billards, **Park-Anlagen** und **Trinkhalle. Reichdotirtes Königliches Theater. Ballé** und **Réunions. Jagd** und **Fischerei.**

Anerkannte **Lehranstalten** und **Institute. Gymnasien** und **Pensionate. Vorzügliches Klima, prachtvolle Lage** und **reizende Umgebung,** in nächster Nähe des Rheins. Ausflüge per Eisenbahn und Dampfboot.

Prospecte gratis.

Städtische Cur-Direction zu Wiesbaden: **F. Hey'l.**

BAD REINERZ.

Klimatischer Gebirgs-Kurort, Brunnen-, Molken- und Bade-Anstalt in der Grafschaft Glatz preuß. Schlesien. **Saison-Eröffnung am 5. Mai.**

Angezeigt gegen Katarrhe aller Schleimhäute, **Kehlkopfleiden, Chronische Tuberculose,** Lungen-Emphysem, Bronchektasie, Krankheiten des Blutes: Blutmangel, Bleichsucht u. s. w., sowie den hysterischen und **Frauenkrankheiten,** welche daraus entstehen, Folgezustände nach schweren und fieberhaften Krankheiten und **Wochenbetten,** nervöse und allgemeine Schwäche, Neuralgien, Scrophulose, Rheumatismus, exsudative Gicht, constitutionelle Syphilis.

Empfohlen für Reconvalescenten und schwächliche Personen, sowie als angenehmer durch seine reizenden Berglandschaften bekannter Sommeraufenthalt.

BAD HOMBURG

eine halbe Stunde von Frankfurt a. M.

Homburgs Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten mit gestörten Functionen des **Magens** und **Unterleibs,** auch bei chronischen Leiden der **Drüsen des Unterleibs,** namentlich der **Leber** und **Milz,** bei der **Gelbsucht, Gicht** etc.

Mineralbäder nach **Schwarz**'scher Methode, **Sool-** und **Kiefernadel-Bäder.**

Orthopädisches Institut und Kaltwasser-Heilanstalten.

Vorzügliche Molken, von einem Senner in Appenzell bereitet.

Alle fremden Mineralwässer.

Die Reinheit der frischen Bergluft empfiehlt Homburg ganz besonders zu stärkendem Aufenthalt für Nervenleidende.

Das elegante Kurhaus mit seinen reich ausgestatteten Lesezimmern und Conversationssälen, der schattige Park mit ausgedehnten Anlagen, die unmittelbare Nähe des Haardtwaldes und Taunusgebirges, die Mannigfaltigkeit der Unterhaltungen (Concerte, Theater, Illuminationen, Waldfeste etc.) erhöhen die Annehmlichkeit des Aufenthaltes.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in Berlin. Druck von **B. G. Teubner** in Leipzig. **Expedition,** Berlin N.W., Luisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 19. Berlin, den 11. Mai 1878. Band XIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Politischer Rückblick. Von A. Schneegans. — Die Freisprechung der Wjera Sassulitsch. Von F. v. Holtzendorff. — **Literatur und Kunst:** Proben neuester rumänischer Lyrik. Nach den Originalen in's Deutsche übertragen von E. Wedi. — Heinrich Leo. Von Halensis. — „Ist Galilei gefoltert worden?" Gegenbetrachtungen von Karl von Gebler. I. (Schluß.) — Etwas vom Leipziger Theater. Von Paul Lindau. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Schillers „Räuber" in den Aufführungen durch die Meininger und das Königl. Schauspielhaus. Besprochen von P. L. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Politischer Rückblick.

Von A. Schneegans.

Während im fernen Orient die Wetterwolken immer drohender sich zusammenballen und aus dem „bischen Herzegowina" der große, längst gefürchtete, seit Jahrzehnten langsam, aber sicher sich vorbereitende Kampf zwischen England und Rußland um die Herrschaft über Asien sich zu entwickeln scheint, tritt das westliche continentale Europa noch in der Gestalt des ruhigsten, emsigsten, arbeitslustigsten Friedensboten in die Frühlingsmonate ein. Dumpf schallen von weitem die Hammerschläge, die dorten neue Waffen schmieden, und manches europäische Echo antwortet zwar mit unheimlichem Dröhnen; — aber stärker dennoch als dieser Kriegslärm dringen zu unserem Ohr jene anderen Hammerschläge, die zu uns herübertönen aus den weitgeöffneten, die Völker zum Friedensfeste einladenden Thoren der Pariser Weltausstellung; stärker auch das Echo der parlamentarischen Verhandlungen, die nicht immer erquicklich zwar, nicht immer ersprießlich, aber immerhin auf die friedlichste und friedliebendste Weise in dem deutschen Reichstage wieder begonnen haben. Die beiden Culturvölker Mitteleuropas, die, als Vorkämpfer der gemeinsamen Freiheitsprincipien, mehr und mehr auf ein inniges Zusammengehen angewiesen werden und denen es, so hoffen wir, gelingen wird, beiderseits zum Nutzen und Frommen der Civilisation die jüngste Vergangenheit mit ihren zu leidenschaftlichen Gefühlen aufreizenden Erinnerungen zu vergessen, um sich dem Werke der Versöhnung und der wiederaufbauenden Thätigkeit zu widmen, begegnen sich heute schon, inmitten des im Osten entbrennenden Kriegslärms, bei einer Friedensarbeit, deren Bedeutung nicht nur auf beiden Seiten des Rheins und der Vogesen, sondern auch in der ganzen Welt die größte Anerkennung finden muß und finden wird. Beiderseits charakterisirt sich diese Thätigkeit als diejenige eines Volkes, das, schwer ringend, des Friedens bedürftig, an den Aufbau oder Wiederaufbau seiner inneren Gestaltung geht, all' seine Kräfte zusammenrafft, um das Werk anzufangen oder zu vollenden, und sich selbst bewußt ist, daß nur durch zähen Kampf gegen die widerstreitenden Elemente das Ziel erreicht werden kann. Per aspera ad astra sagten die alten Römer; per aspera ad astra sagen Deutsche wie Franzosen heute.

Nicht leichten Schrittes ist es Frankreich gelungen, aus den düsteren Tagen der ultramontanen Reaction sich herauszuwinden, und auf der Schwelle der jetzigen neuen Aera die Ausstellung wie eine Ehrenpforte, durch welche die junge, endlich sichern Fußes einherschreitende Republik ihren officiellen Einzug in die Welt zu halten sich ermächtigt fühlt, zu errichten. Nicht leichten Schrittes gelingt es andererseits dem deutschen Reiche, sich in dem Faltenwurf seines Verfassungskleides zu bewegen, und über gar manche Minister-, Kanzler- und andere Krisen stolpert noch sein Fuß. An Frankreich aber kann es sich ein Beispiel holen, um zu verstehen, wie die Geduld, wie die stetige, das Ziel immer im Auge behaltende Arbeit, wie auch die politische-feinfühlende, aufopferungsfähige Klugheit die Bedingungen eines wirksamen Aufbauungsprocesses sind. Seit sieben Jahren kämpfte der französische Liberalismus; es mußten die radicalen Elemente sich dazu verstehen, den Anforderungen des Tages Rechnung zu tragen, und dem Führer dieser Partei, Herrn Gambetta, wird man die staatsmännische Klugheit, mit der er es verstand, die Opportunitätspolitik an Stelle des früheren Intransigententhums zu stellen und somit den Sieg an die republikanische Fahne zu knüpfen, nie hoch genug anrechnen können. Seit sieben Jahren kämpft Deutschland mit sich selber, um in seine Reichsverfassung die moderne Praxis der eigentlichen parlamentarischen Regierung, das Princip der Regierung des Volkes durch das Volk, zur Geltung zu bringen, und noch ist es ihm nicht gelungen, weitgehende Erfolge einzuheimsen: es lagert sich nach den jüngsten Vorgängen im Reichstage, nach der unfruchtbaren Kanzlerkrisis, nach dem irrlichterirenden Ministerwechsel, der in dem Stellvertretungsgesetze seinen vorläufigen unbefriedigten Abschluß gefunden hat, eine drückende Schwüle über die Gemüther, und ängstlich fragt sich Mancher, ob denn bei diesem Umhertasten im Finstern überhaupt etwas Anderes erzielt wird als ein leeres Kreislaufen, als jenes bei den Recruten übliche Gliederbewegen, welches die Leute nach ermüdender Beinverrenkung auf demselben Platze stehen läßt. Was ist das Neue, das aus dem großen Anlaufe der Kanzlerkrisis hervorgegangen? Wer sind die Minister, die an die Stelle der abgetretenen Excellenzen hervorgetaucht? und sind dies überhaupt Minister, oder nicht vielmehr Geheimräthe, die zufälligerweise das Prädicat Excellenz erhielten und es morgen wieder verlieren können, ohne daß irgend etwas im Staate sich dabei veränderte? Was ist aus den Staatsreformen geworden? oder darf man überhaupt auf diesem Gebiete von Reformen sprechen, und stehen wir nicht vielmehr vor ganz gewöhnlichen Steuererhöhungsplänen? Ist die Unfertigkeit der constitutionellen Zustände durch das Stellvertretungsgesetz gemindert? oder vielmehr bleibt nicht Alles beim Alten und muß nicht wie gestern, wie vorgestern von unten auf weiter gearbeitet werden, als ob nichts geschehen wäre? Und leistet dieser beklagenswerthe Zustand nicht Denjenigen Vorschub, denen der Pessimismus zur politischen Verhaltungsmaßregel geworden ist, und die von dem nächsten Tage nichts mehr

Digitized by Google

erhoffen, weil der verflossene ihnen die Erfüllung ihrer Wünsche versagte?

Gelänge es diesem Pessimismus die Oberhand zu gewinnen, so stünde es freilich schlimm um die Entwickelung der Dinge im deutschen Reiche; es lagerte sich dann eine lähmende Macht auf alle Verhältnisse Deutschlands, und anderen späteren Generationen bliebe es vorbehalten, vielleicht mit ganz anderen Mitteln die von den heutigen Generationen versäumte Arbeit wieder aufzunehmen. Der Pessimismus aber darf niemals und unter keinen Umständen von irgend welchem Volke als eine politische Verhaltungsregel anempfohlen und eingehalten werden, und von den Völkern gilt, wie von dem einzelnen Manne, das Wort, daß nur Derjenige verloren ist, der sich selber aufgibt. Hier gilt es aber für Deutschland zu handeln, wie die liberale Partei des jungerstandenen Frankreichs handelte, und in fester Einigung aller liberalen Schattirungen unverdrossen und unbeirrt durch die Mühsalen der Wege auf sein Ziel loszusteuern. Wollt Ihr zum Ziele gelangen, so rief vor Jahren Gambetta seinen radicalen Gesinnungsgenossen zu, so müßt Ihr es verstehen und Euch dazu bequemen, wie es die französische Sprache in drastischer Weise ausdrückt, Kröten hinunterzuschlingen (avaler des crapauds)! Und wahrlich, die Broglie'sche Wirthschaft, die ultramontane Reaction des Herrn von Fourton und seiner Präfecten waren „Kröten", die wohl noch schwerer zu verdauen waren als der deutsche jetzige Versumpfungsparlamentarismus! Wer aber sein Ziel klar vor den Augen hat, schreckt nicht zurück vor der heutigen Götterdämmerung, und ob Alberich, der Zwerg, sich auch des Rheingoldes bemächtigt haben mag, über dem märchenhaften Regenbogen sieht der zukunftsmuthige Geist die unsterblichen Götter einziehen in die Walhalla des freien, modernen Constitutionalismus.

Unterdessen schleppen sich die Parteien wie die Regierung durch die trübste aller Lagen langsam und schwerfällig, wie es eben geht. Der Reichstag tritt nach einer dreiwöchigen Vertagung zusammen ohne wahre Arbeitslust, mit einem Gefühle von Unbehaglichkeit, wie es Menschen ergeht, die von der vorläufigen Unfruchtbarkeit ihrer Anstrengungen überzeugt sind, und die nichtsdestoweniger gezwungen sind, in dem alten Geleise weiterzuziehen. Rinderpest, Anwaltsordnung, Gewerbeordnung drängen sich in langweiligem Zuge auf der Tagesordnung dieser letzten vier Wochen; Tabacksenquête, Tabacksmonopol, Casernirung des Heeres ꝛc. schicken sich an, in die Tagesordnung einzutreten, und derweilen ist der Reichskanzler krank; die neuen Minister wissen nicht in der Abwesenheit des Capellmeisters, welches Instrument ein jeder von ihnen in dem angehenden Concerte oder Concertino spielen soll, ob Dur oder Moll, ob Forte oder Piano; die Bänke des Bundesrathes sind fast ebenso verwaist als diejenigen des Reichstags selbst; die helle Sonne des Frühlings, die der Eröffnung des Reichstags lacht, während sie sich vor der Eröffnung der Weltausstellung verhüllt, lockt die Vertreter der Regierungen wie die des Volkes in's Freie und mit Beschlußunfähigkeit fängt der Reichstag an. Hinter dem Parlamente aber, in den weiten Schichten des Volkes, gährt die Unzufriedenheit; schwieriger gestaltet sich mit jedem Tage die materielle Lage; Industrie und Handel leiden; die extremen Parteien nach rechts und links, Conservative und Socialdemokraten, scheinen auf Kosten des gemäßigten Liberalismus zu erstarken und langsam sich Zustände vorzubereiten, die eine vollständige Verschiebung der Partei- und Machtverhältnisse nach sich ziehen könnten.

Drückend lastet übrigens auf den Gemüthern die europäische Lage, und nicht die Börse allein ist es, die sich durch die orientalischen Wirren beängstigt fühlt. Wo soll dies Alles hinaus? fragt sich der Westen und Norden und Süden; der Congreß ist zunichte geworden; Deutschlands Mediation ist erfolglos verduftet; Rußland steht mit geschwächtem Heere und gestärktem Nationalstolz an dem Bosporus; der mohamedanische Aufstand lodert in dem Rücken der Occupationsarmee zu hellen Flammen auf; die Türken räumen die Festungen nicht und sammeln sich unter Osman Paschas Befehle vor den Thoren der Hauptstadt; England setzt mit gewaltiger Hand seine Muselmänner von Indien in Bewegung und schon haben die Transportschiffe, welche die Colonialarmee nach dem mittelländischen Meere führen sollen, die Anker gelichtet; schon spricht man von dem Einkaufen einer englischen Flotte in dem baltischen Meere, schon spricht man von russischen Kaperschiffen, von irländischen Streifcorps, die unter russischer Flagge die englischen Colonien oder die Metropole selbst bedrohen könnten; und wieder spricht man andererseits von dem nahe bevorstehenden Einmarsch der östreichischen Armee in Bosnien, von einer italienischen Action gegen Albanien. Wohin werden diese beiden Mächte durch die Verhältnisse gedrängt werden? Der republikanische Congreß, der in Rom tagte, hat die Wiedereroberung aller unter Fremdherrschaft lebenden italienischen Provinzen als nationales Programm aufgestellt und obgleich dies für den Augenblick nur platonische Wünsche sein mögen, so liegen nichtsdestoweniger in dem buntscheckigen Donaustaate die Verhältnisse so, daß die centrifugale Macht der Deutschen, Slaven, Magyaren und Italiener Oestreichs die habsburgische Kaiserkrone von einem Tage zum andern in die schwierigsten Verwickelungen zu treiben droht.

Deutschland und Frankreich allein bleiben direct von dieser orientalischen Weltkrisis unberührt, und wenn man an der Seine Strand von Krieg spricht, so geschieht dies, was den Orient anbetrifft, in ganz objectiver Weise, wie es ein Zuschauer thun könnte, der — turbantibus aequora ventis — des römischen Dichters eingedenk sich freut von hohem Felsen herunter, die Schiffe auf dem Meere tanzen zu sehen. Kaum vermochte die Ruhe Frankreichs, den auswärtigen Angelegenheiten gegenüber, vorübergehend und oberflächlich gestört zu werden durch die Gerüchte, welche die bonapartistische Presse über eine heimliche diplomatische Reise Gambettas in die Welt streute, und die Folge dieser kurzen Aufregung war eine officiöse Erklärung der Regierung, welche die Beziehungen Frankreichs zu Deutschland in freundschaftlichst-nachbarlicher Weise von Neuem documentirte. Mit einem anderen Kriege aber beschäftigten sich in den letzten Wochen die öffentliche Meinung und die Presse Frankreichs, nämlich mit dem Kriege von 1870, dessen Urheberschaft von dem Prinzen Jerôme Napoleon mit schlagenden Beweisen auf die ultramontane Partei zurückgeführt wurde. Fast schien es zwar, als ob diese Beweisführung unnöthig gewesen wäre, da die Thatsachen überaus laut sprechen und ein Jeder, der nur irgendwie es sich angelegen sein ließ, in den Jahren vor 1870 die Politik der clerikalen Camarilla an dem Tuilerienhofe zu verfolgen, auch keinen Augenblick im Zweifel bleiben kann, daß jener Weltbrand in Rom geschürt, von römischer Hand der Zündstoff angehäuft, von römischer Hand der zündende Funke geschleudert worden war. Nichtsdestoweniger aber sind die Enthüllungen des „rothen Prinzen", trotz aller Entgegnungen des Herzogs von Gramont, im geeigneten Augenblicke als eine kostbare Illustration der Parteithätigkeit des gefallenen Regiments hervorgetreten und mögen sie dazu beitragen, wieder und immer wieder die Aufmerksamkeit aller Derjenigen, die scharfen Auges die Entwickelungen der Neuzeit und die dem liberalen Fortschritt entgegenstrebenden Tendenzen verfolgen, auf die von Rom aus, sei es in schärferer oder gemilderter Form, allen modernen Errungenschaften feindseligen, den Frieden fortwährend untergrabenden Elemente zu ziehen. Es mögen Stunden kommen, wo die römische Curie in seiner Klugheit eine versöhnliche Politik in Scene zu setzen scheint, und nach dem Tode Pius IX. dämmerte es dort wie von dem Leuchten eines neuen, friedliebenden und friedebringenden Morgenrothes. Schon suchte und fand man in der Sprache Leo XIII. die Anklänge einer versöhnlichen Gesinnung, einer wahrhaft christlichen Sprache, wie sie dem Nachfolger Desjenigen gebührt, der gekommen war in die Welt nicht um Krieg, sondern um Frieden zu stiften, und Manchem schien es, als ob der Culturkampf sich zu seinem Ende hinneige! Nicht lange aber dauerte diese Hoffnung, und nach

Digitized by Google

den ersten ruhig gehaltenen, apostolisch milden Worten des neuen Papstes stehen wir heute wiederum vor einer Encyklika, in welcher der Stellvertreter Petri sich als Nachfolger des letzten streitenden Papstes entfaltet, die Tradition der Curie im vollständigsten Maße aufrecht erhält, und mit fester, wenn auch fein behandschuhter Faust die von Pius IX. aufgepflanzte heilige Fehdefahne schwingt. Da wo der verstorbene Greis, in dem durch das Alter und die Kämpfe nervös aufgeregtem Gefühle seiner Unfehlbarkeitsmacht, wie ein Rufer im Streite die Völker zum heiligen Kampfe begeisterte, da spricht sein Nachfolger in diplomatischerer Weise, mit leiserer Stimme, mit lächelnderem Munde; aber dieselben Gedanken sind es die diesen beseelen, wie die jenen beseelten, und der einzige Unterschied zwischen den beiden Päpsten mag wohl in den verschiedenen Temperamenten zu suchen sein, welche die Beiden mit in den Kampf bringen: Pius IX. feurig, leidenschaftlich, erbittert; Leo XIII. diplomatisch, behutsam, berechnend! Welcher von Beiden möchte wohl der gefährlichste Gegner sein? — Als ein Gegner jedenfalls steht dieser wie der frühere Papst allen freiheitlichen Bestrebungen gegenüber, und als ein Gegner auch der friedlichen Entwickelung der Völker Europas nicht nur in ihren inneren, sondern, wie sein Vorgänger, auch in den internationalen Verhältnissen. Die Saat, die Pius IX. vor langen Jahren ausstreute, die im Jahre 1870 blutige Früchte getragen und die vor Jahresfrist fast zu neuer verhängnißvoller Reife gelangt wäre, es ist dieselbe, die in den jetzigen Encykliken schlummert und die der neue Säemann mit vorsichtiger Hand den Furchen der Zukunft anvertraut.

Legen uns diese Zustände die Pflicht auf, unverrückten Blickes die von dorten fortwährend drohende Gefahr im Auge zu behalten, so möge aber Keiner kleinmüthig zurückschrecken! Das Leben ist ein Kampf, und nur durch den Kampf bewährt sich, was einen starken und fruchtbaren Lebenskeim in sich verschließt. Für das freiheitliche Princip ist die beständige Drohung der reactionären Elemente eine Lebensbedingung. An dem Tage, wo diese entschlummerten, fiele die wirkende Triebkraft des schaffenden, fortschrittlichen Princips in sich selbst zusammen, wie sie sich kräftiger aufrafft am Tage der Gefahr; und somit begrüßen wir alle Kämpfe, ob sie im Orient sich entwickeln, ob sie im Innern des Landes und der Verfassung hervorbrechen, ob sie auf dem Gebiete internationaler Cultur stehen, als die heilsamen Förderer der eigenen Kraftentwickelung.

Die Freisprechung der Wjera Sassulitsch.

Von F. v. Holtzendorff.

Angesichts des jüngst von Petersburger Geschworenen gefällten Verdicts, wodurch Wjera Sassulitsch von der Anklage des Mordversuchs freigesprochen wurde, möchte Mancher zu dem Ausspruch versucht sein, daß seit der Verurtheilung Twestens kein Urtheilsspruch ergangen ist, der nach seinem Verhältniß zum Thatbestand der Anklage den allgemeinen Erwartungen so sehr zuwiderlaufe. War das gegen Twesten ergangene Urtheil eine allen politisch unbefangenen Männern unbegreifliche Condemnation, so erscheint auf den ersten Blick außerhalb der russischen Grenzen das Verdict der Petersburger Geschworenen als eine ebenso unbegreifliche Freisprechung. Bei dieser Thatsache freilich, daß nach Ansicht der ungeheuren Mehrzahl der Rechtsverständigen in beiden Fällen gegen das klare oder doch klar geglaubte Gesetz erkannt worden ist, muß eine Gegenüberstellung der beiden Aufsehen erregenden Fälle stehen bleiben vorbehaltlich der Möglichkeit, daß der Petersburger Freisprechung späterhin noch Folgen hinzutreten könnten, die gegenwärtig nicht vorauszusehen sind, und das Institut der Geschworenen Anfechtungen zu erfahren hätte, die ihm auf Grund ungerechtfertigter Freisprechungen in anderen Ländern nicht erspart worden sind. Derartige Vorgänge wirken häufig auf lange Zeit nach. Wenigstens ist nicht zu bestreiten, daß unter der Oberfläche der parlamentarischen Debatten jene Erinnerung an Twestens Verurtheilung nicht ganz einflußlos geblieben ist, als es sich darum handelte, einen endgültigen Beschluß über den Sitz des deutschen Reichsgerichts herbeizuführen.

Zu allen Zeiten und in allen Ländern hat es Freisprechungen sowohl als Verurtheilungen gegeben, welche von Rechtswegen als durchaus unbegründete bezeichnet werden müssen. In den meisten Fällen dieser Art pflegt sich ein Rückschlag der öffentlichen Meinung oder der sachverständigen Kritik sehr bald vernehmlich zu machen. Anders in St. Petersburg.

Ein reiflich erwogener, langsam vorbereiteter, mit großer Umsicht erwogener, aus rein politischen Motiven entsprungener Mordplan wird gegen einen der höchsten Reichsbeamten, der innerhalb seiner Thätigkeitskreise als allmächtig galt und der Person eines allgemein in Rußland dankbar verehrten Monarchen nahe stand, wird programmmäßig ausgeführt und gedeiht trotz schwerer Verwundung des Angegriffenen wegen besonders glücklich eingreifender Zufälligkeiten nicht zur Vollendung. Die Thäterin, deren Zurechnungsfähigkeit bis jetzt zu keinerlei Zweifeln Anlaß geboten zu haben scheint, ist in allen Stücken geständig. Es wäre unmöglich, vom juristischen Standpunkt zu ihren Gunsten etwas Anderes geltend zu machen, als den Hinweis auf jene mildernden Umstände, die in einem erregten Gemüthszustande, in der Nachwirkung persönlich erlittener Willkür, in der Einsetzung der eigenen Person für einen politischen Racheact gefunden werden könnten. Dennoch erfolgt durch die Geschworenen, unter denen sich neun Beamte befanden, eine Freisprechung, die von den anwesenden, wie es scheint, den besten Gesellschaftsklassen angehörigen Zuhörern mit lautem Beifall begrüßt wird.

Bis zu diesem Punkte bietet der Vorgang nichts dar, was in ähnlicher Weise nicht auch vor amerikanischen, französischen und italienischen Geschworenen sich in regelmäßigen Zwischenräumen wiederholte. Amerikanische Schwurgerichte werden beklatscht, wenn sie Frauen freisprechen, die einen ungetreuen Liebhaber mit einem tödtlichen Revolverschusse bestrafen. Eine ähnliche Freisprechung, auf gleichen Voraussetzungen beruhend, hat das Schwurgericht zu Palermo aus jüngster Vergangenheit zu verzeichnen. Französische Geschworene können nicht dahin gebracht werden, der Anklage gemäß einen Duellanten wegen Todtschlags zu verurtheilen. Und sogar in der klassischen Heimat des Schwurgerichts, in England, gelingt es unter hundert Fällen kaum einmal, eine Jury zu bewegen, daß sie eine uneheliche Mutter wegen Kindesmords als todeswürdige Mörderin nach den Bestimmungen des englischen Rechts erkläre.

Was Wunder, wenn von russischen Geschworenen ein Mädchen freigesprochen wird, die ihre Mordwaffe mit einer bei Frauen seltenen Entschiedenheit, vornehmlich um fremdes Unrecht zu rächen, gegen einen Mann erhob, der als Repräsentant eines allgemein verhaßten Systems überall angesehen wurde? Man darf von russischen Geschworenen nicht mehr erwarten, als von einer englischen oder italienischen Jury. Ganz im Gegentheil hat man sich daran zu erinnern, daß die neuen russischen, vom Kaiser unter dem 20. November 1864 bestätigten Strafproceßeinrichtungen, die in der Hauptsache den westeuropäischen Verhältnissen entsprechen, völlig unvermittelt in einem absoluten, theils militärisch, theils polizeilich regierten Staatswesen, ohne jede feste Ueberlieferung richterlicher Unabhängigkeit eingeführt wurden und die Geschworenen in der Vergangenheit der russischen Rechtspflege überhaupt keine fertigen Vorbilder strenger richterlicher Pflichterfüllung vorfinden konnten. Ueberall im mittleren, westlichen und südlichen Europa war der Einführung der Schwurgerichte eine Periode des politischen Kampfes, der verfassungsmäßigen Rechtsentwicklung, der constitutionellen Garantieforderungen, der verwaltungsrechtlichen Reformen, der gesellschaftlichen Umwälzungen entweder vorausgegangen oder zur Seite gestellt. Kein zweites Beispiel wird dafür ausfindig zu machen sein, daß ein schrankenlos herrschender, die Fülle militärischer, kirchlicher und politischer Gewalt in seiner Person

Digitized by Google

verbindender Herrscher das Geschworenengericht aus völlig freier Initiative, den Beweggründen der idealen Gerechtigkeit gehorchend, in die Mitte eines zuweilen chaotischen Zustandes polizeilicher und militärischer Amtsherrschaft hineingestellt hätte. Das Schwurgericht und ein öffentliches und mündliches Gerichtsverfahren auf der einen Seite; auf der anderen Seite eine Multiplication der kaiserlichen Unverantwortlichkeit in der Person von Militärgouverneurs, Polizeipräsidenten, Ministern und anderen Kronbeamten. Und nach unten die Souveränetät der Gemeinde, der es gestattet ist, aus Gründen der Verdächtigkeit die ihr unbequemen Individuen administrativ ohne vorangegangenes gerichtliches Verfahren einfach nach Sibirien transportiren zu lassen, wodurch zur Bevölkerung jener asiatischen Gebietsstrecken ein jährliches Contingent von etwa sechstausend Menschen nach glaubhaften Versicherungen russischer Beamten geliefert wird.

Ueberall hat der Grundbegriff und die Voraussetzung des Criminalrechts und der Strafrechtspflege, die verbrecherische Schuld der menschlichen Persönlichkeit, mit zwei wissenschaftlich und praktisch noch nicht überwundenen Schwierigkeiten zu ringen. Die Wissenschaft des Rechts wie die Erkenntniß der Naturgesetze vermögen nicht den Grenzpunkt der Verschuldung nach der Seite der Zurechnungsfähigkeit und des seelischen Krankseins zu bestimmen. Zurechnungsfähig oder unzurechnungsfähig? ist in zahlreichen der exacten Forschung der Pathologie entrückten Fällen eine Frage, die vor Gericht theils durch instinctive Aeußerungen der Empfindungen, theils durch unklare Schlußfolgerungen aus dem Bewußtsein der eigenen Persönlichkeit von den Urtheilenden beantwortet wird. Schuldig oder nichtschuldig? ist jene Frage, die nicht nur ein Urtheil über die psychische Seite des freien Wollens, sondern im Sinne der Geschworenen auch ein ethisches Urtheil über die relative Sittlichkeit oder Unsittlichkeit des Thuns in sich schließt. Und wiederum vermag es die Wissenschaft nicht, jenen Punkt zu bezeichnen, wo dem Rechtsgefühl über die verbrecherische Form der That der sittliche Inhalt des Willens so sehr zu überwiegen scheint, daß nicht sowohl das Recht, als die Pflicht der Gnade durch das Volksrechtsbewußtseins angerufen werden muß. Nicht der Jurist, sondern nur der Dichter der Tragödie vermag dies Problem zu lösen, indem er die menschliche Schuld auf dem Wege der dramatischen Verwickelung durch Selbstbestrafung bis zu dem Endpunkt der durch des Zuschauers Bewußtsein zu spendenden Gnade hinleitet und unser ethisches Wesen erst erschüttert und dann versöhnt sein läßt.

Je größer der Abstand ist zwischen formalem Gesetzesrecht und der moralischen Empfindungsweise im Volke, desto stärker wird auch das Widerstreben der Schwurgerichte sein, sich einfach zu einem Instrumente der lediglich juristischen Anschauungsweise darzuleihen.

Wenn in einem Staatswesen, das der öffentlichen Meinung freien Spielraum und dem Volkswillen Antheil an der Gesetzgebung zuerkennt, der Geschworene durch Freisprechung gegen das Gesetz selber vorsätzlich verstößt, so ist diese Bethätigung rein sittlicher Interessen auf Kosten eines das Rechtsgefühl der Geschworenen verletzenden Gesetzes unter allen Umständen schon deswegen zu rügen, weil die Beseitigung mangelhafter Zustände auf dem Wege der öffentlichen Volksthätigkeit erreichbar scheint.

Ganz anders aber liegen die Dinge in Rußland. Es wäre durchaus ungerecht, das Verdict der Geschworenen von Petersburg nach dem in England oder Deutschland zulässigen Maßstab zu rügen. Jener in der Strafrechtspflege aller Länder bestehende Conflict zwischen vorwiegend moralisch-politischen und rein juristischen Gesichtspunkten der Beurtheilung nimmt in Rußland eine ganz andere Gestalt an. Hier concentrirt sich im Verdict der Geschworenen die Wucht eines überall zurückgehaltenen, vom öffentlichen Leben künstlich abgedämmten Rechtsgefühls. Was die Presse Jahre lang unterdrücken mußte, sucht sich seinen Ausweg in den Verhandlungen des Gerichtssaals. Zur Anklage gelangt eine That, die verbrecherisch und strafbar ist, aber großgezogen wurde durch ein System der obrigkeitlichen Willkür und Mißhandlung, welches im Vergleich zu jener That moralisch unendlich viel tiefer steht, ein System der unangreifbaren, mit allen Ehren ausgestatteten Corruption. Vergebens wäre es dort, zu betonen, daß Diejenigen, welche öffentlich vor Gericht Anklage erheben lassen, mit reinen Händen und ruhigem Gewissen vor der Gerichtsbank erscheinen sollen. Es ist nun einmal so: das Unrecht, welches im Namen des Staates tagtäglich ungesühnt verübt wird, lastet schwerer auf dem öffentlichen Gewissen als die That eines Einzelnen, der es auf sich nimmt, unter Einsetzung seiner Person, im Gefühl der tiefsten Entrüstung gegen ein System der Verderbniß sich aufzulehnen. Nur zu natürlich ist der Groll der Volksstimme, wenn sie erklärt, daß ein hoher Staatsbeamter, der, im Vertrauen auf den Sonnenschein kaiserlicher Gnade, an wehrlosen Gefangenen nach persönlicher Willkür körperliche Züchtigungen vollstrecken läßt, strafbarer erscheint als ein Mensch, der in seiner Leidenschaft, durch Rechtswahn getrieben, sich eigenmächtig zum Rächer des öffentlichen Gewissens aufwirft. Nicht das ist also auffallend, daß in St. Petersburg gegen Wjera Sassulitsch ein freisprechendes Urtheil unter den einmal gegebenen Verhältnissen erging, sondern daß die Urheber der Schwurgerichtsinstitution inmitten einer Gesellschaft, die ihrer Sprachorgane in der Presse und im Versammlungsrecht beraubt ist, überhaupt irgend etwas Anderes von einer Einrichtung erwartet hatten, die nur für reife Völker paßt. Wollte man mit Aussicht auf Erfolg eine Anklage gegen Wjera Sassulitsch erheben, so hätte man zuerst gegen Trepoff einschreiten und ihn zur Verantwortlichkeit ziehen sollen.

Weit bedeutsamer als der Spruch der Geschworenen ist die Thatsache, daß er trotz seines Widerspruchs gegen das bestehende Gesetz scheinbar ausnahmslose Billigung in der ganzen russischen Presse, in der gesammten vornehmen Welt, sogar in den Kreisen russischer Rechtsgelehrten gefunden hat. Ich habe selbst Gelegenheit gehabt, mich davon zu überzeugen, daß angesehene Beamte des russischen Staates jenem Verdict ihren Beifall spendeten. Eben in diesem Widerhall der Nichtschuldigerklärung inmitten einer dem Herrscher ergebenen Bevölkerung, die unter dem Eindruck großer Siege steht und sicherlich die Gefahren neuer ausländischer Verwickelungen patriotisch und ohne jeden Ansatz zur Schadenfreude zu würdigen weiß, liegt ein politisch wichtiges Symptom innerer Krankheitsprocesse, die zu schleuniger Heilung herausfordern, ein Symptom, das, soweit die Lebenskraft des russischen Volkscharakters in Betracht kommt, keineswegs ungünstig beurtheilt werden kann. Wäre das Schwurgericht in einem kranken Staatswesen so weit herabgesunken, daß es mit der mechanischen Sicherheit eines Militärgerichtshofes arbeitete, unberührt von dem Windzuge sittlicher Bestrebungen nur die juristischen Gesichtspunkte in's Auge zu fassen vermöchte und in byzantinischer Regelmäßigkeit die Paragraphen eines Gesetzbuches verwirklichte, so würde eine solche Erscheinung, die die jeweiligen Machthaber über das öffentliche Leben in einen gefährlichen Irrthum versetzen müßte, weitaus bedenklicher als jene Freisprechung, in der ein ganzes Regierungssystem verurtheilt wurde.

Die Folge des Geschehenen kann daher nur diese sein: entweder begreifen die Machthaber, daß das Schwurgericht in ein System der polizeilichen Maßregelungen und des thatsächlich souveränen Generaladjutantenthums, der administrativen Deportationen, willkürlichen Verhaftungen, Preßcensur und Militärregierung nicht hineinpaßt und als Anachronismus beseitigt werden muß — oder man macht Ernst mit der Durchführung jener Reformen, die Rußland zum Range eines Rechtsstaates allmählich erheben sollen und vor allen Dingen von dem Grundsatz ausgehen, daß das Rechtsbewußtsein durch die Ausschreitungen eines unverantwortlichen Staatsbeamtenthums und durch ein verdorbenes, wenn schon äußerlich legales System der Mißregierung schwerer geschädigt wird, als durch die Manifestation strafloser Verbrechensacte.

Von der Stärke dieses Gegensatzes zwischen einem System

Digitized by Google

der Willkür, das durch seine Anklagebehörden Diejenigen vor Gericht fordert, die gleichsam zum Verbrechen gedrängt wurden, und dem Buchstaben des Strafgesetzes ist in Wirklichkeit die Thätigkeit der Schwurgerichte überall abhängig gewesen. Es ist unmöglich, in der Aburtheilung der aus politischen Motiven hervorgegangenen Gesetzesverletzungen dieselben Resultate in England, in Frankreich und in Deutschland zu erwarten. Nimmt der Staat in seinen Gesetzen und Verordnungen Partei für die Willküracte seines Beamtenthums, indem er einen Theil der der Krone zukommenden Unverantwortlichkeit auf die unteren Instanzen mildthätig delegirt, so wird das Anklageorgan des Staates vor Gericht die Früchte dieser Parteinahme ernten und dessen Zeuge sein, wie sich im Schwurgericht das gestörte Gleichgewicht der öffentlichen Moral wiederum herzustellen sucht. Die natürliche Consequenz des alten Polizeistaates ist daher die Aburtheilung politischer Verbrechen durch die Staatsgerichtshöfe, und ebenso bedingt der Belagerungszustand seine Standgerichte.

Was man in St. Petersburg vor kurzem erlebt hat, wiederholt sich in kleinerem Maßstabe auch auf anderen Gebieten des öffentlichen Lebens in den europäischen Continentalstaaten. Die allbekannte Erscheinung, daß gebildete oder mindergebildete Leute außerhalb der verbrecherischen Klassen auf der Straße gegen die Polizei bei der Verfolgung von Verbrechern Partei nehmen, entstammt demselben Gesetze des Rückschlags gegen die althergebrachte Privilegirung der Polizei überall da, wo deren rechtliche Verantwortlichkeit für Amtsexcesse künstlich herabgemindert worden ist. Und umgekehrt kann man sich leicht erklären, weswegen in England die Organe der öffentlichen Sicherheit durch freie Unterstützung aus den Kreisen des Nichtbeamtenthums gekräftigt werden. Glücklicherweise sind in Deutschland Untersuchungsgefangene gegen körperliche Mißhandlung geschützt. Aber leider! können nur wenige Staaten sich rühmen, daß den wegen leichten politischen Vergehen verurtheilten Delinquenten eine angemessene Behandlung zu Theil wird. Selbst Deutschlands Strafgesetzbuch beging die schwer begreifliche Inconsequenz, Hoch- und Landesverräthern bei dem Vorhandensein mildernder Umstände die Anstandsstrafe der Festungshaft zuzuerkennen; trotzdem aber versagt es den minder schweren Delinquenten die Rücksichten, die dem Verräther zu Theil werden dürfen, und zwingt den Tagesschriftsteller, dessen Feder in der Eile der drängenden Stunden leidenschaftlich oder stilwidrig delinquirte, nach demselben System der Behandlung zu büßen, welches für Diebe, Gauner und Betrüger unter dem Titel der Gefängnißstrafe berechnet war.

In minder greller Beleuchtung erscheinen auch außerhalb der russischen Grenzen manche Vorkommnisse, die in Petersburg als Attribute der allmächtigen Amtsgewalt begreiflich sind, als Erbstücke einer allmählich schwindenden Ueberlieferung.

Literatur und Kunst.

Proben neuester rumänischer Lyrik.

Nach den Originalen in's Deutsche übertragen

von

E. Wedi.

Die Sterne.

Auf des Himmels Feld, mit Blumen leuchtend, herrlich ausgesäet,
Stiehlt sich leisen Schritts die Nacht;
Und mit schöner, goldner Sichel, die dem Mond entlehnet, mähet
Sie, hält Sternenernte sacht.

Wie die Sonne, im Erscheinen, sieht den Himmel ohne Sterne,
Fragt sie traurig: „Sind der Welt
Strahlenaugen, meine Töchter, denn verbannt? Und wie ferne
Auen hat ihr Blick erhellt?"

„Viele hehre Himmelsaugen flogen wohl auf mein Gefieder!"
Hat der Pfau ihr stolz gesagt,
„Doch die hellsten? Schau nur unter die rumän'schen Augenlider,
Wo verborgen sich die Nacht!"

Weil seitdem die Frau'n und Mädchen fürchten sehr der Sonne Schimmer,
Senken sie die Wimpern fein;
Denn es stiehlt die holden Augen und die lieben Herzen immer
Schmeichelnd böser Sonnenschein!

Alexandri.

Die Ernte.

Jubelnd, zwitschernd steigt die Lerche, mit den Flügeln schlagend, heiter,
Von der Sonne schnell hernieder, auf der goldnen Strahlenleiter.
Unbeweglich steh'n die Lüfte, werden schnell zum heißen Brand,
Wachtel singet laut im Kornfeld, Grillchen singt im Haideland.

Längst sind Schnitter, wo im Felde Aehr' an Aehre nickend leuchtet,
Als es von der Morgensonne Athmen noch war angefeuchtet.
Wie in gold'nem Flusse schwimmen Alle dort, von fern geseh'n,
Ohne Gürtel alle Burschen, ohne Tuch die Mädchen steh'n.

Sichel, Todes Halbmond, schneidet rasch und jede Aehre fällt,
Ihre Kleinen trägt die Wachtel angstvoll fort und leer wird's Feld.
Schon das Ackerfeld in Schollen liegend, nach der Furchen Lauf,
Wandelt sich in gold'ne Garben, baut in Haufen hoch sich auf.

Eilig binden dort ein Bursche und ein Mädchen Fuß an Fuß,
Geben sich, bei jeder Garbe, ganz verstohlen einen Kuß.
Die erspäht, vorüberfliegend, ein gar kluges Vögelein,
Sagt: „Wie süß, von ihren Garben, wird das neue Brod doch sein!"

Alexandri.

Bate véntul.

(Es weht der Wind.)

Wind, o Wind! mit starken Schwingen
Bringst von Osten du mir her
Reisesehnsucht mit im Singen,
Sehnsucht nach dem weiten Meer.

Durch die ganze Welt ich möchte
Wandern, wandern ruhelos,
Durch die namenlose Wüste,
Wie der Seele Leere groß.

Möchte flieh'n durch's ganze Leben,
Fliehen vor des Lebens Qual,
In die andre Welt entschweben,
Nie mehr schau'n das Erdenthal.

Und dann mögen liebe Hände
Auf den Ort ein Kreuz noch thun,
Wo auf Erden ich, am Ende
Todesmüde, durfte ruh'n.

Sarbanescu.

Heinrich Leo.

„Ich habe in den Berliner Jahrbüchern die Recension eines Historikers gelesen, die sehr groß ist. Sie ist H. Leo unterschrieben, von welchem ich noch nichts gehört habe und nach welchem wir uns doch erkundigen müssen. Er steht höher, als die Franzosen, welches in geschichtlicher Hinsicht doch etwas heißen will. Jene haften zu sehr am Realen und können das Ideelle nicht zu Kopfe bringen. Dieses aber besitzt der Deutsche in ganzer Freiheit."

Digitized by Google

Also Goethe an Eckermann. Die betreffende Recension in den Jahrbüchern für wissenschaftliche Kritik 1827 berichtet über Schlossers universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt. Sie schien auch D. F. Strauß (Streitschr. Heft III) zu dem Wahrsten und Geistreichsten zu gehören, das bis dahin über die Principien der Geschichtsbetrachtung geschrieben war.

1833 veröffentlichte Leo die Studien und Skizzen zu einer Naturlehre des Staates. Eduard Gans schloß seine Anzeige des Schriftchens mit den Worten: „Wir trennen uns von dem vorliegenden Buch, und zwar müssen wir sagen, sowohl aus alter Freundschaft für den Verfasser, deren Erinnerung uns heilig ist, wie auch aus wahrer Hochachtung für sein großes Talent, mit inniger Wehmuth. Ein Historiker, der sich für seine Zeit abschließt, der für die großen und gährenden Gestalten der Gegenwart keine Empfänglichkeit haben will, muß nothwendig dazu gelangen, auch von der Zeit am Ende, trotz vielfacher Productivität, übersehen und nur von einer Minorität rückstrebender Deutscher anerkannt zu werden."

Das verheißende Lob und die warnende Prophezeiung liegen nur sechs Jahre auseinander. Die Mitlebenden, welchen ein Ueberblick über die Leistungen und Erlebnisse des merkwürdigen Mannes vergönnt ist, wissen, daß das eine ebenso begründet gewesen, als die andere — dem Geschick sei es geklagt — sich ganz erfüllt hat.

In den Vorlesungen über die Geschichte des deutschen Volkes und Reiches, dem letzten größeren Werke, das ihm die Literatur verdankt, erzählt er von den Charakterzügen der germanischen Heiden. „Auch die Treue der germanischen Welt ist nur sittliche Tapferkeit; sie hat ein Stück wuotanischen Wesens in sich und nicht die geringste Sentimentalität — und solchen wuotanischen Wesens bedurfte man auch in aller Weise. Furchtbares krokodilartiges Gethier wird noch versteinert in Deutschland gefunden, von riesigen Hirschen, riesigen Hyänen, riesigen Bärenarten u. s. w. sind noch die Ueberbleibsel vorhanden. Fußtapfen der ungeheuersten Thiere sind noch in nachher überdeckten Schichten des Bodens unseres Vaterlandes entdeckt worden." Da hat er sein eignes Wesen wiedererkannt, das der kampfdürstenden Urzeit, dem von Drachen und Lindwürmern bewohnten Boden unserer Väter entstammt war: ein Epigone jener Helden der Walhalla, die des Tags sich rauften und abendlich in gleicher Tafelrunde kameradschaftlich zechten. Die „elende Liebe unserer Zeit zum physischen Leben, die in tausend und aber tausend Erscheinungen zu Tage tritt", hat er früh und spät als beredte Zeugen ihrer Verderbniß gegeißelt, und wenn es auch nicht mehr mit riesigen Hirschen und Hyänen die fröhliche Wette des Daseins zu verspielen galt, dann hat er wenigstens den Skropheln und Kröpfen den Krieg erklärt, und in dem Citatenschatz der Deutschen leben diese Fehden in eigener Unsterblichkeit weiter. Gleich den Raben des alten Göttervaters durchmaß er in immer erneutem Fluge die Welt, um die eintönige Kunde von der verlorenen Gegenwart zurückzubringen, die nach Gebühr mit Stumpf und Stiel zu vernichten sei.

Die mühsame Arbeit, mit der sich die abendländischen Nationen in Politik und Literatur zu neuen Formen des Lebens und Denkens bestimmt haben, begleiten die Klagelieder edler einander wahlverwandter Geister über den Untergang so vieler Herrlichkeit und den Anzug des Antichrists. Der Tag wird noch lange auf sich warten lassen, der ihnen die versagte Gerechtigkeit zu Theil werden läßt. Nicht die Unbilligkeit oder Verblendung der Literaten und Kritiker lastet auf ihrem Ruhm, sondern das zwingende Gesetz des Weltschicksals, das klangvoller Elegien spottend unaufhaltsam seinen Weg vollzieht. Jene kämpfen mit dem Gott vor aller Geschichte gegen den in der Geschichte waltenden Gott, und in ihrem tragischen Ausgang wird es offenbar, wer von ihnen vorerst der mächtigere sei. Aber auch nichts mehr als dieses. Es gibt noch eine andere Ordnung der Dinge über dem wirklichen Weltlauf, wie jeder Mensch ein ideelles Leben in sich schließt, das darum nicht an Wahrheit verlieren kann, weil ihm der Raum sichtbarer Entfaltung versagt bleibt. Der Ueberschuß befruchtender Gedanken, dessen die Praxis sich unmittelbar nicht bemächtigen kann, findet seine Stelle in den Schatzkammern des ewigen Geisteslebens; in ihnen ruht der Reiz und der Werth der Geschichte. Man kann sehr gleichgültig sein gegen den christlichen Glauben; aber die glänzende Symbolik, die er sich in den bildenden Künsten geschaffen, wird Niemand missen wollen. Man kann mit beiden Füßen in der sicher gegründeten Realität der Erde wurzeln und doch dem freien Flug des Dichtergenius huldigen oder die Kraft einer weltumfassenden Speculation anerkennen. Das sind sehr banale Sätze, und nur ein wenig von dieser Banalität gehört dazu, um der fragwürdigen Gestalt des verewigten Historikers gerecht zu werden.

1824 veröffentlichte Ranke seine Geschichten der romanischen und germanischen Völker. Er verwahrte sich ausdrücklich gegen den Versuch, „mit der Historie die Vergangenheit zu richten, die Mitwelt zum Nutzen zukünftiger Jahre zu belehren". Ich zweifle, ob auf diesem Princip absoluter Objectivität seine epochemachende Bedeutung beruht, wie einzig er auch dadurch in der Gegenwart und selbst in den Kreisen seiner Jünger dastehen mag. Er ist ein Mann, der die Strenge der Wissenschaft mit der Freiheit der Kunst zu vermählen gewußt, und wo die wahre Kunst beginnt, hören die rationellen Erklärungsgründe auf. Man fühlt den Genius, ohne ihm wirklich beikommen zu können. Ranke gehört zu den klassischen Köpfen der Nation und der Weltcultur, und als solcher hat er seine volle Würdigung erst von der Nachwelt zu erfahren.

Man weiß, welche Gegnerschaft sich dem großen Genius unserer Historiographie entgegenstellte. Denn fast gleichzeitig mit ihm hatte sich der Stern Schlossers erhoben, der das hohe Amt des Richtens und Belehrens in den Beruf des Geschichtschreibers einschloß. Dazu hatten die Nachwirkungen einer weltgeschichtlichen Krisis zuerst in Süddeutschland das politische Leben wachgerufen, und allmählich traten alle Gaue des Vaterlandes in den Kreis der gleichen Bestrebungen ein. Der kräftigste Geist der Schlosserschen Schule schrieb seine Literaturgeschichte mit dem eingestandenen Zweck, die Energie der Nation um die nöthigste aller Aufgaben zu sammeln. Die Geschichtschreibung wurde naturgemäß in den Dienst der politischen Ideen gezogen, und noch über dem Grabe Schlossers erneuerte Gervinus den Protest gegen die kühle Dialektik der archivalischen Schule in Berlin.

„Das Schwerste finde ich die Art von Absonderung, die der Mensch in sich selbst bewirken muß, wenn er sich überhaupt bilden will; deswegen finden wir so viele einseitige Culturen, wovon doch jede sich anmaßt über das Ganze abzusprechen." Dieses Wort Goethes zeigt den springenden Punkt. Wer vermochte es, in dem bewegenden Enthusiasmus der Zeit die unsere nationale Einheit vorbereitet hat, seine innersten Interessen so von dem reinen Sachverhalt der Geschichte abzusondern, wie es etwa einem Thucydides, einem Spittler und Ranke möglich war? Man mag seine Liebe und seinen Haß vor Marmor und Gemälden schweigen lassen, Gewissen und Moral nicht mit in die Oper nehmen; aber die Angelegenheiten der Nation, zumal vor dem kritischen Punkte ihrer Wiedergeburt, hatten eine zu intime Beziehung zu dem Grunde aller Persönlichkeit. Die Pflicht der wissenschaftlichen Neutralität geht ihrer Würde verlustig, wo das öffentliche Gewissen eine erklärte Parteinahme verlangt. So gewann sich Rottecks liberales Pathos einen weiten Zuhörerkreis, so ist Schlossers moralisirende Manier dem Volke lieb geworden, und die Construction von Gervinus in seiner Einleitung zur Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts befriedigte die heißen Wünsche einer Zeit, deren erstes Anliegen die bürgerliche Freiheit war. Diese Geschichtschreibung empfahl sich durch die Tendenz, theure Güter der nationalen Denkweise in ihrem Werth und Ansehen zu schützen.

Leo hat mit ihnen die offenkundigste Verwandtschaft, wie wenig es auch scheint. Er hat, während Ranke eine Schule methodischer Specialforschung schuf, mit Schlosser und Gervinus den universalgeschichtlichen Standpunkt und die teleologischen Kriterien gemein. Den Thatbestand mit möglichster Sicherheit festzustellen war das geringere Interesse; das allgemein Bekannte sollte nach seinem inneren Werth gedeutet und mit den Inter-

Digitized by Google

essen des gegenwärtigen Geistes verknüpft werden. Aber während in den Heidelbergern der Puls des neunzehnten Jahrhunderts vibrirte, zog sich Leo auf den Posten zurück, der ihm nach einer in den gährenden Ideen des jungen Deutschlands ausgetobten Jugend die einzige Sicherheit und Wahrheit zu verbürgen schien. Nach seinen Gegnern wäre er von Jahn zu Hegel, von Hegel zu Haller und den Pietisten fortgeschritten. Er hat selber von sich ausgesagt, „daß die Julirevolution nur in einem gewissen Grade ein Wendepunkt seines Lebens gewesen sei: bis dahin habe er zwar dieselbe politische Ueberzeugung gehabt wie später, aber ohne strenge Geschlossenheit". Mag dabei einige Selbsttäuschung im Spiele gewesen sein, im Grunde hat er Recht. Er war ein originaler selbstgewisser Geist, der von Andern nur das seinem Wesen Verwandte aufnahm, und von dem unversieglichen Idealismus, der dem Druck einer entbehrungsreichen Jugend und der Feindschaft eines ihm widerstrebenden Zeitalters mit überlegener Kraft Trotz bot. Zu fest in sich gegründet, um einer menschlichen Abhängigkeit unterworfen werden zu können, ist er immer er selbst gewesen und geblieben: eine zu Schutz und Trutz gewappnete Natur, die unbekümmert um die geltenden Tendenzen in Politik und Wissenschaft nur ihrem eigenen Gesetz gehorsam war.

Wir haben noch keine Theorie und Geschichte der Geschichtschreibung. Ihnen wird es zukommen, über die historischen Werke Leos ein Urtheil begründen zu helfen. Wer an die Arbeitsweise unserer neuern Historiker gewöhnt ist, mag viel und vielleicht des Beste an ihnen vermissen; denn präcise Untersuchung ist weder ihre Stärke noch ihre Absicht, und für die Treue in der Wiederspiegelung der Culturen konnte seine einseitige Schätzungsweise keine Bürgschaft geben. Am freiesten bewegt er sich in der Geschichte der italienischen Staaten, die in Italien noch heute als das beste Werk über diesen Gegenstand angesehen wird. Sichere Herrschaft über einen vielverzweigten Stoff, ungezwungene Darstellung und Feinheit des Urtheils wird Jeder darin anerkennen; schöne, vom Hauch des Südens belebte Stellen aus diesen Büchern haben sogar ihren Weg in unsere Reisehandbücher gefunden. Man muß einmal die literarischen Skizzen, die er ihnen einverleibt hat, mit denen der Universalgeschichte, beispielsweise über Goethe, vergleichen. Er hatte unter Italiens Himmel gelebt, und nicht vergeblich. Hier oben verhärtete er sich zusehends in einer censorischen, die Freiheit und Fülle des Geistes verneinenden Strenge. Gelingt es ihm auch zuweilen „das erlösende Gefühl makrokosmischen Verhaltens zu gewinnen, doch fehlt die Macht, es zu festigen". So gestand er es von sich selbst in der Denkschrift an Görres, die ein Jeder, dem an einem Verständniß seines innersten Wesens gelegen ist, wieder aufnehmen sollte. Die Derbheiten seines polemischen Dialekts treten hinter dem schwungvollen Patriotismus und der Gediegenheit der Gesinnung zurück, die in den beginnenden Zerwürfnissen zwischen Curie und Staat das Banner altpreußischer und protestantischer Grundsätze mit einer ergreifenden Kraft und Wärme vertheidigt. Wer kann diese Schrift — vielleicht die beste, welche die Publicistik der streitenden Kirchen in den letzten Jahrzehnten geliefert — ohne die aufrichtige Achtung vor dem Geist und dem Charakter ihres Verfassers aus den Händen lagen! Aber es ist noch mehr, was man an ihr zu rühmen hat: die über klaffenden Gegensätzen der Zeit frei schwebende und Jedem das Seine zuertheilende Gerechtigkeit.

Das Grab hat sich über einem treuen Kämpfer für Ideen und Wahrheit geschlossen. Uns lockt es nicht, des Mißfälligen zu gedenken, das die Laune, nicht selten aber auch das Recht der Parteien an ihm vermerkt hat. Unsere vaterländische Bildung hat den Ruhm, fremden Nationen mit sympathischer Würdigung entgegenzukommen. Vergessen wir darüber der Besten in unserm eigenen Hause nicht: der Besten, die verschlagen auf dem Ocean der Zeit einherirren, wo die Anderen leichten Muthes und billigen Ruhmes unter dem günstigen Wehen des Weltgeistes dahinsegeln.

Halensis.

„Ist Galilei gefoltert worden?"

Gegenbetrachtungen

von

Karl von Gebler.

I.

(Schluß.)

Flößte schon die das Vaticanmanuscript einleitende Uebersicht Dr. Wohlwill so argen und, wie wir gesehen haben, nicht gerechtfertigten Verdacht ein, so ist dies mit dem ersten Documente der Actensammlung selbst in gleichem Maße der Fall, obschon dasselbe von sehr untergeordneter Bedeutung erscheint. Es ist ein kurzes Gutachten eines übrigens nicht unterfertigten Consultors des hl. Amtes über das bei der Inquisition durch P. Lorini denuncirte Schreiben Galileis an P. Castelli vom 21. Decbr. 1613. Die Qualification lautete für den Angeklagten keineswegs ungünstig. Wohl seien einzelne Wendungen, welche der Consultor auch gleich anführt, besonders wenn man den Zusammenhang nicht gehörig berücksichtige, leicht geeignet, Mißverständnisse zu erwecken und werden diese Stellen auch demgemäß als „schlecht klingend" (male sonant) getadelt, doch im Wesentlichen enthalte der Brief „nichts vom Pfade der katholischen Redeweise Abweichendes". Wohlwill unterzieht dieses Gutachten einer längeren Kritik, in welcher er sich zu beweisen bemüht, eine so milde Auffassung des denuncirten Schreibens passe ganz und gar nicht zu den Tendenzen der Inquisiton von 1615, vielmehr hätte eine Qualification aus jener Zeit eine bestimmte Verurtheilung in theologischem Sinne enthalten müssen. Nach Wohlwill ist nämlich dieses Schriftstück schon wieder ein Falsificat und zwar — man höre! — soll diese spätere Zuthat erst nach der Rücklieferung des Vaticanmanuscriptes an den päpstlichen Stuhl, also nach dem Jahre 1846 erfolgt sein! Als der muthmaßliche Fälscher wird der berüchtigte Monsignore Marino Marini bezeichnet, welcher als Präfect der geheimen päpstlichen Archive die Papiere Jahre lang unter seiner Obhut hatte und im Jahre 1850 seine bekannte, auf eine ganz parteiische Benutzung dieser Documente fußende Apologie der Inquisition: „Galileo e l'inquisitione. Memorie storico-critiche" herausgegeben. Nicht als ob wir den würdigen Monsignore der Verübung einer solchen That, wenn im Interesse der römischen Curie gelegen, keineswegs für fähig hielten — obwohl die Fälschung althistorischer Documente ein ganz eigenthümlich weites Gewissen neben einer enormen Geschicklichkeit erfordert — nein: die völlige Zwecklosigkeit einer solchen Fälschung neben anderen Momenten, die wir gleich erwähnen werden, lassen uns auch diesmal mit aller Bestimmtheit erkennen, daß uns in jenem Gutachten kein Falsum vorliegt.

Wozu ein derartiges Schriftstück nachträglich (laut Dr. Wohlwill zwischen 1846 und 1850!) fabriciren? Es dürfte wohl Jedermann schwer, ja unmöglich fallen, auf diese Frage eine auch nur halbwegs glaubwürdige Antwort zu ertheilen. Auch Dr. Wohlwill gelangt trotz aller Anstrengungen zu keiner solchen, denn das Resultat derselben gipfelt in dem geradezu verblüffenden Satze: „Die enge Verbindung des Gutachtens mit dem einleitenden Auszug weist darauf hin, daß es geschrieben ist, um den Verdacht von diesem abzuwehren!!" Wir unterdrücken jede Bemerkung zu einer solchen Behauptung, die sich von selbst richtet, um so mehr, da der Auszug bestimmt echt ist, daher eine Ablenkung des Verdachtes von demselben ganz unnöthig war, übrigens durch eine Einschiebung eines solchen Falsums wohl am allerwenigsten erreicht worden wäre.

Die Gerechtigkeit erfordert aber anzuerkennen, daß zur Zeit, da nur Epinois' erste und Bertis Ausgabe des Vaticanmanuscriptes existirten, d. i. da Dr. Wohlwill seine Schrift verfaßte, dem aufmerksamen Galilei-Forscher bei der kritischen Untersuchung des fraglichen Documentes zwei Umstände auffallen, ja seinen Verdacht erwecken mußten. Erstens nämlich stimmen bei Berti,

Digitized by Google

der das Gutachten zum ersten Male publicirte*), die in demselben censirten Ausdrücke mit den zur Beurtheilung vorgelegenen keineswegs genau überein, was freilich das ganze Gutachten in seltsam fraglichem Lichte erscheinen ließ. Zweitens mußte es allerdings befremden, daß diese Qualification als erstes Document in der eigentlichen Actensammlung figurirt, vor der Denunciation P. Lorinis, welche doch, den historischen Thatsachen nach, das erste Stück der Proceßacten ist, indem es ja den Proceß geradezu eröffnete. — Der erste Punkt klärt sich auf, da wir heute wissen, daß in Wirklichkeit die Ausdrücke des Gutachtens, mit denen im denuncirten Schreiben Galileis an P. Castelli sowie mit jenen in der Uebersicht, wo dieselben ebenfalls citirt werden, genauestens übereinstimmen; die Abweichungen sind eben nur in der bekanntlich sehr incorrecten Berti'schen Ausgabe des Vaticanmanuscriptes enthalten und der Herr Professor mag aus diesem Falle ersehen, was daraus entstehen kann, wenn man so hochwichtige Documente mit allzuflüchtiger Feder copirt. Was den zweiten Punkt anbelangt, so findet derselbe wohl für Jeden, der die Acten in der Hand gehalten, eine ebenso leichte als natürliche Lösung: Jenes Gutachten befindet sich nämlich auf der ersten Seite eines ganzen Papierbogens und in demselben liegen sowohl die Denunciation Lorinis als die derselben beigefügte Copie des Briefes Galileis an P. Castelli, wodurch es geschah, daß das Gutachten vor dem Schreiben Lorinis zu stehen kam. Eine nachträgliche Einschiebung jener Qualification, wie Dr. Wohlwill sie beargwohnt, erscheint übrigens auch aus äußeren Gründen ganz und gar unmöglich. Abgesehen davon, daß es einer wahren seltenen Meisterschaft in der Falsification althistorischer Documente bedürfte, um in eine Actensammlung vom Anfange des siebzehnten Jahrhunderts 230 Jahre später ein gefälschtes Schriftstück einzuschalten, welches sich weder in Papier, Wasserzeichen, Schrift, Farbe der Tinte u. s. w. auch nur im Geringsten von den echten Urkunden unterscheiden sollte, so besitzen wir in der ganz regelmäßig fortlaufenden alten wie neueren Paginirung einen unumstößlichen Beweis für die Echtheit des angegriffenen Documentes. Dasselbe trägt die Bezifferung 950, das darauffolgende Folio (die Denunciation Lorinis) die Nummer 951 u. s. w. in Ordnung fort. Dr. Wohlwill wußte dies auch, bemerkte jedoch hierzu: „Aber die Ziffer 950 verräth in Wirklichkeit nichts weiter als die Absicht der späteren Einschaltung alterthümlichen Schein zu verleihen; sie ist unzweifelbar spätern Ursprungs, wie das ganze Schriftstück." Diese Bemerkung steht genau im Einklange mit der unzureichenden Kenntniß, welche Dr. Wohlwill und die wissenschaftliche Welt überhaupt bis zum Herbste 1877 von dem äußeren Zustande des Vaticanmanuscriptes besaß. Indem wir aber heute einestheils wissen, daß Fol. 950 das erste Blatt eines Bogens ist, welchem sechs weitere Blätter inliegen und dessen dann folgendes zweites Folio die ganz richtige Nummer 957 trägt — andertheils uns bekannt ist, daß auch auf dem Titelblatte die alte Paginirung sich vorfindet und zwar dasselbe die Ziffer 949 aufweist: so kann von einer nachträglichen Einschiebung des fraglichen Documentes, wodurch ja eine ganze Umstürzung in der Paginirung nothwendig hätte eintreten müssen, unbedingt keine Rede mehr sein. — Nach dem eben Gesagten wäre es wohl eigentlich nicht mehr nöthig, die Argumentationen Dr. Wohlwills für eine geschehene Fälschung weiter zu widerlegen; der Vollständigkeit halber wollen wir aber doch noch einen Umstand berühren, welchen jener Forscher als besonders gravirend hervorhebt. Die dritte Paginirung nämlich, welche bekanntlich auf dem untern Rande des Papieres angebracht ist und von 1 an zählt, beginnt nicht auf dem ersten Schriftstücke der Actensammlung, d. i. auf dem vielbesprochenen Gutachten, sondern auf dem zweiten Documente, d. i. der Denunciation Lorinis. Wohlwill zieht daraus den Schluß: „daß das Gutachten auch zur Zeit der Vereinigung beider Processe und der Herstellung der mit 1 beginnenden einheitlichen Numerirung nicht vorhanden war". Der Gegenbeweis liegt klar auf der Hand: das zweite Blatt des ganzen Bogens, auf dessen erstem Folio jene Qualification steht, trägt auf dem untern Rande die ganz richtige Ziffer 7 — mithin erscheint eine nachträgliche Einschiebung jenes Bogens wieder als eine Unmöglichkeit und es ist dadurch erwiesen, daß das Gutachten zur Zeit, da man die Numerirung von 1 anbrachte (was mit der Vereinigung der Acten zusammenfällt), bereits vorhanden war. Daß diese Paginirung nicht auf dem Gutachten, sondern auf der Anklage Lorinis beginnt, mag darin seinen Grund haben, daß der Verfasser der Uebersicht, welcher ja auch die dritte Bezifferung schuf, jenes Actenstück mit 1 bezeichnen wollte, das der Thatsache nach den berühmten Proceß eröffnete, nämlich die Denunciation Lorinis. Jedenfalls erscheint fernerhin ein Verdacht an der Authenticität jenes Gutachtens nach den Kenntnissen, die wir heute über die äußere Beschaffenheit des Vaticanmanuscriptes besitzen, nicht mehr gerechtfertigt.

Die nachfolgenden Acten des ersten Processes geben — natürlich mit Ausnahme des viel erörterten Schriftstückes vom 26. Febr. 1616, das wir vor einiger Zeit an anderer Stelle*) schon ausführlich besprochen haben — Dr. Wohlwill zu keinem weiteren Verdacht Anlaß. Umsomehr ist dies aber mit den drei leeren Blättern 384—386 „am Anfang des zweiten Processes" der Fall. „Es ist nicht allein eine Verbindung dieser Blätter mit den beschriebenen vorhergehenden oder nachfolgenden ausgeschlossen," behauptet Dr. Wohlwill, „es ist auch kaum fraglich, daß an der Stelle, wo wir sie heute finden, der Anfang des Processes von 1632 fehlt." Nirgends im Buche Wohlwills zeigt es sich so grell wie hier, welch' gewagte Sache es ist, immer von Fälschungen in einem Manuscripte zu sprechen, das man niemals gesehen hat und dessen Zustand überhaupt nur äußerst ungenau bekannt war. Lehrt doch eine Besichtigung jener Papiere, daß hier gerade das Gegentheil von alle dem, was Wohlwill als so ausgemacht betrachtet, der Fall ist. Die Blätter 384—386 befinden sich gar nicht „am Anfang des zweiten Processes", sondern gehören zu den Acten von 1615—1616 — mithin kann nicht „an der Stelle, wo wir sie heute finden" der Anfang des Processes von 1632 fehlen. Eine Verbindung dieser „verdächtigen" Blätter aber mit den beschriebenen vorhergehenden ist nicht allein nicht ausgeschlossen, sondern geradezu vorhanden, da die Folios 384—386 zweite Blätter zu Folio 353—355 sind, welche einen Theil des Verhörsprotokolls Caccinis ausmachen. Schlagender kann wohl nicht die Unrichtigkeit der Wohlwill'schen Argumentation erwiesen werden. Und doch meinte er sogar schon zu wissen, was an jener Stelle gestanden und später fortgeschafft worden sei! Aus dem in der Sentenz wider Galilei vorkommenden Passus: „Und da die hl. Congregation informirt war, daß mit dem Drucke des besagten Buches (der Dialoge) die falsche Meinung von der Bewegung der Erde und dem Stillstande der Sonne täglich mehr Fuß fasse" ꝛc. glaubte Wohlwill entnehmen zu können, daß jenes informata „schwerlich etwas Anderes als eine Denunciation gewesen". Selbst um den Verfasser der angeblichen Denunciation ist Dr. Wohlwill nicht verlegen, sondern sagt hierüber: „Wir wissen noch heute nicht, wem dieselbe zur Last fällt; ein bestimmter Verdacht (!!) richtet sich gegen die Jesuiten, speciell den P. Scheiner, der durch die Dialoge schwer beleidigt war." Dann fährt Wohlwill weiter fort: „Haben die Acten zu irgend einer Zeit einen Nachweis über diese directe Veranlassung des Processes enthalten, so ist zu begreifen, daß man in späterer Zeit es angemessen gefunden hat, die Spuren einer für alle Zeiten den Thäter entehrenden Handlung zu beseitigen." Merkwürdig! Die Denunciation P. Lorinis im Jahre 1615 erscheint doch als ganz genau dieselbe den Thäter für alle Zeiten entehrende Handlung, wie es jene von Dr. Wohlwill supponirte Denunciation des P. Scheiner gewesen wäre — und es ist doch der Inquisitation nicht eingefallen, die Spuren davon aus der Actensammlung zu entfernen, sondern sie hat dieselben ohne jedes Zartgefühl stehen gelassen. Ja der Mangel jeb-

*) Domenico Berti: „Il Processo Originale di Galileo Galilei." Roma 1876. S. 14.

*) „Allgemeine Zeitung" Nr. 56, 57 und 58 vom 25., 26. und 27. Februar l. J.

Digitized by Google

wedes Zartgefühles geht bei der Inquisition so weit, daß sie selbst in der ganz öffentlichen Sentenz nicht ansteht, ausdrücklich zu constatiren, das erste Proceßverfahren wider den Gelehrten im Jahre 1615 sei in Folge einer beim heiligen, Officium eingelaufenen Denunciation, deren Hauptpunkte noch überdies erwähnt werden, eingeleitet worden. Ueber die Motore, welche den zweiten Proceß veranlaßt, wird hingegen in der Sentenz zuerst einfach die Thatsache des Erscheinens des Galilei'schen Buches angeführt, woran sich dann jener uns schon bekannte Satz reiht, aus welchem Wohlwill gewiß unzutreffender Weise auf eine auch damals erfolgte Denunciation zurückschließt. Wäre dies wirklich der Fall gewesen, so würde es in dem Urtheilsspruche gerade so gesagt worden sein, wie in derselben die Denunciation von 1615 unumwunden berichtet wird. Während es aber da ganz deutlich lautet: „Indem Du Galileo im Jahre 1615 bei diesem hl. Officium denuncirt (denonciato) wurdest" ꝛc. — heißt es bei Erwähnung des zweiten Processes blos: „Und da die heilige Congregation informirt (informato) war, daß" ꝛc. Dies ist doch, meinen wir, ein gewaltiger Unterschied. Seit wann sind denn gewonnene Informationen gleichbedeutend mit eingelaufenen Denunciationen? Ein Blick in die Geschäftspraktiken des hl. Amtes zeigt uns auch, daß solche Informationen ganz gewiß auf eigene Nachforschungen der Inquisition und nicht auf eine Denunciation zurückzuführen kommen. Es gab eben drei Arten, Processe beim hl. Gerichte einzuleiten: 1. durch Anklage beim hl. Officium; 2. durch Denunciation bei demselben; 3. durch Inquisition, d. h. durch Nachforschung.*) Der erste, d. i. der offenste, ehrlichste Weg war der seltenst betretene, hingegen der zweite als der feigste und erbärmlichste der menschlichen Natur entsprechend am häufigsten gewählt. Oft kam auch der dritte in Anwendung und zwar, wenn das allgemeine Gerücht sich verbreitete, Dieser oder Jener habe etwas gegen den hl. Glauben Verstoßendes gesagt oder gethan, wo dann die heilige Inquisition Ermittelungen — Informationen also — über den Thatbestand einzog. So zweifellos nun der erste Proceß gegen Galilei in Folge einer Denunciation eingeleitet ward, so zweifellos bildete das kolossale Aufsehen, welches die Dialoge über die beiden wichtigsten Weltsysteme erregten, die directe Veranlassung zur Eröffnung des zweiten Rechtsverfahrens, welches auch damit begann, daß eine eigene Specialcommission das sensationelle Buch und die Umstände, wie dessen Drucklegung mit Einwilligung der geistlichen Censurbehörden erfolgt war, zu prüfen hatte. — Sowie also die äußeren Gründe das jemalige Vorhandensein einer Denunciation von 1632 ausschließen, so sprechen auch alle inneren laut, ja überwiegend gegen diese neueste Hypothese Wohlwills, welche übrigens auch in allen Ergebnissen zweieinhalbhundertjähriger Galilei'scher Geschichtsforschung nicht den allergeringsten Anhaltspunkt findet.

Eine weitere Lücke in den Acten von 1632—1633 meint Dr. Wohlwill zwischen Fol. 447 und 451 entdeckt zu haben. Es sollen ursprünglich auch hier wieder die Inquisition compromittirende Documente vorhanden gewesen sein, die man aber bei der von diesem Gelehrten geargwohnten „späteren tendentiösen Bearbeitung des Vaticanmanuscriptes" ausgemerzt hätte. Derselbe geht dabei von der irrigen Ansicht aus, daß auf Blatt 447 unmittelbar Blatt 451 folgt. Dem ist in Wirklichkeit nun keineswegs so, sondern es folgt auf Blatt 447 ganz regelmäßig 448, dann 449, 450 und endlich 451 und zwar erweisen sich Fol. 447—441 als die zweiten (übrigens leeren) Blätter zu Fol. 442—446, worauf die Gutachten und Begründungen des P. Pasqualigus, Rath des heiligen Officiums, niedergesetzt sind. Es erscheint somit total unmöglich, daß an dieser Stelle sich einstens noch andere Papiere befunden haben — ergo können da auch keine nachträglich entfernt worden sein.

*) „Sacro Arsenale" etc. Ausgabe von Masini. Bologna 1665. S. 32; „Philippi a Limbroch Historia Inquisitionis." Amstelodami 1692. S. 259.

Etwas vom Leipziger Theater.

Vom Leipziger Theater bekommen wir Nicht-Leipziger gewöhnlich nur dann etwas zu hören, wenn irgend eine ästhetisch entrüstete Publication einer Vereinigung von „wahren Freunden der Kunst" uns die gleichgültigsten Geschichten mit einer Wichtigkeit auseinandersetzt, als ob das Glück von Millionen und die Zukunft Deutschlands davon abhingen, — uns mit ganz internen Fragen behelligt, die nicht einmal das Leipziger Publicum, geschweige denn das Publicum im Großen und Ganzen etwas angehen; oder wenn von einem großen Skandale im Theater zu berichten ist.

Das Eine hängt mit dem Andern fast immer zusammen. Der Theaterskandal folgt auf gehässige Hetzereien in den Tagesblättern und Broschüren. Wird einmal irgend ein Engagement nicht perfect, oder wird einer Künstlerin gekündigt — siehe da, alsbald erfährt das gebildete Deutschland durch einen „Verein der Theaterfreunde", wie sich die Theateropposition in Leipzig jetzt lucus a non lucendo nennt, daß Klein-Paris künstlerisch ruinirt wird; und als actenmäßige Beläge dafür werden dann impertinente Stilübungen eines gekränkten Mimen, ärztliche Gutachten delicatester Natur ꝛc. im Wortlaut mitgetheilt. Aus diesen soll dann bewiesen werden, daß Leipzig am Vorabende des künstlerischen Bankerottes stehe, und daß dem Verfall nur durch einige bezahlte Packträger, die in's Theater geschickt werden, um zu pfeifen und allerhand Unfug zu treiben, gesteuert werden könne.

Durch diese geschmackvollen Scherze ist das Leipziger Publicum in Deutschland zu dem meines Erachtens ganz unbegründeten Ruf der Skandalsucht gekommen. Zu dem unbegründeten; denn das wirkliche Publicum hat mit diesen Dingen nichts zu schaffen. So weit ich dasselbe durch meinen längeren Aufenthalt in Leipzig kennen zu lernen Gelegenheit gehabt habe, ist ihm nur der Vorwurf zu machen, daß es dem kleinen geräuschvollen Häuflein, das durch boshafte Inserate und gedungene Dienstmänner die Leipziger Kunst corrigiren will und sich zum Anwalt des Publicums ohne jedes Mandat aufwirft, nicht energisch genug entgegentritt.

Nicht von den regelmäßigen Theaterbesuchern und Abonnenten, das weiß ich positiv, sind alle die Feindseligkeiten ausgegangen, die z. B. Heinrich Laube den dortigen Aufenthalt und die Theaterleitung in Norddeutschland verleidet haben; die wahren Theaterfreunde haben sogar Laube in einer warmen Dankes- und Vertrauensadresse mit ihren Unterschriften dringend zum Verharren auf seinem ruhmvollen Posten aufgefordert. Es war wieder eine kleine, damals leider publicistisch geschickt geführte Gemeinde, die sich eine beständige unliebsame Controle auch über solche Maßnahmen der Direction anmaßte, welche das Publicum, das doch nur nach dem Repertoire und der Darstellung, d. h. nach den Leistungen zu fragen hat, von Rechtswegen gar nichts angehen.

— Die Oper ist vortrefflich und wir haben nie ein besseres Schauspiel gehabt! Das war das allgemeine Urtheil der Theaterbesucher zu Laubes Zeiten.

Was waren also die Ursachen aller der Nörgeleien, die Laube das Leben vergällten, und aller der skandalosen Auftritte, die ihn schließlich forttrieben? Es waren lauter Dinge, die mit den Leistungen der Direction gar nichts zu schaffen hatten, — widerwärtige Kleinigkeiten, die jetzt, nachdem darüber einige Jahre verstrichen sind, zugleich lächerlich und beschämend wirken.

— Die Direction hält einen Vortragsmeister, sagten die Beschwerdeführer, und dieser übt einen verderblichen Einfluß auf den Director aus.

— Aber Euer Schauspiel ist ja vortrefflich, entgegnete man. Wo ist denn der „verhängnißvolle Einfluß", von dem Ihr faselt, wahrnehmbar? Und den bitterbösen Vortragsmeister bekommt Ihr ja überhaupt nie zu sehen.

— Da ist auch eine leidenschaftliche Schauspielerin, die unter der vorigen Direction viel beschäftigt worden ist; jetzt muß sie feiern, und eine Andere spielt deren Rollen.

Digitized by Google

— Spielt diese Andere die Rollen schlecht?

— Nein.

— Was also klagt Ihr? Was geht Euch die Rollenbesetzung an, wenn die Vorstellung gelingt?

— Das Alles schadet nichts, der Vortragsmeister muß beseitigt und die alte leidenschaftliche Schauspielerin mehr beschäftigt werden; und ferner ist da auch noch ein Schauspieler, der sich des besonderen Wohlwollens Laubes zu erfreuen hat. Er heißt Emil Claar; der muß auch weg.

— Füllt er sein Fach nicht zu Eurer Zufriedenheit aus?

— Doch, doch. Wir haben ihn als Hofmarschall Kalb stürmisch beklatscht und ihn als Komla wohl ein Dutzendmal hervorgerufen; aber Laube gibt ihm Stücke zu lesen, Claar ist quasi ein officiöser Dramaturg.

— Nun, das Repertoire ist doch gut, sagt Ihr?

— Ausgezeichnet! Aber dieser Claar hat auch publicistisch für Laube Partei genommen und sogar gegen den angesehensten Kritiker der Stadt, gegen Rudolf Gottschall, geschrieben.

— Was um Alles in der Welt geht Euch das an? Das ist doch eine Sache, die Gottschall mit Claar auszutragen hat; und der sehr gewandte Berufsschriftsteller wird sich doch wahrhaftig seiner Haut zu wehren wissen, wenn er es für nöthig hält!

— Gleichviel, Claar muß entlassen werden, der Vortragsmeister muß entlassen werden und die leidenschaftliche Schauspielerin muß von Laube wieder mehr beschäftigt werden!

Solcher Art waren die Beschwerden. Und dann bröckelte ein Stückchen vom Plafond ab, und ein Schauspieler, der mit der nicht beschäftigten Schauspielerin verlobt war und einen Passus in einer Kritik gröblich mißverstanden hatte, stürzte über einen Recensenten her und mißhandelte diesen. Und da dieser Schauspieler eben der Bräutigam jener angeblich zurückgesetzten Künstlerin war, und da der gemißhandelte Kritiker Laube hoch verehrte und für ihn wirkte, wurde die Brutalität als Heldenthat gefeiert, wurde ein Theaterskandal angezettelt, wurde ein Schauspieler, dessen Sympathien für Laube bekannt waren, ausgepfiffen, u. s. w. u. s. w.

Und mit Staunen und mit Grauen
Sahen's die Ritter und Edelfrauen,

wie die winzige Minorität trampelnder und pfeifender „Kunstfreunde" die passive anständige Majorität terrorisirte.

Das tiefste Bedauern derer, die das Theater wirklich liebten, folgte dem scheidenden Director.

Laubes Nachfolger, Friedrich Haase, erging es während der ersten Zeit seiner Direction nicht besser. Auch da regnete es Flugblätter der schlimmsten Art; auch da wurden die Klagen wieder laut, daß das herrliche Ensemble zerstört, die Leipziger Kunst unrettbar verloren sei. Aber Haase blieb; und die Folge seines correcten Ausharrens war, daß er als Triumphator nach Ablauf seines Contractes den Schauplatz verließ. Ich bin also geneigt anzunehmen, daß mit der Zeit die kleine Schaar der Skandalmacher durch das wirkliche, durch das gute Leipziger Publicum schließlich zum Stillschweigen gebracht worden ist.

Jetzt, nachdem ich einige Vorstellungen der Leipziger Bühne unter Förster gesehen habe, ist es für mich zur Gewißheit geworden, daß auch die Angriffe gegen die jetzige Direction gerade wie früher nur von einer Coterie, nicht aber von dem wirklichen Publicum ausgehen können; daß sich da wieder einmal einige wenige Malcontents, deren es ja überall gibt, mit dem stolzen Schlachtrufe: „Le public — c'est moi" zusammengerottet und durch allerlei entbehrliche Publicationen nach außen bemerkbar zu machen gesucht, daß wiederum die Meistbetheiligten, die regelmäßigen Theaterbesucher, sich nicht gerührt haben; denn die Vorstellungen in Leipzig sind nicht nur relativ, sie sind absolut ausgezeichnete.

Vom Schauspiele will ich nicht reden; ich habe in letzterer Zeit nur einer Vorstellung beigewohnt, und mein Urtheil über diese könnte befangen erscheinen. Als Thatsache darf ich aber die außerordentliche Gewissenhaftigkeit constatiren, die das Ganze beherrscht, die vollständige Treue in der Wiedergabe des Textes, die Sicherheit und Fertigkeit — Eigenschaften, denen man nur bei der kleinen Anzahl unserer besten deutschen Bühnen begegnet. Und ein Schauspiel, das Künstlerinnen wie Fräulein Wessely und Marie Geistinger aufzuweisen, sich die Herren Pettera und Senger vom Wiener Stadttheater unter Laube und den Director und Regisseur August Förster vom Wiener Hofburgtheater unter Dingelstedt geholt hat, darf sich doch immerhin in guter Gesellschaft blicken lassen.

Die Leipziger Oper aber habe ich ihre Kräfte an Werken erproben sehen, welche ein Urtheil über deren Leistungsfähigkeit durchaus gestatten — an nichts Geringerem als an den beiden ersten Abtheilungen der Nibelungen-Tetralogie von Richard Wagner, „Rheingold" und „Walküre".

Nun, das sind nicht Werke, die durch einen sogenannten „glücklichen Abend" zur Geltung gebracht werden können. Da ist für gefällige Zufälligkeiten kein Raum, da kann man nicht blenden! Da heißt es: alle Mann an Bord, da wird eine fürchterliche Musterung ermöglicht.

Und wenn nun eine solche Monstrevorstellung, eine wahre Maturitätsprüfung für ein Kunstinstitut ersten Ranges, vollkommen gelingt — eine Vorstellung, bei der alle theatralischen Kräfte in ungewöhnlichstem Maße in Anspruch genommen werden, also: der Regisseur, der eine Riesenaufgabe zu lösen hat, mit seinem Adlatus, dem Inspicienten, und dessen Beistande, dem Requisiteur, der Decorationsmaler, alle technischen Kräfte der Bühne, vom Beleuchtungsinspector und Maschinisten bis zu dem einfachen Blousenmann herunter, dem Schieber der Wägelchen mit bewegbaren Achsen, von denen wir nur die feuchten Passagiere, die Rheinmädchen, in anmuthigen Bewegungen auf- und niedertauchen sehen; und ferner alle Gesangskünstler, von der verwöhntesten Primadonna und dem besthonorirten Solisten bis zum zweiten und dritten Aufgebot der singenden Figurantinnen; und der Dirigent und das ganze Orchester und Alle, Alle —, mit einem Worte: wenn eine solche Aufführung wunderbar gelingt, keinen schwarzen Punkt, keine Störung aufweist, überall im Großen und Ganzen künstlerischen Ernst, Tüchtigkeit, nobles Wollen und rühmliches Vollbringen bekundet, das Publicum elektrisirt und die Kritik zur rückhaltlosen Anerkennung zwingt, — wenn also „Rheingold" und „Walküre" so aufgeführt werden können, wie dies in Leipzig jetzt geschehen ist, dann heißt das nichts Anderes als: Leipzig darf sich rühmen, zur Zeit eine der bestgeleiteten und mit den besten künstlerischen Kräften ausgestatteten Opern Deutschlands zu besitzen! Nicht mehr und nicht minder.

Es kann für die Leipziger Oper auch keinen größeren Triumph geben als den: daß ihre Leistungen in diesen Bühnenwerken von den orthodoxesten Wagnerianern beständig mit denen von Bayreuth verglichen und abgewogen werden, daß die blutblütigen Jünger des Meisters in Einzelheiten bald dieser bald jener den Vorrang einräumen, aber die Vergleichung immer als durchaus statthaft, ja als vollkommen natürlich gelten lassen, also die Ebenbürtigkeit stillschweigend anerkennen.

Bayreuth und Leipzig!

Auf der einen Seite ein durch die Opferwilligkeit von Kunstfreunden und die Munificenz eines Fürsten in einer besonders ausgewählten Stadt errichtetes, zu einem besondern Zweck eigens erbautes Theater mit einem mystischen Abgrunde, einem amphitheatralisch aufsteigenden Zuschauerraum ohne Seitenlogen; an der Spitze der weltberühmte Name des Componisten und Dichters, der „Meister", der über eine weit verzweigte Organisation begeisterter Anhänger dictatorisch verfügen darf; als Mitwirkende aus allen Punkten Deutschlands auserlesene, zu ihren besondern Aufgaben besonders qualificirte Künstler, darunter zum großen Theil schon festbegründete Berühmtheiten, zum Theil besonders geschulte Unberühmtheiten, die eben dieser besondern Schulung ihre plötzliche Berühmtheit zu danken haben sollen; Specialisten für jede Einzelheit; ein besonderer Drache aus England; ein besonderes Orchester aus den ersten Künstlern des Vaterlandes zusammengesetzt, ein besonderes Publicum von Liebhabern, das besondere Preise zahlen kann — also lauter Besonderheiten, lauter Ausnahmefälle!

Digitized by Google

Auf der andern Seite das gewöhnliche, ständige, allerdings wunderschöne Theater einer intelligenten Großstadt, ein Theater, das Pacht zahlt, mit einem sichtbar taktirenden Capellmeister, einem Operndirector, der ganz einfach „Neumann" heißen würde, wenn nicht seine vorsorglichen Eltern ihm wenigstens durch die Wahl des bei uns etwas ungewöhnlichen Vornamens „Angelo" die Gelegenheit geboten hätten, sich vor den übrigen Neumanns hervorzuthun — ein Mann, den man bisher hauptsächlich durch die auf ihn gehäuften Schmähungen kennen gelernt hat; dazu das ständige Personal ohne Anleihe, ohne Gäste, das ständige Orchester, die ständigen Hülfskräfte, das ständige Publicum — also Alles ganz nach der Regel, Alles im gewöhnlichen Geleise!

Und dieses ständige Pachttheater tritt mit dem nationalen Bühnenweihefestspielhause in die Schranken, nimmt den Kampf auf und besteht ihn!

Das ist etwas so ganz Ungewöhnliches, Respectables und Ruhmvolles, daß man da wirklich einmal etwas lauter sprechen darf als sonst.

Förster und seinem Operndirector Angelo Neumann ist dieser Triumph wohl zu gönnen. Die Herren ließen etwas lange auf sich warten, bis sie nach dem Schlusse der Aufführung den stürmischen Rufen des Publicums Folge leisteten und auf der Bühne den Dank entgegennahmen. Nach den beständigen Anfeindungen und Hetzereien begreift sich's. Man begreift es namentlich von Herrn Angelo Neumann, der die Zielscheibe aller Verdächtigungen und Schmähungen gewesen ist und nun auf all diesen wüsten Lärm mit der Einstudirung der beiden Wagner-Dramen die stolzeste Antwort gegeben hat. Denn er ist durch sein künstlerisches Verständniß, seinen Eifer und sein Geschick die Seele dieses außerordentlichen Unternehmens gewesen. Er hat das, was nun sichtbar und hörbar dem Zuschauer entgegengetreten war und ihn entzückt hatte, in der stillen, unsichtbaren, schwierigen Vorbereitung auf den Proben ermöglicht und erwirkt.

Neben diesem Namen will ich nur noch einen nennen: den des Capellmeisters Sucher, der durch die musikalische Einstudirung und Leitung dieser beiden Werke bewiesen hat, daß er zu den tüchtigsten Capellmeistern Deutschlands gehört, gerade wie sich Angelo Neumann durch das scenische Arrangement und die präcise Eindrillung aller dazu erforderlichen Hülfskräfte als einer der ausgezeichnetsten Operndirectoren qualificirt hat.

Die ausübenden Künstler, die vortrefflichen Darsteller des Alberich, Wotan, der Sieglinde, Brünnhild, Fricka, der Rheintöchter, der Walküren und des übrigen imposanten Gelichters von Zwergen, Riesen, Göttern und göttlichen Bastarden — sie Alle mögen es sich mit dem anonymen Danke genügen lassen. Ich müßte den ganzen Theaterzettel abschreiben und glossiren, wenn ich keine Unbilligkeit begehen wollte; denn sie Alle haben sich in hervorragender Weise, ein Jeglicher in seiner Sphäre, um diese Aufführung verdient gemacht; und da würde mich denn am Ende doch das Eine oder Andere zu einem kleinen Streifzuge auf das kritische Gebiet verleiten können, was meinen Absichten durchaus nicht entspricht. Denn ich habe nur auf ein wahrhaft bedeutendes theatralisches Ereigniß und auf die Leipziger Bühne unter August Förster und Angelo Neumann hinweisen wollen, obgleich ich nicht zum „Verein der Theaterfreunde" gehöre, und weil ich eben ein Theaterfreund bin.

Paul Lindau.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Schillers „Räuber"

in den Aufführungen durch die Meininger und das Königl. Schauspielhaus.

„Hm! Hm! — So ist es. Aber ich fürchte — ich weiß nicht — ob ich —"
„Räuber" I. 1.

Man kennt die lustige Geschichte „Dat Wettlopen twischen den Hasen und den Swinegel up de lütje Haide bi Buxtehude". Der Hase strengt sich an, läuft sich den Athem aus, und wenn er keuchend am Ziele anlangt, „is de lütje Swinegel ook schon da".

Das Königliche Schauspielhaus und das Herzogliche Theater von Meinigen werden es mir nicht übel nehmen, wenn ich durch die Frühjahrsaufführungen in diesem Jahre und im Jahre 1876, als wir das letzte Mal das Vergnügen hatten, die Meininger bei uns zu sehen, an diese schöne Geschichte erinnert worden bin. Vor zwei Jahren stand in den Zeitungen zu lesen, daß die Meininger eine glanzvolle Aufführung der Kleist'schen „Hermannsschlacht" vorbereiteten und den Berlinern vorführen würden — auf einmal wurden wir durch eine Vorstellung des wundervollen Dramas am Königlichen Schauspielhause angenehm überrascht, kurz vorher, ehe die Meininger hier eintrafen. — Neuerdings hieß es, die Meininger wollen uns die „Räuber" bringen; sie verwerfen die sogenannte Mannheimer Bühnenbearbeitung, die die Handlung in die Zeit der Landfriedens verlegt, und greifen auf das ursprüngliche Drama zurück, um dadurch die Gelegenheit zu haben, die charakteristische Färbung der Zeit — Mitte des 18. Jahrhunderts — auch in den Aeußerlichkeiten und Costümen wieder herzustellen; und wiederum kommt das Schauspielhaus unmittelbar vor den Meiningern mit den „Räubern" im Zopfcostüm.

Den Meiningern wird wohl das Verdienst der Initiative zugestanden werden müssen; aber dem Schauspielhause kann aus der Benutzung glücklicher Gedanken, auch wenn sie nicht gerade von ihm selbst herrühren, sicherlich kein Vorwurf gemacht werden. Anregungen sind nichts Verbotenes; und das Abmessen der einzelnen Kräfte gegen einander, der Darstellungen in ihrer Gesammtheit und der Principien, welche hüben und drüben, am Gensdarmenmarkte und an der Panke obwalten, hat sicherlich nur Förderliches und Gewinnbringendes.

Der Gewinn wird allerdings nicht ohne Mühe errungen. Denn man kann sich schließlich doch mancherlei Erquicklicheres denken als die Nothwendigkeit, sich die „Räuber" in einer Woche zweimal ansehen zu müssen. Ich darf das sagen, ohne mich der Pietätlosigkeit gegen den größten Dramatiker schuldig zu machen. Gerade das Gefühl der Pietät ist es, welches aus mir spricht, wenn ich bekenne: das ist des Guten zu viel! Dieser himmlische Ueberschwang im Gefühle und im Ausdrucke, der uns als das wundersame erste Aufbäumen eines Genies immer wieder ergreift und rührt, wenn er nach weise bemessenen zeitigen Zwischenräumen uns entgegenstürmt, wirkt, wenn er zu schnell wiederkehrt, weniger angenehm. Doch dies nur nebenbei bemerkt. Ich wende mich ohne Weiteres zu den Darstellungen, da über die „Räuber" allmählich wohl so ziemlich alles Erforderliche gesagt worden ist.

Den Gästen gebührt der Vortritt. Nicht nur aus Höflichkeitsgründen, sondern auch weil sie lediglich durch Aeußerlichkeiten, unabhängig von künstlerischen Motiven, davon abgehalten worden sind, in Berlin die Ersten zu sein.

Die Meininger haben für die Aufführung die beiden Ausgaben, die sogenannte Literaturausgabe von 1781: „Die Räuber, ein Schauspiel", und die Mannheimer Bühnenbearbeitung von 1782: „Die Räuber, ein Trauerspiel", zusammengestellt. Zu einer genauen Auseinanderlegung der Bestandtheile dieser Mischung müßte man das Souffirbuch zur Hand haben. Hier genüge es, zur allgemeinen Charakterisirung derselben anzuführen, daß die energischen Kraftstellen der ersten Ausgabe vollständig beseitigt worden sind, und daß man dem aufspringenden Löwen „in tyrannos", so weit es eben möglich war, die Klauen beschnitten und ihn gezähmt hat. Es bleibt allerdings immer noch genug Wildheit übrig. Bei der Scenenfolge hat man sich bald nach der ersten, bald nach der zweiten Ausgabe gerichtet, je nachdem es zweckmäßig erschien; und der Bearbeitung, die manche interessanten Dinge wieder hergestellt hat, kann ein gutes Zeugniß ausgestellt werden. Ich finde auch, daß man wohl daran gethan hat, den ersten Schluß beizubehalten, die Selbstmorde Franzens und Schweizers.

Das Schauspielhaus, das ebenfalls Bestandtheile aus der ersten Ausgabe herübergenommen, hat sich für den späteren und roheren Schluß, die Verurtheilung Franzens zum Hungerthurm und die Purificirung der liebenswürdigen Räuber Schweizer und Kosinsky entschieden. Der ursprüngliche Schluß ist aber ungleich dramatischer und echter.

Ganz respectvoll haben sich die Meininger an diejenigen Angaben der ersten Ausgabe gehalten, welche auf die Zeitbestimmung und das Costüm Bezug haben. Es sind dies drei Stellen. In dem langen Monologe Franzens am Ende der ersten Scene des ersten Actes heißt

Digitized by Google

es: „Es ist itzo die Mode Schnallen an den Beinkleidern zu tragen, womit man sie nach Belieben enger und weiter schnürt. Wir wollen uns ein Gewissen nach der neusten Façon anmessen lassen, um es hübsch weiter aufzuschnallen, wenn wir zulegen.“ Ferner sagt Franz in der ersten Scene des dritten Actes: „Freilich krümmt Franz sich nicht wie ein girrender Seladon vor Dir,“ — eine Wendung, die seltsamerweise auch durch ein Versehen in die Mannheimer Bearbeitung mit übergegangen ist. In der Zeit des Landfriedens von einem „girrenden Seladon“ zu sprechen, ist natürlich ein gröblicher Anachronismus; denn erst durch den Roman „Astrée“ von Honoré d'Urfé, der im Jahre 1619 erschien, ist der „Seladon“ ein Prototyp der schmachtenden Liebhaber geworden. Der Franz der ersten Bearbeitung, der sich die Haare pudert, kann davon mit Fug und Recht sprechen, der Franz der Mannheimer Einrichtung nicht. Die genauste Zeitbestimmung aber findet sich in dem Berichte Hermanns, zweiter Act zweite Scene, über den angeblichen Tod Karls. Da läßt sich beinahe auf den Tag feststellen, daß die „Räuber“ Ausgang des Jahres 1756 beginnen und im Jahre 1758 enden. Hermann lügt da dem alten Moor vor, Karl sei

mit König Friedrichs Macht
gezogen in die Prager Schlacht

und dort geblieben, also am 6. Mai 1757. Um die Sache recht glaublich zu machen, wird sogar Schwerin citirt.

Demnach würde also das Costüm das sein, welches Mitte des 18. Jahrhunderts getragen worden ist. Es will mir so scheinen, als ob die Meininger ein Costüm gewählt hätten, das etwa 50 Jahre älter ist.

Einer künstlerischen Specialität gegenüber hat der Kunstfreund, der von diesen Dingen gerade so viel weiß, wie man ohne Anstrengung und ohne Specialquellen erfahren kann, eine große Zurückhaltung zu bewahren; ich nehme daher ohne Weiteres an, daß der kenntnißreiche und hochachtsame oberste Leiter der Meininger hier sehr absichtlich etwas weiter zurückgegriffen hat. Die Moden brauchen noch jetzt, da der Dampf und die Elektricität die Entfernung fast überwunden haben, einige Zeit, um den Weg von Paris nach den deutschen Hauptstädten zurückzulegen, und von da nach den kleineren Plätzen in der Provinz dauert es viel länger. In der Mitte des 18. Jahrhunderts mögen Jahrzehnte vergangen sein, ehe die neueste Mode bis zu einem fränkischen Herrensitze vordringen konnte, und es ist daher wohl nichts Verwunderliches, daß wir auf dem gräflichen Schlosse des alten Moors einigen Trachten begegnen, die die Pariser Stutzer schon in den ersten Jahren des Jahrhunderts als altmodisch bei Seite geworfen hatten.

Was mich in der Annahme bestärkt, daß hier reifliche Ueberlegung und künstlerische Absichtlichkeit zu Grunde liegen, ist der Umstand, daß Amalie, die wie alle jungen hübschen Mädchen ein bischen eitel sein mag, in der Mode am weitesten vorgeschritten ist, und so, wie sie uns bei den Meiningern erscheint, 1750 wohl eine ganz moderne Dame sein mußte, wogegen der alte Moor, der den Modenschwindel nicht mitmacht, ohne Puder in den Haaren, ohne Crapaud, in der Tracht aus den letzten Regierungsjahren Ludwigs XIV. uns entgegentritt. Der Mann hängt am Alten, und das zeigt auch seine Einrichtung, die wir später etwas mustern wollen. Dieser conservative Sinn verträgt sich sehr gut mit seinem Charakter, wie ihn Schiller schildert.

Recht charakteristisch und vortrefflich in der Wirkung sind die Räubercostüme. Die confiscirten Kerle sehen unglaublich echt aus; aber eine Merkwürdigkeit, für die mir jedes Verständniß fehlt, ist die Costümirung Karls. Da möchte ich mir eine Belehrung ausbitten. Karl erscheint in den böhmischen Wäldern als Räuberhauptmann etwa im Aufputze eines Börsenmannes, der in dem nicht ungeeigneten Costüme eines eleganten Räubers einen Maskenball bei einem Gründer mitmachen will: in einem wunderschönen fleckenlosen, siegellackrothen Wamms, als ob er eben vom Derby-day käme; und er entfaltet einen überraschenden Luxus von reiner und feiner Wäsche, von Jabots und Spitzen — die er natürlich zusammengestohlen hat, das setze ich voraus —, die aber in dieser tadellosen Verfassung, in dieser schönen Lagerung und in dieser Sauberkeit nur unter der Voraussetzung eines vortrefflich verwalteten regelrechten Haushaltes denkbar sind. Und die schönen Stiefel! Alles „so reinlich und so zweifelsohne“! Und Alles mit so sichtbarem Gefallen getragen, als ob es uns zurufen wolle: „Schaut mich doch an, ich bin ja der schöne Karl!“ Da hat mir der Räuber Moor im Schauspielhause, wie ich ihn in der Darstellung durch einen jungen, mit einem schönen Organ ausgestatteten und, wie es scheint, nicht unbegabten Schauspieler, Herrn Cäsar Beck, gesehen habe, ungleich besser gefallen.

Der Räuber Moor darf sich in der äußeren Bekleidung von Schweizer und Roller, und wie die Gauner alle heißen, nicht unterscheiden, sonst wirkt Kosinskys Scharfblick geradezu lächerlich. Karl muß gerade so schmutzig und zerlumpt aussehen, wie alle Andern. „Irre ich, so irre ich mir“ heißt es Hiob 19, Vers 4; und in diesem Falle bitte ich, wie gesagt, um eine freundliche Aufklärung.

Die Decorationen und Requisiten erfordern bei den Meiningern immer eine besondere Aufmerksamkeit. Wir wollen uns einige der Herrlichkeiten etwas näher ansehen.

Die Zimmereinrichtungen sind wieder von seltener Schönheit. Die Meininger setzen mit voller Berechtigung voraus, daß sich der Graf Moor nicht gerade an dem Tage, als die Handlung beginnt, neu möblirt hat. Wir sehen werthvolle alte Möbel, alte Gobelins, die gewiß schon seit hundert Jahren und länger der gräflichen Familie angehören.

Da fallen uns in Franzens Zimmer zwei kostbare Truhen auf, und namentlich ein kleiner Kasten mit Intarsien — wir haben da auch gleich Gelegenheit, das Wappen der Grafen von Moor kennen zu lernen; wenn ich recht gesehen habe: zwei Löwen, die das von Lorbeer umrahmte Auge der Dreieinigkeit halten — es kann aber auch etwas Anderes gewesen sein; denn von Zeit zu Zeit mußte man doch auch aufpassen auf das, was gesagt wurde; und die Freude an dem schönen Anblick wurde dadurch manchmal recht beeinträchtigt.

Noch schöner ist vielleicht das Schlafzimmer Moors, dessen Hintergrund durch einen großen, über die ganze Breite gespannten Gobelin, ein Turnier darstellend, gebildet wird. Ganz prächtig wirkt neben den abgestumpften Farben des Gewebes und der Möbelbezüge der tiefrothe schwere Vorhang, welcher vermuthlich das Bett verbirgt. Nur die Staffelei mit dem Bilde will mir nicht recht gefallen. Sie wirkt modern. „Irre ich, so irre ich mir“, Hiob loco citato.

Auch die Ahnengalerie im Schlosse, die im reinen Renaissancestil gehalten ist, ist prachtvoll und gefällig zu gleicher Zeit. Wie traurig und öde wirkte daneben der abgezirkelte Kuppelbau, den das Schauspielhaus in dieser Scene bietet! Doch davon später. Allen diesen Decorationen merkt man an, daß ein tüchtiger Maler dahinter steckt. Wie man weiß, übt der Herzog diese Kunst selbst aus und zwar, wie Kundige versichern, mit wahrhaftem Talente; das sieht man, wie gesagt, allen diesen Anordnungen auf den ersten Blick an. Nirgends wird das Auge durch eine Schroffheit verletzt oder durch eine Oede ermattet und gelangweilt. Alles ist behäbig, wohnlich, stimmungsvoll, gemüthlich.

Dieselben Vorzüge bekunden auch die landschaftlichen Bilder. So die Gegend an der Donau mit der untergehenden Sonne, die die Bemerkung des Räubers Schwarz: „Siehe diese malerische Landschaft, den herrlichen Abend“, vollkommen rechtfertigt; und die Mondnacht im fränkischen Walde. Bei beiden war die Beleuchtung vollkommen gelungen. Und da wir gerade von Beleuchtung sprechen, — wie wär's, wenn im Zwischenacte das Gas etwas weniger gespart worden wäre? Es thut ja der künstlerischen Wirkung keinen Abbruch, wenn man im Zwischenacte etwas um sich blicken kann, ohne von dem Halbdunkel belästigt zu werden.

Außer diesen stummen malerischen Vorzügen, welche eine Specialität der Meininger ausmachen, haben sie sich noch durch die Behandlung der Massen auf der Bühne, die geschickte Gruppirung ꝛc. einen besonderen Ruf gemacht. Diese Vorzüge hat auch die Aufführung der „Räuber“ bewährt. Gleich das erste Auftreten der Bande in den böhmischen Wäldern, und vor Allem der Augenblick, in welchem der vom Galgen abgeschnittene Roller zurückgebracht wird, wirkten mächtig und wurden mit gutem Grunde beklatscht. Aber auch diesmal geschah, wie ich es, natürlich vergeblich, schon öfter hervorgehoben habe, viel zu viel. Es braucht doch nicht jeder von den 79 Mann mit den Händen und Beinen zu schlenkern, mit dem Kopfe zu schütteln, die Achseln zu zucken! Das ist wie ein ewig aufgeregtes Meer. Dieses Herumwirthschaften sollte gedämpft werden. Es wirkt zerstreuend, bisweilen geradezu belästigend. Denn so vortrefflich die Figuranten und Statisten sind, sie sind doch nicht dazu da, um in erster Linie und allein die Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und dauernd zu bannen. Jedesmal wenn die Räuber eintreten, habe ich immer nur einen Menschen gesehen: den Meininger comme il n'en faut pas; es ist ein tüchtiger, arbeitsamer Mann, der kein Wort zu sprechen hat und dabei beständig mit seinen rothen Hosen,

Digitized by Google

die er unbedingt einem Bonner Husarenofficier in Galauniform wegstibitzt hat, im ersten Treffen steht. Mich hat dieser Rastlose, der im Schweiße seines Angesichts sein stummes Spiel mit Schultern und Händen verrichtete, wüthend die Augen rollte und gar verschmitzt lächelte — er hat mich zuerst amüsirt, aber schließlich recht gestört.

Die einzige Ensemblescene, die hinter meinen Erwartungen weit zurückgeblieben ist, unendlich weit, die geradezu dürftig arrangirt war, ist der Sturm auf das Schloß und das Eindringen der Räuber. Da fehlte alles Schauerliche, Beängstigende. Es wurde zwar genügend geschrien und recht viel gepfiffen, aber man glaubte doch mehr in der Nähe eines Bahnhofs sich zu befinden, in welchem die Züge rangirt werden, als angesichts einer stürmenden Räuberbande. Ich erinnere mich noch des Eindrucks, den ich von dieser selben Scene vor einigen Jahren im Wallnertheater empfangen habe; da war sie von Lebrun geradezu meisterhaft eingerichtet. Da hörte man das unheimliche krachende Geräusch von den aufgebrochenen Thüren, von gesprengten Schlössern, das Geklingel zerbrochner Scheiben, das schauerliche Surren der tiefen Glocken, und dazu das Mordiogeschrei und die bewußten Pfiffe — das wirkte wirklich grausig, wie es wirken soll. Hier wurde eben nur gepfiffen und mit Discretion gepfiffen; gerade hier, wo die Discretion am wenigsten vonnöthen ist.

Von den Darstellern will ich nicht viel sagen, sogar recht wenig. Beachtenswerth erschien mir namentlich Herr Kober, der sehr gut spricht, als Franz und vor Allen Herr Hellmuth-Brehm, der den Schweizer ganz meisterlich und seinen Nebenbuhler am Gensdarmenmarkt in Grund und Boden spielte. Auch Herr Heine brachte das Verschmitzte, Gaminhafte des Spiegelberg recht gut zur Geltung; ebenso verdient der Kosinsky des Herrn Kainz reichliches Lob. Der sonst so verdienstvolle Künstler, dem diesmal der alte Moor zugefallen war, wimmerte mir zu viel und nahm ein viel zu langsames Tempo. Herr Nesper als Karl Moor hat mir diesmal nicht zugesagt. Es ist gewiß eine schwierige Aufgabe, bei den vollitönenden Phrasen, den hochgeschraubten und gespreizten Tiraden das theatralische Pathos zu meiden; aber predigen soll doch Moor auf keinen Fall, das ist ja Sache des Pastors Moser. Es läßt sich da mildern, ohne dem Schwunghaften Abbruch zu thun. Und dann der Dialekt! Es ist ein Unglück, wenn man aus einer Gegend stammt, in der die Unterscheidung zwischen dem G und K, B und P, D und T ꝛc. nicht anerzogen wird. Der Meininger Moor sagte ganz deutlich: „Kraußer Schlüssel"; ich habe nachschlagen müssen, um zu ermitteln, daß das „Grauser Schlüssel" heißen soll. Auch die Amalie der Frau Bittner hat das Publicum nicht hingerissen; ich kenne übrigens keine Darstellerin der Amalie, dieser überspannten Dame, die beständig mit ihrer Laute spazieren geht, der dies Kunststück gelungen wäre. Die Wolter habe ich in dieser Rolle leider nicht gesehen.

Im Einzelnen und im Ganzen sind also nach meinem Geschmack die Farben im Spiele zu stark aufgetragen, und ich wünschte da dasselbe liebenswürdige Abtönen, das uns die decorativen Leistungen so werth macht. Namentlich die Ensemblescenen wurden stürmisch beklatscht. Der Director Chronegk wurde mehrfach gerufen, und er hat es verdient. Aber im Allgemeinen schien mir dieser Erfolg um einige Grade tiefer gesunken zu sein, als ich es sonst bei den Vorstellungen der Meininger bemerkt habe. Der größte Trumpf, den sie heuer auszuspielen gedenken, das Wintermärchen, steht uns ja auch noch bevor.

Ueber die Vorstellung der „Räuber" im Schauspielhause, dieses nicht mehr ganz unbekannten Dramas, das jetzt in Berlin gleichsam als eine Novität behandelt wird, will und muß ich mich kürzer fassen. Ich habe von dieser Vorstellung nur die drei letzten Acte gesehen; aber ich glaube es ist gerade genug, um mir ein Bild von dieser Aufführung zu machen, um die charakteristischen Unterscheidungsmale zwischen dieser und der der Meininger herauszufühlen und die sehr verdienstlichen Leistungen einzelner Künstler (— Herr Kahle hatte als Franz einige hochbedeutende Momente, Berndals Moser war ein Muster verständnißvoller Recitation —) zu würdigen. In schauspielerischen Einzelleistungen steht, wie ich auch vorausgesetzt hatte, die Aufführung an unserer Hofbühne bisweilen beträchtlich über der der Gäste aus Meiningen, in der Gesammtwirkung aber und namentlich in allen Wirkungen durch das Aeußerliche bleibt sie hinter jener zurück.

Gerade vom Aeußerlichen, von dem, was man Ausstattung zu nennen pflegt, möchte ich bei diesem Anlaß einmal etwas ausführlicher sprechen.

Ich habe den Meiningern oft den Vorwurf gemacht, zu viel auf den Ausputz zu achten. Es muß wohl sehr schwer sein, hier das richtige Maß innezuhalten; denn die Königliche Bühne leistet in dieser Beziehung durch ihre äußerste Sobriëtät und den gänzlichen Verzicht auf optisches Wohlgefallen wieder viel weniger, als richtig ist.

Nicht, daß die Ausstattung gerade dürftig und ungenügend wäre — es ist Alles da, reichlich! Aber sie ist unerfreulich, nüchtern, kalt, unbehaglich. Die Bühne sieht immer viel zu breit und zu tief aus. Es herrscht eine wahre Scheu gegen Versatzstücke in Landschaften und raumverzehrende Möbel in den Zimmern. Bahn frei! heißt es, nur recht viel Platz!

Wie schade und wie schädlich!

Kleine Theater, kleine Bühnen! Das sind die wahren Förderer der schauspielerischen Wirkung! Das sind deshalb auch die Forderungen, die jeder Theaterkundige bei jedem Neubau ausspricht. Wo einmal ein großes Theater, wo das Uebel eines großen Zuschauer- und eines großen Bühnenraumes vorhanden ist, da helfe man sich wenigstens damit, daß man durch Vorhängen der Prospecte die Bühne nach Möglichkeit einengt und ihr durch Tiefhängung der Soffitten die ungemüthliche Höhe nimmt; da lasse man bei Landschaften reichlich Versatzstücke anbringen, da fingire man ein coupirtes Terrain durch Hügel, Höhen, Höhlen, Baumgruppen, Brunnen, wie es gerade die Situation zuläßt, da schaffe man ein interessantes, mannichfaltiges, ein fesselndes Bild. Nur lasse man die unselige Rasenbank aus dem Spiele, jenes schreckliche Möbel, das auf fünfhundert Schritt nach dem Staube der Coulissenmagazine und Requisitenkammern duftet, und für das die ganze bewohnte Schöpfung kein Urbild darbietet. Bei Zimmereinrichtungen sorge man für eine vortheilhafte Aufstellung eines reichlichen Mobilars und stelle durch behagliche Draperien und sonstigen Schmuck einen Raum her, der bewohnt aussieht. Man höre endlich auf, das stereotype Zimmer — Ausgang in der Mitte, rechts und links Thüren, „Etablissement" in der Mitte, vorn, rechts und links Tische mit Stühlen herum, im Hintergrunde rechts und links neben der Thür je ein Stuhl, dazu recht schön gemalte Lambrequins, stilvoll abgezackt, mit Klunkern dran —, man höre auf, jenes unvermeidliche Zimmer, das man nur auf der Bühne sieht, uns vor die Augen zu zaubern! Ein verstelltes, geschmackvolles Zimmer, das den Spielraum variirt, — wie belebt das die ganze Darstellung, wie wird dadurch die unselige Monotonie und Langweiligkeit des öden Platzes in der Mitte überwunden!

In dieser sehr wesentlichen Einzelheit, die nicht die Hauptsache, aber auch nicht eine lächerliche Nebensache sein soll, sind die Meininger große Meister, und es läßt sich viel, es läßt sich beinahe Alles von ihnen lernen. Sie würden in dieser Specialität geradezu vollkommen sein, wenn ihre Ausstattung noch ein bischen weniger anspruchsvoll wäre. Aber das Wesentliche: die geschickte künstlerische Vertheilung des Spielraums, und die Herstellung gut componirter und coloristisch gut behandelter Bilder — das haben sie erreicht.

Die Decorationen des Schauspielhauses in den „Räubern" halten mit denen der Meininger den Vergleich nicht aus. Bei diesen letzteren ist Alles wohlthätig abgetönt, Alles harmonisch, interessant in der Wirkung, sinnig und originell; am Schauspielhause herrscht eine reinliche, steife, ungemischte, bureaukratische Correctheit, die einen kalten Respect einflößt, aber nichts weiter. Bei den Meiningern fühlt man sich immer wohl wie in einer traulichen Häuslichkeit, wo man gern gesehen ist; im Schauspielhause bisweilen wie im Vorzimmer eines hohen Vorgesetzten, dem man eine Bittschrift überreichen muß, beklommen, als ob man von Rechtswegen nicht hingehörte und von insolenten Lakaien mit scheelen Blicken gemustert würde.

Wir stecken bis über den Ohren in der unausstehlichen Würdigkeit der Schinkel'schen Tradition. Nur recht viele gerade Linien, je mehr, je besser! Und recht klare, schöne, zweifellose Grundfarben! Alles recht hübsch quadratisch abgesteckt oder in unantastbaren gleichseitigen Dreiecken hübsch regelrecht vertheilt, damit nur um Gotteswillen keine Seite zu kurz kommt, — gerade so wie der unerfreuliche Vorhang mit seinem goldenen Gitter und den stilisirten Greifen! Daß nur ja dem edeln Schinkel kein Leid geschieht! Daß nur ja keine Ueberwucherungen, keine sinnlich wirkenden Incorrectheiten vorkommen! Daß wir nur beständig daran erinnert werden, wie hier Reißbrett und Schiene, Triangel und Zirkel ihre volle Schuldigkeit gethan haben! Es sieht immer aus, als ob die Bühne frisch tapeziert und eben Hausputz gewesen wäre: ordentlich,

Digitized by Google

vertraueneinflößend, aber fröstelnd kalt. Die Meininger geniren sich gar nicht Möbel und Requisiten durcheinander zu werfen, wenn es nur in der Farbe und in den Linien stimmt. Sie sehen sich bei der Einrichtung nicht blos die Dichtung an, sondern haben auch das Bestreben, immer schon an sich selbst Gefälliges und Schönes dem Auge darzubieten. Da steht mancherlei Ueberflüssiges herum! Aber gerade durch diese Dinge bekommt so ein Zimmer auf einmal den Charakter des Wohnlichen und Bewohnten; es sieht nicht aus, als ob es gerade für diese eine Vorstellung aufgestellt sei.

Eins greift in das Andere. Der Sinn der Nüchternen, Geradlinigen und Regulären, der sich jeder starken und kecken Abweichung gegenüber ablehnend verhält — dieser Geist der Ordentlichkeit, wie er sich in der Ausstattung bemerklich macht, wirkt auch auf die Inscenirung weiter. Wenn die Räuber im Walde singen: „Ein freies Leben führen wir", so ertönt bei den Meiningern ein ganz unmusikalisches wildes Gejohle, das zwar nicht sehr angenehm, aber recht charakteristisch ist. Man verspürt zwar die Lust dem Einen oder Andern, namentlich meinem Gönner mit den Bonner-Husaren-Hosen zuzurufen: „Baumwolle her, der Kerl sprengt mir die Ohren!" aber man freut sich doch des offenbaren Bestrebens, die Echtheit wiedergeben zu wollen; man sieht, daß Jemand dahintersteckt, der nachgedacht hat. Im Schauspielhause erklingt das Räuberlied unter Hornbegleitung, als ob es von einem Gesangverein vorgetragen würde;

„Wenn ich nicht irre, hörten wir
Geübte Stimmen Chorus singen."

Im Schauspielhause klingt's besser, aber bei den Meiningern ist es viel witziger.

Und wie verschieden war die Gruppirung der lagernden Räuber! Bei den Meiningern war es für jedes einigermaßen geübte Auge wahrnehmbar, daß hier ein Künstler, ein Maler mitgewirkt hatte; im Schauspielhause erkannte man nur die Hand eines gewissenhaften und emsigen Regisseurs.

Auch der Laie weiß, daß ein Theater außer den sichtbar mitwirkenden Kräften eine große Summe von künstlerischen Mitarbeitern erfordert, deren Walten dem Auge des Zuschauers entrückt ist. Zu diesen gehört außer dem eben genannten Regisseur — sofern die Bühne einen ersten Rang beansprucht — unbedingt auch der Maler. Nicht blos für die Decoration und die Costüme, sondern auch für die Gruppirung auf den Proben. Am Burgtheater in Wien ist z. B. der Maler Gaul der ständige Beirath des gerade auch in diesen Einzelheiten außerordentlich tüchtigen Dingelstedt. Auch unser Hoftheater hat natürlich seinen Maler, Herrn Kretschmer; dieser letztere wird als ein geschmackvoller und verständiger Mann gerühmt, und ich zweifle nicht im Entferntesten daran; aber ich zweifle allerdings daran, ob dessen Kräfte in ausreichender Weise verwerthet werden. Wie wesentlich aber diese beständige und starke Mitwirkung des Malers ist, — das zeigen die Meininger, bei denen die malerische Kraft sogar die letzte, die entscheidende Instanz bildet. Es ist Se. Hoheit der Herzog. Die Ergebnisse dieser künstlerischen Thätigkeit machen sich überall geltend; sie sind das eigentliche Geheimniß der starken Wirkung, der sich Niemand entziehen kann, sie sind die Erklärung des Erfolges.

Wir Alle, die wir an der Hebung unsrer heimischen Kunststätte, am Kgl. Schauspielhause, ein warmes und wahres Interesse nehmen, und nicht durch abfällige Kritiken, hämische Witzeleien und boshafte Nachreden Reformen durchzusetzen trachten, — wir möchten hier zu guterletzt und nicht ohne eine leise Hoffnung, gehört zu werden, den Wunsch aussprechen, daß gerade hier und in dieser Specialität die Arena erschlossen werde, in welcher um den Preis gerungen wird; daß dem Maler, wie es bei den Meiningern schon geschieht, eine ungleich stärkere Mitwirkung als bisher ermöglicht und die Gelegenheit zur Entfaltung der specifisch malerischen Eigenschaften gegeben wird. Die Resultate würden zeigen, daß der Rath kein schlechter gewesen ist. P. L.

Notizen.

Die europäische Lage war während des ganzen Verlaufes der Krisis noch niemals so unsicher und wechselvoll gewesen, wie in den letzten vierzehn Tagen. Oestreich klammerte sich an den Congreß mit einer Hartnäckigkeit, die einer amüsanteren Sache würdig gewesen wäre. Rußland überlegte offenbar, ob nicht ein magerer Vergleich mit England dem fettesten türkischen Friedenstractat vorzuziehen wäre, zumal dieser sich als ein Wechsel erwies, welchen die Mächte protestiren und der zu einer schließlichen Execution nicht etwa des Ausstellers, sondern des Acceptanten führen könnte. Trotz mancherlei Hoffnungsschimmer war die Situation so gespannt, düster und verworren, wie nur möglich. Alle Welt wartete auf ein Ereigniß, auf einen Zwischenfall, der wie ein Donnerschlag die Atmosphäre reinigen und entweder den Frieden bringen, oder, wenn auch durch eine Katastrophe, wenigstens der prickelnden Unsicherheit ein Ende machen würde. Das Unvorhergesehene, von welchem ein Philosoph sagt, es sei der profane Name für die Vorsehung, sollte die Rolle des Schicksals übernehmen und die Krisis in dem einen oder anderen Sinne zur Entscheidung bringen. In solchen Momenten werden die Leute etwas weniger skeptisch und schwören auf eine Nemesis. Es fehlte nicht viel, daß sie in der Krankheit des Fürsten Gortschakow eine Sühne für die zahllosen Leiden erblickten, welche die russische Politik zur Befriedigung eines maßlosen Ehrgeizes über die Welt gebracht hat. Mit solchen Commentaren, die höheren Mächten ihre Pläne nachrechnen, muß man sich indessen vorsehen. Wer nicht mehr ganz jung ist, erinnert sich noch sehr wohl ähnlicher Reflexionen, als Kaiser Nikolaus fast plötzlich gestorben war und Rußland seinen damaligen Raubzug mit einer bitteren Niederlage und dem Beginn einer zwanzigjährigen sogenannten Sammlung büßen mußte. Was wurde damit geholfen? Die Türkei hat sich in der Zwischenzeit nicht viel gebessert. Rußland profitirte von der Weltlage sowie von Deutschlands nicht durchweg freiwilliger Freundschaft und die Lehre vom rächenden Fatum erscheint nur dadurch rettbar, daß man eingesteht, die Mißwirthschaft der türkischen Paschas sei noch himmelschreiender geworden als die mit zweifelhafter Cultur parfümirte russische Barbarei. Die Sache ist im Uebrigen nicht zu Ende. Nicht unmöglich wäre es doch, entspräche vielmehr gewissen bekannten Naturgesetzen, daß die schädlichen Auswüchse des Türkenregiments erst von moscowitischem brutalem Uebermuth heimgesucht würden und dieser alsdann wieder in den Folgen seiner Rücksichtslosigkeit die für die Petersburger Herren sehr empfindliche Correctur fände. Selbst der Congreß könnte sich trotz aller optimistischer russenfreundlicher Calculs zu einer mit allerlei Redensarten verhüllten caudinischen Gabel für Rußland gestalten. Man hat soviel nach einem passenden Ort für den Congreß ausgeschaut. Englands Abneigung gegen Berlin, besonders in der Nähe des Sommers, war ohnehin offenkundig. Wunderbar genug, daß Niemand an den Monte Generoso dachte, den italienischen Rigi unweit des Comer-Sees, der durch herrliche, zugleich milde und frische Luft, sowie prachtvolle Aussicht die Mitglieder des Congresses in eine gehobene versöhnliche Stimmung versetzen, auch den beiden Kanzlern, die dem Areopag die geeignete Signatur verleihen sollen, eine willkommene Erholung gewähren würde. Der Monte Generoso hat zu zwei Dritteln seiner Höhe ein vortreffliches Hotel unter der kundigen Leitung des Doctor Pasta aus Mendrisio, im Canton Tessin, von wo man in Bergwagen oder zu Esel hinaufgelangt. Wie herrlich die Rundsicht von dem leicht erreichbaren Gipfel des über fünftausend Fuß hohen Berges ist, kann Jedermann in den Reisehandbüchern nachlesen. Herr Pasta hat aus eigenen Mitteln und mit Ueberwindung zahlloser Schwierigkeiten da oben zwischen den italienischen Seen ein kleines Paradies geschaffen, wo in jedem Herbst die beste Gesellschaft aus Mailand und Umgegend ihr Contingent liefert. Deutsche sieht man seltsamer Weise nur wenig. Wir kennen einen norddeutschen Journalisten, der dort schon oft einige sehr anregende und nervenstärkende Septemberwochen zugebracht, aber aus mancherlei Gründen das wenig bekannte Asyl noch nicht öffentlich beschrieben hat. Vielleicht fürchtete er, ein solcher Bericht möchte zu viele Berliner herbeilocken und den Aufenthalt überfüllen, den Naturgenuß zu geräuschvoll, die Gespräche zu geistreich werden lassen. Auf die Dauer läßt sich ein solches herbstliches Heim aber doch nicht verborgen halten, und sollte die gegenwärtige Enthüllung wirklich die Congreßmitglieder

Digitized by Google

dorthin führen, so wäre das Glück des Monte Generoso für alle Zeiten gemacht. Auch die Zeitungscorrespondenten würden in hellen Haufen kommen und den Ruhm des Ortes in tausend Zungen verkünden. Schon der Name des Berges wäre ein Omen des Friedens und vielleicht würde von dort eine Aera des Edelmuths und hoher Gesinnung über alle Länder des Erdkreises niederströmen.

* * *

Die Arbeiterfrage und die Presse.

Alle Parteien müssen wünschen, daß nicht blos Gelehrte und Politiker von Fach der in unserer Zeit so brennenden socialen Frage näher treten, sondern daß auch die Bürgerklasse, namentlich die große Masse der Industriellen, des Handels- und Gewerbstandes sich davon einige Kenntniß verschaffen, weil sie alle berufen sind, an der Lösung der Frage, die sich in zahllose Einzelfragen spaltet, mitzuhelfen. Die Unzufriedenheit der Arbeitnehmer und deren Verstimmung gegen die Arbeitgeber und alle Besitzenden ist doch keinenfalls ganz und gar ein Kunstproduct der Socialdemagogie, sondern wurzelt zum Theil in Mißständen, welche Abhülfe erheischen und gestatten. Nur den vereinten Bemühungen der Wissenschaft und der Praxis kann es gelingen, zu ermitteln, wo dieser Theil seine Grenzen hat. Darum thut es noth, daß Praktiker und Theoretiker gegenseitig mehr Fühlung gewinnen, um in lebensvoller Wechselwirkung die gemeinsamen Ziele zu verfolgen. Erst dann vermag die Gesetzgebung in einer nach allen Seiten gedeihlichen Weise einzugreifen. Neuerdings haben zwar Hunderttausende von Arbeitern das Auge sehr scharf auf die gesellschaftlichen Probleme gerichtet, aber nur unter Anleitung von Menschen, deren ausgesprochenes Ziel ist, Alles umzustoßen, was gegenwärtig zu Recht besteht, und eine „neue Ordnung der Dinge" zu bewirken. Die Klassen jedoch, wider deren Besitzstand die Bewegung gerichtet ist, haben sich doch keineswegs bemüht, Stellung und Angriffswaffen des Gegners näher kennen zu lernen, geschweige sich selbst zur geistigen Abwehr zu rüsten. Daß diese Einseitigkeit und Alles was damit zusammenhängt, einer gesunden Entwickelung unserer socialen Zustände im Wege steht und blutige Zusammenstöße der kämpfenden Interessen in Aussicht stellt, liegt am Tage. Es fragt sich mithin, wie jene breiten und tiefen Bevölkerungsschichten, welche zur Zeit noch rath- und thatlos verharren, zur Theilnahme an dem geistigen Bürgerkriege zu gewinnen sind.

Eine Antwort darauf ist leicht, desto schwerer die Bewerkstelligung. „Von allen Seiten muß angefaßt werden, Schulen und Bildungsanstalten müssen sich der Sache annehmen, Vereine für dieselbe gestiftet werden, die Presse hat dafür einzutreten." Sehr schön. Wie lange sollen wir indessen warten, bis dort die Saat ausgestreut und aufgegangen, bis eine hinlängliche Anzahl Vereine entstanden ist und ihre Wirksamkeit entfaltet hat? Erfahrungsmäßig können auch Vereine nur aufblühen und Frucht tragen, wenn ein Interesse für deren Zwecke bereits vorhanden ist; es zu wecken, sind sie außer Stande, wenigstens bedarf es dazu sehr geraumer Zeit und gewisser Bedingungen, welche jetzt noch fehlen. So wäre die Presse die einzige Macht, die gleich Rath schaffen kann. Die Fachpresse stößt jedoch auf das nämliche Hinderniß, wie Vereine: Bücher, Broschüren, Zeitschriften aus dem Bezirke bleiben ungekauft, ungehalten, unbeachtet, ihre Zeit ist noch nicht gekommen; sie erreichen nicht einmal ihre Adresse, mögen sie noch so volksthümlich geschrieben, noch so lockend betitelt sein. Die große Masse, für welche sie bestimmt sind und deren eigenste Angelegenheiten darin besprochen werden, hat keine Ahnung davon und geht vorüber, als ob es sich um chinesische Grammatik oder sphärische Trigonometrie handelte. Ein neuer Beweis für Alles das ist das in diesem Jahr erfolgte Eingehen der beiden einzigen populären Zeitschriften für die Arbeiterfrage, der „Concordia" in Berlin und des „Fortschritts" in Pforzheim, nachdem beide mehrere Jahre hindurch unter erheblichen Opfern waren erhalten worden. Der von zwei bewährten Fachmännern, R. Gneist und B. Böhmert, geleitete, seit 15 Jahren erscheinende „Arbeiterfreund", von dem über ganz Deutschland verzweigten „Verein für das Wohl der arbeitenden Klassen" herausgegeben, welcher fast alle namhaften volkswirthschaftlichen Schriftsteller zu Mitarbeitern zählt, hat auch noch lange nicht die wünschenswerthe Verbreitung gefunden.

So weist denn Alles darauf hin, daß zuvörderst, um den latenten Sinn für sociale Fragen in weiten Kreisen durch unermüdlich wiederholte Weckrufe aufzurütteln, die Unterstützung der allgemeinen periodischen Presse gewonnen werden muß. Schon 1851 wurde auf Anregung Lettes eine von Schneitler redigirte „lithographirte Correspondenz" in's Leben gerufen. Sie wollte „thatsächliche Nachrichten zur Benutzung für größere Zeitungen, vorzugsweise aber für Kreis-, Stadt- und andere Localblätter" bringen. Nach einjährigem Bestehen ging diese Correspondenz aus Mangel an Abonnenten ein. Der Centralverein hat nunmehr die Lette'sche Idee wieder aufgenommen, angesichts jener Erfahrungen aber mit wesentlich verändertem Plane. Das neue Unternehmen, die seit April 1877 erscheinende „Social-Correspondenz", redigirt von Victor Böhmert und A. v. Studnitz, begnügt sich nicht, Material zur Verfügung zu stellen, sondern sucht seine Aufgabe darin, runde, kurze, volksthümlich gefaßte, nicht trocken lehrhaft gehaltene Artikel in großer Auswahl zu bringen, die ohne redactionelle Arbeit überall abgedruckt werden können. Und zwar geschieht dies mit besonderer Rücksicht eben auf jene kleineren Blätter, welche für den in's Auge gefaßten Zweck die günstigsten, nahezu einzigen Vehikel bilden, denen es jedoch fast durchweg an Kräften fehlt, das ihnen gebotene Rohmaterial zu verarbeiten. Die Lectüre dieser Blätter bildet innerhalb jener Kreise ein Stück ihres täglichen, gewohnheitsmäßigen Lebensrhythmus, während nur ein sehr kleiner Bruchtheil von ihnen durch die Hauptzeitungen getroffen wird.

In der „Gegenwart" vom 8. April 1876 („Der Reichskanzler, die Socialdemokratie und die deutsche Presse") wurde die Begründung eines solchen Correspondenzblattes empfohlen und einige Vorschläge für dessen Gestaltung gethan, wir dürfen das Unternehmen daher jetzt, nachdem es seine Lebensfähigkeit bewiesen hat, um so freudiger begrüßen.

Das erste Semester hindurch wurde die „Social-Correspondenz" an beinahe alle existirenden Zeitungen und Zeitschriften in deutscher Sprache, über 3000, unentgeltlich versandt, und dieses kostspielige Verfahren hat seine Früchte getragen. Denn wie man erfährt haben nicht blos eine große Anzahl mittlerer und kleiner Blätter vielfach Artikel daraus abgedruckt, auch manche Organe, welche bisher Volkswirthschaftliches grundsätzlich ausschlossen, haben ihre Spalten einzelnen Aufsätzen der Correspondenz geöffnet. Auf einen Theil der großen Tagespresse scheint das kleine Blatt, welches allwöchentlich sein Memento auf die Redactionstische niederlegte, auch nicht ohne Einfluß geblieben zu sein; denn wenngleich dasselbe, dem Brauche gemäß, hier nur sehr ausnahmsweise Eingang fand, so dürfte es doch bei manchen großen Zeitungen Anregung zu Originalartikeln gegeben haben, jedenfalls hat im verflossenen Jahrzehnt die Presse den socialen Fragen zu keiner Zeit so viel Aufmerksamkeit geschenkt, wie im letzten Jahre. Und in der That, hohe Zeit war es.

Die „Social-Correspondenz" strebt offenbar — und das läßt sich nur billigen — aus ihren Spalten alle politischen, handelspolitischen und socialwissenschaftlichen Partei- und Streitfragen fern zu halten. Um so eifriger widmet sie sich ihrer Aufgabe, im größeren Publicum den Sinn für wirthschaftliche Dinge einzupflanzen, Saatkörner der Erkenntniß auszustreuen, endlich die Gaukelkünste der Socialdemagogie zu beleuchten.

Im December v. J. haben der Centralverein und die anderen Gönner des Unternehmens beschlossen, die Correspondenz so lange zu stützen, bis sie auf eigenen Füßen stehen kann, was für das nächste oder folgende Jahr in Aussicht steht, denn schon das erste Abonnementsquartal ergibt allein für die Zeitungsausgabe 214 Besteller. Außer dieser erscheint eine allgemeine Ausgabe zu wohlfeilem Preise, welche wachsende Theilnahme findet. Schließlich mag der gesammten Presse empfohlen sein, die humanen Zwecke der „Social-Correspondenz" nach Kräften zu fördern.

G.

Bibliographie.

Barrili, Ant. Jul., Tizian Cajus Sempronius. Eine Geschichte aus dem alten Rom. 2. Bde. 8. 192 u. 208 S. mit 1 lith. Plan. Wien, Hartleben. 5. 40.

Gerstel, Gust., Schattenbilder. Kurze Erzählungen. 8. XII u. 214 S. Leipzig, Mutze. 4. —; geb. 5. —

Hackländer, F. W., der Roman meines Lebens. 11—14. (Schluß-) Lieferung. 8. 2. Bd. S. 311—644. Stuttgart, Krabbe. à — 75

Lohde, Clarissa, auf dem Throne. Roman. 2 Bde. 8. 242 u. 206 S. Berlin, Grosser. 9. —

Digitized by Google

Inserate.

Meinen literarischen Freunden und Bekannten zur Nachricht, daß mein Wohnsitz jetzt **Berlin N, 2. Tieckstraße II.** ist. Ich verbinde hiermit den Wunsch, die Redaktion des **Feuilletons** einer Zeitung zu übernehmen, resp. mich an einer solchen zu betheiligen. **W. Marr.**
Sprechstunden: 2—4 Uhr Nachmittags.

Redacteur gesucht
für eine, in einer großen Stadt Südwest-Deutschlands in's Leben zu rufende, populär gehaltene autographische Correspondenz zur Bekämpfung der extremen Parteien socialistischer, ultramontaner u. radical democratischer Richtung. Erforderniß ist: tüchtige **wissenschaftliche** — vorzugsweise volkswirthschaftliche — Bildung und **volksthümliche Schreibweise.** Nähere Mittheilungen über seitherige Stellung, sowie Einsendung einiger Probe-Arbeiten unter **F. M. 452** an **Haasenstein & Vogler** in **Berlin.**

Soeben erschien (vorräthig in jeder Buchhandlung):
Fürst Bismarck.
Sein politisches Leben und Wirken urkundlich in Thatsachen und des Fürsten eigenen Kundgebungen
dargestellt von
Ludwig Hahn.
(Vollständige, pragmatisch geordnete Sammlung der Reden, Depeschen, wichtigen Staatsschriften und politischen Briefe des Fürsten.)
Erster Band bis 1870.
Groß Octav, XVI u. 910 Seiten stark.
Preis elegant geh. 11 *M.*
Dieses Werk giebt den vollständigsten Ueberblick über die gesammte äußere und innere Politik des großen Staatsmanns und in lebensvoller Gruppirung ein Bild der politischen Entwickelung in der Bismarck'schen Aera überhaupt. Für die weitesten politischen und patriotischen Kreise ist dies Werk von hervorragender Bedeutung. Der zweite (letzte) Band erscheint im Herbste 1878.
Verlag von **Wilhelm Hertz** in Berlin NW., (Besser'sche Buchhandlung), 10 Marienstr.

Die Katerthesen
des Heidelberger Weltweisen.

Wenn einst in roher Empirie
Die Menschen ihren Tag vertranken,
Und aus dem schweren, dumpfen Rausch
In dumpf'ren Katzenjammer sanken:
So ist es unsrer Zeit vergönnt,
Mit wissenschaftlich heller Leuchte,
Die alles Irdische durchdringt,
Zu dringen auch in's ewig Feuchte.
. . . . . .

Thesen: 2. Man theilt die Kater ein in natürliche und tropische. Die tropischen kommen mehr im Norden vor. — 10. Kater auf Kathedern sind nicht selten, aber immer ehrwürdig. — 18. Der Kater kommt in den besten Familien vor, und, wo er nicht vorkommt, kommt er nach. — 41. Man kann eine Glatze und doch Haarweh haben. — 50. Das Gerben bei Lebzeiten des Katers ist Thierquälerei. — 165. Die Ewigkeit ist der Kater, der auf den Rausch der Zeit folgt. — . . .
Zweite, illustrirte Ausgabe. 1 *M.* 50 *Pf.*
Verlag von Wilhelm Münter in Leipzig.
Bei allen Buchhändlern zu haben.

In unserem Verlage erschienen soeben:
Eduard Mörike's
gesammelte Schriften.
8. 4 Bände. Preis 19 *M.* 20 *Pf.*
Inhalt: I. Biographie. Gedichte. Idylle vom Bodensee. II. Märchen und Erzählungen. III. Maler Nolten. Roman. 1. Theil. IV. Maler Nolten. 2. Theil.
Stuttgart. **G. J. Göschen'sche Verlagshandlg.**

Verlag von **C. F. Simon** in **Stuttgart.**
Aus verschiedenen Welten.
Novellen
von
Ralph Schropp.
Elegant geheftet. Preis 5 *M.*

Verlag von **Gebrüder Borntraeger** in **Berlin.**
Grant, Sir Alexander, „Principal" der Universität Edinburg, **Aristoteles.** Autorisirte Uebersetzung von Dr. J. Imelmann, Prof. am Joachimsthalschen Gymnasium zu Berlin. *M.* 2. 70.
Eine Darstellung des Lebens und der Werke des grossen Philosophen in leichter Fassung und gedrungener Kürze aus der Feder des bekannten Herausgebers der Nikomachischen Ethik.

Bücher-Ankauf L. Glogau Sohn Hamburg, Burstah

In meinem Verlage erschien soeben:
Heinrich von Treitschke
und die
Kathedersocialisten
von
Ferd. Worthmann,
Doctor der Staatswirthschaft.
Nebst einem Anhang:
Die Betheiligung der Arbeiter am Gewinn.
Preis: 1 *M.* 20 *Pf.*
Jena, April 1878.
Gustav Fischer,
vormals: Friedrich Manke.

Bedeutende Preisermäßigung!
Kunst für's Haus
von
Clementine Helm.
Ein Leitfaden beim Zeichnen und Malen.
Zwei Hefte mit 31 Vorlegeblättern in colorirtem Druck, Kreide- u. Sepia-Manier und Conturzeichnen sowie 12 Bogen Text.
Groß Quart. In Mappe (18 *M.*)
Herabgesetzt auf 12 Mark!
Verlag von Georg Wigand in Leipzig.

WIESBADEN.
Altbewährte, seit vielen Jahrhunderten bekannte, alkalische Kochsalz-Thermen (30—55° Réaum.).
Cur ununterbrochen während des ganzen Jahres.
Nahe an 900 Thermalbäder. Kaltwasser-Heilanstalten. Fichtennadel-, Russische-, Römisch-Irische-, Dampf- und Schwimmbäder. Mineralische und medicinische Bäder jeder Art. Heilgymnastische Anstalt. Pneumatische Apparate. Elektricität. Berühmte Augenheilanstalt. Molken und Ziegenmilch. Milchcur-Anstalten. Mineralwasser aller bekannten Quellen in frischester Füllung. Traubencur.
Täglich Concerte des städtischen Curorchesters in den prachtvollen Sälen des Curhauses, in den Gärten und am Curbrunnen. **Militär-Concerte, Extra-Concerte. Lesecabinet** mit **260** Zeitungen. **Spielzimmer, Cafésalons** und **Restaurationssäle,** Billards, **Park-Anlagen** und **Trinkhalle. Reichdotirtes Königliches Theater. Bälle** und **Réunions. Jagd** und **Fischerei.**
Anerkannte **Lehranstalten** und **Institute. Gymnasien** und **Pensionate. Vorzügliches Klima, prachtvolle Lage** und **reizende Umgebung,** in nächster Nähe des Rheins. Ausflüge per Eisenbahn und Dampfboot.
Prospecte gratis.
Städtische Cur-Direction zu Wiesbaden: **F. Hey'l.**

BAD HOMBURG
eine halbe Stunde von Frankfurt a. M.
Homburgs Heilquellen sind von durchgreifender Wirkung bei allen Krankheiten mit gestörten Functionen des **Magens** und **Unterleibs,** auch bei chronischen Leiden der **Drüsen des Unterleibs,** namentlich der **Leber** und **Milz,** bei der **Gelbsucht, Gicht** etc.
Mineralbäder nach **Schwarz**'scher Methode, **Sool-** und **Kiefernadel-Bäder.**
Orthopädisches Institut und Kaltwasser-Heilanstalten.
Vorzügliche Molken, von einem Senner in Appenzell bereitet.
Alle fremden Mineralwässer.
Die Reinheit der frischen Bergluft empfiehlt Homburg ganz besonders zu stärkendem Aufenthalt für Nervenleidende.
Das elegante Kurhaus mit seinen reich ausgestatteten Lesezimmern und Conversationssälen, der schattige Park mit ausgedehnten Anlagen, die unmittelbare Nähe des Haardtwaldes und Taunusgebirges, die Mannigfaltigkeit der Unterhaltungen (Concerte, Theater, Illuminationen, Waldfeste etc.) erhöhen die Annehmlichkeit des Aufenthaltes.

Hierzu ein Prospekt des Stadtraths zu Karlsbad.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. **Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin.** **Expedition, Berlin N.W.,** Luisenstraße 32.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.
Digitized by Google

№ 20. Berlin, den 18. Mai 1878. Band XIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Völkerrechtliche Briefe. Von Bluntschli. 1. Die Congreßfrage. — **Literatur und Kunst:** Zu früh'! Von Albert Traeger. — Liedertrümmer aus der Edda in shetländer Volksmund. Von Karl Blind. — Das Serail von Top-Kapu. Von Murad Efendi. — Die Weltausstellung von 1878. Von Paul d'Abrest. II. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Der Prinz von Homburg. Schauspiel in fünf Aufzügen von Heinrich von Kleist. Besprochen von Paul Lindau. — Wallner-Theater. Von Julius Hagen. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Völkerrechtliche Briefe.

Von Bluntschli.

1. Die Congreßfrage.

Während England und Rußland beharrlich fortfahren, ihre Kriegsrüstungen mit leidenschaftlichem Eifer und ungewöhnlicher Energie zu betreiben, versichern beide Mächte der Welt ihre aufrichtige und warme Friedensliebe. Beide erklären sich im Princip zu Conferenzen und zu einem Congresse bereit; und jede von beiden zögert, die Bedingungen anzunehmen, welche die andere für unerläßlich hält, damit der Congreß einen Nutzen habe und wirklich zu Stande komme.

Es ist schwer, in solcher widerspruchsvoller Lage, die überdem durch streitende Interessen verwirrt wird, auf eine Verständigung hinzuwirken. Die friedlichen Bemühungen des deutschen Reichskanzlers mögen oft auf Mißtrauen und auf Vorurtheile stoßen. Dennoch geht die Hoffnung auf eine friedliche Lösung des Conflictes erst an dem Tage völlig unter, an welchem der erbitterte Krieg zwischen den beiden Mächten beginnt.

Einigermaßen wird diese Hoffnung durch die Erwägung unterstützt, daß die beiden streitenden Mächte von einem Kriege sehr wenig Gewinn zu hoffen, beide dagegen viel Schaden zu befürchten haben. So überlegen die englische Flotte der russischen ist, so kann sie doch höchstens einige Seehäfen und Küstenorte bedrohen, aber weder die russische Armee besiegen, noch russische Provinzen occupiren. Wenngleich die russische Landmacht viel größer ist als die englische, so kann sie doch weder England überziehen, noch indische Provinzen erobern. Aber das Ansehen beider Mächte in Asien kann schwere Erschütterungen erfahren und die Bereiche ihrer Herrschaft und ihres Einflusses ernstlich beunruhigt werden; der russische Handel zur See kann gänzlich für längere Zeit brach gelegt aber auch der englische Handel nicht blos nach Rußland sondern in verschiedenen Meeren sehr gefährdet und schwer geschädigt werden.

Wenn es zwischen England und Rußland zum Kriege kommt, so wird dieser Krieg nicht in die engen Grenzen gebannt werden können, welche dem russisch-türkischen Kriege gezogen waren. Die beiden Mächte sind wirkliche Weltmächte und sie werden sich überall in der Welt, in Asien wie in Europa, feindlich bekämpfen. Es wird diese Ausdehnung des Krieges zum Weltkrieg sogar dann unvermeidlich werden, wenn es gelingen wird, das übrige Europa, wie es augenscheinlich das europäische Interesse und die deutsche Politik erfordern, von einer Betheiligung an demselben, sei es im Bündniß mit England, sei es im Bunde mit Rußland, abzuhalten und für das continentale Westeuropa Neutralität zu behaupten.

Unzweifelhaft ist ganz Europa sehr lebhaft dabei interessirt, daß die orientalische Frage nunmehr friedlich und so gelöst werde, daß für die Völker in Südosteuropa besser als bisher gesorgt und mindestens auf ein Menschenalter die Gefahren, die gegenwärtig den Frieden Europas bedrohen, bewältigt werden. Auch alle neutralen Großstaaten, deutsches Reich, Frankreich, Italien, voraus das am meisten betheiligte Oestreich-Ungarn, müssen das Zustandekommen des Congresses wünschen, und die sämmtlichen europäischen Staaten zweiten Ranges haben ein hohes Interesse, diese Wünsche zu unterstützen.

Ob es zweckmäßig sei, den vorläufigen Friedensvertrag von Santo Stephano zwischen dem Kaiser von Rußland und dem Sultan einem europäischen Congresse zur Prüfung vorzulegen, bevor oder erst nachdem sich Rußland in einigen Hauptpunkten mit Oestreich und mit England theilweise oder ganz verständigt habe, das ist eine politische, keine völkerrechtliche Frage, über die ich mir kein Urtheil erlaube.

Aber wenn man die oft heftigen Aeußerungen der Presse, sogar aus neutralen Ländern liest, so kann man sich nicht verbergen, daß die öffentliche Meinung selbst über die rechtliche Bedeutung eines europäischen Congresses und über die rechtlichen Bedingungen und Schranken seiner Thätigkeit keineswegs im Klaren ist.

Man liest in hundert Zeitungen, die Streitfrage zwischen England und Rußland sei, ob sich Rußland der Autorität Europas beugen und den Beschlüssen des Congresses unterwerfen wolle und müsse, oder nicht. Das kann aber nicht die Meinung der rivalen Mächte sein. Leider ist Europa noch nicht organisirt. Noch fehlt es an einem europäischen Gesetzgeber, einer europäischen Regierung, einem europäischen Staatengerichte. Um deswillen ist eine Unterordnung einer souveränen Staatsmacht, insbesondere einer Großmacht unter den Willen Europas rechtlich unmöglich. Eine formelle Unterwerfung einer einzelnen Macht — heiße sie nun Rußland oder England, deutsches Reich oder Frankreich, Oestreich-Ungarn oder Italien — unter die Autorität der übrigen Mächte, sei es aller oder der Mehrheit, wird erst dann möglich, wenn die europäische Staatengenossenschaft Institutionen geschaffen haben wird, in denen Europa als Ganzes, als Gesammtperson einen Rechtswillen mit Autorität aussprechen kann.

Conferenzen und Congresse sind keine derartigen Institutionen. Auf Conferenzen und Congressen treten die Delegirten oder die Häupter der Staaten zusammen, um sich wo-

Digitized by Google

möglich zu vereinbaren, aber ohne die Freiheit ihrer Entschließung aufzugeben. Sie verhandeln selbstständig und frei mit einander, nicht anders als die Kaufleute auf der Börse, die mit oder ohne Makler Geschäfte machen. Es gibt auf Congressen keine Mehrheitsbeschlüsse, welche für die Minderheit rechtsverbindlich wären.

Das weiß man in London so gut wie in Petersburg oder in Berlin. Deshalb kann die englische Forderung an Rußland nicht den Sinn haben, daß dieses sich verpflichte, die Mehrheitsbeschlüsse des Congresses zu befolgen. Weder sind die Congreßmächte ermächtigt oder gewillt, solche Beschlüsse zu fassen, noch verzichtet irgend eine Congreßmacht, indem sie dem Congresse beitritt, ihre souveräne Stellung aufzugeben und ihren selbstständigen Willen dem der Mehrheit unterzuordnen.

Ich betrachte diese Sätze als so allgemein anerkannte und unzweifelhafte, so triviale Rechtssätze, daß ich mich scheuen würde, dieselben in Erinnerung zu bringen, würde ich nicht täglich erfahren, daß zahllose Leitartikel in den Zeitungen dieselben nicht kennen und ganz gemüthlich das Gegentheil voraussetzen. In den officiellen Depeschen freilich ist nichts zu lesen, was jenen Sätzen offen widerspräche.

Der Congreß ist auch kein Gericht, welches über den Streit zwischen Rußland und der Türkei, oder zwischen Rußland und England als Proceßparteien zu urtheilen hätte, auch nicht ein Cassationshof, welcher den Vertrag von Santo Stephano zu cassiren befugt wäre.

Alle derartigen Vorstellungen sind nur Trugbilder, welche der Wunsch mit der Phantasie gezeugt hat. Sie haben in den wirklichen Verhältnissen der Staaten keinen Boden, in dem heutigen Völkerrecht keine Geltung.

Bis jetzt ist keine Formel für die Einladung und Aufgabe des Congresses gefunden worden, welche zugleich England befriedigte und für Rußland annehmbar erschien. Alle andern Mächte, Oestreich-Ungarn nicht ausgenommen, hätten sich leichter mit Rußland darüber verständigt. Wer nicht in die Geheimnisse der Diplomatie eingeweiht ist, kann kaum verstehen, weshalb denn die bloße Form und Formel, wenn wirklich beide Mächte den Frieden wünschen, den Zusammentritt der Mächte so sehr verzögere und erschwere.

Anfangs freilich standen sich die Meinungen des Londoner und des Petersburger Cabinets viel schroffer entgegen. Dieselben haben sich aber so genähert, daß über die Form heute fast nur ein Wortstreit geführt wird.

Anfänglich wollte die russische Politik allerdings dem Congresse nur einzelne Stücke des Friedensvertrags vom 3. März vorlegen und andere Bestimmungen jeder Erörterung entziehen. In diesem Sinne hatte der General Ignatieff den Vertrag redigirt. Die Erinnerung an die Conferenzverhandlungen in Constantinopel mochte ihm eine solche Unterscheidung als höchst wünschenswerth erscheinen lassen. Man muß ferner zugestehen, daß auch ein sachlicher Unterschied besteht zwischen Verabredungen, die ausschließlich die kriegführenden Parteien angehen, und einer Neuordnung der Balkanländer, bei welcher ganz Europa, zunächst alle Mächte betheiligt sind, welche die Verträge von 1856 und 1871 abgeschlossen haben. Es ist begreiflich, daß Rußland, welches die ganze Last des Krieges allein getragen und für die Befreiung der christlichen Stämme von der Türkenherrschaft enorme Opfer an Menschenleben und Vermögen gebracht hatte, die Früchte seiner Opfer und seiner Siege selber ernten wollte und nicht geneigt war, dieselben den Wünschen anderer Mächte, welche die russischen Anstrengungen nicht unterstützt, sondern eher erschwert hatten, Preis zu geben.

Dennoch war die eingenommene Stellung nicht zu halten. Die russischen Unterhändler über den Frieden hatten doch zu wenig Rücksicht genommen auf die Interessen anderer Großmächte und auf die europäischen Verhältnisse. Ihre Schlauheit wurde von ihrem Eifer für die Ausbreitung der slavischen Macht mißleitet. Man konnte in der That dem europäischen Congresse nicht zumuthen, daß er einfach den Vertrag vom 3. März registrire oder höchstens solche Fragen zur Sprache bringe, welche Rußland demselben erlaube. Indem England forderte, der ganze Vertrag, nicht blos einzelne von Rußland bezeichnete Stücke, müsse vorgelegt und in seinem inneren Zusammenhang beleuchtet und erörtert werden, da durch den ganzen Vertrag die frühere Vertragsordnung von 1856 und 1871 wesentlich umgeändert werde, so konnten auch die übrigen europäischen Mächte diese Forderung billigen, und sowohl dem europäischen Rechte als der Würde des Congresses entsprechend finden.

Im Verfolge der Verhandlungen lehnte auch Rußland diese Forderung nicht mehr so schroff ab, wie anfangs. Der Fürst Gortschakoff wollte zwar nicht den ganzen Vertrag dem Congresse vorlegen, aber er erinnerte daran, daß Rußland den ganzen Vertrag allen Congreßmächten zur Kenntniß gebracht habe und keineswegs irgend einen Staat zu behindern gedenke, über jede Bestimmung des Vertrags und über den ganzen Vertrag seine Meinung auf dem Congresse zu äußern. Sachlich war also die Besprechung des ganzen Vertrags zugestanden. Wenn sich Rußland vorbehielt, in jedem einzelnen Falle sich selber zu entschließen, ob es und in welchem Sinne es zu einer Verständigung die Hand bieten wolle, und ganz dasselbe Recht auch jeder andern Macht zugestand, so versteht sich dieser Vorbehalt allerdings so lange von selbst, als Congresse nur Vereinigungen von souveränen Staaten und nicht europäische Parlamente, Bundesräthe oder Bundesgerichte sind.

Seither hätte die Formel nicht so viel Zweifel und Streit veranlaßt, wenn nicht die sachlichen Differenzen im Hintergrunde den Worten eine Bedeutung gäben, die sie für sich allein und unbefangen betrachtet nicht haben.

Die wahre Streitfrage ist nicht die, ob der Vertrag von Santo Stephano im Ganzen oder nur in einzelnen Theilen von dem Congresse verhandelt werde. Die wahre Streitfrage ist die sachliche, ob ein Einverständniß unter den Mächten möglich sei, welches das bestehende Vertragsrecht mit den nothwendigen Aenderungen friedlich ausgleiche, und die neue Staatenordnung in Südosteuropa als einen Bestandtheil des europäischen Völkerrechts anerkenne.

Die furchtbare Schwierigkeit liegt darin, daß die europäischen Interessen und selbst das europäische Recht sich nicht reinlich ablösen und ausscheiden lassen von den Sonderinteressen und den individuellen Rechtsverhältnissen der einzelnen Mächte. Gewiß hat Rußland auch für europäische Interessen und europäisches Recht gekämpft und Opfer gebracht, als es die christlichen Bevölkerungen in den Donau- und Balkanländern definitiv von der Türkenherrschaft befreite. Aber es hat zugleich seine besonderen Interessen russischer Herrschaft und slavischer Ausbreitung in so entschiedener Weise geltend gemacht, daß andere christliche Bevölkerungen in jenen Ländern, voraus die Griechen aber auch die Rumänen, und daß andere europäische Mächte, insbesondere England und Oestreich, sich in ihren theils europäischen, theils besonderen Interessen bedroht fühlten.

Der Congreß wird eine harte Arbeit zu vollziehen haben, wenn er alle diese Interessen insoweit beachten und versöhnen soll, als es nothwendig ist, um den Frieden zu erhalten.

Zwei Erwägungen können die Hoffnung bestärken, die eine, daß es bereits geglückt scheint, Oestreich-Ungarn, dessen Interessen zunächst mit den russischen zusammenstoßen, mit Rußland zu verständigen; sodann die, daß für wirklich europäische Interessen auch die weniger direct betheiligten Mächte deutsches Reich, Frankreich und Italien einstehen und einerseits Rußland die Meinung seiner Freunde nicht geringschätzen und seine Sonderinteressen insoweit zu ermäßigen bereit sei, als die Interessen Gesammteuropas solches verlangen, andererseits England ebenso seine Sonderinteressen nicht so heftig verfolgen werde, um die Verantwortlichkeit und Gefahr eines Weltkrieges in isolirter Stellung auf sich zu nehmen und die

Digitized by Google

Vertretung europäischer Interessen doch nicht im Widerspruch mit den Continentalmächten überspannen werde.

Kann man sich zuvor durch einen vertraulichen Meinungsaustausch über diese sachliche Möglichkeit einer friedlichen Lösung verständigen, so wird die Formel der Congreßberufung keine Schwierigkeit mehr bereiten.

Literatur und Kunst.

Zu früh'!

O, sieh' die alten Bäume dort
Sich in der Hoffnung Farbe kleiden,
Und nimm zurück das schlimme Wort!
Noch ist es keine Zeit zum Scheiden —
An deinem Busen laß verblüh'n
Die Veilchen, die ich dir gegeben,
An deinen Lippen soll verglüh'n
Der letzte Hauch von meinem Leben.

Bald wird im heißen Sonnenbrand
Die zarte Frühlingsblüthe bleichen,
Und zog der Sommer ein in's Land,
Werd' ich dir keine Rose reichen;
Es war, eh' wir uns fanden noch,
Auch unf're Trennung schon beschlossen,
Vergönne diesen Trost uns doch,
Daß wir den kurzen Lenz genossen.

Mein letzter ist's; nichts bringt zurück
Den süßen Zauber dieser Tage,
Verlange nicht, daß meinem Glück
Ich vor dem Stundenschlag entsage;
Fühlst du der Reue Bangigkeit,
Scheust du dich unf're Schuld zu mehren?
Und ließen wir uns vor der Zeit,
Es ist zu spät schon, umzukehren.

Ob auch ein Frevel unser Bund,
Wir büßen's, da wir scheiden müssen,
Das schlimme Wort aus deinem Mund,
Vergiß es unter meinen Küssen —
Es wird dereinst mit bitterm Harm,
Mit spätem Schmerz noch dich erfassen,
Wenn du zu früh' aus deinem Arm,
Von deinem Herzen mich gelassen.

Ich weiß nicht, ob auch du beklagst,
Daß unser Glück so kurz bemessen,
Vergiß mich, wenn du das vermagst,
Du weißt: ich kann dich nie vergessen —
Bist du dahin, noch faß' ich nicht,
Was ohne dich mir übrig bliebe,
Und lebst du fort in deiner Pflicht,
Laß sterben mich an meiner Liebe!

Albert Traeger.

Liedertrümmer aus der Edda in shetländer Volksmund.

I.

Eine Entdeckung auf dem Gebiet der germanischen Volkssage wird von den fernen Shetland-Inseln her in meine Hände gelegt, wie sie in ihrer Art fast einzig dasteht. In englischer Sprache hatte ich vor einiger Zeit eine größere Abhandlung über „Yggdrasil, oder der Germanische Weltbaum", mit vergleichenden Ausblicken auf verwandte klassische, indische, persische, turanische und semitische Dichtungen veröffentlicht. Bald darauf kam mir aus der nordischen Thule Englands eines der merkwürdigsten Ueberbleibsel jener alten und großartigsten Sage zu. Es ist ein dichterisches Bruchstück, das zugleich den Stabreim und den Endreim aufweist. Die Worte klingen wunderbar an den ersten Vers von „Odins Runenlied" in der Edda an, dessen ich in jener Abhandlung im Zusammenhang mit dem allnährenden Baum gedacht hatte, der ein Sinnbild des Weltalls und der gesammten Lebensbethätigung in Zeit und Raum ist.

„Aber was soll uns Shetland — was die Edda in ihrer Beziehung zu einem Lied, das noch im dortigen Volksmund umgeht?" — so fragt vielleicht der eine oder der andere Uebermoderne.

Nun, ich dächte, es ginge uns doch sehr nahe an. Handelte es sich um ein altes serbisches oder griechisches Lied, so brauchte es freilich keiner weiteren Entschuldigung. Soll aber gezeigt werden, wie noch jetzt sproßt, was einst in deutscher Vorzeit stark und mächtig emporwuchs, so muß man schon um etwas Nachsicht bitten.

Und doch ist jene großartige germanische Heidenbibel, die wir neben die Iliade und Odyssee stellen dürfen, nicht blos skandinavisch oder isländisch, sondern gehört mit zu unserem Ureigensten. Nicht blos der Siegfried der Nibelungen ist ein Deutscher. Auch der Sigurd der Edda ist ein „südlicher", d. i. ein deutscher Fürst. Am Rhein sinkt er zu Tode getroffen dahin. Wir hören in der Edda von einem Schwarzwalde, und von dem Siebengebirge unter dem Namen der heiligen Berge. Auf einer Haide nahe am Rhein liegt Fafner in Wurmesgestalt. Des eddischen Wielands (Wölundr) des Schmiedes Heimat ist an den Felsen unseres Stroms. Wir begegnen in dem nordischen Götter- und Heldenbuche den Namen der Sachsen, der Franken, der Burgunder, der Gothen; zusammen mit den Hunnen. Auch vom Swawa- oder Schwaben-Lande wird uns gesungen, das neben seiner sagenhaften Bedeutung zugleich auf einen Volksstamm deutet. Sigurdrifa oder Brünnhild liegt im Feuerzauber auf einem Berge des Frankenlandes. Deutsche Männer (þýdverskir menn) werden in der Edda als Quellen der Siegfriedsage angegeben. Die Wilkinasage führt als solche Quellen deutsche Männer aus Soest, Bremen und Münster an. Aus Deutschland kam der Stoff der Nibelungendichtung nach dem hohen Norden. Isländer, die unser Vaterland besuchten, haben Vieles nach dem Norden verbracht und gerettet, was uns selbst leider durch mönchischen Unverstand verloren ging.

Man muß daran immer wieder erinnern, denn noch ist die von Simrock und schon von Klopstock beklagte „Undeutschheit der Deutschen" in diesen Dingen nicht ganz geschwunden. Auch uns gehören die lebensvollen Götter- und Heldengestalten der Edda, in denen sich eine Kraft, oft sogar eine edle Schönheit spiegelt, wie man sie, thöricht genug, gewöhnlich nur bei Griechen und Römern finden will. Doch diese Vorbemerkung wird hoffentlich genügen, um die Aufmerksamkeit einigen Funden zuzuwenden, die, in Shetland gemacht, uns Deutsche sehr nahe betreffen.

II.

Es handelt sich um ein eddisches Schöpfungslied, von dem eine etwas verdunkelte, aber gleichwohl leicht erkennbare Ueberlieferung im Munde einer lebenden Person in Unst entdeckt wurde. Unst ist das nördlichste Eiland der shetländer Inselgruppe, wo der skandinavische Stamm lange Zeit hindurch Herrschaft übte und die starken Spuren seines Blutes, seiner

Digitized by Google

Sprache, seiner Gesetze hinterließ. Bis auf diesen Tag betrachten sich die Einwohner der zwischen Norwegen und Schottland liegenden Inseln als ein besonderes Volk. Geschichtlich ist ihr Land von Dänemark eigentlich nur der schottischen Krone zum Pfand gegeben worden, und könnte, rechtlich genommen, wieder eingelöst werden. An Sinnesart und Ueberlieferungen haftet den Shetländern noch Manches von ihrem skandinavischen Ursprung an. Ihre sturmumtoste Heimat gleicht einem Schrittsteine, der nach dem Land von Schnee und Feuer führt, das uns die Edda und die Heims-Kringla gab. Und wie in dem fernen Island der alte Saga-Geist noch lebt, so gehen auch unter dem Volke von Shetland noch Mären und Reime um, in denen die tiefere Forschung einen auffallenden Widerklang aus der germanischen Götterwelt erkennt.

Nach diesem Vorwort will ich zuerst des Briefes erwähnen, mit dem Herr Arthur Laurenson, von Leog-Haus, Lerwick, die mir gemachte Mittheilung jenes in Unst gefundenen Liedbruchstückes begleitete. Er schrieb:

„Ich sende Ihnen hiermit Etwas, was, wie ich glaube, als eine seltene und werthvolle Ueberlieferung erkannt werden wird. Es ist offenbar eine halbchristliche Umdichtung von Odins Runenlied aus dem Hava-mal, und sehr bemerkenswerth wegen der Art, in welcher der wurzellose Baum der nordischen Göttersage mit dem Kreuze vermischt wird. Die zweite Zeile ist ganz christlich; die fünfte rein heidnisch. Die alte Frau, die den Reim hersagte, war sich vollkommen bewußt, daß die Verse nicht streng Bezug auf Christus haben. Sie wußte, in welchen Punkten sie vom Evangelium abweichen; aber sie wiederholte sie so, wie man ihr's gelehrt hatte. Ist Ihnen irgend eine ähnliche Umdichtung im Norden bekannt? Ich fürchte, dies Bruchstück ist Alles, was wir von dem Unsterlied jetzt noch wieder erlangen können. Ohne Zweifel war mehr vorhanden, was die Zeit zerrieb."

III.

Odins Runengesang, der einen Theil von „Des Hohen Lied" (Háva-mál) der Edda bildet, schildert, wie das höchste Wesen der germanischen Götterlehre in einem lebensvoll bewegten Baum neun Nächte lang hängt und schließlich von ihm niedersinkt — gleich einer Frucht vom Zweige. Die neun Nächte deuten auf neun Schöpfungs- oder Entwickelungsalter. Aus dem Baum, der die Welt in ihren Uranfängen darstellt, löst sich allmählich ein geistiger Gehalt heraus — Odin, der Vertreter des Gedankens; Odin, in dem gewissermaßen die Menschheit sich in die Gestalt einer Gottheit umsetzt. Der Name des Weltenbaums selbst — Yggdrasil — ist von Einigen als „Träger des Gedankens" erklärt worden. In der Art, wie Odin, vom Speer verwundet, sich dem Baume entringt, ist der Schmerz versinnbildlicht, der in der Befreiung des Geistes vom Stoff und in den daraus entstehenden Kämpfen liegt. Durch die Runen, die er, am Baume hängend, ersonnen und seufzend gelernt, bekräftigt dann Odin den Sieg des Gedankens, stellt er die Macht des Geistes über den Stoff fest.

Ich habe diese Deutung anderwärts genauer erläutert und belegt, und griff hier nur zum besseren Verständniß des Folgenden darauf zurück. Von den 27 Versen des eddischen Runenliedes Odin's lauten der erste, zweite und vierte, nach Simrocks Uebersetzung, so:

1. Ich weiß, daß ich hing am windigen Baum
Neun lange Nächte,
Vom Speer verwundet, dem Odhin geweiht,
Mir selber ich selbst,
Am Ast des Baums, dem man nicht ansehn kann,
Aus welcher Wurzel er sproß.*)

2. Sie boten mir nicht Brot, noch Meth.
Da neigt' ich mich nieder,
Auf Runen sinnend, lernte sie seufzend:
Endlich fiel ich zur Erde.

4. Zu gedeihen begann ich, und begann zu denken,
Wuchs und fühlte mich wohl.
Wort aus dem Wort verlieh mir das Wort;
Werk aus dem Werk verlieh mir das Werk.

*) Der besseren Fülle halber hat Simrock die Schlußworte des isländischen Textes (á þeim meidi, er mannigi veit, hvers hann af rótum renn) etwas erweitert gegeben; doch ohne der Treue Eintrag zu thun.

Das Unster Bruchstück, das mir Herr Arthur Laurenson zuschickte, lautet nun, in shetländer Mundart, wie folgt:

Nine days he hang pa da rütless tree;
For ill wis da folk, in' güd wis he.
A blüdy maet wis in his side —
Made wi' a lance — 'at wid na hide.*)
Nine lang nichts, i' da nippin rime,
Hang he dare wi' his naeked limb.
Some, dey leuch;
Bit idders gret.

Zu Deutsch:

Neun Tage hing er am wurzellosen Baum;
Denn schlimm war das Volk, und gut war er.
Ein blutig Mal war in seiner Seite —
Mit einem Speer gemacht —, das nicht heilen wollte.
Neun lange Nächte, im scharfen Frost,
Hing er da mit nackten Gliedern.
Einige lachten;
Doch Andere weinten.

Man wird vor Allem bemerken, daß — wie in den isländischen, skandinavischen, altdeutschen und angelsächsischen Dichtungen — so auch in diesem shetländer Liedstück ein stark ausgeprägter, obwohl nicht durchweg regelrechter Stabreim herrscht. Trotz der Gewohnheit, Spuren des Stabreims aufzusuchen, zog dieser Umstand anfänglich meine Aufmerksamkeit nicht auf sich. Unser Ohr wird durch das Klingen der Endreime allzuleicht verführt, andere Eigenheiten an dem musikalischen Aufbau eines Verses zu überhören. Sobald mir jedoch der Gedanke kam, das Bruchstück auf den Stabreim zu untersuchen, begriff ich kaum mehr, daß mir diese seine Eigenschaft auch nur einen Augenblick hatte entgehen können. Der altgermanische Ursprung obiger shetländer Dichtung bricht somit auch darin mächtig durch, trotz des oberflächlich täuschenden Zusatzes des Endreims.

Wie nahe das shetländer Bruchstück mit dem eddischen Runenlied zusammentrifft, zeigt sich auf den ersten Blick. Man vergleiche nur den mit Sperrschrift gedruckten Inhalt des ersten Verses der eddischen Dichtung mit den ebenso bezeichneten Zeilen des shetländer Stabreimliedes.

IV.

In Fällen, wie der vorliegende, ist es vor Allem nöthig, die Echtheit eines so bemerkenswerthen Fundes über allen Zweifel zu erheben. Ich hielt es daher für meine Pflicht, auf die Quelle zu kommen. Herr Laurenson, der an germanischer Sagenkunde warmen Antheil nimmt, war so freundlich, mich an Herrn Georg Sinclair zu weisen, einen jungen, einsichtsvollen und äußerst strebsamen Arbeiter, der Shetländer von Geburt ist und Anfangs vorigen Jahres in Glasgow wohnte. Später kam Herr Sinclair nach London, wo ich wiederholt Anlaß nahm, mit ihm in meinem Hause über die Sagen seiner Heimat zu sprechen.

*) Der einzige Zweifel bei obiger Uebersetzung könnte bei den Worten „'at wid na' hide" (Schrift-Englisch: „that would' not 'hide'") entstehen. Indessen wird im Shetländischen das Wort „hide" als Hauptwort, ganz wie im Deutschen, auch von der menschlichen Haut gebraucht, während es im Englischen nur auf Thiere angewandt wird. Als Zeitwort bedeutet es im Shetländischen so viel wie: sich mit Haut überziehen, heilen.

Digitized by Google

Als Antwort auf meine erste Anfrage hatte er mir aus Glasgow geschrieben: „Die Frau, die mir den Runenreim hersagte, hieß Rußlin. Ihr Haus stand in oder bei dem Dorfe Norwich, in Unst; und so weit ich mich erinnern kann, fand die Unterhaltung im Sommer 1865 statt. Ich war damals sehr jung, und bedaure, daß ich nicht irgendwelchen Versuch, wie runenhaft er auch ausgefallen wäre, gemacht habe, eine Aufzeichnung zu veranstalten." Herr Sinclair, der in Folge seiner Kenntniß von Mallets „Nordischen Alterthümern" und einiger ähnlichen Werke die Beziehung des Unster Bruchstückes zu dem isländischen Odinsliede begriff, fügte bei: „Wenige kümmern sich heute noch um solche Mären; und diese 'Alteweibersagen' werden bald alle 'mit den Knochen der alten Weiber begraben' werden."

In der Vorrede zu ihren „Märchen" schrieben die Brüder Grimm im Jahre 1819: — „Einer jener guten Zufälle aber war es, daß wir aus dem bei Kassel gelegenen Dorfe Nieder-Zwehrn eine Bäuerin kennen lernten, die uns die meisten und schönsten Märchen des zweiten Bandes erzählte ..... Sie bewahrte die alten Sagen fest im Gedächtniß und sagte wohl selbst, daß diese Gabe nicht Jedem verliehen sei und Mancher gar nichts im Zusammenhang behalten könne. Dabei erzählte sie bedächtig, sicher und ungemein lebendig, mit eigenem Wohlgefallen daran — erst ganz frei; dann, wenn man es wollte, noch einmal langsam, so daß man ihr mit einiger Uebung nachschreiben konnte ..... Wer an leichte Verfälschung der Ueberlieferung, Nachlässigkeit bei Aufbewahrung und daher an Unmöglichkeit langer Dauer als Regel glaubt, der hätte hören müssen, wie genau sie immer bei der Erzählung blieb und auf ihre Richtigkeit eifrig war; sie änderte niemals bei einer Wiederholung etwas in der Sache ab und besserte ein Versehen, sobald sie es bemerkte, mitten in der Rede gleich selber. Die Anhänglichkeit an das Ueberlieferte ist bei Menschen, die in gleicher Lebensart unabänderlich fortfahren, stärker, als wir, zur Veränderung geneigt, begreifen."

Ich selbst kann diese Aeußerung der Brüder Grimm — die gewissermaßen auf die Erhaltung des, allerdings im Laufe der Zeit etwas umgemodelten Unster Bruchstückes Licht wirft — aus früher Jugenderfahrung bestätigen. Durch Bauernmädchen, die im väterlichen Hause dienten, in der Kindheit auf's Reichlichste mit Märchen gesättigt, war ich später erstaunt, nicht allein die Sage selbst, sondern oft Wort für Wort genau Das zu lesen, was ich als Knabe aus diesem Volksmund gehört. Dornröschen, Aschenputtel, Schneewittchen und die Sieben Zwerge, Tischlein-deck'-dich und eine Reihe anderer Märchen hatten aus so frischer Quelle einen Eindruck gemacht, der ganze Sätze der Erzählerinnen lange Jahre hindurch bei mir tief haften ließ. Noch heute ist mir, wenn ich derlei in seinem Bezug auf deutsche Götterlehre überdenke, das Gefühl des unmittelbar Empfangenen, nicht blos aus Büchern Ueberkommenen, ein wunderbar lebendiges. Daß jene Dirnen vom Land des Lesens und Schreibens unkundig waren, also einen werthvollen Sagenschatz unwissentlich überlieferten, entsinne ich mich nur zu wohl. Oft genug mußte nämlich mein kindisches Gekritzel zur mehr oder weniger geheimen Verbindung dieser Bauernmädchen mit ihren fernen „Schätzen" oder Familiengliedern dienen. Die Belohnung dafür war dann irgend ein prächtiges Märchen, dessen Echtheit ich in späteren Jahren erkennen lernte.

In der Vorrede zur dritten Ausgabe von Grimms „Märchen" im Jahre 1837 hieß es am Schluß: — „Der wissenschaftliche Werth dieser Ueberlieferungen hat sich in mancher überraschenden Verwandtschaft mit alten Göttersagen bewährt, und die deutsche Mythologie nicht selten Gelegenheit gehabt, darauf zurückzukommen; ja, sie hat in der Uebereinstimmung mit nordischen Mythen einen Beweis des ursprünglichen Zusammenhangs gefunden."

Solcher Zusammenhang zeigt sich auch in dem eigenthümlichen shetländer Lied von dem geheimnißvollen Wesen, das in dem wurzellosen Baume hing.

V.

Nicht wenig beachtenswerth ist es, daß die „neun langen Nächte" — oder Entwickelungsalter —, während deren Odin in dem Baume hing, von dem Niemand weiß, aus welcher Wurzel er sproß, so getreu in dem Unster Lied erhalten wurden. Es ist dies ein wesentlicher Theil der Mythe — ein bedeutungsvoller naturphilosophischer Inhalt derselben. Zweimal wird der neun Zeiträume in dem shetländer Bruchstück erwähnt. Der Vers beginnt damit, und am Schluß erscheint wieder die Anspielung darauf: zuerst werden neun Tage, dann neun Nächte genannt. Dieser Parallelismus, diese Aehnlichkeit der Versglieder, die einen erhöhten Eindruck hervorbringen soll und in der hebräischen Dichtung so häufig ist, findet sich gelegentlich auch in der germanischen Heidenbibel; zum Beispiel im Rigsmal, Vers 33.

Das ungenannte Wesen des Unster Bruchstückes hängt neun Tage und „neun lange Nächte" am Baume. Der letztere Ausdruck ist thatsächlich dem eddischen gleich, denn „naetr allar niu", wie es in Odins Runenlied heißt, soll einen Begriff von der Länge jener neun ganzen Nächte geben. Wiederum sind die eddischen Worte: „Der Baum, von dem Niemand weiß, aus welcher Wurzel er sproß", in dem shetländer Lied vorhanden; zusammengedrängt in den Ausdruck: „der wurzellose Baum." Sodann hat der Satz: „ein blutig Mal war in seiner Seite, mit einem Speer gemacht" an dem eddischen: „mit einem Speer verwundet" das richtige Gegenstück.

Die Erhaltung eines solchen, theilweise umgedichteten, und dadurch der christlichen Anschauung sich mehr nähernden, uralten Liedes aus germanischer Vorzeit steht übrigens nicht unbedingt vereinzelt da. Wenigstens hat unser Merseburger Zauberlied nachweisbar ähnliche Wandelungen erlebt. In ihm sehen wir Vol (Balder) und Wodan zu Holze fahren; da ward dem Rosse des lichten Friedensgottes der Fuß verrenkt. Drauf sprachen die Göttinnen Sinthgunt und die Sonne, ihre Schwester, desgleichen Freia und ihre Schwester Volla, nebst Wodan, den Zauberspegen über das Pferd, brachten ihm Knochen und Blut wieder in Ordnung, fügten Glied zu Glied so fest, als ob sie geleimt wären. Diese Mär aus deutscher Götterwelt hat sich in Schottland in einer christlichen Umdichtung erhalten, deren heidnischer Inhalt entweder durch Angelsachsen oder Skandinaven herüberkam. Das schottische Lied stellt an Vols und Wodans Platz den „Herrn":

Der Herr ritt;
Das Füllen glitt.

Im Schottischen: „The lord rade; the foal slade" — ganz wie, im Merseburger Zauberliede, Balders Roß als Füllen (volon) bezeichnet ist. Die Schlußworte des schottischen Liedes, die den Zauberspegen enthalten, kommen dem Merseburger ganz nahe. Auch der Stabreim läßt sich in dem schottischen Spruch noch klar erkennen — wie er auch in dem Merseburger Liede scharf ausgeprägt ist. Ein fast gleichlautendes Lied findet sich im norwegischen Volksmund. Anstatt des „Herrn" wird dort Jesus genannt. Aber in Schweden nimmt Oden oder Odin den ihm gebührenden Platz auch heute noch in einem ganz ähnlichen Spruchspegen gegen die Beinverrenkung von Rossen ein.

So zäh haben sich alte Volksgebräuche und Ceremonien, die vielleicht aus der Zeit stammen, wo die Arier auf den Hochebenen Mittelasiens wohnten, bis auf unsere Tage sogar in heidnischem Gewande erhalten.

In finnischen und esthnischen Dichtungen lassen sich bekanntlich (s. Mannhardts „Germanische Mythen") ähnliche Zaubersprüche nachweisen, die an den Merseburger nahe anklingen. In dem esthnischen Zauberspruch ist es „Jesus", der „zur Kirche ging, mit dem Rothroß, mit dem Rappen, mit dem fleischfarb Mausefahlen". Die erfolgte Fußverrenkung des Rosses wird fast wörtlich wie im Merseburger Lied besprochen und geheilt. Auf das Gebiet der verwandten hellenischen und vedischen Heil- und Verjüngungsmären will ich hier nicht eingehen. Nur so viel sei erwähnt, daß alle diese Sagen von einem Roß, einer Ziege, einer Kuh, die geschädigt und dann wieder geheilt und

Digitized by Google

verjüngt worden, auf uralten Naturdienst weisen, in welchem die gleich einem Renner dahineilende Wolke, die fruchtbar machende Wolke, die das Himmelsnaß als nährende Milch auf die dürstende Erde ausströmt, unter der Gestalt jener schnellen, zeugungskräftigen und Nahrung gebenden Thiere gedacht war. Nachdem die Wolke „gebrochen", nachdem sie sich entladen, wird sie von himmlischen Mächten wieder heil gemacht.

VI.

Die Umdichtung in's Christliche, oder vielmehr blos scheinbar Christliche, ist bei dem Runenliede Odins um so weniger auffallend, als gerade in ihm mehrere Anklänge an den „Neuen Glauben" enthalten sind, wie wir solche in den Götterlehren der verschiedensten Völker Asiens, Europas und Amerikas finden. So hören wir in den Versen 17 und 20 von Odins Macht, den Wind und die Wogen des Wassers zu bedrohen, damit die Wellen das Schiff nicht überfallen; ebenso von seiner Kraft der Todtenerweckung. So heißt es in der neunten Zauberformel (Vers 7), des Liedes:

Ein Neuntes weiß ich: wenn Noth mir ist,
Vor der Fluth das Fahrzeug zu bergen,
So wend' ich den Wind und die Wogen ab,
Und stille rings die See.

Es bedarf kaum der Erinnerung an eine ähnliche Stelle im neuen Testamente.

In der zwölften Zauberformel (Vers 20) heißt es:

Ein Zwölftes kann ich: wo am Zweige hängt,
Vom Strang erstickt, ein Todter —
Wie ich ritze das Runen-Zeichen,
So kommt der Mann und spricht mit mir.

Diese Stelle konnte sich leicht in die Erweckung des verstorbenen Lazarus umdichten lassen. Ebenso findet sich in der dreizehnten Zauberformel (Vers 21) der Hinweis auf die Taufe — bekanntlich auch ein germanischer Brauch. Ich erwähne dieses Zusammentreffens von Umständen, weil sich die Leichtigkeit daraus erklärt, mit der gewisse Glaubensbegriffe unserer heidnischen Voreltern in's Christenthum übergeführt und dort umgeschaffen werden konnten.

Außer dem Zeichen des Kreuzes und dem Taufgebrauch besaßen die Germanen die Sage von einer Sintfluth — ganz wie die Inder, die Griechen und andere alte Völker. Die Sintfluth — die große Fluth —, deren erste Silbe mit dem griechischen „syn" oder „sün" (σύν) von gleicher Wurzel ist, wurde durch ein Mißverständniß später in eine Sündfluth umgewandelt. Unter den Germanen rettete sich ein Riesenpaar in ein Boot, wie wir das Gleiche auch in der „Weisheit Salomonis" (Kap. 14, Vers 6) und in den Sagen anderer Nationen lesen. Die Germanen glaubten ferner an eine Himmelsgöttin, Frigg, deren Sohn, Balder, ein Vertreter der Reinheit und Unschuld, zu sterben bestimmt war und der „blutbedeckte Gott" hieß, weil er unter dem von Loki listig geleiteten Geschoß Höders fiel. Zwölf war die Asenzahl, wie unter den Monatsgöttern der Inder, und denen der Aegypter, der Etrusker, der Assyrer und anderer nicht-arischer Völker. Ein dreizehnter Gott, Loki, spielt den Verräther gegen die Zwölf. Der Gott des himmlischen Friedens, Balder, stirbt durch diesen Verräther. Am Ende der Zeiten sollte der erschlagene Gott wiederkehren und das goldene Zeitalter, sozusagen das Tausendjährige Reich, zurückbringen. Diese Wiederkehr ist in der Edda in Worten geweissagt, die auffallend an Stellen in den Evangelien des Markus und Lucas anklingen.

Der Baum, an dem Odin hing, bedurfte, wenn eine Wandelung in's Halbchristliche vorgenommen werden sollte, kaum der Umbildung; denn auch das Kreuz heißt in der Sprache des Mittelalters: „der Baum". Das Kreuz selbst, in der einen oder der anderen Form, findet sich bekanntlich in vorchristlicher Zeit in der ganzen damals bekannten Welt — von China und Aegypten bis zu den Keltenstämmen. Vor Ankunft des Columbus war das Kreuzeszeichen in der Neuen Welt vorhanden; man nannte es in Mexiko: „Baum unseres Lebens", „Baum unseres Fleisches". Die Glaubensboten der römischen Kirche erklärten: Satan müsse in Mexiko seinen Spuk mit dem Kreuze getrieben haben. Darauf erhoben sie das richtige Sinnbild, schlugen im Namen desselben die Heiden todt und beschenkten das Land mit der — heiligen Inquisition. Auf skandinavischen Runensteinen erscheint das Kreuz vor der Bekehrung der Nordmänner. Der Hammer des Donnergottes hatte die Gestalt einer der zahlreichen Kreuzesformen. Dies Sinnbild trug er in seiner doppelten Eigenschaft als Gewittergott und als Ehegott. Mit dem Hammer wurde der Bund zwischen Bräutigam und Braut zusammengeschmiedet. Das Hammerkreuz diente als Weihezeichen der Ehe.

Ein isländischer Freund, Herr Jon A. Hjaltalin, theilt mir mit, daß ein anderes Hammersinnbild Donars oder Thors, in Baumesgestalt:

in seinem Heimatlande noch vor wenigen Jahren als Zauberzeichen benutzt wurde; doch mit verderbter Bedeutung. In Wahrheit ist dies Zeichen das bekannte Nothfeuersinnbild, das man von Indien her kennt, und das auch Dr. Schliemann in Hissarlik und Mykene fand. In seiner Anwendung auf den flammenden Germanengott weist es auf die doppelte Bedeutung desselben, als des Wolkenspalters, der schon als solcher die Fruchtbarmachung bedeutet, wie auch als des Einsegners des fruchtbringenden Bundes der Herzen hin.

Bei Bekehrung der germanischen Stämme mag sich der Baum, in dem Odin hing, und mögen sich die verschiedenen Hammerzeichen Thors leicht mit dem Sinnbilde der christlichen Religion vermischt haben. Vom ersten christlichen Norwegerkönig wird erzählt: „daß, als er vor seinen heidnischen Gefolgsleuten Odins-Minne zu trinken hatte, er, um seine Seele zu retten, heimlich ein Kreuz über den Becher schlug. Darob zur Rede gestellt, ließ er wissen: nicht das Kreuzeszeichen habe er gemacht, sondern Thors Hammerzeichen." Wo solche Möglichkeit der Unterschiebung vorhanden war, läßt sich unschwer begreifen, daß ein heidnisches Lied, welches auf eine „im windbewegten Weltbaume hängende, vom Speer verwundete Gottheit" sich bezieht, allmählich umgedichtet und umgedeutet ward, ohne daß die starken heidnischen Spuren der ursprünglichen Dichtung dabei verloren gingen.

VII.

Noch manche andere, bisher unbekannte und ungedruckte Shetländer Volksreime sind neuerdings in meinen Besitz gelangt. Nicht einer der wenigst merkwürdigen ist ein Zauberspruch gegen Nacht-Maren. Es beginnt zwar dieser Spruch mit „Ritter Arthur" (Arthur Knight), weist also den Einfluß des britischen Sagenkreises bis nach jener hochnordischen Eilandgruppe auf; im Uebrigen ist er aber offenbar germanischen Ursprungs. Ich glaube unter „Arthur" und seinen „Mähren" (Mares) deutlich Odin und seine berittenen Schlachtjungfrauen zu erkennen — wie ja auch der Zusammenhang des deutschen Aberglaubens von der Nacht-Mar, der Pferde-Mar und der Wal-Riderske mit dem ehemaligen Glauben an die Wal-Küren erwiesen ist.

Die Lebenskraft dieser alten Glaubensformen ist in der That wunderbar. Wenn auch mit einer Masse fremden Stoffes überdeckt, hauchen sie immer noch ihren geisterhaften Inhalt aus. Asgard und Walhalla sind in Trümmer gesunken. Der allnährende Baum der germanischen Weltanschauung ist von der Lohe umwirbelt worden. Aber in der glimmenden Asche erblicken wir manchmal noch etwas wie den Hammer des Gewittergottes, Odins goldenen Helm und blitzenden Speer, Freias glänzendes Halsgeschmeide, oder auch die nächtigen Rosse der Schildmädchen, die im Leichenbrande eines gestürzten Götterglaubens umkamen.

Karl Blind.

Digitized by Google

Das Serail von Top-Kapu.

Um eine der Wirklichkeit annähernd entsprechende Vorstellung vom Leben und Treiben am ehemaligen osmanischen Hof zu bekommen, muß man sich im alten Sultanspalast umgethan haben.

Die Steine sprechen hier eindringlicher als eine Feder zu beschreiben vermöchte, die Decoration regt dazu an, die lebendige Scene vor unsern Augen wieder erstehen zu lassen.

Die Lage für diese kaiserliche Residenz, die als Serail von Top-Kapu (Kanonenthor) oder als Yeni-Serail (Neuer Palast) bezeichnet wird, konnte nicht glücklicher gewählt werden — wenn gewählt werden konnte, was sich gebieterisch von selbst aufzwang; krönt sie doch gewissermaßen diesen herrlichen Punkt des Erdballs, an dessen Schönheit Erde, Luft und Meer im regsten Wettstreit ihre reichsten Gaben gespendet zu haben scheinen.

Der abendländische Fremde, der sich eine Art maurisches Versailles vorgestellt haben mochte, wird freilich vorerst sehr enttäuscht sein, weniger noch durch den Anblick des „Serails" von Außen, als durch die innere Bauart, Eintheilung und Ausschmückung, obschon auch der äußere Anblick durch die am Fuße des Hügels angebrachten Eisenbahnbauten und Schienenstränge, durch die gelbgetünchten Mauern und die nüchternen Terrassirungen, mit Eins durch das Ueberwuchern von prosaischen Utilitätszwecken schwer geschädigt ist.

Im Innern fehlt alles Monumentale, Prunkvolle, und nur an wenigen Punkten kann sich das Auge an Werken der Menschenhand erfreuen.

Auch der orientalische Prunk entspricht den abendländischen Ansprüchen nicht und auch dieser Begriff ist zwei ganz verschiedenen Weltanschauungen und Grundbedingungen entwachsen.

Wir betreten die Sultansstadt.

Diese Bezeichnung dürfte der Oertlichkeit weit besser zukommen als diejenige mit „Palast".

Das Serail mit seinen Gürteln von Ringmauern, mit seinen weit ausgedehnten Hofräumen, Baumanlagen, Säulengängen und seinen zahlreichen Kiösken ist eine Stadt in der Stadt, im rein ottomanischen Sinn, auf Grund und aus dem Gedanken des verschanzten Lagers erstanden.

Wir treten durch das Bab humajun (kaiserliches Thor) ein, welches gegenüber der Aja Sofia gelegen ist, nächst einem jener schönen Kiöskbrunnen, die einer andern Epoche angehören und mit ihr leider zu verschwinden drohen.

Der in den äußersten, roh gefügten Ringwall eingemauerte Eingang mahnt trotz seiner puritanischen Einfachheit an einen arabischen Entwurf.

Wir befinden uns in einem der äußersten Hofräume, einer ausgedehnten Fläche, die jedoch keineswegs so flach ist, um willkürliche Hebungen und Senkungen des Terrains auszuschließen.

Zahlreiche Steine liegen verstreut umher. Wer sie dahin gebracht hat? Warum sie da liegen? Weshalb sie nicht fortgeschafft werden?

Ueberflüssige Fragen!

Sie liegen dort, weil und so lang es eben sein soll.

Das versengte Grünbraun einiger Rasenansätze, an denen keine Spur einer ordnenden Hand sichtbar wird, und die dunklen Zweige einiger Cypressen bringen in den monoton gelblichen Grundton des Hofraumes, darin die Verlassenheit und Verwahrlosung aus allen Ecken und Winkeln gucken, etwas Schattirung.

Links vom Eingang erfreut sich eine geräumige Holzbaracke ihrer mehr als zwanzigjährigen Baufälligkeit; sie rechtfertigt einigen Anspruch auf Beachtung, nämlich vom malerischen Standpunkte aus. Der ehedem ockergelbe Anstrich ist vom grauen Grundton verwitterter Balken kräftig schattirt. Wo die Fensterflügel nicht fahnenartig aus ihren Rahmen heraushängen, sind die zerbrochenen Scheiben mit Papier verklebt oder durch Papier ersetzt. Daß die Ruine nicht verlassen sei, erlaubt hie und da ein abgerissener durchräucherter Vorhang zu vermuthen, der sich durch die blinden Scheiben hindurch einem scharfen Blick offenbart; daß sie nicht einer gewissen officiellen Bedeutung entbehre, bekunden einige Wagen und galonirte Reitpferde, die vor dem Thore warten, und ein Schwarm „Publicum", der vor demselben gelagert ist.

Die eleganten Coupés und die mit reichen Decken bekleideten Pferde, und der problematisch bekleidete Rudel von Weibern und Männern — nicht aus Galanterie, sondern aus Rücksicht für die Majorität nennen wir die Frauen zuerst — harren vor den Pforten des Finanzministeriums.

Ein nicht unbefangenes Gemüth würde die äußerliche Repräsentation dieses Verwaltungszweiges als symbolisch deuteln und bezeichnen, besonders da, wie wir hinzufügen wollen, die Corridore und Gemächer und deren Möblirung mit dem äußern Aussehen in fatalem Einklang stehen.

Wir aber sind unbefangen und wollen uns mit derlei Betrachtungen nicht aufhalten.

Dem Finanzministerium zunächst erhebt sich die kleine Moschee, in welche die ehemals byzantinische Irenenkapelle bekehrt wurde. Rings um dieselbe liegen verschiedene Kapitäle, Bruchstücke von Säulen, Denksteine und Steinsarkophage. Sie sind für das Zukunftsmuseum bestimmt, welches einmal in Frage kam —, und seitdem wie Vieles hier zu Land in Frage blieb: Allah kerim! — Etwas tiefer liegt ein roher Kuppelbau in massiger Steinfügung, die kaiserliche Münze (Zarbhane). Wenn wir den abschüssigen Pfad zu unserer Linken längs dem Münzgebäude hinabstolpern, so gelangen wir durch eine Thorwölbung ohne Thor in den untern baumbeschatteten Vorraum, dessen eines Thor gegenüber der „Hohen Pforte" mündet. Es diente ehemals zum Ausstellungsort für vom Kismét ereilte Paschaköpfe.

Auf der schartigen Ringmauer, zunächst diesem Thor, erhebt sich ein stattlicher Kiösk, nach welchem innerhalb der Mauer ein Reitweg führt. Treppen sind im kaiserlichen Palast gänzlich verpönt.

Nur aus diesem äußersten Kiösk konnten die Sultane ein Stückchen Straße und ein wenig Straßenleben beobachten. In dem verwahrlosten Gehölz, aus welchem mit Leichtigkeit ein prächtiger Park herzustellen wäre, erhebt sich noch ein anderer Kiösk, dessen Bauart an maurische Vorbilder mahnt. Die Innenwände sind mit jener blau gezeichneten Fayence ausgetäfelt, deren Verfertigung frühere Sultane sehr begünstigten und in der sich namentlich die Perser auszeichneten. Viele Moscheen sind mit diesen Fayencetafeln — sehr zu ihrem Vortheil — ausgeschmückt. Gegen das Ufer des Marmarameeres zu, das jetzt Eisenbahnstränge verunzieren und wo dampfende Locomotiven ihr Unwesen treiben, war das Gehölz durch den zierlichen Holzpalast abgegrenzt, der im Jahre 1863 in Flammen aufging.

Doch wir wollen nicht abschweifen, nicht den Hügel nach dem Gehölz hinuntersteigen, sondern unentwegt und gerade aus in das Serailinnere vordringen.

Dem „kaiserlichen Thor" gegenüber liegt das Orta-Kapu (Mittelthor) in einer bereits durch Mörtelanwurf cultivirten andern Ringmauer. Das Thor ist von zwei Thürmen, die an einem abendländischen Schloß nicht abstechen würden, überragt.

In der Thorwölbung, die mit Waffen und Feuerhaken ausgestattet ist, lungern mehrere Diener umher.

Diese ausrangirten Diener von Top-Kapu haben gar keine Bedeutung; sie leben im Schatten und bilden gewissermaßen den Serailtroß. Um so mehr fühlen sie das Bedürfniß, bei Gelegenheit sich den Anschein von Wichtigkeit zu geben.

Einer ruft uns an, ohne im Uebrigen sich in Bewegung zu setzen: He Efendi!

Was gibts, Agha?

Wohin willst Du, Efendi?

Das siehst Du ja, in's Serail hinein.

Ja so! Woher kommst Du, Efendi?

Aus meiner Wohnung.

Ja so! Aber wer, was — wessen bist Du?

Mein eigener Sklave und als solcher der Diener des Padischah.

Ja so! — Nun gut — Du kannst eintreten.

Der Agha raucht im Bewußtsein erfüllter Pflicht mit Behagen seinen Tschibuk weiter.

Digitized by Google

Die Innenseite des Thorganges ist durch sehr verblaßte Wassermalerei ausgeschmückt; es sind Landschaftsbilder und Perspectiven in ziemlich primitiver Auffassung.

Der zweite Hof, in den wir gelangt sind, ist ringsum von Säulengängen abgegrenzt. Die Säulen dieser offenen Gänge und diese selbst sind ohne jeden Schmuck, einfach kalkübertüncht. In diesen Gängen führen einige Thüren, die durch große rothe Tuchvorhänge geschlossen sind und über denen in arabischer Schönschrift riesige Bismillah! prangen, nach den Gemächern der hier gelegenen äußeren Dienstgebäude; sie sind wie alle Gebäude des Serails ebenerdig und von zahlreichen Kuppeln überdacht.

Den Hofraum selbst, der von hohen Bäumen beschattet wird, durchschneidet, von einem Eingang zum andern, eine stattliche Cypressenallee.

Hier herrscht ungestörter Klosterfrieden. Nur Tauben, die aus den Zweigen der Bäume girren, und Vögel, die sich hierher genistet haben, beleben die tiefe Stille.

In der vorderen linken Ecke unterbricht ein großer complicirter Kiösk, dessen Kuppel von einem Thurm überragt wird, die Einförmigkeit des Ganzen.

Dieser von einem Eisengitter umschlossene Kiösk besteht aus mehreren Abtheilungen. Unter der Kuppel des Hauptgemachs versammelten sich früher unter dem Vorsitz des Großveziers oder dessen locum tenens (Kaimakam Pascha), und manchmal unter der geheimen Aufsicht des hinter den Gittern seiner Loge verborgenen Sultans, die Veziere zu besonderen Divanen.

Der damals gebräuchliche Titel „Vezier der Kuppel" stammt von dieser höchsten Rathsstube her und bezeichnete den Rang der Großen des Divans. Es sei hier nebenbei bemerkt, daß Divan Genienversammlung bedeutet, da das persische Wort diw gleichbedeutend mit dem arabischen Dschinn (Dämon) ist. Daß den Divanen der Dämonengeist innewohne, dem sie die hochtrabende Bezeichnung verdanken, ist nur selten wahrgenommen worden, sondern sie haben weit öfter der Darstellung des persischen Verses: „Zum Rath versammeln sie sich, setzen sich, sprechen und erheben sich", entsprochen.

Wir gelangen nun zum letzten Thor, welches nach den weißen Eunuchen, die hier strenge Wache hielten, den Namen Aghaler-Kapussi führt; es ist von dem im Orient üblichen Vordach überdacht, und gleichfalls mit Wassermalerei, außerdem aber mit einigen Vergoldungen geschmückt: kurzum es hat unter den drei Thoren entschieden das gezierteste Aussehen.

An diesem Thor wurden noch in jüngster Zeit die großen Ceremonien abgehalten, wie z. B. die Entgegennahme der Huldigung bei der Thronbesteigung und anläßlich der Bairamfeste. Der Sultan steht — früher saß er — am Thron auf einem golddurchwirkten Lauftuch, welches von Kammerherren gehalten und am andern Ende von den dazu Berechtigten der Reihe nach an die Lippen und die Stirne geführt wird.

Einst war dieses Thor eine Schranke für die Außenwelt, so unüberschreitbar wie keine Klosterpforte eines Ordens von den strengsten Gelübden. Ueber diese Schranke, in diese Welt drang selten ein Wort, ein Hauch von außen, und wenn es geschah, so war es gewöhnlich ein vernichtendes Donnerwort, ein rasender Sturmwind, der selbst die letzte Schranke zerbrach und das Heiligthum durchfegte, um nach vollbrachtem Frevel wieder demüthig und gebändigt vor der unüberschreitbaren Pforte zu säuseln.

Jetzt verwehrt uns kein Eunuche, weder der alte Weiberkopf eines weißen, noch die Bulldogsnase eines schwarzen, den Eintritt in das, einst von dem Esrar humajun, (kaiserliches Geheimniß) tief umhüllte Hausinnere der Sultane.

Vor Zeiten würden wir, wenn überhaupt, mit der bangen Empfindung eingegangen sein, mit welcher man eine Löwenhöhle betreten dürfte, heute bewegt uns nichts, es sei denn etwa Neubegierde. Tempora mutantur et nos . . .

Die 600 Leibdiener (Enderun aghaler), die einst als unmittelbare Bedienung den „Herrn der Welt" umgaben, durften in keinerlei Verkehr mit der Außenwelt stehen und mußten unbeweibt sein. Jedoch war es täglich Zweien von ihnen gestattet, ihre Eltern oder nächsten Angehörigen in der Stadt zu besuchen. Hierzu wurden sie besonders gekleidet, mußten jeder an diesem Thor, der Wache, 8 Achtsche Austrittsgeld bezahlen und bestiegen außerhalb des Orta-Kapu besondere Pferde, auf denen sie nach den betreffenden Häusern gebracht und nach 24 Stunden von dort wieder zurückgeführt wurden.

Innerhalb des Thores der weißen Eunuchen und zu jeder Seite desselben ist je ein Schild angebracht, darauf, in der Runde, die Namen aller regierenden Sultane der Dynastie nebst dem Datum ihres Regierungsantrittes und ihres Hinscheidens aufgezeichnet sind.

Der Hofraum, enger als die früheren, ist gleichfalls von Säulengängen eingefaßt, wie der Mittelhof; der Gesammtcharakter bekundet weniger die Verlassenheit. Die Bäume und Sträuche sind hier gepflegt, vielleicht zu sehr gepflegt; sie verrathen die allzu peinliche Herrschaft der Baumscheere.

Dem Thor gerade gegenüber steht ein Kiösk. Es ist der einstige Audienzkiösk (Arz-Kiöski). Sein innerer Raum entspricht einem gewöhnlichen Wohngemach von ungewöhnlicher Höhe. Von hoch oben fällt das spärliche Licht durch kleine Fenster, die an die Kuppelwölbung stoßen.

Ein schmaler Mantelkamin und diesem zunächst der himmelbettartige Thron auf vier Säulen, sind die einzigen Gegenstände in diesem schmucklosen Gemach.

Wenn der Sultan, was sehr selten geschah, einem Botschafter Audienz gewährte, so saß er mit gekreuzten Beinen auf dem Kissen des Thrones; sein Krummsäbel, Zeichen des Sultanats, war an eine Säule gelehnt. Der Botschafter wurde hierher eingeführt, d. h. hereingetragen von zwei Hofoffizieren, die ihn unter den Armen faßten und hielten, nachdem er vorher seines Degens entledigt und dafür mit einem landesüblichen Pelz bekleidet worden war. Freilich verblieb ihm der gewöhnlich sehr kostbare Pelz als Erinnerung. Einige Schritte vom Audienzkiösk erhebt sich ein anderer: er enthält die großherrliche Bibliothek.

Kleine Divane in den Fensternischen, vor denselben Lesepulte mit Perlmutter, Elfenbein und Schildkröte ausgelegt, und längs den Wänden offene Schränke mit Abtheilungen und einige große Standuhren möbliren das Gemach. In den Fächern der Schränke liegen die Bücher nach der Quere.

Ibrahim Bey, der quasi major domus dieses Serails, ein osmanischer Typus aus alter Zeit im besten Sinne, der die ihm anvertrauten Räumlichkeiten und Sammlungen mit Liebe hütet und in musterhafter Ordnung hält, gab mir bei meinen Wanderungen freundlichst den Cicerone ab. Er langte aus einem der Schränke ein Buch hervor und reichte es mir hin. Wie eine gewichtige Bombe fiel es in meine Hände. Es war ein Lieblingsbuch des Sohnes Tamerlans, ein Meisterstück in seiner Art und eines Kaisers würdig. Die Lederdecken des Einbandes sind auf das Kunstvollste und in seltener Vollendung gravirt, die spiegelglatt glänzenden Papiertafeln in verschiedenen Farben sind mit Goldarabesken und Verzierungen reich unterlaufen, die Schrift ist ein Triumph orientalischer Kalligraphie. Dabei sieht sich das Ganze an als wäre es erst gestern aus der Hand des Schreibers hervorgegangen und hätte nicht vor mehr als vier Jahrhunderten dem Sohn des gewaltigen Landverderbers gedient.

In der vorderen linken Ecke des Hofes erhebt sich eine große Steinplatte, zu welcher von rückwärts (vom Säulengang aus) zwei Stufen führen; es ist der „Binek-tasch" d. h. der Aufsteig für die Sultane, wenn sie zu Pferde stiegen; dicht daran befindet sich eine Art Cisterne wohlverschlossen; sie ist zur Aufnahme für den Kehricht aus dem heiligen Gemach bestimmt, wo die Reliquien des Propheten aufbewahrt werden. Zu diesem Gemach, sowie zum „Sünnet-odassy" (Beschneidungsstube) gelangt man durch die äußerste linke Thür, die gleich allen übrigen durch einen Thürvorhang abgeschlossen wird.

Dieser Thüre gegenüber im rechten Säulengang führt ein mächtiges Eisenthor in die „Hazne-Humajun" (kaiserl. Schatzkammer). Diese Schatzkammer enthält außer den Werthgegenständen, welche die Sultane hinterlassen haben, wenigstens je eine Kleidung von jedem. Ein Turban des Eroberers ist hier aufbewahrt gleich dem blutigen Hemd von Abdul-Aziz. Diese Klei-

Digitized by Google

dungsstücke sind in einer besonderen Abtheilung aufbewahrt, jedes in seiner „Bochtscha".

Die Bochtschas sind Tücher, in welchen die Orientalen und Orientalinnen jedes Kleidungsstück besonders verwahren, ehe sie es in die Truhe, neuerlich in den Schrank, legen; oft sind diese viereckigen Tücher sehr kostbar durchwirkt und kunstvoll gestickt.

Die Schatzkammer war ehedem zugleich kaiserliche Kleiderkammer, und wenn der Sultan sein Kleid wechseln wollte, so wurde aus der Schatzkammer das neue gebracht und das abgelegte daselbst hinterlegt. Desgleichen wurde es mit den Pfeifen, Dosen, Stöcken, Waffen und anderen Gegenständen, deren er sich bediente, gehalten. Der Hofraum ist nach vorne hin nicht abgeschlossen, und wir gelangen zwischen den Gebäuden und Mauern durch ein Gäßchen in den Garten, der den äußersten Rand des Hochplateaus einnimmt, auf dem das Serail gelegen ist und von dem es Stadt und Hafen, Inseln und Berge, Bospor und Meer überragt. Das Bild, das sich hier dem Blicke bietet, ist unvergleichlich: eine Welt von Schönheit und Größe.

Zur Linken mündet der Flügel, in welchem sich das erwähnte Sünnet-odassy und die Reliquienkammer befinden, auf ein Wasserbassin.

Die Außenseite hat ein charakteristisch orientalisches Gepräge. Der Säulengang, welcher um die Gemächer läuft, ist von Glaswänden geschlossen. Hinter diesem Theil dehnen sich die Räumlichkeiten des Harem aus.

Jetzt wird er von den Wittwen der Hingeschiedenen und deren Gefolge, und auch von anderen Damen a. D. des Palastes bewohnt.

Dem Bassin gegenüber erhebt sich der Kiösk von Bagdad, durch Sultan Murad IV. erbaut, jenem gewaltigen Herrscher der Osmanen, der mit Recht den Beinamen „der Grausame" führt, und trotzdem, zu seiner Zeit sowohl als im Gedächtniß der Nachwelt, zu den populärsten Erscheinungen der Dynastie gezählt wird. Murad IV. entsprach eben dem nationalen Genius und erfüllte dessen Ansprüche, denn der Tyrann, dessen Zorn mit Köpfen spielte, war ein Eroberer, und die Furcht, die er einflößte, war mit Bewunderung gepaart.

Dieser Kiösk erscheint als die Perle in der Stadt der Kiöske und dürfte dem Bilde nahezu entsprechen, wie es sich die Phantasie des Abendländers von der Sultanszeit entwirft. Auch der Kunstverständige wird in seiner Ausschmückung Manches entdecken, was der Beachtung werth erscheint. Die Thüren, die von verschiedenen Seiten in den Kiösk führen, sind meisterhaft in Perlmutter, Elfenbein und Schildkrot ausgelegt, wie Alles, was sonst im Gebäude von Holz ist. Die Wände sind mit jenen schönen blauen Fayenceplatten ausgetäfelt, von denen früher die Rede war; die freie Galerie, welche auf schmucken Säulen rings um den Kiösk läuft und bei dem herrlichen Ausblick auf die Gegend einen wonnigen Aufenthalt bietet, ist im Einklang mit dem Hauptgebäude ausgeschmückt. In dem Kiösk selbst sind dicht an der Kuppelwölbung Galerien angebracht, die den Raum stimmungsvoll füllen und die Nüchternheit der Grundlinien sehr glücklich brechen. In den Fensternischen sind prachtvoll gestickte Divane, hier und da die bekannten eingelegten Möbelstücke.

In diesem Sanssouci verbrachte der Sultan und mancher seiner Nachfolger tagüber die Zeit, wenn er im Serail anwesend war. Hier wurde Schach oder Tavla gespielt, hier wurde geraucht und hier wurde gespeist. Alles in ein und demselben Raume. Für einen Wohnungsluxus, wie die abendländischen Potentaten ihn bedurften, hatten die Enkel Osmans keinen rechten Sinn. Ob auch abgeschlossen — lebten sie möglichst im Freien, ob auch ansässig — unterm Zelt.

Das Serail in seiner Blüthe stellt bereits den zweiten Abschnitt in der Existenz und Geschichte der Sultane dar. Die ersten Herrscher der Dynastie, die Eroberer, finden wir zumeist unterm Zelt, zu Roß und inmitten ihrer Krieger, d. h. ihres Volkes. Ihr Hofstaat war kriegerisch, sie sahen, hörten, handelten selbst. Ihren persönlichen Nimbus erhöhten ihre Thaten.

Die Sultane der spätern Zeit hüllten sich in die geheimnißvolle Abgeschiedenheit des Serails, sie sahen nur mehr durch ihre Umgebung, hörten nur mehr durch sie, handelten nach ihr; ihre Macht war zeitweise die scheinbare Freiheit einer Laune oder die Zügellosigkeit einer Leidenschaft.

Die Einzelnen, die über das Gefängniß, aus der eingeengten Atmosphäre hinausstrebten, wie Selim III., gingen zu Grunde, bis es Sultan Mahmud II. gelang, durch einen Staatsstreich, durch eine Revolution sich eine neue Stellung zu gründen, man könnte sagen, an die erste Epoche wieder anzuknüpfen.

Das Uebergangsstadium mit seinen Widersprüchen, Zwischen- und Rückfällen währte bis zum heutigen Tag, wo der Enkel des Reformators, der Khalif von Gottes Gnaden, sich als ersten verfassungsmäßigen Kaiser der Ottomanen proclamirte. Die Tage des Glanzes für das Serail waren die Zeiten des Niederganges für Reich und Volk. Das Serail ist verwaist, möge dieses Zeichen zum glücklichen werden und das Symbol hierdurch einen tieferen Sinn erhalten!

Murad Efendi.

Die Weltausstellung von 1878.

II.

Der Trocadero.

Wir treten diesmal durch den Trocadero ein. Die monumentale Wirkung der Eingangspforte ist hier viel bedeutender als auf dem Marsfeld. Das nach Großartigem lechzende Auge wird hier nicht durch die ganz gewöhnliche hölzerne Einplankung beleidigt. Allerdings hätte man für die Außenseite des Trocaderopalastes eine glücklichere Farbe wählen können. Betrachtet man das Gebäude von der nach Chaillot führenden Avenue, so nimmt sich der untere Theil zu griesgrämig-gefängnißartig aus. Die Ansicht ist eine viel vortheilhaftere, wenn man durch die Wölbung in das Innere gelangt, in die zwei Reihen Loggias mit dem wohlthuenden steinernen Aufputze der symbolisirenden Statuen, welche, 35 an der Zahl, die verschiedenen Gewerbe und Künste darstellen, jedes Standbild aus dem Atelier eines anderen Künstlers. Es sind ehrliche, gutgemeißelte, leidlich prüde drapirte Damen, diese verschiedenen „Musik", „Malerei", „Dichtkunst" ꝛc. Sie garniren vollkommen den Platz, der ihnen angewiesen ist, und entsprechen vollständig dem Zwecke, auf dem Gesimse des ungeheuren Hufeisens eine Art artistischer Wache zu halten. Besondere Eigenschaften kann man jedoch diesen Standsäulen nicht abgewinnen, dagegen ist die ungeheure „Renommée" auf der mittleren Kuppel, also des Gebäudes Krönung, des bewährten Namens Millets durchaus würdig; leider ist die Höhe, von welcher aus die lärmende Göttin in's Horn stößt, um die Völker von fern und nah herbeizurufen, eine solch schwindelhafte, daß man beim besten Willen nicht viel von dem Prachtstücke zu sehen bekommt. Man muß es eben noch im Atelier des Künstlers bewundert haben, um die Vorzüge dieser geistvollen Ausführung eines ziemlich vulgären Stoffes zu würdigen.

Das Trocaderopalais sieht einer viel längeren und ruhigeren Zukunft entgegen als die riesige Industriehalle da drüben auf dem Marsfeld, von welcher Ende November kaum eine Spur übrig geblieben sein wird. Der mächtige Bau auf dem Hügel dagegen ist für die Dauer. Was man damit anfangen will, ist noch Geheimniß des administrativen Olymps; man vermuthet, daß die immer an Quantität außerordentlich zunehmende Gemäldeausstellung von dem doch wirklich genügenden langen und breiten Industriepalais nach dem Trocadero übersiedeln wird. Daher trägt dieser Bau überall einen conservativen Stempel, während drüben im Champ de Mars bei aller entfalteten Pracht doch überall ein gewisses Merkmal der Flüchtigkeit zu entdecken ist. Man kann es daher auch gewissermaßen entschuldigen, wenn das Trocaderopalais heute noch gänzlich leer ist; wenn vor Tag und Woche in den Festhallen kein Fest gegeben, in den Concertsälen keine andere Musik ertönt als jene der immerwährend thätigen Werkzeuge, und in den Vortragssälen noch nicht — geschlummert

Digitized by Google

wird. Das Alles bleibt uns ja für später aufbewahrt, vorläufig müssen wir mit der Außenseite vorlieb nehmen. Wie erwähnt, stellt der Palast ein hufeisenförmiges Amphitheater vor, nach Außen geschlossen, im Innern mit offenem Säulengange von blendend weißem Marmor und hellroth angestrichenen Wänden. Der mittlere Theil des Gebäudes bauscht sich zu einer Art Rotunde auf, bei deren Entstehung offenbar die berühmte Wiener Rotunde aus dem Jahre 1873 den Baumeistern vorschwebte, trotzdem Herr Ingenieur Krantz, der Generalgewaltige der Ausstellung, erklärte, nur „Neues" schaffen und jede Nachäffung im Vorhinein ausschließen zu wollen. In dieser Rotunde befindet sich die ungeheure Festhalle, sie beginnt im ersten Stockwerk, erreicht aber eine kolossale Höhe durch die Kuppel, welche hier als Plafond dient, mit ihrer riesigen Laterne, ein harmonisches Mittelstück zwischen den 82 Meter hohen Thürmen, welche die Kuppel zu beiden Seiten flankiren. Die Architektur dieser Thürme blieb lange ein undurchdringliches Geheimniß vermöge der Balkengerüste, welche erst einen Tag vor der Eröffnung beseitigt wurden. Jetzt, da das Auge die freie Aussicht auf die Thürme genießt, zweifelt es noch immer, in was für eine Kategorie diese Schildwachen des Trocadero zu rangiren sind, die man von weitem freundlich winkend erblickt, wenn der Ausstellungsbesucher in der Stadt vergebens nach einem Fuhrwerk fahndet, das ihn hinaustransportiren könnte. Erprobte Reisende, welche sich viel in Italien herumgetrieben haben, wollen eine Art von Analogie mit den „alten Thürmen" in Florenz entdecken, während der unbefangene Laie sofort an die Minarets gemahnt wird und unwillkürlich nach dem Muezzin lauscht. Die Wirkung ist indessen keine üble.

Neben der Rotunde erstrecken sich links und rechts zwei Galerien, die mit der Seine parallel laufen und mit Loggien versehen sind. Um das Gesimse der Rotunde herum läuft eine balkonförmige Terrasse, welche durch fünf gleichmäßig vertheilte Thürme unterbrochen wird, die mit den beiden Hauptthürmen concurriren. Die Bauart der kleinen Thürme ist genau die nämliche wie jene der großen, ein aus Ziegelwerk errichteter Cylinder mit einer kleinen Terrasse und einem Kiosk, der in einer Spitze ausläuft, darauf die tricolore Fahne. Unter diesem circularen Balkon zwischen den sich erhebenden Thürmen sind riesige Bogenfenster mit Glasmalereien, die nicht gerade Meisterwerke sind, aber wenigstens das für sich haben, zeitgemäße Stoffe zu behandeln. Durch diese Riesenfenster sowie durch die Glaswände der oberen Laterne wird der Festsaal sein Licht erhalten, während die großen Säulengänge, die sich um die Rotunde winden, den zu den Festen geladenen Gästen, welche darin überzählig sind und ersticken, einen willkommenen und vielen vortheilhaften Ruheplatz bieten, denn man erblickt von hier aus das ganze Panorama von Paris, ein Bild, welches vielleicht in der ganzen Welt seines Gleichen sucht. Dieses herrliche Belvedere ruht auf einem marmornen Postament, dem ebenfalls roth bemalten Säulengang, welcher zu den beiden Vestibules führt, die ziemlich einfach decorirt sind, sich aber durch sechzehn herrliche starke marmorne Säulen auszeichnen, die mit wunderschönen Kapitälen verziert sind. Es ist nicht carrarischer Marmor, der in diesen Steinen steckt, sondern ebenso blankes jurassisches Gestein, eine neue Entdeckung, welche fast ausschließlich für die Ausstellung bis jetzt ausgebeutet wurde. Die beiden Vestibules, die sich unter den Conferenzsälen befinden, welche den Festsaal flankiren, gewähren freie Aussicht auf die links und rechts sich dahinwindenden Flügel, die für die eigentliche Ausstellung der retrospectiven Künste bestimmt sind. Die Decoration der beiden Flügel, welche in der Mitte durch einen mit Kuppel versehenen Pavillon abgetheilt und durch einen anderen ähnlichen Pavillon abgeschlossen werden, ist namentlich durch die Mosaikplatten des Fußbodens bemerkenswerth. Der Decorateur ist der Mosaicist der Neuen Oper; man kann diese Wahl nur billigen, da ja die Mosaikdecoration des von Herrn Garnier errichteten Palastes zu dieser Mosaik-Orgie Anlaß gab. Vorläufig ist in den beiden Flügeln vorn nichts Retrospectives zu sehen, man beginnt kaum hie und da einen Auslagskasten zu erblicken, der bestimmt ist, die Schätze irgend eines Museums oder eines Fürsten des Antiquarsaches zu beherbergen. Vorläufig begnügen wir uns noch wohlweislich mit den Namen der Künstler, welche all die schönen Herrlichkeiten geschaffen haben, die man da sehen wird. Diese Namen prangen überall; sowohl auf der äußern Façade wie in den Loggias, sowohl in der Festhalle wie in den mit pompejanischem Geschmack decorirten Nebenhallen mahnt uns Alles an die klassischen Vertreter der Malerei, der Bildhauerkunst, der Musik 2c. Wo sich dem Besucher das gewaltigste, im richtigen Bewunderungstone ausgebrachte Ah! entringt, das ist ohne Streit beim Wasserfall. Man kennt wohl die Vorliebe der Franzosen für derlei Baulichkeiten, Saint Cloud und Versailles geben Zeugniß davon; wenn draußen die Grandes eaux spielen, so zeigen es riesige Plakate an, und Alles wallfahrtet hinaus wie zu einen Nationalfest oder zu einem von allen möglichen geistlichen Behörden empfohlenen Mirakel. Auch die reicheren Provinzstädte, namentlich Marseille, haben sich herrliche Wasserspiele mit nicht geringen Kosten gegönnt. Das Jeu d'eau des Trocadero zeichnet sich durch seine durchaus correcte vornehme, äußerst imponirende Einfachheit aus; hier speien nicht apokalyptische Ungethüme das Wasser aus ihren Rachen oder Rüsseln, wie in Saint Cloud. Acht riesige, regelmäßig abgestufte marmorne Becken von ungeheurer Breite leiten die Wassermassen bis in das letzte gehörig tiefgegrabene Becken, in dessen Mitte noch ein gewaltiger Springbrunnen seine Strahlen emporsendet. Die ganze Cascade nimmt den Raum der früher so viel wegen ihrer Nutzlosigkeit und der vielen Herstellungskosten besprochenen und bekämpften Marmorstiege des Baron Haußmann ein. An Stelle der Treppe finden wir den Behälter, aus welchem die Wasser hervorquellen, das sogenannte Chateau d'eau, eine zierliche, sehr elegant ausgeführte Wölbung mit zwei Nischen links und rechts für zwei symbolisirende Statuen: Luft und Wasser. An Bildsäulen hat es rings um die Cascade herum keinen Mangel, außer den zwei erwähnten gibt es noch sechs auf der Platform: Europa, Asien, die beiden Amerika, Afrika und Australien, mit den entsprechenden Attributen. Diese Statuen sind vergoldet und schimmern von weitem, nehmen sich aber leider zu sehr als Briefbeschwerer aus. Ebenso vergoldet sind die vier Thierstücke um das große letzte Becken: Pferd, Elephant, Ochs und Rhinoceros. Sämmtliche vier Statuen zeichnen sich ebenso stark durch die Originalität der schillernden Ausstattung wie durch die kühne Ausführung aus. In dem Ochsen des bewährten Meisters Cains steckt, wie das Thier mit seinen großen Augen gegen den Himmel glotzt, ein ebenso gutes Stück richtiger Philosophie wie in dem Gedanken, statt eines zahmen apportirenden Circuselephanten einen Pachyderm in wuthschnaubendem Zustand herzustellen, der in wilder Hatz durch Schilf und Wälder springt, die mächtigen Ohren zerzaust herabhängend und den Rüssel heftig drohend nach oben, den breiten Rachen geöffnet zum Schlachtengewieher. Ein nicht weniger seltsames Kunstwerk ist das Rhinoceros; dieses plumpe Ungethüm wendet dem Wasserspiele und daher auch dem zuschauenden Publicum die Kehrseite zu, die Hautschürfungen und die vielfachen Ringel des bizarren Körperbaues sind derart bearbeitet, daß man schwören würde, das Rhinoceros habe Hosen an wie der Floh im Faust.

Der Trocadero ist neben dem historischen Sammelplatz der Kunst auf der Ausstellung auch der Vertreter der jahrmarktlichen Seite derselben.

Hier zeigt sich fast jede Nation, die wir drüben auf dem Marsfeld bei ihrer industriellen Thätigkeit beurtheilen, von ihrer intimen Seite. Frankreich z. B. führt uns mitten in eine Waldung der Ardennen oder Cevennen. Aus dem Gebüsch, inmitten der Bäume, erhebt sich das behäbig aussehende Forsthaus, zu welchem eine in einen Miniaturfels gehauene Stiege, 5—6 Stufen ungefähr, führt. Links und rechts hat man in natura eine Dickichtdecoration ausgeführt und unten rieselt ein Bächlein mit freundlichem Gemurmel. Im Hause selbst wird keine Försterfamilie wohnen, dafür wird man eine bunte Reihe ausgestopfter Waldthiere und Waldvögel neben einer Musterkarte der französischen Waldflora erblicken.

Digitized by Google

Gehen wir einige Schritte weiter, so stehen wir mitten in der Berberei. Tunis hat ein Gebäude herstellen lassen, welches an Umfang sämmtliche übrigen Nebenbauten übertrifft und welches im strengen berberischen Stil ausgeführt ist. Persien bescheert uns etwas weiter mit einem Amtshaus nebst Waffen des Schah, oberhalb des Portals der unheimlich blinzelnde Löwe mit dem flammenden Schwert in der Klaue. Noch einige Schritte und wir können ein Specimen egyptischer Architektur bewundern, während sich hinter mächtigen Tannen ein wohlbeschattetes norwegisches Bauernhaus verbirgt. Gegenüber gewähren China und Japan einen Einblick in ihr ländliches Leben. Die langzöpfigen Söhne des Reiches der Mitte führten mit ungeheurer Emsigkeit eine aus vier Bauten bestehende chinesische Farm aus. Die breiten, nach oben gebogenen Dächer sind von weitem sichtbar, und in der Nähe kann man sich nicht genug an den vielfachen Schnörkeleien und Arabesken satt sehen, welche gewissermaßen einen bunten blutroth angestrichenen Gürtel um das Gesimse herum bilden. In dem zwischen den Bauten freigelassenen Platz hat man einen echt chinesischen Kiosk angebracht, wo die capriciöse Kunst der Chinesen erst recht ihrem Muthwillen alle Zügel schießen ließ. Einfacher haben es die Japanesen gethan. Das niedere Landhäuschen und der von einer höchst bescheidenen Planke eingezäunte Garten mit dem Hühnerkäfig und dem ewig grabenden Gärtner, das Alles war auch in Wien zu sehen. Ebenso hat man dort den „Bazar" gefunden, den einige mehr oder weniger authentische Verkäufer aus dem Orient errichten durften. Die zugereisten Händler im Kaftan und Turban mißbrauchen jedoch die ihnen ertheilte Erlaubniß, um den allerärgsten Schund feil zu bieten. Ich zweifle, ob sie mit solcher Waare auf ihre Kosten kommen werden, selbst wenn sie mit Selbstbewußtsein im feinsten Cachemir einherstolziren und sich ein prophetenartiges Aussehen zu geben trachten, wie jener aus Jerusalem zugereiste „Fabrikbesitzer", den man während des vergangenen Winters in alle Salons einlud und fetirte, und den ich hier wiedersand, mir in verbindlichster Weise eine Meerschaumspitze oder ein Paar Mosaikknöpfe anbietend. Daneben spielten die tunesischen Musikanten in ohrzerreißender Weise zu dem abscheulichen, vermuthlich tunesischen Bier, das man den Gästen credenzte. Und dahinten rauscht die Seine von den in Schnelligkeit unter einander wetteifernden „Mouches" und „Hirondelles" befahren, welche der Ausstellung stets neue Gäste zuführen.

Paul d'Abrest.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Der Prinz von Homburg.

Schauspiel in fünf Aufzügen von Heinrich von Kleist.

„Wäre Kleist noch unter uns und wollte zu einer Feier, von der man doch wünschen muß, daß sie würdig geschieht, ein eigenes Schauspiel dichten, er könnte es nicht glücklicher ersinnen."

Also schreibt Ludwig Tieck in seiner Einleitung zu Heinrich von Kleists Schriften. Die Feier der Lebenserrettung des verehrtesten Fürsten, der jemals auf dem Thron der Hohenzollern gesessen hat, konnte in einem Theater in nicht erhebenderer und würdigerer Weise gefeiert werden als durch die Aufführung des „Prinzen von Homburg". Ich möchte dies Stück das Hohelied brandenburgischer Zucht und Tüchtigkeit nennen. Die reinste und echteste Begeisterung für das Vaterland, für das vaterländische Fürstenhaus durchglüht es ganz und gar.

Der traumhafte Anfang dieses herrlichen Dramas, gleichsam ein mit phantastischen Nebeln bedecktes Vorspiel, durch das sich das Licht der Wirklichkeit mühsam hindurchringen muß, scheint uns zunächst wieder zu jenen fernen zauberhaften Gefilden übersinnlicher und übernatürlicher Unbegreiflichkeiten erheben zu sollen, aus denen der Schutzengel auf Käthchens Haupt segnend herabgestiegen ist. Der in krankhafter Weltentrücktheit träumende Jüngling, der sich den Lorbeerkranz windet und mit seiner leibhaftigen Umgebung wie mit wesenlosen Traumgenossen verkehrt, ist der wahre Bruder des duftberauschten Käthchens unter dem Hollunderbusche.

Aber wenn ich die Dichtung recht verstehe, so scheint mir dieses sonderbare Wirken der geheimnißvollen Kräfte, die den Prinzen von Homburg, diesen echt menschlichen Menschen, zu Beginn des Dramas seinem Willen, seinem Bewußtsein, seinem Ich entziehen, die ihn zu einem spiritistischen Medium, zu einem gefügigen Werkzeuge der abenteuerlichen Launen irgend eines magnetischen Tyrannen machen — heiße dieser nun Mond oder sonst wie — nicht über die ersten Scenen hinauszugehen.

Von dem Augenblicke an, da der Prinz von Homburg durch seinen Freund Hohenzollern aus dem fabelhaften Schlummer aufgerüttelt wird, scheint er mir auch in den vollen Besitz seiner Menschlichkeit zurückzugelangen. Alles Krankhafte und Uebernatürliche wird ihm abgestreift und er ist wieder der wache Mensch, der menschlich fühlt und handelt, der auch menschlich fehlt, der zwar strauchelt, aber sich auch wieder erhebt.

In dieser Auffassung weiche ich von Ludwig Tieck und auch von Adolf Wilbrandt, der in seinem trefflichen Werke über Heinrich von Kleist*) sich der Tieck'schen Ansicht anschließt, sehr erheblich ab.

Für diese kundigen Schriftsteller und feinfühligen Dichter scheint der Prinz der mondsüchtige Träumer, als der er uns zuerst entgegentritt, noch eine geraume Zeit zu bleiben, — ein Träumer, der halb bewußtlos durch die Wirklichkeit taumelt und im Zustande einer Art von Unzurechnungsfähigkeit sittlich fällt, — in jener erschrecklich verwegenen Scene, in der der Prinz unmännlich und unwürdig um sein bischen Leben flennt und bettelt, — der dann erst aus dem phantastischen Dusel erwacht und, sobald er der Wirklichkeit, der Selbstbestimmung wiedergegeben ist, seine edle Männlichkeit bewähren kann.

Tieck sagt das mit ganz unzweideutigen Worten. Aus seinen Bemerkungen über den Inhalt des „Prinzen von Homburg" citire ich hier einige Stellen. Tieck spricht von der Vorliebe Kleists, die er mit vielen Zeitgenossen theilt, das Uebernatürliche mit der Wirklichkeit zu verbinden. Er meint, daß der „Prinz von Homburg" gleichzeitig ein historisches Schauspiel und ein wundersames Märchen sei. „Der Prinz erscheint zuerst als Nachtwandler," heißt es wörtlich. „Sein verehrter Fürst, seine Geliebte, für die sein Herz im Geheimen brennt, werden ihm zu Traumgestalten, als sein Freund ihn erweckt. Ueberschüttet und verwirrt von Gefühlen, indem sich ihm Wahrheit und Phantasie unbegreiflich vermischen, ist er nicht im Stande, den entworfenen Plan zur Schlacht zu fassen ... die Schlacht beginnt, der Prinz wird von einem heroischen Wahnsinn ergriffen, überschreitet den Befehl, den er nicht gehört hat, und stürzt zum Siege fort."

Tieck erwähnt noch den angeblichen Tod des Kurfürsten und bezeichnet dann den Entschluß des Prinzen, die Erbschaft des Kurfürsten anzutreten, wiederum als eine Art von Wahnsinn. „Er ist noch immer im Traum und Nachtwandeln, und in diesem Wahn erscheint er sich als ein Heros des Alterthums." Tieck berichtet nun weiter, wie der Prinz nach Berlin zurückkehrt, dort wegen Insubordination, respective Ueberschreitung des Befehls, verhaftet, vor ein Kriegsgericht gestellt und verurtheilt wird. Er spricht dann von der verfänglichen Scene der Feigheit oder, richtiger gesagt, der Todesfurcht. Auch diese führt er auf eine Verschleierung der Willenskräfte des Prinzen zurück. „Derselbe wilde Traum, der ihn in seinem Wahne über Alexander und Cäsar erhob, wirft ihn nun, da seine Zauber brechen, unter den gemeinsten Knecht hinab." Er träumt also noch immer weiter nach Tiecks Auffassung, er träumt bis zu dem Augenblicke, als der Kurfürst dem Prinzen selbst die Entscheidung über Leben und Tod in die Hand legt. „Der Fürst sagt ihm Gnade zu, Natalie selbst überbringt ihm den Brief, und durch diesen erwacht erst der Prinz und findet sich und die Welt und die Wahrheit wieder. Der Wahn verläßt ihn und er reift am Gefühl des Rechtes schnell zum Mann und Helden, da er vorher in seiner Tapferkeit nur Traumgestalt war."

Nach Tiecks Auffassung träumt also der Prinz von Homburg vier lange Acte hindurch. Er erwacht erst, als man ihn ohne irgendwelche „Wenn" und „Aber" bewundern darf.

Ganz ähnlich, nur etwas discreter, faßt auch Wilbrandt den Charakter auf. „Der Prinz von Homburg träumt nachtwandelnd die kühnsten

*) Nördlingen 1863, Ch. Beck'sche Buchhandlung.

Digitized by Google

Träume des Ehrgeizes, und die Wirklichkeit verflicht sich ihm auf neckische Art in seine Träume." Auch das Gefühl seiner hohen Bestimmung, des Kurfürsten Pläne zu verwirklichen, soll nach Wilbrandt „dem Träumer" kommen. Auch im Gefängniß träumt der Prinz weiter: „noch immer vom Traum umfangen, erwartet er jeden Augenblick das Wort der Befreiung zu hören." Auch nach Wilbrandt gelangt der Prinz erst dann zur wahren, klaren Wirklichkeit zurück, als er sich heldenmüthig zeigt. „Der Geist des Prinzen richtet sich männlich auf, er unterscheidet Wirklichkeit und Traum, er beugt sich, indem er dem Leben entsagt, unter das heilige Gesetz des Staates." Wilbrandt ist, wie man sieht, vorsichtiger in seiner Auffassung; aber immerhin steht er noch mit Tieck auf gemeinschaftlichem Boden.

Nun, ich verkenne auch keineswegs, daß die Tieck'sche Darstellung geistreich und feinsinnig ist; aber ich muß mit Muley Hassan gestehen: „Das Räthsel ist zu spitzig; ich will einen Gelehrten fragen." Ist da nicht ein bischen advocatorische Spitzfindigkeit dabei? Mich will es bedünken, daß es aller dieser Kunstgriffe gar nicht bedarf; ja, ich meine sogar, daß die Wiederholung des Advocatenscherzes, den Angeklagten als ein mehr oder minder unzurechnungsfähiges Wesen hinzustellen, auch der Dichtung schadet.

Nein, laßt mir den Prinzen von Homburg mit allen seinen liebenswürdigen, bewundernswerthen Eigenschaften und auch mit seinen großen, schwer verzeihlichen Schwächen, — laßt ihn uns als wachen, vollgültigen, zurechnungsfähigen Menschen! Er verliebt sich leidenschaftlich, und das Unglück will, daß der Schlachtplan ihm mitgetheilt wird, während das geliebte Mädchen fünf Schritte von ihm steht. Ist es da gar so verwunderlich, daß er, der in diesem Augenblicke in allererster Linie der liebende Jüngling und dann erst General der Cavalerie ist, mehr auf die Blicke und das Erröthen Nataliens als auf die Weisungen des alten Derflingers achtet? Dazu braucht man kein Träumer zu sein. Das kann Menschen im allerwachsten Zustande begegnen! Die Liebe hat schon ganz andere Dinge angerichtet. „Amour, tu perdis Troie!"

Gibt man die Menschlichkeit dieser Handlung zu, erklärt man sich — und alle Welt kann es sich erklären — daß der Prinz von Homburg während der Verlesung des Schlachtplans nichts weiter verstanden hat, als daß er „die Fanfare blasen" lassen soll, — dann wird auch alles Andere licht und durchsichtig. Der jugendliche Uebereifer veranlaßt ihn, wider den Willen seines Herrn zu siegen; ich meine, er ist vollkommen bei Sinnen, als er den verfrühten Befehl zum Angriff gibt. Ich meine, daß das Donnern der Geschütze den Träumer längst erweckt hat! Und Größenwahn soll es sein, wenn der Prinz von Homburg bei der Nachricht, daß der Kurfürst gefallen, sich mit der vollen Leidenschaftlichkeit seines Herzens vermißt, den Willen seines großen Fürsten zu vollstrecken? Im Zustande einer Art von geistiger Umdämmerung soll der Prinz ausrufen:

„Der Kurfürst wollte, eh' das Jahr noch wechselt,
Befreit die Marken sehn; wohlan! ich will
Vollstrecker solchen letzten Willens sein." —?

Nein, das ist so bewußtvoll, wie nur irgend möglich! Es ist ihm heiliger Ernst! Der Entschluß, die verwaiste Führerstelle einzunehmen, ist ihm mit voller Klarheit aufgegangen. Er ist auch ganz erstaunlich wach und nüchtern, als er, der als Sieger wegen eines Vergehens, das ihm eine Lächerlichkeit dünkt, gedemüthigt wird — als er da dem Kurfürsten höhnisch zuruft:

„Mein Vetter Friedrich will den Brutus spielen; . . .
Bei Gott, in mir nicht findet er den Sohn,
Der unterm Beil des Henkers ihn bewundert!
Ein deutsches Herz, von altem Schrot und Korn,
Bin ich gewohnt an Edelmuth und Liebe;
Und wenn er mir in diesem Augenblick
Wie die Antike starr entgegenkömmt,
Thut er mir leid, und ich muß ihn bedauern!"

Er ist auch bei vollem Bewußtsein in der erschrecklich verwegenen Scene der Todesfurcht!

Ja, sie berührt peinlich, diese unglückselige, aber doch wunderbare Scene! Wir schaudern förmlich vor der Keckheit dieser Echtheit zurück. Ein Prinz und ein Offizier, der jede Stunde bereit sein muß und auch bereit ist, auf den Befehl seines Herrn in den offnen Rachen des Todes zu springen, — hier winselt er wie eine Memme. Das ist widerwärtig, und um diese Widerwärtigkeit zu mildern, zu beschönigen, hat Tieck die subtile Unterscheidung zwischen dem wachen und dem träumenden Prinzen ersonnen. Homburg soll diese Unwürdigkeit nicht mit Besinnung begehen, und deswegen läßt ihn Tieck noch immer den wundersamen Traum des Vorspiels weiter träumen!

Nun, ich meine, man braucht nicht so viel Scharfsinn anzuwenden, um diese Scene zu erklären; dieselbe sympathisch zu machen, wird doch Niemandem gelingen. Man braucht nur an die Situation zu erinnern, in der sich der junge Prinz befindet, um Alles zu begreifen. Er hat gesiegt, er hält seine Haft für eine Komödie und kann nicht denken, daß sein Freund, sein Gönner, der Kurfürst Ernst machen wolle; er denkt gar nicht an den Tod. Da, als er hört, daß das Todesurtheil unterschrieben ist und vollstreckt werden soll, wird er auf einen Augenblick fassungslos, verzweifelt. Die wirkliche Verzweiflung umnebelt seine Sinne, nicht ein phantastischer Traum! Einen Augenblick erstirbt in ihm das Gefühl seiner Ehre, das Gefühl seiner Männlichkeit, das Gefühl seiner Liebe; denn der Tod naht sich ihm nicht in der freundlichen Gestalt, in der er dem Helden auf dem Schlachtfelde zulächelt; er grinst ihm als unerbittlicher, würgender Pedant entgegen, ein ganz liebloses, häßliches Formengeschöpf!

Bei diesem Anblick erstarrt aller Edelsinn im Prinzen. Sein Fall ist so tief, daß wir ihn sogar da noch bewundern können. Nur ein Held kann einmal so feige sein. Es ist nicht dem Erstenbesten gegeben den Muth zu besitzen, so tief zu sinken. Da ruft der Prinz aus:

„Mag der Kurfürst . . .
Mich aus dem Heer entfernen: Gott des Himmels!
Seit ich mein Grab sah, will ich nichts als leben
Und frage nichts mehr, ob es rühmlich sei . . .
Ich gebe jeden Anspruch auf an Glück.
Nataliens, das vergiß nicht, ihm zu melden,
Begehr' ich gar nicht mehr; in meinem Busen
Ist alle Zärtlichkeit für sie verlöscht . . .
Ich will auf meine Güter gehn am Rhein,
Da will ich bauen, will ich niederreißen,
Daß mir der Schweiß herabtrieft, säen, ernten,
Als wär's für Weib und Kind, allein genießen,
Und wenn ich erntete, von Neuem säen,
Und in dem Kreis herum das Leben jagen,
Bis es am Abend niedersinkt und stirbt."

Hat je die Unmännlichkeit einen wunderbareren Ausdruck gefunden? Ist diese Erniedrigung nicht herzzerreißend? Was kümmert mich das Sympathische oder Antipathische des Inhaltes, wenn solche Poesie auf mich wirkt! Mag der Prinz auf einen Augenblick verächtlich sein, durch den bestrickenden Zauber seiner Rede entzückt er uns doch. Und diese Rede soll nicht aus conventionellen Gründen verwässert oder abgeblaßt werden. Die Meininger haben wohl daran gethan, auch diese Scene in ihrer unverminderten Gewalt auf uns einstürmen zu lassen.

Denn nun, nach der Erniedrigung, deren Zeugen wir gewesen sind, empfinden wir auch die ganze Herrlichkeit der wilden Verzweiflung, die aus dem Prinzen spricht, wenn er dem geliebten Mädchen den Rath gibt, sich eine Mutterschaft zu erlügen:

„Du armes Mädchen weinst . . . Such' in den Bergen
Dir einen Knaben blondgelockt wie ich,
Kauf' ihn mit Gold und Silber dir, drück' ihn
An deine Brust und lehr' ihn: Mutter! stammeln;
Und wenn er größer ist, so unterweis' ihn,
Wie man den Sterbenden die Augen schließt.
Das ist das ganze Glück, das vor dir liegt!"

Rührender hat nie ein gebrochenes Herz gestammelt.

Ich weiß, es läßt sich sehr viel gegen diese Scene sagen; es fällt mir nicht ein mich mit der Pedanterie herumzuzanken. Es ist ja auch Alles gesagt worden; und so schön, so rein und voll von Keinem wie von Kleists Natalie. Bleibt noch ein Etwas von Unbehagen und sittlichem Mißvergnügen in uns zurück, Natalie zerstreut es; sie löst unsere Seele ganz. Sie sagt Alles, wie wir es gesagt haben wollen. Mit ihr beklagen wir den Prinzen, der

„Verstört und schüchtern, heimlich, ganz unwürdig,
Ein unerfreulich jammernswürd'ger Anblick,"

Digitized by Google

sich mit schlotternden Knieen der Fürstin naht; und mit ihr möchten wir dem strengen Hüter des Gesetzes entgegenrufen:

„Ach, welch ein Heldenherz hast du geknickt!
Ach, hätt'st du nimmer, nimmer ihn verdammt!"

Eine schönere Scene wie die des ersten Auftritts im vierten Acte, in welcher dem milden, menschlichen, großen Monarchen das reine deutsche Mädchen gegenübersteht und aus ihrer Liebe eine himmlische Beredtsamkeit schöpft, ist, meine ich, nie geschrieben worden. Aus dem tiefsten Grunde des Herzens sind die Worte hervorgeholt, die das Mädchen spricht:

„Das Kriegsgesetz, das weiß ich wohl, soll herrschen,
Jedoch die lieblichen Gefühle auch.
Das Vaterland, das du uns gründetest,
Steht, eine feste Burg, mein edler Ohm:
Das wird ganz andre Stürme noch ertragen,
Fürwahr, als diesen unberufnen Sieg;
Das wird sich ausbaun herrlich, in der Zukunft,
Erweitern unter Enkels Hand, verschönern,
Mit Zinnen, üppig, feenhaft, zur Wonne
Der Freunde und zum Schrecken aller Feinde:
Das braucht nicht dieser Bindung kalt und öd',
Aus eines Freundes Blut, um Oheims Herbst,
Den friedlich prächtigen, zu überleben."

Kleist hat in dieser Scene Accente getroffen, wie sie nur der volle Dichter in den weihevollen Augenblicken der reinsten Begeisterung findet. Die Franzosen werden nicht satt, uns die schlichte Großartigkeit in der Antwort des alten Horatius anzupreisen, der bei dem Berichte über den Kampf zwischen den jungen Horatiern und den Curiatiern ergrimmt, als er hört, daß sein dritter Sohn, nachdem die beiden Brüder erschlagen, vor den auf ihn eindringenden feindlichen Drillionen gewichen ist, und der auf die Einwendung:

„Que vouliez-vous qu'il fit contre trois?"

die erhabene Antwort gibt:

„*Qu'il mourût!*"

Nun, dieser berühmten Stelle lassen sich aus dem „Prinzen von Homburg" eine ganze Reihe völlig ebenbürtiger an die Seite stellen, gerade so gewaltig in ihrer Knappheit und Erhabenheit und vielleicht etwas weniger renommistisch. Wenn der Kurfürst in dem Glauben, daß der Prinz von Homburg seine Verurtheilung ganz in der Ordnung findet, äußert:

„Meint er, dem Vaterlande gält es gleich,
Ob Willkür drin, ob drin die Satzung herrsche?"

und Natalie darauf keine andere Antwort findet als:

„Ach, dieser Jüngling!"

und als der Kurfürst sie mit Fragen härter bedrängt, nichts weiter hervorbringen kann als:

„Ach lieber Oheim! —
Hierauf zur Antwort hab' ich nichts als Thränen,"

so ist das gerade so schlicht, gerade so erschütternd wie das pompöse „qu'il mourût."

Und auch die folgende Stelle ist es nicht minder: Der Prinz sitzt gefangen; er hört von seiner Verurtheilung, die ihn gar nicht beunruhigt. Sein Freund Hohenzollern ist bestürzt über diese unbegreifliche Seelenruhe und fragt:

„Und worauf stützt sich deine Sicherheit?"

und der Prinz gedenkt des Kurfürsten und antwortet ganz einfach:

„Auf mein Gefühl von ihm!"

Und endlich, als der Prinz sich aus seiner Niedrigkeit erhebt, als die Weisheit des Fürsten ihn an seine Pflicht gemahnt, als er das Leben, das er sich schenken kann, verschmäht, und sich den ehrenhaften Tod erwählt — und als da Natalie in Seligkeit aufjauchzt, — wie findet sie da den höchsten Ausdruck ihres Entzückens? Sie jubelt:

„Nimm diesen Kuß! Und bohrten gleich zwölf Kugeln
Dich jetzt in Staub, nicht halten könnt' ich mich,
Und jauchzt' und weint' und spräche: Du gefällst mir!"

„Du gefällst mir!" als der Jubelruf der überschwänglichsten Liebe — das wagt nur ein Dichter von echtem Schrot und Korn, und nur ihm gelingt es! Und auch du gefällst mir, Kurfürst Friedrich, der bei der Kunde, daß Kottwitz ohne Befehl in die Stadt gerückt sei, den kurzen Monolog spricht, in dem jedes Wort „schwer wie Gold" wiegt:

„Seltsam! — Wenn ich der Dey von Tunis wäre,
Schlüg' ich, bei so zweideut'gem Vorfall, Lärm;
Die seidne Schnur legt' ich auf meinen Tisch,
Und vor das Thor, verrammt mit Pallisaden,
Führt' ich Kanonen und Haubitzen auf.
Doch weil's Hans Kottwitz aus der Priegnitz ist,
Der sich mir naht, willkürlich, eigenmächtig,
So will ich mich auf märk'sche Weise fassen:
Von den drei Locken, die man silberglänzig
Auf meinem Schädel sieht, faff' ich die eine,
Und führ' ihn still mit seinen zwölf Schwadronen
Nach Arnstein in sein Hauptquartier zurück.
Wozu die Stadt aus ihrem Schlafe wecken?"

Ich muß mit dem Citiren innehalten; denn wenn ich mir nicht Zwang auferlegte und Alles, was mich in dieser schönen Dichtung rührt, ergreift und erschüttert, hier wiedergeben wollte, so schrieb ich am Ende den ganzen „Prinzen von Homburg" aus; den Monolog des Prinzen über die Unsterblichkeit:

„Ich glaub's, nur schade, daß das Auge modert,
Das diese Herrlichkeit erblicken soll!"

und die ganze Rede des alten Kottwitz und noch so vieles Andere! So ließe ich mich verleiten, noch mit zahlreichen Belagstellen auf die bewundernswerthe Composition der Scene, in welcher der Schlachtplan dictirt wird, hinzuweisen, auf die kecke Zusammenstellung des Großen und des Winzigen, des Erhabenen und des Liebenswürdigen, wobei der Prinz, der Held, der an dem Einen wie an dem Andern betheiligt ist, von dem Kleineren und Gefälligeren mehr gefesselt wird als von dem Großen; so citirte ich die rührende Liebeserklärung aus der Stimmung der Trauer heraus und wieder so vieles Andere!

In keiner Kleist'schen Dichtung ist die Bildlichkeit so edel, so geläutert wie in dieser. Gleich in der ersten Scene gebraucht der Prinz von Homburg das geradezu entzückende Bild:

„Ich schlich erschöpft in diesen Garten mich.
Und weil die Nacht so lieblich mich umfing,
Mit blondem Haar, von Wohlgeruch ganz triefend —
Ach! wie den Bräut'gam eine Perserbraut —
So legt' ich hier in ihren Schooß mich nieder."

Und wie herrlich ist das Bild, das Graf Sparren gebraucht, als er den Kurfürsten im Schlachtgetümmel schildert:

„Granaten wälzten, Kugeln und Kartätschen,
Sich wie ein breiter Todesstrom daher,
Und Alles, was da lebte, wich an's Ufer;
Nur er, der kühne Schwimmer, wankte nicht
Und, stets den Freunden winkend, rudert' er
Getrost den Höh'n zu, wo die Quelle sprang."

In diesem Drama ist eine Eigenheit, die man gemeiniglich und wohl mit Recht als einen groben dramatischen Fehler bezeichnet. Wir hören, und sogar zu zwei verschiedenen Malen, ausführliche mündliche Berichte über schon Gesehenes. Zu Beginn des Stückes erzählt Prinz Homburg seinem Freunde Hohenzollern als Traumgesicht die Scene, die wir in der Wirklichkeit sich haben abspielen sehen. Das ist nicht zu ändern. Dann aber hören wir zum Schluß des Dramas — und da ist es besonders bedenklich — den Hohenzollern mit einer unglaublichen Weitschweifigkeit uns den ganzen Verlauf des Dramas bis zu dem entscheidenden Momente, in welchem die Kriegserklärung dictirt wird, noch einmal schildern. Hier bin ich für einen ganz energischen Strich, um so mehr, als dadurch die prächtige Rede von Kottwitz, die kurz vorher geht, in ihrer Wirkung wesentlich abgeschwächt wird. Alles, was uns Hohenzollern erzählt, ist uns vollkommen gegenwärtig; und der Kurfürst bedarf nicht erst dieses langen und wenig interessanten Plaidoyers, um menschlich gerührt zu werden. Ich würde die Rede ganz beseitigen oder wenigstens auf ein Minimum kürzen.

Digitized by Google

Ich habe nun noch zu melden, daß das Stück von den Meiningern aufgeführt worden ist; wiederum mit echten und malerischen Costümen, künstlerischen Decorationen und geschickten Gruppirungen, aber in den schauspielerischen Leistungen zum Theil in ganz ungenügender Weise. Der Darsteller des Prinzen, der sich durch den Kosinsky in den „Räubern" so glücklich bei uns eingeführt hatte, versagte in der Hauptrolle, und das ist schlimm! Die Herren Hellmuth-Bräm und Kober zeichneten sich wiederum vor den Uebrigen besonders aus. Fräulein Pauli hatte als Natalie einige liebliche Momente; aber sie hat mir in dieser Rolle weniger gefallen als in den früheren. Wer die rechte Freude am „Prinzen von Homburg" haben will, der sehe sich die Meininger an, bewahre in seinem Gedächtniß die schönen Bilder, vergesse Manches, was er gehört hat, und lese nachher die Dichtung von Heinrich von Kleist.

Paul Lindau.

Wallner-Theater.

In dem Repertoire der angesehensten Privatbühnen Berlins macht sich allenthalben das Streben bemerkbar, der mächtigen Gegnerschaft eines Frühlings von seltener Pracht durch eine Reihe sogenannter „Ereignisse" Schach zu bieten. Der ungleiche Kampf wird in dem Kunsttempel der Friedrich-Wilhelm-Stadt von den „Meiningern" erfolgreich gekämpft, während ihn im Wallner-Theater Josephine Gallmeyer und die Künstlergesellschaft des „Theaters an der Wien", im Residenz-Theater Josephine Wessely und August Förster aufgenommen haben, hier und dort mit gutem Erfolge. Ueber die Posse „Ihr Corporal" von C. Costa, Musik von C. Millöcker, mit der uns die Wiener Gäste bekannt gemacht haben, ist nicht viel zu sagen. Sie gehört mit allen ihren inneren Unwahrscheinlichkeiten zu den besseren der Gattung, ihre leichte Frivolität hat nichts allzu Bedenkliches und sie zeigt uns einige ganz vortrefflich gezeichnete östreichische Volkstypen. Vor Allem jedoch ist das Stück lustig und nicht selten von ganz toller Ausgelassenheit; dazu wird das Ganze mit so guter Laune und so lebendig gespielt, daß, wer nicht gar so griesgrämig ist, seine kritischen Einwendungen bald beseitigt und sich in die heiterste Stimmung versetzen läßt. Eine zehnzeilige Notiz der Wiener „Neuen freien Presse" hat dem Verfasser den Stoff zu seinem Stück geliefert. Es war dort von einem Corporal irgend eines Regiments die Rede, der mit der Köchin des Banquiers N. N. ein Liebesverhältniß unterhielt, unter welchem die Dinge in der Küche zu leiden hatten. Nachdem alle Versuche, den von Köchin und Corporal geübten Terrorismus zu brechen, vergeblich gewesen waren, wurde die Autorität des „Hausfohnes", eines Einjährig-Freiwilligen angerufen, der in dem Gefühl seiner bürgerlichen und militärischen Machtstellung in die Küche stürzte, um dort in dem verliebten Krieger seinem eigenen Corporal zu begegnen. „Salutirt", „Stillgestanden", „Kehrt" — und es bleibt Alles beim Alten. Der Verfasser des Stücks hat sich den im Sinne von Wilhelm Busch tragikomischen Inhalt der Anecdote wenig kümmern lassen, sondern sich lediglich ihrer komischen Seite bemächtigt. Aus dem ausschließlich für Magen und Geldbeutel bedachten Eindringling der Anecdote ist ein zu Gunsten des sehr ungern dienenden Sohnes im Hause gastlich aufgenommener Husarencorporal getreten, der für den Cicisbeo der Köchin gehalten wird, ohne es zu sein. Die Schwester des Hausherrn findet nach und nach Gefallen an der urwüchsigen Ritterlichkeit des stattlichen Ungarn, verliebt sich und heirathet ihn endlich. Dieser Schluß wird herbeigeführt, nachdem das Mißverständniß mit dem verwechselten Corporal durch eine Reihe höchst ergötzlicher Situationen beseitigt ist, in denen der Gegensatz zwischen Bürger- und Soldatenthum zu einem mehr oder minder komischen Ausdruck gelangt. — Wer an diese neue Costa'sche Posse den Maßstab anlegen will, wie er bei uns durch die besten Arbeiten von D. Kalisch oder in Oestreich von J. Nestroy geboten ist, wird sie sicherlich für zu kurz befinden. Aber das Ganze ist, wie schon bemerkt, so voll des frischesten Wiener Humors in seinen liebenswürdigsten Zügen und das leicht pulsirende Leben der Kaiserstadt an der schönen blauen Donau findet in dem Spiel der östreichischen Künstler einen so unmittelbar echten Ausdruck, daß eine der ersten Aufgaben einer guten Posse, die zu erheitern, in reichem Maße erfüllt erscheint. Die Wirkung des Stücks auf das Berliner Publicum wäre vielleicht größer gewesen, wenn einige außerhalb Oestreichs im Allgemeinen wenig verständliche Wendungen specifisch cis- oder transleithanischer Natur hier beseitigt worden wären. Dazu gehören u. A. die eingestreuten ungarischen Redensarten, welche der Corporal im Munde führt, wenn es irgend eine Betheuerung gilt und zu denen sich nach und nach, in dem Maße als ihre Liebe zu dem magyarischen Helden wächst, die Schwester des Hausherrn, Therese (Frau Gallmeyer), verpflichtet glaubt. Was in dieser Beziehung in der Heimat der neuen Posse charakteristisch und komisch erscheint, wirkt hier befremdend und selbst störend. Das Stück wird von den Wiener Gästen in unübertrefflicher Weise gespielt. Da ist jeder Einzelne an seinem Platze und von dem Geiste seiner Rolle so durchdrungen, daß jede Figur zu einer echten Type des Wiener Volkslebens wird. Es ist zwar nur ein äußerer Zufall, daß das Wiener Gesammtgastspiel auf einer Bühne stattfindet, deren Namen mit den besten Traditionen der Berliner Posse und deren Darstellung untrennbar verknüpft ist. Aber die östreichischen Gäste können es zu ihren besten Erfolgen zählen, daß das beinahe selbstverständliche Abwägen der Leistungen unserer einheimischen Künstler gegen die ihrigen, zur Feststellung einer völligen Ebenbürtigkeit geführt hat. Einzelner lobend zu erwähnen wäre ein Unrecht, an den Nichtgenannten begangen; deshalb sei hier nur des wirklich meisterhaften Spiels von Frau Josephine Gallmeyer, der Vertreterin der Hauptrolle, gedacht. Die Eigenart ihrer genialen Begabung ist an dieser Stelle schon mehrfach gewürdigt worden. Was die Künstlerin innerhalb der sehr weitgezogenen Grenzen dieser Begabung zu geben vermag, verwendet sie zu Gunsten dieser Therese. Da war der kleinste Zug dem Leben abgelauscht, mit erstaunlicher Schärfe der Auffassung und Kraft der Charakteristik, die in dem Vortrage einiger halb gesungener und gesprochener Couplets ihren glänzendsten Ausdruck fanden. Auch von ihrer (nicht in allen Fällen gut angewandten) Kunst des Improvisirens gab Frau Gallmeyer einige der glücklichsten Beweise, die oft von unwiderstehlicher Wirkung waren. Man hat die Künstlerin selten liebenswürdiger und maßvoller gesehen, als in der Rolle dieser Therese.

Ueber den künstlerischen Erfolg von Fräulein Josephine Wessely soll in nächster Nummer berichtet werden.

Julius Hagen.

Notizen.

Der Prinz Napoleon, nämlich Jerome der rothe, hat einmal wieder von sich reden gemacht. Er war ärgerlich, daß ihn Rouher bei den Wahlen auf Corsica geschlagen hatte und schrieb in der Revue des deux Mondes einen Artikel, der den weiland Rathgebern des Kaisers als Schleppträgern der Jesuiten das Unglück, von welchem Frankreich betroffen, aufbürden wollte. Darauf antwortete unser guter Freund, der Herzog von Gramont, mit dem Nachweis einer ganzen Reihe von thatsächlichen Irrthümern, welche der sogenannte demokratische Prinz begangen habe. Schließlich nahm der frühere Unterrichtsminister Bonghi in einer italienischen Zeitschrift das Wort und führte aus, daß Beide, Prinz Napoleon und Gramont, es mit der Wahrheit nicht genau genommen hätten. Der Streit bewegte sich hauptsächlich um die Verhandlungen mit Italien und Oestreich wegen einer Allianz gegen Deutschland, wobei die damalige römische Frage eine große Rolle spielte. Niemand wird sich wundern, daß die Bonapartisten aller Schattirungen jetzt wie früher das Publicum zu hintergehen suchen. Wer die zeitgenössische Historie nach ihren Angaben schreiben wollte, würde bald mit den thatsächlichen Vorgängen in einen heillosen Conflict gerathen. Die Bündnißgeschichte von 1870 war ohnehin Spiegelfechterei und die Italiener hatten sich ganz wie zu Zeiten Cavours dem alten fischblütigen Verschwörer in den Tuilerien überlegen gezeigt. Die von dem Prinzen Napoleon veranlaßte Zeitungsfehde hat im Uebrigen die Bonapartisten wieder in Erinnerung gebracht. Man hatte sie total vergessen. Was war doch aus den hochweisen Prophezeiungen geworden, die Frankreich als für die Wiederkehr der Napoleons fertig geschildert hatten! Die factische Regierung, hieß es, gehöre ihnen schon und bedürfe nur der gelegentlichen Proclamation. In Berlin sollte man sogar Berichte militärischer Reisender erhalten haben, die von außerordentlichen Fort-

Digitized by Google

schritten des Bonapartismus in ganz Frankreich erstaunliche Dinge zu erzählen wußten. Auch hatte ja Kaiser Alexander dem hoffnungsvollen Sprößling Eugenies gelegentlich zugetoastet. Wer konnte da noch zweifeln, daß das letzte Stündlein der französischen Republik geschlagen habe und Mac Mahon sich nächstens als der Monk des neuen Kaiserreichs entpuppen werde. Unverbesserliche Skeptiker, die nicht glauben wollten, daß das französische Volk die corrumpirte Wirthschaft, das unsittliche Treiben und den nationalen Bankerott des zweiten Kaiserreichs binnen weniger als zehn Jahren vergessen haben könnte, wurden einer krankhaften Abneigung gegen die Dynastie geziehen, mit welcher sich Deutschland vielleicht noch am besten vertragen könne, besser jedenfalls als mit den nach oben unbeliebten und daher natürlich auch unten scheel angesehenen Orleans. Die guten Leute wollten nicht begreifen, daß der französische Bauer nur deswegen auf die napoleonische Restauration gut zu sprechen war, weil bezahlte Agenten ihm die nahe Verwirklichung derselben in allen Tonarten vorgegaukelt hatten. Der Landmann ist seiner Natur nach conservativ und richtet sich bereitwillig nach den Dingen ein, die ihm als unvermeidlich geschildert werden. Wenn er aber merkt, daß man auf seine Kosten geflunkert hat, so schlägt er leicht um und traut den Betrügern nicht mehr über den Weg. Daher der republikanische Umschwung in den Provinzen und auf dem platten Lande jenseits der Vogesenkette. Die falschen Orakel, die eine mehr oder weniger nahe Wiederauferstehung des Bonapartismus in Frankreich als eine ausgemachte Sache behandelten, vergaßen auch, daß die neue Generation von der napoleonischen Legende ungleich weniger inficirt ist, als die frühere, im Aussterben begriffene; daß sie von der kaiserlichen Tradition nur die menschlich schlechten Eigenschaften, statt des früheren Glanzes nur die Schmach und die Niederlage kennen gelernt hat. Das raufboldische Auftreten und die dreiste Stirn der Cassagnacs und Consorten können daran nichts ändern. Sehr empfindlich für jene exkaiserlichen Intriganten ist auch der Erfolg der Weltausstellung. Welche Schmach, daß der Republik ein solches Schaugepräge gelingen, daß dieses verhaßte Regiment fürstliche Personen empfangen und handgreifliche Beweise von Wohlstand und industriellem Gedeihen geben sollte! Selbst Deutschland, dessen verstimmtes Beiseitestehen so angenehm gegen ihre eigene Regierung von den interessirten, nichts weniger als patriotischen französischen Parteien ausgebeutet wurde, hat wenigstens seine besten Statuen und Gemälde schließlich nach Paris geschickt. Die Kunst versöhnte die feindlichen Gemüther. Jedermann weiß, daß, hätte Herr von St. Vallier schon vor einem Jahre Frankreich in Berlin vertreten, auch die deutsche Industrie jetzt, vielleicht nicht zu ihrem Schaden, in Paris an dem friedlichen Wettstreit der Nationen betheiligt wäre. Herr von Gontaut-Biron hatte so wenig Fühlung mit den hiesigen Regierungskreisen, allerdings vielleicht nicht ganz durch seine Schuld, daß er den negativen Entscheid Deutschlands wegen des Pariser Rendezvous erst durch einen Collegen erfuhr und die Minister des damals recht übel berathenen Mac Mahon später als irgend ein auswärtiges Gouvernement die immerhin unliebsame Kunde von dem deutschen Refüs erhielten. Wir stehen jetzt ganz leidlich zu Frankreich. Der beim Becherklang etwas lebhaft gerathene, auch im Druck gleich darauf wieder halbwegs corrigirte Toast des Prinzen von Wales war mit seinem Hinweis auf künftige mögliche Allianzen ein Mene Tekel nicht etwa für uns, sondern für unseren intimen Bundesgenossen und heimlichen Gegner am Strande der Newa. Sollte dort der franzosenfreundliche Trinkspruch des englischen Thronfolgers den moscovitischen Uebermuth zur Besinnung gebracht und Friedensworten ernstlich Gehör verschafft haben, würde sich mit Ausnahme der Unruhstifter und Baissiers um jeden Preis gewiß Niemand darüber beklagen.

Bibliographie.

Kosmos. Zeitschrift für einheitliche Weltanschauung auf Grund der Entwickelungslehre in Verbindung mit Charles Darwin und Ernst Häckel, sowie eine Reihe hervorragender Forscher auf den Gebieten des Darwinismus herausgegeben von Dr. Otto Caspari, Prof. Dr. Gust. Jäger, Dr. Ernst Krause [Carus Sterne]. 2. Jahrgang. April 1878—März 1879. 12 Hefte. Lex.-8. 1. Heft. 104 S. Leipzig, E. Günther. Vierteljährlich. 6. —

Anhaeuser, W., Tarquin der Stolze. Trauerspiel in 5 Acten. gr. 8. VIII u. 152 S. Trier, Lintz in Comm. 2. —

Pensier, Armand, die Ideale des Materialismus. Lyrische Philosophie. 8. 140 S. Köln, Lengfeld. 3. —

Spielhagen, Frdr., das Skelet im Hause. Novelle. 8. 254 S. Leipzig, Staackmann. 3. —; geb. 4. —

Wohlmuth, Alois, Streifzüge eines deutschen Komödianten. Erlebnisse aus dem kleinen Bühnenleben. Mit 9 (eingedr. Holzschn.-)Illustr. von Ed. Grützner und einem Vorworte von Prof. Ed. Hanslick. 8. XV u. 148 S. Leipzig, Barth. 2. 80

A. Aar, Irrlichter. Gedichte. 12. 153 S. Leipzig 1878, Eckstein.

H. Allmers, Dichtungen. 2. stark vermehrte Aufl. 8. VIII u. 189 S. Oldenburg, Schulze.

Karl Altmüller, der Humor. Vortrag. 8. 80 S. Kassel 1878, Kay. 1. —

J. Aprent, das Menschenleben in seiner sittlichen Erscheinung. 8. IV u. 316 S. Preßburg u. Leipzig 1878, Heckenast.

L. Arends, eine Festgabe für Gemüth und Verstand. 8. XIII u. 206 S. Berlin 1878, Wallroth. 2. —

Bertha Augusti, Lebensmosaik. Novelle. 8. 191 S. Stuttgart 1878, Hallberger.

Fr. von Baerenbach, Gedanken über die Teleologie der Natur. Ein Beitrag zur Philosophie der Naturwissenschaften. 8. VIII u. 48 S. Berlin 1878, Grieben.

— Vom Baume der Erkenntniß. Novellen. 8. X u. 290 S. Wien 1878, Gerold. 5. —

Jul. Bahnsen, das Tragische als Weltgesetz und der Humor als ästhetische Gestalt des Metaphysischen. Monographien aus den Grenzgebieten der Realdialektik. 8. VIII u. 134 S. Lauenburg 1877, Ferley.

J. Baker, die Türken in Europa. Autorisirte deutsche Ausgabe. Mit historisch-ethnographischen Anmerkungen von K. E. Franzos und einer Einleitung von H. Bambery. 8. XLIII u. 394 S. Stuttgart 1878, Levy & Müller.

A. Bardeleben, über die Theorie der Wunden und die neueren Methoden der Wundenbehandlung. Zwei Vorträge gehalten im wissenschaftlichen Verein in der Sing-Akademie zu Berlin. 8. 47 S. Berlin 1878, Hirschwald.

Bruno Bauer, Einfluß des englischen Quäkerthums auf die deutsche Cultur und auf das englisch-russische Project einer Weltkirche. 8. 236 S. Berlin 1878, Eugen Grosser.

Conversations-Lexikon, kleines. Encyklopädisches Handwörterbuch. 3. vollständig umgearb. Aufl. Mit zahlreichen Karten und Abbildungen. 2.—6. Heft. gr. 8. 1. Bd. S. 49—288. Leipzig 1878, Brockhaus. à — 30.

M. Dessauer, der Sokrates der Neuzeit und sein Gedankenschatz. Sämmtliche Schriften Spinozas gemeinverständlich und kurz gefaßt mit besonderer Hervorhebung aller Lichtstrahlen. 8. IV u. 183 S. Köthen 1877, Schettler.

A. Dochow, der Zeugnißzwang. 8. 65 S. Jena 1877, Dufft.

J. ten Doornkaat Koolman, Wörterbuch der ostfriesischen Sprache. 3. Heft. Blot-fots — Deksel. Lex. 8. 1 Bd. S. 193—288. Norden 1877, H. Braams.

Edmund Dorer, Gedichte. 8. VIII u. 291 S. Leipzig 1877, T. O. Weigel.

L. von François, Stufenjahre eines Glücklichen. 2 Bde. 8. 404 u. 367 S. Leipzig 1877, Breitkopf u. Härtel.

Gaudeamus! Carmina vagorum selecta in usum laetitiae. 12. VIII u. 221 S. Leipzig 1877, Teubner.

J. H. Fehrs, lüttj Hinnerk. En plattdütsche Geschicht. 8. 98 S. Itzehoe 1878, Nusser. 1. 50.

W. v. Giesebrecht, Geschichte der deutschen Kaiserzeit. 4. Bd. Staufen und Welfen. 2. Bearbeitung. Zur 4. Auflage von Bd. 1—3. 8. XX. u. 555 S. Braunschweig 1878, Schwetschke.

Digitized by Google

Inserate.

Bücher-Ankauf L. Glogau Sohn. Hamburg, Burstah.

Ankauf von Büchern.

Größere und kleinere Privatbibliotheken sowie einzelne Werke kauft zu höchsten Preisen

H. Kuh, Buchhändler i. **Hirschberg i. Schl.**

Für literarische Feinschmecker.

Meine

Tante als Venus.

Humoristische Blätter von **G. Droz.**

In reichster alterthüml. Ausstattung. 2 *M.*

Leipzig, Verlag von Richard Eckstein.

In unserm Verlage sind erschienen:

Franz Staren.

Roman von **August Becker.**

3 Bände. Preis: 12 *M.*

Zurückgeblieben in Feindesland.

Erzählung

nach Erinnerungen einer deutschen Erzieherin

von **Zoë von Reuß.**

1 Band. Preis: 3 *M.* 75 *Pf.*

Dürr'sche Buchhandlung in Leipzig.

Binnen 3 Wochen **6000** Exemplare verkauft!

Verlag von Richard Eckstein zu Leipzig.

Das Hohelied vom **Deutschen Professor.**

Humoristische Blätter von **Ernst Eckstein.**

Zweite Auflage. Preis 1 *M.*

Verlag von **Eduard Trewendt** in **Breslau.**

Soeben erschien:

Auf einsamer Höh'.

Novelle in Versen

von

Carl Caro.

Gr. 8. Geheftet. Preis 2 M. Eleg. gebunden Preis 3 M. 50 Pf.

Was der Verfasser hier im Gewande poetischer Darstellung erzählt, ist ein tief ergreifendes Seelen-Gemälde edler Naturen, vom Hintergrunde grossartiger Alpen-Landschaft zunächst als liebliches Idyll sich wirkungsvoll abhebend, dann den Leser durch die Empfindung des höchsten Glückes, des tiefsten Weh's, welches Menschenbrust zu fassen vermag, zu der stillen Ergebung führend, in welcher der eigene Schmerz der grossen Gesammtheit und ihrem Weh gegenüber versöhnend austönt.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Die Nicolai'sche Buchhandlung

(Fritz Borstell's Lesezirkel),

Brüderstr. 13,

stellt leihweise zur Verfügung:

Reisebücher

von **Baedeker, Berlepsch, Meyer** u. s. w.

Leihgebühren pro Woche u. Band 25 Pfg.

Das grosse Lager bietet den Abonnenten reiche Auswahl der Literatur über *Deutschland, Italien, Schweden, Orient* u. s. w.

Soeben eingetroffen: **Meyer's Paris.**

Kunst.

Handel.

Vier Statuen

von

besonderer Schönheit

vom

Bildhauer

A. Tondeur

sind im Erscheinen und theilweise schon vorräthig:

	Höhe	Preis von Elfenbeinm.	Gyps
Die Kunst	145	120	120
Die Wissenschaft	145	120	120

	Höhe	Preis von Elfenbeinm.	Gyps	Höhe	Preis von Elfenbeinm.	Gyps
Die Kunst	75	48	30	46	18	12
Die Wissenschaft	75	48	30	46	18	12
Der Handel	—	—	—	46	18	12
Die Industrie	75	48	30	—	—	—

Säulen, Consolen und Sockel

sind zu jeder Größe vorhanden.

Gebr. Micheli,

Berlin,

Unter den Linden 12.

Das **neueste Preis-Verzeichniß** der ausgewähltesten Bildwerke antiker und moderner Kunst von **Elfenbeinmasse** und **Gyps** der Gießerei wird **gratis** ausgegeben.

Wissenschaft.

Industrie.

Meyers Reisebücher.

Zur ***Weltausstellung*** *erschien soeben durchaus neu bearbeitet:*

PARIS *mit den Reiserouten dahin und durch* ***Nordfrankreich,***

mit Karten, Plänen, Ansichten reichlichst ausgestattet. Geb. 7½ M.

Verlag des ***Bibliographischen Instituts*** *in Leipzig.*

WIESBADEN.

Altbewährte, seit vielen Jahrhunderten bekannte, alkalische Kochsalz-Thermen (30—55° Réaum.).

Cur ununterbrochen während des ganzen Jahres.

Nahe an 900 Thermalbäder. Kaltwasser-Heilanstalten. Fichtennadel-, Russische-, Römisch-Irische-, Dampf- und Schwimmbäder. Mineralische und medicinische Bäder jeder Art. Heilgymnastische Anstalt. Pneumatische Apparate. Elektricität. Berühmte Augenheilanstalt. Molken und Ziegenmilch. Milchcur-Anstalten. Mineralwasser aller bekannten Quellen in frischester Füllung. Traubencur.

Täglich Concerte des städtischen Curorchesters in den prachtvollen Sälen des Curhauses, in den Gärten und am Curbrunnen. **Militär-Concerte, Extra-Concerte. Lesecabinet** mit **260** Zeitungen. **Spielzimmer, Cafésalons** und **Restaurationssäle,** Billards, **Park-Anlagen** und **Trinkhalle. Reichdotirtes Königliches Theater. Bälle** und **Réunions. Jagd** und **Fischerei.**

Anerkannte **Lehranstalten** und **Institute. Gymnasien** und **Pensionate. Vorzügliches Klima, prachtvolle Lage** und **reizende Umgebung,** in nächster Nähe des Rheins. Ausflüge per Eisenbahn und Dampfboot.

Prospecte gratis.

Städtische Cur-Direction zu Wiesbaden: **F. Hey'l.**

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in **Berlin.** Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.** **Expedition, Berlin** N.W., Luisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 21. Berlin, den 25. Mai 1878. Band XIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Deutschland in Paris. Von de Graeff. — **Literatur und Kunst:** Unser „Faust" bei den Italienern. Von Woldemar Kaden. — Etwas über Uhland und Etwas über Sealsfield. Von K. M. Kertbeny. — „Les Fourchambault." Comédie von Emile Augier. Besprochen von Paul Lindau. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Gastspiel des Fräulein Josephine Wessely. Besprochen von Julius Hagen. — Von der Musiksaison. Von H. Ehrlich. — Notizen. — Inserate.

Deutschland in Paris.

Von de Graeff.

Die deutsche Abtheilung der Pariser Weltausstellung ist vor einigen Tagen eröffnet worden. Der deutsche Botschafter, Fürst von Hohenlohe, der deutsche Commissar, Herr von Werner, der französische Handelsminister, Herr Teisserenc de Bort endlich, haben bei dieser Gelegenheit kurze Reden gehalten, die von allen Freunden des Friedens mit Wohlgefallen vernommen und gelesen worden sind, und in denen deutscherseits constatirt worden ist, daß die französischen Behörden auch die letztangekommenen Gäste der Ausstellung, unsere Künstler nämlich, mit der größten Zuvorkommenheit aufgenommen haben. Fürst Hohenlohe hat am Schluß seiner Rede die Hoffnung ausgesprochen, daß die Betheiligung Deutschlands an dem großen, internationalen Unternehmen, zu dem Frankreich die Initiative ergriffen hat, die freundschaftlichen Beziehungen zwischen den beiden Ländern befestigen werde.

Diese Hoffnung erscheint als eine wohlbegründete. Es ist kaum zu bezweifeln, daß den Deutschen, die zur Weltausstellung nach Paris kommen werden, dieselbe gastfreundliche Aufnahme zu Theil werden wird, welche Frankreich in diesem Augenblick allen seinen fremden Besuchern angedeihen läßt und die wohl geeignet ist, diesen eine hohe Idee von dem guten Geschmack, dem großen Reichthum und der sprüchwörtlichen Liebenswürdigkeit der Franzosen beizubringen. — Die Salons des Präsidenten der Republik und der verschiedenen Minister, in denen rauschende Festlichkeiten sich jetzt in schneller Folge aneinander reihen, werden den Gästen aus Deutschland grade ebenso weit und ebenso bereitwillig geöffnet sein wie denen, die aus Rußland, Oestreich, England, Italien und anderen Ländern herbeigeeilt sind, um die Wunder der Weltausstellung anzustaunen und sich am „Pariser Leben" zu ergötzen; alle Genüsse, welche französische Kunst und Industrie dem Fremden grade jetzt in seltener Fülle bieten, werden unseren Landsleuten unter denselben Bedingungen zur Verfügung stehen wie den Bürgern anderer Staaten. Man wird einem Russen, Engländer oder Amerikaner vielleicht freundlicher zulächeln als einem Deutschen; aber in den Rechnungen, die die Einen wie die Andern zu bezahlen haben, wird dies nicht den geringsten Unterschied machen. — Kein Mensch hat zu befürchten, daß ihm im Hôtel ein Zimmer, im Theater ein Platz verweigert werde, wenn er sich als Deutscher zu erkennen gibt; auch ist wohl Niemand mehr der Gefahr ausgesetzt, daß ihm seine Nationalität mit einem zornigen „Prussien" oder „Allemand" zum Vorwurf gemacht werde. Kurz und gut, jeder Deutsche, der den Wunsch hegt, die Hauptstadt Frankreichs in ihren festlichsten Gewanden prangen zu sehen, und dem die Geldmittel zur Verfügung stehen, sich dieses etwas kostspielige Vergnügen zu verschaffen, kann die Reise nach Paris getrost antreten und sich der sicheren Hoffnung hingeben, daß seine Erwartungen, vorausgesetzt, daß dieselben innerhalb vernünftiger Grenzen bleiben, nicht getäuscht werden. — Frankreich wird das Versprechen, welches es uns gegeben hat, getreulich halten. Wir werden aller Orten wie gern gesehene Gäste empfangen werden. Niemand, mit Ausnahme einiger ungezogener Leute, wie es deren überall gibt und die nur ungerechter Weise in Betracht gezogen werden könnten, wird uns merken lassen, daß wir es nicht in derselben Weise sind wie die anderen: Russen, Italiener, Oestreicher, Engländer, Dänen, Spanier, Chinesen und Japanesen. Es ist dies ein erfreuliches Symptom, wenn man bedenkt, daß man vor nicht sehr langer Zeit jedem Deutschen, der in Frankreich reiste, wohlweislich anempfahl, in öffentlichen Localen nicht allzu laut Deutsch zu sprechen. Die äußeren Beziehungen zwischen Deutschen und Franzosen sind nun in der That erträglich geworden; aber kurzsichtig und falsch wäre es, aus diesem Umstande eine andere Schlußfolgerung ziehen zu wollen als diejenige, daß Frankreich, weil es einsieht, wie sehr dies in seinem Interesse liegt, sich endlich dazu bequemt hat, Deutschland gegenüber, auch vom gesellschaftlichen Standpunkte aus, die Haltung anzunehmen, welche ihm durch den Abschluß des Friedens mit seinem siegreichen Feinde angewiesen worden ist.

Wir Deutschen sind sicherlich gewillt, mit den Franzosen in aufrichtig gutem, freundschaftlichem, herzlichem Einverständniß zu leben, die Ereignisse von 1870 und 1871 als vollendete Thatsachen zu betrachten, gewissermaßen zu vergessen. Unsere alten Gegner würden an unserer Stelle gern ebenso denken und handeln; und wir dürfen uns bei dieser Gelegenheit nicht etwas Besonderes auf unsere „deutsche Gutmüthigkeit" einbilden. — Aber die Franzosen haben, können und wollen nicht vergessen, daß sie von uns gedemüthigt worden sind; und von einer wirklichen Versöhnung mit uns kann bei ihnen heute grade ebensowenig die Rede sein wie vor sieben Jahren. Keine Weltausstellung der Welt kann an diesem Umstande das Geringste ändern. Wir dürfen die Franzosen darauf hin nicht anklagen; es dürfte im Gegentheil anzuerkennen sein, daß sie sich durch ihre Haltung, uns gegenüber, als gute, warmherzige Patrioten bewähren; aber Angesichts der kindlichen Völkerverbrüderungsideen, die heute bereits wieder in den Gehirnen menschenfreundlicher Utopisten zu spuken anfangen, erscheint es nützlich, die Thatsache — an der Niemand, der in Frankreich lebt, den geringsten Zweifel hegen kann — zu constatiren, daß die tiefe, innere Erbitterung gegen die Deutschen in Frank-

Digitized by Google

reich noch nicht im Abnehmen begriffen ist; und daß die Deutschen in Paris, im Vergleich zu allen andern fremden Besuchern, eine Ausnahmsstellung einnehmen. — Was die Zeitungen auch schreiben mögen, und was in officiösen Kreisen auch gesagt und vielleicht sogar gewünscht werden mag, die Wahrheit ist — und bleibt wenigstens vorläufig noch — daß die Franzosen, mit nur geringen Ausnahmen, in den Deutschen ihre Feinde erblicken, mit denen sie sich erst dann versöhnen wollen und können, wenn in Metz und Straßburg wieder französische Fahnen wehen. „Wenn Deutschland" — so schrieb vor wenigen Tagen ein einflußreiches, republikanisches Blatt — „nicht den groben Fehler begangen hätte, sich französischer Ländereien zu bemächtigen; oder wenn Deutschland diesen Fehler eines Tages wieder gut machen wollte — dann allein könnten wir Sedan vergessen, grade so wie wir Waterloo vergessen haben." — Deutschland ist sicherlich nicht geneigt, den hohen Preis für französische Freundschaft zu zahlen, den Frankreich dafür verlangt; und es ist deshalb nützlich, daß die Deutschen, die jetzt in großer Anzahl nach Paris kommen werden, sich vollständig klar machen, daß sie auf Wohlwollen und Herzlichkeit seitens ihrer höflichen Wirthe ganz und gar zu verzichten haben.

Ein Franzose, der einem Deutschen freundlich entgegenkommt, gehört zu den größten Seltenheiten; ein Franzose, der, ohne dafür bezahlt zu sein oder ohne daß seine Stellung ihm gewisse Verpflichtungen auferlege, einen Deutschen freundlich und artig behandelt, glaubt sich berechtigt von sich zu sagen: „Ich bin ein vorurtheilsfreier Mann." Er hat Recht. Er hat ein starkes und allgemeines Vorurtheil zu überwinden, um sich nicht kalt oder entrüstet abzuwenden, sobald er in seinem Reisegefährten oder in seinem Nachbar im Theater, Concert oder an der Table d'hôte einen Deutschen erkannt hat. Legitimirt sich dieser dagegen als ein Engländer, Russe, Italiener, Amerikaner, Däne, als Bürger irgend eines andern Landes als des deutschen Reiches, so tritt die französische Liebenswürdigkeit mit jedem Augenblick deutlicher hervor; dann hat der Franzose kein „Vorurtheil" zu überwinden, würde es für eine Ungezogenheit halten, dies Wort auszusprechen; und es hängt in einem solchen Falle häufig nur von dem Fremden ab, angenehme Beziehungen mit seinem neuen französischen Bekannten anzuknüpfen.

Der Prinz von Wales ist augenblicklich vielleicht der populärste Mann in Frankreich. Wäre er nicht ein Ausländer, präsumtiver Thronerbe eines Nachbarstaates, so hätte sicherlich Niemand so gute Aussichten wie er, zum Nachfolger des Marschalls von Mac Mahon ernannt zu werden. Die Zeitungen aller Parteien sind seines Lobes voll; zeigt er sich an einem öffentlichen Orte und wird er erkannt, so begrüßt ihn das Volk mit enthusiastischem Jubel. Jeder Franzose rechnet sich zur Ehre an, ihn zu kennen; viele drängen sich danach, ihm vorgestellt zu werden. Der Sohn der Königin Victoria und des Prinzen Albert kann in seinem loyalen Vaterlande unmöglich mehr verehrt und gefeiert sein, als er es in Frankreich ist. Tausende von französischen Händen würden sich unaufgefordert, bereitwilligst erheben, um ihn zu beschützen, zu vertheidigen, wenn irgend ein Ruchloser oder Wahnsinniger es wagen sollte, seine Person böswillig antasten oder verletzen zu wollen. — Und welchem Umstande verdankt der fremde Prinz diese außerordentliche Popularität? Es klingt unwahrscheinlich, aber es ist so: dem Umstande, daß er häufig nach Paris kömmt, höflich und liebenswürdig ist, wie die meisten Prinzen dies sind, und daß er kürzlich bei einem Gastmahle, wo er einen Toast auszubringen hatte, von seiner „Liebe für Frankreich" gesprochen hat.

Es ist gar nicht zu bezweifeln, daß der Prinz von Wales diese Worte aufrichtig gemeint und ohne jede macchiavellistische Absicht ausgesprochen hat. Er hat in Frankreich stets die herzlichste, zuvorkommendste Aufnahme gefunden und deshalb kaum mehr gethan als eine einfache Pflicht der Höflichkeit erfüllt, indem er seiner Erkenntlichkeit für alle Freundlichkeit, die ihm hier erwiesen wird, bei einer ihm passend erscheinenden Gelegenheit Ausdruck gegeben hat. — Der russische Thronfolger, oder der östreichische, oder irgend ein anderer Kronprinz einer großen Macht, würde wahrscheinlich ähnliche Erfolge in Frankreich errungen haben, wenn er in der Lage gewesen wäre, häufig nach Paris zu kommen, sich dort gut zu gefallen und dies zu zeigen und öffentlich auszusprechen. — Es ist eine liebenswürdige Seite im Charakter der Franzosen, daß sie denjenigen wohlwollen, ja gradezu dankbar sind, die sich bei ihnen wohl fühlen. Der Gedanke, dem Gaste für das Vergnügen zu danken, das er, der Gast, während seines Besuches gehabt hat, liegt jedem Franzosen nahe.

Nun denke man sich den Kronprinzen von Deutschland in Paris! Das Absonderliche, peinlich Eigenthümliche in der Stellung, welche die Deutschen in Frankreich einnehmen, tritt sofort wieder scharf hervor. — Daß unser Kronprinz in den officiellen französischen Kreisen die ausgezeichnetste Aufnahme, jede erdenkliche Aufmerksamkeit finden würde, das unterliegt keinem Zweifel. Alle Gesetze der Etiquette würden dem hohen Gaste gegenüber auf das Strengste beobachtet werden; man würde ängstlichst vermeiden, ihm den geringsten Grund zu einer Klage zu geben, und er würde sich sicherlich über nichts zu beklagen haben —, aber irgend etwas würde in den Gesichtern seiner französischen Umgebung, in der Haltung der hohen französischen Gesellschaft ihm gegenüber, in den Blicken der stummen Menge, die ihn erkannt, in der französischen Luft sein, das ihn verhindern würde, sich wohl zu fühlen. — Man denke sich, daß unser Kronprinz seinen wahren Gefühlen für Frankreich, Gefühlen des Wohlwollens, Ausdruck geben wolle! Wie würden die Franzosen dies aufnehmen? Als Hohn und Spott! — „Wenn er uns wirklich liebt, so mag er uns Elsaß und Lothringen wiedergeben", dies würde das Thema sein, das alle Zeitungen in ihren Commentaren zu einer Rede des Kronprinzen von Deutschland behandeln würden, wenn dieser bei einer öffentlichen Gelegenheit in ähnlicher Weise sprechen sollte, wie sein Schwager, der Prinz von Wales, dies zur großen und aufrichtigen Freude der Franzosen gethan hat. — Der Kronprinz von Deutschland, der mit Recht daran gewöhnt ist, daß man seine Aufrichtigkeit nicht bezweifelt, würde sich in der Atmosphäre des Mißtrauens und des Uebelwollens, die ihn in Frankreich umgeben und die kein officieller Weihrauch sophisticiren könnte, beengt fühlen; er würde erst dann frei aufathmen, wenn sein Fuß deutschen Boden wieder berührt hätte. — Und vielen Tausenden von Deutschen und auch einer nicht geringen Anzahl von Franzosen würde es in demselben Augenblick wie ihm gehen. — Der Polizeipräfect von Paris namentlich würde endlich einmal wieder ruhig schlafen können.

Niemand in Frankreich hat daran gedacht, oder hat es gewagt, das Attentat auf das Leben des Kaisers von Deutschland entschuldigen zu wollen. Viele Zeitungen, und darunter die besten, haben ihrer Entrüstung darüber lebhaften Ausdruck gegeben. — Aber welch' klägliche Reserven sind nicht gleichzeitig gemacht worden! Die Leute baten gewissermaßen um Verzeihung, den Mordanfall auf den Kaiser von Deutschland nicht entschuldigen zu können. „Ein Mord ist ein Mord," schrieben sie, „und es ist Pflicht aller ehrlichen Leute, ihn als ein Verbrechen zu brandmarken und dabei die Nationalität des auserkorenen Opfers vollständig unberücksichtigt zu lassen." Aber es gibt noch heute Franzosen, in deren Augen es kaum ein größeres Verbrechen geben kann als das, einen Deutschen, und ganz besonders den deutschen Kaiser oder ein Mitglied der kaiserlichen Familie, gegen irgend einen Angriff, welcher Art derselbe auch sein und woher derselbe kommen möge, zu vertheidigen. Sie wollen nicht einmal als „mildernden Umstand" gelten lassen, daß Mord ein Verbrechen ist; und eine weitverbreitete, einflußreiche radicale Zeitung beklagt sich bitter darüber, „daß die guten Franzosen über den Kaiser von Deutschland weinen können". — Verschiedene andere Blätter, und zwar sogenannte „conservative" Journale, geben deutlich zu

Digitized by Google

verstehen, daß, nach ihrer Meinung, der Kaiser von Deutschland selbst die Verantwortlichkeit des an ihm verübten Verbrechens zu tragen habe. — „Weshalb hat er dem Cabinet vom „16. Mai 1877" nicht größere Sympathien gezeigt, und die Befestigung der Republik in Frankreich gebilligt?" — Angenehme Leute!

Seit mehreren Monaten bereitet ein Comité französischer Republikaner ein großes Fest zur Feier des hundertjährigen Jubiläums von Voltaire vor. Die conservativen Zeitungen sind darüber entrüstet. Sie sagen, es sei eine Schande, daß Frankreich das Andenken Voltaires ehren wolle. — Und weshalb die Schande? — Weil Voltaire ein Freund des Königs von Preußen war!

Alles dies und vieles Andere, was hier füglich mit Stillschweigen übergangen werden kann, beweist eine Thatsache, von deren Richtigkeit jeder Deutsche, der nach Paris kommen wird, sich selbst überzeugen kann. — Von dem Augenblick an, wo ihn der Polizeibeamte an der französischen Grenze gefragt hat: „Quelle nationalité?" und er „Allemand" darauf geantwortet hat, fühlt er, daß er von mißtrauischen, abgeneigten Menschen umgeben ist. Der „vorurtheilsfreie" Mann, der sich herabläßt, sich seiner mitleidig anzunehmen, läßt ihn dies nur noch deutlicher fühlen.

Ein Mensch kann nur das leisten, wozu er die Kräfte in sich hat; das fortgeben, was er besitzt. In keinem echt französischen Herzen kann heute Wohlwollen für Deutschland leben. Kein Deutscher darf deshalb wohlwollendes Entgegenkommen von einem Franzosen erwarten. Man wird überall höflich gegen ihn sein — so sei er es ebenfalls; er erwarte nicht mehr. Und es wäre vielleicht im Interesse seiner Würde gut, wenn er sich vornähme, auch nicht mehr zu geben.

Literatur und Kunst.

Unser „Faust" bei den Italienern.

Von Woldemar Kaden.

Wolfgang Menzel sieht in Heines „Reisebildern" „den Judenjungen mit der Hand in den Hosen vor den italienischen Madonnenbildern stehen". Dieser gallige Scherz fiel mir ein, da ich vor einiger Zeit einen „ebensolchen" Italianissimo in der gleichen Position vor dem Marmorbilde unsres deutschen Goethe Halt machen sah, pfeifend, den Zug romanisch-impertinenten Hohnes um den Mund ...

„Fame usurpate" — Angemaßter Ruhm (Napoli 1877) — heißt das Buch italienischer literarischer Rücksichtslosigkeiten. Vier Lorbeerkränze werden darin von rauflustiger Hand vier Dichterhäuptern entrissen, zerzaust und in alle vier Winde verstreut: Aleardo Aleardi, Giacomo Zanella, Andrea Maffei und — Goethe sind die Gegenstände des kritischen Hasses von Professor Vittorio Imbriani. Kennen Sie Vittorio Imbriani? Nun in Italien ist er nur zu bekannt, da kann man ihn zu allen Zeiten als Ente um den castalischen Quell herumschwimmen sehen, sich mästend von den Weichthieren und Regenwürmern, die der Schlamm der Uferränder erzeugt. Doch das ist sein Spaß und thut nichts zur Sache. Aber kennen Sie Zanella? Nein? Aleardi? Sie entsinnen sich vielleicht seines Namens. Und Maffei? Nun ja, das ist der treffliche Uebersetzer unsrer deutschen Klassiker. Aber wie kommt ein Goethe in diese Gesellschaft, der Phönix unter das kleinere Geschlecht der Piepvögel, der Prophet unter die italienischen Saule?

Ich wüßte auch keine Antwort zu geben als die, daß es im Alterthum Sitte war, beim Tode eines Großen eine Anzahl Sklaven und Freie zur Begleitung des Gestorbenen abzuschlachten, wie das die Aschantis ja noch heute thun sollen. Möglicherweise wandelte den Herr Imbriani solch Aschantigelüste an, als er unserm Goethe auf den Weg zur Unterwelt und Vernichtung ein paar kleine Leute mitgeben wollte.

Die Absicht des Imbriani'schen Buches ist, die vier genannten Menschen unmöglich zu machen: hier durch muntern Skandal, verübt an den drei lebenden Italienern, dort durch Denkmalsschändung an dem deutschen Todten. Nicht des Denkmals im Herzen Deutschlands, bis dahin reicht seine böse Zunge, die an der Grenze ihre Spitze abbricht, nicht, sondern des ihm inmitten des italienischen Volkes, dicht neben dem höchsten Lorbeer errichteten ... und dazu stehen ihm genügende Steine und andre nur mit Handschuhen zu berührende Geschosse zu Gebote.

Imbriani versucht, Goethe in seiner Hauptdichtung, im „Faust" zu vernichten. Er nennt den „Faust" „Un capolavoro sbagliato", ein verfehltes Meisterwerk, und tritt an dieses heran mit dem galligen, unterleibskranken Gemüthe eines ultramontanen Deutschenfressers der alten Schule. Er ist ganz ein italienischer Menzel, und seine Kritik des „Faust" ist eine wüthende, sehr zungenfertige, von vieler Belesenheit zeugende Paraphrase des Menzel'schen Wortes: „Goethes poetischer Egoismus gipfelt im Faust, in ihm hat er seinen Egoismus fortgesponnen und sich zum Bewußtsein gebracht. Daher die mancherlei Phasen und Widersprüche in Fausts innerer Entwickelung und das kokette Ende mit komödienhaften Selbsttäuschungen. Das ganze Gedicht ist eine reine Allegorie, die Apotheose des Ich, die Religion des wollüstigen Egoismus."

Und einen solchen potenzirten Menzel im modernsten Italien, unter so vielen, sonst klaren Geistern wiederzufinden, verblüffte mich. Der Ueberraschung folgte der Zorn. Wie oft fühlte ich während des Lesens die Gluth mir in die Stirn steigen. Ja, ich will mich nicht schämen zu bekennen, daß ich ein paar Tage ganz unglücklich war über die Schmähungen unsers größten Dichters, unsrer echt germanischen Faustdichtung, unsres edlen großen Vaterlandes und Volkes — und auf Rache sann. Wäre ich damals meinen Gefühlen gefolgt, ja, ich würde einen Pranger gebaut haben so hoch wie der Vesuv, ich würde meine Feder in die glühende Lava getaucht und sie dem Italiener in's Gesicht gespritzt haben ...

Es ist aber Großmütterchens alter weiser Rath, jedes Ding erst einmal tüchtig zu beschlafen, und ... dann war ich ruhiger geworden.

Ich überlegte: war ein Menzel, ein blinder Franzosen- und Goethefresser in Deutschland möglich, warum sollte ein Imbriani als Deutschen- und Faustfresser in Italien unmöglich sein? Ich überdachte: finden wir Deutschen so Mancherlei, namentlich am zweiten Theile des „Faust" auszusetzen, warum sollte ein italienischer Kritiker als Extra-Italianissimus nicht Handhaben genug daran finden, an denen er diese germanische Marmorstatue fassen, zu schütteln und zu stürzen wenigstens versuchen sollte? Und gab es nicht eine Zeit, wo Goethe selbst seinen „Faust" als „Possen" bezeichnete? Dann ist ja gerade im „Faust" soviel „germanischer, unserm Genius zusagender Stil", soviel „von dem Herzschlag unsres Volkes, den Einzelzügen, die unsre Menschenart stempeln", daß man füglich von einem romanischen Herzen und Geiste die wünschenswerthe Verständnißinnigkeit dafür kaum verlangen kann.

Dann nahm ich mir einen Beruhigungstrank aus Vischers „Faust" und las: „Einem Goethe gegenüber gibt es kein kaltes Lob, auch keinen halben Tadel. Jene, die ihm nicht zürnen, wo er leichtsinnig mit der Künstlerpflicht spielt, fallen in den Verdacht, ihn da nicht zu lieben und mit ganzer Seele zu bewundern, wo zu seinem Preise kein Wort genügen will. Also heraus mit dem Unwillen, so offen und voll wie mit der Bewunderung! Und Lessing sagt: Einen elenden Dichter tadelt man gar nicht, mit einem mittelmäßigen verfährt man gelind, gegen einen großen ist man unerbittlich."

Fiat justitia! Gerechtigkeit erhöhet ein Volk! So kam ich zu dem Resultat: es muß auch solche Käuze geben. Ja, auch die Wagner haben ihre Berechtigung in der Welt, und wenn sie nur dazu dienten, den goldenen Baum des Lebens

Digitized by Google

neben ihrer grauen Theorie uns um so glänzender erscheinen zu lassen, oder den Boden, wo wir nach Schätzen graben, von Regenwürmern zu säubern.

Imbrianis Buch hatte für mich noch einen andern Nutzen: ich schaute der italienischen Kritik etwas näher auf die Finger und sah mich alsdann noch nach andern italienischen Goethe-Faust-Kritikern um, wurde aber ganz beruhigt, als ich entdeckte, daß wohl nur wenige, vielleicht nur ein einziger Menzel-Pustkuchen im heutigen Italien lebt, die andern Kritiker aber ebensovielen Düntzer, Schubarth, Enk, Sengler, Löper und Vischer gleichen, ohne deshalb blinde Götzendiener oder Nachbeter zu sein.

Unter diesen ist es hauptsächlich Einer, Einer der Modernsten, der die italienischen Meinungen pro Goethe-Faust zu einem klaren, durchsichtigen Abriß zusammenfaßt. Das ist der vortreffliche Professor an der Universität zu Padua: U. B. Canello. Sein im elegantesten Italienisch geschriebenes Buch heißt Saggi di critica letteraria (Bologna 1877), und dieses steht denn den „Fame usurpate" Imbrianis gegenüber, wie das Licht der Finsterniß, wie der Honig vom Hybla napoletanischer Rindsgalle.

Sicher müssen die Aeußerungen dieser Leute uns Deutschen, die wir doch an Italien wie an einer zweiten Heimat hangen, um so interessanter erscheinen, als wir seit einiger Zeit angefangen haben, in Italien nicht mehr ausschließlich das Land zu erblicken, „wo die Citronen blühn", sondern auch sein geistiges Leben in den engern Kreis unsrer Betrachtungen zu ziehen.

Wo aber fände man, wenn wir die Politik aus dem Spiele lassen, ein geeigneteres Feld zu einem geistigen Rendezvous als das der Literatur, als auf diesem wiederum gerade die Faustdichtung, die aus unsrer Art erwachsen, in unserm Wesen festgewurzelt, mit ihm verwachsen ist? „Faust" im Spiegel des italienischeu Geistes, der hier getrübt und dunkel, dort klar und heiter erscheint: wieviel der Anknüpfungspunkte bieten sich gerade in ihm uns dar!

Dazu aber ist es nöthig, das Medium zu kennen, durch welches die Italiener unsern Faust sehen, und so kommen wir denn zunächst zu den italienischen Faustübersetzungen.

Goethes Faust zu übersetzen ist ein kühnes Unterfangen. Im höhern Grade wird es dies, wenn eine romanische, wenn die italienische Sprache das Medium sein soll. Dennoch haben es verschiedene Italiener gewagt: es gibt fünf italienische Uebersetzungen des „Faust". Von diesen liegen vier mir vor, die fünfte (die eines gewissen Roda-Rossi, Professors an der Universität zu Pavia) vermochte ich nicht aufzutreiben. Jede derselben zeigt mir einen andern Charakter. Soll ich diesem Charakter seine Censuren geben, so bekommt die eine der Uebersetzungen „schlecht", die andre „ungenügend", die dritte „gut", die letzte aber das freudige Lob „sehr gut".

Die „schlechte" lieferten Giovita Salvini und Giuseppe Gazzino in Compagnie: Fausto di Volfango (!) Goethe. Seconda edizione, coll' aggiunta della leggenda del Widmann. Firenze. Felice Le Monnier 1862.

Die „ungenügende" schrieb Persico: Fausto, Tragedia di W. Goethe tradotta in versi da Federico Persico. Napoli, Stamperia del Fibreno 1861.

Die „gute" Uebersetzung ist die des auch in Deutschland wohlbekannten Andrea Maffei: Fausto. Seconda edizione compiuta. Parte seconda. Firenze, Successori Le Monnier 1859. — Terza edizione riveduta. Parte prima. Firenze, Succ. L. M. 1873. Sie enthält eine einleitende Abhandlung von Eugenio Checchi.

Die Palme aber gebührt der Uebersetzung des Anselmo Guerrieri-Gonzaga, des talentvollen, heute auch in Deutschland oft genannten Dichters: Fausto, parte prima. Erminio e Dorotea. Firenze, Succ. Le Monnier 1873.

Die Uebersetzung Persicos ist die älteste und daher immerhin verdienstvoll. Sie erschien in einer Zeit (1861, durfte erst da erscheinen!), wo die Welt keine Ohren für derartige Dinge hatte, und noch dazu an einem Orte (Neapel), der dem Buchhandel durchaus nicht günstig, wo heute auftauchende und bekannt gemachte Erscheinungen schon morgen nicht mehr aufzufinden und zu beschaffen sind. Sie wurde daher nie bekannt, und — es ist kaum schade darum. Geschrieben ist sie in versi sciolti, einer Form, die dem Goethe'schen Gedicht durchaus ungünstig ist. Der reimlose Vers beraubt es ganz und gar seines lyrischen, oft melodramatischen Charakters, macht es steif, hölzern, ungenießbar. Denke man sich doch einmal den Faust in fünffüßigen, uns doch ziemlich vertrauten Jamben geschrieben und höre in diesen beispielsweise einmal die Rede des Mephistopheles: „Denkt nur, den Schmuck ꝛc."

Denkt nur, den Schmuck für Gretchen angeschafft,
Den hat ein Pfaff hinweggerafft. Die Mutter,
Sie kriegt das Ding zu schauen und sogleich
Fängt's heimlich ihr zu grauen an. 'Nen feinen
Geruch hat diese Frau, sie schnüffelt immer
In dem Gebetbuch, riecht es jedem Möbel
Wohl an, ob es profan, ob heilig sei.
Und an dem Schmuck da spürt sie's klar, daß Segen
Nicht viel dabei war. O mein Kind, rief sie,
's ist ungerechtes Gut, befängt die Seele,
Verzehrt das Blut, wir woll'n der Mutter Gottes
Es weih'n. Mit Himmelsmanna wird sie uns
Erfreuen. Gretlein zog ein schiefes Maul.
's ist ein geschenkter Gaul, dacht' sie, und wahrlich
Nicht gottlos ist, der ihn hierher gebracht.
Die Mutter ließ darauf 'nen Pfaffen kommen,
Der hatte kaum den Spaß gehört, so ließ
Er sich den Anblick wohl behagen, sprechend:
So ist man recht gesinnt, wer überwindet,
Gewinnt. Die Kirche hat 'nen guten Magen,
Hat ganze Länder aufgefressen, doch
Noch nie sich übergessen, sie allein
Kann, meine lieben Frauen, unrecht Gut
Verdauen.

Und dasselbe Stück nach Persicos Uebersetzung in Italienisch:

Fa pur ragione:
Il vezzo a Ghita provveduto, un prete
Se l'ha beccato. Odi. La madre arriva
Ad adocchiar la cosa e vèlla tutta
Dentro a raccapricciar. Di naso fino
È la comare, e lecca ognora il libro
Delle preghiere, e ad ogni arnese fiuta
Per sentir s' egli è santo o se profano;
Onde giunta a quel vezzo, ecco ti annasa
Ch' è po' non era il gran buon fatto, „Oh, figlia"
Grida essa allor „quel ben che per diritto
„Non vien, fa schiara l' anima e consuma
„Il sangue: or lo sacriamo alla Madonna,
„E la ci darà in cambio a consolarci
„Manna di cielo." La Ghituccia un tratto
Stette ingrognata e, In verità (diceva
Ella fra sè) non s' ha a guardare in bocca
A cavallo donato, e in fede mia
Non mi sa sì perverso un che ci porta
Tai gentilezze in casa. Ed ecco un prete
Fa a sè venir la madre, il qual non prima
Seppe del giuoco che gli fa gran cera
E dice: „Oh il buon pensier! Colui guadagna
„Che astenere si sa. La Chiesa ha viscere
„Buone ed ha trangugiato i regni interi,
„Senza aver pure un mal di ventre: sola
„La Chiesa, care donne mie, ci vuole
„Codesti mali acquisti a digerire." (Persico.)

Mögen diese Verse gut und richtig, ja schön sein, mag der Goethe'sche Vers tausendfach angezweifelt werden können: durch glatte, allen Regeln genügende Sprachkunst läßt er sich nicht wiedergeben, oder, wie die Italiener meinten, verbessern. Der

Digitized by Google

Goethe'sche Vers ist ein Wunderding, ein Geheimniß. Und wer könnte dies mehr empfinden und zu besserem Ausdruck bringen als unser Friedrich Vischer? Er sagt (Goethes Faust. Neue Beiträge zur Kritik des Gedichts. Stuttgart. Meyer und Zellers Verlag, 1875), daß, wer aufmerksam lese, im Faust eine große Menge falscher Reime finden werde (Höhe auf Nähe, reicht auf steigt und dgl., gleiche Wörter z. B. auf — auf), zum Theil sind es Frankfurtismen, doch auch ein arger Schwabismus kommt vor (dämmert auf flimmert). Aber auch nur wer die Aufmerksamkeit auf diese Seite isolirt, wird die Verstöße entdecken: eine schlagende Probe dafür, daß Correctheit nicht den Dichter macht. Man hat einfach keine Zeit, diese Fehler zu spüren, und dabei denke ich nicht etwa an stoffartiges Hingerissensein, auch nicht an gesonderte Beschäftigung mit der Tiefe des Sinnes, sondern eben recht an die Form: d. h. die Schönheiten im Gebiete des Verses und der Sprache selbst sind so reich, so groß, daß man darüber die Unebenheiten in demselben Gebiete rein übersieht; die Vollkommenheiten der Form selbst absolviren den Dichter für ihre Unvollkommenheiten. Doch dies sind flache Bezeichnungen. Er steht in einem Geheimbund mit dem Geiste des Rhythmus, des Reims und der Sprache. Die Aufgabe wäre, das ganze Gedicht darauf anzusehen und dem geheimnißvollen Tasten des inneren Gehörs zu folgen, wodurch dieser Magier Klang, Gang und Accent mit dem Sinn zusammenfühlt.

Hier lag das Kind, mit warmem Leben
Den zarten Busen angefüllt,
Und hier mit heilig reinem Weben
Entwirkte sich das Götterbild.

Der Vers flüstert wie ein leises Reden im Schlaf, die Worte perlen, daß man die zarte verborgene Geschäftigkeit der kreisenden Säfte zu vernehmen glaubt, und dann betrachte man sich das Wort: entwirken, solch ein Wort finden, das heißt aus dem Urquell schöpfend die Sprache bereichern. Nun nehme man die Worte aber auch nach der ethischen Bedeutung. Fausts hastige Leidenschaft veredelt sich in diesem Auftritt zur Liebe, beim Anblick des reinlichen Bürgerstübchens lebt das Herz, die bessere Seele auf und nun erwachen bei der Oeffnung des Bettvorhanges — nicht Wollustgedanken, sondern ein reines Künstlergefühl, vielmehr Gefühl der Natur als heiliger Künstlerin, und so im Zusammenhang versteht man erst ganz das tempelartig Stille im sanften Laut und leisen Hauch der naturandächtigen Worte. —

Nun wäre auch von allen Freiheiten zu sprechen, wodurch Goethe der schlicht Hans-Sachsischen Reimform das wunderbare, nach Sinn und Stimmung wechselnde Leben gibt: Kürzung, Dehnung der Zeile, Vermehrung der Reime oder Begnügen mit zweien, Reimlosigkeit, Wahl des klingenden Reims, Kreuzung oder entferntere Verschiebung der Reime, verschiedene Zahl der Hebungen und Senkungen, wodurch zwischen Jambus und Trochäus Anapäst, Amphribrachys, Daktylus anklingt; hierfür sei aber nur Ein Beispiel herausgehoben, die Stelle in der Schlußscene: „o laß uns knien — liebenden Ton". Man höre hier genau hin, wie zuerst in den kurzen Zeilen Angst und Grauen den Athem hemmt, man fühle das plötzliche Aufhorchen in dem Folgenden, dann das Entbundene, Kräftige in dem „Ich bin frei! mir soll Niemand wehren", und hierauf, wie in den sechs letzten Zeilen, Jubel der Seele, die auf einen Augenblick den ganzen Jammer der Gegenwart vergißt, in jauchzenden Rhythmus emporspringt und aus den dunkeln, schneidenden, knarrenden Klängen, welche den rings andringenden Hohn der Hölle symbolisiren, zuletzt die weichen Klangfarben hervorquellen: „erkannt' ich den süßen, den liebenden Ton".

An einer anderen Stelle bespricht Vischer die Reden Wagners. Was sind es für Verse! Man bemerke doch die zierlich zopfige Menuetbewegung in den Versen: „Der Vater zeigt dich seinem Knaben" ꝛc., dann: „Dem Hunde, wenn er wohl erzogen" ꝛc. Ebenso reizend, so durchaus gemüthlich beglückend ist Bild und Ton des Philisterbehagens in den zwei Bürgern.

Das wäre denn der Maßstab, an dem sich eine Faustübersetzung zu messen hätte, aber wir können ihn fast nirgend anlegen. Diese Feinheit der deutschen Sprache herauszufühlen ist dem Italiener, von Jugend auf an seinen strengen klassischen Versbau gewöhnt, nicht gegeben. Vieles ist ja auch ganz nur Gefühl und kann nach sprachmathematischen Normen nicht dargelegt werden.

Hundert Beispiele ließen sich hier anführen, an denen die Uebersetzungskunst zu schanden wurde, sei es aus Unbedacht, sei es aus Schwachheit. Nur ein kleines sei hier erwähnt. Mit Absicht wählte Goethe im Schlusse des Flohliedes die zahlreichen spitzen I:

„Und durften sie nicht knicken,
Und weg sie jucken nicht.
Wir knicken und ersticken
Doch gleich, wenn einer sticht."

Dafür nimmt leider auch unser sonst verständnißinniger Guerrieri-Gonzaga das ganz unstatthafte dumpfe U:

Qui se una pulce pugne,
Noi ci serviam dell' ugne.

Wie breit und matt klingt das auch bei Scalvini:

Noi mettiam l' ugne di netto
Su ogni pulce che ci annoi.

Nur Maffei ist bewußt oder unbewußt dem Original nahe gekommen:

Ma noi, se ci ferisce
Un pulcetton, si schiaccia.

Doch auf Persicos Uebersetzung zurückzukommen, so ist neben den unstatthaften versi sciolti noch zu tadeln, daß der Text nicht durchaus treu, oft sinnentstellend wiedergegeben ist. Darauf näher einzugehen, ist hier nicht der Ort. Aber beim bloßen Durchblättern schon müssen wir gar zu oft innehalten, und uns kopfschüttelnd besinnen, wie dieses oder jenes bei Goethe lautet.

„Wie sich die Menschen plagen", d. h. sich untereinander plagen, lautet in der Uebersetzung: „che gli nomini si lamentano". Die Worte: „Und bilden wüthend eine Kette der tiefsten Wirkung rings umher" — erkennen wir im Italienischen: „ed il sepolto germe nel turbo universal si desta" — gewiß nicht wieder. Ebenso hat er die bedeutungsvolle Hauptstelle des ganzen Faust, im Pacte mit Mephistopheles, ganz und gar übersehen. Da heißt es: „Wie ich beharre bin ich Knecht", und bei Persico wird daraus: „Se tuo schiavo o d' altri, che importa a me, se schiavo ora mi trovo?" Der „dunkle Drang" wird zu „tenebrosi dubbi" ꝛc. Leidige Füllworte, wie z. B. „Die Botschaft hör' ich wohl, aber der Glaube, wißt ihr nicht? fehlt mir" — mangeln auch nicht. Dann wimmelt es, wie in Fausts altem Pelze, von Insecten, von kleinern und größern Schnitzern. „Ein fahrender Scolast" ist kein „scolastico in viaggio" — das „zeigt euch musterhaft" (mostratevi esemplari) der Lustigen Person heißt in der Uebersetzung: „fatevi innanzi maestrevolmente" (meisterhaft). Das Wort des Directors „ungekränkt" zu sein von einem Vorwurf, lautet „non scosso". Eine „wilde Nacht" wird zu einer „notte selvaggia".

Der Kritiker Vittorio Imbriani macht sich auf die Jagd nach solchen Insecten und findet noch die Worte der „Zueignung": „Vom Zauberhauch, der euren Zug umwittert" falsch wiedergegeben durch: „aure scosse da' celesti vanni". Die Freunde Goethes: „die um schöne Stunden vom Glück getäuscht", werden bei Persico: „i cari, che ingannò il giocondo Fugace istante". Der „Director" möchte, „daß Alles frisch und neu und mit Bedeutung auch gefällig sei", während Persico ihn den Wunsch aussprechen läßt: „che tutto riesca e fresco e nuovo e, che più monta, alletti".

Dies Alles nur auf den ersten Seiten.

Die Uebersetzung Scalvini-Gazzino, die leider mehr als eine andre der Aufführung auf den Bühnen gewürdigt wurde, hat das graue Wochenkleid der dicksten Prosa angezogen, und

Digitized by Google

nur stellenweise heben sich die beiden Herren, besonders in den Liedern, zu einem allerdings nur leidlichen Verse empor. Wird dem „Faust" schon durch Unterdrückung des Reims die Hauptschönheit geraubt, so wird er durch Unterdrückung des Verses zu einem seelen-, geist- und körperlosen Unwesen herabgemodelt.

„Ihr kommt wieder zurück, lustige Bilder, schon einstmals vor meinem getrübten Blicke erschienen" . . . Schauderhaft! Man denke sich nur einmal diese wunderbare „Zueignung" in dürrer Prosa geschrieben! Statt Götteräther — Stickluft! Diese Uebersetzung ist ohne Luft und Duft, ohne Schwung und Klang, ist eine triviale, lächerliche Schularbeit, aber auch ein Verbrechen, begangen an dem großen Genius Goethes, an dem Genius Deutschlands. Ich weiß nicht, ob ein deutscher Mann jemals die Kühnheit, ich will nicht mehr sagen, hatte, die Divina commedia der Italiener in deutsche Prosa zu übersetzen? Ich weiß nicht, aber ich glaube es nicht.

Gern denn unterschreibe ich hier das harte Urtheil Imbrianis, der da sagt, daß diese Uebersetzung einzig dazu dienen könne, die Ignoranz der beiden Uebersetzer darzuthun, die dem Anschein nach das Deutsche ebensowenig wie ihre Muttersprache verständen. Er gibt einige Proben von ihrer sonstigen „Einfalt". Sie übersetzen z. B. „Fliegengott" anstatt durch Belzebù mit Moschedio (das thut auch Persico, er schreibt Dio delle mosche), Walpurgisnacht, d. h. Tregenda, durch Notte di Valburga etc. Dann wird die Uebersetzung, trotz der leichter sich verständlich machenden Prosa, oft dunkel, unverständlich und verwirrend. Was mit zwei Worten gesagt wäre, wird in unklares Wortgespinnst eingewickelt, in dem der unglückliche Gedanke sitzt, „wie der Floh im Werg".

So werden die Worte:

Eröffn' ich Räume vielen Millionen
Nicht sicher zwar, doch thätig frei zu wohnen —

„übersetzt" d. h. in folgendem Wortschwall ersäuft: Jo schiudo un territorio per miriadi d' uomini, i quali si trarrano ad abitarlo, se non rassicurati da certezza, che non ammetta dubbio alcuno, con isperanza almanco di godersi la libera attività dell' esistenza. Was Goethe mit dreizehn Worten abmacht, fordert bei ihnen vierunddreißig! Ein curioses Licht wirft es auf den Bildungsgrad der Herren, wenn sie das griechische „Aeonen" (der sterbende Faust sagt: Es kann die Spur von meinen Erdentagen nicht in Aeonen untergeh'n) mißverstehen und schreiben: Non può andar inghiottita dall' Eunoè, — wenn ferner die Siebenmeilenstiefel des Mephistopheles für sie zu „ein Paar Kröten" werden, welche „traben". Es heißt Seite 342: „Eine Kröte von sieben Meilen hinkt heran, eine andre folgt ihr. Mephistopheles springt von der Kröte auf die Erde. Die Thiere entfernen sich schnell." Nun das ist doch wenigstens lustig und erinnert stark an die heitern Fehler der französischen Uebersetzungen, wo die Notiz: „Faust schlägt das Buch auf", übersetzt ist als „er schlägt auf das Buch", oder das: „wie sie kurz angebunden war" auf Gretchens Röcke bezogen wird, und man „Es spukt in Tegel" durch „on crache dans le creuset" wiedergegeben hat. Derartige Uebersetzungen haben gar keinen Werth: zu gut, um uns Spaß zu machen, wie etwa Schillers Räuber in einem Scheunentheater, sind sie doch auch zu armselig, einer nähern Betrachtung unterzogen zu werden.

(Schluß folgt.)

Etwas über Uhland und Etwas über Lealsfield.

Beiträge zur deutschen Verlagsgeschichte.

Am 9. August 1831 trat zu Gustav Schwab in Stuttgart ein junger Mann in's Zimmer, Herr v. Nimbsch aus Ungarn, den Niemand kannte. Um so mehr wuchs die Verlegenheit des guten Schwab, als der junge Cavalier gestand, er habe acht Tage vorher, von Wien aus, unter seinem Pseudonym „Lenau" an den verehrten Schwabendichter einige Gedichte zur Prüfung eingesandt. Denn Letzterer, damals Redacteur des „Musenalmanach", hatte zwar die Sendung erhalten, aber sie nicht einmal erbrochen. Er nahm daher rasch den Brief an sich, bat den Gast um einige Minuten Geduld, ihm ein Zeitungsblatt darreichend, und zog sich in die Nebenstube zurück. Unterdeß war noch ein Besuch angelangt, der sich vor dem Fremden stumm verneigte, und gleichfalls Platz nahm. Plötzlich ging die Nebenthüre rasch auf, und Schwab kehrte mit dem Ausdruck des Entzückens in die Schreibstube zurück — statt aber sich an den Fremden zu wenden, reichte er die Gedichtblätter dem Zweitgekommenen mit den Worten hin: „Lies! herrlich, tiefpoetisch!" Und erst dann entsann er sich, daß sich die beiden Herren wohl nicht kennen dürften, und stellte sie einander vor als: „Uhland", „Lenau".

Noch am selben Abend hatten Uhland und Schwab auch die andern Freunde — Alexander Graf von Würtemberg, Justinus Kerner, Karl Mayer — zusammengerufen, man rieb einen Salamander, und fetirte den „neuen Hans Klingsor aus dem Ungarlande". Einige Tage darnach begleitete die ganze Gesellschaft den jungen fremden Dichter zum alten bekannten Cotta, zum Verleger Schillers und Goethes, zum Gründer der Augsburger „Allgemeinen", zu Johann Friedrich Cotta, Freiherrn von Cottendorf, dem Millionär, geb. 27. April 1764 zu Stuttgart, damals 67 Jahre alt. Auf solche Autoritäten hin nahm denn Cotta Lenaus „Gedichte" nicht nur unangeschaut in Verlag, und zahlte sofort 50 Ducaten Honorar, sondern er versprach sogar Unerhörtes, eine Ausgabe auf „Velin." Bis dahin waren die Cotta'schen Ausgaben berühmt wegen — des grauen Löschpapiers. Lenau's Gedichte erschienen denn schon im October 1831, in 2000 Exemplaren, und waren der erste Verlagsartikel auf „Velin"; d. h. auf anständigem Papier. Sie fanden reißenden Absatz.

Bis hierher das Vorspiel.

Eines Tages, im December 1831, kam Uhland wieder einmal von Tübingen nach Stuttgart, indeß Lenau nach Wien zurückgekehrt war — und segelte geradewegs auf's Bureau Cottas los. Der edle Schwabe war bekanntlich kein Mann von vielen Worten; er ließ daher eine Weile den berühmten Verleger allein reden und von den überraschenden Erfolgen betreffs Absatz der Lenauschen Gedichte erzählen. Endlich nahm auch Uhland das Wort, und sagte: „Herr Baron, eben deswegen komme ich. Mir ward die Ehre, daß Sie meine Gedichte 1815 zuerst verlegten, in 1000 Exemplaren; erst 1820 erlebten diese eine zweite Auflage; erst 1826 eine dritte; 1829 die vierte, und im Frühjahr 1831 druckten Sie die fünfte. Dieser Erfahrung nach kann ich nur alle fünf, besten Falles alle drei Jahre auf eine neue Auflage in nur 1000 Exemplaren auf grauem Druckpapier rechnen, indeß nun Lenau auf Velin in wenigen Monaten schon in 2000 Exemplaren ausverkauft ist. Herr Baron, Sie wissen, wie bescheiden ich bin, und wie sehr ich unsern Lenau liebe, auch seine Poesie. Aber ich erlaube mir, ganz trocken es zu betonen, so gut als Lenaus Gedichte sind die meinen auch, das weiß ich bestimmt." — Der alte Cotta beeilte sich zu antworten: „Gewiß, Herr Professor, gewiß! und ich habe mir schon gedacht, wenn Sie nun, Herr Professor, mit einem neuen Bande vorrückten, brächte dieser auch den ersten wieder in Gang." — „Herr Baron!" hastete Uhland „ich dichte nie eine Zeile mehr, als dieser erste Band jetzt enthält; denn ich weiß, er ist gut, und soll gut bleiben. Aber er muß raschere und energischere Verbreitung finden. Wie steht's, Herr Baron, mit der neuesten Ausgabe, mit der fünften, mit der vom Frühjahr 1831?" — „Ach, Herr Professor, schlecht; eben vorige Woche legte man mir das Magazininventar vor. Von den 1000 Exemplaren sind noch volle 700 auf Lager, 100 kann man zudem als in Commission auswärts lagernd rechnen .... da ist für Jahre hinaus leider keine Hoffnung auf eine neue Auflage!" — „So!" betonte Uhland in jener Manier der Entschiedenheit, die ihm eigenthümlich war. „Gestatten Sie mir, Herr Baron, einen Vorschlag. Seither zahlten Sie mir für jede Auflage ein recht anständiges Honorar. Ich überlasse Ihnen von nun an meine

Digitized by Google

Gedichte, denen ich nie mehr eines hinzufüge und die ich nie in anderem Verlage herausgeben will, für alle Zukunft ohne Honorar — auf Halbpart! Gilt's? Sie lassen sofort diesen 1831ger Auflagerest von 7—800 Exemplaren maculiren, und drucken bis Frühjahr eine neue, die sechste Auflage, in 1000 Exemplaren, aber auf Velin! Wir tragen zu gleichen Theilen Verlust, Kosten, aber auch den Nettogewinn. Gilt's? Der Ladenpreis bleibt, wie bei allen bisherigen Auflagen, der alte, nämlich 2 Thlr. 12 Gr. Was meinen Sie, Herr Baron?" — Der alte Cotta saß eine Weile sprachlos; er brauchte Zeit, bis er die kühne Zumuthung „verwürgt" hatte, 800 Exemplare zu „vermaculiren". Endlich siegte sein „speculativer Kühnheit nicht unzugänglicher Geist", die Hekatombe fiel. Er erlebte noch den Absatz innerhalb weniger Monate der sechsten Auflage der Uhland'schen Gedichte, und bereitete eben die siebente Ausgabe noch 1832 vor, — als der Vielthätige abberufen wurde. Goethe war am 21. März, 83 Jahre alt, gestorben, Cotta, 68 Jahre, folgte ihm noch im selben Jahre nach, am 29. December 1832. Sein Sohn Georg v. Cotta, damals 36jährig, übernahm das Riesengeschäft, von da ab alljährlich mit einer neuen Ausgabe von Uhlands Gedichten auftretend, welche bis zu des Dichters Tod, 13. November 1862, in 30 Jahren weitere 47 Auflagen — also seit 1815 zusammen 52 Ausgaben — erlebten, von 1832 an aber dem Dichter alljährlich 8—1500 Gulden Reingewinn als Halbantheil abwarfen, also wenigstens in Summa 25—30,000 Gulden, was er als Honorar nie und nimmer erhalten hätte! Und was ist die Moral dieser Thatsache? Ich denke sie liegt auf der Hand; leider!

Ich entsinne mich eines Gesprächs mit Bruno Bauer, als wir uns gegenseitig an den Fingern herzählten, einentheils die große Anzahl von falschen Größen, von durch ihre Verleger „gemachten Klassiker", die sich die deutsche Literatur gefallen lassen muß, und die das Publicum blos kauft, weil sie ihm, unter berühmter Firma, alle paar Jahre wieder in neuer Ausgabe angeboten, als „Klassiker" aufgedrungen werden, und anderntheils der noch weitaus zahlreicheren Sorte „vergessener Größen", welche kaum noch der „Literarhistoriker" kennt und als wahre Perlen hütet, indeß ihre Zeitgenossen wie die folgende Generation sie nie beachteten, blos weil ihre Werke durch Verleger herausgegeben wurden, welche für ihren „Artikel" und dessen rechtzeitige Verbreitung ganz und gar nichts thaten. Jawohl und leider; der Erfolg auch bedeutendster deutscher Dichter und Denker hängt in der deutschen Literatur nur zum kleinen Theile von ihrem geistigen Werthe ab, sondern zumeist von der regeren oder schlafferen Geschäftsthätigkeit ihrer Verleger. Läßt man sich bei dieser Frage auf Raisonnements ein, so schwillt sie, der Natur der Sache nach, zu einem dicken Buche an. Mit nackten Thatsachen läßt sich plastischer argumentiren; das Factum regt den Leser von selbst zu Schlußfolgerungen an, ahnt er auch nicht entfernt etwas von den Hemmnissen, die in der Organisation des deutschen Verlagswesens liegen.

Heute freilich ist es uns undenkbar, wie ein Uhland nicht schon von selbst und ohne potenzirte Auflagen so populär hätte werden müssen, wie er es seither geworden, nachdem er im berechtigten männlichen Selbstbewußtsein nicht sowohl dem Glücke, als vielmehr dem blinden Zufalle etwas drastisch nachhalf. Es versteht sich von selbst, daß auch die findigsten Mittel allein zu keinem dauernden, wahren Erfolg verhelfen, will man durch sie das bloße Talent in den Glorienschein des Genies hinaufschrauben. Da gab es z. B. zur gleichen Zeit einen frommen, wirklich edlen und feingebildeten Kirchenfürsten, dem man alles Gute nachsagen kann, nur nicht das, ein Genie gewesen zu sein, dem es aber doch gelang, nicht nur durch splendide Deckung der Druckkosten, sondern direct durch einen Viererzug feuriger Ungarrößlein, die er seinem Verleger schickte, geraden Wegs hinaufzukutschiren auf den Gipfel des deutsches Parnasses, und in den fünfziger Jahren in der neuen Ausgabe „Deutscher Klassiker" collegial neben Schiller und Goethe, Herder, Wieland und Klopstock zu prangen. Was nützte aber dem feinen Biedermanne diese literarische Interlopirung? Wer zählt noch heute J. L. v. Pyrker wirklich in die Reihe deutscher Klassiker? Also man muß, auch noch unerkannt, bereits ein Uhland sein, um es sogar auf „Velin" zu 52 Auflagen zu bringen.

Ich gerieth auf diese alte Erinnerung an ein Gespräch vor mehr als 20 Jahren in Stuttgart, wo mir diese Geschichte von einem alten Eingeweihten à propos erzählt wurde, als dieser mich kurz vorher mit Uhland auf offener Straße hatte sprechen sehen und als mich das traurige Schicksal von Charles Sealsfields herrlichen Schriften sehr bekümmerte. Ich gehöre nämlich zu den sehr wenigen Sterblichen, welche sich rühmen können, den „großen Unbekannten", den „Einsiedler von Solothurn" persönlich gekannt zu haben. Ja es war ein fast intimes Verhältniß der Freundschaft, und weilte ich nicht selber „Unterm Wyssenstein", so wurde ich, von 1861—64, durch mir noch sehr werthvolle vertrauliche Briefe erfreut. Freilich lüftete trotzdem der verschlossene Alte vor mir nicht die Larve, noch, so oft er es mir auch mündlich wie schriftlich zugesichert hatte, bedachte mich und dadurch die Welt, der schon seiner schweren körperlichen Leiden wegen sehr Launenhafte, durch seinen literarischen Nachlaß, den er mir oft genug zeigte, aus dem er mir jedoch nur das „Tagebuch über Arenenberg" vorlas. Aber man weiß: in den Stunden der Agonie verbrannte der halb Bewußtlose alle seine Papiere.

Seit nun die Identität weiland Charles Sealsfields mit dem einst verschollenen Prager Kreuzherrn Karl Postel festgestellt ist, treiben die Deutschösterreicher einen Cultus mit diesem neugewonnenen Nationalheiligen; aber nicht mit seinen Schriften, die kaum Jemand aus dem Nachwuchse kennt, sondern mit dem literarhistorisch geheimnißvoll berühmten Namen. Mir lag jedoch von jeher mehr an den Schriften, als an dem Manne selbst, so sehr ich ihm nur Gutes nachsagen kann, und mir die Erinnerung an ihn auch persönlich theuer ist. Aber seine herrlichen Dichtergebilde, sie überragen weit die Persönlichkeit, und sie sind heute noch so farbenfrisch und warmpulsig, daß die deutsche Literatur auch seither wenig erhielt, was Sealsfields Werke an geistiger wie künstlerischer Bedeutung überragte. Ich suchte daher die so schwer erlangbar gewesene persönliche Bekanntschaft Sealsfields unmittelbar nur aus Interesse für diese Werke, um sie der Welt zu retten; und erst nebenbei gewann ich auch den Mann lieb, den offenbar unglücklichen Menschen.

So oft ich nun das Gespräch auf diese Werke brachte — und das mußte sehr vorsichtig geschehen, denn der Alte verstummte leicht —, versicherte mir Sealsfield mit einem Eifer, als hätte ich gegentheiligen Argwohn ausgesprochen, daß alle jene Schilderungen aus der neuen Welt, zu jener Zeit, als er sie niederschrieb — d. h. in der dreißiger bis vierziger Jahre — in jedem Worte, in jeder Thatsache so realistisch wahr gewesen wären, wie nur irgend eine Aufnahme mittelst der seither erfundenen Photographie. Aber jetzt — in den Jahren 1861—64 — seien diese Darstellungen allerdings nicht mehr wahr, die Facta längst vergessen, die Zustände völlig verändert; denn, setzte er mit Pathos hinzu, in Amerika spielt sich die Weltgeschichte zehnmal rapider und complet umwandelnd ab, als im alten „faulen" Europa (sein Lieblingsausdruck). Er seinerseits werde daher nie seine Erlaubniß geben, jene, glücklicherweise schon vergessenen Werke nochmals aufzuwärmen, nochmals zu Markt zu bringen. Uebrigens hänge das ohnehin nicht von ihm ab, sondern von seinem Stuttgarter Verleger, der mit der Gesammtausgabe seiner Werke — gerade in die 48ger Bewegung hineingerathend — ein ebenso schlechtes Geschäft gemacht habe, als seine Züricher Verleger früher mit den anonymen Einzelausgaben, die alle mehrere Auflagen erlebten, ein gutes.

Ich gestehe, solche Reden und Ansichten machten mich zeitweilig immer wieder irre an der Identität des Solothurners Anachoreten „Unter den Tannen" mit dem wirklichen Verfasser des „Legitimen", der „Transatlantika", des „Virey", der „Lebensbilder", der „Land- und Seebilder", des „Kajütenbuchs", des „Süden und Norden". Wie, der große Dichter jener herrlichen neuweltlichen Odysseen sollte sich selbst und seine geniale Gestaltungs- und Schilderungskraft so wenig richtig würdigen, daß er den Hauptwerth ängstlichst nur auf die historischen Daten und

Digitized by Google

Persönlichkeiten legt, die in seinen Werken vorkommen? Was kümmert es uns, ob bei Gogol oder Turgénjew, bei Jókai oder Bret Harte die historischen Thatsachen wahr sind, deren Schilderungen nach zehn Jahren noch historisch zutreffen? Aber uns bleibt nach solcher Lectüre plastisch der Eindruck, daß wir nun, und sehr intim, Russen, Ungarn, Californier kennen und sie uns so klar und greifbar vorstellen, als hätten wir in der That Jahre lang mit solchen Leuten persönlich verkehrt. Und erst die Landschaften, die Volkstypen, die Sittenbilder! Erfreuten wir uns des hierzu nöthigen künstlerischen Darstellungstalentes, wir könnten, nach bloßer Lectüre solcher Werke, den Localton, die Luft, die Vegetation, den Thier- und Menschentypus so wahr und lebendig hinmalen wie Wilkie englische Familienscenen, Courbet die Natur, Pettenkofen ungarische Pußzten und Zigeuner, u. A. m., bei welchen Bildern man nicht weiß, was naturwahrer sei, die Menschen darauf, oder der Localton und die Gegend, in der sie uns gezeigt werden? Und all' diese Schriftsteller wie Maler übertrifft Sealsfield, besonders an consequenter Durchführung, die man an Jókai nicht rühmen kann, an Stärke und Bestimmtheit der Farbe, die Turgénjews Grau in Grau schlägt, an Warmblütigkeit für seine Figuren, die dem blasirten Gogol fehlt, und an künstlerisch nobler Composition der Fabel, worin Bret Harte nicht genug literarische Routine zu haben scheint.

Uebrigens völlig im Widerspruche mit dieser affectirten Gleichgültigkeit gegen seine Werke stand bei Sealsfield die Liebhaberei, daß er ein ganzes Stübchen voll englischer und amerikanischer Reviews, französischer Revues, deutscher Wochenschriften, ja östreichischer Tageblätter und sogar deutsch-ungarischer Winkeljournale besaß, in denen Kritiken über seine Werke standen; und er sammelte solche Belege fort und fort. Ja, er dankte mir besonders warm, als ich ihn in eine Correspondenz mit Saint-René Taillandier in Montpellier brachte, und dieser über Sealsfield nicht nur einen neuen Artikel in der „Revue des deux Mondes" schrieb, sondern ihm auch alle die alten Kritiken zuschickte, die er schon vor Jahren über den „grand inconnu de la littérature allemande" geschrieben hatte. Ebenso dankte mir Sealsfield für die persönliche Bekanntschaft mit weiland Gustave Revilliod, dem reichen Genfer Literaturfreund, der dann die „Prairie de Yacinto" übersetzte und herausgab. Ja, so oft mich auch der kurzangebundene Alte vertröstete, er werde sich für mich nur photographiren lassen, sobald er wieder einen Abrutscher nach Amerika mache — der damals schon Siebzigjährige! —, (denn die europäischen Photographen taugten alle nichts) so saß er doch sofort zur Porträtaufnahme, als ich ihm im Januar 1863 den jungen M. M. Welzhofer aus Augsburg schickte, wodurch wir der Welt das sprechend ähnliche Conterfei des genialen Sonderlings retteten.

Doch schließlich zur eigentlichen Frage, zu der, welche mit Uhlands Eingangs erzähltem Selbstbewußtsein, wenn gleich leider blos negativ, in Causalnexus steht, und die mich zu diesen Zeilen veranlaßt.

Nach Sealsfields Tod hatte ich lange den Verdacht, der schmerzgequälte, dadurch so launische Alte habe etwa in finsterer Stunde Vorkehrung getroffen, daß seine Werke 1864 nicht mehr aufgelegt werden dürften, und sein Contract mit dem Verleger habe ihm diese Macht eingeräumt. Nach dem Act von Wortbruch gegen mich, betreffs des literarischen Nachlasses, war von dem Sonderlinge Alles zu erwarten gewesen. Der Testamentsvollstrecker, Herr Nationalrath Dr. Peyer in Schaffhausen, hatte die große Güte, mir die Copie von Sealsfields Testament zu schicken, noch bevor dieses in weitere Oeffentlichkeit kam. Aber der „Bürger der V. Staaten Amerikas" hatte in seinem letzten Willen durch kein Wort verrathen, daß er auch ein berühmter Schriftsteller gewesen; er testirte blos über seine Werthpapiere und seine Liegenschaften. Seine Verlagsrechte negirte er vollständig. Waren wirklich keine vorhanden? Oder wenn doch, an wen fielen sie? Wer hat den Vertrag mit Stuttgart?

Einige Jahre darnach fiel es mir bei, gelegentlich einmal eine directe Anfrage bei der seit 1681 existirenden, durch zahlreiche gute Verlagsartikel berühmten J. B. Metzler'schen Buchhandlung in Stuttgart zu riskiren, die in 20 Bänden von 1846—48 — ich schreibe aus dem Gedächtnisse — „Charles Sealsfields gesammelte Werke" herausgegeben hatte.

Die Antwort erfolgte zuvorkommend. Sie lautete: Sealsfields Werke sind ein für allemal Eigenthum der J. B. Metzler'schen Buchhandlung, theuer genug bezahlt 1845, und Niemand sonst hat Ansprüche darauf. Doch von jener alten Ausgabe vor 30 Jahren liegen noch so viel Exemplare auf Lager, daß an eine neue Ausgabe gar nicht zu denken ist.

The rest is silence!

Doch nein! Es handelt sich um einen Nationalschatz nicht blos der deutschen, der Weltliteratur! Und dieser soll — Maculaturrücksichten geopfert werden? Der neuen Generation seien so herrliche Dichtwerke, solch sittlichende Factoren für immer entzogen, verloren, verschollen, blos weil ein paar hundert Restexemplare sich seit 30 Jahren noch immer nicht verkauften? Ja, hat man denn das Geringste gethan, solchen Ausverkauf zu ermöglichen? Nein, denn das verbieten die sehr stolzen Principien des deutschen Verlagswesens. Alte Bücher dürfen nicht mehr angekündigt, noch weniger mit neuen Titelblättern wieder in Circulation gesetzt werden. Dazu gibt sich keine ehrenwerthe Firma her. Auch nicht zur Herabsetzung im Preise. Das ist gleichfalls übelberüchtigt. Endlich darf der deutsche Verleger auch nicht handeln wie der englische und französische, der Restauflagen en bloc verkauft, wodurch sie wenigstens beim Antiquar ein Fortleben haben. Nein, der deutsche wohlhabende, gutaccreditirte Verleger läßt in den meisten Fällen auch die größten Partien von Auflageresten „auf Lager" und liefert sie ferner nur auf „feste Bestellung" aus. Der größte Geist Deutschlands riskirt bei diesem Systeme, ein halbes Jahrhundert hindurch „auf Lager" zu verstauben und aus den Anschauungen seiner Zeitgenossen herauszualtern, ohne noch gewirkt zu haben, und in seinen besten köstlichsten Seelengaben vergessen zu werden bis auf den bloßen Namen, mit dem man kindisch Baalsdienst treibt, ohne sich und allen Nachkommen in jeder Stunde vergegenwärtigen zu können, das man an dem Manne gehabt und fort haben könnte zur Erquickung für Herz und Seele.

Das Schlimmste sei aber für den Schluß aufgespart. Bei der Entdeckung, daß der Amerikaner Charles Sealsfield und der Deutschböhme Karl Postel identisch gewesen, rannten einige Bibliomanen zuerst die Buchhandlungen ab, um rasch zu erfahren, was denn dieser Sealsfield eigentlich geschrieben? Nirgend verwies man sie auf den J. B. Metzler'schen Verlag, sondern sagte, Sealsfields Werke seien nicht mehr im Buchhandel. Aber sie fanden sich in Leihbibliotheken; deren Besitzer waren so pfiffig, ihr Exemplar — das abgelesene, verschmutzte — als Seltenheit auszugeben, und sie verkauften es zuletzt den Bibliomanen für einen unglaublichen Betrag — wie das immer wieder neu vorhandene Bierseidel Richard Wagners in Bayreuth —, bestellten sich aber zum Nettopreis rasch ein neues frisches Exemplar; denn diese Leihbibliotheken wissen, daß J. B. Metzler die Bände debitirt, aber sie behalten dies Geheimniß hübsch für sich. Ich war persönlich dreimal Zeuge solcher Ausverkäufe. Es wäre übrigens im Interesse der Sache und deutscher Literaturgeschichte sehr wünschenswerth, wenn eine Rectification dieser Angaben über Uhland wie über Sealsfield erfolgte. „Wir müßten ja den ganzen Tag schlafen, wären wir stets Einer Meinung", schrieb Karl August an Goethe. Und „nur etwas Leben in die Bude", setzte Kalisch hinzu.

K. M. Kertbeny.

„Les Fourchambault."

Comédie von Emile Augier.*)

Das neue Schauspiel von Emile Augier hat nach den übereinstimmenden Berichten aller französischen Blätter und aller Correspondenzen bei seiner ersten Aufführung am Théâtre Français

*) Paris 1878, Calman Lévy.

Digitized by Google

am 8. April dieses Jahres einen Erfolg errungen, wie er seit Jahren keinem Werke beschieden gewesen ist. Ohne Widerspruch ist dieses Stück nicht nur als das Meisterwerk Augiers, sondern auch als ein Meisterwerk der zeitgenössischen dramatischen Dichtung in Frankreich überhaupt bezeichnet worden. Jetzt liegt uns dasselbe gedruckt vor und wir, die wir so glücklich gewesen sind, der Aufführung im Théâtre Français beizuwohnen, sind dadurch in den Stand gesetzt, uns, wenn auch nicht über die theatralische Wirksamkeit, so doch über die literarischen Eigenschaften dieser Dichtung ein Urtheil zu bilden.

Auch bei der Lectüre entspricht das Drama den hohen Erwartungen, zu denen der ungewöhnliche Bühnenerfolg veranlaßt, beinahe berechtigt.

Es ist in der That ein ganz vorzügliches französisches Schauspiel; aber — mit diesem „aber" soll durchaus kein Tadel ausgesprochen sein — seinem ganzen Wesen nach, in den Voraussetzungen, in der Auffassung und in der eigenthümlichen Ausdrucksweise der Empfindung und des Gedankens so ganz und gar national, so specifisch französisch, daß der seltene Erfolg auf der ersten Pariser Bühne für eine entsprechende Aufnahme des Stückes in andern Ländern noch nicht die volle Bürgschaft gewährt.

Es ist kein Zufall, daß es Augier bei uns noch nicht zu jener Popularität gebracht hat, deren sich der jüngere Dumas und Sardou, ja sogar kleinere, wie Meilhac und Halévy erfreuen, obgleich der Dichter der „Lionnes pauvres", der „Mariage d'Olympe", der „Effrontés", des „Fils de Giboyer" ꝛc. nicht nur durch das größere Format, sondern auch durch die solidere Qualität seiner Veranlagung auf die allgemeine Sympathie und ernsthaften Respect berechtigtere Ansprüche hat.

Den beliebteren französischen Dichtern der Gegenwart ist vor Allem eine Gabe zu eigen, für die wir Deutschen, gerade weil sie bei uns nicht allzu stark vertreten ist, eine hohe Schätzung besitzen. Sie sind pikant und gefällig dabei. Von Augier läßt sich das nicht sagen. „Pikant" möchte ihn höchstens eine unserer anmuthigen Berlinerinnen nennen, die ja auch die „Räuber" „allerliebst" und „Kabale und Liebe" „reizend" finden. Augier ist zwar ein echter Franzose, — ich meine sogar ein viel echterer als seine von uns bevorzugten Landsleute, — aber gerade die anmuthigen, leutseligen Eigenschaften seiner Nationalität sind bei ihm nicht besonders stark entwickelt; er ist energisch, rücksichtslos bis zur Härte, schroff bis zur Grausamkeit. Er gehört zu denjenigen unbequemen Dichtern, vor denen das Publicum zittert, und mit denen es sich nicht gemüthlich stellen kann.

Unser modernes deutsches Publicum liebt aber seine Bequemlichkeit, und namentlich im Theater. Es will angenehm berührt, es will freundlich unterhalten werden. „Das Leben ist ja so wie so traurig genug!" Die große Beliebtheit unseres braven Benedix erklärt sich vor Allem daher, daß der gute Mann in seinem unverwüstlichen Optimismus den Leuten niemals etwas Unangenehmes gesagt hat.

Augier aber sagt den Leuten die Wahrheit, gleichviel ob sie angenehm oder unangenehm ist; und gewöhnlich ist sie ja unangenehm. Er sagt die Wahrheit mit einer Schonungslosigkeit und Keckheit, die das Erstaunen erregen und die Bewunderung herausfordern, aber so Manchem, der sich getroffen fühlt, den Spaß verderben und den vergnüglichen Theaterabend verleiden.

Da ist wieder in diesem neuen Stück, „Les Fourchambault", eine jener tief ergründeten, meisterhaft durchgeführten Scenen, bei denen sich eine unheimliche Schwüle über das Auditorium zu lagern pflegt, sintemalen die Einen unter den Bitterkeiten, die sie zu hören bekommen, unmittelbar zu leiden haben, die Andern aber dadurch in Mitleidenschaft gezogen werden; die Einen lächeln krampfhaft und verlegen, die Andern glotzen starr auf die Bühne oder studiren den Theaterzettel zum zwölften Male mit gespanntester Aufmerksamkeit, weil sie Angst haben, daß ihr Blick dem Blicke eines der getroffenen Opfer begegnen könne. Augier schildert uns da einen kleinen Auftritt zwischen Mann und Frau. Die letztere hat das Vermögen in die Ehe gebracht und mit diesem dem Manne den moralischen Bankerott, der schließlich auch den geschäftlichen herbeiführt. Der Fluch des angeheiratheten Reichthums hat wohl selten einen drastischeren Ausdruck gefunden. Jedes Wort ist wie ein Dolchstoß in die Brust der Schuldigen.

Es wäre eine Ungerechtigkeit, Augier nachzusagen, daß er an die Schadenfreude appellirt; aber er kennt eben gar keine Rücksichten. Er fragt sich nicht, ob das, was er zu sagen hat, Diesen oder Jenen verletzen könne; — denn bei Diesem oder bei Jenem sind ja ganz analoge Verhältnisse, und es wäre taktlos, davon zu sprechen! — das schiert ihn nicht; er sagt es.

Und wie sagt er es?

Mit der Aufwerfung dieser Frage sind wir bei dem zweiten Punkte angelangt, der die verdiente Anerkennung Augiers in Deutschland beeinträchtigt hat — als den ersten Punkt habe ich, um das Gesagte in ein Wort zusammenzufassen, das Unbehagliche und Unbequeme seines dichterischen Wesens hervorgehoben; — dieser zweite Punkt ist also der Ausdruck, der bei Augier seine tiefsten Wurzeln in den französischen Boden geschlagen hat und so ganz und gar aus dem französischen Boden herauswächst, daß dessen Verpflanzung in ein anderes Idiom fast immer auf Schwierigkeiten, oft auf kaum überwindliche Hindernisse stößt. Um Augier zu verstehen, um ihn zu würdigen, muß man seine Werke in der Originalsprache lesen.

Emile Augier besitzt in seiner Ausdrucksweise im höchsten Grade das, was die Franzosen „le trait" nennen — schon dafür fehlt uns eine gute Uebersetzung, die den Begriff deckt —, „le trait", das heißt also das scharf zugespitzte, geflügelte, epigrammatische Wort, das wie der „Pfeil" — denn das ist ja „le trait" — vom Bogen des sicheren Schützen dahersaust und das Schwarze trifft. Derartige glückliche und charakteristische sprachliche Wendungen sind aber gerade wie der Humor gewöhnlich etwas ganz Nationales, bisweilen sogar nur etwas Locales. Die Uebersetzung muß da gewöhnlich zu schwerfälligen Umschreibungen greifen, die, wenn sich diese Eigenheit so oft wiederholt wie bei Augier, schließlich das knappe Wesen des Originals ganz entstellen. Man versuche es doch Kleinigkeiten, wie die folgenden zu übersetzen: Fourchambault sagt einmal: „Je vais me faire un ennemi mortel de cet homme-là," und die überlegene Gattin antwortet ganz gemüthlich darauf: „Mortel ... nous le sommes tous."

Und gleich darauf sagt der Gatte: „Ne pouvais-tu pas prendre la rupture sous ton bonnet?" und die Gattin erwidert: „Les bonnets ne sont pas encore de mon âge. Je me coiffe en cheveux."

An solchen ungesuchten und glücklich gefundenen Schlagwörtern und Einfällen ist das Stück überreich. Und wie soll nun erst für das berühmte Wort, das, wie man berichtet, in Paris jedesmal den Beifallssturm hervorruft, für das „efface!", durch das der geohrfeigte Bruder seinen Beleidiger demüthigt, indem er auf die Wange weist, wo er den Schlag empfangen hat, eine Uebersetzung gefunden werden, die der Kraft, der Kürze und der Wucht des französischen Originals entspricht? Hier gerathen wir mit unserm deutschen: „Wisch aus!" „Wisch ab!" „Lösch aus!" „Tilge!" „Mache vergessen!" „Mache ungeschehen!" ꝛc. in die Kakophonie oder in die Gespreiztheit oder in die verwaschene und verwässerte Weitschweifigkeit. „Efface!" ist etwas ganz Anderes.

Die energische Knappheit, die immer eine der wesentlichen Eigenschaften Augiers ist und die sich nicht blos im Ausdruck, sondern auch in der Composition seiner Werke kundgibt, zeichnet das neueste Schauspiel in besonderer Weise aus. Das Schauspiel „Les Fourchambault" ist ein wahres Muster dramatischer Beschränkung. Da ist kein Ballast von Tiraden, kein Beiwerk von überflüssigen, wenn auch noch so gefälligen Episoden, da ist kein Wort zuviel. Es sind vielleicht sogar einige Personen zu wenig. Wir sind nun einmal daran gewöhnt, daß liebenswürdige junge Mädchen in einer rechtschaffenen Komödie nicht leer ausgehen. Fräulein Blanche Fourchambault hat zwar zwei Bewerber, und der eine wird aller Wahrscheinlichkeit nach ein glücklicher sein; aber diese halten sich bescheiden im Versteck hinter den Coulissen.

Digitized by Google

Junge Dramatiker können das Augier'sche Stück mit wirklichem Gewinn studiren; sie werden mehr daraus erlernen als aus den vielgerühmten ästhetischen Receptbüchern, die alles Mögliche zu Wege gebracht haben, nur noch kein gutes Stück. Der Verzicht, den Augier in diesem Stücke auf alle Selbstgefälligkeiten leistet, der Widerstand, den er allen Verlockungen des Ueberflüssigen entgegenstellt, ist außergewöhnlich. Wir werden nirgends durch einen Bericht, eine Erzählung, durch eine moralische Erörterung über sociale Uebel und dergleichen aufgehalten. Die Handlung lehrt uns Alles, was wir erfahren müssen, und aus der Handlung können wir auch die sittliche Lehre entnehmen, die uns der Dichter ertheilt.

Da ich den Zweck verfolge, den deutschen Leser mit diesem Stücke bekannt zu machen, will ich nicht summarisch den Hergang berichten, nichts recapituliren, sondern das Stück mit Beibehaltung der Scenenfolge, die uns auch die musterhafte Technik dieses Dramas am deutlichsten erkennen läßt, hier einfach nacherzählen.

Der erste Act spielt in der Villa des Bankiers Fourchambault zu Ingouville, einem dicht bei Havre am Ausfluß der Seine malerisch gelegenen Flecken. Von der Villa aus kann man die Stadt und das Meer sehen. Die Handlung beginnt am 17. September 1877. Die Jahreszahl erfahren wir aus einem Briefe, den Tag aus der gelegentlichen Aeußerung, daß heute das Fest des heiligen Lambertus ist.

In dem reich und comfortable eingerichteten Salon lernen wir gleich die ganze Familie kennen, den Chef des Bankhauses, Herrn Fourchambault, der durchaus nicht der Herr vom Hause ist, einen gutmüthigen Pantoffelhelden; dessen Gattin, geborene Réboulin, die eine Mitgift von 800,000 Franken in die Ehe gebracht hat und sich nun berechtigt glaubt, jährlich 150,000 Franken für die Bedürfnisse ihres Luxus zu beanspruchen, die sich zu ihrer Zerstreuung eine kleine Yacht kaufen will, ein reizendes Fahrzeug, das für den Spottpreis von 20,000 Franken zu haben ist, und die, als ihr Mann einigen Widerspruch dagegen erhebt, darüber jammert, daß sie zu einem „Leben von Entbehrungen" genöthigt sei, — eine herrische, verwöhnte Person, die Augier durch das treffliche Wort charakterisirt: „Elle change trop souvent d'idée fixe." Ueber das Verhältniß zwischen ihr und ihrem Manne werden wir gleich durch einen kurzen Wortwechsel aufgeklärt: Frau Fourchambault sagt, daß sie Besuch erwarte, der Mann fragt: „Was für Besuch?" und die Gattin antwortet: „Das geht Dich nichts an, (leise zu ihrer Tochter) es ist eine Partie für Dich." Ferner lernen wir die beiden Kinder dieser Eltern kennen, Leopold Fourchambault, der bis vor kurzem das zwecklose und kostspielige Dasein eines jungen Lebemannes geführt, sich bei den theuersten Schneidern gekleidet, den Abend im Club verbracht, gespielt und mit zugänglichen Damen sich freundlich gestellt hat, und Fräulein Blanche Fourchambault, ein liebenswürdiges, aber nicht sehr erhebliches junges Mädchen, das Vater und namentlich Mutter ehrt, und aus der Hand seiner Mama den ihm bestimmten Gatten dankend entgegennehmen wird. Fräulein Blanche hat sich früher für einen jungen Kaufmann, der Disponent im Hause eines wohlhabenden Rheders, Namens Bernard, ist und Chauvet heißt, lebhaft interessirt, ihn aber ohne große Ueberwindung preisgegeben, da dieser Herr Chauvet sich wegen größerer Geschäfte in Calcutta aufhält, und da ihr von der Mutter ein anderer junger Mann, der sogar ein Baron und der Sohn des Präfecten Rastiboulois ist, als gute Partie bezeichnet worden ist.

Als Gast in der Familie befindet sich ein Fräulein Marie Letellier, eine Creolin, die ihr Vermögen verloren hat, die nach Frankreich gekommen ist, um eine kleine Erbschaft im Betrage von 40,000 Franken einzuziehen und als Gouvernante eine Stellung anzunehmen. Fräulein Letellier hat die Ueberfahrt nach Frankreich auf einem Schiffe des schon genannten Rheders Bernard gemacht, der sich durch seinen Fleiß und seine glücklichen Speculationen ein sehr bedeutendes Vermögen erworben hat. Bernard hat sich des jungen Mädchens mit Wärme angenommen, und Marie empfindet offenbar große Sympathie für den tüchtigen, wenn auch äußerlich wenig gefälligen Mann.

Dieser Bernard lebt sehr zurückgezogen mit seiner Mutter. Man hält ihn für einen Sonderling. Madame Bernard zeigt sich gar nicht; man glaubt daher, daß die Mutter des steinreichen Kaufmannes eine Plebejerin sein müsse, deren der Sohn sich zu schämen habe.

Ueber alle diese Verhältnisse werden wir gleich zu Anfang des Stückes aufgeklärt. Wir sehen auch, daß der junge Leopold von den Reizen der interessanten Creolin keineswegs unberührt geblieben ist. Er macht ihr energisch den Hof, und Marie läßt es sich gefallen. Das wird von dem alten Fourchambault mit Mißfallen bemerkt und er stellt seinen Sohn darüber zur Rede. Gleich diese Scene, es ist die zweite des Stückes, ist eine echt Augier'sche kecke Schilderung der Familienungehörigkeiten. Es ist da etwas, was uns gegen den Strich geht. Die Vorwürfe, welche der sorgende Vater seinem Sohne macht, sind wirklich etwas sonderbar:

„Dein Betragen, lieber Leopold," sagt der vorsorgliche Mann, „versetzt mich in Erstaunen und beunruhigt mich. Du spielst nicht mehr, man sieht Dich nicht mehr im Club, Du hast Deiner Ballettänzerin den Abschied gegeben ... Leugne es nicht!"

Leopold ist natürlich tief gerührt, und er sagt, daß er sich bessern könne, wenn es gewünscht würde; aber der Vater ist nicht zu Witzen aufgelegt und führt mit Recht die Veränderungen im Lebenswandel seines Sohnes auf die Ankunft der Creolin zurück, und das macht ihn eben besorgt; denn Marie ist arm. Heirathen soll er sie nicht, und wenn möglich auch nicht verführen. Um das zu erreichen, was Leopold bei Marie zu erreichen hofft, könnte sich der junge Mann, wie der ängstliche Vater befürchtet, in einem unbesonnenen Moment dazu verleiten lassen, dem jungen Mädchen ein Heirathsversprechen zu machen. Fourchambault führt da seinem Sohne als warnendes Beispiel die Geschichte eines Freundes vor, der sich früher mit einer Clavierlehrerin allzu intim eingelassen und sie dann mit ihrem, d. h. mit seinem Kinde im Stich gelassen hat.

Der junge Mensch durchschaut die Situation sofort und sagt: „Dein Freund hat wohl meine Mutter geheirathet? Man merkt, daß Du nicht oft in's Theater gehst. Allgemeine Regel: Wenn eine Person einer andern einen lehrreichen Vortrag hält, und sich dabei auf die Geschichte eines Freundes beruft, der nicht genannt wird, so kann man immer sicher sein, daß uns diese Person ihre eigene Geschichte erzählt." Schließlich verspricht Leopold seinem Vater feierlich, daß er dem jungen Mädchen niemals die Ehe versprechen werde. „Weiter verlange ich nichts," sagt der gutmüthige Vater. Das heißt also: Wenn Du im Uebrigen etwas erreichen kannst, ich drücke ein Auge zu. Ich will nur nicht Fräulein Marie als Schwiegertochter haben.

Ich meine, auch vor einem durchaus nicht prüden deutschen Publicum muß diese Scene ziemlich bedenklich, ja anstoßend wirken. Dieser Vater, der seinem Sohn die Leviten liest, weil der Sohn solide wird, dieser Sohn, der mit seinem Vater über dessen voreheliche Verhältnisse schäkert — wie gesagt, unbedenklich ist es nicht!

Im weiteren Verlauf des Actes erfahren wir, daß der Präfect für seinen Sohn, den Baron Anatole Rastiboulois, um die Hand Blanches angehalten hat und von Mutter und Tochter freundlich aufgenommen worden ist. Dieser Anatole ist allerdings ein widerwärtiger Bengel, wie es scheint, aber er ist Baron und Sohn des Präfecten, und Chauvet ist noch immer in Calcutta.

Ferner machen wir auch mit dem schon mehrfach genannten Rheder Bernard Bekanntschaft, der seiner Freundin, Marie Letellier, einige freundliche Vorwürfe über ihren allzu intimen Verkehr mit Leopold macht. In der Stadt ist schon das Gerücht verbreitet, daß Leopold sich gewisser Erfolge zu rühmen habe. „Um was kümmert sich die Stadt?" ruft Marie aus. Bernard erwidert gelassen: „Um Alles, was sie nichts angeht."

Eine kleine Familienscene zwischen Fourchambault und seiner Frau eröffnet uns den Einblick in diese angenehme Häuslichkeit. Es handelt sich um die famose Yacht. Frau Fourchambault ist empört, daß man ihr das kleine Vergnügen nicht gönnen will.

Digitized by Google

Fourchambault erklärt, daß seine Verhältnisse es ihm jetzt nicht gestatten, die Geschäfte seien so schlecht gegangen ꝛc. „Ich bin kleinlich genug gewesen, ein anständiger Mensch zu sein und ein anständiger Mensch bleiben zu wollen."

„Jawohl," entgegnet Frau Fourchambault, „das ist die Ruhmredigkeit aller derer, die es ungeschickt anfangen und zu nichts bringen! Sie entschuldigen sich dafür durch Ertheilung des Tugendpreises. Wenn man muthlos und mittelmäßig ist, soll man sich nicht darauf steifen, an der Spitze eines Bankhauses zu bleiben; dann übergibt man das Geschäft seinem Sohne."

Fourchambault gibt natürlich nun seine Zustimmung dazu, daß die Yacht gekauft wird; aber in einem Punkte zeigt er sich wirklich energisch: er widersetzt sich entschieden der Vermählung seiner Tochter mit dem einfältigen, abgelebten, jungen Baron.

Die folgende Scene, in welcher sich der Präfect bei Madame Fourchambault für seinen Sohn um Blanches Hand bewirbt, ist ein kleines Meisterwerk von Sarkasmus und Bosheit. Man müßte die ganze Scene wörtlich wiedergeben, um alle Feinheiten darin erkennen zu lassen. Wie dieser schlaue Präfect, der sich immer der besten Form bedient und auf den uneigennützigen Ehrenmann hinausspielt, sich durch Frau Fourchambault von allen Verhältnissen auf das Genaueste unterrichten läßt, wie er unter dem Scheine des äußersten Taktes die gröbsten Taktlosigkeiten begeht und unter dem Deckmantel der Discretion die indiscretesten Fragen stellt — das muß man eben lesen oder hören, die Nacherzählung würde das Original zur Unkenntlichkeit abschwächen. Der Act schließt damit, daß Frau Fourchambault ihrem Manne erklärt, sie habe die Bewerbung des Präfecten angenommen, und er möge nun sehen, wie er mit diesem fertig werde.

Der zweite Act, der in der mit spartanischer Einfachheit eingerichteten Wohnstube Bernards spielt, wird wiederum durch eine recht gewagte Scene eröffnet. Zwischen Bernard und seiner Mutter besteht ein intimes inniges Verhältniß voll Hingebung auf der einen, voll kindlichen Respectes auf der andern Seite. Hier ist der Respect vor Allem geboten, denn Frau Bernard ist unverheirathet. Es wirkt wiederum peinlich auf uns, daß der Sohn mit seiner Mutter von deren Fehltritt spricht; und wenn die Ausdrücke auch der zärtlichsten und ehrerbietigsten Art sind, der Inhalt berührt uns über alle Maßen unbehaglich. Bernard kennt seinen Vater nicht. Seine Mutter will ihm den Namen erst nennen, nachdem ihr Sohn ihr gelobt, daß er ihm Verzeihung schenkt. Bernards Vater ist nach der Versicherung der Frau Bernard nur ein schwacher, aber kein schlechter Mensch gewesen. Er hat sie geliebt, er hat sie auch heirathen wollen; aber der Vater des Verführers hat dem jungen Mann gegenüber die Mutter verdächtigt, und der junge Mann hat die Verdächtigung geglaubt. Augier sagt da sehr schön:

„Die erste Strafe, die das gefallene Weib trifft, ist die, daß es dem Manne, durch den es gefallen ist, selbst verdächtig wird. Und weshalb sollte es auch ihm treuer sein als der Ehre?"

Inzwischen ist am Platze eine Panik ausgebrochen. Ein großes Bankhaus hat seine Zahlungen eingestellt; fast alle größeren Häuser von Havre sind in Mitleidenschaft gezogen, am stärksten das Haus Fourchambault, das wahrscheinlich in die Katastrophe mit hineingezogen werden wird.

„Das Haus Fourchambault," ruft Frau Bernard erstaunt aus, „das so solide erschien?"

„Es war dem Anschein nach," entgegnet der junge Bernard, „eben nur Façade."

Frau Bernard will ihren Sohn veranlassen, Herrn Fourchambault, der 240,000 Franken braucht, beizuspringen, aber Bernard, der ein guter Kaufmann ist, hat dazu gar keine Lust und opponirt seiner Mutter liebevoll aber ganz entschieden. Darauf entspinnt sich folgender kurzer, auf der Bühne sicherlich außerordentlich wirksamer Dialog:

Frau Bernard (sich in ihrer ganzen Höhe aufrichtend). „Es muß sein! Es ist mein Wille und Deine Pflicht!"

Bernard (nach einer kurzen Pause). „Es ist mein Vater."

Frau Bernard. „Ja."

Es versteht sich, daß Bernard nun den Wunsch seiner Mutter erfüllt.

Der dritte Act spielt bei Fourchambault in der Stadt. Vergeblich hat er sich bemüht, die erforderlichen Summen herbeizuschaffen. Die einzige Person, die ihn retten kann, ist seine Frau, aber diese denkt weniger an die kaufmännische Ehre ihres Gatten als an die Erhaltung ihres Privatvermögens. Bernard intervenirt, bietet Fourchambault die erforderliche Summe, verlangt jedoch, weil er weiß, daß Herr Fourchambault vollständig unter dem Pantoffel seiner sehr kostspieligen Frau steht, und daß durch diese jeden Tag das eben abgewendete Unglück von Neuem über das Haus kommen kann, als Compagnon in das Bankhaus aufgenommen zu werden.

Fourchambault gibt dazu mit Freuden seine Zustimmung, und Bernard geht sofort energisch vor. Er beschneidet das Budget der gnädigen Frau, das 150,000 Franken jährlich verschlungen hatte, um drei Viertel. Frau Fourchambault ist empört, außer sich, aber der Mensch imponirt ihr wider Willen, und in ihrer äußersten Erregung ruft sie echt weiblich aus: „Dieser Bernard, dieser Plebejer, dieser ungehobelte Mensch, dieser . . . (ausdrucksvoll) das ist ein Mann, wie ich ihn hätte haben müssen!"

Mit diesem wirkungsvollen Worte schließt der Act.

Ein ganz prächtiger Auftritt eröffnet den vierten Aufzug, der wieder in der Villa zu Ingouville spielt. Die an Verschwendung gewöhnte Frau will sich nun in der That einschränken; sie hat, man verzeihe den banalen Ausdruck, die „Puschel" der Sparsamkeit bekommen. Wenn sie bisher über ihrem Stande gelebt hat, so verschmäht sie es jetzt, standesgemäß aufzutreten. Sie gefällt sich in der Rolle der Proletarierin. „Entbehrungen sollen künftig mein Luxus sein," sagt sie. „Auf mein Grabmal soll man schreiben: Sie ging nicht mehr aus und trug wollene Kleider." Der Mann faßt sich als wahrer Philosoph und bemerkt sehr gut: „Wenn sie nun einmal renommiren will, so ist es mir so lieber; es ist wenigstens ein billigeres Vergnügen."

In diesem Acte erklärt nun auch Leopold Marien seine Liebe; aber er ist ehrlich genug, auch nicht den leisesten Hoffnungsschimmer auf eine ernsthafte Verbindung in seinen gluthvollen Betheuerungen durchleuchten zu lassen. Er will sie eben blos verführen, er will sie zur Geliebten haben, aber durchaus nicht heirathen. Er fällt ihr zu Füßen, und Marie sagt ihm: „Stehen Sie auf! — Sind Sie dumm, mein armer Leopold! Wir waren so gute Freunde!"

Ihr Entschluß, das Haus zu verlassen, ist nun gefaßt und sie acceptirt in einem englischen Hause eine Stellung als Gouvernante, die Bernard ihr verschafft hat.

Eine der reizendsten Scenen des Stückes ist die sich daran anschließende, in welcher dem allzu praktischen jungen Mädchen, dem Fräulein Blanche, von Bernard und Marie die Heirath mit dem albernen Gecken, dem jungen Rastiboulois, ausgeredet wird. Blanche beauftragt ihren Vater, mit der Mutter zu sprechen. Zitternd und zagend macht sich dieser an das schwere Werk. Dasselbe wird ihm indessen sehr erleichtert, denn Frau Fourchambault hat einen Brief vom Präfecten bekommen, in welchem dieser die Verlobung für aufgehoben erklärt.

Der wahre Grund ist natürlich in den zerrütteten Vermögensverhältnissen der Fourchambault zu suchen; als Vorwand aber wird die ungenügende moralische Qualification der Familie angegeben, die unter ihrem Dache ein junges Mädchen beherberge, Fräulein Marie Letellier, das mit dem Sohne der Familie, Leopold, ein unerlaubtes Verhältniß habe. Frau Fourchambault hat die unverzeihliche Unvorsichtigkeit begangen, den Präfecten zu dieser verleumderischen Auffassung gewissermaßen zu berechtigen. Marie entschließt sich, obwohl ihr Fourchambault begreiflich macht, wie sehr es sie compromittiren könnte, wenn sie in diesem Augenblicke das Haus verließe, dennoch dazu, die Stelle in der englischen Familie anzunehmen. Der Act schließt wiederum mit einer in dieser Concision schwer wiederzugebenden Wendung:

Digitized by Google

Madame Fourchambault. On dira que je vous ai chassée!

Marie. On se trompera! . . . c'est moi qui vous chasse . . . en sortant!

Der fünfte Act ist der im scenarischen Bau weitaus bedeutendste.

Bernard hört, daß Marie die Geliebte Leopolds sein soll; er muß es sogar glauben. Er trifft bei Beginn des Actes zweimal mit ihr zusammen, und er kommt nicht dazu, die Verleumdung zu durchschauen. Augier hat da durchaus nicht das gemeine Theatermißverständniß angewendet, das raffinirte Nichtverstehen; es geht Alles ganz einfach und ohne alle Bühnenschnurren zu; es ist unter den gegebenen Verhältnissen nicht anders möglich. Bernard beschließt, Leopold zu zwingen, das junge Mädchen zu heirathen. Der einzige Grund, der Leopold von den Heirathsgedanken abgeschreckt hat: die Armuth Mariens, soll hinfällig werden. Bernard wird Marie mit einer Mitgift von 300,000 Franken ausstatten. Der junge, edle Mensch gibt das Geld offenbar ebenso leicht aus, wie er es verdient haben soll.

In der Scene zwischen Leopold und Bernard, dem ehelichen und dem vorehelichen Sohne des alten Fourchambault, der Hauptscene des ganzen Stückes, überfällt Bernard bei dem Gedanken an Leopolds Großvater, der Fourchambault verhindert hat, seine Mutter zu heirathen, unbändiger Zorn, und er beschimpft denselben auf's Aeußerste. Der Enkel Leopold wirft ihm darauf den Handschuh in's Gesicht. Bernard will auf ihn eindringen, besinnt sich aber, krampft die Hände zusammen und bringt mühsam die Worte hervor: „Sie können von Glück sagen, daß Sie mein Bruder sind!"

Mit äußerster Energie und großer Kunst ist die Umkehr von Augier bewerkstelligt: die Versöhnung der beiden Brüder, die ihren letzten Ausdruck in Leopolds Bitte um Verzeihung und in der kraftvollen Antwort Bernards: „Effacé!" findet. Leopold bewirbt sich nun also um Mariens Hand — alles das geht Schlag auf Schlag in einem Prestissimo der Leidenschaft, aber ohne alle Ueberhastung — Marie antwortet: „Nein!"

„Aber Sie haben doch diesen Heirathsantrag mit Dankbarkeit acceptirt?" sagt Bernard im höchsten Erstaunen.

„Gewiß mit Dankbarkeit," entgegnet Marie; „weil dieser Antrag für mich die einzig mögliche Rechtfertigung in sich schloß: meine Zurückweisung. Denn wenn ich den Herrn nicht genug liebe, um ihn zu heirathen, wer wird dann wohl glauben, daß ich ihn genug geliebt haben könne, um zu fallen?"

Es versteht sich, daß Bernard zum Schluß als glücklicher Bräutigam Marie Letelier in seine Arme schließt.

Das Stück wird im nächsten Winter voraussichtlich auf vielen deutschen Bühnen gegeben werden; es wird sich dann die Gelegenheit bieten, die hier gemachten Andeutungen weiter auszuführen und das jetzt Versäumte nachzuholen.

Paul Lindau.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Gastspiel des Fräulein Josephine Wessely.

Vor etwa Jahresfrist war es, daß Josephine Wessely, eine junge, kaum dem Namen nach gekannte Schauspielerin, nach Berlin kam, um wenige Tage darauf zu den Berühmtheiten der deutschen Bühne gezählt zu werden. Die Berliner Kritik glaubte in der jungen Künstlerin ein Gestirn erster Größe entdeckt zu haben; darüber gingen die Meinungen wenig auseinander. Nur betreffs seiner Bahnbestimmung war man nicht ganz einig; an die glänzenden Anfänge Charlotte Wolters dachten die Einen, den Schatten Marie Seebachs beschworen die Anderen, während der Dritte in dem jungen Mädchen die berufene künstlerische Erbin Hedwig Niemanns gefunden haben wollte. Mag sein, daß auch bezüglich der zweiten Frage ein genaueres Ergebniß hätte erzielt werden können, wäre das Observatorium, von welchem aus die Entdeckung erfolgte, der Anstellung präciser Berechnungen günstiger gewesen, als es in der That der Fall war.

Auch an dieser Stelle ist damals der überraschenden Erscheinung in Worten lebhaftester Anerkennung gedacht worden, deren theilweise Wiederholung gestattet sein wird, wo es gilt, aus dem Abwägen des Einst und Jetzt in dem Entwicklungsgange der Künstlerin, von erfüllten Hoffnungen und vielleicht von bereiteten Enttäuschungen zu sprechen. Es hieß damals gelegentlich eines Gesammtgastspiels Wiener Hofschauspieler: „In ihrer Begleitung ist diesmal eine blutjunge Künstlerin erschienen, die gleichfalls eine Wienerin ist und, wie wir Berliner befürchten dürfen, auch über kurz oder lang dem Hofburgtheater dauernd angehören wird. Es ist Fräulein Wessely, zur Zeit noch Mitglied des Leipziger Stadttheaters. Ich habe das junge Mädchen, das soeben das 17. Lebensjahr erreicht hat, nur noch an einem Abend als Marie in „Clavigo" und als Marianne in den „Geschwistern" sehen können; aber diese beiden Rollen genügen auch, um mich zu der vollkommenen Uebereinstimmung mit jenen Stimmen zu berechtigen, welche in dieser Schauspielerin eines der zukunftsreichsten Talente unserer Bühne erblicken.

„Fräulein Wessely ist Schülerin desselben Wiener Conservatoriums, das uns Ekelka Gerster gesandt hat. Diese beiden Künstlernaturen haben überdies mancherlei Verwandtes. Ihnen beiden ist vor Allem gemeinsam der schöne Ernst, mit dem sie ihre Aufgabe erfassen, und die keusche Bescheidenheit, mit der sie dieselbe ausführen; nirgends wird man durch aufdringliches Hervorthun verletzt, bei beiden ist es nicht auf das Blenden und Ueberraschen abgesehen. Die Stimmung, die beide erwecken, läßt sich vielleicht am besten bezeichnen als eine frohsinnige Behaglichkeit. Vom Virtuosenthum, wie es sich allmählich ausgebildet hat, sind sie so weit wie möglich entfernt. Beide sind daher auch bestimmt, die dauernden Zierden einer ersten Kunstanstalt zu werden, oder unrettbar zu Grunde zu gehen, wenn sie den sichern Hafen verlassen, um in das bedenkliche seichte Fahrwasser der flottirenden Gastspielerei hineinzuabenteuern.

Die Erscheinung der jugendlichen Schauspielerin hat durchaus nichts Auffallendes, aber sie ist sehr sympathisch. Ihr Organ ist genügend stark, ziemlich tief und von weichem, seelenvollen Klange. Ihre Bewegungen sind leicht, anspruchslos und richtig; sie scheinen mehr dem glücklichen Instincte als dem vorüberlegten Willen zu gehorchen. Fräulein Wessely ist die geborene Schauspielerin und sie befindet sich jetzt unter Bedingungen, welche die Entwicklung ihres ungewöhnlichen Talentes begünstigen. Also Glück auf!"

Schneller als es vielleicht erwartet werden durfte hat sich die Prophezeiung in Betreff der äußeren Stellung der Künstlerin erfüllt: aus der Novize des Leipziger Stadttheaters ist ein Mitglied der ersten deutschen Bühne — des Wiener Hofburgtheaters — geworden. Es ist dies ein verheißungsvolles Ereigniß für den ferneren Entwicklungsgang der Künstlerin und eine gute Gewähr, daß ihre hervorragenden Eigenschaften künftig ausschließlich der Lösung solcher Aufgaben dienstbar gemacht werden sollen, welche innerhalb der weitgezogenen Grenzen dieses Talentes gelegen sind. Das Burgtheater ist heut, wie ehedem, das erste dramatische Pädagogium Deutschlands, und mag auch nicht vielleicht in allen Fällen das erziehende und belehrende Wort des vielerfahrenen, feinfühligen Leiters dieser Bühne es sein, welches dem Talente die richtigen Bahnen weist: aus dem steten, lebendigen Verkehr mit Kunstgenossen, die zu den Besten gehören, aus dem Bewußtsein, einem warm empfindenden, theilnahmsvollen Publicum gegenüberzustehen, wird dem ernsthaften Künstler stets eine Fülle edelster Anregung erwachsen. Ich zweifle, ob Fräulein Wessely aus dem Verbande des Burgtheaters heraus den Muth zu den Experimenten gefunden hätte, welche sie, noch Mitglied des Leipziger Stadttheaters, vollzogen, indem sie hier in Rollen auftrat, die ihr, gelinde gesagt — um im Bühnenjargon zu reden — „nicht liegen": als Herzogin in des jüngeren Dumas „Die Fremde" und in der Titelrolle der beiden Sardou'schen Dramen „Dora" und „Marguerite" (les ganaches).

Wenn es sich für Fräulein Wessely darum gehandelt hat, an der Wiege ihres Ruhmes Zeugniß dafür abzulegen, daß sie all' die reichen Hoffnungen erfüllt habe, zu denen ihr erstes Erscheinen so erfreulich berechtigt hatte, dann hat sie für diesen Zweck kaum eine ungünstigere Wahl treffen können. Als Klärchen und Marie Beaumarchais, als Luise und Marianne und vielleicht als Gretchen hätte sie wieder zu uns kommen müssen, in Gestalten, aus denen uns zuerst das reiche Talent der Künstlerin so hell entgegengestrahlt ist, daß ihr damaliges Erscheinen, wie ihre jetzige Wiederkehr, mit den unverkennbaren Zeichen echter Sympathie begrüßt werden konnte, wie sie nur die ungewöhnliche Begabung sich zu erringen vermag. „Es konnte nicht sein," lautet die Einwendung; „die räumlichen und Personalverhältnisse des Theaters, an welchem das Gastspiel stattfand, machten die Aufführung der betreffenden Stücke un-

Digitized by Google

möglich." Ganz recht — das Gastspiel mußte eben absolvirt werden, damit fielen auch die Rücksichten, welche die Künstlerin sich selbst, vielleicht auch uns schuldete, und damit hängt es auch zusammen, wenn die lichte Erscheinung, wie unsere Erinnerung sie festhielt, ein wenig an Leuchtkraft verloren hat. Da ist der untrügliche Beweis für die Gefahr, welche dem sich entwickelnden Talente droht, „wenn es den sicheren Hafen verläßt, um in das bedenkliche seichte Fahrwasser der flottirenden Gastspielerei hineinzuabenteuern".

Unter solchen Verhältnissen ist es nicht leicht zu constatiren, bis zu welchem Grade Fräulein Wessely den weitgehenden Hoffnungen entsprochen hat, die an ihr erstes Auftreten in Berlin geknüpft worden sind. Was sich auch heut aus dem Spiel der jungen Dame heraus schnell und in überzeugender Weise geltend macht, ist das Vorhandensein jener großen natürlichen Begabung, auf welches alle guten Prophezeiungen und Schlüsse der Kritik sich gestützt haben. Aber es ist mir nicht gelungen, zweifellose Beweise für einen wirklichen künstlerischen Fortschritt zu erhalten: ich sah immer wieder und wieder das hervorragende Talent, aber in seinen Aeußerungen weder zu größerer Selbstständigkeit gelangt, noch von gewissen Untugenden befreit, von denen es ein schnelles Sichlosreißen gilt, sofern es überhaupt gelingen soll. Doch, wie gesagt, es wäre vermuthlich ein Leichtes gewesen, für all' dies einen sicheren Maßstab zu finden, hätte man es uns vergönnt, der Künstlerin unter denselben oder ähnlichen Bedingungen wieder zu begegnen, unter denen wir sie im vorigen Jahre gefunden und liebgewonnen haben. Aber unter den gegebenen Verhältnissen war mir die Künstlerin fast zu einer neuen Erscheinung geworden, zu der ich mich erst wieder in Beziehungen zu setzen hatte. Um diese so freundlich als möglich zu gestalten, mußte ich stets wieder in die Erinnerung zurückgreifen, und doch konnte ich nur zu der einen Anschauung gelangen, daß hier einem seltenen schauspielerischen Talente große Gefahr drohe, indem es an Aufgaben sich abmüht, deren Lösung es bis zur Stunde nicht gewachsen ist. Den sprechendsten Beweis für diese Unzulänglichkeit einerseits und dafür, daß die Einmüthigkeit der Kritik die Künstlerin seiner Zeit in die vorläufig einzig richtigen Bahnen gewiesen habe, konnte man in der Haltung des unbefangenen Publicums finden, welches im Theater mitempfindet, Leid und Freud' mit den agirenden Personen theilt, indem es den Schauspieler unmittelbar auf sich wirken läßt. Wo es der Künstlerin gestattet war, in Tönen unbewußter Unschuld zu sprechen, jene einfache Naivetät zum Ausdruck zu bringen (die klassische könnte man sie nennen, um den Stilunterschied zwischen ihr und der des modernen französischen Dramas zu kennzeichnen), wie sie aus einigen Mädchengestalten Goethes so zauberisch erklingt, dort fand sie auch den Weg zu den Herzen der Zuschauer und nahm sie gefangen, wie früher die der Kritik. Anders war es, wo es galt, für den Ausdruck der großen Züge starker Leidenschaft des modernen französischen Dramas die richtigen Accente zu finden.

Dort hörte die Wirkung auf, weil die Unzulänglichkeit der Mittel sich offenbarte, der rein künstlerischen und der intellectuellen. Die Begründung dieses Unzureichenden ist aller Wahrscheinlichkeit nach in der Jugend der Künstlerin zu suchen und sie mag neuen Hoffnungen Thür und Thor öffnen, aber die Thatsache bleibt, daß man sich stets einer Halbheit gegenüber befand, wo unter anderen Voraussetzungen ein geschlossenes, eindrucksvolles Ganzes hätte erwartet werden dürfen. In dem Augenblick, wo die eine oder andere der von Fräulein Wessely uns vorgeführten Rollen — in ihren Grundzügen sind sie einander durchaus ähnlich — die Ebene der Empfindung verließ, um sich zu der Höhe stürmisch bewegter Leidenschaft aufzuschwingen, versagte die Kraft, erwies sich die Unfertigkeit. Die Künstlerin vermochte nicht, sich über sich selbst zu erheben und blieb die wichtigsten Accente schuldig, nicht nur in dem Ringen nach dem geistigen Ausdruck, sondern in der Verwendung der äußerlichen Mittel, Sprache und Bewegung. Der sympathische, einschmeichelnde Klang der Stimme erhielt in solchen Momenten der Erregung, indem ihm die Controle fehlt, etwas Einförmiges, Singendes; ich hatte stets das Gefühl, als hörte ich lauter Fragesätze. Auch die Unfreiheit in den Bewegungen macht sich dann in höherem Maße geltend, als es ohnehin der Fall ist; die unmittelbare Beziehung der Bewegung zu dem geistigen Inhalt des gesprochenen Wortes geht verloren und die Beziehung zur Schule, zur Akademie tritt in den Vordergrund.

Auf diese Weise ist mir von der diesmaligen Gesammtleistung der Künstlerin nur der Eindruck der Mosaikarbeit geblieben, nicht jener feinen, die Natur der angewandten Technik kaum verrathender Meisterwerke des römischen studio del mosaico, sondern anderer von weniger zarter Factur. Alle die glänzenden Voraussetzungen, auf Grund deren die Berliner Kritik seiner Zeit in Fräulein Wessely ein aufgehendes Gestirn begrüßen zu dürfen glaubte, sind heut wie damals vorhanden. Aber die geistige Vertiefung scheint sich nicht zu ihnen gesellt zu haben. Denn sonst hätte uns die Künstlerin, selbst innerhalb dieser, über ihr Können hinausragenden Rollen, irgendwelche Augenblicke angenehmer Ueberraschung bereiten müssen. Aber diese blieben aus. Man hätte im Gegentheil (es handelte sich ja um allbekannte Stücke), ähnlich dem meteorologischen Hülfsmittel zur Darstellung der Temperaturverhältnisse, im Voraus ein graphisches Bild von den Hebungen und Senkungen des Spiels entwerfen können, wie man es unter gewöhnlichen Bedingungen und von weniger begabten, sogenannt verständigen Schauspielerinnen zu sehen erwartet — und Alles hätte gestimmt, bis auf jene Einzelnheiten, welche die Aeußerungen des specifischen Talentes sind.

Länger als es an dieser Stelle Brauch ist, habe ich bei der Erscheinung von Fräulein Wessely verweilt. Die junge Künstlerin mag in dieser Thatsache und in der Offenheit der einzelnen Ausstellungen einen Beweis für die aufrichtige, warme Schätzung erblicken, die ich ihrer Begabung entgegenbringe. Die deutsche Bühne ist nicht reich genug an hervorragenden Talenten — und Fräulein Wessely gehört zu den bemerkenswerthesten darunter —, als daß die Kritik die Gelegenheit, eines desselben durch ein rechtzeitig gesprochenes Wort des Tadels zu fördern, aus Rücksicht auf die mögliche Empfindlichkeit des Betroffenen, vorübergehen lassen sollte. Und somit, aus dem Glauben an die bedeutungsvolle Zukunft der Künstlerin heraus, heut wie damals: Glück auf!

Julius Hagen.

Von der Musiksaison.

Zwei Oratorien: Uberlées „Golgatha", Bachs Passionsmusik. Ueber religiöse Musik. Die letzten Primadonnen. Deutsche Oper in Krolls Theater.

Mit dem Aufleben der Natur beginnt die „todte" Saison für Gesellschaften und Concerte (mit Ausnahme von England, wo die season in die Monate Mai — Juli fällt und während der heißesten Jahreszeit russische Dampfbäder in voller Balltoilette genommen werden). Die letzten Wochen des April brachten manches Interessante und zu Betrachtungen Anregende. Zuvörderst in den letzten zwei Tagen der Charwoche ein neues Oratorium „Golgatha" vom Königl. Musikdirector Herrn Uberlée in der Dorotheenkirche, und die (Matthäi-) Passionsmusik von Bach, welche der Stern'sche Gesangverein „zum ersten Male seit seiner Gründung" (1847) wieder aufführte, und zwar mit allen Chorälen und manchen Arien, die bisher nicht gesungen worden waren. Das Uberlée'sche Oratorium ist ganz im modernen dramatischen Stile gehalten, ein entschiedener Gegensatz zu dem in strengste Form gefaßten Bach'schen. Selbstverständlich kann hier von Werthvergleichen nicht die Rede sein. Herr Uberlée ist ein talentvoller Componist, der schon manches Gute geboten hat, er wandelt unter den Lebenden und hat ein Recht auf Anerkennung seiner Leistungen, ohne mit dem Maßstabe Bachs gemessen zu werden. Hier soll nur die Frage erörtert werden: Ob das auf rein kirchliche Texte componirte Oratorium im freien oder gar theatralischen Stile gehalten werden soll, oder im strengen und contrapunktischen? Diese Frage ist vielfach gestellt worden und Prof. Dorn hat dieselbe in einem vortrefflichen Artikel in der „Bürgerzeitung" beleuchtet; es ist darauf hingewiesen worden, wie die älteren großen Componisten oft Opern- und geistliche Musik untereinander gemischt hätten, daß eine strenge Unterscheidung kaum möglich wäre, daß Händel und Bach Melodien, die sie auf sehr weltliche Texte gesetzt hatten, später in ihren ernstesten Oratorien verwendeten, daß Haydn in seinen Messen gar oft nicht den Ton anschlage, der als der kirchlich-religiöse gilt, und daß der Begriff vom Oratorienstile ein eigentlich moderner, ein ästhetischer Neologism ohne jegliche tiefere Berechtigung sei, und daß selbst der gebildetste der Componisten, der seine Aufgabe immer mit großen Ernste überdachte, Mendelssohn, in seinen Oratorien manches Stück geschrieben hat, welches in jeder Oper Platz nehmen könnte; daß also ein Recht für die Forderung strengen Stiles in Oratorien durch nichts zu beweisen sei.

Es ist hier zuvörderst festzustellen, daß, wenn die älteren deutschen Meister ihre früheren weltlichen Melodien auf religiöse Texte setzen konnten, dies nicht ein Beweis für die Weltlichkeit der Melodie ist, sondern daß umgekehrt diese von Hause aus zu ernst gehalten war. Wenn die Musik des Chorals „O Haupt voll Blut und Wunden" einem Liebeslied von Hoßler entnommen werden konnte, so ist dies nur ein

Digitized by Google

Beweis, daß dieses letztere so klang wie ein Choral. Ich erinnere mich, im verflossenen Winter in einem Concerte des Wagnervereins ein vierstimmiges sehr altes und sehr schönes Tanzlied (die Jahreszahl ist mir nicht mehr gegenwärtig) gehört zu haben, das ohne die vorausgesandte Bezeichnung Jedermann für einen Trauergesang gehalten hätte. Es existirt ein vierstimmiges Lied von Orlando Lasso (1520—1594) „Ein Esel und das Nußbaumholz dazu ein Weib prächtig und stolz", unter dessen Musik ein sehr ernster Text ganz gut angebracht werden kann; und dieses Lied steht durchaus nicht vereinzelt da. Die contrapunktische Schreibart ist bis über die Mitte des verflossenen Jahrhunderts in so allgemeinem Gebrauche gewesen, daß man sie in allen Gattungen von Compositionen findet. In den Suiten von Bach sind gar viele Tanzstücke zu finden, die als Muster des polyphonen Satzes überhaupt gelten können, in welchen jede Stimme eine selbstständige melodische Bedeutung hat. Das Oratorium als solches — d. h. nach unseren jetzigen Begriffen — hat sich im verflossenen Jahrhundert ausgebildet, einerseits durch Bach als ein kirchliches nur für die Kirchenaufführung bestimmtes oder berechnetes, andererseits durch Händel als geistliches Concertdrama. Hier wie dort findet sich schon im Texte gleichmäßig ein Punkt, der auf das Deutlichste die Grundverschiedenheit von der Oper feststellt. Während in dieser die einzelnen Personen als die Handelnden erscheinen, und der Chor nur hier und da als die zuschauende und betrachtende höchstens als mitwirkende Menge sich vernehmen läßt, tritt im Oratorium das Gegentheil in der Vertheilung der Rollen zu Tage. Die Einzelnen sind meistens die Erzählenden, Betrachtenden, der Chor erscheint öfters als die handelnde, preisende oder stürmisch aufgeregte Gemeinde, fast immer als das dramatisch bewegliche und bewegte Element, selbst im Chorale spricht sich das allgemeine Gefühl aus gegenüber der einzelnen Thatsache, die nicht vor unseren Augen geschehen, sondern nur erzählt worden ist.

Die meisten Oratorien Bachs und Händels enthalten mehr Chöre als Einzelarien; und in den Chören liegt auch der künstlerische Schwerpunkt insofern, als sie das Unvergängliche und unbedingt Schöne enthalten, während die Arien gar oft das unbehagliche Schnörkelwerk der damaligen Gesangsmanier tragen, und in höherem Grade die Händels*), der so lange als Operncomponist für die Modesänger seiner Zeit geschrieben hat, als die Bachs, der manchmal steif und zopfig, aber doch in tiefstes Gemüthsleben versenkt, einhergeht. Seit Anfang des neunzehnten Jahrhunderts hat sich das Bestreben gezeigt, im Oratorium eine freiere Behandlung, die ekklektische, anzuwenden. Haydn in seiner „Schöpfung" und in den „Jahreszeiten", Mendelssohn im „Paulus" und „Elias" sind theilweise von der strengen Form in den Chören abgegangen, und haben den Arien ein mehr „weltliches" Gepräge gegeben. Bei den beiden Haydn'schen Werken lag diese Freiheit schon im Texte begründet, der eigentlich mehr als lyrisch-dramatische Cantate, denn als geistlich-episches Oratorium gedacht und ausgeführt war. Wenn man den Text der „Schöpfung" liest, so wird man erkennen, daß in der ersten Abtheilung die sieben Tage der Weltentstehung getreu nach der biblischen Tradition beschrieben sind, daß aber alle anderen Theile nichts enthalten, was als rein kirchlich zu bezeichnen wäre, daß nirgends etwas rein Christliches, dem Evangelium Entnommenes hervortritt, und daß das religiöse Element mehr dem der frommen Dichter der Aufklärungsperiode, mehr der Begeisterung, der Frömmigkeit, als dem kirchlichen Glauben entspricht, daß also nirgends die Aufgabe einer strengen kirchlichen Form vorlag.**) Es muß auch hier gleich betont werden, daß im katholischen Süden niemals die protestantische strenge Form der Kirchenmusik angewendet worden ist; den Choral und dessen contrapunktische Bearbeitung, diese Hauptgrundlage der protestantischen Kirchenmusik, wird man in katholischen Messen und Oratorien vergebens suchen.

Ueber den Text der Jahreszeiten sind besondere Betrachtungen nicht nothwendig; kein Mensch wird bestreiten, daß derselbe ebensowenig zur strengen Form angelegt war, als der zu Schumanns „das Paradies und die Peri" (dieses wundervolle Werk kann hier nur im Vorbeigehen erwähnt werden, weil allein die Frage des Oratoriums auf kirchliche Texte zu erörtern ist).

*) Man vergleiche beispielsweise die Frauen-Arie in Judas Makkabäus mit den über alle Beschreibung herrlichen Chören!

**) Felix Mendelssohns Vater hat in einem Briefe an den Sohn (II. Theil der Reisebriefe) Bemerkungen über diese beiden Oratorien ausgesprochen, ein leuchtendes Muster von richtigem Erfassen und klarer Darstellung!

Wir kommen nun zu den Oratorien Mendelssohns, der versucht hat, das „moderne religiöse Empfinden", wie man das so nennt, mit der strengen Form zu verbinden. Er hat seine Aufgabe gewiß so ernst und so tief durchdacht, als nur möglich. Aber er stand eben auf dem Boden des modernen „religiösen Bewußtseins", und aus diesem sprießt kein kirchliches Werk hervor.*) Wäre Bach nicht ein so starrer orthodoxer Protestant gewesen, daß er sogar der milderen Anschauung der Pietisten feindlich gegenüber stand, wer weiß ob er die „Passion" so zu schreiben im Stande war? — Die Stilmischung in Mendelssohns beiden Oratorien ist eben das Zeichen des Eindringens weicherer Empfindungen in den Glauben, das man „modernes religiöses Bewußtsein" nennt; dieses ist in mancher Hinsicht reiner, tiefer, wahrhafter fromm, als das starre Festhalten an hergebrachten Formeln; aber in der Musik sind diese Formeln, wie sie sich im letzten Jahrhundert sozusagen dogmatisch entwickelt haben, die richtigsten für ein kirchliches Werk. In den bildenden Künsten, welche unmittelbar an das Auge appelliren, können die subjectiven Auffassungen des Künstlers einen weiten Spielraum beanspruchen, weil doch wenigstens der dargestellte Gegenstand sofort erkennbar ist; der Dichter mag den religiösen Stoff behandeln wie er will, wenn er ein wahrer Dichter ist, und wenn es ihm vom Herzen kommt, wird er in jeder Form im Leser wahre Frömmigkeit erwecken. Wie aber in der Musik, in welcher die Erregung der Stimmung allein die Wirkung beurkundet, eine solche Wirkung ohne strenge Einheitlichkeit des Stiles erzweckt werden soll, ist meinem Begriffsvermögen ganz unerreichbar. Ich will gern zugeben, daß die strenge Forderung der strengen Form mehr der Neuzeit angehört, als der älteren, diese brauchte auch nicht zu verlangen, was ohnedem schon vorhanden war; ich finde aber für meinen Theil, daß die Neuzeit in ihrem vollen Rechte ist. Nur eine strenge Form, welche dem Geiste angestrengte Aufmerksamkeit aufnöthigt, vermag das Gemüth zu jenem Insichversenken zu bewegen, das wir als religiöse Stimmung bezeichnen. Wenn beim Oratorium schon genügen soll, daß es „schöne Musik" biete, wenn wir nicht gewisse bestimmte Vorbedingungen an den Begriff der religiösen Musik knüpfen, dann haben wir kein Recht, die italienischen Organisten zu tadeln, welche Donizetti'sche und Bellini'sche, vielleicht auch Verdi'sche Melodien während des Gottesdienstes spielen. Ihnen und den Kirchengängern sind diese Melodien die schönste Musik, und es läßt sich wohl behaupten, daß manches fromme Gemüth denselben so andächtig zuhört, als wie dem schönsten Chorale. Mir erscheint die strenge Form der kirchlichen Musik ebenso nothwendig als der Vers der hohen Tragödie. Es gibt ja genug ernste Stoffe, für welche der Vers ebenso wenig paßt, als der Contrapunkt für manchen oratorischen Text. In „Räuber, Kabale und Liebe, Emilia Galotti, Clavigo" würde durch den Vers der Erguß der Leidenschaft zurückgehalten, wie in einem weltlichen Oratorium der Contrapunkt die freie melodische Bewegung hemmte. Aber dort, wo das Drama nicht die Conflicte der Leidenschaft allein, sondern große allgemeine, die Menschheit berührende Fragen behandelt, oder wo die Hauptpersonen nicht blos handelnd, sondern auch denkend erscheinen, oder wo der ganze Inhalt des Stückes von vornherein ein höheres Pathos der Sprache verlangt, kann der Vers ebenso wenig entbehrt werden, als die höhere contrapunktische Form im Oratorium in dem Augenblicke, als dieses aus dem rein Lyrischen in das höhere Episch-religiöse tritt. Hat man je Soldaten in gereimten Versen reden oder sich in poetischen Redensarten ergehen hören? Gewiß nicht! Nun aber denke man sich „Wallensteins Lager" in Prosa! Hat je eine Gemeinde, die über ein Ereigniß ihr Entsetzen aussprach, wohl gewußt, was Contrapunkt ist? Nein! Nun aber denke man sich den schrecklich-schönen Chor in der Passionsmusik „Sind Blitze, sind Donner" anders als in fugirter Form! Ja, ich verlange von jedem kirchlichen Oratorium strenge Form! Und wenn alle Aesthetiker und Kritiker der Erde mir Unrecht gäben, so lautete meine Antwort: Ich kann nicht anders, Gott helfe mir, Amen!

Es bleibt jetzt noch über die Ausführung des Bach'schen Oratoriums zu berichten. Der Stern'sche Gesangverein hat das letzte Mal unter der Leitung des Herrn Stockhausen gesungen, der einem Rufe nach

*) Beethovens Missa solennis ist ein einzig dastehendes Wunderwerk; aber kirchlich ist sie gerade so wie etwa Dantes Purgatorio, das zwar jene himmlische Umschreibung des Pater noster enthält (gerade wie das „Incarnatus" in der Messe), an dessen Schwelle aber Cato als Wächter steht — gerade so kirchlich wie etwa die letzte Scene im II. Theil des Faust.

Digitized by Google

Frankfurt an die dortige Hochschule folgt. Der Verein hat alle seine Kräfte an die Lösung der hohen Aufgabe gesetzt und eine Leistung geboten, die, kleine, kaum zu erwähnende Schwankungen abgerechnet, den allerbesten beizuzählen ist. Die großen Chöre klangen voll und mächtig, und alle Schattirung der Crescendi und Decrescendi gelangen vorzüglich. Die Soli waren in den allerbesten Händen: Frau Schulz als Vertreterin der Sopran-Hauptarie, die Fräulein Aßmann und Hahn in den Altpartien. Herr Hungar als Jesus leistete ganz Ausgezeichnetes. Dr. Gunz als Evangelist war unübertrefflich. Alle Anderen bis zu den kleinsten Partien schlossen sich dem Ganzen in würdiger Weise an. Durch den Abgang des Herrn Stockhausen erleidet nicht blos der Stern'sche Verein, sondern auch das Musikleben Berlins einen großen Verlust. Dieser wäre vielleicht abzuwenden gewesen, wenn in höheren Musik- und anderen Regionen der ernstliche Wille, einen so bedeutenden Künstler hier zu behalten, vorwaltete. Wie die Sachen nunmehr stehen, können wir den Frankfurtern zu ihrem ersten Hochschul-Gesangslehrer Glück wünschen, uns aber condoliren.

Die Königliche Oper hat nicht viel Neues gebracht. Die „Gersteritis" (wie Dohm sagte) ist vorüber, und wir können froh sein, daß die babylonische Sprachverwirrung ein Ende genommen hat. Daß die Stimme der gefeierten Sängerin im großen Rahmen der Königlichen Oper in allen Stellen, die ausdauernde Kraft erheischen, nicht ausreicht, haben dieselben drei Fünftheile des Publicums eingestanden, welche bei jeder Vorstellung die Intendanz bedrängten, um Plätze zu erhalten, und oft die höchsten Preise an Billethändler bezahlten; hier noch weitere Betrachtungen anzustellen, wäre ganz nutzlos. Nach Frau Gerster hat Fräulein Tagliana aus Wien als Coloratursängerin und in den naiven Partien große Erfolge errungen und ist für das nächste Jahr mit einem Gehalte und sonstigen Bedingungen (Urlaub 2c.) angestellt worden, die selbst der einst so gefeierten Lucca nur nach mehrjährigem Wirken zugestanden worden waren. Ich selbst war durch Krankheit verhindert, die Künstlerin zu hören, da jedoch alle Berichte dahin übereinstimmten, daß sie sehr schönes musikalisches Talent mit einer selten schönen äußeren Erscheinung verbindet, so ist es Pflicht, das Ereigniß hier zu erwähnen. Dabei will ich auch eine nicht uninteressante Erscheinung in unserem Theaterleben hervorheben: Frau Gerster, Deutsch-Ungarin, Signora Saurel, dem Namen nach Französin, und Signora Fohström, eine Finländerin, haben nur italienisch gesungen; Fräulein Tagliana, deren Name schon die italienische Abkunft beurkundet, sang deutsch und, wie mir versichert ward, mit einem liebenswürdigen Anfluge von Wiener Dialekt. Eine germanisirte Italienerin ist jedenfalls eine interessante Erscheinung. Weil mir gerade der Name Signora Fohström in die Feder gekommen ist, muß ich dieser jungen Primadonna der Kroll'schen italienischen Oper gedenken, die nach Signora Saurel aufgetreten ist, und allgemeine Theilnahme gefunden hat. Sie ist eine sehr junge, sehr begabte Sängerin, ihre Stimme ist ausgiebig und umfangreich, ihre Coloratur sehr gut ausgebildet, der Stimmansatz sehr rein, der Vortrag ermangelt nicht der Wärme. Solche Gaben, wenn sie mit Fleiß und Ruhe vollkommen ausgebildet werden, sichern der jungen liebenswürdigen Dame eine schönste Zukunft; die Gegenwart muß diese Gaben auch anerkennen, aber ihr auch rathen, dem richtigen Geschmacke in der Coloratur, vorzugsweise der Entfaltung des Vortrags, den Schattirungen und den Accenten Fleiß und Studium zu widmen. Ich wiederhole, der jungen Dame steht ein glänzendes Ziel in Aussicht, sie muß nur den richtigen Weg wählen.

Das Kroll'sche Theater hat seine deutsche Saison begonnen; in Fra Diavolo traten zwei neu angestellte Sängerinnen auf, Fräulein Koch, Altistin, und Fräulein Meta Kalman. Fräulein Koch, welche die Lady darstellte, ist im Besitz einer schönen Altstimme, die besonders in der Höhe, weniger in der Mittellage vollen Klang hat; ihr Spiel ist ausgezeichnet. Fräulein Kalman (Zerline) ist eine sehr angenehme Coloratursängerin. Die Herren Grisa (Fra Diavolo) und Grebe (Lord) sind bekannte und bewährte Mitglieder der Bühne. Die Vorstellung ging im Ganzen recht gut von Statten, die Sicherheit und Umsicht des Capellmeisters Herrn Faltis ist sehr anerkennenswerth. H. Ehrlich.

Notizen.

Das Attentat zieht noch immer seine Kreise und hatte seit dem 11. Mai die Gemüther der Berliner Bevölkerung vorwiegend beherrscht. In dem Vorleben des Elenden konnte freilich trotz alles Forschens der Polizei und der Blätter keine Spur von dramatischem Interesse entdeckt werden. Selbst die Neugier erlahmte rasch an dem Anblick dieses alltäglichen Wustes von Müßiggang, Vagabundenthum, geistigem Stumpfsinn und sittlicher Verwilderung. Die Extrablätter wurden bald nicht mehr verkauft: man wußte genug und wandte sich von der zehnfachen Wiederholung derselben Angaben über den widerwärtigen Zeitungscolporteur mit Ueberdruß ab. Jene fliegenden Berichte hatten in den ersten Stunden die verschiedenen Eindrücke in seltsamer Abstufung erkennen lassen. Das eine auf der Straße ausgebotene Blatt begann seinen Bericht mit Bibelsprüchen, während ein anderes, an die Mauern der weniger besuchten Stadttheile geschlagen, in zwei bündigen Zeilen erzählte: Ein Strolch, Namens Lehmann, hat auf den Kaiser geschossen! In den Zeitungen waren durch den Versuch, den Vorgang in so und so vielen mit Titeln versehenen Entrefilets zu dramatisiren, einige Fortschritte der journalistischen Mache wohl erkennbar. Aber die früheren bedächtigen Eigenthümer oder Leiter jener Organe würden sich im Grabe umwenden, hätten sie Kenntniß von solcher Nachahmung auswärtiger, namentlich Pariser Muster. Wir haben keine Einwendung dagegen, wenn nur auch in gewöhnlichen Zeiten ein besseres Aeußere und sonstige Klarheit der trägen Aufmerksamkeit des Lesers nachhelfen und seinen Geschmack etwas besser befriedigen wollte. Die Betrachtungen verschiedener Leitartikel über das Ereigniß litten mehrfach noch immer an Blutandrang der Gedanken und lasen sich schwer. Es wirkte auch hier die Reminiscenz der deutschen Gelehrsamkeit nach, die sich des einfachen Verständnisses schämt und um Alles in der Welt nicht populär erscheinen möchte. Unter politischen Gesichtspunkten konnten die Vorwürfe von Haus zu Haus, von einem Redactionsbureau zum andern nicht ausbleiben. Reaction und Fortschritt, Schutzzoll und Freizügigkeit wiesen sich gegenseitig die Mitschuld an dem Verbrechen zu. Alle Welt indessen fiel mit Vorliebe über die Socialisten her, die sich des solidarischen Zusammenhangs mit dem Attentat mühselig erwehrten. Einige Mäßigung in ihrer Grobheit und in ihrer gewohnheitsmäßigen Apotheose alles irgendwie berüchtigten Verbrechergesindels thut den Socialisten seit geraumer Zeit jedenfalls Noth. Am besten kamen noch die Katheder-socialisten fort, die unseres Wissens nicht vorwiegend in Mitleidenschaft gezogen wurden, während sie doch bei den allgemeinen Recriminationen ein entsprechendes Quantum an Vorwürfen und Anklagen ihrerseits verdienen mochten. Soll einmal auf's Gerathewohl denuncirt werden, dann hätte man auch dem stupenden Hochmuth jener bedenklichen Schule ihr Theil vielleicht herzlich gern gegönnt. Friedrich der Große, obgleich selbst von den Franzosen als der Weltweise von Sanssouci begrüßt, rief einmal unmuthig aus: Unglücklich das Land, das von Philosophen regiert wird! Hätte er die Kathedersocialisten gekannt, so würde er vielleicht vor den Professoren gewarnt haben. Mit ihrem Regiment hat es allerdings noch gute Wege. Bis die krausen Doctrinen dieser ungesunden Köpfe zur Herrschaft gelangen, wird noch einige Zeit vergehen. In Wahrheit sollte man mit dem Aufspüren von Complicen des verkommenen Klempnergesellen, der als handeltreibender Affiliirter der socialistischen Literatur wie der erste beste Journalist seinen Beruf verfehlt hat, etwas vorsichtig sein. Daß man jedoch in unserem erleuchteten, mächtigen, von Freund und Feind bewunderten Deutschland eine solche verabscheuungswürdige Missethat zum Ausgangspunkte von reactionären Maßregeln nach fremdem Vorgange nehmen sollte, das erschien, als zuerst die Kunde davon durch die Blätter ging, überall unglaublich. Davon ein anderes Mal vielleicht mehr. Es ist Sitte, daß, wer von dem Attentat und dessen Folgen spricht, irgend ein Mittel vorschlägt zur Heilung der Schäden, deren Existenz das Verbrechen in den Tiefen der Gesellschaft aufgedeckt hat. Eine zu große Milde in der criminalistischen Gesetzgebung und in der Anwendung des Strafrechts wurde schon vielfach gewiß zutreffend als eine der wesentlichen Ursachen des Uebels gekennzeichnet. Es gibt eine Verworfenheit, bei welcher die Gnade nur wie ein Sporn zu weiteren Freveln ihre Wirkung äußert. Man kennt die Antwort Alphonse Karrs, wenn die Abschaffung der Todesstrafe von sentimentalen Schreibern gepredigt wurde. Er sagte, die Herrn Meuchelmörder möchten doch damit vorangehen! Gewissen verlorenen Wesen gegenüber wird wie bei einer unzähmbaren Species der Thierwelt nur das starre: Out of the way! die einzig sichere Schutzwehr bieten. Neben diesem negativen Mittel mag die schon oft vorgeschlagene Propaganda von volksthümlich geschriebenen Blättern, Flugschriften und Büchern zur Bekämpfung socialistischer Irrlehren ohne Zweifel einen, wenn auch langsamen, doch unausbleiblichen Erfolg versprechen. Vielleicht könnte auch das Theater durch geeignete Satire noch besser nachhelfen und die Witzblätter würden mit der andauernden und muthigen Verspottung des socialistischen tollen Zeuges, wie es sich in der Parteipresse, in Versammlungen, auf Kathedern und gewissen Kanzeln breit macht, einen außerordentlich nützlichen Succurs liefern. Der geschmähte oder verfolgte Socialist kann furchtbar werden; der wegen seiner Narrheiten ausgelachte würde sich deren schämen und sehr bald verschwinden.

Digitized by Google

Inserate.

Bücher-Ankauf L. Glogau Sohn. Hamburg, Burstah.

Verlag von **C. F. Simon** in **Stuttgart.**

Aus verschiedenen Welten.

Novellen

von

Ralph Schropp.

Elegant geheftet. Preis 5 *M.*

Für literarische Feinschmecker.

Meine

Tante als Venus.

Humoristische Blätter von **G. Droz.**

In reichster alterthüml. Ausstattung. 2 *M.*

Leipzig, Verlag von Richard Eckstein.

Neuer Verlag von **Theobald Grieben** in **Berlin.**

Zu beziehen durch jede Buchhandlung:

Das Russische Reich unter Kaiser Alexander II.

von **Dr. W. F. Carl Schmeidler.**

1. 2. Liefg. à 1 *M.* (Erscheint bis Juli in 8 Liefgn.)

Inhalt: Kaiser Nikolaus und der Orientkrieg. Regierungsantritt Alexanders II. und der Friede. Rußland nach dem Kriege. Russisches Leben im Staate, in Kirche, Schule und Haus. Leibeigenschaft und deren Aufhebung. Aeußere und innere Politik. Politik Rußlands und ihre Erfolge 1864—71. Innere Entwickelung seit dem 7. Jahrzehnt. Zustände i. d. Provinzen. Reformen in Gesetzgebung u. Verwaltung. Armee u. Flotte. Die Jahre 1872—77. Russisch-türkischer Krieg.

Neuer Verlag

von **Wilh. Werther** in **Rostock.**

Reinhold Bechstein, Die Alterthümlichkeiten in unserer heutigen Schriftsprache. 1 *M.*

Diese Schrift R. Bechsteins wird allen, die ein näheres Interesse an unserer Muttersprache nehmen, mannigfache Belehrung und Anregung bieten, namentlich aber dürfte sie den Lehrern des Deutschen, die nicht Germanisten von Fach sind, willkommen sein.

Kloepper, Dr. K., Gymnasiallehrer, **Englische Synonymik für höhere Lehranstalten.** 1 *M.* 20 ₰.

Da bisher noch keine englische Synonymik in deutscher Sprache erschien, dürfte diese Sammlung (320 Gruppen) Vielen, das Englische Lernenden, willkommen sein.

Krause's Deutsche Grammatik für Ausländer jeder Nationalität mit besonderer Rücksicht auf ausländ. Institute im Inlande und deutsche Institute im Auslande. Dritte umgearbeitete Auflage, besorgt von Dr. K. Nerger. 4 *M.* In engl. Leinen 4 *M.* 80 ₰.

Diese Grammatik ist ein vorzügliches Mittel für In- u. Ausländer, das Deutsche gründlich zu erlernen; sie sei namentlich allen Lehrern empfohlen, welche Ausländer einzeln oder in Schulen im Deutschen unterrichten. Dr. Nergers Name bürgt für eine gediegene Bearbeitung.

Adolf Jensen's Clavier-Compositionen

zu 2 und zu 4 Händen.

Verlag von **Julius Hainauer,**

Königl. Hof-Musikalien-Handlung in Breslau.

Soeben sind erschienen:

Silhouetten.

Sechs Clavierstücke zu vier Händen von

Adolf Jensen.

Op. 62. Heft I. 1) **Zu Zweien,** 2) **Colombina,** 3) **Sausewind** . . . . . *M.* 3.50.
„ „ Heft II. 4) **Dolce far niente,** 5) **Die Zecher,** 6) **Grossmütterchen** „ 4.50.

Adolf Jensen.

Op. 43. **Idyllen.** Acht Clavierstücke zu 2 und zu 4 Händen.

	Für Piano à 2 ms.	Für Piano à 4 ms.
No. 1. **Morgendämmerung**	*M.* 1.25	*M.* 1.75.
No. 2. **Feld-, Wald- u. Liebesgötter**	„ 1.50	„ 2.25.
No. 3. **Waldvöglein**	„ 1.00	„ 1.25.
No. 4. **Dryade**	„ 1.25	„ 1.75.
No. 5. **Mittagsstille**	„ 1.25	„ 1.75.
No. 6. **Abendnähe**	„ 1.25	„ 1.50.
No. 7. **Nacht**	„ 1.25	„ 1.75.
No. 8. **Dionysosfeier**	„ 1.75	„ 2.50.

Op. 45. **Hochzeitsmusik.** Für Pianoforte zu 2 und 4 Händen. (Die Bearbeitung für Piano zu 2 Händen von **Eduard Lassen.**)

	Für Piano à 2 ms.	Für Piano à 4 ms.
Heft 1. **Festzug**	*M.* 1.50	*M.* 1.50.
Heft 2. **Brautgesang**	„ 1.75	„ 1.75.
Heft 3. **Reigen.**	„ 1.75	„ 1.75.
Heft 4. **Notturno**	„ 2.00	„ 2.00.
Dasselbe complet in 1 Bande	„ 5.00	„ 5.00.

Dasselbe für Piano und Violine (Bearbeitung von **Reinhold Becker**).
Heft I. No. 1—2 . . . . . *M.* 3.00.
Heft II. No. 3—4 . . . . . „ 3.00.

Op. 46. **Ländler aus Berchtesgaden** für Pianoforte zu 2 Händen.
Heft 1. . . . . *M.* 3.00.
Heft 2. . . . . „ 2.50.
Complet in 1 Bande . . . „ 5.00.

Op. 47. **Wald-Idyll.** Scherzo für Pianoforte zu 2 Händen . . . . . *M.* 2.75.

Op. 59. **Abendmusik** für Pianoforte zu 4 Händen . . . . . *M.* 5.00.

Op. 60. **Lebensbilder** f. Pfte. z. 4 Hndn.
Heft 1. **Im Rittersaal, Am Brunnen, Soldatenmarsch** . . . *M.* 4.50.
Heft 2. **Sommerlust, Zigeunerconcert, Letzter Gang** . . . . *M.* 5.00.

Meyers Reisebücher.

Zur ***Weltausstellung*** *erschien soeben durchaus neu bearbeitet:*

PARIS *mit den Reiserouten dahin und durch* ***Nordfrankreich,***

mit Karten, Plänen, Ansichten reichlichst ausgestattet. Geb. 7½ M.

Verlag des ***Bibliographischen Instituts*** *in Leipzig.*

Nordseebad Helgoland.

Eröffnung der Saison am 1. Juni.
Schluss der Saison am 16. October.

Die mitten im Meere gelegene Insel bietet durch ihre Lage fortwährend bei jedem Wetter, bei jedem Winde die **schönsten Strand-Seebäder,** die **reinste Seeluft.**

Neues prachtvolles Schwimmbassin, verbunden mit **Russischem See-Dampfbad.**

Theater

mit ausgezeichneten Künstlern von Hof- und anderen Bühnen.

Jagd, Fischerei, Segelpartien.

Weltberühmte Felsen-Grotten-Beleuchtungen.

Telegraphische Verbindung mit dem **Festlande.**

Schnellste Dampfschiffverbindung mit den **prachtvoll eingerichteten Schiffen** der Hamb.-Amerik. Packet-Actien-Gesellschaft, sowie mit den Schiffen des Norddeutschen Lloyd von **Bremerhaven.**

NB. Nähere Auskunft ertheilt jeder Zeit die

Königliche Badedirection.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Expedition, Berlin N.W., Luisenstraße 32.

Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

№ 22. Berlin, den 1. Juni 1878. Band XIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Attentatsgesetze und Gesetzgebungsattentate. Von C. Sempronius. — Eine russische Verfassung. Von Walter Rogge. — **Literatur und Kunst:** Vision. Von Carl Stieler. — Francesco Cenci und seine Familie. Von P. K. — Eine geologische Mystification. Von August Demmin. — Die europäische Gradmessung. Von A. Woldt. — **Aus der Hauptstadt:** Dramatische Aufführungen. Shakespeares „Wintermärchen". Aufgeführt von den Meiningern. Besprochen von Paul Lindau. — Die Ausstellung im Uhrsaale der Kunstakademie. Von A. Heyden. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Attentatsgesetze und Gesetzgebungsattentate.

Von C. Sempronius.

X., 20. Mai.

Kein politisches Attentat ist in seinem Ursprunge schwieriger zu motiviren als dasjenige vom 11. Mai. Das Ziel einer mörderischen Kugel bietet das Haupt eines Monarchen, den Deutschland als den Wiederbegründer seiner Einheit ehrt, den ganz Europa als den ersten unter den lebenden Herrschern anerkennt und Niemand in der jetzt lebenden Generation persönlich zu hassen Ursache hat. Keine Partei darf hoffen, aus seinem Tode Vortheil zu ziehen. Warum ihn tödten? Hatte der Thäter Beweggründe der Rache, wie jener erste unter den preußischen Königsmördern, der auf Friedrich Wilhelm IV. seinen Anschlag richtete? War er irrsinnig, wie Sefeloge, dessen Attentat die liberale Partei büßen sollte? Glaubte er in den öffentlichen Dingen eine Wendung zum Besseren oder Schlechteren in seinem Sinne herbeiführen zu können, wie Blind?

Nichts von alledem! Wofern Hödel als zurechnungsfähig zu erachten ist im Sinne des Gesetzes, muß man von ihm sagen: er steht weit unter Kullmann. Denn dieser hatte immer noch die thörichte Hoffnung, daß von dem Leben des Reichskanzlers der kirchliche Kampf bedingt sei. Im Uebrigen haben die Mordanschläge Hödels und Kullmanns Eines mit einander gemeinsam: sie sind Unternehmungen völlig gesunkener und verkommener Menschen, die keinerlei Recht haben, als politische Verbrecher im gewöhnlichen Sinne angesehen zu werden.

Kein politisches Attentat hat in der ganzen Welt einen so heftigen Sturm der Entrüstung hervorgerufen wie dasjenige vom 11. Mai. Hierin liegt nicht blos ein Trost, sondern mehr: ein moralischer Gewinn. Orsinis Attentat, das gegen Napoleon III. gerichtet war und nicht wenigen unschuldigen Opfern das Leben kostete, blieb ohne diesen Widerhall der öffentlichen Meinung. Der Ungeheuerlichkeit einer That, wie diejenige Hödels war, antwortete die Donnerstimme des Zorns in der Stimme der Nation. Der Thäter ist verurtheilt, ehe er gerichtet ist.

Eben deswegen kann es nichts anderes sein als kurzsichtige Uebereilung, wenn hier und da bemerkt wird: dem deutschen Volk gereiche eine solche Unthat zur Schmach. Wie? Könnte eine Nation von zweiundvierzig Millionen Seelen in ihrer Gesammtheit moralisch oder politisch verantwortlich gehalten werden für die Gesinnungen und Unternehmungen aller irrsinnigen, verbrecherischen und verkommenen Individuen, die in ihrer Mitte leben? Hat man jemals in Nordamerika die Behauptung gewagt, daß die Nation mitbetheiligt sei an der Ermordung Lincolns? Eine Nation kann durch die Missethaten Einzelner niemals entehrt werden. War Hödel gleich jenem Ephialtes, der den Feinden des Vaterlandes den Weg bahnte, so besitzt das deutsche Volk die Tapferkeit des Leonidas. Es würde mit seinem eigenen Leben sein kaiserliches Oberhaupt decken, wenn es dazu im Stande wäre, und hat jede Entschuldigung und Billigung der That weit von sich gestoßen.

Aber auch keine der politischen Parteien kann für das Geschehene im politischen Sinne verantwortlich gehalten werden. Alle, ohne Ausnahme, haben die Unthat weit von sich zurückgewiesen. Freilich ist ein Unterschied in der Art ihrer Abweisung. Die ungeheure Mehrheit des Volkes verdammt sie aus der innersten Empfindungsweise des menschlich fühlenden oder vaterländisch entflammten Herzens. Andere Wenige, der Welt und den heutigen Zuständen grollend, mißbilligen sie als unzweckmäßige Handlung, die den Interessen der staatsfeindlichen Partei nicht nur nichts nützen, sondern aller Wahrscheinlichkeit nur Schaden bringen konnte.

Auf jedes Attentat pflegt eine Periode der wechselseitigen Anschuldigungen zu folgen. Es ist nur zu natürlich, daß die ultramontane Partei für Kullmann, die Socialdemokratie für Hödel verantwortlich gemacht wird, und es erscheint beinahe ein Fortschritt, wenn man nicht mehr, wie vor 27 Jahren, die That eines Wahnsinnigen, um gewisse Machtgelüste zu befriedigen, den liberalen Parteien auf die Schultern schiebt. Jede Partei in der Geschichte hat ihre Verbrecher und — ihre Folterknechte gehabt. Die für den Staatsmann offene Frage bleibt immer diese: wie die Missethat eines Einzelnen sich zu den anerkannten Lehren seiner Partei verhalte?

In diesem Sinne sind die Jesuiten verantwortlich zu machen für eine Reihe königsmörderischer Unternehmungen aus dem Ende des sechzehnten Jahrhunderts, in diesem Sinne die Jacobiner für die Mordthaten der französischen Revolution.

Es hat sehr fromme Attentate gegeben. Wer da meint, daß Kirchlichkeit und Religion unbedingt außer dem Zusammenhange mit solchen Dingen stehen, vergißt, daß die Independenten, die Karl I. das Haupt abschlagen ließen, sehr gläubige Männer waren. Jene Männer haben alle Bekenntnisse des rechten Glaubens bibelfest und treu auf sich genommen und beteten eifriger als die Cavaliere des legitimen Königs. Der Ueberfluß an Strenggläubigkeit ist den königsmörderischen Unternehmungen oft förderlicher gewesen als Unglaube oder „Aufklärung". Die Geschichte verzeichnet zahlreiche Attentate eifriger Kirchenfanatiker, und zwar grade deswegen, weil solche Naturen gegen politische Zweckmäßigkeitsverhältnisse ebenso oft verblendet sind, wie gegen die einfach sittlichen Postulate der Menschheit.

Digitized by Google

Kann man nun sagen, daß Hödels That — als politisch-hochverrätherische That — den Lehren der Socialdemokratie entsprang? Gewissenhafter Weise kann dies bis jetzt nicht behauptet werden. Aber andererseits bricht sich doch seit den letzten Tagen die Erkenntniß mehr und mehr Bahn, daß es ein verhängnißvoller und entschiedener Irrthum gewesen ist, im öffentlichen Leben die Socialdemokratie lediglich nach der Consequenz ihrer Forderungen, nach der Unhaltbarkeit ihrer Doctrinen, nach der Unwissenschaftlichkeit ihrer Gründe, nach der Geschichtswidrigkeit ihres Treibens zu beurtheilen.

Ein gefährlicher, hochmüthiger und verhängnißvoller Irrthum war es, die socialistischen Programme als wissenschaftlich überwundenen Irrthum zu behandeln, und dabei gänzlich die Folgen zu übersehen, die für das sittliche Leben der Nation als praktische Nothwendigkeit aus der täglichen Predigt hervorgehen. Und eben darin zeigt sich der Fluch unserer eigenen Vergangenheit, daß wir in dem berechtigten Gegensatz gegen eine die Gewissensfreiheit und die Wissenschaft durch Zwangsmaßregeln unterdrückende Polizeityrannei uns in den entgegengesetzten Wahn eingelebt haben: Lehren, Schreiben und Reden sei nichts Anderes, als theoretisch zu duldende Aeußerung der Wahrheit oder des Irrthums, ohne eine vermittelnde Beziehung zum Handeln und Begehren der Menschen. Alle möglichen Beschränkungen sind erdacht für die Sicherung der Rechtgläubigkeit auf der Kanzel, alle denkbaren Erfordernisse aufgestellt für den Unterricht der Jugend — aber was ist heute die Kanzel und die Schule im Vergleich zu jenem höchsten politischen Lehramt der Nation, das sich in der Presse und im Vereinsleben bethätigt?

Hat man sich niemals die Frage ernsthaft vorgelegt, ob es für die sittlichen Lebensinteressen der Nationen gleichgültig ist, die Herausgabe oder Redaction politischer Zeitschriften in den Händen geldgieriger oder verkommener, unreifer und ungebildeter Menschen zu belassen, auf welche weder gesellschaftliche Verantwortlichkeit, noch persönliches Ehrgefühl, noch Veredelung der geistigen Bildung mäßigend und bestimmend einwirken?

In der blinden Nachahmung der französischen Preßgesetzgebung hat sich jene Caricatur des „verantwortlichen Redacteurs" gebildet, der entweder sich selbst in Sicherheit gebracht hat, oder seine Gefängnißdiäten bezieht, oder als ehrlicher Mann durch die Subtilitäten einer juristischen Interpretation mannichfach verdrehter Paragraphen gepeinigt wird, die er vermöge seiner Bildung nicht verstehen konnte.

Es ist eine ernsthafte Frage: ob die Lehren, die die Mordthaten der französischen Commune verherrlichen, das Eigenthum nicht in seiner jeweiligen historischen Gestalt und Entwicklungsfähigkeit, sondern in seinem Princip angreifen, die Begehrlichkeit und den Neid täglich aufstacheln, die geheimsten Triebfedern des neidischen Hasses gegen den Besitz täglich predigen, und als höchstes Menschenrecht den Lebensgenuß auf fremde Kosten verkündigen, nicht allmählich die sittlichen Kräfte eines Volkes abschwächen müssen?

Wenn man diese Frage bejaht, so wäre es verhängnißvollster Irrthum, die Wege der Strafgesetzgebung und der polizeilichen Machtvollkommenheit zu betreten. Jedes Gesetz, welches das Wort oder die Beschreibung socialdemokratischer Lehren unterdrückt, würde als Ausnahmegesetz jene Mächte der Finsterniß kräftigen, die nicht auf juristischem Gebiete und nicht mit den Mitteln der Rechtspflege, am allerwenigsten aber unter dem Schein des Rechtes bekämpft werden können.

Noch niemals ist eine dem Staate und dem Glauben feindliche Lehre in den Gerichtshöfen oder durch Ausnahmemaßregeln überwunden worden. Wer dies als möglich betrachtet, hat die Geschichte der Inquisitionstribunale, der Revolutionsgerichte und der Martialhöfe völlig vergessen. Nach langem Schwanken und häufigen Irrungen ist in Frankreich endlich die geschichtliche Wahrheit zum Siege gelangt. Endlich ist nach einer traurigen Tradition von bald hundert Jahren das in Frankreich so vertrauensvoll gepflegte Institut des zu politischen Kämpfen verwertheten Belagerungszustandes verbessert und durch ein neues Gesetz vom 3. April d. J. eine Einrichtung geschaffen, die den Belagerungszustand den Leidenschaften der politischen Parteinahme oder den Irrthümern der Uebereilung entrücken soll.

Mehr als alle Fragen des Strafrechts, die durch die Einmischung polizeilicher Unterdrückungstendenzen in seinen Grundfesten gefälscht werden würden, ist die Untersuchung uns nahe gerückt: Wie geschieht es, daß in dem Lande, das sich der zahlreichsten und besten Hochschulen rühmt, in dem das Maß der allgemeinen Durchschnittsbildung und die Ausdehnung der Elementarkenntnisse dem Vollendungsmaße nahe gebracht zu sein schienen, daß in Deutschland die socialistischen Irrlehren die größte moralische Verwirrung anzustiften drohen? Wie kommt es, daß die Socialdemokratie ihre reichsten Früchte in denjenigen norddeutschen Ländern zieht, in denen eine orthodoxe Geistlichkeit am ungestörtesten geschaltet hat, in denen der vermeintlich hohe Culturgrad protestantischer Lehre sich entfalten konnte, in denen der Katechismus und die Schulregulative der strenggläubigen Autoritäten widerspruchslos Jahrzehnte hindurch geherrscht haben? Hat die Gesammtheit unserer Schuleinrichtungen von der untersten bis zur höchsten Stufe den Geist der Nation auf Kosten ihrer sittlichen Kräfte einseitig gepflegt? Warum sind andere Völker, die weniger Unterrichtsstunden in ihren Schulen haben, weniger reich an Wissen, aber auch minder reich an Verbrechen?

Erst wenn diese Culturfrage befriedigend gelöst ist, wird der Zeitpunkt gekommen sein, um zu erwägen, was auf dem politischen Gebiete zur Ueberwindung staatsfeindlicher Gegensätze geschehen kann.

Es wäre kein Gewinn, die staatsgefährlichen Lehren mit den Mitteln der Gewalt aus der Oeffentlichkeit in die Werkstätten der geheimen Gesellschaften zurückzudrängen oder den ohnehin schon gefährlichen Rechtswahn verirrter Menschen dadurch zu steigern, daß ihnen aus unzureichender Gelegenheit der Glaube abgeschnitten würde, bei dem Staate mit allgemein zulässigen Mitteln des politischen Kampfes Abhülfe gegen die wirklichen oder eingebildeten Ungerechtigkeiten der Gesellschaft finden zu können. Wir fürchten: Jedes Strafgesetz, das gegen bestimmte Parteien ausgesprochener Maßen oder stillschweigend gekehrt ist, würde kein Attentatsgesetz in seiner Wirkung sein, sondern vielmehr als ein Gesetzgebungsattentat von späteren Geschlechtern angesehen werden.

Wer immer auf dem Wege polizeilicher Ausnahmemaßregeln oder verschärfter Strafgesetze die politischen, religiösen, wirthschaftlichen oder socialen Irrthümer auszurotten vorschlägt — den wird die Zukunft verantwortlich halten, wenn seine wohlgemeinten Absichten sich bewähren als die Kraft, die immer Gutes will und doch nur Böses schafft!

Eine russische Verfassung.

Sechzig Jahre sind verflossen, seitdem Alexander I. am 27. März 1818, wenige Wochen vor der Geburt seines jetzt regierenden Neffen, in Warschau den ersten polnischen Reichstag eröffnete. In seiner Thronrede, die in ganz Europa ein mächtiges Echo weckte und ebenso großen Jubel bei den Liberalen, wie Ingrimm und Spott bei den reactionären Staatsmännern erregte, insbesondere bei Metternich und seinem Factotum Gentz, bei Wellington und bei dem Herzog von Richelieu in Paris, hieß es unter Anderem: „Indem ich die Principien der liberalen Institutionen verwirkliche, die nicht aufgehört haben, den Gegenstand meiner Fürsorge zu bilden und deren heilsamen Einfluß ich, mit Gottes Hülfe, auf alle Länder auszudehnen hoffe, welche die Vorsehung meiner Fürsorge anvertraut hat, habt ihr mir die Mittel geboten, meinem Vaterlande zu zeigen, was ich für dasselbe seit langer Zeit

Digitized by Google

vorbereitet habe und was es erhalten wird, sobald die Elemente eines so wichtigen Werkes die erforderliche Entwicklung erlangt haben werden." Es waren das keine leeren Worte: schon im November 1815 hatte der Czar bei seiner damaligen Anwesenheit in Warschau, als die polnische Constitution ausgearbeitet und gleich darauf verkündet ward, Nowosilzow, der als kaiserlicher Commissarius dem polnischen Ministerium beigegeben wurde, mit der Entwerfung einer parlamentarischen Verfassung für Rußland beauftragt. Jahrelang wechselten der Kaiser und Nowosilzow Briefe über dies Project, in denen jeder einzelne Punkt ausführlich erörtert ward. Bei der polnischen Revolution nun wurde der betreffende Entwurf einer „constitutionellen Charte für das russische Kaiserreich" in den Archiven der Geheimpolizei unter den Papieren Nowosilzows gefunden. Am 30. Juli 1831 veröffentlichte der interimistische Minister des Aeußern in Warschau, Horodyski, das Document, das dann in den fünften Band des Portfolio aufgenommen ward. Horodyskis Absicht lag klar genug vor: der „glühende Wunsch", den er in einem einleitenden Schreiben kundgab, auch die Russen einer Verfassung theilhaftig zu sehen, lief wohl auf das, übrigens sehr gerechtfertigte Streben hinaus, den Russen eine Revolution im eigenen Hause zu entzünden. War doch erst ein Lustrum verstrichen, seitdem infolge der Militäremeute bei Nikolais Thronbesteigung die Verschwörungen der Decabristen und sonstigen Geheimgesellschaften gerade im Schoße der Armee zum Ausbruche gekommen waren. Das gelang denn damals freilich nicht: heute aber, der Orientkrieg ende nun wie immer, wird nach dem Friedensschlusse kaum viel Zeit verrinnen, ohne daß Alexander in der einen oder andern Form auf die Pläne seines Oheims zurückgreifen muß. Seit Wjera Sassulitsch ist es wohl auch in Rußland vorbei mit der hochmüthigen Verurtheilung, die Czar Nikolai über die „constitutionelle Lüge" aussprach.

Das Geheimniß dieser „constitutionellen Charte" liegt gleich in den Artikeln, welche „vom Souverain" handeln. Dort wird nicht nur theoretisch „die untheilbare, in der Person des Monarchen wohnende Souverainetät" hervorgehoben und der Souverain als „die einzige Quelle aller bürgerlichen, politischen, gesetzgeberischen und militärischen Gewalten" bezeichnet, es werden auch praktisch alle Attribute dieser Souverainetät bis in's geringste Detail aufgezählt. Ganz insbesondere aber wird durch eine wirklich geistreiche, aber einfache Erfindung vorgesehen, daß die parlamentarischen Institutionen niemals ein Hinderniß für den Absolutismus abgeben können. „Um die legislativen Attribute des Souverains zu umgrenzen", theilte nämlich Artikel 29 „die allgemeinen Rechtsregeln des Reiches in drei Partien: Gesetzordonnanzen, Statute, Reglementsukase, Decrete, Verordnungen und Rescripte". Die Gesetze nun definirte Art. 27 mehr pathetisch als klar dahin, daß sie „auf Principien beruhen, die ihrer Natur nach unwandelbar sind, nur mit Beachtung dieser Principien und nur wenn im Verlaufe der Zeit die Erfahrung der Nothwendigkeit nachgewiesen, abgeändert werden dürfen, aber auch aus obsolut zwingenden und gebieterischen Gründen". Nur diese „Gesetze" bedingen, nach Art. 31, die Mitwirkung der Reichs- oder Provinzialstände; das Recht zu allen anderen legislativen Acten behält Art. 33 „ausschließlich dem Souverain" vor, der es „ganz oder theilweise übertragen kann". Jene „Gesetze" contrasignirt, nach Art. 34, der Justizminister; alle anderen legislativen Acte der Fachminister, der verantwortlich bleibt für Alles, was sie Gesetz- und Verfassungswidriges enthalten. Mit dieser ministeriellen Verantwortlichkeit würde es freilich in der Praxis auch wieder seine eigene Bewandtniß gehabt haben; denn als man im Ministerrathe, wo der Czar sehr eifrig für die Ministerverantwortlichkeit plaidirte, ihn fragte, ob denn also ein Ukas ohne ministerielle Contrasignatur ungültig sein solle? verneinte er das mit großer Heftigkeit. Immerhin sicherte der dritte Titel: „allgemeine, von der Souverainetät garantirte Bestimmungen" den Russen eine Reihe fundamentaler Rechte, die sie selbst heute sehr froh wären, sei es auch nur auf dem Papiere zu besitzen. Art. 81 bis 85 verbürgten, daß keine Bestrafung ohne vorangegangene Verurtheilung stattfinden solle; daß Niemand verhaftet werden dürfe, ohne sofort mit der Anklage bekannt gemacht und binnen der Frist von drei Tagen verhört zu werden. Jede willkürliche oder nicht in der vorgeschriebenen Form vorgenommene Verhaftung war für criminell strafbar erklärt. Ein Beamter, der die pünktliche Ausführung der Bestimmung vernachlässige, daß ein arretirtes Individuum spätestens innerhalb des Zeitraums von sechs Tagen dem competenten Gerichtshofe übergeben werden und die schriftliche Mittheilung der Gründe seiner Verhaftung erhalten müsse, verliere außerdem seinen Posten. Ein von der Anklage losgesprochener Inquisit sei auf der Stelle in Freiheit zu setzen. Man denke an Wjera Sassulitsch und jenen Gemeinderath von Odessa, der vor Ausbruch des Krieges bei Nacht und Nebel nach Sibirien transportirt ward, von wo man ihn jetzt wieder ohne jeden Urtheilsspruch laufen ließ. Auch Preßfreiheit und Freizügigkeit nach dem Auslande war gewährleistet.

Doch den Kern des Ganzen bildete Art. 91, der emphatisch besagte: „Die russische Nation soll für alle Ewigkeit eine nationale Repräsentation haben; dieselbe wird in einer Ständeversammlung bestehen, die aus dem Souverain und zwei Kammern zusammengesetzt ist; die erste oder obere Kammer bildet der Senat; die zweite bilden die Landboten oder Nuntien und die städtischen Deputirten." Das war nun ganz gut; besagte doch Art. 130, daß die Reichs- wie die Provinzialstände volle Freiheit haben, die ihnen übersendeten Gesetzentwürfe zu discutiren und unbehindert ihre Meinung wie immer auszudrücken. Ebenso waren nach Art. 131 die Berathungen beider Häuser für gewöhnlich öffentlich. Allein auch hier mußte ein Hinterthürchen gefunden werden, das das Wahlrecht illusorisch machte: denn — wie der Czar mit dem vollen Ausdrucke des Entsetzens einwarf — „sie könnten mir ja sonst Panin als Vertreter schicken!" Panin war bekanntlich der Leiter der Verschwörung gewesen, die Alexander vorzeitig über die Leiche des ermordeten Vaters hinweg auf den Thron geholfen hatte. Die Mitglieder des Senats nun, zu denen die Großfürsten von selbst gehörten, ernannte der Kaiser auf Lebenszeit; im Ganzen sollten ihrer nicht mehr sein, als ein Viertel der Nuntien und Deputirten. Je Ein Senatsdepartement hatte seinen Sitz in Petersburg, in Moskau und in dem Hauptorte jeder Statthalterei (Art. 136—138). Die erste Kammer der Provinziallandtage bildete die in dem Vororte befindliche Senatsabtheilung; die zweite Kammer ernannte der Czar sich im Grunde selber, indem er sich „zwei Drittel der erwählten Nuntien und Deputirten aussuchte". Wohlgemerkt, es wird ihm nicht etwa für jedes Mandat ein Ternavorschlag gemacht, sondern er greift sich aus allen Gewählten zwei Drittel heraus (fera choix). So bestimmt Art. 102. Für den Reichstag bildet das Oberhaus das Senatsdepartement Einer der beiden Capitalen Petersburg oder Moskau, mit dem der Monarch für die Dauer der Session noch Senatoren aus anderen Departements durch beliebige Berufung vereinigt. Die Nuntien und Deputirten für das Unterhaus der Reichsstände ernennt wieder der Kaiser, indem er sich von den Candidaten, welche durch die zweiten Kammern der Provinzialstände erwählt werden, die Hälfte aussucht (Art. 114). Moskau und Petersburg mit ihren Gouvernements gehören (nach Art. 124 und 125) keiner Statthalterschaft an, sondern erhalten je einen Centrallandtag, dessen Ober- und Unterhaus in derselben Weise gebildet werden; jedes dieser beiden Unterhäuser candidirt ein Viertel seiner Nuntien und Deputirten für die Reichsstände; der Czar sucht sich davon die Hälfte aus. Die Reichsstände haben alle fünf Jahre eine Session von 30 Tagen, die Provinzialstände jedes dritte Jahr; mit jeder Session wird die Hälfte der Abgeordneten erneuert. Die Landboten für die Provinziallandtage werden von den adeligen Grundbesitzern auf den Kreistagen candidirt; die städtischen Deputirten werden von den Municipalversammlungen vorgeschlagen, die jedes dritte Jahr zu-

Digitized by Google

sammentreten: „alle Israeliten, ohne Ausnahme, auch wenn sie unter die Gilden und Eigenthümer eingetragen sind, bleiben von den Communalversammlungen und von jeder Theilnahme an der Ausübung der politischen Rechte ausgeschlossen" (Art. 166).

Da nach Art. 24 und 25 das erste Budget für die Provinzen wie für das Reich octroyirt wird und nur durch ein Gesetz abgeändert werden kann; da nur die Krone die legislative Initiative besitzt und Amendements zu ihren Vorlagen in den Landtagen nur mit Zustimmung der Statthalterei, im Reichstage nur mit Erlaubniß des Reichsrathes eingebracht werden können; da die Regierung, mit Ausnahme der Finanzgesetze, jede Bill nach Belieben auch im Oberhause zuerst vorlegen und ein, von Einer Kammer angenommener Entwurf nach Art. 133 von der anderen nicht mehr amendirt, sondern nur votirt oder verworfen werden darf, war für die Stetigkeit und Festigkeit in der Handhabung der Executive wohl genügend gesorgt. Nachdem noch Titel V die Unabhängigkeit der Richter und die Gliederung der Tribunale geordnet, und Titel VI organische Statuten sowie Specialreglements für die Entwicklung der Verfassung in Aussicht gestellt, lautete der pathetische Schluß: „Da wir in unserem Gewissen glauben, daß die obigen Fundamentalbestimmungen unseren väterlichen Absichten entsprechen, die darauf hinauslaufen, das Glück und Wohlergehen aller Klassen unserer Unterthanen zu sichern und ihre bürgerlichen wie politischen Rechte intact aufrecht zu erhalten, so haben wir ihnen die gegenwärtige Charte gegeben, die wir für uns und unsere Nachfolger als das constitutionelle Grundgesetz unseres Kaiserreiches betrachten, wobei wir uns vorbehalten, sie zu vervollständigen, und allen öffentlichen Behörden auftragen, zu ihrer Ausführung mitzuwirken." Ueber diese Musterverfassung schlechte Späße zu machen, wäre ein herzlich wohlfeiles Vergnügen; aber es wäre kindisch zu vergessen, daß Deutschland in jenem Zeitraum von 1818 bis 1820, in den die polnischen und russischen Verfassungsexperimente Alexanders fallen, dem Regime der Karlsbader Beschlüsse und der Wiener Ministerialconferenzen überliefert ward. Es ist wohl keine Uebertreibung, wenn man sagt, daß die Realisirung des Verfassungsentwurfes für Rußland ungefähr zu einer ähnlichen Entwicklung geführt hätte, wie der Vereinigte Landtag für Preußen, oder der Verstärkte Reichstag für Oestreich. Wer aber will die Folgen berechnen, wenn sich neben dem Warschauer Reichstage, der 1818 eröffnet ward, vor 60 Jahren ein russischer auf Grund noch so dürftiger Verfassungszustände erhoben hätte, anstatt daß der Entwurf zu der russischen Charte in den Actenbündeln vergilbte, während die polnische Verfassung schon dadurch, daß Rußland ein völlig absolut regierter Staat blieb, zum Tode verurtheilt war? In dem Lustrum von 1815 bis 1820, hauptsächlich aber in dem Unglücksjahr 1818, vollzog sich der für Polen, für Rußland, für Europa so entscheidende Umschwung in Alexanders Charakter. Als er Weihnachten 1815 die polnische Verfassung publicirte, aus dem viele Artikel in den Entwurf der russischen übergingen, mahnte ihn der Geschichtschreiber Karamsin vergeblich: „er werde die Theilung Polens gut machen durch eine Theilung Rußlands; er werde dort Beifall ernten, aber die Verzweiflung seiner Russen hervorrufen; es werde entweder die Herstellung Polens der Untergang Rußlands sein, oder die Russen würden mit ihrem Blute Polen benetzen und noch einmal Praga mit Sturm nehmen." Aber gerade auf der Rückkehr von dem Warschauer Reichstage erhielt der Kaiser im Frühjahre 1818 jene Polizeiberichte, die ihm das Treiben der geheimen Gesellschaften in Rußland und die Unterwühlung der Armee anzeigten; der Frühling 1819 brachte die Ermordung Kotzebues; der Beginn des Jahres 1820 die Militärrevolutionen auf der pyrenäischen und apenninischen Halbinsel, denen schon zwölf Monate vorher die Erhebung der Donaufürstenthümer und der Morea präludirt hatten; und eben, während der Czar sich 1820 auf dem Troppauer Congresse befand, erhielt er die Nachricht von einer Meuterei des Semenoff'schen Garderegiments, die ihn mit Entsetzen erfüllte, als ob der Geist der militärischen Rebellion von Cadix und Caserta aus schon die Ufer der Newa inficirt hätte. Und zum zweiten Male traf Karamsin es unrecht. Denn als er gerade jene Soldatenmeuterei in der Garde zum Anlasse nahm, den Czaren zu mahnen, daß es nunmehr Zeit sei, mit dem Verfassungsprojecte für Rußland Ernst zu machen, bestand die Antwort des Kaisers in einem Ukase, der den sonst so gefeierten und gehätschelten Liebling des ganzen Hofes auf der Stelle von Petersburg nach Kexholm verbannte.

Wird Alexander II. das Werk seines Oheims nach sechs Decennien wieder aufnehmen? und insbesondere wird er klug genug sein, das freiwillig zu thun, ehe ihn die dira necessitas dazu zwingt?

Walter Rogge.

Literatur und Kunst.

Vision.

(Frühjahr 1878.)

Es kommt durch den sternenfunkelnden Raum
Eine finst're Gestalt gezogen,
Leis' streift des Gewandes dunkler Saum
Des Weltmeers dunkle Wogen.

Sie hat die glimmende Fackel gesenkt
Und trägt ein Schwert in den Falten,
Sie spricht: Ich bin die Furie des Kriegs
Und komme, Umschau zu halten.

Mein Buhle war Cäsar und Attila
Und Throne stürzt' ich zusammen;
Das Reich der Einen begrub ich im Blut,
Das Reich der Andern in Flammen.

Ich führte zum Tod des Augustus Heer
In den teutoburgischen Wäldern,
Ich führte den Reigen der Geisterschlacht
Auf den katalaunischen Feldern.

Ich lenkte des Timur grausigen Zug
Und schärfte das Schwert der Kalifen,
Ich lenkte des Corsen gewaltigen Flug
Zur Höhe und in die Tiefen. — —

Horch, wie so stille der Lenzwind weht,
Schon keimen die blühenden Saaten.
Horch, wie so stille die Erde steht —
Mich dürstet nach neuen Thaten!

Bald kommt die Stunde — und dann erbebt
Der Erdball vor meinem Schlage!
Auch meine Saaten sind ausgesät —
Wann kommen die Erntetage?

Carl Stieler.

Francesco Cenci und seine Familie.

Der Proceß der Familie Cenci — ungeachtet derselbe am 10. September 1599 mit der Hinrichtung der Hauptangeklagten endete — kann in Bezug auf das unparteiische Urtheil der Geschichte noch nicht als abgeschlossen gelten. Nicht nur bei den Zeitgenossen mußte die Hinrichtung der Ehefrau und zweier

Digitized by Google

Kinder eines zu den ersten Geschlechtern Roms gehörenden Mannes Aufsehen erregen, um so mehr als diese Strafe die Sühne eines begangenen Gatten- und Vatermordes war. Bei der Nachwelt scheint das Andenken an jenes Verbrechen hauptsächlich durch ein Bild erhalten worden zu sein, welches noch heute in dem Palazzo Barberini zu Rom unter dem Namen der Beatrice Cenci gezeigt und dem Guido Reni zugeschrieben wird. Das madonnenhafte Antlitz und das furchtbare Schicksal der Trägerin hat gewiß niemals verfehlt, das Mitleiden des Beschauers wach zu rufen, der sich wohl schwerlich über den Turban, welcher das Haupt schmückte, Rechenschaft abgab. Erwägt man, daß nach einem von Beyle (de Stendhal) 1856 veröffentlichten Bericht eines Zeitgenossen der Cenci, Guido Reni auf die Nachricht von dem Proceß direct von Bologna nach Rom gekommen sein und noch am Tage vor der Hinrichtung Beatrice Cenci gemalt haben soll, so wird man sich nicht weniger über die Toilette, als noch mehr über den ruhigen, sanften und zarten Gesichtsausdruck eines Mädchens wundern müssen, das unter den Aufregungen einer furchtbaren Anklage, unter den Qualen einer grausamen Folter mehrere Monate im Gefängniß zugebracht hat und in 24 Stunden ihrem Tode durch Henkershand entgegensieht. Ob sonst Gründe vorliegen mögen, welche gegen die Urheberschaft des Bildes durch Guido Reni sprechen, müssen die zuständigen Kunstrichter entscheiden. Bemerkenswerth ist, daß in zwei aus den Jahren 1604 und 1623 herrührenden Katalogen der im Palast Barberini befindlichen Gemälde keines Bildes von Guido Reni Erwähnung gethan wird und am wenigsten eines solchen der Beatrice Cenci. Ob nicht vielleicht unter der in jenen Verzeichnissen aufgeführten „Madonna in ägyptischer Tracht von Paolo Veronese" das nachmals als Beatrice Cenci ausgegebene Bild zu verstehen sei, mag dahingestellt bleiben. Guido Reni scheint vor dem Tode derselben überhaupt nicht in Rom gearbeitet zu haben. Vorzüglich aber spricht gegen die Authenticität der Beatrice der Ausdruck des Bildes selbst.

Nicht minder zweifelhaft ist aber auch Alles, was schriftlich über den Proceß mitgetheilt worden ist; das italienische Archivwesen hat nicht am wenigsten unter der Zersplitterung des Landes zu leiden gehabt, am meisten lag es wohl in Rom darnieder. Je weniger man Urkunden zu erforschen sich bemühte, desto thätiger war die Phantasie, welche bald die schöne Beatrice Cenci zum Mittelpunkt von Tragödien und Romanen machte. Auf den höchsten Piedestal des Martyrerthums wurde sie in einem zweibändigen Romane von dem toscanesischen Staatsmann Francesco Domenico Guerrazzi (1854) erhoben, der ihre und ihrer Familie Hinrichtung als das Opfer päpstlicher Habgier bezeichnete, die sich in den Besitz des bedeutenden Vermögens der Familie Cenci habe setzen wollen. Dieser Tendenzroman, welcher sich in den maßlosesten Angriffen gegen Papst und Clerus erging, rief eine von den Anhängern Guerrazzis als clerikal verketzerte Gegenschrift von Filippo Scolari hervor (1855), welcher weitere Schriften von Dal Bono (1864) und Torrigiani folgten, die bereits dem Urkundenmaterial ihr Augenmerk zuzuwenden begannen. Nach der landläufigen Ueberlieferung war der Vater Beatricens, Francesco Cenci, ein Teufel in Menschengestalt, der durch seinen Reichthum die nichtswürdigsten Verbrechen straflos begehen konnte, seine Familie auf das Furchtbarste mißhandelte, zwei Söhne ermordete und der Keuschheit seiner Töchter nachstellte. Daß der Mord dieses Ungeheuers von seiner Frau und seinen Kindern mit Vorsatz und in vollster Ueberlegung ausgeführt worden ist, konnte nicht geleugnet werden. Man behauptete aber, daß Beatrice, die Seele des Complots, zu dieser furchtbaren That veranlaßt worden sei, um sich gegen die ruchlosen Angriffe ihres Vaters zu schützen. Als Helfer der That wurde ein junger Adliger, Guerra, bezeichnet, der als Geliebter der Beatrice vergeblich gesucht hatte, dieselbe den Klauen ihres Vaters zu entziehen. In bald höherem, bald geringerem Grade erklärte man die That der Beatrice als einen Act gerechter Nothwehr und verehrte die Thäterin als eine zweite römische Lucretia.

Diese bisherige Ansicht ist jedoch in allerjüngster Zeit durch die Veröffentlichung eines überreichen Urkundenmaterials erschüttert worden. Entgegen den durch Adolf Stahr berühmt gewordenen Versuchen, historische Ungeheuer durch einen wissenschaftlichen Reinigungsproceß in moralische, fast hausbackene Personen umzuwandeln, hat Bertolotti durch die von ihm veröffentlichte stattliche Reihe Urkunden, denen nur wenige verbindende Worte hinzugefügt sind, Beatrice Cenci und ihre Genossen aus Martyrern zu Verbrechern gestempelt.*) Gegenüber der allgemeinen Berühmtheit, welche denselben zu Theil geworden ist, darf auf ein gleiches Interesse für die Ergebnisse der Bertolottischen Arbeit gerechnet werden.

Bekanntlich hat sich Rousseau im Jahre 1750 bei Lösung der in Dijon gestellten Preisaufgabe: „Si le retablissement des sciences et des arts a contribué à épurer les mœurs", im verneinenden Sinne entschieden. Sieht man auf die Epoche der Renaissance in Italien, so wird die Entscheidung vielseitigen Beifall finden. Ein Beispiel für die Wahrheit dieses Satzes gewährt Francesco Cenci und sein Haus.

Im Jahre 1549 als unehelicher Sohn des Christophorus Cenci, eines Kanonikus und päpstlichen Schatzmeisters geboren, hat Francesco von seinem Vater die durch amtliche Veruntreuungen und Bestechungen aller Art erworbenen unermeßlichen Reichthümer geerbt. Er war mehrfach genöthigt, um Processen wegen dieser väterlichen Hinterlassenschaft zu entgehen, die Curie durch freiwillige Zahlungen abzufinden. Frühreif — schon mit 14 Jahren Vater eines unehelichen Kindes — wurde er 1563 mit Ersilia Santa Croce verheirathet. Man hat auch aus dieser Gattin ein Opfer Francescos machen wollen. Wenn man aber erwägt, daß die Ehe bis zum Tode der Frau 21 Jahre währte, daß aus derselben 12 Kinder hervorgingen und daß nach der Auflösung Francesco noch 9 Jahre Wittwer blieb, so wird man diese Ehe als eine gerade unglückliche nicht bezeichnen können. In seinem 1586 errichteten Testament zeigt sich in den vielen Legaten zu milden und frommen Zwecken ein religiöser Sinn; er sorgt in väterlicher Weise für seine legitimen und natürlichen Kinder und nur sein ältester Sohn Giacomo wird von ihm auf den Pflichttheil gesetzt. Wie wenig aber andererseits Francesco Cenci als Muster aufgestellt werden kann, beweisen verschiedene im Criminalarchiv enthaltene Untersuchungen gegen ihn, die meist in Körperverletzungen und öffentlichen Gewaltthätigkeiten ihren Grund hatten und mit hohen Geldstrafen und Landesverweisung auf Zeit endeten. Daß auch Frauen dabei eine Rolle spielen, so namentlich nach dem Tode seiner Ehegattin seine Geliebte, „die Schöne aus Spoleto", darf uns nicht Wunder nehmen. Fünf Jahre vor seinem Tode war Francesco wegen eines unnatürlichen Lasters — aber nur ein Mal — in Untersuchungshaft, die sich über mehrere Monate erstreckte, und von welcher er sich nur gegen Erlegung einer Buße von 100,000 Scudi zu befreien vermochte. Aber auch dieses Verbrechen, so verabscheuenswerth es ist, lag in der Zeit; das Criminalarchiv enthält gleiche Untersuchungen gegen Personen aller Stände. Mönche, Cardinäle, Plebejer und Nobili, auch der berühmte Vertheidiger der Beatrice Farinacius, waren Alle demselben Laster ergeben, wenn sie gleich nicht Alle sich von der Bestrafung loskaufen konnten.

Aus diesem urkundlichen Charakterbild ergibt sich, daß Francesco Cenci so schlecht und recht war, wie es ein reicher römischer Nobile zur Zeit Sixtus V. und seiner Nachfolger hat sein können. Nun sind freilich gerichtliche Acten allein zur Charakteristik einer Person nicht ausreichend. Vorliegenden Falls aber dienen sie dazu, um schwere Vorwürfe, die sich in anderen Chroniken vorfinden, zu entkräften. Die urkundlich, aus dem Testament sich ergebende Sinnesart ist unvereinbar mit der dem Francesco Cenci angedichteten cynischen Anschauung über die Religion. Auch sind durch das Criminalarchiv die zahllosen Conflicte mit der Justiz wegen Verbrechen gegen die Sittlichkeit widerlegt. Ein Hauptargument für die nichtswürdigen Neigungen des Francesco Cenci seinen Töchtern gegenüber wird daraus her-

*) Francesco Cenci e la sua famiglia. Notizie e documenti raccolti per A. Bertolotti. Firenze 1877.

Digitized by Google

geleitet, daß die älteste Tochter, die Guerrazzi Olimpia, Dal Bono aber Margherita nennt, Hülfe bei dem Papste in einer Bittschrift gegen die Angriffe ihres Vaters gesucht haben und daß sie auf dessen Befehl mit dem Grafen Carlo Gabrielli von Gubbio vermählt sein soll. Wäre dies erwiesen, so würde Francesco Cenci nach criminalistischer Auffassung ein Mann gewesen sein, zu dem man sich der That gegen Beatrice versehen konnte. Ein eigenthümliches Schlaglicht wird auf die Wahrheit dieser Erzählung aber dadurch geworfen, daß nach den Berichten der Zeitgenossen in dem Proceß gegen Beatrice jene Urkunde nicht gefunden werden konnte. Würde aber nicht auch Farinacius in seiner Vertheidigung hierauf sein ganzes Gewicht haben legen müssen? Dies geschieht aber nicht. Durch Bertolotti ist jetzt festgestellt, daß Francesco Cenci eine Tochter dieses Namens gar nicht hatte. Außer Beatrice hatte er noch eine natürliche Tochter Levinia, der er ganz besonders zugethan war, und eine Tochter Antonina, welche er freiwillig verheirathete. Wie es scheint beruht der Irrthum der Autoren auf einer Namensverwechselung; denn in einer Notariatsurkunde aus dem Jahre 1622 wird eine Faustina Cenci als Gemahlin von Gabrieli Carlo genannt, von welcher nur feststeht, daß sie nicht eine Tochter des Francesco war.

Unbestritten steht ferner fest, daß der Letztere mit seinen Kindern in ewigem Unfrieden lebte. Keine geringe Ursache hierzu mag in dem Geiz gelegen haben, mit welchem der Vater die Kinder außerordentlich kurz hielt. Andererseits bewährten auch diese das Sprichwort, daß der Apfel nicht weit vom Stamme fällt. Der älteste Sohn Giacomo, der früher das Vertrauen des Vaters genossen, hatte sich ohne dessen Willen verheirathet, vielfach nicht blos Schulden auf den väterlichen Namen gemacht, sondern auch den Vater, wie er selbst in einer notariellen Urkunde zugesteht, bestohlen und betrogen. Es kann daher nicht befremden, wenn der Vater diesem Sohne nur den Pflichttheil hinterläßt. Nicht blos Civilprocesse schweben zwischen ihm und seinen Brüdern gegen den Vater, sondern es wird auch auf Antrag des Letzteren eine Untersuchung eingeleitet unter der Beschuldigung, dem Vater nach dem Leben getrachtet zu haben. Während der Untersuchungshaft des Vaters hatte Giacomo mit den Brüdern bei dem Papst eine Bittschrift eingereicht und im Interesse der Familie und ihres Namens um eine harte Bestrafung Francescos gebeten. — Die beiden folgenden Söhne Cristoforo und Rocco sind eines gewaltsamen Todes gestorben, als dessen Urheber ebenfalls der Vater bezeichnet wurde. Wie auch Cristoforo mehrfach mit der Criminaljustiz zu schaffen hatte, davon gibt das Archiv Auskunft. Dasselbe enthüllt jetzt auch die Umstände seines Todes, der durch Paolo Bruno, dem Nebenbuhler des Ermordeten bei einer schönen Fischersfrau aus Trastevere, herbeigeführt wurde. — Der übermüthigste und gewaltthätigste unter den Söhnen war unzweifelhaft Rocco. Das Criminalarchiv enthält Untersuchungen gegen ihn wegen nächtlichen Unfugs und wegen verübter Gewaltthätigkeit, die bei weitem das Maß desjenigen überschreiten, was einem jungen Baron des 16. Jahrhunderts etwa nachgesehen werden konnte. Er wurde des Landes verwiesen, kehrte nach dem Tode des Vaters wieder zurück und beging hier sogleich einen Diebstahl gegen die Stiefmutter, wegen dessen eine Untersuchung eröffnet wurde; 1595 wurde er in einem Duell getödtet. — Der jüngste Sohn Paolo Cenci starb gleich nach seinem Vater und Bernardo Cenci, der vorletzte, war bei dessen Ermordung noch nicht 16 Jahre. Nach einer Aussage zu schließen, die Bernardo in der Untersuchung gegen seinen Vater gemacht hat, scheint er trotz seines jugendlichen Alters moralisch tief verdorben gewesen zu sein. Er mußte der Hinrichtung seiner Stiefmutter und seiner Geschwister beiwohnen, wurde aber selbst begnadigt. Farinacius und die Andern behaupten — was an sich nicht unwahrscheinlich wäre —, daß Bernardo durch jenen grauenvollen Anblick in Wahnsinn verfallen sei. Wie wenig das Letztere wahr ist beweisen Urkunden, welche Bernardo schon 14 Tage nach der Hinrichtung in Bezug auf seine Vermögensinteressen errichtet hat. Er blieb noch 2 Jahre in Rom in Haft, verbüßte dann in Civitavecchia eine 5jährige Galeerenstrafe und wurde endlich aus dem Kirchenstaat verbannt.

Das größte Interesse unter den Kindern des Francesco nimmt Beatrice billiger Weise in Anspruch. Sie wird, freilich immer im Hinblick auf das Gemälde des Guido Reni, als ein Ausbund von Schönheit hingestellt, als platonische Geliebte des Mario Guerra, welche bei ihrer Hinrichtung kaum das 16. Jahr überschritten hat. Nach dem von Bertolotti aufgefundenen Taufregister war jedoch Beatrice am 12. Febr. 1577 geboren, hatte also bei ihrem Tode das 22. Lebensjahr völlig erreicht.

Auch das Liebesverhältniß zu Mario Guerra, für welchen sie nach der Erzählung des Guerrazzi sogar den Tod erlitten haben soll — nach diesem ist Guerra als Rächer seiner Braut der Mörder Francescos gewesen —, ist als widerlegt zu betrachten. Es ist dies ein Umstand, welcher nicht zu Ungunsten Beatrices spricht. Aus der Diebstahlsuntersuchung gegen Rocco Cenci geht hervor, daß Guerra ein Freund des Letzteren und deshalb wohl von gleichem Schlage wie dieser gewesen ist. Er stand auch im Verdacht, bei dem Diebstahl mit Rocco gemeinsame Sache gemacht zu haben — ein Verdacht, der durch die den Guerra belastende Aussage der Beatrice fast zur Gewißheit erhoben wird. Wer die Vernehmung der Letzteren liest wird mit Sicherheit annehmen, daß dieselbe von einer Geliebten des Beschuldigten nicht herrührt. Guerra war ein Verwandter der Familie und hat wahrscheinlich um den Mord des Francesco gewußt, auch wohl seine Hand bei der Ermordung des einen Mörders des Francesco im Spiele gehabt; denn auf diese Weise suchte die beschuldigte Familie die Spuren des Verbrechens und seiner Entdeckung zu vertilgen. Guerra wurde in die Untersuchung verwickelt, drei Monate gefangen gehalten und auf die Insel Malta verbannt, von wo er später nach Rom zurückkehrte. Die romantische Geschichtserzählung ließ Guerra, als Kohlenhändler verkleidet, aus Rom nach Frankreich fliehen und dort sterben. In Bezug auf diese Persönlichkeit war bisher Alles erfunden.

Daß Beatrice trotz ihres heirathsfähigen Alters, ihres Adels und Vermögens nicht geheirathet hat, ist auffällig; den Grund hiervon aber in der verbrecherischen Neigung ihres Vaters zu suchen, dafür fehlt jeder Anhalt. Es spricht nichts dafür, als die vage Andeutung in der Vertheidigung des Farinacius vor dem Papst. Wer aber die romanische Art zu vertheidigen aus den Gerichtsverhandlungen des heutigen Frankreichs und Italiens kennt, der wird sich nicht darüber wundern, daß der Vertheidiger einen Entlastungsgrund vorbringt, an den seine Clientin auch nicht im Traume gedacht hat. Es war der letzte und äußerste Versuch, ihr das Leben zu retten. Wäre auch nur eine Spur von Wahrheit in diesem Umstand gewesen, so würde, wenn nicht Beatrice selbst eine Andeutung gemacht hätte, doch wohl der Untersuchungsrichter freiwillig oder auf Befehl des Papstes Ermittelungen angestellt haben. Man hat freilich aus diesem Schweigen Beatricens einen Ruhm ihrer himmlischen Tugend gemacht, aber selbst nicht erwogen, wie sehr ein solches Verhalten der menschlichen, an das Leben sich anklammernden Natur widerspricht. Von jener übertriebenen Scheu kann bei einer 22jährigen adligen Dame, die im Hause ihres Vaters die unsittlichsten Verhältnisse vor Augen hatte, deren Brüder dem Vater nichts nachgaben, die selbst von roher Henkershand gefoltert wurde, füglich nicht die Rede sein, zumal bei einer Anklage auf Leben und Tod. Man hat ferner, um die Unschuld Beatricens zu retten, behauptet, daß sie von ihrem Vater in harter Gefangenschaft im Hause gehalten wurde. Daß auch hier übertrieben wurde beweisen Rechnungen über Gelder, welche an Beatrice zur Bestreitung des Haushaltes gezahlt wurden und woraus sich ergibt, daß sie die Wirthschaft im Hause geführt haben muß. Bertolotti glaubt aber auch aus den von ihm veröffentlichten Testament und Codicill der Beatrice einen Grund dafür, daß sie von ihrem Vater in strenger Abgeschiedenheit gehalten wurde, gefunden zu haben. In dem Testament findet sich nämlich eine überreiche Stiftung zur Verheirathung junger Mädchen und deren Ausstattung, bei deren näherer Bestimmung selbstverständlich der Beichtvater Beatricens eine hervorragende Stelle einnimmt. Es findet sich aber auch ein Legat für eine Frau Katharina de Santis

Digitized by Google

mit der Auflage, „dasselbe nach mündlicher Abrede für den Unterhalt einer bestimmten Person zu verwenden und erst nach dem Tode dieser es selbst zu erheben". In einem bei einem andern Notar mit großer Vorsicht hinterlegten Codicill, das erst 1634 eröffnet wurde, hinterläßt Beatrice der gedachten Frau noch ein zweites Legat mit der Auflage, die Zinsen zum Unterhalt des armen unmündigen Kindlein, wie ihr mündlich aufgetragen, zu verwenden, das Kapital aber demselben nach erreichten 20. Lebensjahr auszuhändigen; daß jene Person und jenes Kindlein identisch sind, wird wohl schwerlich bezweifelt werden; es spricht aber auch eine sehr starke Vermuthung dafür, daß jenes Kind das eigene von Beatrice war. Darauf deutet u. A. jener verschämte und mysteriöse Ausdruck im Testament, die Vorsicht in der Hinterlegung des Codicills bei einem anderen Notar, und der Umstand, daß die Ausführung des Legats einer Frau anvertraut war, offenbar weil diese um den Fehltritt wußte.

Ist diese Vermuthung richtig, dann erklärt sich auch die Strenge Francescos gegen seine Tochter und dann ergibt sich für diese ein Motiv zur That. Wäre dieses Kind einem blutschänderischen Verhältniß entsprossen, dann würde wohl der Vertheidiger Farinacius in demselben den lebendigsten Zeugen für seine Behauptung citirt haben. Allein voraussichtlich war die Existenz desselben über den engsten Familienkreis nicht herausgedrungen und Beatrice hatte keinen Grund, das Geheimniß in ihrer Untersuchung zu enthüllen. Es erklärt sich hieraus aber auch jene Stiftung zur Ausstattung armer Mädchen, die vor ähnlichen Fehltritten bewahrt werden sollten. Man hat endlich in der Confiscation des Vermögens das eigentliche Motiv zu dem Processe Cenci sehen wollen, allein diese war die nothwendige und gesetzlich zu verhängende Folge für das Kapitalverbrechen, und wenn man auch für Beatrice einen Entschuldigungsgrund gefunden zu haben glaubte, so lag doch ein solcher für die übrigen Betheiligten nicht vor.

Uebersieht man das urkundliche Material mit Unbefangenheit, so scheint die Ermordung des Francesco Cenci ein besonderes Interesse namentlich hinsichtlich seiner Tochter Beatrice nicht zu bieten. Ein Vatermord, begangen von einer der vornehmsten und reichsten Familien Roms, mußte selbstverständlich eine große Aufregung hervorrufen, war aber auch in der damals verderbten Zeit keine Seltenheit. Gerade die gleichzeitige Ermordung der Constanze Sta. Croce durch ihren Sohn hatte den Papst Clemens VIII. bestimmt, der Gerechtigkeit gegen die Cenci freien Lauf zu lassen. Die Stellung dieses Hauses, seine Verwandtschaft mit den edelsten römischen Familien und seine Reichthümer haben sicherlich schon von Anfang an das Urtheil der öffentlichen Meinung zu ihren Gunsten umzustimmen gesucht, und bedenkt man, daß Clemens weder unter dem römischen Adel, noch unter den Jesuiten Freunde hatte, so wird man nicht allzufern von der Quelle sein, welcher jene Gerüchte über die Plünderung der Cenci entströmten.

Dem Romanschriftsteller und dem Dichter muß man es gestatten, sich auch Persönlichkeiten der Geschichte nach ihrer Phantasie umzugestalten. Sie müssen dieselben dem menschlichen Herzen näher bringen und dürfen von dem eigentlichen Hergange abweichen. Allein der Romanschriftsteller darf nicht prätendiren, daß seine Erzählung als Geschichtsquelle diene, und er darf auch nicht erfundene Thatsachen tendenziös verwerthen. Das ist bis jetzt mit Beatrice Cenci und ihrer Familie geschehen. Der Nimbus, mit welchem die als Geschichte auftretende Dichtung jene umgab, darf durch die von Bertolotti mit so vielem Fleiß und so großer Sorgfalt gesammelten Documente als erloschen betrachtet werden. Für die Beatrice der Dichtung mag das Interesse der gefühlvollen Leser fortbestehen, auch der Beschauer des Bildes in dem Palazzo Barberini mag für das Opfer väterlichen Verbrechens Rührung empfinden; die wirkliche Beatrice Cenci ist aber nichts anderes als die Mörderin ihres Vaters, die für sich selbst und ihre Mitthäter keinen Anspruch auf unser Mitleiden hat, selbst dann nicht, wenn wir auch in dem Morde ein verdientes Schicksal sehen, das den Ermordeten erreicht hat.

P. K.

Eine geologische Mystification.

Sobald der Alterthumsforscher Zuflucht zu Hypothesen nehmen muß, ist sein Urtheil schon gebrechlich, streng genommen selbst werthlos. Nichts kann hier dem Irrthum freieren Spielraum geben, als solche nur zu oft an den Haaren herbeigezogene Voraussetzungen, wo besonders, wenn sonst keine Erklärung des Gebrauchs eines unbekannten Gegenstandes zu finden ist, gewöhnlich mehr oder weniger fabelhafte Culten Hülfe bringen müssen, deren Ceremonien, alsdann nur in der Einbildung des Hypothesenstellers wuchernd, die nöthige Elasticität für leere Wortschwälle darbieten. Da aber, wo selbst solche Cultenauslegung nicht genügt, hat man ja auch das ebenso bequeme Keltenthum!

Nur auf Inschriften — wenn nicht dabei auch auf praktische Kenntnisse, besonders der zeitigen Werkweisen, der verarbeiteten Materialien und deren Mischungen, sowie der Brenngrade bei keramischen Gegenständen — fußende Analysen schützen am allerwenigsten in der Kunstarchäologie vor groben Mystificationen. Zum Verständniß jeder Antike und deren Nachahmungen ist auch das ausschließliche Studium des nur Klassischen ungenügend. Reine Buchweisheit, wozu namentlich ein großer Theil unserer Zunftästhetik gehört, muß also gewandten Ausbeutern immer ein ergibiges Feld und unsern mehr praktischen Nachbarn jenseit des Rheins nicht selten den Stoff zu Spöttereien über gewisse amtliche Einkäufe solcher theoretischen Phrasenmänner liefern.

Die vorgeschichtlichen Zeiten, wo verloren gegangene Gesittungen schon wieder im Dunkel ferner Jahrhunderte versunken sind, nicht allein, auch und mehr noch das sogenannte mustergültige Alterthum, ja Mittelalter und Renaissance selbst, bieten sehr gefährliche Klippen, sobald die plastischen Nachlässe davon nur vom grünen Tische und aus Büchern beurtheilt werden, wie dies nur zu häufig, besonders in Hörsälen, noch stattfindet. Die Zeit ist aber doch gekommen, wo endlich nicht mehr für Kunst und Kunstgewerbe Studienbücher — rein mit Büchern — angefertigt werden dürfen, weil die mehr Allen zugänglich gewordene Aesthetik aufgehört hat, eine Versteinerung, d. h. ein Zunftprivilegium zu sein.

Die Spuren der sogenannten keltischen Gesittung, die, wie schon oben bemerkt, sehr elastisch, ja man könnte mit Recht behaupten selbst unfindbar geblieben sind, wozu aber dennoch von Vielen, ohne alle Beweise, die aus Pfahlbauten der schriftlosen Steinzeit stammenden und selbst der größte Theil von den im sogenannten Bronzealter, wenn nicht im früheren Eisenalter von den Galliern, Briten, Sachsen, Gothen, Alamanen, Franken, Burgundern und anderen rein germanischen Stämmen angefertigten Gegenstände gezählt werden, haben in neuerer Zeit dem verderblichen Hypothesenwesen wieder Thür und Fenster geöffnet.

Auch die Geologie, und dies hier in dem sonst ebenso skeptischen wie — kritikarmen Frankreich, hat solchen Abirrungen bei reicher Einbildung reichen Stoff liefern müssen. Man findet dies nicht nur im häufigen Auffinden des „versteinerten Antediluvianers", des „fossilen Menschen", welcher wie die Seeschlange periodenweis immer wieder auftaucht, die „keltischen Feuersteinbildnereien aller möglichen Menschen und Thierköpfe" eines Boucher de Perte und seiner Jünger haben die „Wissenschaft der Phantasie" noch viel weiter — bis zur äußersten Grenze des Unsinns — geführt.

Von Winckelmann an, dessen ausschließliche, bei uns sowie in England durch ihn zur Herrschaft gelangte Kunstrichtung für nur „Altklassisches", einer Richtung, der wir, beiläufig bemerkt, in neuerer Zeit mehr als sonstigen Mißständen das Zurückschreiten unserer früher so blühenden Kunstgewerbe schulden, bis zum Abbate Domenech und seinen „Cahiers-monuments d'une langue qui ne fut peut être jamais parlée" (sic)*) hat man sich

*) Schreibehefte eines Schulknaben elsässischer Uebersiedler in Algerien, deutsche Schriftübungen in deutschen Buchstaben, welche von

Digitized by Google

ohne Unterbrechung eine Reihe von Betrügereien entpuppen sehen, die ihren Hebepunkt fast immer auf dem nur theoretischen Wissen und der Affenliebe des „nicht Barbarischen" allein, — des „Mustergültigen", des auf der „Pietät für alles nicht Vaterländische" Gestützten ꝛc. mit großer Leichtigkeit finden konnten.

Wenn solche intelligente Gaunereien vermöge guter Nachahmungen in Stoff, Stil und localer Werkweise gelingen, so bleibt dem hinter's Licht Geführten wenigstens der Trost, durch täuschende, mit Alterthumskunde verbundener Kunst an der Nase herumgeführt worden zu sein; — was aber bleibt zur Entschuldigung z. B. dem Berichterstatter, auf dessen Anrathen die berüchtigten Moabiter Thonpuppen angekauft worden sind? Vielleicht die orthographische Richtigkeit der eingegrabenen hebräischen Inschriften — sicherlich aber weder der caricaturirte Napoleon III. mit seinem langen fränkischen Schnurrbarte, noch die schlecht gebrannte Erde heutiger Töpfermischung!

Ein würdiges Seitenstück zu diesem Conditorgebäck bieten die berühmten Würzburger Versteinerungen des 18. Jahrhunderts, welchem die Ausgabe eines in sauber abgefeiltem Latein geschriebenen Folianten die Krone aufsetzen mußte.

Mehrere Studenten, das leitende Genie davon eines Töpfers Sohn, hatten nämlich, um einige ihrer auch stark in Hypothesen wirthschaftende Lehrer bloszustellen, gebrannte, äußerst niedliche Thonnachahmungen, besser gesagt Erfindungen, unmöglicher Fossilien in der Umgegend Würzburgs vergraben. Es waren dies vegetabilische, thierische, ja selbst „Luftspiegelungversteinerungen", im Ganzen 111 untergeschobene Petrefacten, worunter Pflanzentheile mit darauf bossirten Insekten in allen Lebenshandlungen, wunderliche Muscheln und Schnecken, „Wandelsterne" mit langen, ebenfalls „versteinerten Schweifen", Regenwürmer, die aber nichts Aehnliches mit fossilen Polypenhäuschen, den sogenannten Corneliten (Donnerkeilen) hatten, „Sonnen- und Mondscheiben" mit Menschenfratzen, haspelnde Spinnen, wo auch die Gewebe dieser Tegenairen nicht vergessen sind, honigbereitende Bienen mit ihren Zellen, geschlechtlich vereinte unmögliche Käferarten, phantastisch gestaltete Frösche, Kröten und Krebse mit rechtwinklig in's Gehirn ausgeschnittenen Dreiecken, ja, durch versteinerte Raupenkörper gebildete hebräische Buchstaben, die auf mehreren dieser unglaublichen Machwerke das ganz ausgeschriebene Wort יהוה, יד, (Jehova) und auf andern nicht zu entziffernde Silben zeigten. Fast alle diese untergeschobenen Petrefacten sind noch heute im Museum zu Würzburg vorhanden.

Candidat Hueber, dieser zu den damaligen hervorragenden heilkundigen Gelehrten Würzburgs zählende und durchaus lammfromme ultramontane Hueber seligen Andenkens, wurde von den jungen Leuten zum Finder der Petrefacten auserkoren. Wie durch Zufall an Ort und Stelle geleitet, ließ man ihm die Naturerzeugnisse entdecken! Ueberglücklich und schon im Voraus vom Ruhme berauscht, machte der gelehrte Candidat sich an die Arbeit, um alles kategorisch zu ordnen und gebührend zu beschreiben. Sechs volle Monate sahen die Spaßvögel nächtlich die Lampe ihres Schlachtopfers bis zum Morgengrauen vom Studirzimmer herabflimmern, während sie in Gaudio manche Flasche auf die baldige Beendignng des epochemachenden Werkes leerten, — dann aber war das berühmte Buch fertig, gedruckt, versandt, der Name Huebers für die Nachwelt gesichert, die Facultät, ja die ganze gelehrte Welt in Aufruhr! Alle Fachblätter stießen in die Posaunen und der Neid verursachte manchem Gelehrten schlaflose Nächte, wenn nicht schweres Alpdrücken!

Hueber, welcher unter den Auspicien sowie mit Hülfe seines Amtsbruders, des eben so gelehrten Professor Beringer, diesen Folioband mit 22 großen Kupfertafeln über seine Fundstücke dem Fürstbischof unterthänigst zueignete, hatte wirklich damit alles Mögliche im höheren Blödsinn geleistet. Als aber die Geschichte des „Petrefactenbackens" bekannt geworden war, ließ der Kirchenfürst zu hohen Preisen alle Exemplare des compromittirenden Buches, die man nur habhaft werden konnte, aufkaufen und — wie durch das Index librorum prohibitorum des heiligen Vaters verbotene Ketzerschriften — dem Scheiterhaufen übergeben!

Vor ungefähr zehn Jahren gelang es mir, in Nürnberg ein der Vernichtung entgangenes Exemplar davon nebst zwei der in Thon gebrannten Versteinerungen aus einer dortigen Sammlung zu erwerben.

Das Buch ist beim akademischen Verleger Függert 1726 in Würzburg erschienen.

Statt des ihm für so schön bossirte und erfundene Petrefacten geschuldeten Doctortitels wurde dem jugendlichen Künstler reiner Undank zum Lohn, — sechs Monate Gefängniß bei Wasser und Brod! Geistliche Herren lassen nicht mit sich spaßen!

Der Titel des Buches, wo außer dem Namen seines gelehrten Verfassers:

Georgius Ludovicus Hueber, Herbipolensis,
A. A. L. L. et Philosophiae Baccalaureus
Medicinae Candidatus,

auch noch der des:

D. Joanne Bartholomaeo Adamo Beringer,
Philosophiae et Medicinae Professore Publ. Ordin. Facult. Medicae
H. T. Decano et Senior etc.

prangt, enthält volle vierzig Linien:

Lithographiae
Wirceburgensis
Du centis Lapidum figuratorum, a Potiori,
Insectiformium, prodigiosis imaginibus escornatae etc.
Anno M.D.C.C.XXVI. Mense Majo, Die.
Prostat Wisceburgi apud Philippum Wilhelmum
Fuggart, Bibliopolam Aulico-Academicem
Typis Marci Antoni Engmann, Universitatis Typographi etc.

Wenn man nach dem Lesen dieser Abhandlung noch einmal davon die hochkomischen Abbildungen durchblättert, wo außer den schon angeführten Ungeheuerlichkeiten auch noch kleine versteinerte Schlangen, Ameisen mit ihren Eiern, Entenköpfe, fliegende Fische mit „Nachtigallenköpfen", Blumen und Blätter unbekannter Flora mit darauf nagenden Insekten und zart nippenden Nachtfaltern, auch Muscheln noch mit den famösen hebräischen Schriftzeichen und dem Jehova, ja selbst wie Wickelkindchen eingeschnürte — Kröten und zollgroße — Eisbärchen dargestellt sind, so ist man immer wieder geneigt, hinsichtlich der Erfindung den Krebs obenan zu stellen, da dieser mit seinem ausgeschnittenen Hirnkasten als treffliche Satire auf jedwede nur reine Buchgelehrsamkeit bei Beurtheilung von Natur- und Kunsterzeugnissen gelten kann.

August Demmin.

Die europäische Gradmessung.

„Hätten die Planeten keine tägliche Rotationsbewegung um ihre Axen, so müßten sie wegen der überall gleichen Schwere ihrer Theilchen kugelförmig sein, die Rotationsbewegung bewirkt, daß die Theile, welche sich von der Axe zu entfernen streben, gegen den Aequator ansteigen. Wäre aber die Materie, woraus sie bestehen, flüssig, so würde ihre Erhebung gegen den Aequator den Durchmesser dieses Kreises vergrößern und ihr Sinken an den Polen die Axe verkleinern .... Wäre unsere Erde nicht am Aequator etwas höher als an den Polen, so würden die Meeresspiegel an diesen letzteren sich senken und die äquatorialen Ländermassen überschwemmen!" Mit diesen Worten leitete vor nunmehr fast zweihundert Jahren der unsterbliche Isaac Newton im ersten Abschnitt des dritten Buches seiner berühmten „Mathematischen Principien der Naturlehre" die theoretische Berechnung der Abplattung unserer Erde ein, in Bezug auf welche er weiterhin das Resultat fand, daß der Durchmesser der Erde, welcher

obigem Abbate und „Docteur" auf Kosten Napoleons III. als Anhaltspunkte zum Studium einer „verlorenen Sprache" gedruckt und veröffentlicht worden sind!

Digitized by Google

durch ihre Pole geht, sich zum Durchmesser des Aequators verhalte, wie 229:230, daß also die Abplattung an den Polen $^1/_{230}$ sei.

War nun also die Erde in der That keine volle Kugel mehr, als welche sie der fromme Glaube der Menschheit bis dahin betrachtet hatte, so blieb nichts Anderes übrig, als ihr die zweitvollendetste Gestalt zuzuerkennen, nämlich die einer an den Polen etwas flachgedrückten Kugel oder eines Rotationsellipsoids, d. h. eines Körpers, aus dem man zwar parallel zum Aequator vollkommen kreisrunde Scheiben schneiden kann, bei dem aber jeder Schnitt durch die Pole oder parallel damit ellipsenförmige Flächen bildet. Das achtzehnte Jahrhundert betrachtete es als seine Aufgabe, durch eine Reihe von directen Gradmessungen auf der Erdoberfläche das Rechnungsresultat des großen englichen Gelehrten zu controliren und als Laplace 1799 seine berühmte Mécanique céleste herausgab, konnte er auf Grund von Gradmessungen, die fast in allen Breiten gemacht worden waren, die Abplattung der Erde auf $^1/_{310}$ berechnen. Unser jetziges Jahrhundert schloß sich mit außerordentlichem Eifer der Fortsetzung dieser Arbeiten an, und als Bessel seine epochemachende preußische Gradmessung vollendet hatte, konnte er 1841 unter gleichzeitiger Benutzung der Gradmessungen von Peru, Ostindien, Frankreich, England, Hannover, Dänemark, Rußland und Schweden der Erde eine Abplattung von etwa $^1/_{299}$ zuertheilen, ein Resultat, welches seitdem als das beste gilt und Deutschland, speciell Preußen einen hohen Rang unter den bei Untersuchung dieser Fragen wissenschaftlich betheiligten Nationen erworben hat. Stellen wir uns einmal, um eine Anschauung zu gewinnen, das Bessel'sche Rotationsellipsoid vor und denken uns zu diesem Behufe jede Ausdehnung auf unserer Erde so sehr verkleinert, daß die geographische Meile der Länge eines Millimeters entspricht. Dann erhebt sich unser Planet vor uns genau in der Höhe eines erwachsenen Mannes, aber auch das schärfste Auge würde diesem respectablen Globus nicht anzusehen im Stande sein, daß seine Nord-Süd-Axe um die Dicke eines mäßigen Bleistiftes kürzer ist als der Durchmesser am Aequator; man würde, falls man nicht genaue Messungen anstellt, eben absolut zu der Ansicht kommen, daß der vor uns stehende Körper eine vollkommene Kugel sei. So wenig beträgt also verhältnißmäßig nur die Abplattung unserer Erde. Wir können aber auch, wenn wir auf demselben Modell haarscharf die Gebirge unserer Erde auftrügen, sehen, wie winzig dieselben trotz der Größe der Kugel sich ausmachen würden, denn das höchste Gebirge, also eine einzige Stelle in Asien, würde nur in der Stärke eines Stecknadelknopfes die Oberfläche überragen, unsere Alpen würden nur die Dicke einer Visitenkarte haben; ja, es läßt sich behaupten, daß irgend einer unserer mechanischen Künstler kaum im Stande sein würde, einen ebenso großen Globus herzustellen, der nicht verhältnißmäßig größere Unebenheiten besäße. Und nichts desto weniger ist diese mannshohe, glatte, fast polirte Kugel, in der man sich zu spiegeln versucht wäre, ein getreues Abbild unserer Erde mit allen ihren Ländern und Meeren, den himmelragenden Bergen, den schauerlichen Abgründen, den duftenden Hainen und trostlosen Wüsten. Und denken wir uns dann gleich noch einen Augenblick in das Innere der Erde hinein, und bedenken, daß unsere gemeinsame Ernährerin in einer Tiefe, deren Entfernung von der Oberfläche rund herum nur der Stärke eine Papphülle an unserem Modell entspricht, bereits eine Temperatur vom Schmelzpunkt der meisten Metalle besitzt und werfen wir dann gleichzeitig einen Blick auf unsern silbernen Begleiter oben am Himmelszelt, den von Eruptionen zerrissenen pockennarbigen Gesellen, der sich bereits so gut wie todt gekämpft hat gegen die eisigen Räume des Weltalls, dann kommt uns vielleicht der Gedanke, daß wir verhältnißmäßig doch nur erst in der Jugendzeit unserer Erde als regulärer Planet leben, und daß die Billionen von Jahre, seitdem sie sich als solider flüssiger Rotationskörper etablirt hat, ihr erst einen leisen unmerklichen Hauch von Alter auf's Antlitz gelegt haben, der selbst dem geübtesten Kenner keine Falten zeigt — daß die Runzeln und Flecken dagegen noch recht, recht lange nicht bei ihr kommen werden.

Es war ein Glück, daß unser Landsmann Bessel treue Mitarbeiter und Freunde zur Seite stehen hatte, denn dadurch haben wir die Gewißheit erlangt, daß die Fortsetzung der wissenschaftlichen Forschung nach der Figur und der Gestalt der Erde vielleicht für immer, wenigstens aber bis zur nächsten großen Beantwortung, die in einigen Jahren bevorsteht, unter der speciellen Pionierschaft unseres engeren Vaterlandes Preußen geschehen wird. Vor Allem muß der für diese Fragen seit mehr als vierzig Jahren mit Hochachtung genannte Name des jetzigen Chefs unseres Geodätischen Instituts, Generals v. Baeyer, hier hervorgehoben werden, denn dieser Gelehrte, der die hervorragenden Eigenschaften Bessels in seltener Vollendung erbte, ist nicht nur der eigentliche Begründer und Veranlasser der gegenwärtigen großen, seit 1862 bestehenden europäischen Gradmessung, sondern er steht noch trotz seiner vorgerückten Jahre in voller Frische als Präsident dem mit dem eben genannten Institut verbundenen Centralbureau der europäischen Gradmessung, welches das ausführende Organ der aus Bevollmächtigten aller betheiligten Länder zusammengesetzten permanenten Commission ist, vor. Unserem General Baeyer gebührt das große Verdienst, in seiner überaus wichtigen Schrift „Ueber die Größe und Figur der Erde" im J. 1861 die Regierungen der verschiedenen europäischen Staaten auf die günstige Thatsache aufmerksam gemacht zu haben, daß sich überhaupt auf der ganzen Erde nicht zum zweiten Mal eine so glückliche Gelegenheit wiederfände, durch eine verbindende Gradmessung auf der Linie von Christiania bis Palermo das Netz sämmtlicher Gradmessungen in Europa so mit einem kühnen Griffe zu schließen, daß man dadurch in seinen unzähligen dreieckigen Maschen die Krümmungsverhältnisse der Erdoberfläche auf einem so enorm großen Terrain, wie unser ganzer Erdtheil einnimmt, controliren und berechnen kann. Also Alles, was bis dahin nur Detailversuch einzelner Länder war, aus den winzigen Krümmungsbögen zwischen ihren Grenzen die Gestalt der Erde direct bestimmen zu wollen, ist durch General Baeyers Vorschlag seit 1862 zu einem einzigen großen internationalen Unternehmen geeinigt worden.

Hinüber und herüber über die Landesgrenzen fliegt seitdem der Lichtstrahl der Heliotropensignale, auf allen Bergeshöhen Europas blitzt das Miniaturspiegelbild der Sonne von Gipfel zu Gipfel, wie ein Stern oft viele Meilen weit durch die stille klare Luft direct in das Fernrohr des entfernten Geodäten, mit der Schnelle des Lichts über die ahnungslosen Häupter der Menschheit dahinschießend, während gleichzeitig die astronomischen Zeitvergleichungen zwischen den einzelnen Stationen mit der Rapidität des elektrischen Funkens zu ungeahnter Präcision sich entwickelt haben. Hoch auf der äußersten Klippe des wettertrotzenden Nordcaps wird binnen kurzem der letzte nördlichste Pfeiler errichtet werden, tief unten im Süden hat Italien sein Dreiecknetz über Sicilien fortgesetzt und über die kleinen Inseln Marittimo und Pantellaria eine mehrfache Verbindung mit dem gluthhauchenden Afrika unauflöslich geknüpft, fern im Osten zieht sich die berühmteste aller Gradmessungen auf dem 52. Parallelkreis tief in Rußland hinein bis an die Grenze des fernen Asiens, während unsere westeuropäischen Küstenländer gleichfalls eine äußerste Thätigkeit entwickeln. Noch einen weiteren Anschluß hat Europa an Afrika durch die französische Gradmessung in Algier erhalten, hierdurch ist auch die Höhe der Sahara näher erforscht und durch telegraphische Längenbestimmungen der verschiedenen Punkte in Afrika mit den bedeutendsten Sternwarten in Europa die genaue Zeitdifferenz ermittelt. Alle übrigen europäischen Staaten, Portugal, Spanien, Schweden, Sachsen, Bayern, Oestreich, Württemberg, Belgien, die Niederlande, Schweiz, ja selbst Rumänien betheiligen sich gegenwärtig auf's Lebhafteste an dieser riesenhaften, der Menschheit wahrhaft würdigen Arbeit.

Wenn wir nun noch einmal einen Blick auf unser in Gedanken construirtes mannshohes Modell des Bessel'schen Rotationsellipsoids und die verhältnißmäßig bedeutende Fläche, welche auf demselben durch Europa eingenommen wird, werfen, so wird uns klar, daß die Erde auf solche Weise wissenschaftlich befragt, endlich doch wird Farbe bekennen müssen und uns verrathen, zu welcher

Digitized by Google

Art von gekrümmten Körpern sie eigentlich gehöre. Es ist nämlich durchaus noch nicht bewiesen, daß die Erde in der That ein durch Umdrehung einer Ellipse um ihre kleinere Axe entstandener Körper ist; behauptete doch die Akademie der Wissenschaften zu Paris im vorigen Jahrhundert auf's Entschiedenste, daß die Erde ganz im Gegentheil zu Newtons Abplattung vielmehr eine längere Umdrehungsaxe habe als ihr Aequator-Durchmesser betrage, so daß sie also die Gestalt einer Citrone besitze; suchte doch auch Jacobi im J. 1834 in Poggendorffs Annalen nachzuweisen, daß die Erde sich im Gleichgewichtszustande befinden könne, wenn sie selbst ein dreiaxiges Ellipsoid sei, ein Zustand, der einigermaßen an die neuerdings für unsern Mond beanspruchte birnenförmige Gestalt erinnert. Man hatte auch schon längst bemerkt, daß trotz der mit äußerster Sorgfalt und unter Anwendung der scharfsinnigsten Erfindungen ausgeführten Gradmessungen des vorigen Jahrhunderts für die verschiedenen Länder Resultate von solcher Differenz herauskamen, daß man wohl aus jedem einzelnen eine besondere Figur der Erde hätte construiren können, aber daß eine Vereinigung aller Rechnungsergebnisse niemals durch eine regelmäßige Figur unseres Planeten auszudrücken möglich war. Der Grund dieser sonderbaren Erscheinung lag vorwiegend darin, daß sich die Gradmessungen stets nur über verhältnißmäßig kleine Flächen ausdehnten und daß also dann die etwaigen Unregelmäßigkeiten der Erde an diesen Stellen durch Rechnung späterhin auf alle übrigen Theile der Oberfläche bezogen wurden, was jedenfalls eine falsche Vorstellung von der Gesammtgestalt gab. Es besteht denn auch gegenwärtig der außerordentliche Vortheil der europäischen Gradmessung darin, daß sie über viel zu weit ausgedehnte Flächen gebietet, als daß sich hier auch noch locale Unregelmäßigkeiten besonders unangenehm fühlbar machen sollten.

Bessel war sich deshalb bereits sehr wohl bewußt, als er seine Berechnung anstellte, daß die Erde ein unregelmäßiger Körper sei, und es kam ihm nur darauf an, das wahrscheinlichste Resultat aus allen 10 oben angeführten Gradmessungen anzugeben, welches er mit der Bezeichnung ausdrückte, die Erde sei ein Rotationsellipsoid mit der Abplattung $^1/_{299}$. Er that dies nur in Ermangelung eines Besseren, und indem er sich dahin aussprach, daß die Grundform der Erde ganz regelmäßig zu sein scheine, so daß man sie im Allgemeinen trotz der Unregelmäßigkeiten der Figur erkennen könne, während diese letzteren, die Abweichungen, wahrscheinlich so wenig ausgedehnt sind, daß wenn die wirkliche Krümmung an einem Punkte größer ist, als die der Grundform, sie vielleicht schon in 5 oder 10 Meilen Entfernung wieder kleiner gefunden wird. Wohlbemerkt handelt es sich bei diesen Unregelmäßigkeiten nicht etwa um die Erhebungen unserer Ländermassen oder Gebirge, denn diese haben wir uns für die Zwecke der Bestimmung der Erdfigur vollständig entfernt und statt ihrer die Oberfläche mit dem Meere in seinem jetzigen Niveau zu denken. Wir sind also genöthigt, von jetzt ab den Ausdruck „Rotationsellipsoid" für unsere Erde fallen zu lassen und wollen statt dessen für die in der That unregelmäßige wirkliche Figur den einstweilen in neuerer Zeit vorgeschlagenen Ausdruck „Geoid" wählen, wobei wir die Frage offen lassen, ob sich nach Beendigung der europäischen Gradmessung das Resultat so günstig stellt, daß die wirklichen Erddimensionen gestatten, dafür einen einfachen mathematischen Ausdruck aufzustellen, für den man wieder in Ermangelung eines präciseren die Bezeichnung „Sphäroid" vorgeschlagen hat.

Mit der Gradmessung selbst sind wir freilich in Folge der Unregelmäßigkeit der Erdfigur schlimmer daran, wie früher zu jener guten alten Zeit, wo wir uns die Erde als Inbegriff aller Vollkommenheit auch in Bezug auf ihre Gestalt dachten und sie theoretisch mit einem sehr schönen Netz von Längen- und Breitengraden bedeckten. Bei solcher Voraussetzung hatte man nur nöthig, bei der Untersuchung auf die Bestimmung von Meridian- oder Breitengraden zu fußen, während jetzt einfach Alles problematisch geworden ist, sowohl die Gleichheit der Grade eines und desselben Parallelkreises als auch die der verschiedenen Meridiane unter gleichen Breiten. Aber die Erde mag noch so abnorm gebildet sein, wir dürfen hoffen, daß es uns gelingen wird, mit Hülfe unserer jetzigen Instrumente auch die leisesten Unregelmäßigkeiten ihr von der Stirn zu lesen. Auf das genaue Detail einer Gradmessung selbst, bei welcher zunächst mit Aufwendung des größesten Scharfsinns eine sogenannte Grundlinie auf der Erdoberfläche möglichst genau gemessen wird, alsdann von ihren Endpunkten aus irgend welche näherliegende Punkte visirt und die Winkel, welche diese Luftlinien mit der gemessenen Basis bilden, aufnotirt, darauf trigonometrisch zunächst die Seiten der entstandenen Dreiecke berechnet werden und dann nach derjenigen Richtung hin weiter triangulirt wird, wohin die Gradmessung sich wendet, soll hier an dieser Stelle nicht weiter eingegangen werden; ebenso wenig auch auf die astronomische Ortsbestimmung der einzelnen Stationen.

Die Kühnheit, welche in dem riesenhaften Plan unserer europäischen Gradmessung liegt, hat auch jenseits des Oceans unsere westlichen Nachbarn zur Nachahmung auf ihrem Gebiete veranlaßt und zur Gründung der Coast Survey, die unter dem Präsidenten Carlyle P. Patterson steht, geführt. Die Coast Survey hat die ungeheure Aufgabe, den atlantischen mit dem großen Ocean durch geodätische Netze quer über das Gebiet der Vereinigten Staaten von Nord-Amerika zu verbinden, bereits muthig begonnen. Diese kolossale Arbeit umfaßt eine große Anzahl von Längengraden, überschreitet das Cordillerengebirge und zieht sich, was noch schwieriger ist, durch die weiten Ebenen der Prairien hindurch. In den Cordilleren wird das geodätische Netz aus großen, gut gestalteten Vierecken zusammengesetzt sein und einige der Diagonalen werden eine Länge von mehr als 300 Kilometer haben. Es ist wahrscheinlich, daß einst die Beobachter der Küstenvermessung, welche im Osten beginnen und die Ingenieure, welche von Westen kommend dieses große Werk ausführen, sich unter dem 100 Grad der Länge, mitten im Indianergebiet, die Hand reichen werden. Wenn es aber erst einmal soweit gekommen sein wird, daß diese beiden gigantischen Unternehmungen der höheren Geodäsie auf unserer nördlichen Erdhälfte ihren Abschluß in sich gefunden haben, dann wird sicherlich auch jene Zeit nicht mehr fern sein, wo menschliche Ausdauer und menschlicher Unternehmungsgeist jene große Kette schließen und die neue Welt über die Behringsstraße hinweg mit der alten in Austausch treten wird.

Die Aufgaben der Gradmessung sind indessen bedeutend complicirterer Natur, als bis jetzt hier angedeutet werden konnte und erstrecken sich auf eine Reihe von streng wissenschaftlichen und großentheils höchst interessanten Gebieten. Sollte man es wohl glauben, daß die scheinbar so unendlich leichte Aufgabe, einen Maßstab von einer bestimmten Länge herzustellen und mit ihm irgend eine andere größere Länge auszumessen auf kaum übersteigliche Schwierigkeiten stößt? Ja sogar, daß es fast unmöglich erscheint, eine gegebene Länge überhaupt nur unveränderlich zu conserviren, selbst wenn es in den verborgensten Räumen bei stets gleichbleibender Temperatur geschieht? So sind, um nur ein naheliegendes Beispiel anzuführen, die vier berühmten Bessel'schen Meßstangen in zwanzig Jahren durchschnittlich um $^1/_{250}$ Linie kürzer geworden, ohne daß ein Grund dafür sichtbar ist. Sollte man es ferner für möglich halten, daß das einfache Schwingenlassen eines Secundenpendels so enorme Hindernisse bereiten kann, indem durch die unablässigen Bewegungen die Stative der Apparate, ja sogar die Pfeiler in leise Mitschwingungen gerathen, daß dadurch die Schwingungsdauer des eigentlichen Pendels und in Folge davon auch die Länge desselben sich nicht richtig berechnen läßt? Dieses letzte merkwürdige und überraschende Resultat ist nicht etwa eine alte und längst bekannte Thatsache, sondern es ist erst ganz neuerdings aufgefunden, durch experimentelle Versuche in Genf, Paris, Berlin und Washington bestätigt und beschäftigte noch vor wenigen Monaten die Anfang October 1877 abgehaltenen fünfte allgemeine Conferenz der Bevollmächtigten der europäischen Gradmessung ganz ernstlich.

Was ist Wahrheit? Wie oft muß der Gelehrte bei seinen Untersuchungen sich dieses geflügelte Wort des Pontius Pilatus vorlegen und wie sehr bescheidet er sich nach lebenslänglichem

Digitized by Google

Ringen und Streben mit der Einsicht, daß es immer nur Stufen der Erkenntniß sind, die wir hinaufsteigen, ohne jemals die volle Wahrheit zu schauen. Sehen wir beispielsweise die unbewegte Wasserfläche, den Spiegel des Meeres an! Was kann es Richtigeres und Wahreres geben als die Behauptung, daß derselbe überall vollkommen horizontal oder strenger angenommen die Oberfläche eines regelmäßigen Rotationskörpers ist. Und dennoch machte erst kürzlich der verdiente Abtheilungschef unseres Geodätischen Instituts, Professor M. Sadebeck in seiner vortrefflichen Broschüre über den Entwickelungsgang der Gradmessungsarbeiten darauf aufmerksam, daß in Folge der Anziehungskraft, welche von dem Festlande auf das Meer ausgeübt wird, letzteres an den Küsten höher stehen muß, als im offenen Oceane, „und man will durch Rechnung gefunden haben, daß dieser Unterschied bis auf mehrere hundert Fuß anwachsen kann. Wenn sich dies bestätigen sollte, dann müßten die Küstenstriche isolirter Inseln dem Mittelpunkte der Erde um jenen Betrag näher sein als die der Festländer und daher eine größere Intensität der Schwere bekunden. Auf diese Weise glaubt man das raschere Schwingen des Pendels auf isolirten Inseln erklären zu können". Also Depressionen auf offenem Meere, Herabsinken des Wasserspiegels um bedeutende Höhen, das sind die schönen Eigenschaften, in denen uns unsere liebe Erde, „die vollendetste der Welten", mit abermaligen Unregelmäßigkeiten ihrer Gestalt bekannt wird! Diesmal aber hat das entdeckte Geheimniß unserem Secundenpendel wieder zu erneuter Anerkennung und Verwendung geholfen, denn bekanntlich hat letzteres wegen seiner Eigenschaft, am Aequator täglich 224 Schwingungen weniger zu machen als an den Polen, schon wiederholt zur Bestimmung der Abplattung der Erde geführt, und es wird jetzt von der europäischen Gradmessung auf möglichst vielen Stationen im Lande beobachtet, um späterhin durch Vergleiche Genaueres über die Concavität der Meeresspiegel herbeizuführen.

Aber noch sind wir nicht zu Ende mit den Anklagen, die wir über die Unregelmäßigkeit der Erdgestalt erheben müssen! Wenn die Meeresfluthen auch mitten auf hoher See ihre Einbiegung haben, so hätte man doch denken können, daß wenigstens an den Küsten die mittlere Höhe der Meere überall gleich hoch sein müßte, und es wäre dies auch für die europäische Gradmessung zur Feststellung eines allgemeinen Nullpunktes für die nivellitischen Arbeiten von großer Wichtigkeit gewesen. Allein leider haben die bisherigen Beobachtungen bewiesen, daß die Meere unseres Erdtheiles förmlich stufenweise in der Höhenlage von einander abweichen. Am höchsten liegt die Ostsee, deren Spiegel bei Swinemünde den des atlantischen Oceans um etwa 9 Centimeter überragt, während dieser wieder den des am tiefsten liegenden Mittelmeeres um mehr als einen Meter übertrifft. Ja, noch weiter, wir wissen noch nicht einmal genau, ob die mittleren Wasserstände an verschiedenen Theilen eines und desselben Meeres gleiches Niveau haben, von unserer Ostsee, deren mittlerer Wasserstand bei Swinemünde für das Bessel'sche Erdellipsoid als Normalfläche dient, hat sogar die Untersuchung der Wasserstände aus den letzten 30 Jahren das Resultat ergeben, daß sich in einzelnen Jahren die mittleren Wasserstände auf allen Stationen merklich höher stellten als in anderen, so z. B. 1874 durchschnittlich 6,54 Zoll höher als 1875, ohne daß die herrschenden Winde dies erklären können und man hat schon daran gedacht, als Grund dieser letztern Erscheinung den constanten Gegendruck des viel salzreicheren Nordseewassers heranzuziehen. Was sollte nun gegenüber diesen Zuständen die europäische Gradmessung thun? Sie hat an allen Meeresküsten die Aufstellung selbstregistrirender Pegel oder Mareographen in möglichst großer Zahl empfohlen und im Laufe des vorigen Jahres einen ersten Bericht über die an diesen Apparaten gemachten Erfahrungen und die damit erzielten Resultate eingefordert. Wenn schließlich mit den Mareographen die mittlere Höhe der Meere gefunden sein wird, so erhält man dadurch mit der größten Genauigkeit die Unterschiede der Meereshöhen und wird sich in späterer Zeit jede Hebung oder Senkung der Länder genau ermitteln lassen.

Endlich kommen wir zu dem schlimmsten Vorwurf, den wir der Erde machen müssen, diesmal handelt es sich aber um eine „innere, unterirdische" Unregelmäßigkeit. Bekanntlich hat man bis jetzt auf Treu und Glauben angenommen, daß das Bleiloth wegen der Anziehung der Erde überall senkrecht auf der Erdoberfläche steht. Die Verlängerung dieser Lothlinie nach Oben trifft einen Punkt des Himmelsgewölbes, das Zenith des Beobachters, welches nebst einem zweiten Punkte, dem Himmelspol, die sehr wichtige Bestimmung der geographischen Lage irgend eines Punktes der Erdoberfläche auf astronomischem Wege ermöglicht. Was soll man nun aber dazu sagen, wenn man andererseits auf geodätischem Wege die Lage eines Ortes absolut genau ausrechnet und dann plötzlich zum größten Erstaunen findet, daß die astronomischen Bestimmungen für denselben Ort eine durchaus andere Länge und Breite ergeben? Es kann dies eintreten, wenn das Bleiloth durch irgend welche Ursachen nicht genau senkrecht hängt, sondern seitwärts abgelenkt wird und dadurch seinerseits ein falsches Zenith angibt. Wenn nun der Astronom die Axe seines Meßinstrumentes in der Richtung des abgelenkten Bleilothes und auf das falsche Zenith zeigend aufstellt, so wird er natürlich für den betreffenden Ort eine andere Erhebung des Himmelspols über dem Horizont herausmessen, als wenn Alles richtig steht, und auf diese Weise kommen unrichtige Längen- und Breitenmessungen als Resultate heraus. So haben Baeyer und Sadebeck für den Brocken eine Lothablenkung von 9,18 Secunden nach Süden gefunden, nordwestlich davon, bei Harzburg, wurde sogar eine Ablenkung von 13,5 Secunden constatirt, noch bedeutend größer sind die Ablenkungen jenseits der Alpen, wo sie zwischen Mailand und Parma 20 Secunden, in der Nähe von Turin sogar die enorme Höhe von 48 Secunden erreichen. Auch in Frankreich und England sind bedeutende Ablenkungen beobachtet worden, beim Kaukasus findet nach O. Struve die auffallende Erscheinung statt, daß das Loth auf der Nordseite angezogen, auf der Südseite dagegen scheinbar abgestoßen wird. Man könnte alle diese wunderbaren Phänomene als eine Wirkung der Localattraction der naheliegenden Gebirge betrachten, wenn nicht mitten in der sarmatischen Tiefebene unweit Moskau weit entfernt von allen Bergzügen auf einer kurzen Strecke eine Abweichung in der Polhöhe von 12 Secunden constatirt worden wäre. Man hat sich viel und oft nach der Ursache dieser wunderbaren Erscheinung gefragt und es sind bis jetzt drei Hypothesen aufgestellt worden, deren erste, auf Anziehung der Bergmassen beruhende, mindestens nicht für jeden Fall stimmen kann, wie wir eben gesehen haben. Die zweite Ansicht stellte schon Bessel auf, indem er die Unregelmäßigkeit der Figur der Erde durch unregelmäßige Vertheilung von Massen verschiedenartiger Dichtigkeit oder Schwere im Erdinnern annahm. Man ist diesem Gedanken weiter nachgegangen und hat entweder das Vorhandensein mächtiger Metalllager oder aber das Nichtvorhandensein irgend welcher Materie, d. h. ungeheure Hohlräume angenommen. Die Wahrscheinlichkeit, welche von diesen beiden Erklärungen die richtige ist, liegt so, daß eine große, mit uncomprimirter Luft angefüllte Höhlung in ihrer ganzen Ausdehnung eine so viel geringere Anziehung ausüben würde, als dasselbe Quantum der sie umgebenden Gesteinsmassen positiv anzuziehen im Stande wäre; nehmen wir das specifische Gewicht desselben annähernd etwa auf das Vierfache des Gewichtes des Wassers an, so würde also ein solcher Hohlraum etwa negativ mit der Stärke 4 anziehen. Lagern dagegen Metallmassen an derselben Stelle, so würde, wenn ihr specifisches Gewicht das des umgebenden Materials gleichfalls um 4 überträfe, also etwa 8 wäre, wie beispielsweise massives Kupfer, die Wirkung auf das Loth im positiven Sinn gleich 4 sein. Wir wissen nun aber durchaus nicht, ob eine Ablenkung des Bleilothes, die wir constatiren, positiv oder negativ ist. Man sieht, daß die Annahme von Hohlräumen im günstigsten Falle die Wirkung, welche wir durch die Zahl 4 bezeichnen — und welche nichts weiter ist, als die ungefähre Annahme des specifischen Gewichtes unserer Erdrinde, entsprechend etwa an Dichtigkeit dem Glase —, nicht überschreiten kann, während wir bei Voraussetzung von Metalllagern auf viel

Digitized by Google

höhere Zahlen kommen. So würde Silber etwa die Kraft 6 — wenn man so sagen darf —, Blei 7, Gold 15 und Platin 17 als Ueberschuß gegen die Anziehungskraft der Erdrinde selbst besitzen. Die dritte Erklärung endlich, zu welcher die Lothablenkung bei Moskau geführt hat, ist die, daß man diese Erscheinung dem plötzlichen Abbrechen einer geognostischen Formation zuzuschreiben geneigt ist. — Wir wissen nun aber direct von dem Innern unserer Erde außerordentlich wenig, die weitgehendste Kenntniß, die uns etwa das tiefste Bohrloch, welches jemals von Menschen in die Erdoberfläche gemacht ist, verschaffen könnte, würden wir aus dem 1269 Meter tiefem Bohrloch von Sperenberg schöpfen müssen und wenn wir dieses an unserem mannshohen Modell des Bessel'schen Rotationsellipsoids im Verhältniß seiner ganzen Länge anbringen wollen, so dürfen wir nur einen Sechstel Millimeter, also etwa um die Breite eines Haares in die Oberfläche eindringen.

Nichtsdestoweniger wird uns aber diese Ablenkung des Bleilothes auf der ganzen Erde sicherlich noch zu außerordentlichen Kenntnissen über die Massenvertheilung im Innern der Erde verhelfen. Gleichviel, wie man sich auch den Hergang denken möge, es muß sich herausstellen, ob die Ablenkung eine constante bleibt, ob also jene Massen dauernd an jenen Stellen, vielleicht als Piedestale unserer Gebirge eine Anschwellung der Erdrinde bilden oder ob sie, durch innere Kräfte früher gehoben, sich allmählich wieder in die ihrer Dichtigkeit entsprechende Tiefe des als flüssig angenommenen Innern hinabsenken werden, ob sie als drohende Vorboten künftiger Eruptionen oder nur als friedliche aber feste Axen von Erhebungsgebieten zu betrachten sind, die constant in ihrer Lage verharren, während die schwächere Erdrinde allseitig um sie säculäre Senkungen erleidet? Derartige Fragen gehören der Zukunft unseres Menschengeschlechtes an, und zeigen uns, daß wir noch recht sehr entfernt von unserer eigentlichen Aufgabe sind, uns die Erde und die Natur allseitig dienstbar zu machen. A. Woldt.

Aus der Hauptstadt.

Dramatische Aufführungen.

Shakespeares „Wintermärchen".

Aufgeführt von den Meiningern.

Shakespeares „Wintermärchen" hat den Meiningern die Gelegenheit zur glänzendsten aller ihrer glänzenden Schaustellungen geboten.

Wenn es sich lediglich darum handelte, hier das Werk eines Malers zu besprechen, so würde des Entzückens kein Ende sein. Diese zauberhaften Decorationen, diese interessanten Zimmer, diese in Sonnenschein gebadeten Straßen und Plätze und Landschaften, diese herrlichen Stoffe und Trachten und Requisiten; endlich diese mit Geschmack und feinem Kunstsinn geordneten Gruppirungen — es ist eine Lust und eine Pracht! Und einem Jeden, der für Schönheit und Anmuth einen empfänglichen Sinn besitzt, muß angesichts der „holden Wunder", die hier dem Auge geboten werden, das Herz im Leibe lachen.

Hier haben die Specialitäten dieses interessanten Kunstinstituts weidlich zur Geltung gebracht werden, hier haben sich die Meininger, wie man in Berlin sagt, einmal ordentlich „loslassen können"; und sie haben sich keinen Zwang angethan.

Aber es handelt sich nicht blos um ein malerisches, es handelt sich auch um ein dichterisches Werk; und der Dichter heißt Shakespeare.

Es ist nachgerade etwas langweilig geworden, die „Principien" der Meininger zu discutiren, und ich möchte mich dieser Discussion gern entziehen, möchte gern mit der überschwänglichen Anerkennung all des Schönen, durch das sie uns erfreuen, über das Bedenkliche, das aus diesen Schönheiten herauslugt, hinwegsehen; aber wider Willen wird die Kritik, die es ernsthaft meint, durch das anregende kleine Hoftheater immer wieder und wieder dazu veranlaßt, an einige der erheblichsten Fragen der Schauspielkunst heranzutreten und namentlich die Beziehungen der Schauspielkunst zu den verwandten Künsten immer wieder zu berühren.

Gerade diese prächtige, wundervolle Inscenirung des „Wintermärchens" hat, wie ich ehrlich bekennen muß, manche der Bedenken, die sich mir bei der ersten Bekanntschaft mit den Meiningern aufgedrängt hatten, auf's Neue in mir wachgerufen. Ich finde, daß hier wiederum das Verhältniß der Ausstattung zum Inhalte der Dichtung verschoben, und daß die Meininger über das Ziel hinausgegangen sind.

Als dieses Ziel, als den leitenden Gedanken der Meininger, fasse ich ihr Bestreben auf: die Dichtung in einen ihrer würdigen Rahmen zu stellen, zum Guten den Glanz und den Schimmer zu fügen. Dieses Bestreben hat in mir den eifrigsten Fürsprecher. Aber der Rahmen soll das Bild nicht erdrücken, sonst wird die glänzende und charakteristische Ausstattung ebenso tadelnswerth, wie der gewöhnliche geistlose und unschöne Theaterplunder. Der Kampf, den die Meininger gegen diesen Plunder unternommen haben, ist rühmlich; sie haben in unserm deutschen Theater eine neue und bedeutsame Bewegung hervorgerufen; sie haben das Publicum gelehrt, daß die Ausstattung von Wesentlichkeit ist, einen selbstschöpferischen, selbstdenkenden Kopf verlangt und nicht dem niedern Handwerk und der Gewöhnlichkeit überlassen bleiben darf. Sie haben den gemeinen Theaterprunk, der mit recht viel Gold und Silber und Flitterkram und bengalischem Lichte arbeitet, verschmäht und immer nur eine edle malerische und charakteristische Wirkung angestrebt. Dies ist ihnen bisweilen in ganz hervorragender Weise gelungen. Für mich bleibt immer noch die Ausstattung des „Käthchens von Heilbronn" das Bedeutendste, was in dieser Beziehung geleistet ist. Da schien mir das rechte Maß innegehalten zu sein. Bei manchen andern Vorstellungen, namentlich bei „Fiesko", erschien mir die Meininger Ausstattung zu anspruchsvoll; denn schließlich bleibt Ausstattung doch immer nur Ausstattung, und sie darf auf keinen Fall der wichtigere Bestandtheil des Schauspieles sein;

Nur muß der Knorr den Knubben hübsch vertragen.
Nur muß ein Gipfelchen sich nicht vermessen,
Daß es allein der Erde nicht entschossen.

Wenn die Ausstattung, wie sie die Meininger zuwege gebracht haben, die Dichtung hebt, dann soll sie freudig willkommen geheißen werden; ja, wenn sie selbst nur den Zweck verfolgt, andere Mängel, z. B. ungenügende Darstellung in einigen Hauptrollen, zu verdecken, so wollen wir sie uns als ein Surrogat mitunter gern noch gefallen lassen; wenn aber die Ausstattung vermöge ihrer Ueberhebung Fehler gebiert, die Unterscheidung zwischen dem Wesentlichen und Unwesentlichen aufhebt, die Verhältnisse stört, die Arabeske zum Mittelstück macht, das Glänzende verdunkelt und auf Nebensächliches die klarste Beleuchtung wirft, wenn sie also das Wesen der Dichtung schädigt, dann ist es geboten, ihr schroff entgegenzutreten und sie auf den ihr zukömmlichen Platz zu verweisen.

Bei der Aufführung des „Wintermärchens" wurde der lebhafteste Applaus des ganzen Abends beim Tanze der Schäfer laut, der in der That vortrefflich arrangirt war.

Diese Thatsache schließt eine herbe Kritik in sich. Gibt das nicht zu bedenken? Ist es richtig, daß der geschickte Leiter einiger sinniger Quadrillentouren dem Dichter, daß verständige Statisten dem eifersüchtigen Leontes und der duldenden Hermione den Rang ablaufen?

Das ist nur denkbar, nur erklärlich, wenn sich das Publicum auf der falschen Fährte befindet; und dieser Irreführer ist diesmal die übertriebene Schönheit der Ausstattung, die uns von Anbeginn an dermaßen in Anspruch nimmt, daß das dichterische Werk ihr gegenüber in den Hintergrund tritt, daß man mehr auf die Tischdecken und phantastischen Wandmalereien achtet als auf die Seelenqualen eines unschuldig leidenden Weibes, mehr auf den originellen Schrein, der das Orakel birgt, als auf die Worte des weissagenden Gottes.

Ich weiß sehr wohl, was sich zu Gunsten der Meininger anführen läßt. Die Dürftigkeit, die Unkenntniß und Geschmacklosigkeit, die bisher an den meisten deutschen Bühnen den Rahmen für die Dichtung geschaffen, haben uns verwahrlost, sagt man. Wir haben uns daran gewöhnt, im Theater elenden Kram zu sehen, oder vielmehr: wir haben uns des Sehens ganz entwöhnt. Deshalb frappiren uns jetzt der Reichthum, die Kenntniß und der Geschmack, wie sie aus den Meininger Aufführungen zu uns sprechen, und wir schenken dem Sehenswerthen eine zu große Aufmerksamkeit. Der Fehler liegt also nicht an den Meiningern sondern an uns, nicht an dem Ueberwuchern der schönen Aeußerlichkeiten sondern an unserer ungenügenden Schulung, diese Aeußerlichkeiten schnell zu fassen.

Digitized by Google

Das mag ja sein. Die Kritik eines späteren, in der Aesthetik vorgerückteren und erzogeneren Geschlechtes wird vielleicht ganz anders urtheilen. Sie wird das Gebotene, das uns außergewöhnlich erscheint, vielleicht als selbstverständlich hinnehmen. Ich weiß allerdings nicht, ob den Meiningern damit gedient wäre, wenn solche Zukunftskritiker, die sich um das Gefäß nicht kümmern und nur den Gehalt prüfen würden, über ihre jetzigen Aufführungen berichteten. Aber wie dem auch sei, so wie wir nun einmal sind: linkisch, unerfahren und unbeholfen in dieser plötzlichen Intimität mit dem Ungewohnten, kommen wir über das Aeußerliche mit einem flüchtigen Blicke nicht hinweg. Wir werden verlockt uns dieses schöne Muster und jenen originellen Schnitt mit besonderer Aufmerksamkeit anzusehen; wir freuen uns über die Lichteffecte, über die geschmackvollen Geräthe und werden kaum gewahr, daß inzwischen ein Anschlag auf das Leben eines Freundes vorbereitet, ein schuldloses Weib verstoßen, ein Kind geboren, ein anderes hingerafft wird. Was uns da vorgespielt wird — nun ja, es mag ja recht interessant sein und recht traurig; aber was uns gezeigt wird: die Decorationen und die Costüme — es ist doch zu schön!

Und die Folge?

Die Folge davon ist, daß wir uns in einem einfachen Ausstattungsstücke zu befinden glauben, kaum noch wissen, ob Shakespeare oder Pasqué zu uns spricht, und mit der reizendsten Naivetät beim Schäfertanze unserer harmlosen Freude den lautesten Ausdruck geben.

Aber es ist ja ein Märchen, wendet man ein, und wenn irgendwo, so ist hier die märchenhafte Pracht am Platze!

Ganz einverstanden; aber da fragt sich's doch, ob diese Pracht wirklich märchenhaft ist, und ich möchte das ganz entschieden verneinen. Ich finde, daß die Pracht im „Wintermärchen" bis auf den letzten Act die vollständige Negation des Märchenhaften, daß sie ein wahres Muster von historischer Treue und archäologischer Genauigkeit ist. Was ist denn, wenn ich von der zauberhaften Schlußdecoration absehe, in all diesem Prunk Phantastisches, Uebersinnliches? Wo ist der zauberhafte Duft, das zarte Flimmern, die neckische Freiheit des Märchens? Alles, was wir sehen, diese realistischen Landschaften, diese strengen stolzen Gewänder, alles das ist so solide, so echt menschlich schön, so compact, so glaubhaft, wie nur möglich. Diese Kleider sind nicht von Feenhänden gefertigt, ein tüchtiger Costümier hat sie nach bewährten Mustern gearbeitet; und nicht die Phantasie hat diese Gegenden geschaffen, es sind bedeutende Leistungen eines Coloristen, der gute Studien gemacht und seine Mappen voll guter Skizzen hat.

Die Meininger geben das „Wintermärchen" als reines Renaissancestück, mit einer beinahe pedantischen Innehaltung der angenommenen Zeit. Es entspricht dem Charakter dieser Ausstattung ganz und gar, daß wir im Zimmer der Hermione den katholischen Betstuhl sehen, und daß der Schrein, in dem der Ausspruch des Delphischen Gottes verwahrt wird, eine Kirche darstellt, die mit Heiligenbildern auf Goldgrund verziert ist. Das ist ganz streng im Charakter der Zeit. Ein tüchtiger Costümkundiger wäre sicherlich im Stande, fast das Jahrzehnt, in das die Meininger die Handlung des Stückes verlegen, festzustellen. Gesetzt ein Stocktauber, der das „Wintermärchen" nicht kennen würde, wohnte dieser Aufführung bei, — würde dieser, der vielleicht nicht der Beklagenswertheste im Zuschauerraum wäre, jemals auf den Gedanken verfallen können, daß ihm da ein Märchen vorgespielt wird? Sicherlich nicht. Er würde, glaube ich, den Eindruck gewinnen müssen, daß ein historisches Stück mit bewunderungswürdiger Treue in den Costümen, Decorationen und Requisiten zur Aufführung gelangt.

Nun, das Märchen schlägt gewöhnlich nicht in der Costümkunde von Weiß nach. Es wirft munter mit leichter Hand die Zeiten durcheinander. Und ich begreife weder die Nothwendigkeit noch die Berechtigung, durch die starre Innehaltung einer bestimmten Zeit in den Costümen den Dichter nach dieser einen Richtung hin zu corrigiren, die Correctur am Texte aber nicht vorzunehmen und somit geflissentlich die rührenden und kindlichen Anachronismen der Dichtung zu haarsträubenden in der Ausstattung zu machen.

Durch die Bannung der Dichtung in einen geschlossenen Zeitraum fügen die Meininger den früheren Bearbeitungen ein neue hinzu; und da fragt sich's denn, welche besser ist, — eine Frage, die ich vielleicht später einmal zu beantworten versuchen will.

Shakespearisch ist das Meininger „Wintermärchen" auch nicht. Hier wird eine Art von historischer Treue gewahrt; der Dichter hat aber gar nicht an Historie gedacht und ihr deshalb auch keine Treue gelobt. Um das Stück Shakespearisch darzustellen, hätte man zu der relativen Einfachheit der Shakespearischen Bühne zurückkehren, hätte man alle die verschiedenen Nationalitäten einfach in die Tracht der Lords unter der Herrschaft der jungfräulichen Königin stecken müssen. In unserer Zeit des Experimentirens werden wir vielleicht auch das noch erleben.

Die Regie hat dem „Wintermärchen" gegenüber den weitesten Spielraum; sie kann ungefähr machen, was sie will. Wenn der Dichter uns erzählt, daß ein Fahrzeug an den Küsten Böhmens Schiffbruch erleidet, daß Delphi eine Insel ist und Giulio Romano ein Bildhauer, daß wegen einer russischen Großfürstin das Delphische Orakel befragt wird und zur selben Zeit Balladen gedruckt werden — wenn der Dichter so fröhlich mit allem Positiven umspringt, dann kann auch die Regie sich alle möglichen Freiheiten gestatten. Das Einzige, was wir ihr Namens des Dichters untersagen möchten, ist die Pedanterie. Die gehört entschieden nicht hierher.

Auf Dingelstedts Anregung hat man das „Wintermärchen" in eine phantastisch antike Gewandung gekleidet. Dingelstedt hat die stärksten Anachronismen und Fehler ausgemerzt und den Schauplatz der ersten Hälfte der zweiten Abtheilung anstatt nach Böhmen nach Arkadien verlegt. Das ist eine Auffassung.

Eine andere könnte die sein, dem Charakter der Dichtung dadurch zu entsprechen, daß man ähnlich wie die Werke der bildenden Künstler aus der Zeit auch ein Bühnenbild mit rührenden Anachronismen hergestellt, also meinetwegen die fließende Gewandung der Antike mit der stolzen Pracht der Renaissance willkürlich vermählt hätte.

Oder man hätte endlich das Stück als Märchen mit Phantasiecostümen und Phantasiedecorationen ausstatten können.

Alles das scheint mir mehr Berechtigung zu haben als die von den Meiningern gewählte Innehaltung einer bestimmten Epoche aus der Renaissance. Dadurch wird der Anachronismus, der in der Dichtung nebensächlich ist, ja lieblich und rührend genannt werden kann, aufdringlich selbstbewußt; er sucht sich auf wohlfeile Weise als etwas Originelles hinzustellen. Wenn der Delphische Orakelspruch in einen byzantinischen Schrein gelegt wird — ich habe nichts dagegen; aber dann verbitte ich mir, daß der abgedankte Gott per procurationem Jovis losdonnert; denn dieser Donner ist ein sehr guter Dingelstedt'scher Theatereffect, der in seinen antiken Stücken sachlich berechtigt ist, in einem Renaissancestücke nicht. Shakespeare weiß nichts davon. Und sind denn die slavischen Schnürröcke, welche die Böhmen tragen, Shakespearisch? Für Shakespeare ist das Böhmen im „Wintermärchen" irgend ein ultima Thule, irgend ein phantastisches Land, und er gibt deren Bewohnern dieselben griechischen Namen wie seinen fabelhaften Sicilianern. Wenn ich Leute vor mir sehe, die diese böhmische Nationalität in ihren Gewändern zur Schau tragen, und sich mir gegenüber als richtige Slaven vielleicht aus der Zeit der Jagellonenherrschaft aufspielen, dann blicke ich verwundert auf den Zettel und frage mich, ob diese Leute wirklich Polyxenes, Archidamus, Autolykus heißen, oder ob das verdruckt ist und nicht besser Polyxnszek, Archidamuslaw und Antolykrad gelesen werden müsse. Böhmen am Meere braucht keine Schnürröcke.

Das Renaissancecostüm ist natürlich für das „Wintermärchen" durchaus nicht zu verwerfen; die Maler, die das Stück illustrirt haben, wie der Engländer John Gilbert und die Deutschen Gabriel Max und Klimsch, haben ja auch vorwiegend Renaissancecostüme gewählt. Es will mir sogar scheinen, als ob die Gilbert'schen Bilder für manche Costüme den Meiningern als Vorlage gedient hätten; aber ich meine, es hätte eine viel größere Freiheit obwalten müssen. So wie wir das „Wintermärchen" gesehen haben, halte ich es weder für märchenhaft noch für Shakespearisch; es ist Meiningensch. Damit will ich die Ausführung in keiner Weise herabsetzen, will nur den Versuch gemacht haben, meine von der Ansicht eines großen Theils des Publicums abweichende Meinung zu begründen.

Die Meininger haben die Shakespeare'sche Dichtung im Wesentlichen unverändert beibehalten. Sie haben Einiges von den früheren Bearbeitern Ausgeschiedenes wieder aufgenommen; so die stimmungsvolle Scene, die ich für sehr wesentlich halte, in welcher das Kind ausgesetzt wird. Daß dabei der leibhaftige Bär, der den Antigonus verschlingt, über die Bühne hüpfen muß, erscheint mir überflüssig und nicht geschmackvoll. Das Thier wirkt entschieden komisch, und diese Komik ist in diesem Augenblicke nicht am Platze; denn eine Minute darauf wird ein braver Mann elendiglich zerrissen. Freilich wird die grause Tragik durch die

Digitized by Google

schlechten Witze des Rüpels auch in der Dichtung sofort abgelöst. Aber diese erste Rüpelscene mit ihren ungeschlachten Späßen macht einen überaus verdrießlichen Eindruck, und da die Meininger an dem Original doch manches Wesentliche verändert haben, da sie z. B. die Vermählung der alten einsamen „Turteltaube", der Pauline, mit Camillo am Schlusse beseitigt haben, so hätten sie auch, ohne eine stärkere Pietätlosigkeit zu begehen, die störendsten Anachronismen und Fehler und die verletzenden Witzeleien des Rüpels ausmerzen können. Diese Art des Shakespeare'schen Humors ist durch und durch archaistisch, und um einiger guter Witze willen müssen wir die unerträglichsten Rohheiten mit in den Kauf nehmen.

Als eine sehr glückliche Conservirung möchte ich die Beibehaltung des von der „Zeit" gesprochenen Epilogs zur ersten, oder des Prologs zur zweiten Abtheilung bezeichnen. Die Bühnen, welche andere Bearbeitungen aufführen, werden gut thun, hierin die Meininger sich zum Muster zu nehmen und diese Ansprache, die in ehrlicher Weise die Zweitheilung der Dichtung erkennen läßt und diese beiden Theile gleichzeitig in sinniger Weise vermittelt, wieder einzuführen. Abweichend von der gewöhnlichen symbolischen Darstellung der „Zeit", die uns fast immer als Greis mit weißem Vollbarte, mit dem Stundenglas und der Hippe vorgeführt wird, geben die Meininger der „Zeit" die blühende Gestalt eines jungen Mädchens, das auf einem in phantastischen Wolkengebilden schwebend gedachten Globus thront. Die Verse wurden, beiläufig bemerkt, von Fräulein Grunert recht gut gesprochen.

Von dem Reichthum und der Schönheit aller Aeußerlichkeiten habe ich schon gesprochen. Unter den Decorationen verdient nach meinem Geschmack den Preis des Abends die letzte, in welcher auch das Märchenhafte zum Ausdruck kommt: ein phantastischer, farbenprächtiger Garten in heller Sonnengluth, im üppigsten Rosenschmucke. Die Wirkung ist eine magische. Aber auffallender Weise ging der Hauptvorgang in dieser Scene, die Erweckung der Hermione, der Wirkung ganz verlustig.

Shakespeare hat sich eine bemalte Statue der Hermione gedacht. Die Meininger haben also den Versuch gemacht, der Statue, die von der Schauspielerin, welche die Hermione spielt, selbstverständlich gestellt wird, die natürliche Gesichtsfarbe und ihrer Renaissancekleidung die glänzenden Farben der Stoffe zu lassen. Das sieht sehr hübsch aus; aber auch die gutmüthigste und ergibigste Phantasie wird nicht der Forderung des Dichters, hier an einen Stein zu glauben, gerecht werden können. Um bei dem Zuschauer den Glauben an den Stein einigermaßen zu ermöglichen, muß die Statue in antiker Gewandung und weiß sein. Da hilft alles nichts. Bei den Meiningern sehen wir Frau Bittner schön costümirt, und man wundert sich, weshalb sie so still sitzt. Paulinens Ansprache, die den Stein erweicht, die ersten sanften Bewegungen der Hermione, das sehnsuchtsvolle Verlangen und der Jubel des Leontes, alles das ist bei dieser Darstellung thöricht, unbegreiflich. Und wenn sich die Meininger tausendmal auf die Verse Shakespeares berufen, welche die Färbung rechtfertigen, sie haben doch Unrecht. Ein golddurchwirktes Renaissancekleid wirkt ebenso wenig plastisch und statuenhaft wie ein schwarzer Tuchfrack.

Die Stellungen in den großen Ensemblescenen, wie im Gemache der Hermione, in der Gerichtsscene und schließlich im Garten, waren wiederum sehr geschmackvoll und malerisch geordnet; aber sobald die Leute sich zu bewegen anfangen, machen sich dieselben Uebertreibungen geltend, die schon so oft, natürlich ohne allen Erfolg gerügt worden sind. Die Comparserie spielt die ganze Gerichtsscene zu Tode. Ein verständiger Vorsitzender hätte die Galerien zwanzigmal räumen lassen, und ein König müßte sofort depossedirt werden, der einen so beweglichen Hofstaat — Hofleute, die einen beständigen mimischen Commentar zu jeder seiner Aeußerungen geben — um sich duldet. Hier führt das Bestreben realistisch zu sein, zum vollen Gegentheil. Und da wir gerade von realistischer Wiedergabe sprechen, in welchem Gerichtshofe wird jemals ein Gerichtsschreiber die Anklage mit so thränenreicher Stimme und so wehmüthigem Ausdrucke verlesen, wie wir's hier gehört haben?

Ueber die Einzelleistungen kann ich mich kurz fassen. Was die Meininger können, ist ja bekannt und noch bekannter, was sie nicht können. Es wird zu viel absichtlich hervorgehoben, es werden noch immer zu viel Pausen gemacht. In Herrn Görner, dem Darsteller des Rüpels, lernten wir einen neuen, recht komischen Schauspieler kennen.

Am wenigsten vortheilhaft ist Perdita von der Regie ausstaffirt. Ich zweifle nicht, daß das Costüm ganz echt ist, aber ich mußte bei dieser Perdita immer an jene andre Perdita denken, die vor einem Jahre in der Festvorstellung im Nationaltheater uns Alle durch ihre liebliche Erscheinung und ihr seelenvolles Spiel gleichermaßen bezaubert hat. Sie war sicherlich weniger echt und viel conventioneller gekleidet; sie trug in den goldblonden Locken einen einfachen Strohhut mit frischen Blumen; ein einfaches weißes Kleid, das ebenfalls mit frischen Blumen besäet war, umspannte den zarten Leib. Er war nichts Sonderbares, es war nichts Merkwürdiges, was den Blick besonders fesselte; aber sie war entzückend in ihrer Anmuth, sie schien wirklich, wie Florizel von ihr sagt „dem frühsten Lenz entsprossen", ganz Sonnenschein und Blüthenduft, hold und schön und rein. Und welche unbewußte Poesie lag in jedem Worte, das sie sprach! Der seelenvolle Klang dieser kleinen, zitternden, etwas kranken Stimme gab den lieblichen Versen einen ganz eigenthümlichen wundersamen Zauber. Dem kleinen Mädchen glaubten wir seine Liebesluft und seinen Seelenschmerz, und die Unempfänglichsten unter uns ließen sich rühren und ergreifen. Es war Mathilde Ramm.

Und bei der Erinnerung an die im frühsten Lenz dahingerasste Schauspielerin, die von der Regie zwar weniger schöne Kleider, aber von der Natur das wahre künstlerische Talent empfangen hatte, war es mir gar nicht mehr zweifelhaft, auf was es bei der Schauspielkunst, der edlen Vermittlerin der Dichtung, hauptsächlich und vor Allem ankommt: auf die Echtheit der Empfindung und des Vortrags. Die Echtheit der Costüme kommt später.

Paul Lindau.

Die Ausstellung im Uhrsaale der Kunstakademie.

Diese Ausstellung von Copien italienischer Decorationsmalereien aus der Blüthezeit der Renaissance ist die zweite dieser Art. Die erste ist mir lebhaft in der Erinnerung und fand im Jahre 1876 statt. Damals mit allgemeinem Interesse und großer Anerkennung aufgenommen, ist diese zweite durchaus dazu berechtigt, von gleich glücklichem Erfolg zu werden.

Wie bei der ersten Ausstellung, sind auch bei dieser die ausgestellten Aufnahmen vielfach von so anziehendem, künstlerischem Werth und Interesse, daß das Betrachten derselben als Genuß allein schon befriedigt, ohne daß dabei der Zweck, welcher mit diesen Arbeiten verfolgt wird, besondere Beachtung finden müßte. Doch ist dieser bei der Art der ausgestellten Gegenstände von nicht minder großem Interesse.

Entstanden ist die Idee zu diesen Sammlungen durch Herrn Maler Meurer, Lehrer am deutschen Gewerbemuseum, mit der Absicht, Unterrichtsmaterial zur Heranbildung von Decorationsmalern zu schaffen.

Im Jahre 1875 unternahm Herr Meurer mit den Schülern seiner Klasse und unterstützt von den Ministerien des Handels und des Cultus zu diesem Zwecke die erste Studienreise; die zweite begann im Jahre 1877 und endigte mit der Fertigstellung der Aufnahmen, wie sie uns die heutige Ausstellung zeigt. Auch diese Reise wurde mit Unterstützung der beiden Ministerien ausgeführt.

Die auf diesen Reisen gesammelten Vorbilder sind bis auf wenige als mustergültiges Material für den Unterricht in der Decorationsmalerei von eminenter Bedeutung und glaube ich kaum, daß Frankreich und England auch nur Aehnliches nach dieser Richtung hin aufzuweisen haben. Ich habe weder in der école des beaus arts noch in der école des arts et metiers in Paris Sammlungen dieser Art gesehen. Auch wüßte ich nicht, daß in England solche existirten.

Die meisten der auch diesmal und zwar neu ausgestellten Motive sind nach jeder Richtung hin als Vorbilder schätzenswerth. In der Größe der Originale gefertigt, muß dieser Vorzug besonders betont werden. Die Art der alten Meister zu malen, zu zeichnen, malend zu zeichnen und zu denken, während der Arbeit noch mit Laune zu erfinden, oder das Vorhererfundene und Ueberlegte mit Laune zum Bilde zu gestalten — was Alles dem Eingeweihten bei Besichtigung der Originale wohl erkennbar wird —, ist auf den meisten dieser Copien und da, wo es auf den Originalen vorausgesetzt werden kann, wieder zu finden, ebenso wie die leichte, wirksame Technik, welche zu dieser Sprache und Schreibweise gehört, und durch welche jene künstlerischen Empfindungen und Gedanken zu unserer Anschauung gebracht werden.

Voll glücklicher Originalität besitzen diese Copien zunächst den Vorzug, neue Ideen anzuregen und der Phantasie bei der Concipirung einer

Digitized by Google

neuen Erfindung die nothwendige architektonische Behandlung zu zeigen. Durch die Treue, mit der die Copien wiedergegeben sind, wird die Empfindung, Form und Farbe gebildet und darauf hingeleitet werden, daß Compositionen und Farbe zu einheitlichem Genuß verbunden, an neuen selbstständigen Arbeiten in die Erscheinung treten können.

Der glückliche Gedanke, so gesundes Lehrmaterial zur Heranbildung von Kräften für die Decorationsmalerei herzustellen, und die frische Initiative, welche die Ausführung dieses Gedankens bis zur Stunde begleitet hat, sind nicht genug anzuerkennen und werden von dauerndem Erfolge gekrönt sein.

Darf diesen ernsten Bestrebungen und deren vortrefflicher Ausführung gegenüber ein Bedenken geäußert werden, so ist es dieses, daß unter den Vorbildern dieser Ausstellung eine Anzahl von Copien plastischer Architekturmotive enthalten sind, welche, in Malerei nachgeahmt, von sehr bedingtem künstlerischen Werthe erscheinen. Die Orginale sind getreu wiedergegeben, unter Anderem mit vielen unkünstlerisch erdachten und handwerksmäßig ausgeführten Darstellungen von Kinderfiguren.

Dieselben dürften wohl zu anderen, als zu Lehrzwecken für den Unterricht in der Decorationsmalerei bestimmt sein. Interessant ist an diesen Arbeiten zu sehen, was an derartig architektonischen Marmorarbeiten vergoldet und was blau colorirt werden kann. Sonst bieten sie aber nichts Bemerkenswerthes für Decorationsmaler.

Sollten die beiden Ministerien des Handels und des Cultus die Absicht haben, zur möglichst schnellen Erreichung des gesteckten Zieles diesen Vorbildern eine weitere Verbreitung zu verschaffen, so würde es besonders zweckmäßig erscheinen, jene Copien von denselben Schülern, welche die ersten gemalt haben, wiederholen und zum Gebrauch für den Unterricht in den übrigen kunstgewerblichen Anstalten des Landes dienen zu lassen, welche als Vermittlung derjenigen Zwecke gelten müssen, für welche das deutsche Gewerbemuseum die Wege ebnen soll und die Richtung angeben wird.

Außerdem ist dann noch zu hoffen, daß eine sorgsame Auswahl dieser Copien in handlicher Weise zur Benutzung für Künstler und weitere Kreise durch eine würdige Edition, welche mehr als wie bisher den Anforderungen an solchen Werken entspricht, zugänglich gemacht wird.

A. Heyden.

Notizen.

Der Reichstag ist geschlossen und die Landboten sind in nicht sehr befriedigter Stimmung nach Hause gereist. Das Ausnahmegesetz, angeblich gegen die Socialisten, in seiner unausbleiblichen Wirkung jedoch gegen Verfassung und öffentlichen Rechtszustand gerichtet, wurde von dem verdienten Schicksal ereilt. Die Nationalpartei, voran Herr von Bennigsen, hat sich mannhaft bewährt und ist durch ihre aufrechte Haltung während der letzten Krisis in den Augen des Volkes und aller unabhängigen Geister enorm gewachsen. Als die Abendblätter an dem denkwürdigen Mittwoch, 22. Mai, den einstimmigen Ablehnungsbeschluß der Partei verkündeten, rief die unscheinbare Notiz auf den Lippen von Tausenden von Lesern ein vernehmbares: Bravo! hervor. In der Fraction mögen einige sehr vereinzelte Ja-Nicker einen Augenblick geschwankt und, wie immer, zu einem Compromiß selbst auf dem gefährdeten Boden des Staatsgrundgesetzes bereit gewesen sein. In der liberalen Presse andererseits gab es natürlich ein paar alte Weiber, die über ein bedächtiges Kopfschütteln, angstvolles Abwägen der schrecklichen Folgen eines sogenannten Zwiespaltes mit der Regierung sowie der Auflösung des Reichstages nicht hinausgelangten. Ohne Zweifel hatten diese guten Seelen und sehr unsichern Musikanten auch schon zwei verschiedene Leitartikel, je nach dem Ausfall der telegraphischen Kunde von dem Fractionsbeschluß, wenn nicht in dem Redactionspult, doch in ihrem engen Hirnkasten bereit. Solche Auswüchse politischer Verschwommenheit sind in jedem Gemeinwesen unvermeidlich. Aber in ihrer weitaus überwiegenden Mehrzahl waren Partei und Presse von vornherein fest und sich ihrer Pflicht, welche der Altmeister das Erforderniß des Tages nennt, vollkommen klar bewußt. Hinterher war alle Welt über die Zumuthung erstaunt, welche an das Parlament mit der Polizeinovelle ergangen war. Es war ein Symptom neben vielen anderen, in welch gründlicher Unkenntniß sich die Staatslenker über das befinden, was die Gemüther nicht etwa nur der unteren Volksklassen, sondern der bürgerlichen Schicht, bewegt. Und doch sollen sie, wenn das constitutionelle Regime nicht ein permanenter Carnevalsscherz ist, mit der letzteren, nämlich mit der wohlerzogenen und behäbigen Bourgeoisie, regieren. Jetzt werden sich die Herren vom grünen Tisch wohl überzeugt haben, daß der Abgeordnete ein eigenthümliches Geschöpf ist, das sich Mancherlei gefallen läßt, aber mit einemmale unhandlich wird, wenn es sich um den Beutel der Steuerzahler oder um die Verfassung, sowie die Grundrechte der Nation handelt. In der Vertheidigung des power of the purse und jener anderen mehr idealen Besitzthümer sind die englischen Gemeinen groß geworden und das Ereigniß hat gezeigt, daß ihr leuchtendes Beispiel für unseren jungen deutschen Reichstag nicht verloren ist. Amüsant war dabei, welch ungeheure versteinernde Wirkung man sich von der telegraphisch dem Weltall verkündeten Thatsache versprach, daß das ganze, sage das ganze Gesammtministerium einstimmig das Polizeigesetz beschlossen habe! Die Offenbarung machte aber geringen Eindruck. Auch das während einiger Tage ausgegebene Stichwort der Auflösung erschütterte den Erdkreis nicht mehr als nöthig. Die Chancen des Wahlkampfes im Sommer würden nicht nur von dem Eindruck des Attentats, sondern bekanntermaßen zum guten Theil auch von dem Ausfall der Ernte abhängen. In Frankreich wissen alle erfahrenen Parlementarier, daß, wenn die Wahlen mit der Weinlese zusammentreffen, ein guter Jahrgang weite Landstrecken in eine gehobene Stimmung versetzt und radicale Wahlen fördert, während der Mißwachs des Rebstocks eine mehr conservative Melancholie erzeugt. Bei uns würde eine Neuwahl im Hochsommer von der Kornernte analoge Rückwirkungen, nur in umgekehrter Richtung, empfangen. Es war daher vorher zu sehen, daß die Regierung mit der Auflösung, die ohnehin unter den gegenwärtigen Umständen vor Allem der Fortschrittspartei zu Gute kommen dürfte, noch etwas warten werde. Eine verlorne parlamentarische Schlacht mehr oder weniger konnte auch den Gleichmuth der herrschenden Region nicht trüben. Man stirbt nicht daran; man lebt weiter, wenn auch die Bezeichnung eines „Ministeriums der Niederlagen" mit auf den Weg genommen werden muß. Eine Verschärfung der inneren Krisis angesichts der unsicheren Zustände Europas würde überdies doppelt gewagt sein. Augenblicklich sieht es allerdings nach Frieden aus. Für eine Beleuchtung der Schuwalow'schen Odyssee fehlt heute der Raum. Nur die unseres Wissens von keiner Zeitung mitgetheilte Thatsache sei erwähnt, daß Graf Schuwalow, nachdem er hier Mitte voriger Woche Herrn von Bülow, den Kaiser, Lord Odo Russell gesprochen und nach dem zweiten Frühstück, vor der Abreise nach Friedrichsruhe, noch etwas Zeit hatte, in einem renommirten Berliner Laden Kinderspielzeug kaufte. Ob für fremde Kinder oder eigene, ist nicht zuverlässig festgestellt. Wer aber die friedliche Tragweite eines solchen Ankaufs in einem so hochkritischen Moment nicht begreift, wird dem Anspruch auf politisches Verständniß ein für allemal entsagen müssen.

Bibliographie.

Grübnau, der Lehrbegriff der Kirche aus dem Standpunkte der wissenschaftlichen Naturerkenntniß betrachtet. 8. 398 S. Berlin 1878, Denickes Verlag.

Ant. Günther, Lustspiele. 2. Bd. (Inhalt: Der Herr von Lohengrin. Dramatischer Scherz in 1 Act. — Edle Zeitvertreibe. Schwank in 3 Acten.) 8. 136 S. Oldenburg 1877, F. Schmidt.

Jul. Hammer, Schau um Dich und schau in Dich. Dichtungen. 25. Aufl. gr. 8. XVI u. 175 S. Leipzig 1878, Brockhaus.

Fr. v. Hentl, die Gott- und Weltanschauung deutscher Dichter und Dichterinnen im Spiegel ihrer lyrischen, Lehr- und Spruch-Dichtung, nebst erläuternden Zügen aus ihrem geistigen Leben und Schaffen. 8. XVI u. 480 S. Preßburg u. Leipzig 1878, Heckenast.

P. Heyse, der Jungbrunnen. Märchen eines fahrenden Schülers. 2. neu bearbeitete Aufl. 8. X u. 198 S. Berlin 1878, Paetel.

Hoffmann von Fallersleben, Kinderlieder. 1. vollständige Ausgabe besorgt durch Lionel von Donop. 2. Aufl. 8. VIII u. 310 S. Berlin 1878, Grote.

Digitized by Google

Inserate.

Bücher-Ankauf L. Glogau Sohn. Hamburg, Burstah.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin,
N.W. 32. Louisenstrasse.

Soeben erschien:

Johannistrieb.

Schauspiel in vier Aufzügen
von
Paul Lindau.

9 Bog. 8. eleg. broch. Preis 2 M. 50 ₰.

Von demselben Verfasser erschienen früher in gleicher Ausstattung:

Marion. Schauspiel in 5 Acten. — **In diplomatischer Sendung.** Lustspiel in 1 Act. — **Maria und Magdalena.** Schauspiel in 4 Acten. *Preis zusammen 4 M. 50 ₰.*

Diana. Schauspiel in 5 Acten. — **Ein Erfolg.** Lustspiel in 4 Act. Mit e. Vorrede in Form e. Widmung a. d. k. k. Hofschauspieler *Adolf Sonnenthal* in Wien. *Preis zusammen 4 M. 50 ₰.*

Ferner:
Tante Therese. Schauspiel in 4 Acten. Preis 2 M. 50 ₰.

Zu haben in allen Buchhandlungen.

Friedr. Bruckmann's Verlag in München.

Soeben erschien
in zweiter durchgesehener Auflage

Der Stil

in den technischen u. tektonischen Künsten
oder
Praktische Aesthetik.

Ein Handbuch f. Techniker, Künstler und Kunstfreunde
von
Professor Dr. Gottfried Semper.
Erste Lieferung.

Das Werk umfasst 2 Bände à 6 Lieferungen.

Erster Band: **Die textile Kunst**
für sich betrachtet u. in Beziehung z. Baukunst.
Mit 125 Holzschnitt-Illustrationen und 15 Farbendruck-Tafeln.

Zweiter Band: **Keramik, Tektonik, Stereotomie, Metallotechnik**
für sich betrachtet u. in Beziehung z. Baukunst.
Mit 239 Holzschnitt-Illustrationen und 7 Farbendruck-Tafeln.

Preis der Lieferung 3 M. 35 ₰; jeder Band kostet 20 M.

Zu beziehen durch alle Buch- und Kunsthandlungen.

Soeben sind im Verlage der **Aktiengesellschaft „Bote aus dem Riesengebirge", Hirschberg i. Schl.** erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Nächte.

Neue lyrische Dichtungen
von
Max Kalbeck.

Schon bei seinem ersten öffentlichen Auftreten wurde M. K. als ein vorherragendes dichterisches Talent von der Presse begrüsst, und hat sich binnen kurzer Zeit einen in Deutschland bekannten und geachteten Namen gemacht. Seine „Nächte" enthalten eine Auswahl der reifsten und besten Productionen aus den letzten Jahren und leben in einer eigenthümlichen Weltanschauung, die den Leser unwillkürlich gefangen nimmt.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift.

Herausgeber: **Paul Lindau.** — Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.

Erscheint in monatlichen Heften von 8—10 Bogen Lexikon-8. in eleganter Ausstattung mit Kunstbeilagen in Radirung.

Preis pro Quartal 5 Mark, pro Jahrgang 20 Mark.

Bestellungen nehmen sämmtliche Buchhandlungen und Postanstalten entgegen.

Man kann jeder Zeit in das Abonnement eintreten.

Inhalt des soeben ausgegebenen fünfzehnten Heftes (Juni):

I. Wilhelm Jensen in Freiburg i. Br. Ein Frühlingsnachmittag.
II. Heinr. Laube in Wien. Ed. Devrient.
III. E. du Bois-Reymond in Berlin. Ueber das Nationalgefühl. Rede zur Geburtstagsfeier des Kaisers in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin am 28. März 1878 gehalten.
IV. H. Nissen in Göttingen. Kleopatra.
V. Eduard Osenbrüggen in Zürich. Schweizerische Bergseen.
VI. J. Baron in Berlin. Der Normalarbeitstag.
VII. Carl Thomas in Prag. Die Großmutter. Novelle.

Hierzu das Porträt Heinrich Laube's, gestochen von J. Sonnenleiter in Wien.

Meyers Reisebücher.

*Zur **Weltausstellung** erschien soeben durchaus neu bearbeitet:*

PARIS** mit den Reiserouten dahin und durch **Nordfrankreich,

mit Karten, Plänen, Ansichten reichlichst ausgestattet. Geb. 7½ M.

*Verlag des **Bibliographischen Instituts** in Leipzig.*

Neueste Gymnasial-Humoreske!
Verlag von Richter & Kappler in Stuttgart.

Secundaner
Freud und Leid.

Humoreske aus dem Schülerleben
von
Paul Temcke.
Preis 1 Mark.

Zu beziehen d. jede Buchhandlung, wie direct von der Verlagshandlung.

Nordseebad Helgoland.

Eröffnung der Saison am 1. Juni.
Schluss der Saison am 16. October.

Die mitten im Meere gelegene Insel bietet durch ihre Lage fortwährend bei jedem Wetter, bei jedem Winde die **schönsten Strand-Seebäder**, die **reinste Seeluft.**
Neues prachtvolles Schwimmbassin, verbunden mit **Russischem See-Dampfbad.**

Theater

mit ausgezeichneten Künstlern von Hof- und anderen Bühnen.
Jagd, Fischerei, Segelpartien.
Weltberühmte Felsen-Grotten-Beleuchtungen.
Telegraphische Verbindung mit dem **Festlande.**
Schnellste Dampfschiffverbindung mit den **prachtvoll eingerichteten Schiffen** der Hamb.-Amerik. Packet-Actien-Gesellschaft, sowie mit den Schiffen des Norddeutschen Lloyd von **Bremerhaven.**
NB. Nähere Auskunft ertheilt jeder Zeit die

Königliche Badedirection.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin.

Don Juan d'Austria.

Ein geschichtliches Trauerspiel in 5 Aufzügen
von
Albert Lindner.

Ein Band 8. Eleg. geh. Preis 2 M.

Die 1. Auflage in wenigen Wochen vergriffen.

Nassreddin Chodja.

Ein osman. Eulenspiegel von Murad Efendi. 2. Aufl. In sehr reicher Ausstatt. broch. 2 M., in feinst. höchst originellen Pracht-Einbd. 3 M.

Verlag der **Schulze'schen Hof-Buchhandlung** (C. Berndt & A. Schwartz) in **Oldenburg.**

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4.

Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in Berlin.
Druck von **B. G. Teubner** in Leipzig.

Expedition, Berlin N.W., Luisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 23. Berlin, den 8. Juni 1878. Band XIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 5gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Völkerrechtliche Briefe. Von Bluntschli. — Literatur und Kunst: Eine neue Biographie von D. F. Strauß. Besprochen von S. Hammerschlag. — Unser „Faust" bei den Italienern. Von Woldemar Kaden. (Schluß.) — Die Weltausstellung von 1877. Von Paul d'Abrest. III. — Vom deutschen Theater. Von Joseph Kürschner. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Völkerrechtliche Briefe.*)

Von Bluntschli.

Das Vertragsrecht.

In den letzten Wochen, als es den Anschein hatte, daß der Gegensatz der englischen und der russischen Politik sich in einem Weltkriege entladen werde, wiesen englische Reden und Depeschen mit Nachdruck auf die Verträge hin, die von Rußland bedroht, von England im allgemeinen Interesse Europas und des Völkerrechts vertheidigt werden. War die englische Regierung allein unter den europäischen Mächten zum Kriege wider Rußland entschlossen, so fühlte sie das Bedürfniß, diesen Krieg vor der Welt durch das Völkerrecht zu rechtfertigen.

Obwohl man billig zweifeln mag, ob wirklich die Sorge für die Heiligkeit der Verträge das leitende Motiv für die kriegerische Politik Englands sei, und nicht vielmehr die Rücksicht auf die asiatische Weltherrschaft, die England mit Rußland theilt, so verdient die völkerrechtliche Frage der Vertragstreue doch unbefangen erwogen zu werden.

Die Wissenschaft unterscheidet zwei in der Form und in der Wirkung verschiedene Arten von völkerrechtlichen Verträgen, einmal solche, die zwischen einzelnen Staaten in der Absicht geschlossen werden, unter ihnen bestimmte Rechtsverbindlichkeiten zu erzeugen, conventionelle Rechtsgeschäfte abzuschließen, und zweitens solche, welche von der großen europäischen Staatengenossenschaft, insbesondere den versammelten Großmächten in der Absicht vereinbart und auf den Congressen zu Protokoll genommen werden, eine dauernde Rechtsnorm zu schaffen, dem Wesen nach Gesetzesrecht festzusetzen. Die ersteren Verträge z. B. über Grenzregulirung, Auslieferung von Verbrechern, Eisenbahnen, Zolltarife ꝛc. haben eine gewisse Aehnlichkeit mit den Verträgen der Privaten in Kauf und Verkauf, Miethe, Darlehn ꝛc., obwohl es darunter auch solche gibt, die einen eminent politischen Charakter haben und um deswillen auch nicht nach Analogie von Privatgeschäften beurtheilt werden dürfen, wie insbesondere die Bündnißverträge. Die Verträge der zweiten Art sind offenbar den Gesetzen ähnlich. So lange wir keine Organisation Europas haben, welche einen europäischen Gesetzgebungskörper einrichtet, bleibt uns nur das Surrogat der Congresse offen, welche durch Vereinbarung, d. h. in Vertragsform das thun, was in den einzelnen Staaten der Gesetzgeber einheitlich thut, indem er die Rechtsnormen gesetzlich ausspricht. Solche Verträge sind nach dem Kunstausdruck „instar legis".

Unzweifelhaft sind die Verträge vom Jahre 1856 über die europäische Ordnung der Zustände in Südosteuropa von der letzteren Art. Damals sind die sämmtlichen europäischen Großmächte nach Beendigung des Krimkrieges in Paris zusammengetreten und haben gemeinsam die Verhältnisse der Türkei und der autonomen Donau- und Balkanländer geordnet. Die Absicht war nicht, conventionelle Rechtsgeschäfte einzugehen, sondern sich über eine dauernde Rechtsordnung zu vereinbaren.

Der Pariser Congreß von 1856 hatte daher eine ähnliche rechtliche Bedeutung und eine ähnliche Aufgabe wie früher der Wiener Congreß. Der Pariser Frieden von 1856 setzt das Werk der Wiener Congreßacte von 1815 zeitgemäß fort.

Die Meinung solcher Vertragsfestsetzungen — nennen wir sie, um den Widerspruch zwischen Form und Inhalt und zugleich die sachliche Bedeutung dieser Rechtsanordnungen zu bezeichnen, Vertragsgesetze — ist nicht und kann nicht die sein, eine unabänderliche Ordnung für alle Ewigkeit aufzurichten. Ewige Vertragsgesetze sind gerade so unnatürlich und unmöglich wie ewige Verfassungsgesetze. Die Vorstellung der Unveränderlichkeit ist unvereinbar mit dem Rechtsbegriff, denn das Recht ist für die lebenden Menschen bestimmt und kann daher nicht eine todte, starre Form sein, welche, statt die wohlgeordnete Bedingung des Völkerlebens zu sein, dasselbe fesselte und an jedem Fortschritt verhinderte. Das Recht der Völker ist entwickelungsfähig und bedürftig wie das Leben der Völker, dem es dient.

Das natürliche Recht der Völker zu leben ist daher höher als alle niedergeschriebenen Rechtsgesetze und Verträge. Es macht sich mit Naturkraft geltend, und durchbricht im Nothfall die unnatürlichen oder unhaltbar gewordenen Formulirungen, wenn die Entwickelung des Völkerlebens es gebieterisch verlangt. Weder Juristen noch Regierungen haben die Macht und das Recht, eine solche Umgestaltung der Lebensverhältnisse zu hindern und werden schließlich genöthigt, dieselbe anzuerkennen.

Man betrachte einmal den gegenwärtigen Rechtszustand von Europa und vergleiche denselben mit der Wiener Congreßacte von 1815, die von acht Mächten unterschrieben worden, und man wird sich sofort von der Wahrheit dieses Satzes überzeugen. Es sind ungeheure Umänderungen vollzogen worden, weil die Entwickelung des Völkerlebens dieselben forderte und durchsetzte. Nur in seltenen Fällen, z. B. in der Lostrennung Belgiens von den Niederlanden, hat man es für nöthig erachtet, die Aenderung auf einem neuen Congresse zu prüfen und zu genehmigen. In mehreren Fällen wurde die Umgestaltung durch die Völker vollzogen, welche zunächst für sich eine neue Verfassung verlangten, ohne Congreß. Die Erinnerung an Frankreich, welches die Bourbonen vertrieb, und die im Jahre 1815 geächteten Napoleone neuerdings auf den Thron hob und dann wieder die Republik einführte, an die Schweiz, welche nach 1830 und im Jahre 1848 eine Neuordnung selbstständig einführte,

*) Siehe „Gegenwart", Bd. XIII, Nr. 20, 18. Mai 1878.

Digitized by Google

an die nationale Gestaltung des Königreichs Italien und des deutschen Kaiserreichs und an die Beseitigung vieler Dynastien und mancher Fremdherrschaft, welche von der Wiener Congreßacte garantirt waren.

Wenn solche, zuweilen revolutionäre Aenderungen eintraten, so überlegten sich die Mächte auch regelmäßig, ob sie dieselben anerkennen sollen und wollen oder nicht. Meistens vertrat dann Rußland eher den legitimistischen Standpunkt, aber gestand schließlich, sobald es sich von der Dauerhaftigkeit der Aenderung überzeugte, auch die Gültigkeit der Aenderung zu. England dagegen verwarf durchweg die legitimistische Berufung auf die älteren Verträge und erkannte bereitwillig und frühzeitig die Umgestaltung an.

In der orientalischen Frage scheinen die Rollen der beiden Mächte umgetauscht. Rußland begünstigt und schützt die Befreiung der christlichen Völkerschaften, welche die Türkenherrschaft abwerfen wollen, und England beruft sich auf die Verträge von 1856, welche die Türkenherrschaft garantiren.

Die nothwendige Entwickelung der rumänischen, serbischen, bulgarischen und griechischen Völker im Orient macht eine Fortbildung auch der völkerrechtlichen Ordnung in diesen Ländern unvermeidlich und unerläßlich. Die fortgesetzte Mißwirthschaft der Türken seit 1856 im Widerspruch mit ihrem Versprechen, den Christen gleiches Recht wie den Mohammedanern zu gewähren, die von Zeit zu Zeit wiederholten Aufstände und die blutige Unterdrückung derselben mit ihren Gräueln, der mißlungene Versuch von ganz Europa, auf der Conferenz von Constantinopel die Pforte zu den nöthigen Reformen zu bewegen, der furchtbare Krieg und die Opfer an Blut und Gut, welche Rußland verwendet hat, um endlich die Herrschaft der Osmanen zu brechen, die endliche Unterwerfung der Pforte unter den Willen des Siegers, all das steht einer Zurückführung der Zustände bis zum Jahre 1856 entgegen und macht dieselbe völlig unmöglich und undenkbar.

Deshalb ist nicht anzunehmen, daß irgend ein Minister eines europäischen Staates die unsinnige Meinung vertrete, die Verträge von 1856 haben heute noch dieselbe Geltung wie zur Zeit ihres Abschlusses und die orientalische Völkerwelt lasse sich heute einfach wieder ordnen nach den Vorschriften des Pariser Friedens, der nach einem Kriege abgeschlossen ward, in welchem die von den Westmächten unterstützte Türkei der Sieger und Rußland der Besiegte war.

In der That deutet denn auch Lord Salisbury in seiner Depesche vom 1. April 1878 ausdrücklich an, daß auch nach der Auffassung des englischen Cabinets zweifellos „große Aenderungen" („large changes") in den Verträgen „erforderlich" seien. Damit ist aber anerkannt, daß die Verträge von 1856, so wie sie sind, unausführbar und daher rechtlich unwirksam seien. Die bloße legitimistische Berufung auf den Buchstaben und das formelle Recht jener Verträge ist daher auch nach der englischen Meinung unzulässig. Um so weniger aber scheinen die rhetorischen Betheuerungen passend, England vertheidige das Vertragsrecht. Es wäre Englands unwürdig, statt die Lebensbedingungen der Völker zu achten, nach Art des Juden Shylock „auf seinem Vertragsschein zu bestehen".

Wenn aber die Berufung Englands auf das Recht der Verträge von 1856 und 1871 den Sinn hat, daß Europa berechtigt und veranlaßt sei, zu prüfen, in wiefern die Neugestaltung des Orients in Harmonie zu bringen sei mit den Rechten und Pflichten Europas, wenn die Meinung der englischen Minister die ist, daß diese Neuordnung nicht einseitig von Rußland, auch nicht im Einverständniß mit der besiegten Pforte selber einseitig von Rußland zum Schaden der dauernden europäischen Interessen geordnet werden dürfe, daß vielmehr die vertragsmäßige Ordnung von 1856 der Gegenwart entsprechend wieder vertragsmäßig durch Europa umgeändert werden müsse, dann ist meines Erachtens gegen diese Forderung nichts einzuwenden.

Der Krimkrieg und die Verträge von 1856 und 1871 haben allerdings das Bedürfniß, das Recht und den Willen Europas klar erwiesen, daß nicht eine einzelne Großmacht die orientalische Frage lediglich nach ihrer Willkür und nach ihren Interessen ordne und daß sich nicht in Constantinopel eine neue, Europa bedrohende Universalherrschaft festsetze. Europa hat gute Gründe, darüber zu wachen, daß weder die Türkei ein Vasallenstaat von Rußland, noch daß das mittelländische Meer eine englische See werde.

Die schwierige Lage, in welche Europa durch eigene Schuld gerathen ist, hat ihren Grund darin, daß Europa die Bezwingung der Türkei, welche sich seinen Reformbegehren widersetzte, nicht selber vollzog, sondern ruhig zusah, wie Rußland mit ungeheuren Opfern auf seine Kosten den Krieg durchführte. Diese Thatsachen müssen nunmehr beachtet und bei der endlichen Neuordnung in Rechnung gebracht werden.

So wenig es zulässig ist, daß Rußland die Ordnung des Orients ohne Beachtung der europäischen Verhältnisse blos zur Ausbreitung seiner Macht bestimme, so unbillig wäre es, den Russen zuzumuthen, daß sie alle Früchte ihrer Siege den übrigen Mächten in den Schoß werfen, die nichts gethan haben, um diese Früchte zu gewinnen.

Indessen erkennt Rußland ausdrücklich an, daß Europa berechtigt sei, die Neuordnung des Orients zu prüfen und bei der endlichen Festsetzung der Zustände mitzuwirken. Europa kann daher Rußland beim Worte fassen. Der Congreß hat diese Aufgabe zu lösen. Wenn es endlich gelingen wird, den Congreß zu Stande zu bringen, der allein die Ausgleichung der widerstrebenden Interessen und eine befriedigende Lösung des großen Problems möglich macht, so darf man mit einiger Zuversicht auf ein Gelingen des schweren Werkes rechnen; denn schwerlich kommt der Congreß zu Stande, wenn auch nur Eine Macht einen neuen und größeren Krieg der Verständigung mit den übrigen Mächten vorzieht. Sobald aber die Neigung zum Frieden stärker ist als die Lust am Krieg, so ist eine Vereinbarung möglich und wahrscheinlich.

Die von England in obigem Sinne betonte Vertragstreue wird folglich auch von Rußland nicht bestritten. Darüber ist in der That ein allgemeines europäisches Einverständniß vorhanden.

Der Vertrag von San Stefano wird durch den Congreß, wenn es zum Congresse kommt, ohne Zweifel theils modificirt, theils ergänzt werden. Aber diesem Vertrage jede völkerrechtliche Bedeutung vorerst abzusprechen, wie es manche russenfeindliche Artikel in den Zeitungen thun, indem sie lustig die Fetzen des zerrissenen Vertrags in die Luft werfen, geht schon darum nicht an, weil der Friede zwischen Rußland und der Türkei nur auf diesem Vertrage beruht. Die Türkei ist unzweifelhaft rechtlich an diesen Vertrag so lange gebunden, als nicht auf dem Congresse eine Abänderung seiner Bestimmungen vereinbart wird. Der Vertrag ist zwischen den kriegführenden Mächten, die beide souveräne Staaten sind, abgeschlossen worden. Deshalb gilt er vorerst im Verhältniß der Contrahenten zu Recht.

Aber von Manchen wird das englische Verlangen der Achtung der Verträge in ganz anderem Sinne verstanden und man muß zugeben, daß einzelne Aeußerungen der englischen Minister leicht in anderem Sinne gedeutet werden können. Wenn die Meinung Englands wirklich die sein sollte, daß kein Staat eine vertragsmäßig von Europa festgesetzte Ordnung in irgend einer Bestimmung ändern dürfe ohne vorherige Zustimmung aller anderen Mächte, welche jenen Vertrag unterzeichnet haben, dann widerspricht diese Forderung sowohl der Praxis als der Theorie des europäischen Völkerrechts. Sie widerspricht auf das Entschiedenste auch der englischen Praxis. England hat sich nicht abhalten lassen, die Herstellung des Königreichs Italien 1861 anzuerkennen, obwohl es eine Zeit lang allein unter den europäischen Großmächten die Neugestaltung gut hieß, und noch Jahre lang nachher Oestreich dagegen protestirte, welches doch auch die älteren Verträge zu Gunsten der Spaltung und Zertheilung Italiens unterzeichnet hatte. Ebenso hat England die französische Revolution von 1848 schon zu einer Zeit anerkannt, als die Ostmächte noch zweifelten, ob nicht die Inter-

Digitized by Google

essen der Legitimität eine Wiederherstellung des bourbonischen Königthums verlangen.

Die nothwendige Consequenz dieser absurden Forderung würde dahin führen, daß jede einzelne europäische Großmacht alle übrigen durch ihren Widerspruch verhindern könnte, nothwendige Verbesserungen durchzuführen oder anzuerkennen, wenn dieselben von einem Artikel einer älteren Congreßacte abwichen. Die europäische Staatenordnung würde dann nicht mehr von der geschichtlichen Entwickelung des Völkerlebens, sondern lediglich von der Gnade jeder einzelnen Macht abhängig werden, die bei der früheren Anordnung mitgewirkt hat. Die gesammte Politik würde dann durch legitimistische Schrullen gebunden und wir wären wieder zu der erfolglosen Politik der Congresse von Laibach und Verona zurückgekehrt, welche laut verkündeten, das höchste Gesetz Europas sei die Conservirung des Bestehenden und europäische Rechtsordnung heiße Unveränderlichkeit der legitimen Herrschaft. Es ist unglaublich, daß ein solcher reactionärer, von der Weltgeschichte längst verurtheilter Gedanke von dem freien England heute erneuert und vertheidigt werden sollte.

Unter einer solchen Voraussetzung wäre überhaupt eine endliche Befriedigung des Orients unmöglich. Rumänien könnte nicht ein selbstständiger europäischer Staat werden, wenn auch nur Eine Großmacht sich dagegen erklärte, die Montenegriner dürften nicht an's Meer gelangen, Serbien nicht frei werden, Bulgarien keine Antonomie erwerben, Griechenland nicht erweitert, die Türkenherrschaft nicht beschränkt werden, wenn eine der Signatärmächte von 1856 einen Protest dagegen erhöbe, selbst wenn alle andern Mächte, das ganze übrige Europa die Nothwendigkeit der Aenderung vollständig anerkennen und die Völker selbst, deren Ordnung in Frage ist, die Umgestaltung als eine unerläßliche Bedingung ihrer Wohlfahrt forderten.

Man mag eine solche Formularjurisprudenz in Streitigkeiten von Privaten um eine Geldsumme noch für erträglich halten; daß sie durchaus verwerflich sei, wenn das Völkerleben in Frage ist, betrachte ich als unbestreitbar.

Das Aeußerste, was den besonderen Meinungen und Interessen einzelner Unterzeichner der früheren Vertragsgesetze rechtlich zugestanden werden kann, ist, daß sie nicht gezwungen werden dürfen, eine Abänderung, die ihnen mißfällt, gutzuheißen und eine Neuordnung ebenfalls zu unterzeichnen, welche sie mißbilligen. Nimmermehr aber dürfen sie die Völker, welche der Aenderung bedürfen, verhindern, dieselbe zu vollziehen und nicht die andern Staaten abhalten, die nothwendige Aenderung gutzuheißen.

Es werden sich auf dem Congresse unzweifelhaft verschiedene Meinungen und Begehren geltend machen und man wird Mühe haben, dieselben friedlich auszugleichen. Keine Macht ist an die Abstimmung durch die andern Mächte gebunden und ebensowenig an den Wortlaut früherer Verträge, deren Unhaltbarkeit allseitig anerkannt ist.

Eine formale Lösung des Conflictes ist nicht anders möglich als durch Verständigung; und jede Macht wird die große Verantwortlichkeit erwägen und übernehmen müssen, welche den trifft, der die Verständigung hindert. Diese Verantwortlichkeit und die Gefahren, die aus derselben in Zukunft erwachsen, sind bei weitem stärkere Hebel, welche die Neuordnung des Orients in die Höhe bringen werden, als die formale Berufung auf das Vertragsrecht, das in den wichtigsten Beziehungen nichts entscheidet.

Die neue Vertragsordnung, welche den Orient befriedigt, wird durch die politische Einsicht in die Bedürfnisse der Völker und in das Erreichbare mehr als durch juristische Citation einer unhaltbar gewordenen älteren Vertragsordnung bestimmt werden.

Literatur und Kunst.

Eine neue Biographie von D. F. Strauß.

Der vor kurzem erschienene zweite Theil des Buches von A. Hausrath*) beschäftigt sich mit D. F. Strauß in der zweiten, ungleich längeren, mehr als ein Menschenalter umfassenden Epoche seines Lebens und Wirkens. Ihre Signatur ist der nie verwundene Schmerz darüber, daß sein erstes Buch ihn aus natürlichen Verhältnissen gerissen, in unnatürliche getrieben und seinen Lebensgang einsam gemacht hat, vor Allem aber die immer zunehmende Verbitterung gegen die Theologie, die ihren trübenden Reflex zuletzt weit über das Gebiet der letzteren hinauswirft. Wir haben gesehen, wie der Verlauf der Züricher Angelegenheit Strauß jede Hoffnung auf eine akademische Thätigkeit, zu welcher ihn Neigung und Befähigung gleich mächtig hinzogen, für immer abgeschnitten, der aus dem Innersten seines Wesens entsprungenen Sehnsucht nach einem bestimmten Wirkungskreise, nach einer fest umgrenzten Berufsstellung für immer den Boden entzogen hatte. Aber auch der unglückliche Ausgang seiner Ehe, welcher die andere Basis einer seinen Wünschen entsprechenden Lebensweise, die Seßhaftigkeit, vernichtete und ihn zu stetem Wanderleben verurtheilte, ist nicht zum kleinsten Theile auf diesen Grund zurückzuführen. Wie groß auch der Zwiespalt der Lebensgewohnheiten und Anschauungen zwischen den beiden Gatten gewesen sein mag, er hätte sich vielleicht nie bis zum Bruche erweitert, wenn eine seine Kraft und Aufmerksamkeit erschöpfende Berufsthätigkeit und der daraus entspringende lebhafte Verkehr Strauß über jene Zeit hinweggeholfen hätten, deren Menschen von eigenartigem, selbstständigem Charakter immer bedürfen, um sich in einander einzuleben. Aber wie die Verhältnisse lagen, war der Keim der Conflicte im vorhinein gegeben. Man denke sich einen Mann von kleinbürgerlichen Gewohnheiten, in Dingen des täglichen Lebens voll Eigenheiten wie die meisten Gelehrten und zugleich durch große Empfindlichkeit und Feinfühligkeit auf Schonung derselben angewiesen, einen Mann, den die Einsamkeit der Studierstube an Stille gewöhnt hatte, der gemüthlichem Verkehre im engsten Kreise eben so zugethan war als er den lauten und geräuschvollen haßte, der die Einfachheit über Alles liebte und von falschem Scheine geradezu empfindlich afficirt wurde — und neben ihm eine Frau, die schon in ihrem 15. Lebensjahre auf eigenen Füßen stand und von da ab unausgesetzt ein Wanderleben geführt hatte, deren Erregtheit und Leidenschaftlichkeit als Tugenden des Berufes galten, eine Frau, die als gefeierte Sängerin und Darstellerin von allen Seiten verhätschelt und gewöhnt worden war, überall, wo die Welt des Scheines — auch außerhalb der Bretter — etwas bedeutet, ihrem Willen, ihren Launen Alles sich fügen zu sehen, — und man wird begreifen, daß die Freunde mit besorgtem Kopfschütteln das Eingehen dieser Ehe begleiteten. Nur mächtige, nach Außen abziehende Interessen hätten die Beiden davon abhalten können, sich mit der eigenen Persönlichkeit zu beschäftigen, den Gegensatz der Individualität bis zu den kleinsten Nuancen durchzuempfinden und die widerstreitenden Lebensgewohnheiten immer wieder im Einzelnen geltend zu machen. Statt dessen höre man aus den brieflichen Schilderungen eines Freundes, wie Strauß lebte: „Die Veränderung, die mit ihm vorgegangen ist, wird Dir vielleicht am ehesten klar, wenn Du erfährst, daß er tagelang müßig gehen, stundenlang sein Kind umhertragen, ein Wägelchen führen und mit all' den kleinen Diensten bedienen kann, die sonst Sache der Kinderwärterinnen sind. Stelle Dir einen Hauspapa vor, der seinen vollen Schlaf bis wenige Minuten vor dem Frühstück um 7 Uhr genießt, dann mit der Frau das Mittagsessen bespricht, dann das Kind mit besorgt, am Mittagsessen mit wählerischer Zunge die Speisen mustert, seine volle

*) D. F. Strauß und die Theologie seiner Zeit von Dr. A. Hausrath. II. Th. Heidelberg 1878, Bassermann. — Vgl. „Gegenwart", Bd. X, Nr. 42.

Digitized by Google

Bouteille seinen Wein trinkt, ein Stündchen tuschelt, dann vielleicht etwas liest, dann wieder mit der Frau häusliche Geschäfte bespricht und mit dem Kinde spielt, endlich mit dem Bewußtsein, den verlebten Tag verdient zu haben, das Nachtessen einnimmt, stelle Dir einen solchen Hausvater vor, so hast Du den Dr. Strauß, wie er zur Zeit seine Ehestandstage in Sontheim verlebt und nun eben dadurch nicht verfehlen kann, seiner Frau durch grillenfängerische Laune manchmal beschwerlich zu werden." — Ihrerseits setzte die Frau wiederum ihren Ruhm darein, aus eigener Initiative den vollen Begriff einer schwäbischen Hausfrau nach allen seinen Merkmalen zu verwirklichen, wenn das auch, ihrem Naturell gemäß, etwas laut und nicht ohne „scharfes Hacken", wie es Strauß nennt, geschah; auf ihrem Nähtische fand der besuchende Freund neben dem Psalter diverse Kochbücher liegen, die sie nach dem Zeugnisse desselben auch trefflich zu benutzen verstand. — Unter solchen Umständen konnten freilich die Conflicte nicht ausbleiben!

Zum ersten Male wird hier durch authentische briefliche Mittheilungen, die theils von Strauß selbst, theils von Freunden desselben herrühren, der Schleier etwas gelüftet von einem Verhältnisse, über welches bei Lebzeiten der beiden Betheiligten diese selbst so wie die in die Details eingeweihten Freunde kein Wort in die Oeffentlichkeit dringen ließen, wie sehr auch die böswillige Verleumdung der Frommen im Lande, deren Ueberzeugung von der Schwäche ihrer sachlichen Argumente sie immer nach persönlichen lüstern macht, mitunter die Versuchung nahegelegt haben mag, das strenge Schweigen zu brechen. Strauß litt unsäglich darunter, daß er seine intimsten Verhältnisse so wehrlos vor die Oeffentlichkeit zerren lassen mußte; um so dringender fühlte er das Bedürfniß, seinen Freunden die Sache klar zu legen. „Bereits," schreibt er an Hitzig, „steht ja in den Zeitungen zu lesen, daß ich mich von meiner Frau oder diese von mir sich getrennt habe, und daß die Stimme des Publicums für die Frau sei. Der Fall ist freilich für dessen Fassungskraft zu fein. Die Frau hat nicht die Ehe gebrochen, sie konnte selbst für eine gute Hausfrau gelten, wenigstens im Vergleiche zu dem, was nach ihrer früheren Laufbahn von ihr zu erwarten war, aber sie hat mich, ich sage mich, durch Eifersucht, die mir am Ende jeden geselligen Verkehr unmöglich machte, durch Mißtrauen, das zu jedem Ausgange von mir scheel sah, in jedem Briefe, den ich bekam, verdächtige Geheimnisse witterte, so gequält, daß ich, um nicht vollends ganz geistig zu verkommen, mir am Ende nicht anders zu helfen wußte, als dadurch, daß ich sie nach einer Reise, die sie zu ihrer Schwester gemacht hatte, nicht mehr bei mir aufnahm. Nun hat sie geklagt und ich verliere vorerst die beiden Kinder, bis sie ein reiferes Alter erreicht haben. Dem lieben Publicum sind nun natürlich meine Anschuldigungen gegen die Frau zu fein, sie bleiben ihm nicht in der Hand, und darum ist es für die Frau, mit Ausnahme derer, die von jeher mir und meinen häuslichen Verhältnissen nahe standen. Auch hätten sich die Herren aus dem Publicum aus den Grillen einer solchen Frau theils nichts gemacht, theils sie ihr mit Gewalt ausgetrieben, und ich wollte, ich wäre hiezu auch fähig gewesen." Und in einem Briefe an einen anderen Freund heißt es: „Von meinem häuslichen Ungemach werden Sie wohl schon gehört haben. Ich habe mich genöthigt gesehen, meine Frau von mir zu entfernen, wenn ich nicht geistig und am Ende auch physisch verkommen wollte. Sie hat mich ohnehin einsiedlerischen Menschen durch wahnsinnige und unheilbare Eifersucht, Argwohn jeder Art, Scheelsehen zu jedem Ausgang, jedem Brief, den ich schrieb oder empfing, und ähnliche fortgesetzte Quälereien so isolirt, von Freunden, am Ende selbst von Verwandten so abzuschneiden gesucht, daß ich moralisch genöthigt war, dieses Netz zu zerreißen und mich aus der dumpfen Luft meines zum Kerker gewordenen Hauswesens wieder in's Freie zu versetzen."

Die Anklagen von der entgegengesetzten Seite concentriren sich ausschließlich in dem Vorwurfe des Geizes. Man wird die Stichhaltigkeit desselben wohl mit Recht anzweifeln dürfen, wenn man andere Züge aus dem Leben Strauß' dagegen hält, beispielsweise das Verzichten auf seine Landtagsdiäten, auf das Honorar für die Briefe an Renan zu Gunsten der deutschen Invalidenstiftung ꝛc. Auch Hausrath, dem, wie es scheint, die Strauß'schen Briefe vorgelegen haben, äußert sich in ähnlicher Weise. „Man wird," sagt er „in seiner Correspondenz keinem illoyalen Vorschlag begegnen, keiner Absicht, deren er sich zu schämen hätte. Selbst der Ton seiner Briefe ist von einer wohlthuenden Humanität, was in einem so angefochtenen Leben viel heißen will. Dabei war er ein warmer Freund, der gern alle angeknüpften Fäden weiter spann, voll Pietät gegen gemeinsame Jugenderinnerungen. Bei kleinbürgerlichen Gewohnheiten war er großmüthiger als es die Welt wußte ꝛc." Aber daß ein Mann, der ohne Amt und ohne jede Aussicht auf ein solches dastand, der nie zur Feder greifen konnte, wenn der Drang zum Schreiben nicht von Innen kam, und der deshalb für das, was ihm unentbehrliche Lebensbedingung war, für die äußere Unabhängigkeit, keine andere Gewähr hatte, als sein mäßiges Vermögen, mit diesem sorgfältig zu Rathe ging, und seine Lebensweise demselben genau angepaßt wissen wollte, wird man gewiß berechtigt finden. Strauß hat eben auch hier wieder, wie wir das schon in der ersten Lebensperiode gesehen haben, durch die Doppelseitigkeit seines Naturells, durch das Zusammentreffen einander widerstreitender Anlagen schwer zu leiden gehabt. Aesthetisch künstlerisches Entzücken hatte ihn mächtig fortgerissen, bei der Wahl einer Gattin ausschließlich beeinflußt und gegen das Bedenkliche derselben blind gemacht; im täglichen Leben hingegen trat die scharf ausgeprägte Eigenart seines Wesens, sein einfacher, schlichtbürgerlicher Sinn, seine Empfindlichkeit und sein Schonungsbedürfniß wieder in ihr Recht, und je mächtiger jene ersten Regungen in seinem Herzen noch fortlebten — sowohl das poetische Gedenkbuch als auch briefliche Aeußerungen, die Hausrath mittheilt, beweisen das zur Genüge —, um so anerkennenswerther ist es, daß er die Kraft hatte sich loszureißen und ein Verhältniß zu lösen, das sich den Forderungen seiner Individualität nicht anpassen wollte.

Wenn man den Irrthum in solchen Dingen als Schuld ansehen will, so hat ihn Strauß über alles Verhältniß hinaus gebüßt. Nicht allein dadurch, daß er fortan, durch allerlei Rücksichten in der Wahl seines Aufenthaltes beschränkt, zu nomadisiren gezwungen war, deshalb die Kinder, die er so zärtlich liebte, zunächst der Mutter überlassen und auch später nach kurzem Zusammensein immer wieder fremder Obhut anvertrauen mußte, nein, noch weit mehr durch den trüben, schweren Schatten, den dieses Ereigniß auf sein ganzes späteres Leben geworfen hat. Von Hause aus fehlten ihm, wie er selbst sagt, immer die rechten Organe, sich der Freuden des Lebens zu bemächtigen, fehlten ihm Lebenslust und Lebensgefühl; nun kam zu den Kämpfen nach Außen auch noch das Scheitern der letzten Hoffnung auf persönliches Glück und auf ein ruhiges, gleichmäßiges Leben. Kein Wunder, daß nur trübe Klänge hörbar wurden, so oft er in Lied und Prosa auf sich und sein Geschick zu sprechen kommt; kein Wunder, daß die Verbitterung auch theilweise in seiner schriftstellerischen Wirksamkeit sich geltend macht und der Ausdruck schroffer, der Ton schärfer wird, sowie er das Gebiet der Theologie berührt.

Einen Augenblick hatte es freilich den Anschein, als sollte es besser werden, und das Jahr 1848, das so viele rasche Blüthen trieb, erweckte auch in Strauß wieder die Hoffnung auf eine öffentliche Wirksamkeit, wenn auch freilich nicht auf dem Gebiete, wo er sie früher ersehnt hatte. Seine Ludwigsburger Landsleute nämlich wählten ihn, nachdem der Versuch, ihn in's Frankfurter Parlament zu entsenden, durch die heftige Agitation in den ländlichen Bezirken mißglückt war, in die Württemberg'sche Kammer, für die sie einen selbstständigen Wahlkreis bildeten. Strauß hat in seinen „Literarischen Denkwürdigkeiten" bei Besprechung dieser Lebensepisode über seine damalige politische Thätigkeit sowie überhaupt über seinen Beruf zu einer solchen ziemlich abfällig sich geäußert. Aber wir haben an Goethes Dichtung und Wahrheit und der Vergleichung mancher Einzelheiten derselben mit später veröffentlichten, direct aus seiner Jugendzeit herrührenden Berichten gelernt, daß Autobiographien

Digitized by Google

nicht immer unbedingt und allseitig verläßlich sind, und so ergibt sich auch für die erwähnten, aus den letzten Lebensjahren stammenden Aufzeichnungen Strauß', die vielfach die Spuren einer melancholischen, selbstquälerischen Stimmung zeigen, oft die Nothwendigkeit, in anderen Berichten eine Correctur oder Ergänzung zu suchen. In der That zeigen die Mittheilungen Hausraths, daß Strauß auch auf dem Gebiete politischer Thätigkeit seinen Mann gestellt und nicht blos durch die Klarheit und Schärfe seiner Auffassung, sondern noch mehr durch den Muth, mit dem er der allmächtigen Tagesströmung gegenüber seine abweichende Meinung zum Ausdrucke brachte, sich derart hervorgethan hat, daß er in ruhigeren Zeiten gewiß als eine Zierde des Parlamentes angesehen worden wäre. Er hat eben auch hier wieder das Martyrium des kritischen Mißtrauens zu erdulden gehabt, welches die Selbstzufriedenheit einer herrschenden Stimmung immer bei ihm hervorrief, des Widerwillens gegen jeglichen Dogmatismus, der ja in dem Liberalismus des Jahres 1848 mit seinen Schlagworten in eben so intoleranter Weise sich geltend machte, wie nur je auf confessionellem Gebiete. „Ich bin nie", sagte er von sich, „ein Jaherr der Tagesmeinung gewesen", und sein politisches Glaubensbekenntniß faßte er in den Worten an einen Freund zusammen: „Ich war aufrichtig für die Durchführung eines wahren Constitutionalismus und einer festen Einheit mit möglichster Schonung des Bestehenden; geht es aber nicht, und habe ich nur zwischen fürstlichem und Massendespotismus zu wählen, so bin ich unbedenklich für den ersteren .... Du magst mich verketzern, aber ich kann nicht anders, der letzte Blutstropfen in mir verabscheut noch Massen- und Demagogenherrschaft als das äußerste aller Uebel." — Man kann nun allerdings solchen Aeußerungen gegenüber die geschichtliche Nothwendigkeit eines treibenden und bewegenden Elementes geltend machen, dessen Aufgabe es sei, dem Beharrungstriebe der jeweiligen Machtbesitzer entgegenzuarbeiten, ihrem Bestreben, jede Verschiebung des status quo hintanzuhalten, Widerstand zu leisten; aber ein Vorwurf, den man darauf hin gegen Strauß erheben wollte, wäre um nichts gerechter, als die Anklage auf mangelnden Patriotismus, welche seiner Zeit gegen Goethe wegen der kühlen, ablehnenden Stellung, die er zu den politischen Tagesfragen einnahm, erhoben worden ist. Den Interessen des Rechtes und der Humanität, um die es sich bei allen diesen Angelegenheiten in letzter Linie handelt, brachte Strauß gewiß eine eben so warme und intensive Theilnahme entgegen, als die lauten und lärmenden Vertheidiger derselben; aber seine ideale, zartfühlende, in der besten Bedeutung des Wortes vornehme Natur, sein leicht verletzbarer aesthetischer Sinn flößten ihm einen unüberwindlichen Abscheu ein gegen den Lärm und die Rohheiten des Marktes, gegen die Herrschaft der Phrase, gegen die unklaren Instincte und unverständigen Leidenschaften der Masse.

So sah sich denn Strauß auch nach kurzer Wirksamkeit in der Kammer veranlaßt, sein Mandat niederzulegen und sich wiederum aus dem öffentlichen Leben in die Stille der Studierstube zurückzuziehen, um fortan auf keine andere Weise, als durch die Geistesproducte, die da entstanden, mit der Welt in Verbindung zu bleiben. Diese selbst waren zunächst literarhistorischer und biographischer Natur. Strauß hat, wie bekannt, in der trüben Stimmung seiner letzten Jahre auch diese seine Thätigkeit unterschätzt, die Schriften, die aus dieser Epoche stammen, gewissermaßen als Allotria behandelt, in Betreff deren er „immer den Merk in sich getragen habe, der ihm immer zurief: Solchen Quark mußt Du nicht mehr machen, das können die Anderen auch", und in der Wiederaufnahme theologischer Arbeiten in den späteren Jahren die Rückkehr zu seinem eigentlichen Berufe erblickt. In ersterer Beziehung hat das einhellige Urtheil des deutschen Publicums Strauß mit solcher Entschiedenheit gegen sich selbst vertheidigt, daß kein Wort mehr darüber zu sagen ist; nicht so unbedingt war die Zustimmung in Bezug auf den letzterwähnten Punkt.

Es folgt aus der ganzen Anlage des Hausrath'schen Buches, welches ja die Wirksamkeit von Strauß im Zusammenhange mit der „Theologie seiner Zeit" zu schildern unternommen hat, daß gerade hier dessen Darstellung besonders ausführlich und eingehend wird. Daß sie aber in diesem letzten Theile nicht mehr so ganz vollständig die Unbefangenheit und Unparteilichkeit bewahrt, welche die früheren Abschnitte auszeichnet, wird man billiger Weise nicht zu hoch anschlagen dürfen; kühle Parteilosigkeit bei Erörterung von Fragen, denen — wie das hier von Hausrath gilt — ein Mann seine ganze Lebensthätigkeit gewidmet hat, wäre eine etwas bedenkliche Tugend. Alles, was man in solchen Fällen verlangen kann, ist eine rein sachliche Behandlung des Gegenstandes, ein gerechtes, unbefangenes Eingehen auf die gegnerische Anschauung, und bis auf einige Punkte und eine oder die andere spitze Wendung, die Hausrath fast unwillkürlich entschlüpft und die im Interesse des einheitlichen Charakters des trefflichen Buches besser fortgeblieben wäre, entspricht seine Darstellung auch im letzten Theile diesen Ansprüchen.

Zwei Punkte sind es, in denen sich die wesentlichsten Vorwürfe Hausraths gegen Strauß concentriren: die ablehnende Haltung gegen die liberalen Theologen, die Strauß viel schroffer behandelt als ihre reactionären Collegen, und die Wandlung, die sich in seinen Ansichten vollzogen haben soll.

Es soll hier nicht weiter erörtert werden, ob und inwieweit es überhaupt berechtigt sei, späteren Aeußerungen eines rastlos strebenden Mannes wie Strauß, bei dem überdies jede Voraussetzung unlauterer Motive so unbedingt auszuschließen ist, frühere Aussprüche entgegenzuhalten und auf Inconsequenz zu erkennen; im vorliegenden Falle fehlt jedes Substrat für einen solchen Vorwurf. Hausrath selbst faßt das Resultat, zu welchem Strauß in seiner 1841 vollendeten Glaubenslehre gelangt, in den Worten zusammen: „Auf die eine Frage läuft also schließlich der ganze Streit zwischen Strauß und der christlichen Glaubenslehre hinaus: Ist es möglich, ohne die religiösen Kategorien zu einer befriedigenden Weltanschauung zu gelangen, und wenn nicht, hat das religiöse Wissen die gleiche Evidenz wie das speculative? Strauß hat die erste Frage bejaht, die zweite verneint." Ist das ein anderer Standpunkt, als den er in seiner letzten Schrift einnimmt? In einem im Jahre 1848 erschienenen Aufsatze sagt Strauß: „Die Forderung, das asiatische Princip unserer Religion mit dem griechisch-germanischen in Einklang zu bringen, ist eins mit der anderen, die Regeln unseres Handelns und die Quellen unseres Wohlseins künftig nur in den Gesetzen unseres eigenen Wesens im Verhältniß zu denen der umgebenden Natur zu suchen. Was der Mensch als Gesetz seines eigenen Wesens erkennt, ist verbindlicher und köstlicher für ihn, als was man ihm als angeblichen Befehl oder Verheißung eines Gottes bringt." Und schon in der 1860 erschienenen Vorrede zu den Huttendialogen beantwortet Strauß die Frage, „ob die, die seine Ansichten theilen, sich dann wohl noch Christen heißen dürfen", mit der eine Verneinung involvirenden Gegenfrage: „Ich weiß es nicht; aber kommt es denn auf den Namen an?" Die unbedingte Richtigkeit dieser Sätze kann man bestreiten, aber gewiß nicht ihre Congruenz mit den in der letzten Schrift von Strauß entwickelten Anschauungen.

Nur in einem Punkte tritt bei Strauß im Laufe der Jahre ein Wechsel ein: in der Geneigtheit zu Concessionen an die traditionellen, bei der Mehrheit noch immer geltenden kirchlichen Anschauungen; aber auch darüber gibt er so genügende Aufklärung, daß man entschieden kein Recht hat, in der späteren schroffen Ablehnung jeder Concession nichts weiter als ein „Stimmungsproduct" zu erblicken. In der erwähnten Vorrede zu den Gesprächen Huttens nämlich schließt er eine Darstellung seines Standpunktes mit folgenden Worten: „Mögen die Kirchenregierungen eine Anschauung zulassen, die sie doch nicht dauernd ausschließen können, wie kluge Staatsmänner einen Artikel, der fort und fort eingeschwärzt wird, gegen einen mäßigen Eingangszoll gestatten. Dieser Eingangszoll sei hier die Verpflichtung zum Festhalten an den sittlichen Wahrheiten des Christenthums, zur Achtung für die Hüllen, unter denen sie der Menschheit zuerst zum Bewußtsein gekommen, zur Schonung derer, die diese Hüllen noch nicht missen mögen." Aber wie lange würde wohl

Digitized by Google

ein vereinbarter Eingangszoll weiter gezahlt werden, wenn eine Staatsverwaltung sich beikommen ließe, nach Einhebung derselben die Einfuhr der damit gedeckten Waare dennoch zu inhibiren? Und war diese Eventualität nicht eingetreten, als das gemäßigte und vermittelnde Auftreten der liberalen Theologen in Baden, deren Zugeständnisse an die kirchliche Orthodoxie weit über das Maß dessen hinausging, was Strauß für zulässig hielt, einen unbeschreiblichen Lärm in allen protestantischen Consistorien hervorrief und über 6000 Pastoren zu Zeugnißablegung gegen die Kirchenschänder zusammenrief? Ist es da zu verwundern, daß ein Mann von dem Naturell Strauß' nicht wieder — um bei seinem Bilde zu bleiben — sich für die Ausbreitung seiner Ueberzeugungen auf den Schmuggelweg angewiesen sehen wollte und deshalb den frischen fröhlichen Krieg einer Versumpfung der Frage vorzog?

Ob das freilich — und hiermit kommen wir zu dem anderen Vorwurfe Hausraths — in dem Kampfe um den religiösen Fortschritt, in dem Kampfe gegen naive Beschränktheit und böswillige Ausnutzung derselben das zweckmäßigste Vorgehen sei, ist eine andere Frage, und man wird gewiß, namentlich wenn man die unmittelbar erreichbaren, praktischen Resultate des Augenblickes im Auge hat, Hausrath bereitwillig beistimmen, daß Strauß' Angriffe auf die mit der verbissensten Reaction ringende liberale Theologie die Bestrebungen derselben tief zu schädigen geeignet waren. Erzählt doch Strauß selbst in den „Literarischen Denkwürdigkeiten", daß seine Streitschrift „Die Halben und die Ganzen", und namentlich ihr Haupttheil, der gegen Schenkel gerichtete, ihm selbst von den Gutgesinnten „eben nur verziehen worden sei"; und die schroffe, geringschätzige Art, mit der er die Bestrebungen der Altkatholiken und des Protestantenvereins abthut, ist selbst von seinem Freunde und Gesinnungsgenossen Vischer mißbilligt worden.*) Aber man muß auch hier Strauß, will man ihm nicht zu sehr Unrecht thun, aus seinem Naturell heraus beurtheilen. All' die Versuche, fortschrittlichen Ideen innerhalb der Kirche wie außerhalb derselben — in den freien Gemeinden — Ausdruck und Gestaltung zu geben, verhalten sich zu den ausgeprägten, abgerundeten Formen der alten Religionen, wie die ersten Gehversuche eines Kindes zu dem festen, stolzen Gange eines Mannes und haben daher wie alles Werdende, mühsam zum Dasein sich Durchringende etwas Unbeholfenes, für einen feingebildeten ästhetischen Sinn nicht gerade Anlockendes. Es war Strauß nicht gegeben, für solche Pionierarbeit, für solch' langsames sich Durchtasten, bis ein lebensfähiges Resultat gewonnen ist, sich irgendwie zu interessiren. Das hat schon seine erste wissenschaftliche That deutlich gezeigt. Man hat ihm ja auch bei seinem ersten „Leben Jesu" den Vorwurf gemacht, daß er nicht wie sein Lehrer und Mitkämpfer Baur nach allen Regeln der hervorgebrachten Kriegskunst vorgegangen, erst in langer Belagerung vor den Außenwerken gelegen und dann Schritt für Schritt zu den innersten Punkten vorgedrungen sei. Er hätte warten sollen, bis die philologische und historische Kritik ihr letztes Wort über das evangelische Schriftthum gesprochen hat und dann seine Arbeit beginnen. Statt dessen hat er mit intuitivem Blick das wirkliche Kampfobject erfaßt, es im kühnen Ansturm genommen und nun den Anderen überlassen, das von ihm Eroberte zu behaupten, allenfalls auch neue Rechtstitel für dessen Besitz herbeizuschaffen. Strauß gehörte eben, wie Vischer ihn treffend charakterisirt, „der Zahl jener repräsentativen Menschen an, welche die verschiedenen Radien eines langen Culturprocesses zu einem Brennpunkte vereinigen, und, indem sie das Gegebene und Vorbereitende zu einem bestimmten Resultate abschließen, eben dadurch eine Reihe neuer Wirkungen eröffnen und schöpferisch auftreten". Diese Worte erklären eben so sehr die durchgreifende Wirkung der ersten, wie den relativen Mißerfolg der letzten Schrift Strauß'. Dort galt es dem Bruche mit dem Supranaturalismus und dem Offenbarungsglauben, für welchen die Menschheit durch eine mehr als ein Jahrhundert währende geistige Einwirkung vorbereitet war, wissenschaftlichen Ausdruck zu geben; hier handelte es sich um die Frage, in welcher Gestalt dem religiösen Bedürfnisse, dem das positive Kirchenthum nicht mehr genügt, Befriedigung geschafft werden solle, eine Arbeit, für welche die vorbereitende Thätigkeit noch kaum recht begonnen hat, und welche ein Einzelner, und wäre er der hervorragendste Geist, aus sich allein heraus zu vollbringen nicht im Stande ist. Strauß selbst war es auch hier zunächst nur darum zu thun, sich selber zu genügen und Alles, was ihm unserer Zeit gegenüber auf dem Herzen lag, einmal frei herauszusagen.*) Daß er die schwachen Seiten seiner Arbeit herausgefühlt und vielleicht klarer als mancher seiner Recensenten erkannt hat, zeigt ein Brief an Zeller, den dieser in seinem Lebensabrisse Strauß' mitgetheilt hat.

Welch' eigenthümliches Schicksal das Buch erfahren hat, ist bekannt. Während in Tagesblättern und Zeitschriften die Gegner das Uebergewicht behaupteten und von verschiedenen Standpunkten aus die allersonderbarsten Urtheile zu Tage förderten, erlebte das Buch in der kürzesten Zeit eine ganze Reihe von Auflagen, ein Beweis, wie sehr es dem Bedürfnisse des Publicums entgegengekommen war. Und darin, sowie in seinem wesentlichen Beitrage zur Klärung der Lage zeigt sich seine große Bedeutung. Die großen Fortschritte und Entdeckungen in den Naturwissenschaften, die damals noch nicht von ihren hervorragendsten Vertretern in die ihrer Erkenntniß zugänglichen Grenzen verwiesen worden waren, hatten die Gemüther mächtig erfaßt und oberflächliche Geister waren rasch zur Hand, um unfertige und anfechtbare Resultate der Forschung als die Religion der Zukunft zu verkünden. Da kam ein Mann, berufen in solchen Fragen mitzusprechen, wie nur Einer, ein Mann, dem der Verdacht, ein geheimer Parteigänger der Kirche zu sein, nicht nahen konnte, und zeigte, daß das so einfach, so kurz und schlechtweg nicht gehe, daß man die neue Weltanschauung, welche die alte zu ersetzen beanspruche, daraufhin zu prüfen habe, ob sie geeignet sei, dem religiösen Bedürfnisse der Menschen zu genügen, oder, wie Strauß es ausdrückt, ob das Gefühl gegen ihre Verletzung „religiös reagire", ferner ob wir durch sie das Welträthsel besser und vollständiger begreifen als bisher, und endlich ob sie im Stande sei, das Gewissen des Menschen ebenso zu binden, wie die alte. Die Antwort, die Strauß auf diese Fragen gegeben, hat bekanntlich selbst seinen Freunden und Gesinnungsgenossen nicht genügt; aber die Fragen selbst werden bleiben und fortan das Paßwort bilden, das man jedem neuen Glauben, der den alten zu verdrängen sich anschickt, entgegenhalten wird. Und hätte das Buch keine andere Bedeutung als die angeführte, so würde auch die schon ausreichen, ihr Werth zu verleihen; denn wer die richtige Methode für eine Untersuchung aufstellt, der hat damit schon Wesentliches für das Gelingen derselben geleistet. Aber auch außerdem wird der, der mit vorurtheilslosem Blicke das Buch liest, manches von höchstem Werthe daraus entnehmen können; denn — auch die Irrthümer großer Geister sind belehrend!

S. Hammerschlag.

*) Kritische Gänge VI. S. 225 ff., vgl. Kritische Gänge I. S. XXXIV, wo Vischer sich gegen den Austritt der philosophisch Gebildeten aus der Kirche ausspricht.

*) Referent hat in der Wiener „Presse" von 17. und 18. Juni 1874 die sehr beachtenswerthen Aufzeichnungen eines Freundes veröffentlicht, der im Jahre 1873 mit Strauß während der ganzen Zeit seines Aufenthaltes in Karlsbad verkehrt hatte. Strauß verwahrt sich da auf's Entschiedenste dagegen, daß er jemals bei einer seiner Arbeiten einen anderen Zweck gehabt habe, als sich zu genügen, das, was ihn innerlich erregt hatte, wissenschaftlich auszuarbeiten und künstlerisch zu gestalten und sich so gewissermaßen davon, als von etwas Störendem und Quälendem zu befreien. Er schließt die Unterredung, in welcher mein Freund Lessings Nathan in seiner Gegenrede erwähnt hatte, mit den Worten: „Auch Lessing hat den „Nathan" nur geschrieben, um sich zu genügen, um, was er in langem, theologischem Streite geistig geboren, auch künstlerisch zu gestalten; die Menschheit müßte lange warten, wenn große, wirklich schöpferische Geister etwas geben sollten, außer was das innerste Product ihres Geistes ist, ohne jede Richtung auf Zweck."

Digitized by Google

Unser „Faust“ bei den Italienern.

Von Woldemar Kaden.

(Schluß.)

Eine solche nähere Betrachtung verdienen nur Maffeis und Guerrieri-Gonzagas echt dichterische Bearbeitungen, die des ersteren besonders noch dadurch, daß sie die in Italien verbreitetste, die bekannteste ist, was man von der Guerrieris nicht sagen kann, was uns aufrichtig leid thun darf.

Maffei, jetzt ein uralter Herr, ist hervorgegangen aus der Monti'schen Dichterschule, die den glänzenden Vers, die Pracht des Stils über Alles stellt. Maffei ist der Platen Italiens. Zwar seiner eigenen Schöpfungen sind nur wenige, sie beschränken sich auf ein Bändchen Gedichte mit dem Titel: „Arte, Affetti, Fantasie“, die sich wunderschön anhören, ohne tieferen Eindruck zu machen. Seine Hauptthätigkeit richtete sich auf Uebersetzungen und zwar auf Uebersetzungen deutscher (Geßner, Schiller, Goethe, Heine) und englischer (Milton, Moore, Byron) Autoren. Er war der vornehmlichste Bahnbrecher für die deutsche Literatur nach Italien. Seine Art und Weise zu dichten kennzeichnet er selbst klar genug in dem Vorworte zu seinen Poesien. Er sagt da: „Die Einfachheit, die Wahrheit, die Knappheit und Klarheit waren sowohl beim Uebersetzen als im freien Schaffen meine beständige Norm. Immer habe ich nur den für den besten Schriftsteller gehalten, der seine Gedanken am klarsten auszudrücken wußte. Ohne die angedeuteten Eigenschaften wird jeder Gedanke, so schön und neu er immerhin sei, durch das Wort verdorben. Niemals vermochte ich mich zu überzeugen, daß dunkle, abstracte, falsche und bizarre Bilder wahre Poesie seien, noch weniger aber daß eine verdrehte Diction, das Zusammentreffen von Monosyllaben, harten Consonanten und alledem, was die Harmonie schädigt, dem Verse Kraft und Feuer verleihen könnten. So lange Homer und Virgil und die Größen aller Nationen noch nicht von den Altären, auf die sie die Bewunderung der Jahrhunderte stellte, gestiegen sind, so lange werde ich der Ueberzeugung leben, daß Feuer und Kraft des Verses durchaus nicht von der Rauheit der Klänge, sondern Allem voraus von dem Gedanken, von der Phrase, von der schönen und vielfältigen Variation der Cadenzen abhängen.“

Ohne Zweifel ist er Herr der deutschen wie seiner Muttersprache, und ein langes eingehendes Studium unsrer Literatur befähigt ihn, auch in den freien Geist der fremden Sprache einzudringen, ihren Duft zu vernehmen. Und beides wußte er mit edlem Geiste treulich in seiner Sprache und Poesie lebendig zu machen. Stets wußte er die richtige Phrase, das treffendste Wort, die geeignetste, dem Original entsprechende italienische Form zu finden. Er ist, um ein recht triviales Bild zu brauchen, ein Koch, der die deutschen Speisen dem italienischen Gaumen mundrecht zu bereiten weiß.

Alle Zweifel, alle Räthsel, was den „Faust“ betrifft, an dem sich nach Düntzer hundertsiebenundzwanzig deutsche Literaten, Gelehrte, Philosophen und Aesthetiker den Kopf zerbrachen, vermochte natürlich auch er nicht zu lösen. Dann aber schmeichelt er uns mit der süßen Melodie seiner Verse darüber hinweg, indem er die dunkeln Mythen, Allegorien und Bilder mit glänzenden Feiertagsgewändern überkleidet. Im Ganzen aber gestaltet er die Uebersetzung durchsichtig klar, macht sie oft zu einem Commentar des Originals, bei dunkeln oder zweifelhaften Stellen immer den Hauptgedanken als Führer benutzend. Kann uns Deutschen seine Uebersetzung nicht genügen, so muß sie, wer das Original nicht kennt, den Italienern, doch schön und vollkommen erscheinen. Vermissen wir, trotz seiner innigen Bemühung, manchmal die germanische Geste, wie das nicht anders sein kann, so hat er dem Werke dafür, zu Gunsten seiner Landsleute, den Charakter, den Geschmack der Italianität aufgeprägt, so daß diese die Arbeit nicht mehr als eine Uebersetzung, sondern als eine freie Schöpfung aus Einem Guß, als ein Original- und Nationalwerk erscheinen muß. Man kann sagen, daß seit Maffeis Uebersetzung des ersten Theils, leider allerdings auch und fast noch mehr seit der Gounod'schen Faustoper, der „Faust“ in Italien salonfähig, familiär, wenn auch lange noch nicht populär geworden ist.

So schreibt denn Eugenio Checchi mit Begeisterung über die Arbeiten Maffeis: „Mir erscheinen Maffeis Uebersetzungen sammt und sonders aus Einem Guß, als vollendetste Originalarbeiten. Es ist nicht mehr Schiller, der die mitleiderregende Geschichte der Maria Stuart oder die Stürme erzählt, welche die ehrgeizige Seele Wallensteins bewegen, nicht Milton ist es, der uns die Titanenkämpfe der Hölle mit dem Himmel dichtet, nicht Goethe, der in dem ruhelosen Faust sich zu ungeahnten Höhen erhebt, sondern es ist unser Dichter: es ist Maffei, der bei jenen Größen einkehrte, ihre Ideen entlehnte, sie zu den seinen machte, um sie uns alsdann erneuert und glänzend ausgestattet zurückzugeben. Der Eine und der Andere flammen von einer und derselben Begeisterung, derselben Gluth. Das Feuer des Enthusiasmus, der Tumult der Leidenschaften, die das Herz des deutschen Dichters bewegten, gehen auf den italienischen Dichter über, und dieser wie jener sind mir wie zwei verschiedene Flammen desselben Lichtes. In jener idealen Umarmung weiß der Uebersetzer nicht wohl, ob er gibt oder empfängt, ob das, was er schreibt, Divination oder Bild geschauter Dinge ist. Er ist ganz Dichter, er schafft nach seiner Weise.“

Seine Arbeiten erlangen noch eine andere Weihe durch den Zweck, die beiden Völker durch das Band der Kunst zu binden, ein Zweck, den er in den Versen seiner Widmung an König Johann ausspricht:

> Viel hehrer ist das Werk der Kunst: zu winden
> Das Bruderband fest um zwei Nationen,
> Als wenn zu Schutz und Trutz sie sich verbinden.

So sind denn dem alten würdigen Haupte die Lorbeeren Italiens und auch Deutschlands geworden, und es verdiente sie. Unverdient aber nennt sie Vittorio Imbriani. Ohne Gnade und Barmherzigkeit entreißt er dem Dichter „den Kranz der Anmaßung“ und wirft ihn ihm und dem gesammten italienischen Publicum vor die Füße.

Allerdings steht Imbriani darin nicht allein. Giuseppe Manzini schrieb schon 1837 in einem Artikel über die literarische Bewegung in Italien: „Wir haben einige Uebersetzungen fremder Autoren, aber im Allgemeinen sind Sinn und Geist der Originale auf künstliche und conventionelle Weise aufgeopfert worden: in den Uebersetzungen Maffeis sowohl, wie in denen der Andern.“

Auch Caterina Percoto prüfte und tadelte die Uebersetzungen Maffeis auf's Schärfste.

Imbriani aber nennt ihn geradezu einen „Tradutore traditore“ und sagt, daß sein Ruhm nur ein künstlich gemachter sei, dem das Präjudiz zu Hülfe gekommen. Auch ich, schreibt er, glaubte bis vor kurzem noch blind an sein Verdienst, wenn mir auch das geräuschvolle Versemachen, das das Trommelfell wie ununterbrochener naher Kanonendonner erschüttert, die echte Schule Montis wenig gefiel. Oft ist ja eine gewissenhafte Prüfung so unendlich schwer und mühevoll, daß man sich viel lieber bequemt, die öffentliche Meinung unbestritten anzuerkennen. Da fiel mir aber jüngst ein Buch in die Hand, betitelt: Fausto, tradotto da Andrea Maffei. Seconda edizione. Parte seconda, und siehe, verschiedene Abweichungen, die mir beim bloßen Durchblättern auffielen, machten mich stutzen. Da ist z. B. Goethe, der den erblindeten Faust von dem dem Meere abgerungenen Lande sprechen läßt:

> Eröffn' ich Räume vielen Millionen,
> Nicht sicher zwar, doch thätig frei zu wohnen —

was Maffei in direct entgegengesetzten Sinne übersetzt:

> Non sol per abitarvi in sicurezza
> Ma in operosa libertà —

Falsch auch ist das folgende Stück verstanden. Goethe schreibt:

> Und so verbringt, umrungen von Gefahr,
> Hier Kindheit, Mann und Greis sein tüchtig Jahr.

Digitized by Google

Maffei macht gegensinnig daraus:

Tal che il giovane, il vecchio e l' uom maturo
Giorni agiati conduca.

Faust lehrt die griechische Helena den Zauber des Reims kennen, und da ihr Schloß von Menelaos bedroht wird, entflammt er die Krieger mit gereimten, schwungvollen Versen. Maffei ist leider grausam genug, das Gespräch in versi sciolti, also ungereimt wiederzugeben. So mußte ich denn merken, (Imbriani spricht noch) und bin nun dessen überzeugt, daß der Ruhm Maffeis ein angemaßter sei. Ich muß das aussprechen, denn das Interesse für die Italiener, die das deutsche Original nicht zu lesen vermögen, und meinen, den echten Goethe vor sich zu haben, verpflichtet mich, frank und frei zu reden. Ich werde den Beweis für meine Behauptung antreten, wähle dazu die erste Scene des zweiten Theils und finde in ihr mehr Fehler als Sätze sind.

Es hat diese Scene im Original 115 Verse, bei Maffei aber 134, während doch der entsprechende italienische Vers mehr als ausreichend erscheint, den deutschen zu decken. Ist auch die deutsche Vocabel meist kürzer als die betreffende italienische, so sind auf der andern Seite die Formeln der italienischen Grammatik viel energischer, die italienische Conjugation reicher an Zeiten, und die Ellipsen ꝛc. verkürzen die Rede ungemein.

Vischer sagt über die Goethe'sche Art im „Faust": Die freien Reime, derb, frisch von der Leber weg, unnachahmlich lebenswahr und doch nie gemein wahr, blitzend von Geist, unbekümmert, wie scharf die Contraste des Unheimlichen, Schauderhaften und Komischen aufeinander stoßen mögen, Rembrandtisch in der Magie der Beleuchtung, Rubensisch in Breite des Pinsels, Saftigkeit und Fülle der Formen, in Leidenschaft und Feuer der Bewegung, herzlich in rein deutscher Art: das ist Fleisch von unserm Fleisch, Bein von unserm Bein.

Die schöne Goethe'sche Knappheit, die schlagenden sprichwortähnlichen Sentenzen, die uns so geläufig geworden sind, machen allerdings schon im ersten Theil der Uebersetzung Maffeis gar oft einer philisterhaften Breite Platz. Die deutsche abgerundete, plastische Form erscheint oft wie im Wasser aufgeweicht, wie aufgequollen, „das Fleisch von unserm Fleisch" ist etwas geschwollen.

Ein paar Beispiele:

Man kann nicht stets das Fremde meiden,
Das Gute liegt uns oft so fern,
Ein echter deutscher Mann mag keinen Franzen leiden,
Doch ihre Weine trinkt er gern —

Diese echt burschikos hingeworfene Phrase klingt bei Maffei, als ob sie der gute Spießbürger des Spazierganges herzusagen hätte:

Savio non è le cose forestiere
Rifiutar sempre. Da lontan paese
Spesso il buono ci viene. Un genuino
Tedesco odia il francese:
Ciò non toglie però che ne sorseggi
Ben volontieri il vino.

Wie pedantisch klingt das! So ist auch die kräftig-kecke Rede des Frosch:

Will Keiner trinken, Keiner lachen?
Ich will euch lehren Gesichter machen —

matt und flau, sogar unrichtig wiedergegeben:

Più non si ride non si bee? Volete
Voi che v' insegni a farmi
Que' visacci dell' armi?

Das naive: Mir wird von alledem so dumm ꝛc. verwandelt sich in ein langsames:

Tutto questo m' ha reso
Sbalordito così, che il mio meschino
Cervel s' è tramontato in un mulino.

Nun denke man aber nicht, daß das nicht anders gesagt werden könne. Guerrieri kommt der deutschen Knappheit viel näher. Guerrieri dichtet:

Io son stordito, e girami il cervello
Come se avessi in testa un mulinello.

Und so gibt er auch obiges: Man kann nicht stets das Fremde meiden — geschickt, nach Sinn und Art ganz dichterisch wieder:

Al forestier ricorrere dobbiamo,
Quando il buono da noi discosto giace.
I Francesi patir non li possiamo,
Ma non ostante il loro vin ci piace.

Faust sagt:

Das also war des Pudels Kern!
Ein fahrender Scolast? Der Casus macht mich lachen.

Das heißt bei Maffei:

È quello
Il midollo del cane? Un vagabondo
Scolastico? Giocondo
N' è il caso, e mi fa ridere di core.

„Der Fall ist lustig und macht mich herzlich lachen" — wie fällt durch das „herzlich" doch der ernste Faust aus seiner Rolle. Bei Guerrieri klingt es ganz anders:

Era dunque codesto il nocciol del barbone?
Un pellegrin scolastico? Il casus mi fa ridere.

Ich habe diese wenigen Beispiele auf's Gerathewohl herausgegriffen. Ich könnte sie in's Unendliche vermehren, es genügen aber die wenigen, um darzuthun, daß, so italienisch, ja, wie gesagt, so schön auch immerhin die Bearbeitung Maffeis sein mag, ihr die Schlagfertigkeit des Originals, die den Nagel allüberall auf den Kopf trifft, fast durchaus abgeht. Guerrieri sucht sie auf seine, oft geniale Weise zu wahren. Auf beide kommen wir wieder zurück, wenn wir einige der Lieder der verschiedenen Uebersetzungen einander gegenüberstellen werden.

Was nun die angedeutete Kritik Imbrianis des zweiten Theils der Maffei-Uebersetzung betrifft, so rückt diese dem Uebersetzer hart und unerbittlich auf den Leib. Mit schneidendem Messer, die Brille des Pedanten auf der Nase, zergliedert sie die Arbeit Stück für Stück, Zeile für Zeile, Wort für Wort, und zwar so umständlich breit, daß zu jenen 115 Zeilen der ersten Scene 54 enge Druckseiten verwendet worden. Schwerlich sagt uns die Art und Weise des italienischen Kritikers zu. Hören wir eine Probe:

Versi IX—XIII. — Tedesco
Segue Ariele.

Die ihr dies Haupt umschwebt im luft'gen Kreise,
Erzeigt euch hier nach edler Elfenweise,
Besänftiget des Herzens grimmen Strauß;
Entfernt des Vorwurfs glühend bittre Pfeile,
Sein Innres reinigt von erlebtem Graus.

Traduzione letterale.

Voi, che circondate questo capo, librandovi nell' aerea ronda, dimostratevi qui secondo il degno costume de' silfi: se, date il bieco conflitto del cuore; allontanate gli ardenti dardi, ed amari del rimorso; purificate l' animo suo del sostenuto orrore.

Traduzione di Andrea Maffei.

Gentile, aerea stuolo,
Che vai su quella mesta
Fronte girando a volo,
La virtù consueta or manifesta.
Le cure irrequiete
In quell' animo afflitto,
Silfidi, raddolcite; e ne svellete
L'igneo stral de' rimorsi ond' è trafitto.
Fate che non molesti il suo riposo
Ricordo tormentoso.

Digitized by Google

Das mesta, das afflitto, das ond' è traffitto sind Flickworte, nutzlose Wattirungen, die die Wirkung abschwächen. Im Uebrigen scheint es, als ob Maffei sich vorgesetzt, die starken, kräftigen Ausdrücke des Originals mildern und verfeinern zu wollen. Ganz anders als um raddolcire cure irrequiete, handelt es sich darum, die entfesselten Leidenschaften zu besänftigen, die grimmig sich untereinander und das Gewissen bekämpfen. Ganz anders als um ricordo tormentoso, handelt es sich um Graus, den er wirklich im Leben erlebte. Faust hat Gott geleugnet, er hat mit dem Teufel pactirt, hat falsches Zeugniß über den Tod des Mannes der Martha abgelegt, die Mutter Gretchens vergiftet, den Bruder ermordet, hat die arme Verführte verlassen, sie zum Verbrechen veranlaßt. Die Erinnerung an die begangenen Missethaten ist für ihn etwas mehr als ein einfaches ricordo tormentoso, wie ihn jeder Galanthomme hat. Es handelt sich nicht darum, zu sorgen, daß er eine unbelästigte Ruhe habe, sondern ihm die Seele von der schrecklichen Erinnerung zu läutern, ihm Vergessen des Vergangenen einzugießen, ihn mit den Wassern des Lethe zu tränken. Und warum den glühenden Vorwürfen das Bittere nehmen?

In diesem Sinn und Ton geht es weiter, bedächtig, Stück für Stück. Wehe dem Uebersetzer, wenn er einmal anstatt „Himmel" — „Gewölbe des Aethers", statt „frisches Kissen" — „ein weiches Kissen", statt der „vier Nachtwachen" — „vier nächtliche Pausen" setzt! Ich wiederhole: schwerlich sagt uns die pedantische Weise dieses Kritikers zu.

Bei dieser Gelegenheit aber denke ich an einen andern italienischen Kritiker, der in ähnlicher Weise die deutschen Uebersetzungen seines Leopardi durchnimmt. Es ist dies der Professor der Literatur an der Universität Neapel, der gegenwärtig den Stuhl des verstorbenen Settembrini einnimmt: Bonaventura Zumbini, ein ausgezeichneter Kenner der modernen, ein warmer Freund und Verehrer der deutschen Literatur. Sein Buch heißt: Saggi critici. Napoli 1876, und der hier einschlägige Abschnitt betitelt sich: Giacomo Leopardi presso i Tedeschi. Aus etwa einem Dutzend deutscher Schriften, Artikel, Uebersetzungen u. s. w. schöpft er das Material zu einer Arbeit, die weniger einem innern Bedürfniß, als vielleicht einem Capriccio entsprungen, bei reiferer Ueberlegung nicht, oder doch ganz anders abgefaßt worden wäre. Zumbini beklagt sich, daß sein Lieblingspoet in Deutschland nicht das gehörige Verständniß, und demnach auch nicht die gebührende Behandlung und Anerkennung gefunden, daß man ihn nicht so hoch gestellt habe, wie er gestellt werden müsse, daß ferner die Uebersetzungen seiner Dichtungen, von Kannegießer, Robert Hamerling, Gustav Brandes, sehr fehlerhaft seien (obschon er nur ganz kleinlich Unbedeutendes herausstiche), kurzum: daß Leopardi bei den Deutschen ziemlich schlecht daran sei. Und doch, wie kann Leopardi mitsammt seinen Verehrern mit den guten Deutschen zufrieden sein, und sei es nur damit, in Deutschland so vielfältig behandelt zu sein! Welchen deutschen Dichter, vom Werthe Leopardis, etwa Heine ausgenommen, haben die Italiener in sei es auch nur Einer Uebersetzung? Was weiß man in Italien von dem formverwandten Platen, oder von Herwegh und Geibel? Wer kennt Freiligrath, Lingg, Scheffel und andere unsrer modernen Dichter auch nur dem Namen nach? Gut, es gibt vier italienische Faustübersetzungen, das ist aber im Verhältniß zu unsern Danteübersetzungen und Werken über Dante und seine Arbeiten, die man nach Dutzenden zählen kann, gegen unsre Dantebegeisterung, -Kenntniß und -Verehrung herzlich wenig. Und doch schätzen wir Dante nicht etwa höher als Goethe. Sich aber dann noch über oberflächliche oder gleichgültige Behandlung Leopardis in Deutschland beklagen, ist nicht ganz in der Ordnung. Und dann dürfen wir uns den Mann, unbekümmert um seine Landsleute, durch unsre Brille, von unserm germanischen Standpunkte aus ansehen. Was wir, wie wir ihn sehen, ist unsre Sache, jenen genüge, daß wir ihn mit freundlichen Augen vorurtheilslos angeschaut haben. Das ist schon große Ehre, das ist unsre Pflicht. Zur Vergötterung uns herbeizulassen, zur Anbetung, soll Niemand, sollen auch seine glühendsten Verehrer nicht verlangen: man betet Sonnen an, aber nicht Sterne zweiter Größe. Das thun wir zu Hause unter unserm Dichterhimmel auch nicht. —

Nach dieser Abschweifung kommen wir zu der vierten Faustübersetzung, zu der des Anselmo Guerrieri-Gonzaga. Das Herz wird mir leicht, hier nicht blos etwas Gutes, sondern sogar Schönes anzeigen zu können. Ich stehe mit meinem Urtheil nicht allein. Auch Karl Hillebrand, der tüchtige Kenner italienischer Dinge, urtheilt gleichermaßen über Guerrieris Arbeit. Er nennt seine Uebertragungen des „Faust und Hermann und Dorotheas" wahre Meisterwerke, in denen wunderbarer Weise die Mitte zwischen dem Aufgeben und dem ängstlichen Festhalten des Originals, dieser Scylla und Charybdis des Uebersetzers, gehalten wird. Sie sind demnach weder Nachdichtungen, wie die Maffeis, noch Photographien, sondern gleichen eher jenen herrlichen Kupferstichen vergangener Zeiten, die uns in ihrer Freiheit und durch so ganz verschiedene Mittel eine so viel treuere und im höchsten Sinne künstlerische Idee des farbenvollen Originals geben, als unsre Lichtbilder, die jede Schattirung fälschen, jeder Linie eine übertriebene Bedeutung geben.

Hillebrand schreibt (siehe: Zeiten, Völker und Menschen. Bd. II. Berlin 1875): „In dieser Goethe'schen Einfachheit, welche den Italienern seit Ariost ganz abhanden gekommen schien, ist im „Faust" (Guerrieris) Großes geleistet. Nur wer die romanische Sprache und ihre Literatur durchaus besitzt, kann sich eine Vorstellung machen, wie schwer es ist, in derselben den familiären, volksthümlichen, etwas archaischen Ton anzuschlagen, der im „Faust" vorherrscht, ohne trivial zu werden. Die Bestimmtheit aller Versformen einerseits, die Reinlichkeit und Noblesse des Ausdrucks anderseits sind den Romanen zum Bedürfniß geworden, daß es kaum möglich scheint, Verse wiederzugeben, wie

Es möchte kein Hund so länger leben —

ohne sie entweder recht gesittet zu umschreiben, oder aber die Entrüstung aller Leser herauszuforden. Guerrieri hat es gewagt, durch Anschlagen des alten Tones, wie er so vielfach im Morgante Maggiore, mehr noch in den Rappresentazioni oder Mysterien des Mittelalters wiederklingt, selbst solche Kühnheiten vor sein prüdes Publicum zu bringen. Die Sprache ist so natürlich, so fließend, so ganz die Sprache der Unterhaltung, und dabei doch eines so poetischen Schwunges fähig, daß wenigstens für solche, welche das unerreichbare Urbild nicht wie unsereiner unauslöschbar im Sinn tragen, eine fast täuschende Wirkung erreicht wird. Man sieht, der Italiener hat in Deutschland gelebt, hat mit seinem Dichter gelebt, hat sich in seine Dichtung eingelebt. Er ist nicht, wie die Franzosen zu thun pflegen, eines schönen Tages mit Dictionnaire und Grammatik an seinen „Faust" herangegangen, sondern hat ihn lange und liebevoll mit sich herumgetragen."

Ich las dieses Urtheil lange bevor mir die Uebersetzung selbst zu Gesicht kam. Dann aber konnte ich rückhaltlos, mit gerechtem Staunen, in voller Bewunderung seine Meisterschaft anerkennen, und seitdem ergötze ich mich oft genug an der Lectüre derselben. Fehler und Mißverständnisse finden sich fast gar nicht, oder sind so unbedeutend, daß sie den Sinn nicht beeinträchtigen. Auch lästige Flick- und Beiwörter, langweilige Umschreibungen und Dehnungen, italienisch-rhetorische Ausfälle sind fast durchaus vermieden. Ein einzigesmal nur ist ihm ein lästiges Beiwort entschlüpft, was er füglich hätte vermeiden können. Im Anfang des ersten Faustmonologs heißt es bekanntlich:

Und ziehe schon an die zehen Jahr ꝛc.

und dies hat Guerrieri wiedergeben:

Son già dieci anni, se non faccio errore —

„es sind schon zehen Jahre, wenn ich nicht irre". Das ist denn aber fast die einzige faule Frucht an seinem goldenen Baume, und die dürfen wir ruhig hängen lassen.

Ich muß es mir leider versagen, hier Proben von Guerrieris Uebersetzungskunst zu geben. Aber ich bin überzeugt: auch wer

Digitized by Google

nicht Kenner der italienischen Sprache ist oder wer sie nur mangelhaft kennt, wird die Schönheit des Verses und, mit dem Orginal in der Hand, die Treue der Uebersetzung gern nachempfinden.

Und das Resultat aller dieser Uebersetzungen für Italien, welches wird es sein? Hillebrand meint, es sei kein Wunder, wenn die italienische Jugend, er spricht von der freilich wenig zahlreichen, welche überhaupt intellectuelles Interesse hat, die Guerrieri'sche Uebersetzung des größten Dichterwerkes der neuern Zeiten sich so schnell angeeignet habe, wenn Hunderte von Versen aus derselben schon heute Sprichwörter geworden seien, und hält für möglich, daß etwa in fünfzig Jahren, wenn die politische Leidenschaft sich einigermaßen gelegt hat, Guerrieris Faust-Uebersetzung in Italien den Platz einnehmen könnte, den bei uns die Voß'sche Homer-Uebersetzung einnimmt. Dies aber, so sehr ich wünsche, diese Prophezeiung in Erfüllung gehen zu sehen, ist eine zu optimistische Anschauung. Der Faust wird in Italien nie zu Fleisch und Blut werden: er ist ein Stoff, der für die Verdauungswerkzeuge des italienischen Intellects, soweit es das größere Publicum betrifft, zu schwer ist.

Aber vorausgesetzt auch, daß er sich in Italien acclimatisiren sollte, so wird es, von den andern beiden ganz abgesehen, wohl schwerlich in der Guerrieri'schen Uebersetzung, die dem deutschen Stoffe so glücklich eine deutsch-italische Form zu geben wußte, sondern in der Maffei'schen geschehen, da diese in ihrer vollendeten Italianität ganz der natürlichen Disposition des italienischen Volkes entspricht. Daß aber die gebildete Jugend bereits aus der einen oder der andern etwas für ihre „Modi di dire proverbiali", oder gar wie wir neue Motti popolari und „geflügelte Worte" geschöpft habe, konnte ich bei genauestem Hinhorchen noch nicht wahrnehmen, und darüber dürfen wir mit ihr nicht rechten. In unserm „Faust" ist zuviel „von dem Seelenleben unsrer Zeit, dem Herzschlag unsres Volkes, den Einzelzügen, die unsre Menschenart stempeln", zuviel germanischer Stil.

Die Weltausstellung von 1878.

III.

Kreuz und Quer über das Marsfeld.

Die Pariser Fabrikation lüftet ihren Schleier in der „Galerie du travail". Diese blassen Mädchen mit interessanten Gesichtszügen, wenn sie auch häßlich sind, diese Arbeiter mit lebhaftem Blick und dem schelmischen Zug um die Lippen sind den alten, mit Ruß angehauchten Häusern des Marais und der Ile Saint Louis entstiegen, um hier unter den Augen eines sich stets erneuernden Publicums die lieblichen und nützlichen Räthsel zu veranschaulichen, welche die Tausende von Werkstätten bergen, aus welchen sich die Fluth der nach jeder Hinsicht als Gebrauch und Zierde unerläßlichen Pariser Artikel über alle Welttheile ergießt.

Man kann diese Halle nicht besser als mit einem Bienenstock vergleichen, wo ein lustiges Völkchen summt und das Wachs zusammenträgt — aber einem Bienenstock von kolossalem Umfang und monumentaler Höhe, wo das Oxygen den Arbeitern, in ihren gewöhnlichen Werkstätten so karg bemessen, verschwenderisch zuströmt. Wie sich da die Brust erweitert, die Lunge frei athmet, wie gelenkig die Finger werden, mit was für einer wahrhaft affenmäßigen Geschwindigkeit sich die Hände rühren, um allerhand Kleinigkeiten im Sichumdrehen zu verfertigen, die man sofort um wenige Francs erstehen kann.

Wünschen Sie einen Strauß künstlicher Blumen für Ihre Salonvasen? Dafür sorgt eine auf dem Marsfelde angesiedelte Colonie Nachahmerinnen der Natur aus der Rue du Caire, dem Hauptquartier des Blumen- und Federhandels. Eine uralte Matrone, die es, wenn nicht zur freigewählten, dann zur aufgenöthigten Ehrwürdigkeit gebracht hat, sieht einem halben Dutzend jungen, aber gar nicht schönen Mädchen genau auf die Finger, ob diese auch ununterbrochen einen Draht um den andern winden und sich ja nicht durch die interessirte Neugierde der Vorübergehenden für die Kunst und Jene, welche sie betasten, auf abschüssige Bahnen bringen lassen.

Die Arbeit ist gar keine so schwere, einige Wendungen der Finger und der Strauß ist fertig; die Künstlerin kann geistig in einem beliebigen Himmelsstockwerk geschwärmt haben, es genügt, wenn die Hände fleißig waren. Complicirter ist dagegen die Verfertigung der kleinen buntfarbigen Stickereiarbeiten. Zuerst war hier für die behandelten Stoffe Abwechselung an der Tagesordnung: Weltausstellungsansichten, Souvenirs, gemalte Blumen, Heiligenbilder und Porträts von Herrn Thiers, die Büste des kleinen großen Staatsmannes in der Umrahmung französischer Fahnen. Indessen zog der letzte Artikel so gewaltig, daß jetzt nichts Anderes verfertigt wird als lauter Thiersköpfe. Die schaffende Maschine ist ein verbesserter Motor Jacquart, die vierundzwanzig Webstühle werden durch einen einzigen Arbeiter in Bewegung gesetzt, der einen Balken dreht, welcher der ganzen Maschinerie den nöthigen Ruck gibt. Daneben verfertigt einsam ein bemoostes Haupt mit leuchtender Brille auf der weinfunkelnden Nase elastische Strumpfbänder.

Noch einige Schritte weiter und das unvergänglich Weibliche verliert in unseren Augen ein gutes Stück Illusion, die wir ihm zu verdanken wähnten. Hier werden von rauher Männerhand falsche Zöpfe geflochten, wunderbare blonde Locken, verführerische schwarze ebenfalls; von der Begierde, die sie erregen mögen, glühend geröthete dazu, alles Haar für Haar aus einem höchst unappetitlichen Apparat. — Wenden wir uns rasch nach rechts. Hier triumphirt die täuschend nachgeahmte Goldarbeit. Manschettenknöpfe blendend blank, mit Chiffre und Initialen, welche ein Compostor momentan einprägt, Bracelets mit allerhand Inschriften, Ringe mit Gesteinen, die man in den Augen der Naiven für vollgültig ausgeben könnte, kurz eine Menge von Requisiten, welche luxuriöse Begierden mit mäßigem Aufwand zu stillen vermögen.

Eines längeren Aufenthaltes sind die normännischen Weberinnen werth. Blutjunge Mädchen mit wenig anziehender, frömmelnder, bäuerlicher Physiognomie. Die düstere Kleidung und die weiße Wäschhaube, welche den ganzen naturschwarzen, platten Haarwuchs deckt, benehmen außerdem jeden unerlaubten Gedanken; damit sie aber gegen etwaige Versuchungen doch geschützt seien, blicken die Mädchen beständig auf eine vor ihnen liegende versilberte Medaille, auf der ein Muttergottes-Bild geprägt ist. Dieses „Objectiv" ist höchst nothwendig, nicht nur vom Standpunkte der Frömmigkeit aus, sondern auch von demjenigen des Fortschreitens der Arbeit. Blicken die Landschönheiten, welche bis jetzt kaum über die Grenzmarken ihres Dorfes gekommen sind, zufällig auf, so bedarf es einer gehörigen Spanne Zeit, ehe sie sich sammeln und, von dem Anblick des Gewoges betäubt, verirrt, außer Rand und Band gebracht, wieder die verschiedenen Zwirnfäden über und unter einander weben, bis die Garnitur, schwarz oder weiß, dasteht.

Die „Compagnie des Indes" ließ sich auch aus der Bretagne ein halbes Dutzend duckmäuserischer Mägdelein verschreiben, die mit ungeheuerer Anstrengung und mit Aufopferung ihrer Augen an einem jener Shawls weben, welche die Mode seit etlichen Jahren außer Curs gesetzt hat. Die Gesellschaft ließ sich ebenfalls aus Indien zwei Tibetaner kommen und rechnete nicht wenig auf die „great attraction" welche die Adepten Wischnus ausüben würden. Aber die Arbeit scheint eben nicht nach dem Geschmack der wackeren Hindus zu sein, ihre Stühle sind immer und immer leer. Dagegen erblickt man die Beiden, wie sie in der internationalen Straße Maulaffen feil halten oder sich in den anliegenden Cafés von Flaneurs tractiren lassen, die stolz und froh sind, mit so stark beturbanten Gästen an einem Marmortischchen zu sitzen, was die Vorübergehenden in Aufregung versetzt. Eine vollständige Druckerei mit verschiedenen neuverbesserten Apparaten arbeitet auf's Kräftigste, die beste Gelegenheit, einhundert Karten à la minute vor seinen Augen verfertigen zu lassen; man muß aber, wenn auf dem dem lithographischen Schriftgelehrten vorgezeigten Modelle sich gothische Buchstaben

Digitized by Google

befinden, selbe genau vorbuchstabiren, da er sich nur bei lateinischen Lettern ganz und gar auskennt. Was können wir noch für gutes Geld erstehen? Zierliche Papierfächer mit den Abbildungen der Ausstellung auf gelbem, grünem, rothem Grund beklebt; Portemonnaies und winzig kleine Elfenbeinperspective; eigens für uns eben zugeschnittene Couverts mit dem Ausstellungspalais als Siegel. Das Klappern der Werkstühle, das Gekreisch der rollenden Walzen, das Sausen der frischgeschliffenen Scheeren durch die Papiermassen wird von den Tönen einer mächtigen Orgel überboten, die nur in einer Domkirche oder in einer Galerie wie auf dem Marsfeld Unterkunft finden kann. Dann und wann erklingen von draußen die weihevollen Töne eines Glockenspieles, dazu die sich beständig erneuernde und bunt zusammengewürfelte Menge, die von einem Atelier zum andern begierig lustwandelt und dem weit geöffneten Auge nichts entgehen läßt. Dadurch eben wird die „Galerie du travail" zu einem der merkwürdigsten Anziehungspunkte der diesjährigen Ausstellung.

Man trennt sich nicht ohne Mühe von diesen Probeleistungen in anima vili der Pariser Industrie, um links die Wanderung durch die ausländischen Sectionen, die jetzt vollständig eingerichtet sind, vorzunehmen. Man staunt fürwahr nicht wenig über die Fülle von Material, die in elfter Stunde aus allen Welttheilen hierher befördert wurde. Es muß bei den meisten Ausstellern Principsache gewesen sein, ja nicht ihre Waare vierundzwanzig Stunden zu früh auszupacken. Jene Stellen, die noch am Eröffnungstage öde und leer dastanden, so daß gegen Herrn Krantz der Vorwurf der Raumverschwendung gemacht wurde, Alles hat sich mit Erzeugnissen jeder Art angefüllt, selbst die unermeßlichen Hallen, hinter diesen der Maschinenraum und drüben, durch eine mit Sand bestreute Allee getrennt, die Annexen. Holland — das erste Land von der „Galerie du travail" angefangen — springt uns vermöge des Reichthumes und der Gediegenheit seiner Produkte in's Auge. Das weltberühmte, von allen Kennern gepriesene Likörhaus Wynand Foking errichtete am Eingang des Saales eine kunstgerechte Pyramide von schwindelnder Höhe, zu welcher „vom besten" Curacao-Bitter u. s. w., Anisette und anderen recomfortirenden Stoff beigetragen wurde. Die seltsamen Erzeugnisse der niederländischen Colonien reihen sich an die Wunder der Amsterdamer und Rotterdamer Gold- und Silberarbeit. Es tritt da die ganze Prachtfülle des luxuriösen Geschmackes der Handelspatrizier zu Tage, immer in kunstvoller Form und zu praktischer Verwendung. Massive Tafelaufsätze, gewaltige Schüsseln, ungeheuere Pokale u. s. w. harmoniren trefflich mit den geschichtlichen Ueberlieferungen der stolzen Kaufherren, die zugleich Geschäftsleute, Diplomaten und Kunstkenner waren. Das kleine industrielose Portugal daneben nimmt sich natürlich viel bescheidener aus. Es hat sich in der marmornen Einfassung seines seit meinem letzten Besuche zur prachtvollsten Entfaltung gelangten gothischen Klosters einen Bazar errichtet mit allerhand alltäglichen Dingen, Kleidungsstücken, Hüten, Schuhen u. s. w. Die locale Farbe wird einzig fast durch die bekannten Filigrannippsachen, die silbernen Geldbeutel und zierlichen aber ziemlich werthlosen Schmuckgegenstände gerettet.

Bei den südamerikanischen Staaten fallen uns eine Reihe von wächsernen Mannequins auf, die mit verschiedenen Costümen bedeckt, in ziemlich primitiver Weise einzelne Gestalten von drüben veranschaulichen. Man erfährt da glücklicherweise wie ein Milizsoldat von Columbia, ein Arbeiter von Panama und eine nicaraguanische Bäuerin sich tragen, wenn man es nicht aus dem ersten besten illustrirten Reisebericht erlernt hat. Interessanter sind unbedingt die Schulgegenstände, topographische Karten und vielfache mineralogische Bruchstücke.

Belgien hat schöne Tapeten und bemerkenswerthe Renaissancemöbel mit praktischer Anwendung auf die Gegenwart. Hier beginnen die förmlichen Hauseinrichtungen, welche wir in verschiedenen anderen fremden Abtheilungen in veränderter Form vorfinden werden.

Statt die Mobilien einzeln auszustellen, zeigt man sie im Zusammenhang; also einen förmlichen Salon, einen Speisesaal, wo auf dem Eichenholztische nur die blendend weiße Linnendecke fehlt, mit den bemalten Porzellanplatten auf den Wänden und den Krügen verschiedenster Art auf der Credenz. Etwas weiter ist es ein trauliches Schlafzimmer, wo die bunte Austapezierung des Bettes mit der strengen Bauart der Möbel wohlthätig contrastirt. Oestreich-Ungarn nimmt einen sehr großen Raum ein. Die Wiener Goldarbeit, die mit der Pariser Fabrikation direct concurrirenden Articles de Vienne, nehmen einen hervorragenden Platz ein. Man bewundert nicht mit Unrecht die prachtvolle, vom Kaiser von Oestreich bestellte Cassette, welche den Impuls zu einer würdigen Vertretung der östreichischen Kunstindustrie in Paris verleihen sollte. — Wenn man sich umsieht, so wird man gewahr, daß das Beispiel des Monarchen nicht nachgeahmt wurde.

Im Möbelfache bewahrt Oestreich immer eine entschiedene Ueberlegenheit, welche ihm kaum Frankreich streitig machen könnte; die Arbeit hat einen entschieden künstlerisch-vornehmen Anflug und die mit dem geschnitzten Holze abwechselnden Möbelstoffe sind durchwegs bester Qualität mit kostbarer schwerer Broderie. Die böhmische Glasausstellung bildet an einem hellen Nachmittag, wenn das durch die Velours aufgehaltene Sonnenlicht gedämpft auf die Hunderte von capriciös geformten Gefäße niederscheint, das Bild eines regenbogenartigen Funkelns und Schimmerns. Die tausendfache Wiedergabe der Sonnenstrahlen entzückt das Auge, aber blendet es zu rasch.

Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte man die höchst erwähnenswerthen Malachitarbeiten der Russen preisen. Die Verwendung dieses schönen und kostspieligen Gesteins zu Tischplatten, Toiletten, Kästen u. s. w. bleibt der Triumph russischer Industrie und haben die kriegerischen Ereignisse demselben keinen Abbruch gethan.

Am Eingang der russischen Ausstellung läßt Herr Alibert, der Entdecker des sibirischen Graphits, einen Kiosk mit wohlzusammengesetzten Trophäen von Bleistiften, sämmtlich aus seinem Mineral verfertigt, aufrichten. Herr Alibert hat über zweiundzwanzig Jahre in Sibirien zugebracht, um persönlich die Ausbeute seines Schachtes zu leiten. In Warschau muß eine nicht unbedeutende industrielle Thätigkeit herrschen, nach den Luxusmöbeln, Kronleuchtern, Pianos u. s. w. zu urtheilen, die aus der polnischen Hauptstadt hierher gesandt wurden.

Spanien ist durch die Fülle der Arabesken seiner im buntscheckigsten maurischen Stile gearbeiteten Façade und durch die Musterkarte seiner lebendig ausgestellten Soldaten bemerkenswerth. Die italienische Ausstellung ist neben manchem venezianischen Tand durch herrliche Kunstwerke vertreten. Eine Marmorbüste des Königs Umberto, als Aufsatz einer Fontaine, und mehrere Frauengestalten von blendendem Marmor zeugen für die Erhaltung des guten Geschmacks. Den nämlichen Eindruck ergibt die Wanderung durch die Möbelabtheilung, wo man manches Originelle gewahr wird, wie z. B. eine Causeuse, Tisch und Stühle aus Büffelhorn und Büffelhaar.

China und Japan bringen das gewöhnliche Contingent ihrer so vielfach nachgeahmten und daher auch schon Jedermann wohlbekannten Tapeten, Lackmöbel und tausend und eine Kleinigkeiten aus Elfenbein. Lebhaftestes Interesse erregt ein kolossales Doppelbett aus Marqueterie mit einem kühnen Schwibbogen, ungefähr wie die Decken der venezianischen Gondeln. Auch die Gestalten der Herren chinesischen Aussteller in der plumpen Nationaltracht, mit der klassischen Brille auf der vergilbten Nase, sind nicht zu verschmähen. Sie harmoniren gar zu vortrefflich mit den von ihnen ausgestellten phantastischen Pfauen und Paradiesvögeln und den feuerspeienden Boaschlangen. Die Japanesen schwören sämmtlich auf's europäische Costüm; schade, so ein halbes Dutzend Zweigabel-Männer hätte sich prächtig ausgenommen.

Nun kommt man in die Länder des Reichthums: Amerika, die englischen Colonien und England selbst. Die englische Ausstellung mündet in die Galerie d'honneur, wo der Prinz von Wales alle die prunkvollen Geschenke ausstellt, welche er vor drei Jahren von den Vasallen der englischen Krone erhielt. Man wird nicht müde, diese vielfältigen Erzeugnisse der Kunst zu betrachten, wo jedes

Digitized by Google

einzelne Stück eine blendende Enthüllung ist, die Enthüllung einer Kunst, welche weder den Schweiß des Arbeiters noch Edelsteine scheut. Was für Schätze wohl in jeder Waffe, in jedem Pfeifchen, in jeder Cassette, in jedem Gegenstande stecken mögen. Unwillkürlich denkt man, daß jener Staat, welcher über solche Reichthümer verfügt, unmöglich sich von irgend Jemandem auf den Fuß treten lassen kann. Wie sie heute in vollständiger Einrichtung dasteht, bildet diese Ehrengalerie das richtige Seitenstück zur Galerie du travail, mit welcher sie parallel läuft. Dort oben zeigt man uns in seiner Entstehung den Bedarf des alltäglichen Lebens, hier in seiner Vollendung den exotischen Luxus und die Kunst. Denn die Galerie d'honneur hat ihre Marmor- und ihre Bronze-Statuen, ja sie hat eine der größten, die je gegossen wurden: den Recken Carolus Magnus auf einem Riesenpferde, von vier Hommes d'armes begleitet. Doch darüber und über die kolossale Ausdehnung der französischen Exposition im nächsten Artikel.

Paul d'Abrest.

Vom deutschen Theater.

Freudiger als je eile ich heute, meine Chronistenpflichten zu erfüllen, denn es geschieht unter der wohlthätigen Nachwirkung einer Kunde, daß Herzog Ernst II. von Sachsen-Coburg-Gotha die Initiative ergriffen habe, dem größten dramatischen Künstler, der in der Residenzstadt seines Landes Gotha, unter seinem großen Vorfahr Ernst dem Weisen gewirkt und daselbst gestorben, Konrad Ekhof, ein dauerndes Ehrenzeichen zu errichten. In einem Epitaphium, das dem Haupteingang gegenüber im Vestibul des freundlichen Schauspielhauses zu Gotha errichtet worden, soll am 16. Juni d. J. eine von dem begabten Bildhauer Deutschmann nach Graffs Ekhofporträt ausgeführte überlebensgroße Büste aufgestellt und eine entsprechende Gedenktafel angebracht werden. Durch diesen Act der Pietät hat sich Herzog Ernst selbst ein Denkmal gesetzt und uns in der Kunstgeschichte vor der üblen Nachrede bewahrt, daß wir eines Mannes vergessen hätten, der auf seinem Gebiet unleugbar den Besten der Nation zur Seite steht, des Mannes, den Lessing einen Künstler nennt, „dem das Gute nicht blos gelingt, sondern der es macht!"

Man sagt, daß kein Unglück allein komme und fast scheint es heute meiner guten Nachricht ebenso zu gehen, denn wenn ich die theatralischen Ereignisse der letzten vier Wochen Revue passiren lasse, zeigt sich überall im Großen und Ganzen eine freundliche, theilweise sogar festliche Physiognomie. Selbst den Theaterdirectoren, die meist wenig gute Freunde haben und in der letzten Zeit alle Truppen in's Feld schicken mußten, um den Lenz, der

Auf lauen Lüften
Lind und lieblich
Wunder webend

eingezogen war in voller Pracht, zu bekämpfen, trieb ein plötzlicher Umschlag der Witterung wieder ein schaulustiges Publicum in die manchmal schon recht sommerlich-öden Räume. Aber nicht lange wird diese günstige Ungunst anhalten und die größeren Theater werden allmählich schließen, Melpomene auf einige Monde schmollen und die heitere Thalia in Gärten und luftigen Bühnenhäusern ihre Sommerresidenz aufschlagen. Schon zeigen sich zahlreiche Vorboten der nahenden Sommersaison, Gäste kommen und gehen, in der Zettelsammlung der „Deutschen Bühnengenossenschaft" werden die stereotypen und lakonischen Bemerkungen „letzte Vorstellung vor den Ferien" und „Schluß der Saison" immer häufiger, kleine Directoren zeigen mit großem Pomp an, daß sie in Kyritz oder Krähwinkel die Leitung der „dasigen Bühne" übernommen haben und in der Reichshauptstadt kann der Physiognome, der sich auf Schauspielertypen versteht, bereits das Zuströmen der Kunstjünger aus den Provinzen, das sich jeden Sommer wiederholt, deutlich wahrnehmen. Von bedeutenderen Theatern schlossen bereits die Hoftheater zu Darmstadt am 19. Mai, Petersburg am 29. April (alten Stils) und Dessau am 2. Mai. Für das letztere, bis jetzt sehr würdig wirkende Institut bedeutet diesmal der „Schluß der Saison" zugleich einen Abschluß seiner besten Epoche, da sein Etat bedeutend eingeschränkt worden ist und unter diesen Verhältnissen von einer ersprießlichen Thätigkeit kaum mehr die Rede sein kann.

Das bedeutendste künstlerische Ereigniß der letzten Wochen, wenn nicht der ganzen diesjährigen Wintersaison überhaupt, ist ohne Zweifel die Wiedergabe der ersten beiden Theile des großartigsten modernen musikalisch-dramatischen Werkes, des „Ring der Nibelungen" in Leipzig, die sich nicht nur das erste Mal, sondern bei jeder Wiederholung zu einem Feste gestaltete, das all den glücklichen Theilnehmern unvergeßlich sein wird. Die „Gegenwart" hat die That bereits ausführlich gewürdigt und es ist charakteristisch genug, daß der Verein der sog. Theaterfreunde in Leipzig daraus Anlaß nimmt, den Schreiber jener Würdigung in einer Broschüre anzugreifen, der man anmerkt, daß sie von „Theaterfreunden" herrührt, welche die bewährte Mithülfe von Dienstmännern zu ihren künstlerischen Einflüssen nicht verschmähen. Wie in Leipzig dringen auch anderwärts Wagners Werke mehr und mehr durch und brechen sich siegreich Bahn, trotz den oft recht ungeschickten und kindischen Angriffen der Gegner des „Meisters". In Hamburg hat die „Walküre" bis zum 4. Mai 12 Mal volle Häuser gemacht, in München hatte die bevorstehende, leider im letzten Moment abgesagte und bis zum Juni vertagte Siegfried-Aufführung ein zahlreiches Publicum aus Frankfurt a. M., Berlin, Wien, Leipzig und Stuttgart herbeigezogen, in Weimar ist „Rheingold", in Wien soll „Siegfried" in Vorbereitung sein, und in Holland, wo bereits früher „Lohengrin" und „Tannhäuser" große Erfolge errungen, hat vom 17.—29. April die „Walküre" fünf Aufführungen erlebt, bei denen der Beifall stets zunahm. Selbst in der heiligen Stadt, in Rom, hat man willig die Schönheiten des „Lohengrin" aufgenommen, und nach einem Referat der „K. Z." waren dem nicht gerade leicht zu erfassendem Werke rasch die Wege geebnet. Um so befremdlicher muß es trotz allen Motivirungen einiger inspirirten Tagesblätter erscheinen, daß die Königliche Oper in Berlin nicht endlich auch damit vorgeht, Wagners jüngste und großartigste Arbeit dem reichsstädtischen Publicum zu bieten, und nur durch diese consequente Vorenthaltung erklärt sich der originelle Plan des Dr. Förster, mit dem Leipziger Opernpersonal im Victoriatheater „Rheingold" und „Walküre" aufzuführen. Willigt der Leipziger Stadtrath in die Ausführung des Projectes, so darf er als gesichert angesehen werden, da der wichtigste Factor, Richard Wagner, sich damit einverstanden erklärt hat. An den Erfolg kann nach den bisherigen Erfahrungen nicht gezweifelt werden und das Victoriatheater wird dann nicht mehr nöthig haben zu Anziehungsmitteln seine Zuflucht zu nehmen, wie dem, daß „jeder Erwachsene ein Kind frei mit sich in's Theater" nehmen darf (!). Eine neue Oper steht im Kgl. Theater für nächste Saison in Aussicht, es ist Hoffmanns „Armin", der mit Niemann in der Titelrolle in Scene gehen wird. Während zwei der besten Mitglieder des Kgl. Instituts, Lilli Lehmann und Franz Betz, in Schweden der deutschen Kunst Siege erringen, hat sich eine der Abstammung nach italienische Sängerin von seltenem Liebreiz und vielem musikalischen Talent, Frl. Tagliana, in Berlin Beifall und einen mehrjährigen Contract erworben, dessen Ratification der Kaiser selbst befohlen hat. Im Schauspielhaus, das Zells Lustspiel „Die Büste" angenommen hat, wird ein Cyclus von Schillervorstellungen mit großem Interesse und warmer Empfänglichkeit von einem zahlreichen Publicum entgegengenommen. Dieser Cyklus würde gewiß noch mehr fesseln, wenn die einzelnen Theile ohne Unterbrechung sich folgten, was leider nicht zu ermöglichen. Ein durchaus klassisches Repertoir brachten die Meininger mit, die bis heute, wo Shakespeares „Wintermärchen" zum ersten Mal von ihnen im Friedrich-Wilhelmstädtischen Theater dargestellt wird, die „Räuber" und den „Prinzen von Homburg" aufführten. Weniger Glück als diese Gäste, welche vom 20. September bis Ende October in Pest gastiren, hat das Personal des Theaters an der Wien, das im Wallnertheater bis jetzt Costas „Ihr Corporal" und die nach einem Sujet von Kaiser bearbeitete Langer'sche Posse „Curirt durch eine Posse" auf dem Repertoire stehen hat. Die Wiener sind vorzügliche Künstler, die Anerkennung verdienen und finden, trotzdem soll ihr pecuniärer Erfolg nicht der erwartete gewesen sein. Es heißt, daß sie Anfang Juni in das Dresdener Residenztheater übersiedeln; Josephine Gallmeyer, die in diesem Jahre ihr 25jähriges Bühnenjubiläum feiert, hat schon am 21. Mai Abschied genommen. Das Abschiednehmen ist überhaupt in Berlin seit einiger Zeit an der Tagesordnung, Helmerding machte den Anfang, sprach aber in einem gelungenen Couplet die Hoffnung aus, wiederzukommen. Ihm folgte Elise Mejo, die Krolls Theater den Rücken kehrte, um am 1. Sept. in den Mitgliederverband des Wallnertheaters zu treten, schließlich sagte auch die Italienische Oper in Krolls Etablissement „Addio"

Digitized by Google

und machte deutschen Operisten Platz. — Das Residenztheater, dessen Direction in Adolf Sonnenthal, Frl. Wessely und Dr. Förster drei sehr interessante Gäste vorführte, veranstaltete Anfang Mai eine Vorstellung zu Gunsten der Errichtung eines Denkmals für die im letzten Herbst verblichene liebreizende Mathilde Ramm-Beckmann. Obgleich namhafte Kräfte sich an der Vorstellung betheiligten, war sie nicht nach Erwarten besucht, was von Neuem die schmerzliche Wahrheit darthut, daß das Publicum selbst seine gefeiertsten Lieblinge rasch vergißt.

Günstiger Aufnahme erfreute sich im Nationaltheater ein dreiactiges Zeitgemälde von Berla, „Ein Russischer Beamter", in dem das russische Beamtenthum treffend geschildert und manches Zeitgeschichtliche mit eingewoben ist. Der Verfasser war anwesend und wurde mehrmals gerufen. Friedrich Mitterwurzer vom Wiener Hofburgtheater war in der Titelrolle höchst eindrucksvoll. Während die meisten Theater sich rüsten, die Saison zu enden, hat das unglückliche Woltersdorff-Theater nach mehrwöchentlicher Schließung mit Vogels „Handbillet Friedrich des Großen" und Holteys „Wiener in Berlin" wieder eröffnet. Das Stadttheater gab ein feines Lustspiel des Verfassers von „König René's Tochter" Hertz: „Einquartierung", von Emil Jonas übersetzt, das Belle-Alliancetheater eine Novität Oskar Walters, „Wogen des Glücks". Das letztere Theater hat auch Anzengrubers neuestes Volksstück „s' Jungferngift" erworben, welches Ende vorigen Monats im Carltheater zu Wien seine erste Aufführung erlebte. Ohne Tendenz ist diese Arbeit des Volksstückdichters voll überraschender Wahrheit, frisch und lebendig und mit sprudelnstem Humor geschrieben, in den sich manch poetisches Wort einmischt. Am 31. Mai schließt das Carltheater und eröffnet erst am 7. September wieder unter Leitung von Tewele, der abermals eine ganze Reihe französischer Dramen zur Aufführung erworben hat, nämlich zwei dreiactige Lustspiele von Hennequin und Delacour „Cherchez la Femme" und von Hennequin und Najere „Doit-on se taire?", ein einactiges Lustspiel von Meilhac und Narrey „La cigarette", Crémieux und Jolins „L'ange bleu", Lustspiel in 4 Acten, endlich Offenbachs neueste Operette „Madame Favart". Das schon in meinem letzten Bericht erwähnte Drama Warteneggs „Andreas Baumkircher", hat sich im Burgtheater als gründlich langweilig erwiesen und bei der zweiten Vorstellung war das Haus fast leer, im Parterre kaum fünfzig Zuschauer. Für den Juni erwartet man in dem genannten Theater eine Novität, „Die Augen der Liebe" von Wilhelmine von Hillern. In dem Hofopern-Theater hat die italienische Stagione am 3. Mai mit Gounods „Faust" ein Ende erreicht, ihrem günstigen künstlerischen Resultat entspricht leider in keiner Beziehung das finanzielle; auf nicht weniger als 100,000 Fl. beläuft sich das Deficit, welches die vierundzwanzig Vorstellungen der Italiener in der Kasse des kaiserlichen Instituts als trauriges Andenken zurückgelassen haben. Einen Besuch, den die italienischen Gäste Mitte Mai der ungarischen Hauptstadt abstatteten, hatte auch nicht den gewünschten Erfolg, im Gegentheil! trotz riesiger Preise, auch hier 8000 Fl. Verlust. Da muß man Laube doppelt beglückwünschen, der bei aller künstlerischen Abrundung, deren sich die Vorstellungen im Stadttheater erfreuen, gleichzeitig tapfer und muthig darauf losarbeitet die Kasse zu füllen. Und wahrlich, der alte Dramaturg hat in den letzten Wochen Glück mit seinen Novitäten gehabt. Sowohl Auerbachs feines Lustspielchen „Das erlösende Wort", wie Bellevilles ergötzlicher Scherz „Alte Liebe", Emerich Bukovics gewagter aber ungemein heiterer Schwank „Der Unsichtbare", wie Ernst Legouvés vieractiges Lustspiel „Miß Susanne" wurden freundlich aufgenommen. Das letztere ist übrigens gar keine Neuheit mehr, denn bereits vor 10 Jahren wurde es einigemale am Burgtheater aufgeführt, allein bald vergessen; mit Unrecht, denn es zeigte sich diesmal im besten Sinne wirkungsvoll und die Kritik rühmt ebenso sehr den übersprudelnden Humor des Ganzen, wie die gelungene Zeichnung der Charaktere. Für die nächste Saison erwarb Laube ein Lustspiel von Sigmund Schlesinger „Der Kopf im Bild", das mit zwei anderen neuen Stücken desselben Autors zu einem Schlesinger-Abend vereint werden soll. Fast wie eine Mähr klingt es, daß die Komische Oper, der bereits das Schicksal drohte, in eine Fruchtbörse umgewandelt zu werden, doch wieder einen Pächter, oder richtiger eine Pächterin gefunden hat. Frau Karoline Völkel-Strampfer ist die muthige Frau, die vom 1. Oct. d. J. auf 6 Jahre einen vom Ministerium des Innern genehmigten Contract zur Uebernahme des Institutes abschloß und zur Sicherstellung desselben eine Caution niederlegte. Der Bruder der Pächterin, Herr Strampfer, übernimmt die artistische Leitung und beabsichtigt namentlich Operetten, Possen und Volksstücke zu cultiviren. Nun denn, Glück auf!

Für Lübeck will sich bis jetzt eine Völkel-Strampfer nicht finden und das dortige Stadttheater hat Aussicht directionslos zu bleiben. Anders Frankfurt a. M., das für theaterunternehmungslustige Leute eine eigene Zugkraft besitzen muß. Ich wenigstens vermag mir das Vorhaben des Tenoristen Adolfi nicht anders zu erklären, der dort, neben Jantschs Victoriatheater, noch ein Operettentheater errichten wird. An eine siegreiche Concurrenz ist dabei gar nicht zu denken, denn Director Jantsch, der während des Juni mit seinem Personal im Wiesbadener Hoftheater gastirt, hat für die folgende Saison ganz bedeutende und sieggewohnte Truppen um seine Fahne geschaart, u. A. auch den namhaften Gesangskomiker Friese, die Budapester Soubrette Lori Stubel und Frl. Anna Dombrowska, früher in Berlin am Friedrich-Wilhelmstädter Theater, engagirt. Einen recht erfreulichen Aufschwung nimmt das Lobetheater in Breslau, das am Ostersonntag unter Hugo Müllers Direction mit Costas dort vollständig durchschlagendem Charakterbild „Ihr Corporal" eröffnet wurde. Die Direction, eifrig bemüht, die Gunst des Publicums sich zu erhalten, hat jüngst auch den gelungenen Versuch gemacht, ein Lustspiel aus dem Rumänischen „Die Herrin von Altweyl" aufzuführen.

Von anderen, sei es durch den Erfolg, sei es durch innern Werth (zwei bekanntlich nicht immer zusammenwirkende Factoren) interessanten Novitäten der letzten Vergangenheit wäre zu nennen ein zweiactiges Volksstück von dem originellen bayrischen Dichter Kobell „Die schö' Cenzi vo' Mitt'nwald", und ein derber aber sehr drastischer Schwank „Unverhofft kimmt oft" von dem Maler und Schriftsteller Ille. Beide Stücke wurden im Münchener Gärtnerplatztheater aufgeführt und zwar mit ungemein mehr Glück, als das schwache Henle'sche Preislustspiel „Durch die Intendanz" im Kgl. Residenztheater. Besser erging es der gekrönten Arbeit in Hannover, wo auch eine andere Novität „König Jugurtha", Trauerspiel von Conrad Lotze, namentlich um der schönen Sprache willen, freundlich aufgenommen wurde. Eine Tragödie von dem frühern Schauspieler und jetzigen Schriftsteller Pöhl „Catilina" bestand in Brünn, unterstützt durch die Mitwirkung Mitterwurzers und Swobodas, die Feuerprobe der ersten Aufführung vortrefflich. Selbst mit einer guten Posse ist die Bühne beschenkt worden, wenn anders die Kritiker wahr berichten; von Dr. Stinde und Georg Engels verfaßt, nennt sie sich „Ihre Familie" und kam mit Frl. Wagner im Thaliatheater zur Darstellung. Unter den Novitäten, die uns noch bevorstehen, wird jedenfalls das größte Aufsehen ein Lustspiel Freytags machen, an dem der Dichter zur Zeit in seiner Sieblebener Muße arbeitet. Auch Spielhagen wird wieder als Dramatiker hervortreten, diesmal mit einer Bühnenbearbeitung seiner Novelle „Das Skelet im Hause." Von Genée ist eine neue Operette „Stefano der Bärenführer" mit einem Höllrigl'schen Libretto, in Hamburg und Dresden die Aufführung von Hoffmanns Oper „Aennchen von Tharau", im Berliner Wallnertheater eine Jacobson'sche Bearbeitung der alten Posse „Münchhausen" von Kalisch und ein aus dem Französischen übersetztes Lustspiel „Le coucou" zu erwarten. Wie stark in Deutschland die dramatische Production ist, das erhellt wohl aus der Notiz, daß im ersten Drittel d. J. allein bei der Intendantur des Kgl. Schauspielhauses zu Berlin nicht weniger als 105 Stücke eingereicht wurden. —

Gestorben ist Anfang Mai die früher, besonders in Italien gefeierte kgl. dänische Kammersängerin Josephine Fröhlich (geb. 1805 zu Wien), die jüngste der drei Schwestern Fröhlich, welche Grillparzer so viele Jahre hindurch liebevoll pflegten. Tiefer und schmerzlicher noch wird die Nachricht berühren, daß am 22. Mai der bedeutende Componist Franz von Holstein aus der Reihe der Lebenden schied. Am 16. Febr. 1826 zu Braunschweig geboren, hat Holstein unter anderen musikalischen Werken auch die fein angelegten Opern „Der Haideschacht", „Der Erbe von Morley" und „Die Hochländer" geschaffen.

Joseph Kürschner.

Digitized by Google

Notizen.

Der Congreß sollte also trotz aller Schwierigkeiten, welche der Berliner Sommer darbietet, hier zusammentreten. So sah es wenigstens bis zum Himmelfahrtstage aus, und wenn nicht während des Druckes dieser Zeilen oder bis zur Eröffnung im letzten Augenblick eine Wendung eintritt, werden sich die zu dem Congreß berufenen Minister und Bevollmächtigten in den bedenklichen Aufenthalt am hiesigen Ort wenigstens während eines Theiles des Juli oder gar des August ergeben müssen. An Warnungen und besseren Rathschlägen hat es den betheiligten Staatsmännern nicht gefehlt, und wenn sie nicht hören wollten, werden sie die Folgen der Berliner Malaria tragen müssen. Heiße Zimmer, staubige Straßen, blattlose oder raupenzerfressene Scheinbäume im Thiergarten, zum Ersticken drückende Theatersäle, zweifelhafte, des Wildprets fast ganz entbehrende Diners, endlich entvölkerte Wohnungen und leere Salons, das sind die Reize, die auf die Congreßmitglieder warten. In Ermangelung anständiger Leute, die um jene Zeit sammt und sonders in die Bäder oder auf die Berge geflohen sind, werden sich die unglücklichen Excellenzen mit den Huissiers in den Ministerien oder mit den zur Strafarbeit der Berichterstattung verurtheilten Reporters und Interviewers trösten müssen. Die ganze Operation nimmt sich seltsam aus, und es wurde schon die Vermuthung laut, man habe die an Waldeskühle und frische Seeluft gewöhnten Engländer für ihr festes Auftreten gegen Rußland durch die Nöthigung, in der schlimmsten Jahreszeit nach Berlin zu kommen, hinterlistig strafen wollen. Frankreich wird ohnehin dadurch, daß an die Stelle des Pariser Vertrages, napoleonischen Andenkens, der Berliner treten soll, die gebührende Demüthigung erhalten. Die Signatur des europäischen Ostens und Nordens würde in dieser ingeniösen Weise die aus der Mode gekommene westmächtliche Devise ersetzen. Die Augen der Welt sollten einmal nicht auf das verhaßte Paris, sondern auf das als so langweilig verschriene Berlin gerichtet sein. Von hier sollten telegraphische Stichwörter, hochofficiöse Tagesbefehle und Dementis über die bewohnte Erde fliegen. Was ist aus der stillen bescheidenen Hauptstadt der früheren Tage geworden! Ein alter Berliner hat neulich seine Erinnerungen veröffentlicht, die politischen Unterschiede aber nicht genugsam berücksichtigt. Um von früheren friedlichen Decennien zu schweigen, wie gemüthlich sah es noch Ende der vierziger Jahre aus! Damals gingen von Zeit zu Zeit Verfassungsgerüchte, welche der diplomatische Jargon die constitutionelle Recrudescenz nannte. Dann kam der vereinigte Landtag bei verschlossenen Thüren. Man flüsterte von Vincke'schen Reden und Bismarck'schen nichts weniger als liberalen Debuts. Die Zeitungen durften erst nach dem Vorgange des Staatsanzeigers ihre Berichte veröffentlichen, und Zinkeisen, als Redacteur des officiellen Blattes, war ein interessanter Mann. Gegen den Schluß trat infolge der Verweigerung einer Eisenbahnanleihe und des ungeduldigen Verlangens nach einer halbwegs ernsten Verfassung eine Art Krisis ein. Varnhagen von Ense, der später in der sogenannten Revolutionszeit beinahe radical wurde, sagte unter den Linden Jedem, der es hören wollte, der König werde die Geister, welche er gerufen, nicht wieder los und die drei Curien des Berliner Schlosses würden sich bald als widerspänstige Generalstaaten entpuppen. Der Landtag wurde indessen einfach nach Hause geschickt und es kam ein trostloser Winter mit der Berathung eines Strafgesetzbuches. Das Weitere ist in Jedermanns Erinnerung. Selbst die Märztage entwickelten sich in verhältnißmäßig kleinen Umrissen. Preußen blieb der erste der Mittelstaaten, schleppte sich durch die zum Tode ennuyante Manteuffel'sche Reactionsperiode, durch die an Mißverständnissen reiche, nur von dem dänischen Kriege unterbrochene Conflictsparenthese, bis die große Zeit kam und die Siege der von der nationalen Strömung getragenen preußischen Armee die Mitwelt zu einem Staunen hinrissen, von welchem sie sich noch immer nicht recht erholt hat. Und jetzt soll Berlin nun gar der diplomatische Mittelpunkt werden, soll dem Orient und Occident den Frieden dictiren. Wir wollen nur von Herzen wünschen, daß der Congreß, wenn er jetzt oder später zusammentritt, dem müden Europa wirklich eine dauerhafte Ruhe und nicht etwa nur einen Scheinfrieden bringe. Wer mit den Russen verhandelt, kann stets sein Glück preisen, wenn er mit heiler Haut und ohne allzu arge Uebervortheilung davon kommt. Der gute Salisbury hatte sich in Constantinopel von Ignatiew und noch mehr von dessen Frau in der gröbsten Weise hinter das Licht führen lassen. Dann glaubte er mit der Entdeckung der englischen Interessen in so und so vielen Punkten, die ihm anderswo insinuirt waren, sein Vaterland zu retten, und er beeinflußte die berufene Depesche vom Mai vorigen Jahres, in welche sich der gedankenträge, energielose Lord Derby während des Krieges einfangen ließ. Der dreiste diplomatische Kosackenstreich des Friedens von San Stefano brachte jedoch England zum Bewußtsein seiner Fehler und Sünden. Der alte Beaconsfield trumpfte Rußland mit dem Rundschreiben von Anfang April ab, welches Salisbury unterzeichnete, aber nicht geschrieben hatte. Es hieß überall, Salisbury sei durch sein Abenteuer auf der Conferenz gewitzigt und werde den Russen fortan die Wege zeigen. Dies wird sich nunmehr auf dem Congreß erproben. Was dieser in seinem Schoße birgt, wissen nur ein paar Leute, die es nicht verrathen werden. In den Zeitungen wird viel von der deutschen Vermittelung gesprochen. Ein Statistiker hat ausgerechnet, daß der „ehrliche Makler" seit Bismarcks letzter Orientrede etwa eine und eine halbe Milliarde mal citirt wurde. Wo den Journalisten die Gedanken ausgehen, da ist bekanntlich ein geflügeltes Wort stets willkommen. Für den Berliner Congreß gibt es aber nur einen Trost, nämlich daß er wenigstens den fremden Bevollmächtigten einen gründlichen Begriff von der hiesigen sommerlichen Atmosphäre geben und infolge dessen von einem zweiten ähnlichen niemals wieder die Rede sein wird.

* * *

Ein belgischer Jurist über den englisch-russischen Rechtsstreit.

Der politische Conflict, welcher seit einer Reihe von Monaten Europa in Aufregung und Unruhe versetzt, wird von England in Form eines Rechtsstreites geführt, in welchem diese Macht nicht sowohl ihre Interessen als vielmehr das von Rußland angeblich schwer verletzte europäische Völkerrecht vertreten will. Der englischen Regierung war es in dieser Rolle gelungen, eine große Anzahl von Anhängern in Europa zu gewinnen. Die Opferwilligkeit und der Muth des Inselreichs, welches nöthigenfalls vor einem großen Kriege nicht zurückschrecken will, um einen mächtigen Uebelthäter vor den Richterstuhl Europas zu führen, ist in weiten Kreisen bewundert und gefeiert worden. Anfangs fanden die Stimmen derjenigen, welche darauf hinwiesen, daß es sich für England lediglich um die Wahrung der eigenen Interessen und um die Erhaltung und Vermehrung der Macht im Orient handle, in vielen Kreisen nur wenig Gehör. Allmählich hat man jedoch angefangen, sich zu besinnen. Der Enthusiasmus beginnt vielfach zu weichen, und die nüchterne Auffassung und Prüfung der Verhältnisse tritt wieder in ihre Rechte. Die von der englischen Regierung eingenommene rechtliche Position wird auch von solchen als unhaltbar bezeichnet, denen es dafür aus politischen Gründen nicht an Sympathien fehlt. Bemerkenswerthe Stimmen, deren eine kürzlich auch in der „Nationalzeitung" zum Ausdrucke gelangte, behaupten sogar neuerdings, daß Lord Beaconsfield im Interesse der englischen Machtstellung im Orient entschlossen sei, unter allen Umständen jetzt mit Rußland Krieg zu führen. Wir werden bald Gelegenheit haben zu sehen, ob diese Auffassung begründet war.

Der von der englischen Regierung eingenommene Rechtsstandpunkt ist in diesen Blätttern bereits von Bluntschli geprüft und entschieden verurtheilt worden. Zu demselben Ergebnisse gelangt eine vor kurzem unter dem Titel: „Les événements d'Orient depuis février 1877 jusqu'en mars 1878" zu Gent erschienene Schrift, welche den bekannten belgischen Juristen Rolin Jaecquemyns, den Leiter einer angesehenen völkerrechtlichen Zeitschrift, der „Revue de Droit international", zum Verfasser hat. Die genannte Schrift soll eine Arbeit ergänzen, welche der Verfasser bereits im vorigen Jahre über die orientalische Frage unter dem Titel: „Nouvelle étude sur la question d'Orient" in der gedachten Revue und in besonderer Ausgabe veröffentlicht hat, und bildet den ersten Abschnitt einer größeren wissenschaftlichen und politischen Arbeit über die neueste Entwicklung der internationalen Verhältnisse in Europa, welche demnächst in der „Revue de Droit international" erscheinen soll.

Die Darstellung beginnt mit der Rede, welche Lord Salisbury am 15. Januar 1877 in der vorletzten Sitzung der Conferenz von Constantinopel gehalten hat. Der englische Bevollmächtigte erklärte

Digitized by Google

in dieser Rede, welche sich sehr eingehend über die politische Tragweite der Verhandlungen und Beschlüsse der Conferenz aussprach, daß England genöthigt sei, seine Haltung als Garantiemacht des Pariser Vertrages aufzugeben, wenn die Pforte bei ihrer Weigerung, die Conferenzbeschlüsse anzunehmen, verharren würde. „Ich bin zu der formellen Erklärung beauftragt," bemerkte Lord Salisbury, „daß wenn die Pforte aus Eigensinn oder Sorglosigkeit den Anstrengungen Widerstand leistet, welche jetzt gemacht werden, um dem ottomanischen Reiche eine gesicherte Grundlage zu geben, die Verantwortlichkeit für die Folgen lediglich auf den Sultan und seine Räthe fallen wird. — — Finden die von uns vorgeschlagenen Grundsätze in der nächsten Sitzung am 18. d. Mts. keine Annahme, so betrachten die Bevollmächtigten der sechs Congreßmächte die Conferenz für geschlossen und werden Constantinopel verlassen."

Die Pforte verharrte bekanntlich bei ihrer Weigerung, und die Gesandten reisten ab. Rolin bemerkt, daß es unter diesen Umständen für die Conferenzmächte nur zwei Wege gegeben habe, welche politisch und juristisch correct gewesen seien. Entweder hätten diese die Pforte durch eine gemeinschaftliche Action zur Annahme der Conferenzbeschlüsse veranlassen müssen, oder sie hätten diese Action einer oder mehreren aus ihrer Mitte übertragen sollen. Ein vollständiges Zurückweichen der Mächte, eine Inactivität derselben, nachdem einmal ein so großer politischer Apparat wie die Conferenz in Constantinopel in Bewegung gesetzt war, sei eine politische Unmöglichkeit geworden. Aus den dem englischen Parlamente vorgelegten Blaubüchern gehe aber hervor, daß der englische Botschafter zu St. Petersburg am 20. Februar v. J. dem Fürsten Gortschakoff den Vorschlag gemacht habe, jede weitere Action vorläufig auf zwölf Monate zu vertagen, um zunächst festzustellen, wie weit die Pforte aus eigener Initiative auf dem Wege der Reformen vorgehen werde. Diesen Vorschlag habe Lord Derby am 21. Februar dem russischen Botschafter in London wiederholt.

Rolin bemerkt, daß dem in Waffen befindlichen Rußland gegenüber dieser Vorschlag kaum ernsthaft gemeint gewesen sein könne. — Rußland that einen letzten Schritt zur Vermeidung des Krieges durch Unterzeichnung des Londoner Protokolls vom 31. März 1877. Es erklärte sich darin bereit, wenn die Pforte die Rathschläge Europas annehmen und zur Abrüstung schreiten wolle, einen türkischen Abgeordneten in St. Petersburg zu empfangen und über die gemeinschaftliche Abrüstung mit diesem zu verhandeln. Das Londoner Protokoll bot der Pforte die letzte Handhabe, um aus der sehr gefährlich gewordenen Situation noch auf gute Weise herauszukommen. Diese ergriff jedoch die günstige Gelegenheit nicht, sondern erklärte in dem Circularschreiben vom 9. April v. J., daß sie specielle Reformen für Bosnien, die Herzegowina und Bulgarien nicht zugestehen könne, und gegen alle Beschlüsse, welche ohne sie und wider sie gefaßt seien, protestiren müsse; zu Abrüstungen aber nur dann schreiten könne, wenn Rußland damit den Anfang machen werde. Lord Derby ließ der türkischen Regierung erklären, daß diese Antwort sehr unklug (very unwise) sei, „weil die Türkei sich dadurch in den Augen Europas in's Unrecht versetzt habe". Bald darauf erklärte er zu Musurus Pascha, „die Verschiedenheit der Gesichtspunkte zwischen England und der Türkei sei so groß, daß jede weitere Discussion unnütz erscheine. Seiner Regierung ständen keine Mittel weiter zu Gebote, um den Ausbruch eines Krieges zu vermeiden, welcher jetzt unvermeidlich erscheine."

Es folgte die russische Kriegserklärung, die Niederlage der Türkei und der Vertrag von San Stefano. Rolin ist mit manchen Bestimmungen dieses Vertrages nicht einverstanden. Er hält deshalb eine Revision desselben für erforderlich, um die Gesammtinteressen Europas und die berechtigten Interessen einzelner Mächte sicherzustellen. Aber er bekämpft entschieden die rechtliche Auffassung der englischen Regierung, daß zu allen Punkten, welche eine Aenderung des Pariser Vertrages enthalten, die Zustimmung sämmtlicher Conferenzmächte erforderlich sei! Der Pariser Vertrag sei nicht von Rußland, sondern von der Türkei gebrochen, weil diese sich hartnäckig geweigert habe, die darin zu Gunsten ihrer christlichen Unterthanen übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen. Deshalb habe auch Lord Salisbury in seiner Schlußrede auf der Conferenz zu Constantinopel erklärt, daß die Haltung der Türkei die Garantiemächte von ihren übernommenen Verpflichtungen entbinde. Mit dieser rechtlich durchaus begründeten Erklärung des englischen Bevollmächtigten stehe der jetzt von der englischen Regierung eingenommene Rechtsstandpunkt in unlösbarem Widerspruche. Der Art. 8 des Pariser Vertrages habe den Krieg zwischen der Türkei und einer der Garantiemächte ausdrücklich vorausgesehen, verlange aber, daß der Kriegserklärung eine Vermittlung der übrigen Mächte vorhergehe. Diese Vermittlung habe auf der Conferenz zu Constantinopel stattgefunden, sei aber, wie von sämmtlichen Mächten und ausdrücklich auch von der englischen Regierung anerkannt sei, an dem unberechtigten Widerstande der Türkei gescheitert. Es sei daher ungerechtfertigt, jetzt mit dem Pariser Vertrage in der Hand dem Vertrage von San Stefano gegenüberzutreten. Dagegen habe der europäische Congreß das Recht zu prüfen, inwieweit der Vertrag von San Stefano die Rechte des gesammten Europas und die Sonderinteressen einzelner Staaten verletze, und eine Remedur zu verlangen. Diesem Verlangen sei Rußland verpflichtet sich zu fügen. Es könne allerdings, wie jede andere Macht, einer unliebsamen Entscheidung wegen von dem Congresse zurücktreten. Um diesem Erfolg zu sichern, werde es sich daher empfehlen, vorher eine bestimmte Majorität für die Beschlußfassung festzustellen, welcher sich jede Macht unbedingt zu fügen hätte. Unter allen Umständen aber müßte die Regel gelten, daß jede Macht, welche einmal dem Congresse beigetreten sei, hierdurch auf das Recht des Widerspruchs resp. des Rücktritts von dem Congresse in allen Fällen verzichtet habe, wo die sämmtlichen übrigen fünf Mächte einverstanden sein würden. — Ohne die Anerkennung dieses letzteren Grundsatzes, der sich unmittelbar aus der Natur der Verhältnisse ergibt, würde in der That jede Congreßthätigkeit illusorisch sein. **L. Geßner.**

* * *

Eine neue Auflage des Führers durch Paris und Nordfrankreich aus „Meyers Reisebüchern" (Bibliographisches Institut in Leipzig) ist im Augenblick eine besonders dankenswerthe Erscheinung. Die soeben veröffentlichte neue Bearbeitung ist in ihrer Art ein ganz klassisches Buch, welches, was Reichhaltigkeit des Gebotenen anbelangt und ganz besonders in der Zuverlässigkeit der Angaben, alle seine Vorgänger auf demselben Felde überflügelt. Der Führer bietet auf seinen 826 Spalten eine Encyklopädie des modernen Paris und wird deshalb nicht leicht eine Auskunft versagen. Ein besonderer Vorzug dieses wie aller Theile der Meyer'schen Sammlung sind die aus gründlichem Verständniß hervorgegangenen, sehr reichhaltigen Daten über den Inhalt der verschiedenen Pariser Kunstsammlungen, wie des Sehenswerthen auf dem Gebiete der bildenden Künste in der französischen Weltstadt überhaupt. Durch Aufnahme der Routen 30—41 ist dieser Pariser Führer zu einem Reisehandbuch für ganz Nordfrankreich umgewandelt worden; und indem die Routen dieses Bandes sich genau an das vor kurzem erschienene Südfrankreich der Meyer'schen Reisebücher anschließen, bilden diese beiden Bände ein ganz Frankreich umfassendes Reisewerk, welches bisher in deutscher Sprache noch nicht existirte. 7 Karten, 30 Pläne, 33 Ansichten und 1 Panorama sind werthvolle und angenehme Beigaben dieses höchst empfehlenswerthen Führers.

Bibliographie.

Hüser, Denkwürdigkeiten aus dem Leben des Generals der Infanterie von Hüser, größtentheils nach dessen hinterlassenen Papieren zusammengestellt und herausgegeben von M. O. Mit einem Vorwort von W. Maurenbecher. 8. XVI u. 319 S. Berlin 1877, G. Reimer.

Aus den Tagen eines erloschenen Regentenhauses in seiner ehemaligen Residenz. Hessische Nachrichten aus alter und neuer Zeit. Aus dem größeren Nachlasse eines kürzlich verstorbenen Staatsdieners (Offiziers). kl. 8. VIII u. 152 S. Hannover 1878, C. Meyer 1. 20.

Aug. Becker, Franz Staren. Roman. 3. Bde. 8. 792 S. Leipzig 1878, Dürr'sche Buchhd.

Paul Bach, Trug. — Gold. Eine Erzählung aus dem 17. Jahrhundert. 8. 311 S. Berlin 1878, Goldschmidt.

W. Bender, Friedrich Schleiermacher und die Frage nach dem Wesen der Religion. Ein Vortrag. 8. 37 S. Bonn 1877, Weber. 1. —

Digitized by Google

Inserate.

Sturmnacht. Neue Novellen
von **Ernst Eckstein.** 2 Bde. Pr. 9 *M.*
Leipzig, Verlag von Rich. Eckstein.

Im Verlage von **Richard Mühlmann** in **Halle a/S.** ist soeben erschienen:

Krohn, A., Zur Platonischen Frage.
Sendschreiben an Herrn Prof. Dr. E. Zeller.
Gr. 8. Brosch. 3 *M.* 60 *S.*

Von demselben Verfasser erschien früher:

Studien
zur
Sokratisch-Platonischen Literatur.
Band I. Der Platonische Staat.
Gr. 8. Brosch. 9 *M.*

Sokrates und Xenophon.
Gr. 8. Brosch. 4 *M.* 50 *S.*

Bei uns erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Die
Deutsche Socialdemokratie,
ihre Geschichte und ihre Lehre.
Eine historisch-kritische Darstellung
von
Franz Mehring.
Preis elegant geheftet 4 *M.*
Siehe: „Gegenwart" Nr. 45 v. 10. November 1877. Seite 292/93.
Bremen. C. Schünemann's Verlag.

Verlag von Richard Eckstein in Leipzig.
Der **Socialdemokrat.** Preis 1 Mk.
Eine lehrhafte Geschichte von **Georg Möser.**
Illustrirt von **G. Guthknecht.**

Vor Kurzem erschien:
Practisches Handbuch
der
spanischen Handels-Correspondenz
von
H. W. A. Kotzenberg.
Dritte verbesserte Auflage.
Preis: Elegant geheftet 3 *M.*

In unserem Verlage erschien ferner:
Kotzenberg, H. W. A. Deutsch-spanisches und spanisch-deutsches Wörterbuch (1875). **Früherer Preis 7 *M.* 50 *S.*, herabgesetzt** elegant geh. 5 *M.*
Kotzenberg, H. W. A. Correspondencia Mercantil Española. Eine Auswahl von Musterbriefen und anderen Schriftstücken des kaufmännischen Geschäftslebens in spanischer Sprache. (Des practischen Handbuchs d. spanischen Handelscorrespondenz 2. Theil.) Eleg. geh. 3 *M.*
Bremen. C. Schünemann's Verlag.

Die 1. Auflage in wenigen Wochen vergriffen.
Nassreddin Chodja.
Ein osman. Eulenspiegel von **Murad Efendi.**
2. Aufl. In sehr reicher Ausstatt. broch. 2 *M.*, in feinst. höchst originellen Pracht-Einbd. 3 *M.*
Verlag der **Schulze'schen Hof-Buchhandlung** (C. Berndt & A. Schwartz) in **Oldenburg.**

Soolbad Nauheim
b. Frankfurt a. M. Stat. d. Main-Weser-Bahn
Naturwarme, kohlensäurereiche Soolbäder; salinische Trinkquellen und alkalische Säuerlinge, ozonhaltige Gradirluft; Ziegen-Molke. Saisondauer vom 1. Mai bis 30. September. Abgabe von Bädern auch vor bes. nach dieser Zeit.
Grossh. Hess. Badedirection Bad Nauheim.
Jäger, Bergrath.

Im Verlage von **Wilhelm Hertz** in **Berlin** NW. 10. Marienstraße,
ward soeben ausgegeben:
Jugenderinnerungen eines alten Berliners
von
Felix Eberty,
Professor in Breslau.
Octavo. 27½ Bogen. Eleg. geheftet. Preis 7 *M.*

Im Verlage von **Adolf Bonz & Comp.** in **Stuttgart** ist soeben erschienen und durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Lyrische Reisen
von
Ludwig Steub.
Kl. 8. mit eleg. Umschlag. Brochirt Preis 4 *M.*

In neuer Bearbeitung und gänzlich neuer Ausstattung ist erschienen:
***Baedeker's* Paris und seine Umgebungen**
nebst den Eisenbahn-Routen nach Paris. Mit 11 Karten, 15 Plänen und 10 Grundrissen.
9. Auflage. 1878. 6 *M.*

Meyers Reisebücher.
Zur ***Weltausstellung*** *erschien soeben durchaus neu bearbeitet:*
PARIS *mit den Reiserouten dahin und durch Nordfrankreich,*
mit Karten, Plänen, Ansichten reichlichst ausgestattet. Geb. 7½ M.
Verlag des ***Bibliographischen Instituts*** *in Leipzig.*

VERLAG von J. ENGELHORN in STUTTGART.
Handzeichnungen deutscher Meister.
Eine Sammlung von Bildern aus Italien und der Schweiz
in unveränderlichem Lichtdruck reproducirt von
SCHOBER & BÄCKMANN.
14 Lieferungen à 2 Blatt. Gr. Folio. Preis der Lieferung 4 *M.*
Einzelne Blätter 3 *M.*

Dieses neue Prachtwerk verdankt seine Entstehung dem Gedanken, durch Vervielfältigung einer Anzahl der schönsten Originalzeichnungen zu den beliebten Werken **„Italien"** und **„Schweizerland"** mittelst Lichtdrucks eine Sammlung von seltenem Werthe zu schaffen.
Die Namen der bei dem Unternehmen betheiligten Künstler — **G. Bauernfeind, A. Hertel, Paul Meyerheim, G. Schönleber, B. Vautier, A. von Werner** u. A. — bürgen für seine hohe künstlerische Bedeutung.
Jeden Monat erscheinen zwei Lieferungen.
Die soeben ausgegebene erste Lieferung liegt in allen Buch- und Kunsthandlungen zur Ansicht auf.

Nordseebad Helgoland.
Eröffnung der Saison am 1. Juni.
Schluss der Saison am 16. October.

Die mitten im Meere gelegene Insel bietet durch ihre Lage fortwährend bei jedem Wetter, bei jedem Winde die **schönsten Strand-Seebäder,** die **reinste Seeluft.**
Neues prachtvolles Schwimmbassin, verbunden mit **Russischem See-Dampfbad.**
Theater
mit ausgezeichneten Künstlern von Hof- und anderen Bühnen.
Jagd, Fischerei, Segelpartien.
Weltberühmte Felsen-Grotten-Beleuchtungen.
Telegraphische Verbindung mit dem **Festlande.**
Schnellste Dampfschiffverbindung mit den **prachtvoll eingerichteten Schiffen** der Hamb.-Amerik. Packet-Actien-Gesellschaft, sowie mit den Schiffen des Norddeutschen Lloyd von **Bremerhaven.**
NB. Nähere Auskunft ertheilt jeder Zeit die
Königliche Badedirection.

Hierzu eine Beilage vom Schmollis-Verlag in Altenburg.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Druck von B. G. Teubner in Leipzig. Expedition, Berlin N.W., Luisenstraße 32.

Digitized by Google

№ 24. Berlin, den 15. Juni 1878. Band XIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Das Verbrechen vom 2. Juni. — Politischer Rückblick. Von A. Schneegans. — **Literatur und Kunst:** Der literarische Weltcongreß in Paris. Von Paul Lindau. — Zur Erinnerung an Voltaire. Der Proceß Jean Calas. Von Th. Wenzelburger. — „Ist Galilei gefoltert worden?" Gegenbetrachtungen von Karl von Gebler. II. — Conrad Eckhof. Von G. Malkewitz. — Die Popularisirung der Naturwissenschaft. Von Otto Zacharias. — Notizen. — Bibliographie. — Inserate.

Das Verbrechen vom 2. Juni.

Die „Gegenwart" hat es sich nicht zur Aufgabe gestellt, ein vollständiges Register der Tagesereignisse zu sein. — In einer Zeit, wo der Telegraph der erheblichste und gelesenste Mitarbeiter eines jeden politischen Blattes ist, muß eine Wochenschrift von vornherein darauf verzichten, wichtige Neuigkeiten bringen zu wollen und zu besprechen. Die „Gegenwart" hat sich deshalb auch darauf beschränken dürfen, die meisten wissenschaftlichen und politischen Fragen, welche die Welt während der letzten sieben Jahre bewegt haben, erst dann zu berichten, wenn diese Fragen aus der Sphäre der Tagesereignisse in das feste Gebiet der Geschichte übergegangen waren. Die Zeitschrift ist dabei beflissen gewesen, stets unparteiisch, sachlich zu Werke zu gehen. Sie hat ihre Spalten allen achtbaren Parteien gern geöffnet, und die Wortführer derselben haben sich dort in ruhiger, leidenschaftsloser Weise aussprechen können. Aller Pathos, der seine Begründung und Rechtfertigung in der Aufregung des Augenblickes findet, ist auf natürliche Weise und ohne daß es dazu einer besondern Regel bedurft hätte, fern gehalten worden.

Aber gewisse Thatsachen schneiden so tief und schmerzlich in unser ganzes Volksleben ein, daß ein Jeder von uns, den wir „Landsmann" nennen wollen, dessen wir uns nicht als eines Deutschen zu schämen haben, dadurch nothwendigerweise in Mitleidenschaft gezogen wird.

Eine solche Thatsache ist das Verbrechen vom 2. Juni.

Alles Menschliche, alles Deutsche in uns empört sich dagegen.

Ein ehrwürdiger Greis; ein König seines Volkes wie kein Land der Erde einen bessern, einen ähnlichen aufweisen kann; der Vater des Vaterlandes im edelsten Sinne des Wortes; der Sieger in verhängnißvollen Schlachten, die das Vaterland groß gemacht haben; der Stolz, die Zierde der Nation; ein großer Mann, ein guter Mensch ist von meuchlerischer Hand angefallen, schwer verletzt, auf ein Schmerzenslager geworfen worden. Wie ein Wilddieb auf dem Anstand hat der Mörder ihm aufgelauert und wie auf ein Stück Hochwild, mit sicherem Auge, fester Hand hat er auf den Edelsten seines Stammes angelegt, gezielt, geschossen. Hätte er an Vater und Mutter gedacht, so müßte die Greisengestalt ihn zittern gemacht haben; wäre er ein Deutscher, so hätte der Anblick des Helden von Königgrätz, Gravelotte, Sedan ihn erbleichen machen; lebte irgend welches sittliche Gefühl in ihm, so hätte das Gebot: „Du sollst nicht tödten", seine Hand von der himmelschreienden That zurückgehalten. — Der Mörder war ein Unmensch!

Wir wenden uns schaudernd von ihm ab, nicht nur als Deutsche, nein, als Menschen; und mit uns ist Alles, in allen Ländern, was das Große und Edle ehrt, das Gute will. Der Mörder bleibt allein, mit dem Auswurf der Menschheit.

Die tiefe, sittliche Entrüstung, mit der die ganze civilisirte Welt die Kunde der Schandthat vom 2. Juni vernommen, ist der einzige Trost, der uns bei dieser Gelegenheit geworden ist — aber dieser Trost ist ein großer.

Digitized by Google

Politischer Rückblick.

Dumpf und unheimlich, wie von einer blitzdurchleuchteten Dämmerung umhüllt, liegt der vergangene Monat vor unseren Augen. Ein ruchloses Attentat auf Seine Majestät den deutschen Kaiser steht auf der Schwelle dieses kurzen Zeitabschnittes, und ein anderes, noch verabscheuungswürdigeres Attentat auf den greisen Herrscher grinst uns auf der entgegengesetzten Schwelle an; und dazwischen welch' grausiges Bild! ein furchtbares Unglück, das Hunderte von tapferen Offizieren und Matrosen in den jähen Tod hinunterschlingt; bei lachender See, unter heiterem Himmel, umgeben von dem Glanze der frohen Frühlingssonne, sinkt vor Englands Küsten eines der stolzesten Panzerschiffe Deutschlands auf den Meeresgrund. Schreckenhaftes Omen! hätten wahrlich die alten Römer ausgerufen, und als zwei Tage später der Kaiser an Haupt und Arm von meuchlerischer Hand verwundet ward, hätten sie die Toga über ihren Kopf geworfen und zu den unsterblichen Göttern gefleht, sie möchten den Zorn ihres Antlitzes von dem schwer geprüften Volke wenden.

Der Reichstag war noch versammelt als Unter den Linden die ersten Schüsse fielen; die Vertreter des Bundesraths und des Parlaments bereiteten sich zur Abfahrt nach Kiel vor, um eine neue Panzerfregatte zu taufen, und wie mit einem geheimnißvollen Faden verschlingt sich wieder bei dem zweiten Attentate die deutsche Flotte mit dem Leben des deutschen Kaisers. Es ging wie ein Bangen durch die Welt, als die Kunde von jenem ersten Meuchelmordversuche von Land zu Land flog, und welch' viel tieferes Bangen noch hat sich der Völker bemächtigt, als sie erfuhren, daß diesmal die Kugel ihr Ziel nicht verfehlt und daß ein Kaiser blutend in sein Schloß zurückgebracht wurde! Vor welch' unheilschwangerem Geschicke steht Deutschland? Welches sind die Gefahren, die aus der unheimlichen Tiefe drohen? Es konnte das erste Attentat die isolirte That eines Verworfenen, eines von verbrecherischem Größenwahnsinn befallenen Buben sein; wie aber, wenn in dem kurzen Zeitraum von drei Wochen zweimal in derselben Stadt, in derselben Straße, in derselben Stunde mörderische Schüsse auf dasselbe Haupt fallen? Ist Deutschland plötzlich ein Land der Verschwörungen, der Complotte geworden? Was gährt in den Tiefen jener Volksmassen, die sich berauschen an den unsinnigen Reden einiger Tribunen? Und wie müssen Diejenigen zurückbeben, die vor wenigen Jahren, die kommende Gefahr nicht ahnend, mit diesem gewaltigen Feuer leichtfertiger Hand noch spielten! Als Lassalle die Massen zum Kampfe gegen den Liberalismus anführte, da erhoben sich warnende Stimmen; aber wie Kassandras Rufe verhallten sie, und lächelnd hörte man von weitem zu, als ob jene Geister so schnell und so leicht zurückgebannt werden könnten in ihre Nacht. Heute aber steht das Gespenst, furchtbar drohend, vor Allen, — ein Gespenst mit harter Faust, mit eherner Stirne, mit mächtigem Wollen; — und eines Jeglichen Seele durchzuckt der Gedanke: wie ist dieser Gefahr zu steuern? welche Mittel muß der Staat anwenden, um dieser Bewegung Herr zu werden, um die steigenden Wogen zu besänftigen? Denn an's Besänftigen muß man denken, viel eher als an das Niederdrücken! Eine Erhebung, eine Empörung, eine Commune kann mit Gewalt zu Boden geschmettert werden; was vermag aber die Gewalt gegen eine unterirdisch schleichende, durch Attentate sich sporadisch bekundende Krankheit der Geister? Im ersten Augenblicke hatte die Reichsregierung, im Einverständniß mit dem Bundesrathe, dem Parlament ein Gesetz vorgelegt, das, wie ein conservativer Redner selbst es zugegeben, ab irato verfaßt, die Socialdemokratie theoretisch und aber auch platonisch in Acht erklären sollte; ein Specialgesetz, gegen eine besondere Partei sich wendend, das wie ein zweischneidig oder auch wie ein der richtigen Schärfe baares Schwert die Hand, die es geführt hätte, nicht mit verjüngter Macht gekräftigt, den Feind aber, den es bekämpfen sollte, mit jenen Wunden geschlagen hätte, die unheilvoller für den Sieger als für den anscheinend Besiegten sind. Mit kluger Vorsicht, in staatsmännischer Weisheit weigerte sich der Reichstag, in dies Geleise einzufahren. Von allen Seiten wurde erklärt, keine Partei verschließe sich dem Gefühle, daß eine Gefahr drohe; von allen Seiten aber wurde hinzugesetzt, ein solches Gesetz bringe dem Staate keine Rettung. Hat die Regierung alle Mittel erschöpft, welche die gewöhnlichen Gesetze in ihre Hand legen? Hat die Verwaltung, haben die Gerichte schon die Grenze erreicht, über welche hinauszuschreiten sie nicht mehr berechtigt sind? Steht die Gesellschaft waffen- und machtlos da? Und so lange dies nicht der Fall ist, warum greift man zu einem Ausnahmegesetze? Andere Länder, andere Völker haben ihre Zuflucht zu solchen Maßregeln gesucht: und aber, zu welchen Abgründen wurden sie geführt?

Schwerer als vor wenigen Wochen, aber nicht in anderer Weise, schürzt sich heute das Räthsel. Videant Consules! schreit es aus dem jüngsten Attentate; wachen sollen die Väter des Volkes, daß der Quell des Unheils versiege! wachen mögen sie aber auch, daß nicht durch unüberlegte Gesetze oder schlecht vorbereitete Maßregeln der Quell, statt versiegt, nur vorübergehend verstopft werde und daß die in die Tiefen zurückgedrängten Gewässer nicht mit unüberwindlicher Kraft sich plötzlich zur grausigen Ueberschwemmung Bahn brechen! Zu einem Heilungsprocesse muß geschritten werden, und zwar nicht nur auf dem moralischen, sondern auch auf dem wirthschaftlichen, sowie auf dem rein politischen Gebiete.

Ist der Zustand, in welchem sich das Reich abmüht, der es in einer ewigen, wenn auch so zu sagen latenten Ministerkrisis einzwängt, der alle Gewalten lahmlegt und keine gedeihliche Entwickelung gestattet, ist dieser Zustand ein gesunder? und, wenn diese Zerfahrenheit und Ohnmacht in den obersten Regierungskreisen herrscht, glaubt man, daß das Volk nicht bis in seine untersten Schichten davon betroffen wird? Wenn das Blut im Herzen nicht in seinem regelmäßigen, naturgemäßen Kreislauf erhalten wird, so krankt der ganze Körper. Verschiedentliche Ministerkrisen sind in letzter Zeit zum Ausbruch gekommen; andere, so heißt es, werden es in nächster Zeit, und schon, sagt man, sei eine Demission eingereicht, die sich, sollte sie angenommen werden — es verlautet, der Minister sei bis auf Weiteres zum Bleiben bewogen worden — verhängnißvoll für die ganze innere Politik gestalten könnte. Gedrängt von der Hofpredigerpartei und von den ultramontanen Einflüssen, wollte sich Minister Falk in das Privatleben zurückziehen, und schon begegnete man den Anzeigen einer längst gefürchteten Reaction auf kirchlichem Gebiete. Sollte es wirklich dazu kommen, daß Deutschland in solche Bahnen einlenkte, gerade in dem Augenblicke, wo sein Nachbarland Frankreich den hundertjährigen Todestag des großen Freidenkers Voltaire feiert, wo der gallische Clerus ohnmächtige Blitze gegen den Freund Friedrichs des Großen von der Kanzel und der Tribüne herunterschleudert? Wahrlich eine seltsamere Verschiebung könnte kaum erdacht werden! und zu Deutschlands Glück und Ruhm gereichte sie nicht. Nicht ohne Mißton zwar ist jenes eigenthümliche Fest verlaufen, und jetzt schon können wir in Frankreich die beiden widerhaarigen Elemente in reger Kampfesbewegung sehen, von denen, wie von zwei entgegengesetzten Polen, der doppelte Angriff gegen die jetzige Regierung und Majorität unternommen werden wird: während sich die jetzt am Ruder befindliche Partei um den greisen Victor Hugo versammelt, seinen beredten Worten über Toleranz, Gewissensfreiheit und Emancipation der Geister freudig zujubelt, begehen die republikanischen Intransigenten eine andere Voltairefeier, der ersten zum Trotze, als ob diese beiden Strömungen nicht viel besser in einem Bette zusammenfließen sollten! Eine kleine Kirche von kleinlichen Fanatikern, die sich unter dem Kaiserreiche in die Opposition so sehr eingelebt, daß sie, unter veränderten Umständen, denn doch noch in der Opposition verharrt, und, kann sie keinem Kaiser mehr opponiren, ihren eigenen Freunden opponirt. Zu derselben Zeit flehen die Bischöfe und Pfarrer, verbündet

Digitized by Google

mit den Herzoginnen und Baronessen des Faubourg St. Germain, den Himmel an, er möge um dieser Sünder willen, welche Voltaire feiern, nicht das ganze Land heimsuchen, und, sonderbarer Einfall! ereifern sie sich, dieser Feier eine zweite entgegenzusetzen, die keiner Anderen gilt als — der Jungfrau von Orleans! Voltaire besang bekanntlich in wenig patriotischer und sehr gewürzter Weise die Befreierin von Frankreich; die ultramontane Partei hat sich deshalb dieser letzteren bemächtigt, um unter ihrer Anrufung gegen Voltaire und dessen Freunde zu protestiren. Nur Eins haben die Herren Bischöfe dabei vergessen, nämlich daß, wenn Jeanne d'Arc durch den Dichter im 18. Jahrhunderte in wenig respectvoller Weise besungen, die Unglückselige durch die Bischöfe Frankreichs, in Verbindung mit der englischen Fremdherrschaft, in Rouen auf dem Scheiterhaufen lebendigen Leibes verbrannt wurde!

Wie ein großartiges literarisches und philosophisches Eröffnungsfest der Pariser Weltausstellung steht diese Voltairefeier vor unseren Augen. Es wollten dadurch die Pariser dieser ersten republikanischen Festlichkeit das Gepräge des Liberalismus aufdrücken, und wie die Ultramontanen einen Heiligen, so gedachten sie, indem sie Voltaires Namen über die Ehrenpforte der Ausstellung einmeißelten, einen ihrer Heiligen zum Schützer der jungen Republik anzurufen.

Während Frankreich fast allein unter den Nationen des Continents sich der ungetrübten Freude seiner friedlichen Errungenschaften hingibt, zehren die anderen Völker noch an dem langwierigen Fieber der Orientkrisis. England strotzt von Waffen; Rußland rüstet Kaperschiffe aus; in Oestreich und in Italien bereitet man sich still und drohend auf die Gefahr; was die Türkei anbelangt — so lebt der Sultan noch, und vielleicht ist dies das Beste, was von diesem unglücklichen Lande zu sagen ist. Palastverschwörungen wurden angezettelt, der blödsinnige Murad sollte wieder Gebieter der Gläubigen werden; als aber die Befreier in sein Zimmer eindrangen, versteckte sich der Nachfolger Mahomets hinter einem Clavier und schrie nach Hülfe. Und was soll eine Verschwörung ohne einen Sultan? Die Rädelsführer wurden festgenommen und sofort bei Seite geschafft. In der Türkei sind Verschwörungen, Attentate, Palastbrände das tägliche Brod, und der Leser gleitet darüber hinweg ohne Bangen, ohne Grausen, wie er in irgend einem Cooper'schen Romane von den Rothhäuten liest, die ihren Gefangenen die Kopfhaut abschälen und, ihre Pfeife rauchend, die abskalpirten Haare gemüthlich an ihren Leibgurt hängen. Inmitten dieser Kriegsrüstungen reisten die Diplomaten von einer Hauptstadt zur andern. Briefe, Noten, Vorschläge wurden gewechselt. Auf einer Nadelspitze balancirte Europa. Endlich gelingt es dem persönlichen Eingreifen der deutschen Regierung eine Form ausfindig zu machen, in welcher England und Rußland den Congreß zu beschicken sich bereit erklärten, — und fast am selben Tage, wo die Schüsse Unter den Linden auf den friedensvermittelnden Kaiser fallen, wird der Congreß in Berlin zusammenberufen. Wie ein schwarzer Schatten fällt der Mordversuch auf dies Versöhnungswerk, und in banger Sorge fragt sich das Volk, ob das Unheil, das dreimal in der kurzen Zeit über Deutschland hereingebrochen, nicht vor den Thüren dieses Friedenstempels gebannt werden wird, und ob mit dem Eintreten der ersten Staatsmänner Europas in die Mauern der deutschen Hauptstadt nicht auch der innere Friede wieder in das Reich einkehren werde!

A. Schneegans.

Literatur und Kunst.

Der literarische Weltcongreß in Paris.

Paris, 8. Juni 1878.

In diesen traurigen Tagen ist es nicht an der Zeit, einen höhnischen oder spöttischen Ton anzuschlagen. Wir Alle stehen unter dem erschütternden Eindrucke des deutschen Familienunglücks, das uns am 2. Juni betroffen hat. Wir fühlen uns gedemüthigt, in tiefster Seele beschämt, und die Lust zum Lachen ist uns einstweilen vergangen.

Wenn aus der nachstehenden objectiven Schilderung gleichwohl eine Satire wird, so ist es wahrlich nicht die Schuld des Berichterstatters. Auf der Thatsache, über die er zu schreiben hat, ruht nun einmal der nicht zu bannende Fluch der Lächerlichkeit; und diesmal ist es nicht blos schwer, es ist geradezu unmöglich, keine Satire zu schreiben.

Es handelt sich um den literarischen Weltcongreß, den „Congrès littéraire international", von dem in den Zeitungen schon Mancherlei erzählt worden ist.

Dies ist der Hergang.

Im Frühjahr — Ausgang März oder Anfang April — versandte der Pariser Schriftstellerverein, die in hohem Ansehn stehende „Société des gens de lettres", an alle dieser Gesellschaft bekannten Schriftsteller und schriftstellerischen Corporationen des Auslandes ein Rundschreiben etwa folgenden Inhalts: Die Pariser Schriftsteller, hieß es, hätten die Initiative zu einem Unternehmen ergriffen, das unzweifelhaft die Sympathien aller Berufsgenossen des In- und Auslandes gewinnen würde. Es sei der Beschluß gefaßt worden, zur Zeit der Ausstellung die Schriftsteller aller Länder in Paris zu einem Congresse zusammen zu berufen, um in gemeinsamer Berathung die Mittel ausfindig zu machen zur Anerkennung, resp. zum Schutze des geistigen Eigenthums in allen Culturstaaten, und den Beschlüssen des Congresses, welche eine einheitliche Gesetzgebung für alle Urheber geistiger Erzeugnisse anbahnen würden, die Sanctionirung durch Staatsverträge zu erwirken.

Hinzugesetzt wurde, daß die französische Regierung sich diesem Vorhaben sehr freundlich gesinnt zeige und ihr Entgegenkommen dadurch bekunden wolle, daß sie für den „friedlichen Wettkampf der internationalen Geisteshelden" — so ähnlich wird die Phrase wohl gelautet haben — eines der Staatsgebäude zur Verfügung stellen werde.

Um der ganzen Angelegenheit von vornherein den Stempel einer gewissen Großartigkeit und Bedeutung aufzudrücken, wurde endlich gemeldet, daß der berühmteste der lebenden Dichter Frankreichs, daß Victor Hugo den Congreß mit einer feierlichen Ansprache an die Delegirten eröffnen werde. Diese Vereinigung von Schriftstellern aus aller Herren Ländern werde sicherlich all den Reizen, welche Paris zur Zeit der Ausstellung bietet, einen neuen, und in den Augen der gebildeten Welt vielleicht nicht den wenigst starken hinzufügen.

Man muß gestehen, daß die Sache mit Geschick in Scene gesetzt war. Die Idee eines internationalen Schriftstellertages hatte viel Verlockendes, und hier schienen sich alle Bedingungen zu vereinigen, um dieselbe glanzvoll zu verwirklichen.

Etwa vierzehn Tage später versandte das Pariser Comité, das sich schleunigst Briefbogen mit einer bedruckten Aufschrift beschafft hatte, ein neues Circular. Das Vorhaben habe Anklang gefunden, die Vorarbeiten seien im besten Gange; man könne nunmehr bereits die vorläufig festgestellte Tagesordnung mittheilen.

Am 4. Juni: Erste nicht öffentliche Sitzung. Namentlicher Aufruf der Theilnehmer am Congreß, Prüfung der Vollmachten der Vertreter von Corporationen. Vorbesprechung ꝛc.

Am 6. Juni: Erste öffentliche Sitzung. Eröffnungsrede Victor Hugos. Generaldebatte über die Bedeutung des geistigen Eigenthums ꝛc.

Digitized by Google

Am 8. Juni: Zweite öffentliche Sitzung ꝛc. ꝛc.

Es wurde ein vollständiges Programm mitgetheilt. Das leitende Comité, als dessen Geschäftsführer der Vicepräsident, Herr Pierre Zaccone zeichnete, hatte, glaube ich, sechs ordentliche Sitzungen vorgesehen, die in die Zeit vom 4.—14. Juni fallen sollten.

Zum Schluß wurden weitere Nachrichten über den Versammlungsort und Aehnliches in Aussicht gestellt.

Der Aufruf der Pariser Schriftsteller war in der That im Auslande mit Freuden begrüßt worden. Wohl alle deutschen Blätter von einiger Bedeutung hatten Notiz davon genommen. Es herrschte bei uns die Auffassung, daß die Franzosen den Fremden — auch denen, die ihnen hatten wehe thun müssen — die Hand darböten, und daß es richtig wäre, einzuschlagen. Namhafte Corporationen nahmen die Sache so ernsthaft auf, wie sie sich darstellte. Es wurden Sitzungen abgehalten, Delegirte gewählt — und so rückte der Tag, an dem der Congreß eröffnet werden sollte, näher und näher. Die angekündigten „weiteren Nachrichten" ließen noch immer auf sich warten.

Die „Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten" erwies mir die Ehre, mich zu ihrem Vertreter zu erwählen. Ich theilte das Herrn Pierre Zaccone, der die Mühwaltung der schriftlichen Auskünfte gütig übernommen hatte, pflichtschuldig mit, schrieb ihm, daß ich, um rechtzeitig zur Eröffnung einzutreffen, am 2. Juni abreisen würde, gab ihm meine Pariser Adresse auf und ersuchte ihn, eine kurze Mittheilung über Ort und Stunde der Zusammenkunft an mich gelangen zu lassen.

An dem so verhängnißvoll gewordenen 2. Juni reiste ich mit dem Mittagszuge ab, mit allerhand Statuten, mit reichlichem statistischen Material, mit den Berichten der Reichstagsdebatten über die Frage des geistigen Eigenthums, mit der Einladung des Pariser Comités, der Vollmacht und den speciellen Instructionen der „Genossenschaft dramatischer Autoren und Componisten" ausgestattet, also wohl präparirt und legitimirt.

Ueber den unmittelbaren praktischen Werth der bevorstehenden Berathungen gab ich mich keinen selbstgefälligen Täuschungen hin. Nicht die Zuversicht, daß wir erhebliche Resultate erzielen und im Handumdrehen die Gesetzgebungen von so und so vielen Ländern mit unsern Wünschen im Einklang bringen würden, auch nicht der Reiz in einem Staatsgebäude zu tagen und eine Rede von Victor Hugo zu hören, die wir ja Alle, noch ehe er sie gehalten hatte, schon kannten — nicht das hatte mich zur Uebernahme des nicht ganz bequemen Mandats veranlaßt. Es war das Gefühl, daß unsere Genossenschaft bei einem solchen Congresse füglich nicht fehlen sollte, da unser Fernbleiben von Gehässigen als eine Gehässigkeit gedeutet werden könnte. Es war ferner die Erwägung, daß dieser Congreß die Gelegenheit bieten würde, unter den richtigsten Bedingungen auf dem neutralen Boden der Interessengemeinsamkeit, wo weder der eigenen noch der nationalen Würde irgend eine Concession zu machen war, die fremden Collegen kennen zu lernen und den bekannten wieder näher zu treten.

Ich erwartete zwar kein Versöhnungsfest, keine allgemeine Verbrüderung; ich hatte mich auch keineswegs darauf vorbereitet, in das absonderliche „Vive la France!" unseres Herrn Generalpostmeisters, das ohne Widerhall wie die Lästerung Belsazars verklungen ist, einzustimmen; aber ich hoffte allerdings auf die Wiederherstellung eines wenn auch nicht herzlichen, so doch gesellschaftlich möglichen Tones im Verkehre zwischen den Schriftstellern der beiden Länder — hoffte es um so mehr, als ich in dieser Beziehung schon die angenehmsten Erfahrungen gemacht und von allen französischen Autoren, mit denen ich verkehre, nur die Beweise des Taktes, der vollkommenen Artigkeit, ja sogar einer gewissen sympathischen Beflissenheit empfangen hatte.

Zu meinem Befremden fand ich bei meiner Ankunft in Paris die erwartete Mittheilung über die Einzelheiten des Schriftstellertags nicht vor.

Vergeblich durchstöberte ich alle Zeitungen, vergeblich befragte ich Jedermann, der mir auskunftsfähig erschien. Zuguterletzt begab ich mich auf die mir bekannte Redaction eines der größten Pariser Blätter. Auch da konnte man mir nichts Bestimmtes sagen.

— „Der literarische Congreß? — Ach, richtig! Jawohl, es ist so etwas im Gange! Aber wer weiß, ob aus der Geschichte noch etwas wird. Victor Hugo, der mit seiner Voltairerede einen großen Triumph gefeiert, hatte keine Lust oder keine Zeit, am 6. eine neue, naturgemäß weniger dankbare Rede zu halten. Er wird vielleicht am 12. sprechen, oder am 14., oder am 16., oder später, oder gar nicht."

Ich habe nun fünf Tage vergeblich gewartet und bin des Congresses von Herzen satt geworden.

Und da mir die Berichte aus Berlin den Aufenthalt in Paris ohnedies verleidet haben, da ich zum Vergnügen nicht aufgelegt bin und der geschäftliche Zweck meines Hierseins durch die unbegreifliche Rücksichtslosigkeit des einladenden Comités der Pariser Schriftsteller vereitelt worden ist — jenes Comités, das es nicht einmal der Mühe für werth erachtet hat, die an uns gerichtete Einladung rückgängig zu machen, das sich um nichts kümmert, die Thüren verschlossen hält und sich verleugnen läßt, wenn man klingelt —, da ich endlich keine Lust habe, auf eine Rede von Victor Hugo wochenlang zu warten, packe ich meine Siebensachen wieder zusammen und kehre unverrichteter Sache heim, mit jenem angenehmen Gefühle, dem der Rabe in der Lafontaine'schen Fabel Ausdruck gibt:

„Jurant, mais un peu tard, qu'on ne l'y prendrait plus."

Paul Lindau.

Nachschrift. Soeben, Sonnabend Abend 8 Uhr, geht mir ein sehr artiges Schreiben und eine Legitimationskarte zur Theilnahme am Congreß von Seiten des Herrn Zaccone zu. Der Congreß wird nun, wenn nichts dazwischen kommt, am 11. Juni, also gerade acht volle Tage später, als uns mitgetheilt war, im Saale der Freimaurerloge des Grand Orient eröffnet werden. Ich wünsche demselben den besten Verlauf. Aber wie gesagt, on ne m'y prendra plus. P. L.

Zur Erinnerung an Voltaire.

Der Proceß Jean Calas.*)

Noch in derselben Nacht, in der Voltaire starb, ließ sein Neffe, der Abbé Mignot, die Leiche in seine Abtei von Sellières bringen, wo sie begraben wurde und bis zur französischen Revolution auch blieb. Die Abtei und die dazu gehörige Kirche wurden niedergerissen, Paris gönnte der kleinen Stadt Romilly die Asche des großen Todten nicht, die Nationalversammlung nahm die Sache in die Hand und in einer freierlichen Procession wurden seine Ueberreste nach Paris an den Ruinen der Bastille vorbei, die auch ihn als jungen Mann beherbergt hatte, nach dem Pantheon gebracht (12. Juli 1791). Es liegt uns natürlich nicht ob, den dabei entfalteten Pomp und Enthusiasmus des Volks eingehend zu schildern, nur sei bemerkt, daß der prachtvolle Sarkophag die Inschrift trug: „Il vengea Calas, la Barre, Sirven et Montbailly", daß der immense Zug auf dem Quai Voltaire vor dem Sterbehause Voltaires Halt machte, daß hier junge in Weiß gekleidete Bürgerinnen eine von Chénier gedichtete und von Gosset in Musik gesetzte Ode sangen, daß Mme. de Villette, die Gattin Voltaires, die er belle et bonne zu nennen pflegte, seine Statue bekränzte und daß letztere im Zuge, der sich hierauf wieder in Bewegung setzte, neben Madame Calas und ihren Töchtern Platz nahm, die bei der Huldigung ihres Wohlthäters nicht fehlen wollten. Am Abend desselben Tages gab man im Théâtre Français in der Rue Richelieu das Chénier'sche Stück:

*) Unter Zugrundelegung von: Jean Calas et sa famille; étude historique d'après les documents originaux suivie de pièces justicatives et des lettres de la Soeur A. J. Fraisse de la Visitation par Athanase Coquerel fils. Paris 1869, Cherbuliez.

Digitized by Google

„Calas ou l'Ecole des juges“ und im Nationaltheater (Odéon) führte man „Mahomet“ und darauf „Bienfaisance de Voltaire“ auf, in welch' letzterem Stück ebenfalls Calas nach Voltaire die Hauptrolle spielte.

Wir geben zum Verständniß des Folgenden einige nothwendige Vorbemerkungen. Die Stadt Toulouse, in der sich dieses die Menschheit und die Kirche schändende Drama abspielte, ist von der Zeit der Albigenser an bis zum Jahr 1815, wo die letzte Protestantenschlächterei stattfand, einer der ersten Burgflecken des finstersten, von Blut triefenden religiösen Fanatismus gewesen. Schon im Jahre 1562, also zehn Jahre vor der Bartholomäusnacht, hatte Toulouse die seinige gehabt. Beim Begräbniß einer reformirten Frau, welche von der Geistlichkeit als Katholikin requirirt wurde, stürzte sich der fanatisirte Pöbel auf die Protestanten; letztere verschanzten sich im Stadthaus und als man ihnen hier Friedensvorschläge machte, verließen sie ohne Waffen ihren Zufluchtsort, der Pöbel stürzte sich auf die wehrlosen Hugenotten und ermordete innerhalb weniger Stunden 5000 derselben, Männer, Frauen und Kinder. Wir haben wohl kaum nöthig dabei zu bemerken, daß die päpstliche Curie dem Beschlusse des Magistrats und des Parlaments, diese That alle Jahre als Freudenfest zu feiern, ihre ungetheilte Billigung schenkte, ja den Theilnehmern an demselben besondern Ablaß versicherte; ein besonderer Pomp wurde aber jedesmal beim Centenarium der Gräuelthat entfaltet. Der Widerruf des Edicts von Nantes fand besonders in Toulouse Anklang; auf den Befehl des Magistrats wurde diese That Ludwigs XIV. durch Fresken im Stadthause verewigt und heute noch kann man in einem der Säle desselben sehen, wie Ludwig XIV. in der einen Hand einen Degen, in der andern ein Crucifix hält und wie Soldaten damit beschäftigt sind, protestantische Kirchen niederzureißen, das Kreuz auf ihren Ruinen aufzupflanzen und Protestanten unter Mißhandlungen zu zwingen, vor Heiligenbildern niederzuknien. Besonders festlich wurde die Procession im Jahr 1762 begangen, aber Voltaire hatte sich einer großen Täuschung hingegeben, wenn er damals äußerte: „Je pense que cette cérémonie d'Iroquois ne subsistera pas longtemps“, denn im Jahr 1862 machte der Erzbischof von Toulouse in einem besondern Hirtenbrief die Absicht bekannt, zu Ehren der „Délivrance“ — so wurde die Desinfection der jetzt gut katholischen Stadt von ketzerischen Elementen genannt — wieder eine feierliche Procession zu veranstalten, allein die Regierung, die damals noch in mancher Hinsicht den clerikalen Elementen gegenüber selbstständiger und würdevoller auftrat, verbot jede äußere Festfeier und so blieb den Vertretern einer Kirche, die bekanntlich nicht nach Blut dürstet und auch kein Blut vergießt, nichts übrig, als die Feier auf die Kirchen zu beschränken und hier für die niederträchtige Abschlachtung einiger Tausend Ketzer inbrünstige Dankgebete zum Himmel zu senden.

Wir kehren wieder zurück nach dem Jahr 1762. In diesem Jahr hatte der Henker der Stadt reiche Arbeit: der sechsundzwanzigjährige reformirte Prediger, François Rochette, wurde hingerichtet, mit ihm drei Edelleute, welche den Versuch gemacht hatten, ihn zu befreien, und endlich Jean Calas, der am 10. März lebendig gerädert wurde. Viele Justizmorde der gräulichsten Art sind im Laufe der letzten Jahrhunderte verübt worden, aber keiner lebt heute noch so im Gedächtniß der Menschheit, wie der des Toulouser reformirten Kaufmanns, denn kein Geringerer als Voltaire hat den Fall vor das Forum der ganzen civilisirten Welt gebracht und ihn für immer der Vergessenheit entrissen. Der Thätigkeit, welche der Weise von Fernay in dieser Angelegenheit entfaltete, sollen denn auch die folgenden Zeilen gelten.

Der Thatbestand ist kurz folgender: In der Grande Rue des Filettiers wohnte mit seiner Familie, einer Frau, vier Söhnen und zwei Töchtern, der reformirte Kaufmann Jean Calas, ein einfacher, anspruchsloser, durch Sanftmuth, Friedfertigkeit und Toleranz ausgezeichneter und als solcher bei allen seinen Bekannten geachteter Mann. Letztere Eigenschaft hatte er unter Anderem dadurch bewiesen, daß er seinen zweiten Sohn Louis, der durch einige Nachbarn und die im Hause dienende katholische Dienstmagd — denn die Protestanten in Toulouse durften, um die Proselytenmacherei besser zu befördern, nur katholische Dienstboten halten — Katholik geworden war, mit derselben väterlichen Liebe behandelte, wie seine anderen Kinder. Eines Abends fand man den ältesten Sohn Marc-Antoine im obern Stockwerk erhängt (13. October 1761), während nachgewiesen werden konnte, daß die übrige Familie während des ganzen Abends sich unten im Laden oder in dem an denselben stoßenden Zimmer aufgehalten hatte. Marc-Antoine hatte offenbar selbst Hand an sich gelegt, er war dem Trunk und Spiel ergeben gewesen und hatte bei dem Vater, der seinen schwachen und unselbstständigen Charakter kannte, vergebliche Anstrengungen gemacht, eine größere Summe behufs eigener Etablirung zu erhalten. Das Gericht war natürlich sofort zur Stelle, aber statt eine gründliche Localinspection vorzunehmen, begnügte sich der die Untersuchung leitende Beamte, David de Beaudrigue, einfach damit, sämmtliche Bewohner des Hauses zu verhaften und den Leichnam in das Capitol und zwar in die Folterkammer bringen zu lassen. Aber der vor dem Unglückshause zusammengeströmte Pöbel hatte sein Verdict schon gegeben: Marc-Antoine, hieß es, habe ebenfalls in den Schoß der katholischen Kirche zurückkehren wollen und sei deshalb von seinem Vater nach den bei dem Hugenotten üblichen Gesetz, den Abfall vom reformirten Glauben mit dem Tode zu bestrafen, ermordet worden. Auch die Geistlichkeit blieb nicht müßig, sie requirirte den Körper Marc-Antoines als eines katholischen Märtyrers, hielt feierliche Exequien für ihn ab und man darf kühn behaupten, daß ohne diese Einmischung des Clerus Calas niemals hätte verurtheilt werden können. Magistrat und Parlament waren willenlose Creaturen der Priesterschaft und nur der Thatsache, daß Calas Protestant war, ist seine Verurtheilung und Hinrichtung zuzuschreiben. Man braucht kein Jurist zu sein, um sich einen Begriff von der alle Beschreibung spottenden Sorglosigkeit zu machen, mit der der Proceß instruirt und geführt wurde; die Majorität der Richter war von seiner Schuld so überzeugt, daß es sich für sie, wie aus ihrem Auftreten hervorgeht, um weiter nichts als um die Constatirung derselben handelte. Obgleich auch die Folter ihm kein Schuldbekenntniß zu entreißen vermochte, so wurde er doch verurtheilt, lebendig gerädert zu werden. Nur seine unerschütterliche und bewundernswürdige Standhaftigkeit rettete seine Familie, deren Blut der fanatisirte Pöbel ebenfalls gerne fließen gesehen hätte. Die beiden Töchter, für welche man Lettres de cachet erwirkt hatte, wurden in ein Nonnenkloster eingesperrt, wo die in solchen Fällen bekannten Bekehrungsversuche natürlich nicht gespart wurden, freilich ohne jegliches Resultat für die fromme Seelenfängerei. Ein Schrei der Entrüstung ging durch das protestantische Frankreich, als selbst das Parlament in der Urtheilsbegründung die Thatsache, daß die Protestanten den Abfall von ihrer Religion mit dem Tode zu bestrafen pflegen, wenn auch nicht mit nackten Worten, so doch als das Motiv zum angeblichen Verbrechen von Calas angenommen hatte. Die Familie des Unglücklichen, am Bettelstab und von ihren Mitbürgern verabscheut, wanderte in's Elend. Mit ihnen verließen eine Menge reicher Protestanten die fanatische Stadt und noch einen Monat nach der Hinrichtung von Calas sah Voltaire in Genf viele französische protestantische Familien ankommen, so daß er sich veranlaßt fühlte, an den Grafen von Choiseul die Worte zu richten: „Wahrhaftig, wenn der König die verderblichen Folgen dieser schrecklichen Maßregel kennen würde, so würde er sich den Fall Calas mehr zu Herzen nehmen, als ich. Haben wir zu viel Fabrikanten und Landbauer?“

Zu Ende des Monats März 1762 besuchte ein Kaufmann aus Marseille, der von Toulouse nach Genf reiste, Voltaire und erzählte diesem den Proceß und die Hinrichtung von Calas, wobei er seine Ueberzeugung von der Unschuld des Verurtheilten rückhaltlos aussprach. Auf's Tiefste von dem Vorfall ergriffen stand sofort der Entschluß bei ihm fest, das im Namen der Religion begangene Verbrechen näher zu untersuchen. Dabei

Digitized by Google

ist indessen zu bemerken, daß unmittelbar nach der Hinrichtung von Calas die Schuld desselben von sehr Wenigen in Zweifel gezogen wurde, selbst viele Protestanten glaubten an dieselbe. Am 29. März schreibt deshalb Voltaire an d'Alembert: „Pour l'amour de Dieu, rendez aussi exécrable, que vous le pourrez le fanatisme qui a fait pendre un fils par son père ou qui fait rouer un innocent par huit conseillers du Roi." Man sieht, Voltaire geht ganz vorurtheilslos an die Untersuchung der Frage und gerade der unparteiische Standpunkt, auf den er sich längere Zeit mit großer Vorsicht stellt, macht seine Intervention um so wichtiger und das Resultat seiner unermüdlichen Nachforschungen um so zweifelloser und er sagte deshalb: „Wie groß war mein Erstaunen, als ich von Katholiken und Protestanten in Languedoc, an die ich geschrieben, die einstimmige Antwort erhielt, daß an der Schuld von Calas nicht gezweifelt werden könne!"

Aber bald sollte er anderer Ansicht werden.

Der jüngste Calas, Donat, war nach Genf gekommen und sofort trat Voltaire in persönlichen Verkehr mit ihm. Der Eindruck, den der fünfzehnjährige, schüchterne Knabe auf ihn machte, muß ein sehr günstiger gewesen sein, bald überzeugte er sich, daß ein Jüngling von so sanfter Gemüthsart unmöglich der Sohn eines fanatischen Scheusals sein konnte. Natürlich war Voltaire nicht der Mann, der sich allein auf der Grundlage persönlicher Eindrücke sein Urtheil bildete, und wir müssen in der Folge ebenso sehr seine Umsicht und Gewandtheit wie den unermüdlichen Eifer bewundern, womit er die Angelegenheit in die Hand nahm.

Zunächst bildete er in Genf eine Art geheimes Comité aus einigen angesehenen Advocaten und Kaufleuten, das sich bald regelmäßig bei ihm oder im Hause eines Mitglieds versammelte. Zuerst ließ er an die Wittwe Calas schriftlich die Frage richten, ob sie „im Namen Gottes schriftlich die Versicherung geben könnte, daß ihr Gatte unschuldig gestorben sei?" Die Antwort erfolgte und der feste, ungezwungene Ton ihres Briefes, die ungemein rührende Naivetät der Darstellung dessen, was sie mit ihrer Familie erduldet, machten auf Voltaire einen erschütternden Eindruck.

Aber es handelte sich vor allen Dingen um die Beschaffung von Beweisen für das vollständig illegale Verfahren des Toulouser Parlaments und dafür kamen ihm seine Verbindungen mit den höheren Ständen trefflich zu Statten. Bei allen Schritten, die er in der Sache that, ist das Gefühl der großen Verantwortlichkeit erkennbar, die er auf sich nahm, die ihm um nichts geringer schien, als die Schwierigkeit, eine von einem Gericht gegen einen schon Hingerichteten gefälltes Urtheil cassiren zu lassen, seine Unschuld zu beweisen und den Hinterbliebenen die gebührende Satisfaction und Entschädigung zu verschaffen. Schon am 4. April ist er von der Unschuld von Calas so fest überzeugt, daß er an die Encyklopädisten schreibt: „Mes chers frères, il est avéré que les juges toulousains ont roué les puis innocent des hommes. Presque tout le Languedoc en gémit avec horreur. Les nations étrangères qui nous haïssent et qui nous battent, sont saisies d'indignation. Jamais, depuis le jour de la St.-Barthélemy, rien n'a tant déshonoré la nature humaine. Criez et qu'on crie." Der Marschall de Richelieu, die Herzogin d'Anville, der Herzog de Villars, der Kanzler Guillaume de Lamoignon und verschiedene hohe Würdenträger standen bald auf Voltaires Seite, die Pompadour hatte versprochen, die Angelegenheit mit dem König zu besprechen, wiewohl es bei dem bloßen Versprechen sein Bewenden hatte. Dagegen protegirte der Minister Graf de Saint-Florentin das Toulouser Parlament und der Generalprocurator desselben, Bonrepeau, hatte bei jenem schon die erforderlichen Schritte gethan, um nöthigenfalls auch gegen die Wittwe Calas einen Verhaftsbefehl auszuwirken, sobald sie Miene machen würde, das Urtheil anzufechten. Es trat also noch die weitere Schwierigkeit hinzu, die eingeschüchterte, um das Schicksal ihrer Töchter tief bekümmerte Frau zu bewegen, ihre Zustimmung zu den Bemühungen Voltaires zu geben, ohne welche natürlich dem Toulouser Parlament nichts anzuhaben war. Allein man erinnerte sie an ihre Pflichten gegen das Andenken ihres Mannes und bald hatte Voltaire ihre Zustimmung zu allen in der Angelegenheit von ihm für nöthig erachteten Maßregeln in Händen. Sie begab sich zu diesem Zweck aus der Nähe von Montauban, wo sie in Verborgenheit gelebt, nach Paris, wo sie alsbald von einem der Vertrauten Voltaires besucht wurde. Während dieser Zeit stand Voltaire als ihr unsichtbarer Beschützer neben ihr; sofort nach ihrer Ankunft hatte er an die Familie d'Argental geschrieben und den Sachverhalt in ergreifenden Worten dargestellt; „mes anges," schließt er seinen Brief, „cette bonne oeuvre est digne de votre coeur."

Zu einer Revision des Processes gehörten zwei Dinge: die Zustimmung des Conseil du Roi, bei welchem man allein gegen ein von einem Parlament gefälltes Urtheil appelliren konnte, und die Auslieferung der Proceßacten. In ersterer Hinsicht vereitelte St. Florentin alle Bemühungen, die Audienz beim König hatte Choiseul vergeblich für Frau Calas zu erwirken gesucht und eine entsprechende Weigerung aus Toulouse stand um so mehr zu erwarten, je größer die Theilnahme an dem Schicksal der Wittwe und je lauter die öffentliche Ueberzeugung von der Unschuld des Hingerichteten wurde. Hier war es wieder Voltaires eiserne Willenskraft, die zum Ausharren trieb, und, von den ausgezeichnetsten Pariser Advocaten unterstützt, sah er sich, wenn auch langsam und oft auf Umwegen, seinem Ziele näher und näher. Der dritte Sohn von Calas, Pierre, der bis dahin in einem Dominicanerkloster in Toulouse eingesperrt gewesen war, war nach Genf entflohen und seine Mittheilungen und Schilderungen feuerten Voltaire zu erneuter Thätigkeit an. Ende Juni hatte Voltaire mit der Veröffentlichung der „Pièces Originales concernant la mort de sieurs Calas et le jugement rendu à Toulouse" begonnen, bald darauf erschien ein „Mémoire" und eine „Declaration", erstere von Donat, letztere von Pierre Calas unterzeichnet, aber beide von Voltaire verfaßt. Um das öffentliche Interesse an der Angelegenheit noch zu steigern, erschien zu gleicher Zeit: „L'Histoire d'Elisabeth Canning et de Jean Calas"; Elisabeth Canning wäre zu jener Zeit in England beinahe das Opfer eines ähnlichen Justizmordes geworden.

Im „Mémoire" befremdet auf den ersten Anblick eine Stelle, aus der eine ziemliche Geringschätzung des Protestantismus hervorzugehen scheint; denn er legt demselben nur insofern Bedeutung und Werth bei, als sich bei ihm Anhaltspunkte finden, welche den katholischen Bekehrungsversuchen Aussicht auf Erfolg eröffnen. Wenn man sich aber erinnert, daß Voltaire zu dem beinahe ganz katholischen Frankreich sprach, daß diese Schrift auch unter die Augen des Hofs und des Königs kommen sollte, so begreift man diese Sprache wohl.

Indessen war nicht nur in Frankreich, sondern auch in England, Deutschland und Holland die öffentliche Meinung in's Interesse gezogen worden, bedeutende Summen gelangten an ihn zur Unterstützung der vollständig verarmten Familie und zur Wiederaufnahme des Processes. Besonders die Herzogin d'Anville, die mit ihren Kindern „Délices", den damaligen Aufenthaltsort Voltaires, bewohnte, unterstützte ihn mit ihren reichen Mitteln und ihrem Einfluß.

Eine echt pfäffische Intrigue aus dieser Zeit darf nicht unerwähnt bleiben. In einem englischen Journal, „The Saint-James Chronicle", erschien ein Brief Voltaires an d'Alembert, der von Schmähungen gegen den König und die Minister strotzte. Man wollte durch Einschlagung dieses auch damals nicht ungewöhnlichen Weges alle Bemühungen der Calas'schen Partei im Voraus lahm legen, zugleich war eine Anzahl Abdrücke nach Paris an die nöthigen Adressen abgegangen, allein es war für Voltaire leicht, den plumpen Betrug im „Journal Encyclopédique" nachzuweisen.

Endlich war die Sache so weit gediehen, daß sie dem Rathe des Königs vorgelegt werden konnte, dessen Präsident schon lange vorher durch Voltaire für seine Sache gewonnen worden war. Endlich, am 1. März 1763, also zwei Jahre nach der Execution Calas', erklärte die Abtheilung für Cassationssachen die Wiederaufnahme des Processes für „admissible".

Digitized by Google

Die Verhandlungen vor dem höchsten Gerichtshofe Frankreichs nahmen ihren Anfang, die Beobachtung der vorgeschriebenen Formalitäten nahmem aber lange Zeit in Anspruch und das Parlament von Toulouse trug natürlich nach Kräften bei, um die Entscheidung in die Länge zu ziehen. Am 4. Juni 1764 erfolgte endlich folgender Spruch:

„Le Roy et son conseil, après avoir cassé pour vices de forme, la sentence des Capitouls du 27 Octobre 1761, l'arrêt du parlament du 9 Mars 1762 et celui du 18 Mars, même année, a évoqué à soi et son conseil le procès criminel jugé par les dits arrêts et icelui, circonstances et dépendances, a renvoyé et renvoi aux sieurs maîtres des requêtes de l'hotel du Souverain." Damit war der Proceß zu Gunsten der Calas'schen Familie eigentlich schon entschieden. Am 9. März 1765, gerade drei Jahre nach der Verurtheilung, erfolgte die Unschuldigerklärung von Calas, dessen Name damit von selbst rehabilitirt war, ebenso wurden die zwei Töchter aus dem Kloster entlassen.

Der Augenblick, in dem Voltaire die Nachricht von dem Ausgang des Processes erhielt, war, wie er wiederholt später erklärte, einer der schönsten seines Lebens. An seinen Freund d'Argental schrieb er die Worte: „Un petit Calas était avec moi quand je reçus votre lettre et celle de Madame Calas et tant d'autres: nous versions des larmes d'attendrissement, le petit Calas et moi. Mes vieux yeux en fournissaient autant que les siens, nous étouffions."

So vollständig war die öffentliche Meinung umgeschlagen, daß verschiedene Mitglieder des königlichen Rathes auf die Bestrafung der Toulouser Richter drangen. Allein man nahm mit Recht davon Umgang, die Bestrafung erfolgte in ganz anderer Weise: Voltaire richtete an den Generalprocurator in Toulouse die beißenden Verse:

Faut-il donc que l'arrêt nouveau
Te fasse tomber en syncope?
Console-toi, cher Bonrepeau;
Les Calas ont pour eux Louis et l'Europe
Mais n'as tu pas pour toi David et le bourreau?

Der letztere, der bald auf allen französischen Theatern die stehende Henkersrolle vertrat, wurde irrsinnig, machte einen vergeblichen Selbstmordversuch und stürzte sich endlich aus dem Fenster. Sein einziger Nachkomme starb unter der Guillotine. Der Wittwe Calas aber bewilligte der König eine Entschädigung von 12,000 Frcs., jede ihrer Töchter erhielt 6000, jeder der Söhne 3000 und für die Proceßkosten wurden der Familie 6000 vergütet. Aber es hatte noch mehrfacher Anstrengungen bedurft, um diese königliche Gnade zu erhalten; sarkastisch hatte Voltaire vorher einem seiner Freunde geschrieben: „Die Königin hat, so sagt man, auf die Gesundheit der Madame Calas getrunken, ihr aber nichts gegeben, daß sie selbst trinken kann."

Nicht nur der Dank der französischen Protestanten, sondern die Bewunderung ganz Europas — die pfäffischen Elemente natürlich ausgesondert — war der Lohn Voltaires. Erst im Jahr 1770 traf die Wittwe Calas mit ihrem Wohlthäter zum ersten Male zusammen, sie hatte sich die Reise von Paris nach Ferney nicht verdrießen lassen, um dem Manne persönlich zu danken, der die Ehre ihrer Familie gerettet hatte. Er schreibt über diesen Besuch an d'Alembert: „Cette bonne et vertueuse mère me vint voir ces jours passés, je pleurai comme un enfant," und als er im Jahre 1778 in Paris einen Triumph feierte, wie es keinem Dichter vor und nach ihm, Petrarca vielleicht allein ausgenommen, beschieden war, da feierte ihn das Volk, dem seine dichterischen Verdienste natürlich weniger klar waren, hauptsächlich als den „sauveur des Calas".

Wie die ganze Persönlichkeit Voltaires von den Ultramontanen in den Staub zu ziehen versucht wird, so hält man bei dieser Partei auch heute noch an der Schuld von Calas fest, und da nach dem Princip der frommen Seelenrettung auch der hartgesottenste Rationalist auf dem Todtenbette reumüthig in den Schoß der Kirche zurückkehrt, so wird auch die Behauptung aufrecht erhalten, Voltaire habe später über seine Rolle in der Calas'schen Angelegenheit bittere Reue gefühlt, da er sich nachgerade von der Schuld desselben überzeugt habe.

Am 30. Mai 1878, dem hundertjährigen Todestage Voltaires, ist der Name Calas wieder auf den Lippen aller derer gewesen, die in Voltaire den Anwalt der freien Menschenrechte gegen religiösen Fanatismus verehren, und während zwei Kirchenfürsten in Frankreich, Dupanloup und Guibert, unter allgemeiner Heiterkeit die bekannten Vorstellungen in der höheren unfreiwilligen Selbstkomik geben, indem sie die Jungfrau von Orleans als Trumpf gegen Voltaire ausspielen, die Jungfrau, die ja von längst im Grabe modernden Collegen dieses beider Herrn zum Feuertode verurtheilt wurde, feiert der größte Theil Frankreichs und mit ihm die gebildete Welt einen der Ehrentage, an welchen die ganze Menschheit ohne Unterschied der Nation und des Glaubens freiwillig Theil nimmt.

Delft, 30. Mai (am hundertjährigen Todestage Voltaires) 1878.

Theodor Wenzelburger.

„Ist Galilei gefoltert worden?"*)

Gegenbetrachtungen

von

Karl von Gebler.

II.

Wir gelangen jetzt zu der letzten und bedeutungsvollsten, von Dr. Wohlwill im Vaticanmanuscripte vermutheten Actenfälschung, welche freilich — wenn sie zutreffend wäre — eine ganze Serie von Falsificationen, Beseitigungen und Einschüben von Documenten in sich schließen müßte. Dieselbe hängt enge mit der berühmten Frage, ob Galilei der Folter unterworfen worden sei oder nicht, zusammen, eine Frage, die in Deutschland Wohlwill in der vorliegenden Schrift zum ersten Male eingehend erörtert hat. Vermögen wir auch nicht, den Resultaten, zu welchen dieser hochverdiente Forscher gelangt, beizustimmen, so erkennen wir doch rückhaltslos die große Gründlichkeit und den musterhaften Fleiß an, mit welchen dieser Gegenstand vom Herrn Verfasser bis in die feinsten Wendungen behandelt wird.

Leider können wir demselben hierin an dieser Stelle selbstverständlich nicht überallhin folgen; aber wir denken, daß unsere „Gegenbetrachtungen", wenn auch nothgedrungen kürzer gefaßt, deshalb doch darlegen werden, daß Wohlwill auch diesmal wieder gar zu schwarz gesehen hat, was freilich einem mit Rechte so übel beleumdeten Institute, wie der hl. Inquisition gegenüber, sehr entschuldbar ist.

Die Grundlage, worauf Wohlwill gleich jenen übrigens nichts weniger als zahlreichen Schriftstellern, welche an eine geschehene Folterung Galileis glauben, sein ganzes Gebäude aufführt, besteht in der festen Ueberzeugung, daß der Ausdruck examen rigorosum gleichbedeutend mit Tortur sei. Nun aber lautet in der Sentenz wider Galilei ein Passus wie folgt: „Und da es uns schien, daß Du nicht vollständig die Wahrheit in Betreff Deiner Gesinnung (intentione) gesagt habest, so erachteten wir es für nothwendig, gegen Dich zum examen rigorosum zu schreiten, in welchem Du (ohne irgend ein Präjudiz rücksichtlich der Dinge, die Du bekannt, und die in Betreff Deiner Gesinnung, wie in Obigem, gegen Dich deducirt sind) katholisch geantwortet hast." — Ist der obige Grundsatz Wohlwills richtig, so ist hier klar und deutlich gesagt, daß man gegen Galilei zur Tortur geschritten. Aber die Tortur hatte verschiedene Abstufungen und nach Wohlwill wäre der erste Grad derselben die territio realis gewesen, d. i. jene Art der Schreckung, wo der Angeklagte in die Folterkammer abgeführt und ihm hier unter Vorzeigung der Marterwerkzeuge gedroht wurde, er möge die Wahrheit gestehen, sonst werde man ihn auf die Folter spannen; die nächstfolgende

*) Eine kritische Studie. Leipzig 1877, Verlag von Duncker & Humblot.

Digitized by Google

Etappe war das Entkleiden und Festbinden des Inquisiten; der letzte Grad endlich das Aufziehen des Unglücklichen. Daß schon die Realterrition mit dem Ausdrucke examen rigorosum bezeichnet wurde, geht aus folgender Stelle des Sacro Arsenale*) unumstößlich hervor: „Wenn der Angeklagte blos an den Ort der Tortur geführt oder daselbst entkleidet, oder auch gebunden ist, jedoch ohne daß man ihn in die Höhe gezogen und er gesteht, so sagt man, er habe gestanden auf der Folter und im examen rigorosum.“ Dr. Wohlwill kennt diese Stelle und darum beweist ihm die Sentenz auch blos, daß Galilei in die Folterkammer abgeführt worden ist; was weiter dort geschehen, ob man den fast 70jährigen Greis wirklich gefoltert oder sich doch nur mit der Realterrition begnügt habe: das erscheint Dr. Wohlwill in Dunkel gehüllt.

Dieses Dunkel lüftet sich, wenn wir erfahren, daß dieser Gelehrte eben von einem Ausgangspunkte an weitergeschritten ist, der keineswegs als eine sichere Basis erscheint. Dr. Wohlwill gilt nämlich die territio realis als der erste Grad der Tortur. Dem ist aber nicht so. Das Werk Limbrochs: „Historia Inquisitionis“**), welches Wohlwill leider nicht gekannt zu haben scheint, enthält darüber ganz bestimmten Aufschluß. Limbroch citirt den Criminalisten Julius Clarus, wo dieser von den verschiedenen Graden der eigentlichen Tortur spricht und diesbezüglich sagt: „So wisse denn, daß es fünf Grade der Tortur gibt: 1. die Androhung der Folter; 2. die Einführung in die Marterkammer; 3. die Entkleidung und Fesselung; 4. die Auflegung auf die Folterbank; 5. der Folterruck.“ Der erste Grad der Tortur war also keineswegs die Realterrition, sondern die Androhung der Folter noch außerhalb der Marterkammer im gewöhnlichen Gerichtslocale, welchen Vorgang — territio verbalis genannt — wir im letzten Verhöre Galileis vom 21. Juni 1633 thatsächlich wiederfinden. Wohlwill ist freilich der Meinung, daß die mündliche Schreckung außerhalb der Folterkammer nicht mit examen rigorosum bezeichnet wurde; allein darüber gehen die Ansichten der Gelehrten sehr auseinander und nachdem die Verbalterrition schon den ersten Grad der Tortur ausmachte, so erscheint es ganz logisch, daß auch sie unter dem sehr unbestimmten, dehnbaren Begriff examen rigorosum verstanden werden konnte, wie denn auch nachweislich in der Sprache der alten Criminalisten die territio verbalis häufig unter dem Ausdrucke tortura miteinbegriffen wurde.***) Der in der Sentenz vorkommende Ausdruck examen rigorosum erscheint somit vom Standpunkte, daß derselbe Tortur im Allgemeinen bedeutet, durch die historisch verbürgten Thatsachen (dem Schlußverhöre Galileis vom 21. Juni nämlich) vollkommen gerechtfertigt.

Schwerer möchte es hingegen fallen, zu beweisen, daß jener elastische Ausdruck in dem Urtheilsspruche wider Galilei die Anwendung der Folter oder zum mindesten die Realterrition bedeute. Dr. Wohlwill meint zwar, daß der in dem von uns schon angeführte Passus der Sentenz in Klammer stehende Satz: („ohne irgend ein Präjudiz rücksichtlich der Dinge, die Du bekannt, und die in Betreff Deiner Gesinnung, wie in Obigem, gegen Dich deducirt sind“) als ein Beweis dafür betrachtet werden müsse, es habe wenigstens „eine Abführung des Angeklagten an den Ort der Tortur in Wirklichkeit stattgefunden“. Nach den Grundsätzen der hl. Inquisition erwirkte nämlich die Aussage im examen rigorosum eine Freisprechung selbst dann, wenn der Angeklagte auf der Folter Vergehen leugnete, deren er in den früheren Verhören überführt und geständig war. Um also etwaige zu weit gehende, selbstständige Aeußerungen des Angeklagten über schon erledigte Punkte von vornherein unwirksam zu machen, dazu diente die obige formelle Clausel. Wenn aber Dr. Wohlwill daraus folgert: „Nur für das Verhör an dieser Stelle (in der Folterkammer) bedurfte es der Verwahrung gegen zu weit gehende Aussagen des Angeklagten“, so ist das eben eine persönliche Ansicht Wohlwills, welche um so bezweifelbarer erscheint, als wir nun wissen, daß schon die Verbalterrition einen Grad der Tortur ausmachte und daher in dem Sammelnamen examen rigorosum miteinbegriffen sein konnte — speciell im Galilei'schen Processe ganz bestimmt darunter gemeint war; wo immer man aber in den Sentenzformularen des Sacro Arsenale den Ausdruck examen rigorosum antrifft, folgt auch jedesmal die obige schützende Clausel.

Doch verlassen wir das Feld gegenseitiger Conjecturen und wenden wir uns sichereren Beweisen zu, daß Galilei niemals auch nur nach dem Marterplatze abgeführt worden ist. Die Anwendung der Folter oder die diesem Acte gleichstehende Realterrition war nämlich nach den Regeln der hl. Inquisition mit einer Reihe strenger Beschränkungen und Bedingungen verbunden, wovon die Außerachtlassung einer einzigen genügte, das ganze peinliche Verhör ungültig zu machen. Die wichtigsten waren:

1. Es hatte ein letztes kurzes Verhör außerhalb der Folterkammer stattzufinden, worin dem Angeklagten gesagt wurde, er möge gestehen, sonst werde man gegen ihn zur Tortur schreiten. (Dieses kurze Verhör hat im Galilei'schen Processe genau nach den Vorschriften des hl. Officiums am 21. Juni stattgefunden.) Beharrte der Angeklagte und war schon früher in einer besonderen Congregation für diesen Fall die Torturirung des Inquisiten als nothwendig erkannt worden*) (im Processe Galilei hätte dies in der darüber am 16. Juni abgehaltenen Congregation geschehen sein müssen, wo aber nur die Bedrohung mit der Tortur beschlossen wurde), so hatte der Richter durch ein eigenes formelles Decret die Folterung und Abführung des Angeklagten nach dem Marterplatze anzuordnen.**)

2. In der Folterkammer mußte ein Notar der Inquisition anwesend sein, welcher nicht blos über alle Antworten des Inquisiten, sondern auch über alle seine Aeußerungen und Bewegungen und alle Worte, die er laut werden ließ, ja über alle Seufzer, Wehrufe, Klagen und Thränen, welche er von sich gab, ein genaues Protokoll zu führen hatte.***)

3. Vierundzwanzig Stunden nach dem Austritt aus der Folterkammer mußte der Angeklagte seine Aussagen, die er hier entweder unter den Qualen der Tortur oder bei der Bedrohung mit den grausigen Instrumenten abgegeben, außerhalb des Schreckenortes im gewöhnlichen Verhörszimmer nochmals bestätigen — ratificiren. Geschah dies nicht oder innerhalb einer kürzeren Frist als die vorgeschriebene, so war die ganze Procedur ungültig.†)

Nun ist von all' diesen mit einer wirklichen Folterung oder nur Abführung in die Marterkammer unzertrennlichen Documenten in den Galilei'schen Proceßacten nicht die geringste Spur zu entdecken, was weder uns noch die weit überwiegende Majorität der Galileiforscher im Geringsten überrascht, da ja nicht historische Urkunden über Begebenheiten vorhanden sein können, die sich niemals zugetragen. Dr. Wohlwill hat darüber eine andere Ansicht. Derselbe ist überzeugt, daß jene Schriftstücke einstens in den Proceßacten existirt haben und nachträglich — wohl zur Zeit der anderen angeblichen „tendentiösen Fälschungen“ — aus dem Vaticanmanuscripte entfernt worden sind! — Allerdings

*) „Sacro Arsenale overo Prattica dell' Officio della Santa Inquisitione. Di nuovo corretto, ed ampliato. In Bologna M.DC.LXV. (Ausgabe von Masini.) S. 412.

**) Amstelodami apud Henricum Westenium 1692. S. 322.

***) Vgl. Prof. P. Grisars Kritik der obigen Wohlwill'schen Schrift in der „Zeitschrift für kath. Theologie“. II. Jahrg. S. 188, wo der Verfasser diesbezüglich auf Jul. Clarus, Sentent. crimin. lib. 5. § Fin. qu. 84. Nr. 31, Francof. 1706; S. 318; Sigism. Scaccia, de judiciis lib. 2. c. 8. Nr. 276; Francof. 1669; S. 269 hinweist.

*) Sacro Arsenale S. 155.

**) Ibid. S. 157, 161, 165. Diese Formel lautete: „Tunc DD. sedentes . . . visa pertinacia et obstinatione ipsius constituti, visoque et mature considerato toto tenore processus . . . decreverunt, ipsum constitutum esse torquendum tormenti funis pro veritate habenda . . . Et ideo mandaverunt ipsum constitum duci ad locum tormentorum.“

***) Sacr. Ars. S. 157.

†) Sacr. Ars. S. 410; Limbroch S. 325.

Digitized by Google

enthält dasselbe ein Document, welches, sollte man glauben, ein unanfechtbarer Beweis dafür ist, daß gegen Galilei nur die Verbalterrition in Anwendung kam. Wir meinen das Protokoll des letzten Verhöres, welches der große Angeklagte bekanntlich am 21. Juni 1633 zu bestehen hatte. Dasselbe drehte sich ausschließlich um die Intention des Inquisiten, d. h. ob Galilei die verbotene Meinung von der Bewegung der Erde und dem Stillstande der Sonne festhalte oder festgehalten habe; da er dies leugnet, drängt ihn der Richter, die Wahrheit zu gestehen, sonst werde man mit den geeigneten Rechtsmitteln gegen ihn verfahren. Und als Galilei bei seiner Aussage beharrt, nach 1616 die verbotene Meinung nicht mehr festgehalten zu haben, so droht ihm der Inquirent, er möge die Wahrheit bekennen, sonst werde man zur Tortur schreiten. Da antwortet Galilei resignirt: „Ich bin da, um Gehorsam zu leisten und habe, wie gesagt, diese Meinung nach der erfolgten Entscheidung nicht festgehalten." — Bis hierher bewegt sich das Verhör genau in jenen Formen, welche nach den Geschäftspraktiken des hl. Officiums für „die Art über die Intention mittelst der Tortur zu verhören" vorgeschrieben war.*) Während aber nun, wenn die Anwendung der Folter oder wenigstens die Abführung in die Folterkammer wirklich beabsichtigt gewesen wäre, das bezügliche formelle Decret folgen mußte, befindet sich hier der Schlußsatz: „Und da man nichts Anderes erlangen konnte, wurde er in Ausführung des Decretes, nachdem er unterschrieben hatte, an seinen Ort zurückgeführt."**) Es ist dies bis auf den Passus „in Ausführung des Decretes" die gewöhnliche Schlußformel des letzten Verhöres, das ohne Folter endigte.***) Jedenfalls geht aus jenen Schlußworten klar und unumstößlich hervor, daß Galilei weder wirklich gefoltert noch nach der Marterkammer geschleppt worden ist, sondern man es sich in dieser Beziehung mit der Verbalterrition genügen ließ. Wohlwill erkennt dies auch vollständig an; da für ihn aber der in der Sentenz vorkommende Ausdruck examen rigorosum unbedingt nur die Anwendung der Folter oder die Schreckung in aber niemals außerhalb der Folterkammer bedeutet, so findet er in jenem Schlußsatze und in der bewußten Stelle des Urtheilspruches einen offenbaren Widerspruch, der sich für Wohlwill dadurch erklärt — daß jene Schlußworte eine nachträgliche Fälschung sind!! Ursprünglich hätten sich an die heutige letzte Antwort Galileis das jetzt fehlende Decret zu dessen Folterung und dann das Protokoll über die Vorgänge in der Marterkammer angeschlossen, welche Papiere in unserem Jahrhunderte erst entfernt worden seien!!

(Schluß folgt.)

Conrad Eckhof.

Hundert Jahre sind am 16. d. Mts. verflossen, seitdem die deutsche Bühne einen ihrer edelsten Vertreter verlor. Zu Gotha starb in der Frühe jenes Tages zwischen 7 und 8 Uhr Eckhof, jener bewunderungswürdige und beneidenswerthe Mann, dem es wie Wenigen beschieden war, die Tugenden des Künstlers und des Menschen in seiner Person zu vereinigen und damit seinem Namen unvergänglichen Ruhm zu sichern. Dauernder als Erz ist das Denkmal gewesen, welches er durch ein thatenvolles, entsagungsreiches Leben sich im Herzen des Volkes gesetzt hat und mit Liebe und Dankbarkeit blicken wir heute auf ihn, der sich den schönen Namen eines Vaters der deutschen Bühne zu erwerben wußte. Väterlich hatte er überall gesorgt; mit liebevoller Hand die Pflänzlinge gepflegt, die er dem rohen, uncultivirten Boden der Kunst aufgedrungen. Vielen war er durch sein edles Beispiel ein Trost, eine Hoffnung gewesen; vielfach hatte er ermunternd, helfend, fördernd gewirkt. Die Stunde seines Todes brachte daher einen unersetzlichen Verlust. Niemand war da, der seine Stelle einnehmen konnte. Die Bühne, welche er dem Zustande der Verwilderung entrissen hatte, war ihres Vaters, ihres Erziehers, ihres Beschützers beraubt. Die Schauspieler fühlten sich verwaist und, eine trauernde Gemeinde, standen sie verlassen da. Kein Hauch seines Geistes, dessen Stempel dem Zeitalter aufgedrückt war, berührte sie mehr und ein schöner Stern war am Himmel der Kunst erloschen, ein Leitstern, der Vielen in dunkler sturmerfüllter Nacht ein sicherer Führer gewesen.

Conrad Eckhof war armer Eltern Kind. Geboren am 12. August 1720 als der Sohn eines Stadtsoldaten zu Hamburg, sah er sich frühzeitig auf die Bahn gewiesen, die ihm später so viel Glanz und Ehre brachte. Die arme Familie seines Vaters hat er darum niemals vergessen. Obwohl nimmer mit Reichthum gesegnet — denn er strebte nicht nach irdischen Gütern — unterstützte er dieselbe später, als bessere Tage für ihn kamen, reichlich, wie es seinem bescheidenen pietätvollen Sinne entsprach. Ein unwiderstehlicher Hang zog schon den Knaben zur Bühne. Es wird erzählt, daß er im elterlichen Hause zu Hamburg auf den Boden zu gehen pflegte, um ungestört seinen schauspielerischen Neigungen zu fröhnen. Hier schuf er sich mit bunten Kleidern und Lappen, die er vor sich aufhing, eine Scene, auf der er seine erste mimische Kraft erprobte. Noch nicht zwanzigjährig, betrat er am 15. Januar 1740 bei der Schönemann'schen Gesellschaft zu Lüneburg zum ersten Male die Bühne. Mehr als siebenzehn Jahre gehörte er dieser Truppe an, zu welcher er später sehr bald zurückkehrte. Als nämlich der Principal Schönemann im Advent 1757 seine Gesellschaft aufgab, schied Eckhof sogleich aus dem Verband der Schuch'schen Bühne, der er sich vor kurzem erst angeschlossen, um die verwaiste Schönemann'sche Truppe zu Lübeck unter die Principalschaft Kochs zu stellen, der zu diesem Zwecke von Leipzig herbeikam. Bei Koch blieb Eckhof bis 1764; von da bis 1769 war er Mitglied der Ackermann'schen Gesellschaft. Dann schloß er sich in Hannover der Seyler'schen Gesellschaft an, bei welcher er bis October 1775 verblieb. Um diese Zeit erfolgte seine Berufung an das Hoftheater zu Gotha, wo er als zweiter Director angestellt wurde. In dieser Stellung verblieb er, bis der Tod seinem Wirken ein Ziel setzte. Er hatte im Jahre 1746 zu Stettin die jüngste Tochter des ehemaligen Principals Johann Spiegelberg geheirathet, die aber später dem Dämon der Hypochondrie verfiel, seit 1765 von ihrem Gatten und der Bühne getrennt lebte und sich damals, als Eckhof starb, zu Weimar aufhielt. Seine Gesundheit war schon seit mehreren Jahren im hohen Grade erschüttert gewesen. Seit 1777 fing dieselbe an, sich mit großen Schritten ihrem gänzlichen Verfall zu nähern. Eine Zeit lang bemächtigte sich die Schwäche sogar auch seines Geistes, der jedoch, als das Endziel des Lebens näher und näher rückte, seine volle Lebendigkeit und Stärke wieder gewann. Mit festem Blick, muthig und gelassen, sah er der Auflösung entgegen, welcher ihn die tödliche Brustkrankheit zuführte. Im Vertrauen auf den Urheber aller Dinge erwartete er das Ende und die Sorge um seine Wittwe war das Einzige, was ihm den Abschied erschwerte. „Sein Tod war sanft und ruhig," berichtet sein Freund und Mitbürger Reichard, „mehr Entschlafen als Zuckungen der Vernichtung."

Die letzte Rolle, welche Eckhof spielte, war der Geist im „Hamlet". Als solcher erschien er noch am 11. Februar 1778 auf der herzoglichen Bühne, aber man fand nur noch den Schatten des einstigen großen Mimen, so sehr war seine Kraft bereits gebrochen. Ernst und feierlich, wie es das Andenken des Verklärten forderte, beging das Hoftheater seinen Tod. Am 18. Juni, als dem Tage der ersten Vorstellung nach Eckhofs Hinscheiden,

*) Die Fragen des Inquirenten stimmen wörtlich mit dem diesbezüglichen Formular des Sacr. Ars. S. 164 überein. Vgl. unsere Zusammenstellung dieses Formulars mit dem Galilei'schen Verhörsprotokolle vom 21. Juni 1633 in der „Nuova Antologia" Vol. III. Fasc. IX. Sept. 1876. S. 51; man findet eine solche Zusammenstellung auch in Pieralisis „Urbano VIII. und Galilei" S. 236 und neuerdings in Wohlwills Schrift S. 90.

**) „Et cum nihil, aliud posset haberi in executionem decreti habita eius subscriptione remissus fuit ad locum suum." Vaticanmanuscript Fol. 453r.

***) Sacr. Ars. S. 62 und 64.

Digitized by Google

erschienen sämmtliche Darsteller auf der schwarz ausgeschlagenen Bühne in Trauerkleidung. Der Schauspieler Böck, welcher im Fache der Direction der Nachfolger Eckhofs geworden war, trat vor und sprach mit schmerzdurchzitterter Stimme eine Rede, deren Verfasser der eben erwähnte Reichard, herzoglicher Bibliothekar und Herausgeber des Gothaischen Bühnenkalenders, war. „Es ist eine traurige, aber heilige Pflicht," so begann er, „die mich an der Spitze dieser Gesellschaft hervorruft. Unsere Thränen fließen um Eckhof, unseren Gefährten, unseren Lehrer, unseren Vater. Er ist nicht mehr, er, der in der Kindheit der deutschen Bühne, als sie noch, wie das erste Alter des Menschengeschlechtes, mehr einer herumirrenden, der Wildheit ihres ersten Anflugs überlassenen Heerde glich und der Raub verjährter Vorurtheile war, durch sein Beispiel die Pfade zu Ruhm und Ordnung bahnte, die Schritte der Alten stärkte, der Jüngeren leitete und Allen Muster der Aufmunterung und Nachahmung wurde. Er ist nicht mehr. Er ist hingegangen, wo Redlichkeit und Tugend, die er an dieser Stätte so oft, so überzeugend lehrte und die sein Wandel noch überzeugender bestätigte, ihre beste Belohnung hoffen und empfangen. Er steht vor dem Gerichte der Nachwelt. Sie, die strenge, die unbestochene Richterin der Verdienste, wird die seinigen prüfen; sie wird sie rein und bewährt finden und sein Andenken den kommenden Geschlechtern heiligen. Nicht, um einen Panegyrikus zu halten, erscheinen wir hier; denn was braucht's ihm Denkmal? — Ist es nicht eines von den glänzenden Vorrechten großer Männer, daß man ihren Namen nur nennen darf, um Jedem mit Einem Zuge ihren Werth und ihren Verlust zu schildern? — Aber erschienen sind wir, um das öffentliche, das feierliche Zeugniß abzulegen, daß Niemand stärker empfindet, was die Kunst, was diese Bühne, die ganze Bühne Deutschlands an ihm verlor, als wir. Auch unser Aller Vorhang wird einst sinken, auch unser Aller Rolle wird einst ausgespielt sein. O, möchten wir sie alsdann nicht blos an Größe des Talentes, sondern auch als Bürger, als Mensch, als Christ so schön, so ehrenvoll endigen wie er! — Friede seinem Schatten!"

In der Frühe des 19. Juni fand die Beerdigung auf dem sogenannten neuen Gottesacker statt und zwar auf Kosten der sehr ehrwürdigen und gesetzmäßigen Freimaurerloge zum Rautenkranz zu Gotha, die es sich ausgebeten hatte, diese letzte Ehre ihrem einstigen würdigen Mitglied und Redner erweisen zu dürfen. Die Brüder der Loge und sämmtliche männliche Mitglieder des Theaters folgten der Leiche paarweise zu Fuße. An einer kühlen Stelle, unter den Zweigen eines schattigen Baumes, fand Eckhof seine letzte Ruhestätte und es wurde bestimmt, daß bald ein Denkmal seinen Hügel schmücken sollte. So erzählt Reichard, der auch erwähnt: „Eckhof würde vielleicht sein Leben noch einen Tag höher gebracht haben, wenn er nicht wie Voltaire durch eine zu starke Dosis Laudanum die Betäubung unwissend beschleunigt hätte." Aus seinem Nachlaß ging Manches auf seine Freunde über; Iffland erbte eine Dose und Gotter feierte die Ueberreichung der Reliquie durch ein entsprechendes Gedicht. Bildnisse waren verschiedene von ihm vorhanden, auch im Cabinet des Herzogs von Gotha hing ein solches. Reichard erklärte dasjenige für das ähnlichste, welches sich vor dem Bühnenkalender von 1775 befindet; vor der Beerdigung hatte man auch nicht versäumt, das Antlitz des Todten in Gips zu bilden. Was Eckhofs Wirksamkeit als Schauspieler in Gotha betrifft, so werden „die Könige, die ersten Väter und Alten und erste komische Charakterrollen" als sein Fach bezeichnet. Seine Spielweise wird in einer alten kritischen Schrift folgendermaßen charakterisirt: „Er ist kein gemeiner Schauspieler, der, um sein Brod zu haben, dem Pöbel vorgaukelt oder einige auswendig gelernte Zeilen ohne Gefühl und Kunst herplappert, sondern ein Künstler, der die Schönheiten und Vollkommenheiten seiner Kunst kennt und einsieht, der sie als eine freie Kunst betrachtet und studirt und mit einer vollkommenen theoretischen Einsicht die genaueste Praktik verbindet; der jeden Charakter kennt und empfindet, der kein Wort sagt, ohne es zu fühlen und keinen Gestus, keine Modulation anbringt, ohne es überlegt zu haben. Seine Stellung ist stets richtig, bei großen Charakteren groß, bei komischen komisch, bei gebeugten gebeugt und bei dummen dumm. Seine Bewegungen sind nicht nur wohlüberlegt und durchdacht und Dollmetscher seiner Seele, sondern auch in ihrer Art vollkommene Muster. Seine Modulation ist unverbesserlich. In leeren Rollen weiß er dieses Leere ebensowohl zu überhüpfen und das Schöne hervorschimmernd zu machen, als in gedrängten Stellen jedes Wort mit seinem wahren, eigenen und besten Tone auszusprechen. Seine Declamation ist poetisch, ohne zu skandiren, und pathetisch, ohne schwülstig zu sein. Er kennt das Theater vollkommen und spielt alle Partien als ein Meister." Reichard nennt dieses Urtheil das Treffendste, was er über Eckhof gelesen und wir dürfen ihm glauben; denn es stimmt ganz mit dem überein, was andere Kenner über ihn geurtheilt haben und was er selbst als die Aufgabe des Schauspielers bezeichnete. Unbestritten war sein Ruhm, den Ton der Natur und Wahrheit eingeführt zu haben. Jeder falsche Glanz blieb ihm verhaßt. Klang seine Stimme auch zunächst, wie die des Predigers in der Wüste; er ging unbeirrt seinen Weg und gelangte an's Ziel. Die Schauspieler bildeten sich nach ihm und verlernten es, um die Gunst der rohen Menge zu buhlen. Wie beschämend für das Virtuosenthum, welches in unserem Jahrhundert die deutsche Bühne eine Zeit lang beeinflußte, klingt es, wenn Eckhof sagt: „Der größte Acteur verliert, wenn er dem Publicum zu verstehen gibt, daß er groß ist." Dieses treffliche Wort verdient auch heute noch, jedem unruhigen Effectspieler in's Stammbuch geschrieben zu werden. „Die süßeste Belohnung des Fleißes, die stolzeste Zufriedenheit des Künstlers," schreibt Eckhof an Nicolai, „ist unstreitig wohl die Gerechtigkeit, die ihm solche Kenner widerfahren lassen, von denen er mit Recht befürchten kann und als Mensch mit Recht befürchten muß, daß sie Vieles, wie Gellerts Maler, mit gutem Grunde tadeln können; zumal, da der laute Beifall sowohl als der Tadel des großen Haufens, und besonders in meinem Metier, oft so schwankend und unbedeutend ist, daß Lessing wohl sagen mochte: wir haben wohl Schauspieler, aber keine Schauspielkunst und, wenn wir eine gehabt haben, so ist sie verloren gegangen. Wie oft hängen nicht Lob und Verachtung bei der Komödianterei in den Augen der öffentlichen Kunstrichter von Dingen und Umständen ab, die eigentlich zur Kunst nicht gehören und als Decoration derselben betrachtet werden sollten! Eine Thräne, die ich aus einem empfindenden Herzen erpreßte; ein Lächeln, das ich einem denkenden Manne abgezwungen, habe ich daher immer für einen weit untrüglicheren Probirstein gehalten." Was galt ihm die Gunst des vielköpfigen unerzogenen Parterre! Ihm genügte die Zustimmung eines einzigen Gebildeten, der den Werth seiner Kunst zu schätzen vermochte. Und dabei war die Thräne der Rührung, die er diesem in's Auge lockte, der ganze irdische Lohn, den er forderte. Als ein Mal ein Freund ihn in einem Gedichte bedauerte, daß es ihm beschieden sei, in einem Lande zu leben, wo man die Künste nicht bezahle und dabei auf Garricks beneidenswerthes Loos verwies, antwortete er mit folgenden Versen:

O, Freund, warum bedau'rst Du mich?
Mein Fleiß ist meine Lust, genug, er rühret Dich!
Vergnügt eil' ich durch ihn, soll's sein, in's frühste Grab,
Preßt er nur Kennern oft gerechte Thränen ab.
Laß Garrick nur Guineen zählen,
Mir wird es nie an Glücke fehlen.
So lang' mein Fleiß gefällt, ich Zähren ernten kann,
Bin ich, obgleich nicht reich, doch ein glückse'ger Mann.
Und, wenn dereinst an meiner Gruft
Ein Kenner nur gerühret ruft:
„Die Zähr', die er erzwang, soll hier freiwillig fließen,"
So ehrt's mich mehr, als wenn mich Sammt und Stein umschließen.
Dein Beifall rührt und ehrt mich ungemein.
Mein Dank dafür soll dies Gelübde sein:
Von der Natur geführt werd' ich mich stets bemüh'n,
Der Menschen Leidenschaft die Larve abzuzieh'n.

Die heutige Schauspielerwelt ist so genügsam nicht mehr.

Digitized by Google

Ein Mal hat Eckhof auch vor Goethe gespielt, nämlich im Winter 1776—77, als man ihn nach Weimar rief, wo der Hof seine Mitwirkung bei einer Vorstellung auf einem Privattheater wünschte. Ein wenig früher war ihm auch das Amt eines Lehrers der Dramaturgie mit lebenslänglicher Versorgung bei dem Theater in Mannheim angeboten worden; gleich Lessing, an den derselbe Ruf erging, lehnte er aber ab. Wie väterlich er für das Wohl seines Standes sorgte, beweist besonders auch der Plan eines allgemeinen Pensionsinstituts für Schauspieler, an dessen Ausführung ihn nur die immer merklichere Abnahme seiner Kräfte hinderte. Lange beschäftigte ihn diese Lieblingsidee und in seinem Nachlaß fand sich noch der Brouillon eines Briefes, den er zu solchem Zwecke an die Hauptbühnen Deutschlands versenden wollte. „Die traurige Erfahrung," hieß es darin, „die ich in meiner nunmehr 39jährigen theatralischen Laufbahn leider mehr als ein Mal erlebt habe, daß mancher alter ausgedienter Schauspieler zu den niedrigsten Beschäftigungen greifen mußte, um sich bis an sein Ende kümmerlich hinzubringen, oder bei seinem Tode kaum die nöthigen Mittel zu anständiger Beerdigung nachließ, hat mir einen Gedanken eingegeben, dessen nähere Ausführung ich Ihnen hiermit mitzutheilen die Ehre habe. Er betrifft die Errichtung einer allgemeinen Pensions- und Sterbekasse für alle vorhandenen deutschen Schauspieler. Ich lege diesen Plan zuerst unseren angesehensten Theatern vor, mit der Bitte, ihn zu prüfen und mir die Verbesserungen zu eröffnen, deren er noch bedarf. Aus den mir von allen Seiten beliebigst zu machenden Erinnerungen werde ich, wo möglich, ein Ganzes formiren und sodann die Circularien an die übrigen Gesellschaften unter Beifügung der verbesserten Artikel abgehen lassen." Der Nutzen eines solchen Unternehmens mußte Jedem einleuchten und es ist anzunehmen, daß der große Plan seinem Urheber vollständig gelungen wäre, wenn der Tod das Werk nicht unterbrochen hätte. Bekanntlich ist die Idee Eckhofs erst in unserem Jahrhundert wieder aufgenommen worden, um ihrer Verwirklichung näher geführt zu werden.

Auch als Bühnenschriftsteller ist Eckhof vielfach thätig gewesen. Eine besondere Originalität zeichnete ihn auf diesem Gebiete freilich nicht aus. Bereits 1740, gleich nach dem Beginn seiner schauspielerischen Laufbahn, ließ er den „Freimaurer", ein Lustspiel aus dem Französischen, erscheinen. 1753 folgte das Lustspiel „Die Mutterschule", ebenfalls dem Französischen entlehnt. Ein anderes übersetztes Lustspiel, „Die wüste Insel" (zweiactig), erschien 1762. Antheil hatte er ferner an verschiedenen Uebersetzungen, darunter an der gereimten des „verheiratheten Philosophen" von Destouches. Auch seine Vorzüge als Vorleser werden gerühmt. Seine Schreibweise bezeichnet Reichard als körnig und rein. Im Uebrigen ertheilt er ihm folgendes Lob: „Mit tiefer, durch Natur und Erfahrung gegründeter Einsicht; mit dem Talent, gleich beim ersten Blick das Wahre einer Rolle zu fassen; mit dem noch größeren, seine von Natur nicht vortheilhafte Bildung bis zum Unkenntlichmachen nach jeder Rolle umzuschaffen, verband er noch die Kenntnisse des Redners, des Sprachkundigen, des Dichters. Sein Rechtschaffenheit, Gewissenhaftigkeit und Strenge in Ausübung seiner Pflichten war ebenso bewunderungswürdig als die Ordnung, die in seinen häuslichen Angelegenheiten und allen seinen Geschäften herrschte." Gewiß konnte Deutschland auf ihn stolz sein, wie Frankreich auf Le Kain, wie England auf Garrick. Kurz nach einander gingen diese Drei zu den Todten. Le Kain eröffnete den Reigen und wenn Reichard bei Eckhofs Tode ausrief: „Möchte doch England noch lange seinen Roscius behalten!", so ging dieser Wunsch nicht in Erfüllung, denn Garrick starb bereits im nächsten Jahre.

Auf Iffland fiel nur noch ein matter Abendstrahl der Sonne Eckhofs, die ihm schon vorübergehend geleuchtet hatte, als er noch ein Knabe war. Als ihn sein Vater in Hannover zum ersten Mal in's Theater führte, sah er den Unvergleichlichen, der den Mellefont in Lessings „Miß Sara Sampson" spielte. Seine Seele war überwältigt von dieser wahren und hinreißenden Schilderung und nicht mehr wich das Bild, das er geschaut, aus seinen Träumen. Als er daher als junger neunzehnjähriger Mensch den Wanderstab ergriff, um dem Drange seines Herzens zur Bühne genugzuthun, dachte er, mehrfach abgewiesen, an Eckhof und lenkte seine Schritte nach Gotha. „Der Glaube an ihn," schrieb er später, „zog mich dorthin." Und er hatte sich in seinen Hoffnungen nicht getäuscht; denn, Dank der Fürsorge des väterlichen Freundes, betrat er in Gotha am 15. März 1777 zum ersten Mal die Bühne. Als der Jüngling vor Eckhof stand, um ihm sein Gesuch vorzutragen, konnte er, von Rührung übermannt, die Anrede nicht halten, die er sich sorgfältig einstudirt. Die Gestalten, welche die Kunst des Meisters geschaffen, stiegen vor ihm herauf und hielten den Lorbeerkranz über Eckhofs Haupt. „Ich mußte weinen," so schildert er diesen Augenblick selbst, „mein Herz betete den vollendeten Künstler an, aber ich konnte ihm nichts sagen. Er reichte mir treuherzig die Hand — durch alle Glieder fuhr mir die Weihe." Bereits im nächsten Jahre hatte Iffland den Verlust dessen zu beklagen, der ihn mild herangezogen und ihm Vater und Führer gewesen war, aber der Eindruck blieb unauslöschlich. „Von dem unvergeßlichen Eckhof," sagt er, „sah ich nur noch schöne Reste, dennoch einige Momente mit seiner Kraft ausgestattet, allmächtige Wahrheit in edlem Gewande, die tiefste Wirkung durch die einfachsten Hülfsmittel. Ob überhaupt seine Kunst mehr wirkte oder mehr noch sein reges Gefühl, darüber will ich nicht entscheiden, denn er kann nicht mehr antworten. Allein das weiß ich: er konnte meine Thränen fließen machen, wenn er wollte, und ich erinnere mich nicht oder höchst selten, daß die Reflexion mir nachher Vorwürfe über meine Thränen gemacht hätte."

Es mag uns heute einigermaßen auffallen, daß Eckhof der Einbürgerung der Shakespeare'schen Stücke auf der deutschen Bühne nicht ohne Besorgniß gegenüberstand. Er fürchtete diesen Einfluß aber nicht, weil es ihm an Verständniß für den Dichter fehlte, sondern weil er sich allen Ernstes die Frage aufwerfen mußte, ob Publicum wie Schauspieler bereits reif genug seien, einen Dichter wie Shakespeare ertragen zu können. Er besorgte, daß das Erziehungswerk, welches er mühsam vollendete, wieder zunichte werden könnte unter dem Walten eines Dramatikers, der überall auf die großen und starken Wirkungen ausging und ein vollkommen gesundes menschliches Gefühl voraussetzte. Das Geschlecht, unter dem er lebte; das unter seiner Leitung eben erst anfing, sich dem rohesten Geschmack zu entfremden; das er langsam aus Irrthum und Unnatur zu reineren Anschauungen geführt, schien ihm gegen Keulenschläge des Geistes, wie sie der brittische Dichter führte, nicht hinreichend gefeit und der Gefahr neuer Entartung noch nicht entrückt zu sein. Wir begreifen hiernach, namentlich was die Schauspieler betrifft, sein Bedenken sehr wohl. In den älteren deutschen Stücken trat die Handlung zurück, statt dessen wogte die Reflexion in weitausgesponnenen Dialogen hin und her und nahm die ganze ernste Anstrengung, die volle Gestaltungskraft des Schauspielers in Anspruch. Bei Shakespeare war des letzteren Arbeit leichter. Die grellen realistischen Züge herrschten vor und wiesen den Darsteller auf den Weg, den er zu gehen hatte. Das war es, was Eckhof nicht wollte. Ueber das Bedenken, welches er den Dramen des Dichters gegenüber hatte, äußerte er sich zu Iffland einmal so: „Das ist nicht, weil ich nichts dafür empfände oder nicht Lust hätte, die kräftigen Menschen darzustellen, die darin aufgestellt sind, sondern weil diese Stücke unser Publicum an die starke Kost verwöhnen oder unsere Schauspieler gänzlich verderben würden. Jeder, der die herrlichen Kraftsprüche sagt, hat dabei auch gerade nichts zu thun, als daß er sie sage. Das Entzücken, das Shakespeare erregt, erleichtert dem Schauspieler Alles; er wird sich Alles erlauben und ganz vernachlässigen." Wir glauben heute nun zwar, daß auch Shakespeare dem Künstler noch genug zu thun übrig läßt, aber unsere Zeiten sind nicht Eckhofs Zeiten. Er meinte diejenigen, welche er in seiner Schule groß gezogen, noch nicht mit dem Zeugniß der Reife entlassen zu können.

Daß er den brittischen Dichter sonst treffend und auch mit Humor zu beurtheilen verstand, zeigt eine Aeußerung, die er ein Mal that, als ihm von einem Schauspieler der Vorwurf gemacht wurde, daß er als Geist im „Hamlet" gehustet habe. „Der Geist, welcher reden kann," antwortete er ruhig, „kann auch husten."

Digitized by Google

Eckhofs Spiel mag sonst auch nicht frei von Mängeln gewesen sein. Wenigstens deutet eine Mittheilung Ifflands darauf hin, welcher gesteht, daß er mit den Vorzügen des Lehrers sich eine Zeit lang auch dessen Fehler angeeignet habe. Das überaus wohlthuende Bild Eckhofs, wie es heute vor unserem geistigen Auge steht, wird dadurch nicht getrübt. Was seiner Erscheinung in der Geschichte der deutschen Bühne eine so eigenthümliche Weihe gibt, ist der harmonische Zusammenklang seiner Eigenschaften als Mensch und als Künstler. Sein Wandel war so makellos, daß ihn ein Geistlicher ein Mal als das Muster eines reinen Charakters bezeichnete. Wie theuer war dieses Lob in einer Zeit, da die Kirche für das Volk der Schauspieler meist nichts weiter hatte als den Fluch und die Verachtung! Mit der Neuberin, die auf langer Wanderung mehr noch als er zum Kampfe mit den widrigsten Verhältnissen sich aufgerufen sah, hat er den Zug der Entsagung, die selbstlose Hingabe, den Verzicht auf den materiellen Lohn, den Glauben an das Ideal gemein; aber er überragt sie bei weitem an reformatorischer Kraft. Unverrückt, wie trostlos auch die Wildniß ist, die sein Fuß zu durchschreiten hat, bleibt sein Blick dem einen großen Ziele zugewandt, welches das ist: die Bühne zu einer Wohnstätte des Guten und Edlen, zu einer Pflegerin der nationalen Cultur, zu einer Erziehungsanstalt für das Volk zu machen. Wie er sich diesen Plan entworfen, kühn, bedeutsam, weittragend, so führt er ihn durch, so sammelt er um sich eine Schaar von Anhängern, die er mit sanfter Gewalt zu sich herüberzieht, die er liebevoll leitet, und so wird er der Gründer einer neuen Schule. Die Klarheit der Anschauung, die Kraft der Ueberzeugung, welche ihn trägt, die Lauterkeit des Gefühls, die Ruhe und Sicherheit seines Waltens umgeben ihn mit dem Nimbus des Weisen, der in olympischer Höhe über einem ganzen Geschlechte thront und sich die schöne Aufgabe stellt, diesem Geschlechte Vorbild und Muster zu werden. Die Saat, die er gesäet, ist nicht vergeblich ausgestreut worden. Ging nach seinem Tode auch gewiß manche Frucht seines Schaffens wieder verloren, so lebte sein Geist doch fort in seinen Schülern, welche fortfuhren, ihn zu ehren als einen Verbesserer der Sitten, als Reiniger des Geschmacks. Auch heute ist der Glanz seines Namens nicht erloschen. Was er vorbereitend gewirkt, bleibt unvergessen, eine ruhmvolle Widerlegung des Wortes, daß die Nachwelt dem Mimen keine Kränze flechte. Seinem Verdienst ist die Krone geworden, die ihm gebührte; mögen auch spätere Jahrhunderte sein Andenken heiligen als des Schöpfers einer neuen Aera der deutschen Bühne.

G. Malkewitz.

Die Popularisirung der Naturwissenschaft.

Zwischen dem, was uns die Wissenschaft über die Natur der Dinge lehrt und dem, was wir im gewöhnlichen Leben davon durch eigene Anschauung erfahren — besteht kein specifischer Unterschied. Die Wissenschaft stellt in diesem wie in jedem anderen Falle nur eine weitere Entwickelung der alltäglichen Ansichten und Schlußfolgerungen dar; sie ist sozusagen nur eine höhere Potenz des gesunden Menschenverstandes. Wenn ich sehe, daß Eisen, welches lange Zeit im Wasser liegt, rostet, oder wenn ich die Beobachtung mache, daß nasses Heu sich erhitzt — wenn ich derartige Erfahrungen sammle, so bin ich auf dem besten Wege eine genaue Bekanntschaft mit den Grundwahrheiten der Chemie anzuknüpfen. Die chemische Wissenschaft ist in der That nichts weiter als eine geordnete Sammlung solcher Thatsachen, die mit Sorgfalt ermittelt und so classificirt sind, daß sie uns ermöglichen, in Bezug auf jede einfache oder zusammengesetzte Substanz vorauszusagen, welche Veränderungen unter gegebenen Bedingungen mit ihr vorgehen werden. Und so verhält es sich nicht blos mit der Chemie, sondern auch mit allen übrigen Wissenschaften. Sie entkeimen sämmtlich den Erfahrungen des alltäglichen Lebens; aber mit ihrem allmählichen Wachsthum ziehen sie immer zahlreichere und immer complicirtere Erfahrungen in ihr Bereich und unter diesen ermitteln sie Gesetze der gegenseitigen Abhängigkeit, ähnlich denjenigen, welche unsere Kenntnisse der gewöhnlichsten Dinge ausmachen. Man vermag nirgends eine Linie zu ziehen und zu sagen: hier beginnt die Wissenschaft. Wer das thut, beweist damit nur, daß er weder von der alltäglichen Erfahrung, noch von der Wissenschaft einen richtigen Begriff hat. Wer die Sachlage klar überblickt, muß sehen, daß unsere gewöhnliche Art von Erfahrung fortwährend, aber ganz unmerklich in die höhere Art von Einsicht übergeht, welche wir „Wissenschaft" nennen. Eine Grenze zwischen beiden zu ziehen ist deshalb unstatthaft. Auf diesem continuirlichen Ineinanderfließen der gewöhnlichen Erfahrung und der wissenschaftlichen Erkenntniß beruht auch die Möglichkeit einer Popularisirung der durch die Forschung gewonnenen Resultate. Es handelt sich bei der Popularisirung also nicht etwa um ein Herabziehen der Wissenschaft auf das Niveau der Alltäglichkeit, sondern im Gegentheil um ein Emporführen des gewöhnlichen Verständnisses zur Höhe der wissenschaftlichen Einsicht. Leider wird die Bedeutung dieses großen Unterschiedes noch sehr oft verkannt. Viele Gelehrte sind den populär-wissenschaftlichen Darstellungen abhold, weil sie glauben, daß die Wissenschaft dadurch herabgewürdigt werde. Diese Leute sind aber offenbar nur von einem Klassenvorurtheil beherrscht: denn in Wahrheit kann es dem Ansehen der Wissenschaft nur förderlich sein, wenn der Sinn für geistige Bestrebungen in weiten Kreisen geweckt und wach erhalten wird. Glücklicherweise theilen auch viele Männer vom Fach diese letztere Ansicht und sprechen es frei aus, daß sie von der Popularisirung der Wissenschaft Nutzen erwarten. So sagt z. B. der bekannte Münchener Professor August Vogel: „Ich bin der Ansicht, daß durch Einführung populärer Darstellungen naturgeschichtlichen Stoffes in die Tageslectüre, sowie durch die üblich gewordenen populären Vorträge vielfach Belehrung, ja sogar Anregung geboten wird." Ganz besonders klar und unzweideutig hat der englische Naturforscher Huxley seine Ueberzeugung von dem Nutzen, welche die naturwissenschaftliche Belehrung für das Volksleben hat, ausgesprochen. In einer Rede, welche er im Jahre 1861 im South Kensington Museum zu London hielt, sagte er Folgendes: „Das ganze moderne Denken ist naturwissenschaftlich gefärbt. Ich glaube, daß die Naturwissenschaft es ist, die jetzt die größte geistige Umwälzung herbeiführt, welche die Menschheit jemals erlebt hat. Sie belehrt die Welt, daß das oberste Tribunal Beobachtung und Experiment, aber nicht Autorität ist; sie lehrt den Werth des wissenschaftlichen Beweises schätzen; sie erzeugt einen festen und lebendigen Glauben an das Dasein unveränderlicher moralischer und physischer Gesetze, denen sich gehorsam zu unterwerfen das höchstmögliche Ziel eines jeden intelligenten Wesens ist." Am Schlusse dieser nämlichen Rede ruft er aus: „Ich werde den Tag, an welchem jeder Schullehrer in England ein Mittelpunkt für echtes, wenn auch nur beschränktes, naturwissenschaftliches Wissen sein wird, als eine Epoche in der Geschichte Englands ansehen." Wir brauchen diesen beredten Worten Huxleys nichts hinzuzufügen. Was für England gilt, hat natürlich ebensowohl für Deutschland Gültigkeit. Wir werden auch in unserem Lande eine neue Aera anbrechen sehen, wenn der Naturwissenschaft ein etwas hervorragenderer Platz in den Unterrichtsplänen unserer Schulen eingeräumt sein wird. Unterdessen wird es die Aufgabe der populärwissenschaftlichen Literatur sein, die Geister durch die Verallgemeinerung naturwissenschaftlicher Kenntnisse auf jene neue Aera vorzubereiten. Die Popularisirung muß aber mit Geist und Geschick vorgenommen werden. Wer die schwierige Kunst nicht versteht, die großen Gesetze des Werdens und Vergehens auch in den alltäglichsten Erscheinungen nachzuweisen, wer es beispielsweise nicht versteht, die geologischen Veränderungen, welche der Meeresboden erleidet, an den Vorgängen zu demonstriren, welche wir in einer Lache oder Pfütze wahrnehmen — wer, wie gesagt, nicht das Große im Kleinen und das Kleine im Großen zu sehen vermag: der täuscht sich, wenn er den Beruf in sich zu fühlen glaubt, ein Popularisator der Wissenschaft zu sein.

Digitized by Google

Verwickelte Dinge mit einfachen Worten zu schildern — worin eben das Geheimniß der populären Darstellung liegt — ist sehr schwer. Wir stehen mehr als wir glauben unter dem Banne des wohlbekannten Spruches:

„Denn eben wo Begriffe fehlen,
Da stellt ein Wort zur rechten Zeit sich ein."

Wer ehrlich ist, hebt keinen Stein in dieser Beziehung auf. Schläft ja zuweilen auch selbst der gute Homer. Umsomehr müssen wir aber wirklich gute Leistungen auf dem Gebiete der populär-naturwissenschaftlichen Literatur anerkennen; denn in dergleichen Darstellungen sind ebenso große Schwierigkeiten zu besiegen, wie auf dem eigentlichen Felde der Wissenschaft. Die besten derartigen „Elementarbücher" sehen wir in den englischen Science-Primers, welche von den Professoren Huxley, Roscoe und Balfour Stuart herausgegeben werden. Deutsch übersetzt sind dieselben im Verlag von Karl J. Trübner in Straßburg erschienen. Unter diesen Science-Primers sind es aber nun ganz besonders die Hefte über Geologie und physische Geographie aus der bewunderungswürdigen Feder des Herrn Prof. A. Geikie in Edinburg, welche wir als wahre Muster der populären Darstellungsweise bezeichnen möchten. Schon in einer frühern Nummer der „Gegenwart" (Nr. 48, 1877) haben wir die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf diese Elementarbücher hinzulenken gesucht, und jetzt, wo wir uns mehr und mehr von dem Werthe dieser vortrefflichen Lehrmittel überzeugt haben, stehen wir nicht an, unsere frühere Empfehlung zu wiederholen. Auch zwei deutsche Gelehrte von Ruf werden an der Vervollständigung der bisher erschienenen Serie dieser Volksbücher theilnehmen: Oscar Schmidt und De Bary. Ersterer wird eine populäre Zoologie und letzterer eine populäre Botanik verfassen. Die Namen der beiden Schriftsteller bürgen dafür, daß wir etwas Vortreffliches zu erwarten haben.

Unsere sonstige populäre wissenschaftliche Literatur ist nicht sehr reichhaltig. Unsere deutschen Professoren schreiben noch immer nicht für das Volk, sondern stets nur für die Elite der „Gebildeten". Auch Häckel, dem es sonst sehr um Popularität zu thun ist, kann den Gelehrtentalar nicht ganz abwerfen. Er ist der Lassalle der Naturwissenschaft: Akademiker und Agitator in einer Person. Dies soll natürlich kein Tadel, sondern nur eine Charakteristik sein.

Andere Namen, wie Schleiden und Jäger, Helmholtz und Virchow, Oscar Schmidt und Zittel z. B., kommen in ihren populären Schriften englischen Vorbildern auf demselben Gebiete näher. Aber Huxley, Tyndall und Geikie werden als volksthümliche Schriftsteller immer obenan stehen.

Bei Anstellung derartiger Erwägungen ist es allerdings auch an der Zeit, an ein deutsches Unternehmen zu erinnern, welches sich das Ziel gesteckt hat, die Popularisirung der Naturwissenschaft mit deutscher Gründlichkeit und deutschem Eifer zu fördern. Wir meinen hier das bei G. D. Bädeker in Essen erschienene dreibändige Werk: „Die gesammten Naturwissenschaften". Dasselbe wurde vor einigen Jahren in dritter, neu bearbeiteter Auflage herausgegeben. Eine Reihe von Gelehrten, darunter Koryphäen der Wissenschaft, haben sich hier zu dem Zwecke verbunden, das gesammte Gebiet der Naturwissenschaften dem Verständniß weiterer Kreise zugänglich zu machen. Den Mittelpunkt des Unternehmens bildet der bekannte Pädagog Prof. Herm. Masius in Leipzig. Die Liste der Mitarbeiter setzt sich aus folgenden Fachmännern zusammen: Prof. P. Zech (für die Mechanik), Dr. P. Reis (Physik), Ingen. Moll (Technologie), Prof. Gottlieb (Chemie), Prof. Reclam (Physiologie), Prof. Masius (Zoologie), Prof. Dippel (Botanik), Prof. A. Quenstedt (Mineralogie), Prof. Nöggerath (Geologie und Geognosie), Dr. Gurlt (Bergbau), Prof. Mädler (Astronomie), Dr. Romberg und Dr. Overzier (das Meer).

Wir möchten dieses umfassende Werk, welches bei aller Popularität doch den Stempel der Gründlichkeit trägt, allen denen empfehlen, welche sich durch die oben erwähnten naturwissenschaftlichen Elementarbücher zu einem tieferen Eingehen in das Detail der Forschung vorbereitet haben. Für diese Fortgeschritteneren wird es ein vortrefflicher Führer sein. Dem durchweg klar und fließend geschriebenen Texte sind ausgezeichnete Holzschnitte in reicher Anzahl beigegeben und angehängte Tafeln sorgen außerdem noch für möglichst gründliches Verständniß.

Auf eine Besprechung der einzelnen Abtheilungen dieses schönen Werkes, können wir uns an dieser Stelle nicht einlassen. Wir wollen nur hervorheben, daß der Abschnitt „das Meer" von ganz besonderer Sachkenntniß zeugt, so daß er auch denen imponiren dürfte, die sonst auf gelehrte Abhandlungen über das Reich Neptuns wenig geben. Der Navigationslehrer Dr. Romberg und der erfahrene Biolog Dr. Overzier haben sich in die Bearbeitung dieses umfassenden Stoffes getheilt und haben so ein desto gelungeneres Ganze, ein Totalgemälde von um so packenderer Wahrheit geliefert.

Wir wollen zum Schlusse noch hervorheben, daß die erste Auflage des in Rede stehenden Werkes dem Großmeister der Naturwissenschaft — Alexander v. Humboldt — dedicirt war. Dieser schrieb damals an den Verleger des jetzt in dritter Auflage erscheinenden Werkes Folgendes: „Die begonnene Schrift wird ein Gegengift sein für die vielen inhaltsleeren populären Schriften, mit denen Deutschland mehr als die Nachbarstaaten überschwemmt ist." Mit dieser Empfehlung aus so berühmten Munde haben „die gesammten Naturwissenschaften" ihren Platz in der auserlesenen Literatur eingenommen und durch ihren eigenen Werth auch zu behaupten vermocht.

Den oben dargelegten Ansichten von dem Nutzen populärwissenschaftlicher Werke und Vorträge, tritt der bekannte Leipziger Professor der Astrophysik — Friedrich Zöllner — in seiner neuesten umfangreichen Schrift schroff entgegen. Das Buch führt den abstracten Titel: „Wissenschaftliche Abhandlungen", enthält aber in Wirklichkeit einen fortlaufenden philosophischen Commentar zu den Werken der hervorragendsten Naturforscher und Denker aller Zeiten. Man kann über den Gesammtinhalt des Werkes wohl das Urtheil fällen, daß seit langer Zeit kein so gediegenes und lesenswerthes Buch veröffentlicht worden ist, wie dies neueste von Zöllner.*) Diese aufrichtige Bewunderung der geistigen Eigenschaften des Verfassers macht uns aber nicht blind für gewisse Einseitigkeiten, welche in den vorliegenden Abhandlungen zu Tage treten. An dieser Stelle wollen wir uns gegen Zöllner nur des einen Umstandes wegen wenden, weil er das Horazische „Odi profanum vulgus et arceo —" auch auf die so sehr nützliche Belehrung in naturwissenschaftlichen Dingen erstrecken will. Zöllner citirt ein Wort von Faraday und erhebt dasselbe zum Dogma. Dies Wort lautet: „Vorträge, in denen wirklich etwas gelernt werden soll, werden niemals populär sein; und Vorträge, die populär sind, werden niemals wirklich lehrreich sein." Dieser Auffassung der Sachlage liegt das schon früher von uns bekämpfte Vorurtheil zu Grunde, daß Wissenschaftlichkeit und Popularität einer schriftstellerischen (oder rednerischen) Leistung sich gegenseitig absolut ausschließen. Das ist einfach nicht wahr; es müßte denn sein, daß man von der Ansicht ausgeht: jedes Werk über Physik z. B. sei unwissenschaftlich, wenn es nicht von Differentialgleichungen und sonstigem mathematischen Formelkram strotzt. Dies kann aber schon deshalb nicht zugegeben werden, weil es wissenschaftliche Disciplinen gibt, die gar keine mathematische Behandlung zulassen, die aber trotzdem im Stande sind, uns mit den wichtigsten Wahrheiten bekannt zu machen. Wenn Zöllner ferner die Frage aufwirft, ob die sittliche und intellectuelle Bildung des Volkes nicht mehr gefördert würde, wenn es den Resultaten der Wissenschaft gegenüber in Unwissenheit verharrte, als wenn ihm „Irrthümer als Wahrheit" dargeboten werden, so fragen wir unsererseits: Was ist Wahrheit? Und damit beantwortet sich die Zöllner'sche Frage von selbst. Da sich nämlich kein Mensch im Besitz der vollen Wahrheit befindet,

*) Leipzig, 1878, Verlag von L. Staackmann.

Digitized by Google

sondern da auch der wissenschaftlich Gebildetste nur derjenige ist, welcher die relativ wenigsten Irrthümer begeht, so muß jede Zerstreuung von Irrthum, jeder Lichtstrahl in das Dunkel der Unwissenheit willkommen geheißen werden. Schon aus diesem Grunde würde die Popularisirung der Wissenschaft zu rechtfertigen und zu fördern sein. Zöllner sagt übrigens auf S. 161 seines Werkes selbst: „Wenn populäre Vorlesungen wirklich bildend und nützlich für das große Publicum wären, so könnten sie es höchstens dadurch sein, daß sie dem Volke zeigten, was es Alles noch nicht weiß und daher noch zu lernen habe." Diesen Nutzen gibt also Prof. Zöllner zu. Dem gegenüber muß man aber gleich fragen: Wie das „Volk" es denn anstellen soll, um zur höheren Einsicht zu gelangen, wenn sich Männer der Wissenschaft nicht zu ihm herablassen und ihm geistige Speise darreichen? Also auch hier kann nur die Popularisirung der Wissenschaft Abhülfe respective Befriedigung für das Wissensbedürfniß schaffen. Auf Universitäten können nicht sämmtliche 40 Millionen Deutsche studiren. Prof. Zöllner möge uns diese freimüthige Darlegung abweichender Ansichten nicht für kleinliche Kritikasterei auslegen. Es wäre ein Glück, wenn ein so kenntnißreicher Mann wie Zöllner sich bekehren und selbst Vorträge vor einem Publicum, das er jetzt perhorrescirt, halten wollte.

Otto Zacharias.

Notizen.

Das Attentat vom 2. Juni, schmachvollen Andenkens, hatte die ganze gebildete Welt wie mit dem Anblick eines Medusenhaupts versteinert und sprachlos gemacht. Die vorige Wochenchronik, wie angedeutet am Himmelfahrtstage geschrieben, war überdies längst im Satz und Druck, bevor der Verfasser diese neue Katastrophe auch nur erwähnen konnte. Eine etwas spätere Besprechung der Tagesereignisse hat gewöhnlich neben manchem Nachtheil darin ihr Correctiv, daß sie zuweilen ruhiger ausfällt und gegen die beirrenden Eindrücke der ersten Stunde mehr geschützt ist. Hier aber sind wir Alle nach vierzehn Tagen so klug wie zuvor. An vielseitigem Grübeln über die Beweggründe, die socialen Ursachen solcher entsetzlichen Thaten, sowie die Mittel des Heils hat es nicht gefehlt. Die Ausbeute war jedoch gering. Ein reiches Material über das Vorleben und das Naturell des Verbrechers hat die Blätter überfluthet. Man erfuhr auch von seiner Kindheit, wie Eltern und Lehrer mit ihm umgingen, wie seine frühesten Schritte geleitet wurden. Die Krankheit, an welcher er zu Grunde ging, heißt es, hat die Zeit ergriffen. Mag sein, aber der Sitz des Uebels wird selten beim Namen genannt. Es versteht sich, daß man in Berlin, es sei in der Presse oder in der Gesellschaft, nicht von religiösen Regungen und Erfordernissen sprechen darf. Das gilt für unschicklich. Jesuiten und Pietisten haben dem Volke die Religion verleidet. Die Nothwendigkeit irgend welcher idealer Momente für den Einzelnen wie für die Gesammtheit wird dagegen gewöhnlich zugegeben. Ehre, Pflichtgefühl, Selbstachtung oder ein sittlicher gebieterischer Imperativ, mit anderen Worten das Muß in der menschlichen Brust, wird als Bedingung einer gesunden menschlichen Existenz von den Meisten nicht verkannt. Wie das den geistig verwahrlosten Klassen ohne den Glauben an eine höhere Weltordnung, die ja doch die Voraussetzung dazu bildet, vermittelt werden soll, ist das Problem der politischen Philosophie. Der Leser muß dem Chronisten schon einige ketzerische Anwandlungen, als ob am Ende doch die traditionelle Gefühlsrichtung nicht ganz unberechtigt wäre, zugute halten. Auch was die öffentliche Sicherheit angeht, haben ganz liberale Leute ihre aparten Gedanken. In Berlin existirt dieselbe oft nur dem Namen nach. Die Verpönung der geheimen Polizei gehört zum freisinnigen Credo. Ob man aber der geheimen Gesellschaften und Complote, falls solche wirklich existiren, ohne geeignete Gegenminen Herr werden kann, mögen Fachmänner untersuchen. In dem freien England leisten die Detectives den ehrlichen Leuten ganz erhebliche Dienste. Dickens und Thackeray haben diese nützliche Menschenklasse durch ihre Romane interessant gemacht. Das müßte, sollte man glauben, wenn sich eine ähnliche Einrichtung bei uns unumgänglich erweisen sollte, auch den Auerbachs, Freytags und Spielhagens gelingen. Vor dem Schaden einer zu großen Milde in Strafsachen wurde schon gewarnt. Die fast systematischen Begnadigungen todeswürdiger Verbrechen müssen wirklich ernste Bedenken hervorrufen. Ein ausländischer Specialist besuchte vor einiger Zeit ein deutsches Gefängniß und bewunderte die große Ordnung und Sauberkeit, die fast an Comfort erinnerte und sich auch in den Zellen der zu lebenslänglicher Zwangsarbeit begnadigten Mörder und Galgenvögel nicht verleugnete. Der begleitende Inspector nahm die von dem humanen Reisenden dafür gespendeten Complimente kopfschüttelnd an und sagte: Gewiß, wenn diese Leute leben sollen, muß man sie menschlich behandeln. Aber im Grunde fehlt ihnen zu einer erträglichen Existenz nichts als die Frau! — Sanftmuth ist schön. Wer sie aber in einer Menagerie im Umgange mit Leoparden und ähnlichen Creaturen anwenden wollte, würde in einen bedenklichen Conflict mit ihren Zähnen gerathen. Zahllos übrigens waren die Medicamente, welche man zur Remedur des Leidens vorschlagen hörte. Ein sonst gebildeter und verständiger Baumeister meinte, er kenne das Volk von den Strikes her und sei deswegen für die Wiedereinführung der Prügelstrafe. In der Provinz ist die Entrüstung womöglich noch größer als in Berlin. Eine gefühlvolle und unterrichtete Dame schrieb hierher, man habe ja den Zeitungen zufolge einen neu gebildeten Krater auf dem Monde entdeckt. Es wäre schade, daß man die Socialisten nicht sammt und sonders hineinschleudern könnte! So werden Frauen zu Hyänen und treiben mit Dingen Spott, die sich wenig dazu eignen. Selbstverständlich sind sich die politischen Parteien auch diesmal wieder in die Haare gerathen. Es war als hätte die Nation den Kopf verloren, oder als überlegte sie, ob der Weg, welchen unsere innere Entwickelung seit dreißig Jahren eingeschlagen, nicht etwa den Namen verdiente, welchen der Volksmund gewissen Pfaden im Walde gibt, die nicht nach außen führen. Ein Extrablatt hat allen Ernstes Verfassung und Liberalismus selbander denuncirt, und es fehlte nicht viel, daß die Ausweisung Bennigsens und Laskers in Vorschlag gekommen wäre. Schließlich ist man auf die gewiß gescheidte Untersuchung verfallen, ob die Manier, solche Verbrechen, sowie deren Urheber in den Zeitungen interessant zu machen, nicht eine gewisse Mitschuld an der Wiederholung trüge. Dies hängt mit den Schäden unserer mehr und mehr nach amerikanischem Muster, nicht zum Vortheil ihres politischen Einflusses, arbeitenden Presse zusammen. Darüber ließe sich ein besonderer Artikel schreiben. Wir wollen uns die Sache überlegen.

* * *

Friedrich Sander.

Am 4. Mai starb in Hamburg nach kurzem Krankenlager Dr. med. Friedrich Sander, auf dessen „Handbuch der Gesundheitspflege" wir wenige Tage vorher die Leser der „Gegenwart" aufmerksam gemacht hatten; die Monatsschrift „Nord und Süd" hatte noch vor wenigen Wochen vielleicht seine letzte literarische Arbeit, den vortrefflichen Aufsatz „über gute und schlechte Luft" veröffentlicht. Die allgemeine Theilnahme, die sich in der früheren Heimat des Verstorbenen, am Rhein, als auch unter den Fachgenossen im ganzen Reiche bei der so unerwarteten Todesnachricht geäußert hat, kennzeichnet die wissenschaftliche Bedeutung Sanders. Die Achtung, die er in Barmen, seinem früheren Wirkungskreise, sich allgemein erworben, ist ihm auch in seiner neuen Stellung als Oberarzt des Hamburger Krankenhauses nach kaum halbjährigem Aufenthalt daselbst in vollem Maße zuerkannt worden. Oft rauh in der Form, wo es sich um die Vertretung seines unbestechlichen Urtheiles handelte, oft herb in der Beurtheilung von Menschen und Zuständen, waren wiederum der Einfluß seiner Persönlichkeit, die klar zu Tage liegende Lauterkeit seines Charakters, die liebenswürdige und oft originelle Beredtsamkeit in ernster oder angeregter Gesellschaft, so mächtig und versöhnend, daß Sander keine Feinde hinterlassen haben kann. —

Immer zweifelnd an seinen Fähigkeiten, nie zufrieden mit seinen Leistungen, sowohl als Arzt wie als Gemeindevertreter und Schriftsteller, hatte Sander eben noch den Triumph, sein nach reichlicher Tagesarbeit in den späten Nachtstunden vollendetes Handbuch in Deutschland einstimmig mit Freude und Dank begrüßt zu sehen. Die englische Presse hat ihm ebenso die volle Anerkennung zu Theil werden lassen. Mit neuen Plänen und neuem Schaffensdrang hatte Sander seine neue Stelle, aus einer großen Zahl von Bewerbern ausgewählt, übernommen. Wie

Digitized by Google

rasch seine Persönlichkeit und sein Können bei allen Betheiligten Vertrauen geweckt, wie selbst diejenigen, welche für eine andere Persönlichkeit geneigt gewesen, in Sander den rechten Mann für die schwierige Stellung erkannten, bezeugten die Hamburger Collegen, welche schon stolz darauf waren, Sander den ihren nennen zu können.

Dr. Graf, der Vorsitzende des deutschen Arztvereinsverbandes, legte ihm als Vertreter der in dem Verband geeinigten 6000 deutschen Aerzte, einen frischen Lorbeerkranz auf sein Grab und feiert sein Andenken in folgenden warmen Worten:

Die Wissenschaft verliert in ihm einen hochbegabten, unermüdlichen Forscher, die deutschen Aerzte betrauern einen ihrer hervorragendsten Collegen. Die literarischen Leistungen Sanders auf dem Gebiete der öffentlichen Gesundheitspflege sind weit über die Grenzen des Vaterlandes hinaus bekannt und anerkannt worden. Jeder, der Gelegenheit hatte, mit ihm in Berührung zu kommen, stand bald unter dem Eindrucke seiner mächtigen Persönlichkeit. Ein treuer und gewissenhafter Arzt, gründlich und vielseitig in seinem Wissen, thatkräftig und gewandt im Können, ein Meister des Wortes in Rede und Schrift, klar und knapp in der Darstellung, frisch und originell in der Behandlung der verschiedensten Materien — so lebt er im Gedächtniß und im Herzen Vieler. Wir aber, die wir ihm im Leben näher standen, haben mehr verloren: den wackeren Menschen, den treuen Freund!

Sein Andenken bleibt uns theuer, unsere Liebe folgt ihm über das Grab hinaus.

Friedrich Emil Sander wurde am 30. Juni 1833 in Barmen-Wichlinghausen geboren als Sohn des Pfarrers daselbst. Er besuchte das Gymnasium zu Elberfeld bis 1850 und ging, 17 Jahre alt, zunächst zur Universität Halle, um Theologie zu studiren, von da nach Erlangen und Bonn. Dort ließ der Eifer für theologische Studien nach und wurde hauptsächlich hebräische und arabische Sprache getrieben. 1853 wurde er in Bonn als Mediciner inmatriculirt, dann wurden Würzburg (Virchow), Berlin und Leipzig besucht. 1857 Examen und Promotion in Berlin. Von da war Sander ein Jahr lang im Danziger Stadtkrankenhaus, dann zwei Jahre in Bethanien, zuletzt ein halbes Jahr in Brünn. 1861 erfolgte die Niederlassung in Barmen, wo er 17 Jahre lang die Stellung als Krankenhausarzt einnahm und eine ausgedehnte Privatpraxis versah. Das Cholerajahr 1866 und die Choleraconferenz zu Weimar 1867 hatten den maßgebendsten Einfluß auf seine spätere Richtung durch die damals gemachte nähere Bekanntschaft mit Sir John Simon, dem Chef des englischen Medicinalwesens, mit Pettenkofer u. s. w. Eine von Freundeshand übernommene ausführliche Biographie (für die deutsche Vierteljahrsschrift für Gesundheitspflege) wird über diesen Wendepunkt in Sanders Leben und die damals angeknüpften ausschlaggebenden Beziehungen sich ausführlich zu verbreiten haben. An dieser Stelle sei nur, gewiß im Sinne der vielen Freunde des Verstorbenen, der Wunsch ausgesprochen, daß ein bleibendes Andenken an Sander gestiftet werde, und zwar nicht allein ein Andenken für die Besucher seiner Grabstätte, sondern auch für die Freunde, die nicht dahin wandern können. Ein guter Stahlstich oder, noch passender, eine Denkmünze, wird durch die markigen Züge des Verstorbenen am besten zu den Freunden und zu den späteren Generationen zu reden im Stande sein. Dem deutschen Verein für Gesundheitspflege, dessen Hauptstütze der Verfasser war, dürfte diese Aufgabe eine Ehrenpflicht sein. L. Pfeiffer.

* * *

Freiligraths Bibliothek.

Am 18. Juni und während der folgenden Tage gelangt in Stuttgart die nachgelassene Bibliothek Ferdinand Freiligraths zur öffentlichen Versteigerung, nachdem es nicht gelungen ist, dieselbe als ein Ganzes zu verkaufen.

Der uns vorliegende, von dem Stuttgarter Buchhändler Oskar Gerschel sehr sorgfältig redigirte Katalog der Sammlung, macht 2256 Nummern namhaft. Ludwig Walesrode hat ihm einige, der wärmsten Empfindung entsprungene Worte vorausgeschickt, in denen einer der vertrautesten Freunde des heimgegangenen Dichters für dessen innige Beziehungen zu seinen Büchern Zeugniß ablegt.

„Literaturfreunde und Bücherkenner werden schon beim ersten flüchtigen Durchblättern des Katalogs überrascht sein von dem ungeahnten Reichthum dieser Bibliothek. Denn nicht oft dürfte ein Poet, der kein professioneller Fach- und Facultätsgelehrter gewesen, eine Bibliothek gesammelt und hinterlassen haben, welche, wie diese, in mehr als 8000 Bänden — abgesehen von vielen seltenen Werken allgemeinen literar-historischen Interesses — den Gang zweier Literaturen, der deutschen und englischen, in einer die gediegensten Studien verrathenden Vollständigkeit darstellt. Sie läßt selbst die rarsten, vom Büchermarkt fast gänzlich verschwundenen und nur um schwere Preise zu erstehenden Erstlingsausgaben und ähnliche dem Bibliophilen hochbewerthete Seltenheiten nicht vermissen. Es seien beispielsweise angeführt: Die beiden ersten Ausgaben von Schillers „Räuber" (Frankfurt und Leipzig 1781 und 1782) mit der Schwurscene und dem nach links springenden Löwen auf dem Titelblatte. Schillers Dissertation: „Ueber den Zusammenhang der thierischen Natur des Menschen mit seiner geistigen", Stuttgart 1780, auf Grund deren er als Regiments-Medicus Anstellung erhielt. Schillers akad. Antrittsrede, gehalten in Jena 1789, im ersten Separatdruck, mit dem „Professor der Geschichte" auf dem Titel; einem von der Facultät beanstandeten Prädicate, das später dem „Professor der Philosophie" weichen mußte. Von Goethe findet sich unter vielem Anderen „Götz von Berlichingen" in der ersten Ausgabe von 1773 ohne Druckort, und „Werther", erste Ausgabe, Leipzig 1774.

Die Verehrer Lessings seien auf J. L. Frischs Teutsch-Lateinisches Wörterbuch von 1741 aufmerksam gemacht, das aus Lessings Bibliothek stammt und eine Menge handschriftlicher Notizen von diesem enthält. Auch die deutsche Literatur der früheren Jahrhunderte berücksichtigte Freiligrath sorgsam bei dem Ausbau seiner schönen Sammlung. Hier seien erwähnt: „Opitz, Deutsche Poemata" in der ersten seltenen Ausgabe von 1624. Spee, Trutz-Nachtigal, mit Melodien. Cöllen 1649. Nächstdem die alt- und mittelhochdeutschen Denkmäler unserer Nationalliteratur. In der englischen Abtheilung dürften wenige der standard authors vermißt werden, wie sich an diesen auch wieder die Vorliebe für editiones principes und der vom Glück begünstigte Sammlerfleiß zeigt.

Diese schöne Bibliothek war, im eigentlichen Wortsinne, unseres Poeten Werkstätte. In der ihn geistig anheimelnden und anregenden Umgebung seiner geliebten Bücher entstanden seine vorzüglichsten Dichtungen. Hier lebte er seinen Studien; hier empfing er seine literarischen Freunde. Er war im intellectuellsten Sinne des Wortes mit seinen Büchern vertraut, die ihm nicht, wie es oft bei Bibliomanen der Fall ist, bloße Schaugerichte waren, von denen das Bewußtsein, sie zu besitzen, dem Eigenthümer genügt. Nicht Vielen dürfte es bekannt sein, daß Freiligrath einer der gediegensten Kenner auf dem Gebiete der Literaturgeschichte, vorzüglich der englischen und deutschen, gewesen, von dem es nur zu beklagen ist, daß er das Licht dieses Vielwissens allzu bescheiden unter den Scheffel gestellt hat."

Ist es schließlich noch auszusprechen, daß jedem aus dieser Bibliothek stammenden Werke, so zu sagen, der Stempel eines besonderen sympathischen Werthes, des „pretium affectionis", aufgedrückt ist? Daß auch das schlichteste, unscheinbarste Buch aus dem Nachlasse Freiligraths für pietätvolle Verehrer unseres unsterblichen Dichters, in deren Besitz es gelangt, eine theure literarische Reliquie bedeutet? j. h.

Bibliographie.

Bergkristalle. Novellen und Erzählungen aus der Schweiz. 1.—6. Bd. A. u. d. T.: Novellen und Erzählungen von Arthur Bitter, 1.—6. Bd. 8. 840 S. Bern 1878, Haller. à Bd. 1. —

Inhalt: 1. Bd.: Egg-Niggeli, der alte Jäger. — Die Patrioten. — 2. Bd.: Die unheimliche Todtenwache. — Drei Begegnungen. — 3. Bd.: Hoch und Niedrig — Nur nicht verzagen. — Der Geißbub. — 4. Bd.: Des Bärenwirths Töchterlein. — Der Hans-Joggeli auf der stotzigen Alp. — 5. Bd.: Dorf und Stadt. — Die Waldmarche. — 6. Bd.: Das Licht im Corridor. — Auf der Michelsburg. — Das Seufzen an der Emme. — Zeichnungen aus dem Thierleben.

A. Berliner, die wirthschaftliche Krisis, ihre Ursachen und ihre Entwickelung. 8. 96 S. Hannover 1878, C. Meyer.

Charles Bigot, la fin de l'anarchie. 8. XI u. 468 S. Paris 1878, Charpentier. 3 Fr. 50.

Digitized by Google

MEYERS REISEBÜCHER

werden vorzugsweise denjenigen eine willkommene Gabe sein, welchen ihre Reiselust höhere Ziele steckt, als die von der grossen Menge verfolgten — denjenigen also, welche neben Vergnügen und Erholung auch Kenntniss von Land und Leuten suchen und deshalb einen Führer brauchen, dem Wege und Wirthshäuser nicht die alleinige Hauptsache sind, sondern der auch das historische, ästhetische und allgemein wissenschaftliche Interesse mit derjenigen Ausführlichkeit und Kritik wahrzunehmen weiss, wie sie von einem gebildeten Publikum beansprucht werden. Deshalb wird diesen Büchern wohl nicht unverdient nachgerühmt, dass sie die richtige Mitte zu halten wissen: dass sie einerseits ebenso fern bleiben von Ueberfüllung und Pedanterie, als sie einen den geistigen oder poetischen Eindrücken entsprechenden Ausdruck zu treffen suchen, während sie anderseits den wirthschaftlichen Bedürfnissen des Reisenden volle Gerechtigkeit widerfahren lassen und Unbestechlichkeit des Urtheils sich zur ersten Pflicht machen.

Und deshalb sind diese Bücher auch weniger für den Parforce-Touristen bestimmt, der seine Tour nur in der kürzesten Zeit abjagen will, so wenig als für den passionirten Bergsteiger, für den der Reiz der Reise nur in der Ueberwindung von Gefahren und Strapazen besteht, wohl aber für denjenigen, welcher mit grösstmöglichem Nutzen für Geist und Körper, mit grösstmöglicher Oekonomie für Zeit und Börse reisen will.

Die reiche und zweckmässige Ausstattung ist der Vollständigkeit des Textes entsprechend, der überall durch das beigegebene kartographische Material genügend erläutert wird. Die bildlichen Darstellungen sollen nicht nur wie die Gebirgs-Panoramen, Vogelschau-Perspektiven etc. zur Orientirung beitragen, sie werden auch durch ihre naturgetreue Auffassung und künstlerische Ausführung dem Reisenden ein bleibendes Andenken an das Gesehene sein.

Es sind zwei Gattungen dieser Reisebücher zu unterscheiden: die grösseren, „Führer", umfassen meist grössere Reisegebiete und bergen in ihrem grössern Umfang die erschöpfendste Führerkenntniss, mit einem sorgfältigen Apparat von bildlichen und topographischen Hülfsmitteln; die kleineren und billigen „Wegweiser" beschränken sich auf kleinere Ausfluggebiete, namentlich Gebirgspartien, oder, wie *Schweiz* und *Italien*, auf das Allgemein-Gesuchte, und diese wenigen entsprechen auch dem Reisebedürfniss der grossen Mehrzahl, welche mit Zeit und Geld zu geizen hat.

Der Inhalt jedes Buches beschränkt sich nicht auf das Land, welches der Titel nennt, er bringt vielmehr auch eine gedrängte Darstellung des zur Erreichung des Reiseziels zu passirenden Gebiets, so dass z. B. das Reisebuch für die *Schweiz* auch einen Führer durch *Süd-* und *Westdeutschland*, das über *Paris* einen solchen für die Wege über Köln und Brüssel, oder über Frankfurt und Metz, oder über Strassburg und Nancy, oder über Basel und Mühlhausen sowie weiter von Paris durch das *nördliche Frankreich* entweder nach dem Kanal über London zurück, oder nach der Schweiz enthält, der Reisende somit schon von seiner deutschen Heimat aus nie ohne einen vorsorglichen Rathgeber für alle möglichen Eventualitäten ist.

Ausser *Paris*, welches dieses Jahr im Vordergrund der Reiseliteratur steht, enthält diese Kollektion noch Reisebücher in neuen Auflagen über die Gebiete vom *Nordöstlichen* und *Nordwestlichen Deutschland*, von *Süddeutschland*, von den *Rheinlanden*, von den *Deutschen Alpen*, der *Schweiz*, *Südfrankreich* und den *Kurorten am Mittelmeer*, von *London* und *England*, von *Wien* und *Oesterreich*, von *Thüringen*, dem *Harz*, dem *Riesengebirge*, dem *Schwarzwald* und die berühmten Gsell-Fels'schen Bücher über ganz *Italien* (auch *Sicilien*).

Inserate.

Sturmnacht. Neue Novellen
von **Ernst Eckstein.** 2 Bde. Pr. 9 *M.*
Leipzig, Verlag von Rich. Eckstein.

Verlag von **Georg Stilke** in Berlin,
N.W. 32. Louisenstrasse.
Soeben erschien:
Johannistrieb.
Schauspiel in vier Aufzügen
von
Paul Lindau.
9 Bog. 8. eleg. broch. Preis 2 M. 50 Pf.
Von demselben Verfasser erschienen früher in gleicher Ausstattung:
Marion. Schauspiel in 5 Acten. — In diplomatischer Sendung. Lustspiel in 1 Act. — Maria und Magdalena. Schauspiel in 4 Acten. *Preis zusammen 4 M. 50 Pf.*
Diana. Schauspiel in 5 Acten. — Ein Erfolg. Lustspiel in 4 Act. Mit e. Vorrede in Form e. Widmung a. d. k. k. Hofschauspieler *Adolf Sonnenthal* in Wien. *Preis zusammen 4 M. 50 Pf.*
Ferner:
Tante Therese. Schauspiel in 4 Acten. Preis 2 *M.* 50 Pf.
Zu haben in allen Buchhandlungen.

Bibliothek Freiligrath,
hauptsächl. dtsche u. engl. class. Literatur. 2200 Nrn.
Versteigerung beg. zu Cannstatt 18. Juni.
Katalog: Preis 50 Pf., gegen 60 Pf. Briefm.
direkt frko. **Oskar Gerschel, Stuttgart.**

Verlag von Richard Eckstein in Leipzig.
Der Preis 1 Mk.
Socialdemokrat.
Eine lehrhafte Geschichte von **Georg Möser.**
Illustrirt von **G. Guthknecht.**

Verlag von **C. Latendorf** in **Pösneck.**

Latendorf, Friedr., Publicistische Wahrheitsliebe. Erfahrungen und Mittheilungen a. d. neuen Reich. Nebst e. antisocialistischen und antipapistischen Anhang. Preis *M.* 1.50.
Der Verf., der seit 20 Jahren in größeren selbstständigen Werken und als Mitarbeiter zahlreicher theils gelehrter, theils populärer Blätter das Prinzip der unbedingten objectiven Zuverlässigkeit nachdrücklich vertreten hat, zeigt an schlagenden Beispielen, wie weit die Presse aller Parteien hinter dieser elementaren Forderung der öffentlichen Schriftstellerei zurückbleibt. Namentlich richtet er sich gegen ultramontane und socialdemokratische Fälschungen des Volksbewußtseins; speciell weist er eine von der Berliner Germania neuerdings mit Geschick kolportirte alte Verleumdung Luthers in ihr Nichts zurück. Im historischen Interesse verdient es Beachtung, daß in diesem Schriftchen zum **ersten Male** Melanchthons mißbilligender Brief über Luthers Hochzeit in deutscher Uebersetzung nach dem neuerdings in Rom aufgefundenen und in griechischer Sprache abgefaßtem Original erscheint.

Bei uns erschien und ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen:
Die Deutsche Socialdemokratie.
Ihre Geschichte und ihre Lehre.
Eine historisch-kritische Darstellung von **Franz Mehring.**
Preis: Elegant geheftet 4 *M.*
„Der Verfasser bietet in dem geschichtlichen Theile seiner Arbeit ein lebensvolles und wahres Bild von den Anfängen der Bewegung bis zur Gegenwart, und es ist das um so verdienstlicher, als es an einem solchen bisher fehlte. — — Auch der zweite theoretische Theil der Mehring'schen Schrift enthält werthvolle Ausführungen. — — Wir empfehlen die Schrift zum eingehenden Studium, das Buch ist nicht nur eine Frucht ernster Arbeit, sondern zeigt ein wirkliches Eindringen in die Probleme der socialen Frage und wird von allen mit Vortheil gelesen werden, welche sich über dieselben klar werden wollen." **Neue Preuß. (Kreuz) Ztg.**
S. ferner die anerkennenden Besprechungen von Paul Lindau's Gegenwart; Grenzboten; Gartenlaube; Westermann's Monatsheften; Saturday Review; Revue des deux mondes; Aftonbladet; L'Economista ꝛc. **C. Schünemann's Verlag, Bremen.**

Verlag von **Georg Stilke** in **Berlin** N.W., 32. Louisenstrasse.
Künstlerfestspiele
von **Julius Lohmeyer.**
Albrecht Dürer, Die Malerhölle, Titiano Vecellio.
Mit Titel und Ornamentzeichnungen von **Ludwig Burger** und **Ferdinand Luthmer.**
7 Bog. gr. 8. eleg. cart. Preis 3 *M.*
Der Verfasser, bekannt als der freisinnige Herausgeber der vielgerühmten illustrirten Monatshefte „**Deutsche Jugend**" hat diese dramatischen Gelegenheitsdichtungen, die von dem *Verein Berliner Künstler* zur glänzenden Darstellung gebracht und mit lebhaftem Beifall aufgenommen wurden, zur Veröffentlichung gebracht, nicht nur um den Festtheilnehmern eine erwünschte Erinnerungsgabe, sondern auch Kunstgenossen und Kunstfreunden, welche an dem Künstlerleben der Residenz Antheil nehmen, in diesen Dichtungen einen Abglanz jener prächtigen Künstler-Jubiläums-Feste zu bieten und in weiteren Kreisen für derartige, im Charakter einer bestimmten Zeitepoche gehaltenen Aufführungen zu interessiren, welche bestimmt sind, den Vereins-Masken- und Costüm-Festen einen idealeren, würdigen und zugleich glänzenden Hintergrund zu verleihen.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in Berlin. Druck von **B. G. Teubner** in Leipzig. **Expedition, Berlin N.W., Luisenstraße 32.**

Digitized by Google

№ 25. Berlin, den 22. Juni 1878. Band XIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf. Inserate jeder Art pro 3gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Wunderkuren und Heilmittel gegen das Attentatsfieber. Von C. Sempronius. I. — Lord John Russell. Von A. Schneegans. — **Literatur und Kunst:** Die Grundlagen des heutigen Frankreichs. Von Paul Kayser. — „Ist Galilei gefoltert worden?" Gegenbetrachtungen von Karl von Gebler. II. (Schluß.) — Benjamin Bautier. Von J. Mähly. — **Aus der Hauptstadt:** Die Sterblichkeitsverhältnisse Berlins im Vergleich mit den übrigen deutschen Städten im Jahre 1877. Von C. Finkelnburg. — Notizen. — — Bibliographie. — Inserate.

Wunderkuren und Heilmittel gegen das Attentatsfieber.

Von C. Sempronius.

I.

Z., den 13. Juni 1878.

Dem ersten Mordanschlage gegen den Kaiser ist alsbald ein zweiter von weitaus ernsteren Folgen hinzugetreten. Der Kaiser ist verwundet. Der Reichstag wird aufgelöst. Die Erregung des Volkes, schon durch das erste Attentat vom 11. Mai zur Entrüstung aufgepeitscht, brandet gleich stürmischen Meereswogen im höchsten Wellenschlag. Und andererseits wird in dieser tiefgehenden Bewegung auch aller Schlamm des niedrigsten Bodens aufgewühlt. Betrachtet man jene zahlreichen Majestätsbeleidigungen, mit denen deutsche Gerichtshöfe beschäftigt sind, als gerade im jetzigen Augenblicke verhängnißvolle Attentate gegen die Würde des verwundeten Reichsoberhaupts, als Angriffe, die ein seltenes Maß von satanischer Bosheit verrathen, so ist es wohl erlaubt, von einem Attentatsfieber gleichsam epidemischen Charakters zu reden.

Verschieden, wie die äußeren Folgen beider Missethaten, sind die Personen der beiden Verbrecher, die sie verübten. Wie ein Mensch von der Beschaffenheit Hödels zur Nachfolge reizen konnte, wird nur Demjenigen verständlich sein, der die dämonische Macht der verbrecherischen Nachahmung in allen ihren zahlreichen Offenbarungen kennt und erfahren hat, daß jede Aufsehen erregende Schandthat oft genug in gewissen Zwischenräumen ihre verbrecherische Nachgeburt zu Tage bringt. War die That Hödels die Offenbarung eines völlig verkommenen Menschen, der in seiner Schamlosigkeit befähigt wäre, seine eigene Schande neben der Drehorgel abzusingen, wenn er dafür bezahlt würde, so zeigt Nobiling den unvermittelten Uebergang zwischen einer akademisch festgestellten wissenschaftlichen Geistesentwicklung und der schwersten Missethat, obschon der Schuldige sich mit Problemen der Staatswissenschaften Jahre lang beschäftigt und versucht hatte, ein Staatsamt im Dienste desselben Monarchen zu erlangen, dessen Mord er hinterher beschloß: Ein Candidat des Mordens als Bewerber um ein Staatsamt! Beide Thaten beweisen indessen nur ein und dasselbe. Die Lehren der Socialdemokratie haben ihre Anziehungskraft nach den beiden Seiten, sowohl der bisher sogenannten gebildeten Kreise als auch der rohen Massen, gleichzeitig bewährt. Sie werden dieselbe auch fernerhin bewähren, wo Unklarheit und Verwirrung in den Geistern, wo Klassenhaß und das eigentlich urgermanische Laster des Neides in den Herzen wohnt. Nobilings That weist uns auf das alte, vor hundert Jahren auch von Rousseau behandelte Problem zurück, der das Verhältniß der wissenschaftlichen Fortschritte in unserer Erkenntniß zu der sittlichen Entwicklung der Menschheit zu ergründen suchte.

Das zweite Attentat ist nur ein Beweismittel mehr, um nachzuweisen, welche Verwüstungen im Volksleben die ungezügelten Leidenschaften des Parteihasses nothwendigerweise in denjenigen Fällen anrichten müssen, wo die Mittel der staatlichen Wirksamkeit, der öffentlichen Agitation, der Presse und des Vereinswesens andauernd in den Dienst eines Programms genommen werden, dessen letzte Ziele keine anderen sein können, als die Zerstörung aller Grundlagen einer tausendjährigen Cultur, zu dem Zwecke der Befriedigung roher Genußsucht oder tiefgewurzelten Hasses gegen den Bestand der öffentlichen Ordnung als solcher. Für Solche, die die Socialdemokratie nur als eine thörichte und verkehrte wissenschaftliche Doctrin, als unpraktische Träumerei oder hoffnungslose Speculation auf das Weltende angesehen haben, ist dieses neue Beweismittel von weitreichender Bedeutung.

Ein Mehreres als dies kann durch den Vorgang des zweiten Attentats nicht dargethan werden. Oder wäre dadurch eben bei irgend wem zu beweisen, daß der Reichstag Unrecht gehabt hat, die ihm vorgeschlagenen Maßregeln gegen die Socialdemokratie zurückzuweisen? Daß die Staatsregierung mittels des Belagerungszustandes, der Censur, der Militärjustiz im Stande gewesen sein würde, den zweiten Mordanfall zu verhindern? Worin soll noch eine Abschreckung gefunden werden, wenn die auf den Mordversuch gegen den Kaiser gedrohte Todesstrafe von dem Thäter eigenhändig und freiwillig an seiner Person vollstreckt wird? Hödel war eine feige Creatur, die sich nach vollbrachter That durch Flucht zu retten suchte und sich vielleicht im schlimmsten Falle von einer schweren Strafe loszulügen dachte. Angesichts solcher Naturen, wie Nobiling, wie Blind, wie Thomas, die nach gelungener oder mißlungener Verbrechensunternehmung zu einem reiflich erwogenen Selbstmorde schreiten, sind die möglichen Mittel der Abschreckung im Voraus erschöpft und es kann sich bei solchen Unmenschen leider nur um eine Maßnahme der rechtzeitigen Vorsicht und Beobachtung handeln. Es gibt auf Erden keine Polizei, die, wenn sie mit souveräner Macht ausgerüstet wäre, irgend einem Menschen sein Leben gegen die frevelnde Hand eines Mörders auf die Dauer sicherzustellen vermöchte.

Während der politischen Delirien, von denen das Attentatsfieber begleitet ist, werden die einfachsten geschichtlichen Wahrheiten nur zu leicht vergessen. Eine patriotisch entrüstete Volksmasse ist in ihrer leicht erklärlichen Erregung sehr geneigt,

Digitized by Google

denjenigen Verbrecher sofort todtzuschlagen, der selbst bereits einen ernsthaften Selbstmordversuch gegen sich vollzog, der sterben will und der von der Behörde mit aller Kunst am Leben erhalten werden soll, damit er in gründlichen Verhören wegen etwaiger Mitschuldiger ausgefragt und endlich in unfehlbarer, gründlicher Weise gleichsam zum zweiten Male hingerichtet werde.

Wie aber der Polizeibeamte, obschon er mindestens ebenso patriotisch gesinnt ist wie jeder einzelne zur Lynchjustiz geneigte Mensch in der Volksmasse, darauf bedacht ist, das kostbare Leben eines ergriffenen Mörders für den Inquirenten, Staatsanwalt, die Geschworenen und Nachrichter ordnungsmäßig mit Hülfe medicinischer Autoritäten zu erhalten, gerade so ist auch der weiterblickende Staatsmann verpflichtet, sich davor zu hüten, daß er blindlings in jene Strömungen hineingezogen werde, in denen geschichtliche Erfahrungen, gesunde Ueberlieferungen, politische Lehren vorübergehend mit einer weitverbreiteten Aufregung zusammengewürfelt werden. Der gesetzgeberische Thatendurst einer leidenschaftlich angeregten Volksstimmung darf momentan ebensowenig befriedigt werden wie der natürliche Durst eines Menschen, der nach angestrengtem Laufe in den höchsten Grad der Erhitzung versetzt wurde.

Deswegen ist es gut, daß der Reichstag aufgelöst worden ist. Er ist durch die Vorbereitung der Neuwahlen einer in solchen Fällen wahrscheinlichsten Gefahr der Uebereilung entrückt, einer Gefahr, der er in hohem Maße bei sofortiger Zusammenberufung nach dem 2. Juni ausgesetzt gewesen sein würde. Ihm bleibt Zeit zur reiflichen Ueberlegung aller in Betracht kommenden Verhältnisse, zur Sammlung seiner Widerstandskraft gegen Diejenigen, die dem deutschen Volke zur Ausrottung eines tief gewurzelten Uebels eine schnell wirkende Wunderkur anrathen, indem sie die Rückkehr zu den Mitteln des alten Polizeistaates anempfehlen.

Das Recht, sich in die Hände der Quacksalber zu überliefern, kann aber vom Standpunkte menschlicher Billigkeit nur Denjenigen zugestanden werden, welche von der Heilkunst ein für allemal aufgegeben oder von den Aerzten mit der Versicherung weggeschickt worden sind, daß ihnen weder Heilung oder Linderung zu verschaffen sei. Wenn solche Menschen auf ihre Kosten theure Mittel, die unwirksam sind, sich verabreichen lassen, so kann zu ihrer Entschuldigung gesagt werden, daß sie sich selber damit eine zwar trügerische, immer aber doch vorübergehend wohlthätige Hoffnung auf Genesung oder Linderung ihrer Seelenschmerzen erkaufen.

In dieser Lage des Verzweifelnden befindet sich das deutsche Volk nicht. Es hat keinen Grund, an seinen Untergang oder an die Unheilbarkeit der durch socialistische Giftstoffe bewirkten Gesundheitsstörung zu glauben und deswegen Gesetzesmixturen irgend welcher Art in der Meinung einzunehmen, daß sein Arzt doch etwas verschreiben müsse. Einer politische Wunderkur könnte man allenfalls in Berücksichtigung krankhafter Volksstimmungen das Wort reden, wenn es sich nur um überflüssige oder unnütze Gesetze handelte. Solchen Kuren ist aber überall dann entgegenzutreten, wenn die Besorgniß begründet ist, daß ein augenblicklich begehrtes Heilmittel den Krankheitsproceß nur verschlimmern würde.

Angesichts der nunmehr vorliegenden Erscheinungen ist daher für die Gesetzgebung, die sich vorbereitet, eine genaue Fragestellung von allergrößter Wichtigkeit.

Wenn die mögliche Schädlichkeit politischer Maßregeln gegenüber einem am Volksleben nagenden Mißstand vergleichungsweise abgemessen werden soll, wird in erster Linie zu untersuchen sein: ob eine so schwere Krankheit, wie sie in der Ausdehnung der Socialdemokratie und der damit zusammenhängenden Verwilderung der Sitten hervortritt, mit allen Mitteln unterdrückt werden soll, ob sie überhaupt gewaltsam unterdrückt werden kann, und ob sie überhaupt das an sich denkbar schwerste Uebel unter den gegebenen Umständen darstelle?

Es wäre kurzsichtig, zu meinen, daß der gegenwärtige Zustand der Dinge einer Verschlimmerung überhaupt nicht mehr fähig sein würde. Seinem natürlichen Verlaufe überall ungehindert überlassen, könnte der in Deutschland bereits weit vorgeschrittene Vergiftungsproceß seine socialistischen Ansteckungsstoffe in solche, zumal ländliche, bürgerliche und militärische Kreise nach und nach weiter tragen, die bisher in der Hauptsache davon unberührt oder doch nur leicht gestreift worden sind. Gewaltsam und plötzlich niedergedrückt, könnte derselbe Proceß von der Oberfläche verschwinden und in die der Beobachtung unzugänglichen Höhlen der Finsterniß flüchten. Schlimmer, als der öffentlich lärmende, laut drohende und tobsüchtige Socialismus, der sich auf der Straße breit macht, wäre die Verbrüderung geheimer Gesellschaften, deren Unwesen die Geschichte der französischen „Marianne", der italienischen Camorra, der amerikanischen Molly-Maguires zu verzeichnen hat. Den Verfolgungen der Ketzer durch französische Dragonaden war es möglich, Diejenigen mit dem Säbel auseinander zu treiben, die zu gottesdienstlichen Zwecken im Waldesdunkel, in Berghöhlen oder in Thalklüften bei feierlichen Gelegenheiten sich zusammengefunden hatten und ihre Anwesenheit in der mahnenden Stimme des Predigers oder im Gesang der Gemeinde verriethen. Wie aber will man den äußeren Zusammenhang und die Interessengemeinschaft von Menschen zerreißen, die recht- und pflichtmäßig Tag für Tag in denselben Werkstätten Schulter an Schulter stehen müssen? Kann man das Schweiggebot in Fabriken wie in den Strafanstalten älteren Schlages einführen? Und wenn man dies könnte, würde ein anderes Ergebniß davon zu erwarten sein, als was die Erfahrung allen mit der Peitsche bewaffneten Gefängnißbeamten als unumstößliche Nothwendigkeit unter die Augen stellt? Würde nicht an Stelle der hörbaren Sprachlaute durch die Blicke der Bewachten, die Finger der arbeitenden Hand, die Bewegungen des Leibes eine Geheimsprache geschaffen werden?

Vor doppelter Gefahr hat sich das Heilverfahren der deutschen Reichsgesetzgebung zu hüten. Ihre natürliche Richtung liegt in der Mitte zwischen der Unmöglichkeit, einem weiteren Umsichgreifen der socialistischen Krankheitsprocesse ohne Gegenwirkungen von Staatswegen ruhig zuzuschauen und andererseits der Gefährlichkeit, im Wege summarischer Gewaltmaßregeln eine Wunderkur zu unternehmen, die niemals gelingen kann und wahrscheinlich das unserer Wahrnehmung alsdann entzogene Uebel in aller Stille nur verschlimmern würde.

Es wäre unzulässig, wenn man schlechthin in kurzer Redewendung die Verwerflichkeit aller Ausnahmegesetze und Ausnahmemaßregeln behaupten wollte. Solche Behauptung kann der Staat im Hinblicke auf die Wechselfälle seiner Geschicke niemals anerkennen. Noth hat ein eigenes Recht. Besonderen Gefahren müssen besondere Gegenmittel, auch heroische, gegenübergestellt werden. Kein Staat der Welt kann sich rühmen, daß er zu allen Zeiten dem Bedürfniß einer Dictatur oder „rettender Thaten" entrückt war oder entrückt bleiben wird. Nicht vom Standpunkte abstracter Staatslehre und formalistischer Rechtsschranken ist in entscheidender Stunde eine solche Frage zu prüfen, sondern im hellen Lichte der Politik und der klar erkannten Beziehungen zwischen Mittel und Zweck, Ursache und Wirkung. Nach diesem Maßstabe erscheint es unbedingt auch vom Standpunkte einer ruhig überlegenden Politik verwerflich, mit gewaltsamen Mitteln kurzlebige Vortheile gegen einen dauernden Schaden einzutauschen.

Auch das deutsche Reich entbehrt keineswegs der rechtlichen Zulässigkeit einer Dictatur, die bei uns den Namen des Belagerungszustandes trägt. Wir haben bereits unsere Ausnahmegesetze. Durch ein Ausnahmegesetz sind die Jesuiten des Reichs verwiesen, renitente Priester mit Entziehung der staatsbürgerlichen Rechte bedroht. Es wird sich im gegenwärtigen Augenblicke noch nicht sagen lassen, ob mit diesen Ausnahmegesetzen viel gewonnen wurde. Aber man darf vielleicht vermuthen, daß ein vaticanisches Concil mit seinem Unfehlbarkeitsdogma und die Erniedrigung so manchen deutschen Bischofs zur Unmöglichkeit geworden, der kirchliche Kampf des

Digitized by Google

heutigen Reiches mit Rom uns zu unserem Heile erspart geblieben wäre, wenn die deutschen Staatsregierungen, insbesondere Preußen, schon im Jahre 1848 oder 1850 das Beispiel der Schweiz befolgt und den Jesuitenorden des Landes verwiesen hätten, nachdem weiter blickenden Männern, als es die Minister der damaligen Periode waren, die Gefahren und staatsfeindlichen Tendenzen des Jesuitenordens längst einleuchtend geworden sein mußten.

Gäbe es ein Kriterium, an dem planmäßig auf das Staatsverderben hinarbeitende Socialisten mit derselben Deutlichkeit äußerlich erkennbar wären, und fände sich ein Staat, welcher bereit wäre, außer allen denkbaren Märtyrern des Jesuitenordens auch noch alle verjagten Socialisten der Welt bei sich gastlich in der Weise aufzunehmen, wie die Jesuiten in Belgien, Holland, Frankreich, England und anderwärts empfangen worden sind, so könnte eine grundsätzliche Einwendung gegen die Austreibung der Socialisten keineswegs erhoben werden. Denn den entschiedenen, der sog. Internationale angehörigen Mitgliedern der socialdemokratischen Partei kann mit Fug und Recht in's Gesicht gesagt werden, sie seien ebenso vaterlandslos wie die Jesuiten und gleich diesen darauf bedacht, den modernen Staat mit denselben Mitteln zu ruiniren, die dieser auf der Grundlage seines Verfassungsrechts geschaffen hat, um die vorhandenen Rechtsgüter des öffentlichen Lebens zu wahren und zu vertheidigen. Die vollkommen richtige Consequenz des von dem internationalen Socialismus aufgestellten Programms wäre die Entziehung der staatsbürgerlichen Rechte gegenüber solchen, die tagtäglich auf den Umsturz des Bestehenden sinnen und die Fortdauer des öffentlichen Rechtszustandes nur von der Zufälligkeit abhängig machen, daß ihnen die erforderlichen Mittel der Gewalt in geeignetem Maße noch nicht zur Verfügung stehen. Trügen nicht alle Anzeichen, so haben die Leiter der socialistischen Bewegung die Hoffnung aufgegeben, auf parlamentarischem Wege durch das allgemeine Wahlrecht zu einer für sie entscheidenden Majorität gelangen zu können. Sie wissen es mit Bestimmtheit, daß überall zunächst eine mächtige Organisation der Monarchie ihren Zielen im Wege steht und daß die Republik die nächste Vorstufe ist, die in das Chaos der allgemeinen Verwüstung hinüberführen soll.

Die Anwendung solcher Ausnahmegesetze, wie sie auf den Jesuitenorden angewendet worden sind, verbietet sich jedoch trotz ihrer grundsätzlichen Zulässigkeit durch ihre Unausführbarkeit von selbst. Zunächst schon deswegen, weil wir nicht im Stande sind, eine Grenzlinie zu ziehen zwischen jenen gefährlichen Elementen, die in planmäßiger Arbeit die Fundamente der Rechtsordnung zu zerstören suchen und jenen halb unreifen, halb verworrenen Köpfen, deren politische Functionen nicht weit über die Neigung zum Straßenlärm hinausgehen. Sodann weil wir in natürlichen Conflict mit den Interessen anderer Staaten gerathen würden, wenn wir ihnen die hoffnungsreichen Keime eines gegen Eigenthum und Leben allmählich emporwuchernden Verbrecherthums überweisen wollen.

Sind wir aber genöthigt, mit der Socialdemokratie in einem und demselben Staatswesen äußerlich verbunden zu bleiben, so ist ihre Rechtloserklärung durch politische Ausnahmegesetze eben nur das Mittel, alle bis jetzt noch schwankenden und zweifelhaften Bestandtheile einer gleichsam geächteten Partei vorzeitig in eine noch schlimmere Feindschaft gegen die allgemeine Rechtsordnung hineinzudrängen und auf die Mittel der geheimen Verschwörung hinzuweisen.

Die Neuwahlen zum deutschen Reichstag werden uns darüber belehren, ob der geplante Fürstenmord stillschweigend von allen Denjenigen gutgeheißen wird, die bisher als Angehörige der Socialdemokratie sich bekannt haben, oder ob die Angriffe gegen das Leben des deutschen Kaisers Diejenigen zur Ernüchterung und Besinnung gebracht haben, die zwar das wirthschaftliche Dogma der Socialdemokratie als ihr Bekenntniß annahmen, um einen vermeintlichen Ausweg aus der Noth der Gegenwart sich offen zu halten, aber bisher nicht begriffen hatten, daß mit dem Umsturz der letzten Grundlagen des Privateigenthums, der Familie, des Verfassungsrechts auch die Beweggründe des sittlichen Lebens für alle Einzelnen zerstört werden müssen.

Sollten diese der Umkehr vielleicht noch fähigen Elemente der Socialdemokratie nicht darüber nachdenken: warum es geschehe, daß alle anderen Parteien im deutschen Volk die Lehren brandmarken, die zum Vorwande hochverrätherischer Mordthaten genommen werden, daß einfache Bürger ohne obrigkeitliche Pflicht des Amtes gegen die erhobene Schußwaffe eines Verbrechers mit Preisgebung ihres Lebens heranstürzen, um den schuldigen Missethäter der Bestrafung zu überliefern? Sollte es ihnen nicht einleuchtend werden, daß die Schüsse, die dem Kaiser galten, gegen das Herzblut des deutschen Volkes gerichtet waren? Daß die Abfeuerung tödtlicher Geschosse gegen den Begründer des neuen deutschen Reiches überall erkannt wird als der Signalschuß, der den Anfang bedeutet eines verbrecherischen Krieges gegen das Leben und das Eigenthum Aller, die noch irgend etwas zu verlieren haben?

Selbst wenn alles dies von einem Theile verblendeter Menschen in Deutschland erkannt würde, blieben aber sicherlich derjenigen genug, welche weder mit den Mitteln der Gesetzgebung völlig zu unterdrücken, noch mit den Mitteln der Belehrung zu widerlegen sind. Angesichts dieser entsteht die Staats- und Gewissensfrage: Welches sind die Heilmittel, die möglicherweise einen Erfolg verheißen könnten? Darüber in einem folgenden Artikel.

Lord John Russell.

Vor wenigen Wochen begab sich eine Deputation von den aus der officiellen Kirche Englands ausgeschiedenen Protestanten nach Pembroke Lodge, bei Richmond, in das Landhaus des greisen fünfundachtzig Jahre alten Lord John Russell, um an dem fünfzigsten Jahrestage der Abschaffung des Testes, jener alterthümlichen Glaubensformel, die alle nicht streng Orthodoxen von den öffentlichen Aemtern ausschloß, dem Urheber dieser Reform im Namen ihrer Glaubensgenossen ihren Dank auszusprechen. Der lebensmüde Staatsmann lag auf seinem Sterbebette, und wenige Tage nachher war er nicht mehr. Wie durch eine wunderbare Fügung des Schicksals aber, sollte das Ende dieses langen und thatenreichen Lebens anknüpfen an diese erste und größte Errungenschaft, die durch Lord John Russells politisches Auftreten die Aera der liberalen Reformen in England anbahnte, und so liegt dies Leben vor uns, abgerundet und in einem Bilde der Vollständigkeit, wie es nicht von dem Geschichtsschreiber, wie es kaum von dem Dichter schöner gedacht oder gewünscht werden könnte.

Seit zwölf Jahren hatte sich Lord John Russell von den öffentlichen Geschäften zurückgezogen, seit dem Tage, an welchem er vor der Weigerung des Parlaments, ihm weiter zu folgen, die Premierschaft niederlegte. Sein Geist folgte aber mit jugendlichem Feuer den Ereignissen, und noch lebt in Aller Andenken der Eindruck, den sein offener Brief zu Gunsten des Vorgehens der preußischen Regierung gegen die päpstliche Curie in Europa hervorbrachte. Für die Freiheit des Glaubens hatte dieser wackere Kämpe gestritten; für die Katholiken Englands hatte er gerungen; nicht aber wollte, noch konnte er gestatten, daß unter dem Deckmantel einer sogenannten Glaubensfreiheit die römische Kirche den Fuß auf den Nacken des Staates setze, den Gesetzen Widerstand leiste und, unter Anrufung ihrer einseitigen Freiheit, die Knechtschaft der weltlichen Gewalt unter der römischen, unfehlbaren Tiara auf's Neue befestige. Und hierin wiederum war es dem englischen Staatsmann vergönnt, in den welthistorischen Ereignissen seines Spätherbstes die Gelegenheit wahrzunehmen, die ihm erlaubte, sein Reformprogramm in seiner ganzen, abgerundeten Vollständigkeit festzustellen; — ein Glück, das nur wenigen Politikern zu Theil wird! Denn in der jetzigen, schnelllebigen Entwickelung der Dinge erscheint

Digitized by Google

jenes Wort noch wahrer als vormals, welches sagt, daß es kaum Einem unter hundert Staatsmännern gelingt, das völlige Maß seines Wesens zum Ausdrucke zu bringen.

„Lord John", wie die Engländer kurzweg zu sagen pflegten, stammte nicht aus der Schule der anderen brittischen Politiker. Während diese, dem vorwiegend praktischen Charakter ihres Volkes durch ihre Thaten huldigend, sich den Verhältnissen anzupassen suchen, erkennt man in dem Sprößling des alten Bedford einen Mann, der etwas von der Starrheit der ersten englischen Protestanten mit hereingebracht hatte in die neue Zeit, der sein Ziel mit Hartnäckigkeit, und ohne der veränderten Sachlage groß Rechnung zu tragen, verfolgte. Der Herzog von Wellington, dieser Typus der englischen Staatsmänner, schrieb einst an seinen Bruder, bei Anlaß einer Maßregel, die ihm mißfiel: — „Sie können sich denken, wie sehr unangenehm mich dies berührt; aber ich habe niemals viel von dem Patriotismus eines Mannes gehalten, der nicht im Stande ist, wenn es nothwendig erscheint, seine persönlichen Ansichten zu opfern." Und ein anderes Mal sagte er noch viel drastischer: — „Wenn die Welt durch Principien regiert würde, so wäre nichts leichter als die großen Geschäfte zu führen; aber in jeder Gelegenheit ist es die Pflicht eines klugen Mannes, von zwei Schwierigkeiten, die sich darbieten, der minderen den Vorzug zu geben." — So dachte Wellington und so handelte er; so dachten und so handelten weitaus die meisten brittischen Staatsmänner; so denken und so handeln sie heute noch, zu ihres Landes Nutzen viel mehr, als zu ihrer eigenen Befriedigung. So aber dachte und handelte Lord John Russell nicht, und richtig ist, was in der jüngsten Zeit ein hervorragender Schriftsteller von ihm sagte, er sei ein „Doctrinär" gewesen, ein seltenes Product des englischen Geistes, ein in die Neuzeit verschlagener, politischer Puritaner, größer als seine Zeitgenossen durch die ethische Höhe einer solchen Anschauungsweise, glücklicher als sie, weil es ihm, Dank dem Laufe der Verhältnisse, gelang, sein Ziel zu erreichen, ohne gezwungen worden zu sein, von seinem einmal eingeschlagenen Wege abzuweichen.

Hervorgegangen aus einer alten Familie von Edelleuten, wurde Lord John Russell, noch minderjährig, von einem jener Burgflecken, die so zu sagen eine Wahlleibeigenschaft des Großgrundbesitzes bildeten, in das Unterhaus geschickt; und von dem Tage an, wo er dort seinen Sitz einnahm, arbeitete er mit allen Kräften an der Wahlreform, durch welche diese Burgflecken vernichtet wurden und das Volk eine richtigere Vertretung in den politischen Körperschaften erringen sollte. Emancipation der politischen Wähler, Emancipation der dissentirenden Protestanten, Emancipation der Katholiken, diese Principien, die er damals auf seine Fahne schrieb, er gab sie niemals auf, und seiner Thätigkeit, seiner zähen Ausdauer, seinem Glaubensmuthe verdankt es England, aus jenen Zuständen der Versumpfung herausgetreten zu sein. Das Princip, das er vertrat, war das richtige; die Umstände aber, in welchen er den Kampf unternommen, begünstigten ihn auch auf die glücklichste Weise, und es ward ihm gegeben an den Speichen eines Rades zu drücken, das die Lage der Dinge schon in jene Richtung leitete, in welche er es einzuschieben sich vorgenommen hatte. Andere waren nicht so begünstigt, als Lord John Russell es war: Wellington mußte sich dazu bequemen, die religiöse Emancipation, die er bekämpft hatte, zu begünstigen, weil er einsah, daß ein längeres Weigern den Bürgerkrieg zur Folge gehabt hätte; Robert Peel mußte sich zu der Partei der wirthschaftlichen Reform schlagen, weil er erkannte, daß der bis dahin eingeschlagene Weg zum Verderben führen würde; sie opferten dem allgemeinen Wohle die Principien, für welche sie bis dahin gekämpft. Dieser schwere Sieg über sich selbst ward Lord John Russell erspart; von seiner Partei wurde er niemals, wie Sir Robert Peel von der seinigen, als ein Ueberläufer angefeindet; sein Land war aber auch nie in der Lage, ihm später dankend nachzurühmen, daß er es verstanden habe, um Wellingtons Worte wieder in Erinnerung zu rufen, seine eigenen Gefühle dem allgemeinen Wohle zum Opfer zu bringen. Nicht als ob wir dadurch irgendwie den Ruhm des Staatsmannes zu schmälern gedächten! Hätten sich die Verhältnisse anders gestaltet, hätten sie ihm dieses Opfer als eine patriotische Pflicht auferlegt, so wäre Lord John Russell sicher nicht anders vorgeschritten, als es jene beiden Staatsmänner gethan; es lächelte ihm aber das seltene Glück, daß die Verhältnisse und seine Principien stets Hand in Hand gingen, und ihn jener schweren Pflicht enthoben, zwischen seinen innersten Ueberzeugungen und dem Wohl des Vaterlandes die Wahl zu treffen.

Mit Lord John Russell stirbt einer der letzten Repräsentanten jener alten, ehrwürdigen Partei der englischen Whigs, die so lange den Kampf geführt gegen die Tories. Man spricht noch zuweilen, heutzutage, von Whigs und Tories, und schon längst haben sich die Parteien auf einem neuen Boden gesammelt, unter neuen Fahnen den Kampf aufgenommen. Lord John Russell ragte in unsere Zeit herein, wie ein eigenthümliches Ueberbleibsel jener halbverschollenen, von der jetzigen Generation kaum verstandenen Periode des englischen öffentlichen Lebens, in welcher die größten adeligen Familien sich zusammengefunden, um eine liberale Aristokratie zu bilden. Andere Heerführer stehen jetzt im liberalen Lager; die Tories haben sich die von den Whigs angebahnten Reformen angeeignet; ein mächtiger Ruck nach vorwärts hat alle Verhältnisse verschoben, und kein geringes Verdienst ist es für Lord John Russell, der mächtigste Beförderer dieses Fortschritts gewesen zu sein. Aber im Augenblicke, wo dieser Mann von der politischen Scene verschwindet, mag noch einmal seiner Partei, der verschollenen Partei der Whigs, diesem gesunden und kräftigen Kerne des heutigen brittischen Liberalismus, in der Person des hervorragendsten Führers der alten Reformkämpen, ein Wort der Anerkennung, des Dankes und der tiefen Hochachtung nachgerufen werden, auch von Denen, die nicht direct die Wohlthaten jener englischen Kämpfe für die Freiheit empfanden! — Die Freiheit ist eben kosmopolitischer Natur, und was Lord John Russell für sie in England errungen, das ist eine Errungenschaft für die ganze Welt.

A. Schneegans.

Literatur und Kunst.

Die Grundlagen des heutigen Frankreichs.*)

So wie der Mensch selbst in seiner physischen und psychischen Beschaffenheit den Kundigen immer neuen Stoff zu Untersuchungen und Entdeckungen bietet, so bildet auch die Geschichte der Menschheit oder auch nur eines Bruchtheils derselben eine unerschöpfliche Quelle von Beobachtungen und Betrachtungen. Diese Quelle fließt um so reichlicher, wenn — wie dies fast ein charakteristisches Merkmal unserer Zeit ist — die Untersuchungen sich auf kleine Gebiete beschränken, auf diesen aber in der gründlichsten Weise sich vertiefen. Wie groß dann auch die Ergebnisse sein mögen, das größere Publicum würdigt dieselben erst, wenn es sie, von allgemeineren Gesichtspunkten aus verarbeitet, von zweiter Hand empfängt. Die Autoren, welche größere Episoden der Geschichte an der Hand der Originalquellen zu einer ursprünglichen Darstellung bringen, welche im Stande sind, mit einem allumfassenden Geiste die verschiedensten Seiten menschlichen Strebens und menschlicher Verirrungen zu ergreifen und in lebenswarmen, überzeugungsvollen Schilderungen dem Herzen der Leser zu nähern vermögen — Schriftsteller dieser Art darf man zu den Seltenheiten zählen. Zu ihnen gehört Hippolyte Adolphe Taine, dessen Name nicht minder in Frankreich als jenseits des Canals und diesseits der Vogesen zu den gefeiertsten gerechnet werden muß. Daß derselbe in seinen Schriften auf den deutschen und englischen Leser gerade einen

*) H. Taine, Les origines de la France contemporaine. Vol. I: L'ancien régime. 1876. Vol. II: La révolution. Tome I. 1878.

Digitized by Google

so außerordentlichen Reiz übt, läßt sich neben der anziehenden Sprache — hier theilt Taine alle Vorzüge der Franzosen — aus dem Umstande am besten erklären, daß seine tiefe Gründlichkeit, seine Objectivität, sein sittlich-ernster Pathos so sehr von der Art abweicht, wie die Franzosen die Geschichte, ihre Geschichte und namentlich die Geschichte ihrer großen Revolution darzustellen gewöhnt sind.

Einer solchen Gründlichkeit seiner Ueberzeugungen verdanken wir auch das vorliegende Werk des berühmten Literarhistorikers. Im Jahre 1849 als 21jähriger Mann von der Republik an die Wahlurne gerufen, um sich mit seinen Landsleuten über die Zukunft ihres Vaterlandes zu entscheiden, fand sich der Verfasser in einem Wirrsal politischer Parteiungen und Ansichten. Welche von ihnen am meisten seinem Lande frommen würde, das glaubte Taine nur dann ergründen zu können, wenn er sich genau mit den Grundlagen vertraut gemacht, auf denen sich der staatliche und gesellschaftliche Bau des heutigen Frankreichs entwickelt hat. Zu welcher Ansicht der Autor über dessen innere Entwickelung gelangen wird, das kann schon jetzt einem Leser nicht mehr zweifelhaft sein. Denn in der Schilderung des alten Regime und der Revolution spiegeln sich auch schon die Anschauungen über die moderne Zeit wieder. Der Franzose bekommt Manches zu hören, was er von einem Landsmann nach siebenjährigem Bestehen der Republik kaum erwartet hat. Nicht blos die heiligen Principien von 1789 werden in ihrer tiradenhaften Hohlheit blosgestellt und in ihrer praktischen Anwendung gebrandmarkt, auch die literarischen Größen des 18. Jahrhunderts, besonders Voltaire und Rousseau, werden von ihren Götzenthronen heruntergestoßen. Damit aber diese namentlich für das französische Volk so wunderbaren Ergebnisse nicht etwa als eine ganz absonderliche Ansicht des Verfassers erscheinen, so producirt sich derselbe nicht als Referent, sondern als ehrlicher Advokat, der gleich mit allen seinen Zeugen und sonstigen Beweismitteln vor die Barre kommt, ihnen das Hauptwort überläßt und sich selbst nur bescheidet, ein klares und inhaltvolles Resumé der Beweiserhebung zu geben. Daß ein Mann wie Taine alle vorhandenen Quellen, wie sie in Urkunden und Büchern, Memoiren, Zeitungen, Bildern und Kunstwerken vorhanden sind, in der ausgibigsten Weise benutzt hat, soll nur deshalb hier erwähnt werden, weil er alle seine Zeugen in ihrer eigenen Sprache dem Leser vorführt. Reiche Ausbeute gewährten ihm namentlich die Staatsarchive und aus ihnen hat Taine sein schwerstes Rüstzeug entnommen. Es kann nun freilich nicht geleugnet werden, daß jene wörtlichen Citate aus den Büchern und archivalischen Urkunden, die sich wie ein rother Faden durch das gesammte Buch ziehen, nicht selten ermüden und abspannen. Allein sie wirken so sehr durch die Kraft ihrer Unmittelbarkeit, daß ein Autor ihrer nicht entbehren kann, der Dinge, welche die Menge mit heiliger Scheu und Verehrung zu betrachten gelehrt wurde, ihres traditionellen Flitterwerks zu entkleiden strebt.

Wie Gesetzgebung und Verwaltung des modernen Frankreichs nur aus den Neubildungen der Revolution ihre Erklärung finden, so diese aus den Zuständen der absoluten Monarchie. In ihnen — das ist der Inhalt des ersten Bandes — zeigt Taine, daß Frankreich in seinem Ursprunge nicht anders als die übrigen Staaten des Continents auf den Trümmern der durch Germanen vernichteten römischen Cultur sich entwickelt hat. Wie naturgemäß aus dem kühnen Feldherrn und seinem Generalstabe der absolute König mit dem Adel erwuchs, wie dem bedrückten Volke nur die Hoffnung auf das durch die Kirche verheißene bessere Jenseits seine Lage erträglich machte, wie aber weiter der Herrscher zum trägen Despoten, die Staatsbeamten zu Hofdienern, der Adel zu Statisten für das königliche Schaugepränge, die Diener der Kirche zu deren genußsüchtigen Genossen wurden — und wie Alle zusammen ohne Pflichtgefühl auf Kosten der misera contribuens plebs schwelgten — das Alles wird uns im Lapidarstil geschildert. Die Darstellung geht erst in Detailmalerei über, wo es gilt, das eigentliche ancien régime mit ängstlicher Treue wiederzugeben. Auf der einen Seite sehen wir ein entnervtes Leben am Hof; alle Kraft und Thätigkeit ist im orientalischen Gepränge und byzantinischen Ceremoniell untergegangen. Aus den Aemtern sind Sinecuren für die adlige und unadlige Hofgesellschaft geworden. Die höheren Stände haben mit der steigenden Genußsucht den Sinn für die Familie und für die Allgemeinheit verloren und sind, da der Staat durch den Salon verdrängt wurde, zwar mit allen gesellschaftlichen Tournüren und Tanzmeisterstücken vertraut, aber ohne Kenntniß der Geschäfte und der Ereignisse des bürgerlichen Lebens. Für das Wohl des unter der Steuerlast seufzenden Volkes geschieht nichts; es gilt lediglich als Einnahmequelle, die bei fortdauernden Mißernten und bei der schlechten Finanzwirthschaft immer mehr versiegt und in der Perspective den Staatsbankerott zeigt. Daß ohne gründliche Reform von Staat und Gesellschaft nicht mehr geholfen werden konnte, wird zur unumstößlichen Ueberzeugung. Aber statt in praktischer Einsicht die Wurzeln des Uebels zu erörtern, sehen wir auf der andern Seite eine Literatur wirken, welche ohne Berücksichtigung der geschichtlichen Entwickelung, ohne Beachtung der gegebenen Verhältnisse nur das Vorhandene zu zerstören sich bemüht. Um den Wiederaufbau wird nicht gesorgt, denn die Lösung des socialen Räthsels wird in der Rückkehr zur Natur, in der allgemeinen Aufstellung der Menschenrechte, in der theoretischen Wiederbelebung antiker Tugenden gefunden. Das Universalmittel des Rousseau'schen Contrat social behandelt den in tausendjähriger Civilisation herangebildeten Franzosen ebenso wie den Bewohner von Otaheiti und von den Fidschiinseln. Voltairischer Atheismus und Skepsis zerstören in den höheren Ständen den letzten Funken moralischen Haltes und verursachen in den niedern durch unverstandene Philosopheme eine grenzenlose Verwirrung. Die Charakteristik der so bedeutenden Literatur des 18. Jahrhunderts in ihren zahlreichen Zweigen und ihr Einfluß auf den Geist des gesammten Volkes ist der anziehendste Theil des Taine'schen Buches, der am meisten die geschickte Hand des kundigen Literarhistorikers verräth. Meisterhaft ist die Kritik der ganzen wissenschaftlichen Methode, die sich in jedem Abwenden von der Geschichte nur in aprioristischen Versuchen gefällt, meisterhaft aber auch die Schilderung, wie diese Methode auf die philosophischen Systeme und auf die Anschauungen von Staat und Gesellschaft wirkten. Die Lehren Voltaires und Rousseaus hatten das Unglück von denen — in ihrer Art — angewandt zu werden, welche sie nicht verstanden. Diejenigen aber, welche sie verstanden, erfreuten sich an dem geistreichen Geplauder; es kitzelte sie, im Besitz von Macht und Genuß, sich selbst angegriffen zu sehen, und das Spiel mit dem Feuer prickelte die schlaffen Nerven. Ahnungslos von dem drohenden Unwetter überließ man sich empfindsamen Tändeleien und selbst der König, welcher in der Nacht vom 14. zum 15. Juli 1789 von dem Herzog von Larochefoucauld-Liancourt mit der Nachricht, daß die Bastille erstürmt sei, geweckt wurde, fragte ganz erstaunt: „C'est donc une révolte?" „Nein, Majestät, es ist eine Revolution."

Mit dieser charakteristischen Anekdote beginnt der zweite Theil des Taine'schen Werkes. Derselbe umfaßt jedoch nur die Zeit der constituirenden Versammlung (1789—1792). In detaillirenden Schilderungen, in minutiös gezeichneten Bildern und zuweilen mit erdrückendem Material treten uns die Wirkungen des ancien régime entgegen: Verwilderung der Massen, Doctrinarismus bei den Abgeordneten und Kopf- und Energielosigkeit bei der Regierung. Noch niemals ist wohl in einem solchen Zusammenhange eine so umfassende Darstellung der fortdauernden Unruhen gegeben, die während der ersten zwei Jahre der Revolution bald in diesen, bald in jenen Provinzen ausbrachen und in die entsetzlichsten Gräuelthaten ausarteten. Neben diesen stets von Augenzeugen gegebenen Schilderungen versteht Taine die Aufmerksamkeit auf den jedesmaligen Ursprung dieser Jacquerien hinzuwenden, deren Erforschung nur zu oft auf Schwierigkeiten stößt. In dieser Weise erhalten die oft ermüdenden Einzelheiten ein wirksames Relief. War die Hungersnoth und die schlechte Ernte von 1788 und 89 die erste Ursache, welche den schlummernden Zündstoff anfachte, so war es noch mehr die

Digitized by Google

Täuschung in der auf die vereinigte Ständeversammlung gesetzten Hoffnung. Denn die in der Presse beginnende Agitation hatte die Verfassung und die Freiheit als das Radicalheilmittel für alle Schäden in Natur und Gesellschaft ausgegeben. Hierbei zeigte sich, wie wenig die Agitatoren im Stande sind, die Folgen zu übersehen und die einmal entfesselten Leidenschaften zu lenken. Die Volksbewegungen, welche behufs irgend welcher Demonstration in Scene gesetzt waren, richteten sich bald gegen die Sicherheit von Person und Eigenthum und organisirten sich zu einem dauernden Kriege gegen die besitzenden Klassen; die Rousseau'sche Lehre, daß alle Gewalt vom Volke stamme, wurde dahin ausgelegt, daß jeder Pöbelhaufe den staatlich eingesetzten Behörden Befehle geben konnte. Die Behörden wurden machtlos und an ihre Stelle treten Leute, die niemals in praktischen Geschäften geschult waren und deren Wissenschaft lediglich in einer genauen Kenntniß des Contrat social bestand.

Aus diesem Chaos eine geordnete Masse zu bilden, war keine leichte Aufgabe für die verfassunggebende Versammlung. Unabhängigkeit und Sicherheit nach Außen, Ruhe und Ordnung nach Innen, Kaltblütigkeit, praktischer Verstand und stramme Parteidisciplin unter tüchtigen Führern — alle diese Grundlagen, ohne welche eine gesetzgebende Versammlung nicht wirken kann, fehlten der Constituante gänzlich. Selbst die Zahl der Abgeordneten war für eine sorgsame Berathung zu groß; der schon hierdurch herbeigeführte Lärm wurde durch die Zulassung des Volks in Saal und Tribünen vermehrt, da man nicht die Energie hatte, den von diesen geübten Einflüssen entgegenzutreten. Die Phrase und deren Verkörperung, das hohle Schaugepränge, herrschte nicht minder in dem gesetzgebenden Körper wie in den Clubs; denn eigentliche Capacitäten, Männer, welche in der Verwaltung von Staat und Gemeinde, von Gütern oder im Gewerbe sich bewährt hatten, fehlten fast gänzlich. Theils hatten sich die höheren Stände schmollend zurückgezogen, theils waren sie von den Schreiern auf der Gasse übertönt worden. So stellt sich die erste parlamentarische Versammlung, welche Frankreich eine neue Verfassung geben sollte, als eine Körperschaft subalterner Geister oder phrasenhafter Maulhelden dar. Ohne feste Geschäftsordnung, eingeschüchtert von der drohenden Masse schafft sie Gesetze, welche diesen Zuständen entsprechen. An zwei Gebrechen krankte die alte Gesellschaft, an den Privilegien der höheren Stände und daran, daß das Staatswesen zum Privateigenthum des absoluten Monarchen geworden war, der mit demselben nach seinem Gutdünken verfuhr. Es bedurfte einer Finanzcontrole, einer Gleichbesteuerung Aller und eines Steuerbewilligungsrechts des Volkes. Sowohl der König als die privilegirten Stände erklärten sich bereit — wehe, daß sie die Enkel waren! — unter Verzicht auf einen erheblichen Theil ihres Einkommens und ihrer Gerechtsame, diese Reformen einzuführen. Allein die Constituante ging weit über dieses Ziel hinaus. Es werden nicht, wie dies später in Preußen in den Agrargesetzen besonders vom 2. März 1850 geschah, Abgaben unterschieden, welche einer gewissen Gegenleistung des Gutsherrn entsprechen, von denjenigen, welche in einem nunmehr durch den Staat ersetzten Schutzverhältniß ihren Grund haben, sondern gleichgültig auf den Erstehungsgrund der Last, werden sie alle ohne Entschädigung aufgehoben und dadurch wohlerworbene Rechte erheblich gekränkt. Aber auch die dem Staat gebührenden Abgaben werden gekürzt, ihre Vertheilung wird angenommen, noch ehe die Grundlagen für dieselben und die erforderlichen Behörden geschaffen sind. Indem man den Zehnten aufhob und andererseits die früher aus demselben bestrittenen Lasten dem Staat aufbürdete, belastete man das Budget, anstatt es zu erleichtern. Die Aufhebung aller Standesunterschiede beraubte den Staat der Unterstützung durch die besitzenden Klassen, denn gerade in ihnen sieht Taine mit Recht diejenigen, welche wegen ihrer sorgenfreieren Existenz in der Lage sind, eine bessere Erziehung zu erhalten und sich deshalb auch vorzugsweise mit der Staatsverwaltung zu beschäftigen.

Noch schlimmer stand es mit der Verwaltungsorganisation. Schon daß die Verfassung einen König voraussetzte, war eine innere Lüge, denn es war Alles geschehen, um demselben auch jeden Schein von Macht zu entziehen; das Theorem von der Trennung der Gewalten entzog den Ministern die Stütze der Nationalversammlung und den Verwaltungsorganen die nothwendige Autorität. Indem man die Hauptgewalt in die Municipalitäten verlegte, säete man den Keim zu den Auswüchsen, die unter der Firma der „Commune" begangen sind. Indem man endlich, immer den Grundsätzen des Contrat social entsprechend, die reine Volkswahl als die Quelle alles Beamtenthums aufstellte, untergrub man die staatliche Autorität und gab die Verwaltung des Staats wechselnden Strömungen und unkundigen, unerfahrenen Leuten, den Demagogen von der Straße Preis. — Die praktische Handhabung dieser Verfassung mußte die Doctrinäre von der Nichtigkeit „der großen Principien von 1789" überzeugen — aber freilich zu spät, da bereits die revolutionären, durch jene hervorgerufenen und genährten Wogen nicht mehr gedämmt werden konnten. Gegenüber den machtlosen Centralbehörden legt jede Gemeinde die Gesetze der Constituante nach ihrem Belieben aus. Im Amt, im größeren Besitz, in der höheren Intelligenz sieht man einen Verstoß gegen die „Gleichheit"; es beginnt das berühmte System der Verdächtigungen, der fanatische Haß gegen Adel und Geistlichkeit, welcher zu neuen allgemeinen Gräuelthaten in Folge der Emigration und der Eidesweigerung der Priester führt. So beginnt Angesichts der ersten Coalition im Innern ein neues Blutbad. Es ist eine eigenthümliche Krankheit, welche man oft in den Vierteln der Armen findet. Ein Arbeiter, von Arbeit übernommen, elend und schlecht genährt, gewöhnt sich das Trinken an. Täglich wächst sein Consum an alkoholischen Getränken und nach Verlauf einiger Jahre ist sein ganzes Nervensystem, schon an sich durch die schlechte Nahrung ein schwächliches, völlig zerrüttet. Ein Gehirnschlag entsetzt ihn der Herrschaft über seinen Körper; er kann gut befehlen, der Organismus gehorcht ihm nicht mehr. Jedes Glied, jedes Gelenk, jeder Muskel handelt auf eigene Faust, in convulsivischen Zuckungen geschüttelt. Aber der Mann selbst ist in seinen Illusionen glücklich; er dünkt sich ein König, von Allen geliebt und bewundert. Er fühlt nicht das Unheil, das er sich selbst bereitet; er versteht die Rathschläge nicht, die ihm ertheilt werden; er lehnt die Medicamente ab, die man ihm reicht; er singt und jauchzt während ganzer Tage — und trinkt immer mehr. Endlich verdüstert sich sein Blick, werden seine Augen trübe. An Stelle der herrlichen Visionen treten schaudererregende, düstere Phantome; der Verfolgungswahn stellt sich ein; er sieht Verräther, Mörder, Henker um sich, die ihn bedrohen, die ihn packen. Da stürzt er sich selbst auf seine Verfolger und, um nicht getödtet zu werden, mordet er selbst. Vor nichts schreckt er jetzt mehr zurück, denn das Delirium stählt ihn; seine Kraft ist eine übermenschliche, seine Bewegungen sind unvermuthete, und er erträgt, ohne darauf zu achten, Schmerzen und Verwundungen, denen ein gesunder Mensch unterliegen würde. So schildert Taine den Zustand Frankreichs, welches sich selbst an dem Fusel des Contrat social berauschte und immer gieriger nach noch brennenderen Getränken haschte, wie es selbst vom Schlage getroffen, an allen Gliedern krampfhaft zittert und aus der Periode des heiteren Wahns in das Delirium der düsteren Vorstellungen eintritt. So wird das Volk zu Allem fähig, Alles wagt es, Alles duldet es, es begeht die unerhörtesten Grausamkeiten, sobald ihm seine Führer, ebenso wahnwitzig als es selbst, den Feind zeigen, oder ein anderes Hinderniß, das sich seiner Wuth entgegen stellt.

Man wird aus dieser kurzen, leider mangelhaften Probe Taine'scher Darstellung und aus dem schwachen Abriß des überreichen Inhalts von selbst die Lichtseiten des Werkes herausfinden. Es soll aber freilich nicht geleugnet werden, daß, wo viel Licht ist, auch der Schatten nicht fehlt. Auf einige Mängel in der Darstellung ist schon aufmerksam gemacht worden; auch inhaltlich sind Ausführungen, denen nicht überall beigetreten werden kann. Dies gilt namentlich von den Anschauungen des Verfassers über die Kirche und besonders über die Priester, welche sich den Staatsgesetzen nicht fügen wollen. Wir fürchten sehr, daß auch Taine — oft genug von den Clerikalen verketzert — jenes unerreichbare

Digitized by Google

Ideal der freien Kirche im freien Staate vorschwebt und glauben, daß er nicht ganz dem Kaiser gibt, was des Kaisers ist. Wir können auch nicht einverstanden sein mit der Auffassung des Verfassers von der Ablösung sämmtlicher Reallasten; mit Recht hat die preußische Gesetzgebung diejenigen unentgeltlich aufgehoben, welche aus einem Schutz des Privaten hervorgegangen sind, an dessen Stelle nunmehr in unserer Zeit der Staat treten muß. Wir würden auch gerade hinsichtlich der legislatorischen Arbeiten der Constituante eine größere Vertiefung gewünscht haben. Freilich da Taine nicht eine wirkliche Geschichte der Ereignisse, sondern nur gleichsam eine Philosophie der Geschichte gibt, ist es schwer, ohne auf die einzelnen Persönlichkeiten näher einzugehen, realistischer die revolutionäre Entwickelung der Gesetzgebung darzustellen.

Aber dem gegenüber sind die Vorzüge überwiegend. Endlich ist auch in Frankreich mit der Tradition der Principien von 1789 gebrochen, endlich ist auch dort die Einsicht zum Durchbruch gekommen, daß sich aus bloßen Phrasen eine Verfassung nicht zusammensetzt, endlich hat ein Mann den Muth gefunden, inmitten der Republik seine Landsleute darauf hinzuweisen, daß nur in dem Ausbau der geschichtlichen Grundlagen des Staats die vernünftige Freiheit und das Wohl der Gesammtheit und des Einzelnen gefunden werden kann. Die Gräuelthaten der Revolution sind nicht blos geschildert, sie sind auch erklärt und es ist mit der Strenge eines unparteiischen Richters die Verantwortung und die Schuld denen zur Last gelegt, welche ihre destructiven Theorien der Menge, die sie falsch versteht, preisgeben und denen, welche über Mißstände philosophiren, ohne durch eingreifende Thätigkeit, durch Aufopferung ihrer egoistischen Interessen sie abzustellen.

Taine läßt seine Landsleute in einen Spiegel voll Reinheit blicken; aber nicht blos sie können daraus einen sittlichen Gewinn ziehen, sondern auch alle anderen Nationen und vor Allen das deutsche Volk, dem die Geschichte der politischen französischen Revolution ein Warnungszeichen sein soll, um die sociale zu vermeiden, deren gefährliches Andringen wir leider in der jüngsten Zeit in einer so schmerzlichen und demüthigenden Weise haben erfahren sollen. Paul Kayser.

„Ist Galilei gefoltert worden?"

Gegenbetrachtungen

von

Karl von Gebler.

II.

(Schluß.)

Bevor wir auf die nähere Erörterung jener neuen, kühnen Fälschungshypothesen eingehen, müssen wir die Bedeutung der Worte: „in Ausführung des Decretes", welche sich in dem angeblich „gefälschten" Schlußpassus des letzten Verhöres befinden, erklären. Dieselben beziehen sich nämlich auf das Decret, welches am 16. Juni in einer unter dem persönlichen Vorsitze des Papstes abgehaltenen Congregation des hl. Officiums das gegen Galilei zu beobachtende gerichtliche Schlußverfahren festsetzte. Wäre es in der Absicht Urban VIII. gelegen, von Galilei durchaus ein Geständniß über seine Intention zu erpressen, so hätte hier die Anwendung der Folter beschlossen und angeordnet werden müssen. Statt dessen lautet die uns interessirende Stelle jenes Decretes folgendermaßen: . . . „Sanctissimus decrevit ipsum (Galilei) interrogandum esse super intentione, etiam comminata ei tortura, et si sustinuerit, previa abjuratione de vehementi in plena Congregatione S. Officij condemnandum ad carcerem etc." — Wohlwill bemerkt treffend, daß die ersten Zeilen dieses Decretes ungefähr so viele verschiedene Auslegungen gefunden, als Schriftsteller Gelegenheit hatten, sie anzuführen. Zum nicht geringen Theil mag aber daran der Umstand Schuld getragen haben, daß man lange nicht für bestimmt wußte, ob im Originale et si sustinuerit oder ac si sustinuerit zu lesen sei. Da diese Ungewißheit nunmehr zu Gunsten der ersteren Lesart entschieden ist, so dürfte sich wohl jetzt eher eine Einigung erreichen lassen. Als das Vorzeichen einer solchen erscheint die Thatsache, daß bereits mehrere auf völlig verschiedenem Standpunkte stehende Galileiforscher, wie: Henri Martin*), Prof. Reusch**), Dr. Scartazzini***), Prof. P. Grisar†) und Epinois in seiner neuesten Schrift über den Galilei'schen Proceß††) zu einer der Bedeutung nach gleichen Uebersetzung jenes Passus gelangt sind, welcher auch wir uns jetzt, da das Vorhandensein des et si außer Frage steht, bereitwilligst anschließen. Wir übersetzen also: „Seine Heiligkeit verordnete, er (Galilei) sei über seine Gesinnung (Intention) zu verhören, auch mit der Folter zu bedrohen, und wenn er aufrecht hielte (nämlich seine bisherige Aussage), sei er nach vorgängiger Abschwörung de vehementi vor der ganzen Congregation des hl. Officiums zum Gefängniß zu verurtheilen ꝛc."

Man mag über die vorstehende Uebersetzungsart denken wie man will, man mag sie annehmen oder verwerfen: Eines steht fest, daß durch jenes Decret zwar die Androhung der Tortur anbefohlen war, unbedingt aber nicht die Vollziehung derselben; dies wäre vielmehr eine offenbare Verletzung der päpstlichen Vorschrift gewesen. Demnach stimmt also jenes Decret mit dem von Wohlwill für apokryph gehaltenen Schlußsatze des Galilei'schen Verhörsprotokolles vom 21. Juni ganz genau überein — eine Thatsache, deren entscheidende Bedeutung wohl von selbst in die Augen springt. Noch sei bemerkt, daß der Papst und die hl. Congregation gar keine besondere Milde walten ließen, indem sie darauf verzichteten, von Galilei auf strengem Wege Aufschlüsse über seine Intention zu erpressen. Die Folterung über die Intention allein gehörte überhaupt, besonders aber bei älteren Personen, zu den Seltenheiten und dabei waren noch, wie der Criminalist Carena sich ausdrückt, der Stand der Person und alle Umstände des Processes wohl in Betracht zu ziehen. Wer über seine Gesinnung nichts gestand, wurde meistentheils als der Häresie verdächtig verurtheilt — das war der gewöhnliche Verlauf der Dinge, wie wir ihn auch im Galilei'schen Processe antreffen.†††)

Dr. Wohlwill, welcher auch der obigen Uebersetzungsweise den Vorzug einzuräumen scheint, findet übrigens, daß jenes Decret mit der Sentenz im besten Einklange steht. Dort liest man nämlich, der Papst habe die Androhung der Folter anbefohlen — hier bestätigt (laut Wohlwill) der Ausdruck examen rigorosum die stattgehabte Realterrition. Darauf ist zu erwidern, die Berufung: „in Ausführung des Decretes" im Schlußsatze des Verhöres vom 21. Juni erweist widerspruchslos, daß genau jene Drohung ausgeführt ward, die das Decret vom 16. Juni vorschrieb; wie wir wissen, wurde aber Galilei nur mündlich mit der Tortur bedroht und so kann daraus der sichere Rückschluß gezogen werden, mit den Worten etiam comminata ei tortura sei blos die Verbalterrition gemeint gewesen, was auch sehr einleuchtet, da die strenge Realterrition wohl in anderen bestimmten Ausdrücken angeordnet worden wäre.

Aber freilich diese Gegenbemerkung, welche Dr. Wohlwill selbst voraussieht und deren volle Berechtigung er auch anerkennt, erscheint hinfällig, wenn derselbe darin Recht hätte, daß jener Schlußsatz das Werk eines Fälschers sei!

Allein die directen Begründungen, welche dieser Gelehrte für seine Ansicht vorzubringen vermag, erweisen sich als ent-

---

*) „Galilée etc." Paris 1868. S. 124.

**) „Theolog. Lit.-Bl." 1876, S. 177; 1877, S. 224.

***) „Der Proceß des Galileo Galilei." — „Unsere Zeit" 18. Heft. 15. Sept. 1877, S. 453.

†) „Der Galilei'sche Proceß ꝛc." — „Zeitschrift für kath. Theol." II. Jahrg. S. 122.

††) „La question de Galilée etc." Paris 1878. S. 214.

†††) Vgl. darüber Carena „Tractatus de officio S. Inquisitionis", Bononiae 1618. S. 53; Sallèles „De materiis tribunalium S. Inquisitionis." Romae 1651—53. 2. Bd. reg. 350. No. 42 u. 43; a. a. O.

Digitized by Google

schieden nicht lebensfähig, während die ihnen gegenüberstehenden materiellen Thatsachen eine vorliegende Fälschung geradezu unmöglich erscheinen lassen. Zuerst findet Dr. Wohlwill, daß das letzte Verhör Galileis schon deshalb als unvollständig anzusehen sei, weil der Angeklagte darin nur über seine Gesinnung betreffs der copernicanischen Lehre befragt wird und nicht auch darüber, ob er glaube oder geglaubt habe, „daß man eine Meinung für wahrscheinlich halten und als solche vertheidigen könne, nachdem sie als der hl. Schrift widersprechend erklärt und definirt ist". Prof. Reusch hat uns der Nothwendigkeit überhoben, hierauf zu antworten, indem derselbe bereits ausführlich gezeigt, daß Dr. Wohlwill mit dieser Behauptung in einen Irrthum verfallen ist.*) Den schlagendsten Beweis hierfür liefert übrigens die Galilei auferlegte Abschwörungsformel, in welcher von jenem zweiten Punkte gar keine Rede ist — was Dr. Wohlwill durch die Annahme einer „Nachlässigkeit bei der Abfassung sei es der Sentenz, sei es der Abschwörungsformel" erklären will! — Einen weiteren Verdachtsgrund erblickt jener Forscher darin, daß, während der Angeklagte im zweiten und dritten Verhöre stets mit supradictus Galileus oder Galileus, de quo supra bezeichnet wird und ebenso in dem Decrete vom 16. Juni (das auf der Rückseite von Fol. 451 steht) derselbe im vierten Verhöre d. i. jenes vom 21. Juni (welches sich auf Fol. 452 befindet) mit den Worten Galileus de quo alias eingeführt erscheint. Aus diesem minutiösen Detail deducirt Wohlwill, daß dieses Protokoll „zur Zeit der Aufnahme nicht nur nicht neben dem Decret gelegen haben kann, sondern sich in einer von der heutigen völlig verschiedenen Umgebung befunden haben muß, mit anderen Worten, daß es nicht ursprünglich der Sammlung von Actenstücken angehört haben kann, die ihm in dem jetzigen Vaticanmanuscripte vorhergehen". Dr. Wohlwill würde diese Zeilen nicht niedergeschrieben haben, wenn er das Vaticanmanuscript je in Händen gehalten. Die Verhöre Galileis bilden nämlich ein Heft von sechs Blattlagen: nach dem Verhörsprotokolle vom 10. Mai aber d. i. nach der vierten Lage der zweiten Blätter (Fol. 422) folgt ein Einschub von Fol. 423—451 reichenden Blättern, welche zum Processe gehörige Actenstücke wie die Vertheidigung Galileis, die Gutachten und Zeugnisse der Consultoren des hl. Officiums ꝛc. enthalten. Nach dieser Einschaltung folgt Fol. 452, worauf das Verhör vom 21. Juni beginnt und in der Mitte des Fol. 453^{r} schließt. Fol. 452 und 453 sind also die zweiten Blätter der fünften und sechsten Blattlage des Heftes der Galilei'schen Verhöre — ein nachträglicher Einschub dieser Blätter also rein unmöglich. Dieser Zusammenhang klärt auch die Wendung: Galilei de quo alias vollkommen auf. Im Verhörsprotokolle vom 21. Juni konnte nur auf jenes des vorhergehenden Verhöres also vom 10. Mai Bezug genommen werden, niemals auf die dazwischen eingefügten Documente. Zwischen dem Verhörsprotokolle vom 10. Mai und jenem vom 21. Juni lagen aber Fol. 423 bis 451 — da erscheint der Ausdruck de quo alias gewiß gerechtfertigt!

„Das Verhör vom 21. Juni 1633 ist von den sieben Verhören, die das Vaticanmanuscript enthält, das einzige, in dem die Formel impositum silentium sub juramento oder imposito juramento de silentio nicht gefunden wird. Wer die Echtheit des Schlußsatzes erweisen will, wird auch über diese Abweichungen Aufschluß zu geben haben" — lautete ein weiterer Einwurf Dr. Wohlwills. Darauf haben wir nur zu constatiren, daß Wohlwill im Vaticanmanuscript nicht genau nachgesehen hat, denn im dritten Verhöre Galileis vom 10. Mai fehlt auch diese Formel**), und es dürfte darum wohl Niemand an dessen Authenticität zweifeln.

Den letzten Verdachtsgrund ersieht Wohlwill in dem Umstande, daß „der Schluß des Protokolles vom 21. Juni mit einer Unterbrechung im Zusammenhang der Acten zusammentrifft". Im Vaticanmanuscript folgt nämlich etwa zwei Finger unterhalb der Unterschrift Galileis, welche dieses Verhörsprotokoll wie jedes andere abschließt, eine Annotation vom 30. Juni über das Decret des Papstes, Abschriften der Sentenz und Abschwörung Galileis an alle apostolischen Nuntiaturen und Inquisitoren behufs Publication zu versenden, sowie über den päpstlichen Befehl, Galilei nach Siena zu verbannen; daran schließt sich unmittelbar eine Registratur über die an diesem Tage Galilei gemachte Notification des päpstlichen Willens. Es fehlt hier also thatsächlich jede Aufzeichnung über die Vorgänge, welche zwischen dem 21. und 30. Juni liegen. Und in diesem Zeitraume fiel die am 22. Juni stattgehabte Verurtheilung und Abschwörung Galileis! Aber Dr. Wohlwill weiß sehr gut, daß die hierauf bezüglichen Documente nach den Gepflogenheiten der hl. Inquisition nicht bei den Proceßacten aufbewahrt wurden, sondern in den mit der Ueberschrift „Decreta" versehenen Depositorien. Was also Wohlwill nur vermissen kann, sind Annotationen über jene Ereignisse. Aus dieser an sich richtigen Thatsache — die übrigens im Vaticanmanuscripte an dieser Stelle nicht vereinzelt dasteht — concluirt Wohlwill: „Diese Lücke ist, wie man sieht, dem Inhalte nach bedeutsam genug, dem Umfange nach vielleicht nicht größer als eine halbe Seite in der Schrift des Vaticanmanuscriptes; wenn aber die vermißten Decrete eine halbe Seite des Blattes ausgefüllt haben, auf dem der Schluß des examen rigorosum protokollirt war, so begreift sich leicht, wie mit diesem zugleich eine Mittheilung über das Ende des Processes aus den Acten verschwinden mußte." — Abgesehen davon, daß es gar nicht angeht, von „der" Schrift des Vaticanmanuscriptes zu sprechen, weil sich hier eine ganze Sammlung verschiedener Schriften (die freilich Dr. Wohlwill leider niemals gesehen hat) vereint findet, so fragen wir, wie in aller Welt eine solche Manipulation nach den materiellen Verhältnissen, wie wir sie heute im Vaticanmanuscripte sehen, ausführbar gewesen wäre? Das Verhör vom 21. Juni endigt auf der Mitte einer Seite, welche unmöglich ein nachträglicher Einschub sein kann, da sie, wie schon früher erwähnt, das zweite Blatt zu einer viel früheren Blattlage ist; ferner bezeugt die Unterschrift Galileis unumstößlich, daß das Verhör zu Ende war. Wer an einer geschehenen Fälschung festhalten will, muß auch logisch behaupten, daß diese Unterfertigung unecht sei. Wirklich ist dies auch geschehen und hat Herr Dr. Scartazzini unsere Mittheilung, daß diese Unterschrift Galileis im Gegensatze zu seinen anderen Unterzeichnungen eine auffallend zitternde Hand zeigt, für die Behauptung, diese Unterschrift sei gefälscht, auszunützen versucht.*) Wir meinen hingegen, ein Fälscher hätte Alles aufgeboten, die Unterschrift den anderen so ähnlich als möglich nachzuahmen, keinesfalls hätte er auffällig gezittert. Nein, in dieser mit schwankender Hand auf's Papier gebrachten Unterzeichnung (die übrigens trotzdem ganz unverkennbar den eigenthümlichen Charakter der Unterschrift Galileis trägt), spiegelt sich nur die furchtbare Aufregung, welche der mündlich mit der Tortur bedrohte unglückliche Greis soeben erduldet — aber keineswegs eine Fälschung des 19. Jahrhunderts! — Einen weiteren sehr gewichtigen Beweis hierfür liefert der von uns schon erwähnte Umstand, daß gleich unterhalb der Unterschrift Galileis, nur durch einem kaum zwei Finger breiten weißen Zwischenraum davon getrennt, die uns schon bekannte Annotation vom 30. Juni 1633 folgt. Wo sollte, wo könnte denn da die angebliche Fortsetzung des Protokolles über das examen rigorosum sich befunden haben? Es fehlt ja absolut der Platz dazu.

*) „Theol. Lit. Bl." Nr. 23 vom 11. Nov. 1877, S. 510.

**) Siehe „die Acten des Galilei'schen Processes ꝛc." S. 86. Vaticanmanuscript Fol. 422.

*) In dessen Artikel: „Römische Fälschungen im Inquisitionsproceß des Galileo Galilei" II. in der „Allg. Zeit." B. Nr. 38 vom 7. Febr. l. J., worin sich der Verfasser große Mühe gibt, einen Modus, wie eine angebliche Fälschung des ganzen Protokolles geschehen, in rein willkürlicher Weise zu erfinden. Der Autor hat eben auch keine Kenntniß von jenen materiellen Details, die allein der Einblick in die Originalien gewähren kann und ohne welche (wir sprechen aus eigener Erfahrung!) man niemals die geschehene Fälschung eines Actenstückes behaupten sollte.

Digitized by Google

— Dr. Wohlwill hat diesen gewichtigen Einwurf nicht übersehen, aber er räumt dessen Beweiskraft nur für den Fall ein, wenn es außer Frage steht, daß jene Aufschreibung auch wirklich zur Zeit des Processes und nicht etwa nachträglich niedergesetzt wurde. Wir sind in der Lage, die Echtheit dieser Annotation auf das Bestimmteste zu constatiren, indem die Schrift der Aufzeichnung vom 30. Juni 1633 genau dieselbe Hand zeigt, wie die Annotationen vom 16. Juni 1633, 30. und 9. December 1632 und vom 23. Sept. 1632.*) Schon allein angesichts dieses materiellen Umstandes erscheint die Wohlwill'sche Fälschungshypothese völlig unhaltbar.

Doch genug, übergenug der Beweise, daß Galilei weder den Qualen der Tortur wirklich unterzogen, noch mit dem Anblicke der Folterinstrumente „geschreckt" worden ist. Wohl könnten wir noch fragen, wie man überhaupt Solches behaupten dürfe, nachdem doch bekanntlich das letzte Verhör Galileis am 21. Juni und die Verurtheilung und Abschwörung gleich den darauffolgenden Tag stattgefunden hat. Der am 21. in die Folterkammer Abgeführte hätte ja erst 24 Stunden später, also am 22. seine auf dem Marterplatze abgelegten Aussagen ratificiren müssen — statt dessen wird der Angeklagte genau um diese Zeit bereits abgeurtheilt! Wir könnten auch noch darauf hinweisen, daß des greisen Astronomen körperlicher Zustand — ganz abgesehen von seinem hohen Alter, das ihn schon an und für sich nach den Grundsätzen der hl. Inquisition von der Anwendung der Folter ausschloß**) — ein solcher war, der ihn mit Rücksicht auf sein schweres Bruchleiden zu einem Proteste gegen die Unterziehung der Tortur nach den Regeln des hl. Officiums berechtigte. Hiernach hätten ein Arzt und ein Chirurg Galilei von Amtswegen untersuchen müssen und erst nach deren schriftlich abzugebenden Parere hätte der Angeklagte doch gefoltert oder (wie sicherlich im gegenwärtigen Falle) davon dispensirt werden können, was Alles genauestens („minutamente") in den Proceßacten einregistrirt werden mußte!***) Ueberflüssig zu sagen, daß man im Vaticanmanuscripte keine Spur weder von einem Proteste Galileis noch von den Zeugnissen der Aerzte des hl. Amtes findet — aber nicht etwa weil diese Schriftstücke nachträglich entfernt worden wären, sondern weil es, wie das Verhörsprotokoll vom 21. Juni unumstößlich zeigt, niemals so weit gekommen ist und der Papst selbst, laut dem Decrete vom 16. Juni, es niemals so weit kommen lassen wollte.

Unnöthig, weitere Beweise zu häufen. — Nichts lächerlicher aber, als wenn man von clerikaler Seite mit Behagen, ja mit einem gewissen Stolze den geschichtlichen Nachweis aufnimmt, daß Galilei nicht gefoltert worden ist. Als wenn die lange geistige Tortur, welche die hierarchische Gewalt den unglücklichen, gebrochenen Greis im Verlaufe dieses ruchlosen Processes erdulden ließ, nicht eine ebenso große, nur anhaltend fortwährende Pein für den zu qualvollem Widerruf und lebenslänglicher Gefangenschaft der hl. Inquisition verurtheilten Gelehrten gewesen wäre! Wurde auch die letztere in eine Internirung nach seiner eigenen Villa in Arcetri bei Florenz „aus Gnade" umgewandelt — ein streng überwachter Gefangener der Inquisition blieb er doch bis an sein Lebensende. In den aus Feuer, Blut und Tortur zusammengesetzten Annalen der hl. Inquisition wird der Galilei'sche Proceß, in welchem keine Folter zur Anwendung kam, kein Blut geflossen und keine Feuerlohe zum Himmel emporgestiegen ist, dennoch in allen Zeiten als einer der dunkelsten Schandflecke erscheinen: den Kampf tyrannischer Priesterherrschaft gegen die freie Entwickelung der Wissenschaft bezeichnend.

*) Wir referiren hier selbstverständlich nicht etwa aus dem Gedächtnisse.

**) Farinacci, De indiciis et tortura Q. 41; a. a. O.

***) Sacr. Ars. S. 171—172.

Benjamin Vautier.

Der Name Vautier genießt wohl unter allen schweizerischen Malern der Gegenwart der größten Popularität. Auch der Ungebildete, der etwa in eine Gemäldegalerie geräth und kalt und gefühllos an den übrigen Bildern vorbeigeht, wird unwillkürlich angezogen, wenn ihm ein „Vautier" entgegenwinkt, bleibt lächelnden oder theilnehmenden Blickes davor stehen und fühlt lebhaft, daß ihm hier ein Verständniß aufgegangen, dessen er sich sonst nicht rühmen kann. Hier findet er Wahrheit und unmittelbares Leben, welches keiner Erklärung bedarf; mit photographischer Treue offenbart sich ihm sofort beim ersten Blick die Bedeutung des Dargestellten und nöthigt ihn zur Theilnahme, denn der Gegenstand erweckt in ihm eine Stimmung, die in seinem innersten menschlichen Wesen ihre Wurzeln hat. Vautiers Wahl und Behandlung der Stoffe lassen eine kühl vornehme Betrachtung, welche sich passiv zum Gegenstande verhält, nicht zu, und darin zum großen Theil liegt seine künstlerische Bedeutung und der Grund seines wohlverdienten Ruhmes. Dieser Ruhm reicht weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus; die sämmtlichen europäischen Großstädte wetteifern um den Besitz seiner Bilder, und wo noch seine Originale zu treffen sind, da hat die Photographie bereits reichlich für Vervielfältigung derselben gesorgt; das Vautieralbum ist ein liebes Eigenthum zahlloser Familien geworden und Groß und Klein erlabt in Mußestunden sein Auge an den Schätzen eines vielgestaltigen Lebens, wie es ihm hier in den Formen reinster Schönheit und in der Nachempfindung eines menschlich fühlenden, für Freud und Leid der Mitwelt tief empfänglichen Gemüthes entgegenleuchtet. Auf der großen Weltausstellung in Wien erfreute sich kein Maler größerer Aufmerksamkeit (vielleicht mit alleiniger Ausnahme des genialen L. Knaus) als gerade Vautier, und jener ist des großen Schülers berühmter Lehrer. Zwei von den drei Bildern, die dort zu sehen waren, sind der düstern Seite des menschlichen Lebens entnommen; Scenen des tiefsten Leides bieten sich dem theilnehmenden Blicke dar; das eine Mal sind wir „am Krankenbette", das andere Mal wohnen wir einem „Begräbniß in einem Dorfe des Schwarzwaldes" bei. Dort ist es eine sterbende Mutter, welche den am Sterbebette sitzenden, von Schmerz zerrissenen Vater das Wohl des Kindes an's Herz legt. Ein Widerschein der unsäglichen Wehmuth, die hier über die ganze Composition ausgegossen ist, spiegelt sich auch im Grunde unserer Seele; wir sind keine müßigen, sondern tief ergriffene Zuschauer, denen es um's Herz ist, als kehre der Todesengel bei einem unserer Lieben ein. Die schmerzliche, aber durch gläubige Hoffnung doch wieder verklärte Todesahnung auf den bleichen Zügen der Sterbenden, das harmlos unschuldige Kinderantlitz und das von Schmerz durchzuckte Gesicht des Bauern, worin sich die ganze Größe des Unglücks malt, bilden zusammen einen Contrast von ergreifender Wahrheit und herzbrechendem Weh.

Das „Begräbniß auf dem Schwarzwalde" bietet eine noch größere Fülle physiognomischer Abstufungen dar, wie solche eben bei ähnlichen Anlässen vertreten sind, vom herben Schmerz herab bis zum Ausdruck der Gleichgültigkeit und dem der spähenden Neugier. Ein Schauspiel unerschöpflicher Lebenswahrheit dicht neben den Schatten des Todes! Das dritte Bild dagegen ist erfüllt mit echt Vautier'schem Humor, mit jenem ergötzlichen schalkhaften Leben, das er seinen Figuren gewöhnlich einzuhauchen weiß und worein die wahre und ursprünglichste Stärke und Eigenart des Meisters gesetzt wird. Nur zwei Figuren bilden diese „Consultation beim Advokaten", man kann sich bei einem Vautier denken, welche, und in welchen Attitüden! Der vom Gefühl seiner Würde und seines Wissens gehobene Advokat, und der von der Wichtigkeit seines Processes durchdrungene Bauer! Einfach und ohne irgend welches Raffinement, in der Erfindung aber voll packender Wahrheit. Man hat es bedauern wollen, daß der Künstler in jenen beiden ersten Bildern die düstere Seite des Lebens zum Object gewählt habe; mit Unrecht: die wahre Weihe der Kunst und des wirklichen künstlerischen Humors beschränkt sich durchaus

Digitized by Google

nicht auf die Sonnenseite unserer Existenz, auf ergötzliche Contraste und heitere Scenen, auch der Ernst des Lebens, sogar der furchtbare Ernst verlangt sein Recht und der Genremaler darf jede Realität aus den verschiedenen Lebenskreisen und Lebensschicksalen zum Gegenstand seiner Darstellung wählen, sobald sich aus demselben eine echt menschliche Stimmung entwickelt. Daß Vautier bisher sich mit Vorliebe der heitern Seite zugewandt hat, schließt weder die Berechtigung der entgegengesetzten noch seine Begabung für diese aus. Für gewöhnlich allerdings sind bei einem und demselben künstlerischen Individium, sei dieses nun Maler oder Dichter oder welcher Kunst sonst zugethan, die Pflege der einen oder der anderen Sphäre überwiegend, aber im Wesen der Sache begründet ist die Trennung der Gebiete nicht, und daß sie es auch nicht in der zufälligen Unzulänglichkeit menschlicher Kraft sei, hat die Erfahrung schon glänzend bewiesen. Vautier ist Genremaler in der besten und edelsten Bedeutung des Wortes. Man hüte sich wohl, darunter blos die Kleinmalerei zu verstehen; dem Genremaler sind die Sonnenhöhen der Kunst so gut erreichbar, wie irgend einem. Auf alle Gipfelpunkte des Lebens darf er sich schwingen und alle seine Abgründe durchmessen; dem Historienmaler steht kein weiteres und lohnenderes Gebiet offen als ihm; wenn der Genremaler die rechten, kräftig nachklingenden Saiten anzuschlagen versteht, so hat er schon die Hälfte seiner Aufgabe gelöst. Aber so einfach und bescheiden diese Forderung auch klingt, — wie schwer ist sie zu erfüllen! In ihr liegt ja eben das Hauptgeheimniß der Kunst, sie drückt dem Künstler den Stempel des Genius auf die Stirn, und der Maler Vautier wäre trotz aller seiner Virtuosität in der Form und seiner großartigen Technik nicht der Künstler Vautier, wenn er nicht den Zauberstab zu jenem Geheimniß besäße.

Gegenwärtig ziert ein neues Gemälde des Meisters die Pariser Ausstellung, und nach aller Kenner Urtheil hat Vautier sich damit den ersten Platz erobert. Das „Gelegenheitsessen" (dîner de circonstance) — so heißt dieses neueste Werk — zeigt uns eine ländliche Wirthsstube, in der um einen wohlbesetzten Tisch herum die „Zierden" des Ortes versammelt sind, um die Durchreise irgend eines Größern zu feiern. Dieser, im Schmuck einer hohen weißen Halsbinde, überblickt, während er eben die Serviette befestigt, gravitätisch zurückgelehnt die ganze Tafelrunde, leiht zugleich einer jungen Dorfschönen, welche ihm knixt, huldvoll sein Ohr und athmet den Dampf der Suppe ein, die von einer Matrone in ungeheurer Schüssel aufgetragen wird. Ihm zur Rechten ordnet der Herr Pfarrer etwas auf dem Tisch; die Dorfvorsteher und der Schulmeister in sonntäglicher Kleidung treffen ebenfalls ihre Vorbereitungen, um mit gebührender Würde am Mahle Theil zu nehmen; sie rücken die Stühle, der eine schneuzt sich in sein rothes Schnupftuch, und ein anderer — wenn es nicht der Leibtailleur der Uebrigen ist, so muß es wohl der Bauernadvokat sein — stellt sich kühn in Position, um auf eine allfallsige Anrede des verehrten Gastes sofort geistreich zu antworten, indeß einige Kinder sich an der Scheibe der Flurthür die Näschen platt drücken und so mit ihren verwunderten Mienen einen hellen Schein in die Stube werfen. Die ganze Auffassung ist eine so feine und humoristische, daß dem Beschauer dabei das Herz im Leibe lacht. Aber sehen wir uns für einen Augenblick nach den Lebensschicksalen desselben um.

Benjamin Vautier wurde geboren im April 1829 zu Morges, an den Ufern des Genfersees, brachte aber den größten Theil seiner Jugendjahre in Noville, einem in der Rhoneebene gelegenen Flecken zu, wo sein Vater Pfarrer war. Die in dem Knaben früh erwachte Neigung zum Zeichnen fand hier wenig Nahrung; außer einigen alten Kupferstichen nach Tenier, welche er, nach seiner eigenen Aussage, immer wieder mit Entzücken betrachtete, einem Exemplar des „Magasin pittoresque" und einem nach alter Sitte illustrirten Kalender bot der Ort dem jugendlichen Talente nichts. Als die Dorfschule nicht mehr genügte, wurde der junge Vautier nach Lausanne in's Collège geschickt. Aber seine Aufführung hier erwarb ihm nicht eben die Zufriedenheit seiner Lehrer, denn mit seinem Fleiß in den eigentlichen Schulfächern war es gar schlecht bestellt; seine Liebhaberei zum Zeichnen nahm sein ganzes Sinnen und Trachten in Anspruch und ließ kein anderes Interesse in dem jugendlichen Kopfe aufkommen; wo er fleißig war, war er es blos in der Caricatur seiner Lehrer, welche er, zum großen Aerger der Betroffenen oder vielmehr der Getroffenen, zum eben so großen Gaudium seiner Mitschüler, in allen möglichen Posen und Eigenarten ihrer pädagogischen Wirksamkeit mit Bleistift und Feder zu Papier brachte. Vautier war sechzehn Jahre alt geworden und trug an den Schätzen seiner Bildung so wenig schwer, daß die Eltern sich genöthigt sahen, der Neigung ihres Sohnes Rechnung zu tragen und ihn die Künstlerlaufbahn antreten zu lassen — zum „Studirten" war er nun einmal verdorben!

Mit schwerem Herzen — denn der Malerberuf stand, zumal gerade im Canton Waadt, in keiner besonderen Achtung — schickten sie ihn nach Genf zu einem Zeichnungslehrer Namens Hébert, dem der Schüler ein dankbares Andenken bewahrt; Beide sind jetzt noch durch das Band treuer Freundschaft vereint. Der junge Lehrling sollte aber nach dem Wunsche seiner Eltern (der in ihrer ökonomischen Lage begründet war) möglichst bald sich seinen Unterhalt selbst verdienen, und da dies mit der bloßen Fertigkeit im Zeichnen kaum möglich war, so sollte er sich der Malerei auf Email widmen. Hierfür bot allerdings die Industrie Genfs den geeigneten Boden: die Uhrmacher wie die Juweliere brauchten und honorirten auch, nach Kräften, diese Specialität. Aber in dieser beschränkten, mehr oder weniger nach der Schablone eingerichteten Sphäre fand der mächtige, echt künstlerische Drang des talentvollen Jünglings keine Befriedigung. Zwei Jahre hielt er's aus, noch ein drittes sollte er durchmachen, aber durch rastlosen Fleiß im Ausführen von Zeichnungen und Aquarellen, welche glücklichen Absatz fanden, allerdings auch durch die materielle Unterstützung guter Freunde, sah sich Vautier in den Stand gesetzt, seiner lästigen, geisttödtenden Beschäftigung Valet zu sagen und — im Jahre 1850 — seinen bisherigen Wohnort mit Düsseldorf zu vertauschen. Er besuchte hier ungefähr ein halbes Jahr die Akademie, fand sich aber nicht gerade befriedigt. Die Akademie war damals auf dem Wege des Verfalls; die schönen Tage, wo Cornelius als Leiter ihr Glanz und Ruhm verliehen hatte, waren vorüber; sein Nachfolger in der Direction, Wilhelm Schadow, hatte seine Blüthezeit bereits hinter sich, als Vautier eintrat, zudem hinderte ihn das vorgerückte Stadium seiner Erblindung an einem erfolgreichen Wirken; Professor Sohn, der einst so berühmte, dessen blendender Farbenauftrag und elegante Zeichnung den „beiden Leonoren", „Rinaldo und Armida", „Romeo und Julia" und anderen seiner Bilder so viele Bewunderer erworben hatte, war gerade zurückgetreten und noch nicht ersetzt. Vautier fand es unter solchen Umständen gerathen, die Anstalt zu verlassen und sich als Privatschüler unter die Leitung R. Jordans zu begeben. Es war nicht zu seinem Schaden. Jordan war ein namhafter Künstler; seine Meisterschaft als Genremaler hatte sich besonders in Motiven, die mit dem Meere in Berührung stehen, in der gelungenen Darstellung des Lebens von Fischern, Lootsen, Schiffern und der hier waltenden Seelenzustände u. s. w. bewährt.

Mit sicherem Blick in das Talent seines Schülers nahm sich der Meister desselben fürsorglich an, und Vautier machte, wie er es selber dankend bekennt, unter seiner Leitung in kurzer Zeit reißende Fortschritte. Eine Studienreise in's Berneroberland brachte den strebsamen Künstler (in Brienz) mit seinem Landsmann Ed. Girardet, dem bekannten Maler und Kupferstecher, zusammen, dessen Bekanntschaft ungemein fördernd auf Vautiers Talent und Neigung einwirkte. Die malerischen Motive in den landschaftlichen Schönheiten, besonders aber in den eigenthümlichen Sitten jenes Landes, welche Girardet so glücklich verwerthete, übten auch auf Vautier einen unwiderstehlichen Reiz aus, weil sie auf's Glücklichste zu dessen Eigenart und künstlerischer Anschauung stimmten.

Eines der Gemälde, welche am meisten zur Popularisirung seines Namens beigetragen haben, ist der „Leichenschmaus im Berneroberland" („après l'ensevelissement").

Noch fruchtbringender als diese Bekanntschaft wurde aber für den Künstler das freundschaftliche Verhältniß mit dem be-

Digitized by Google

rühmten Ludwig Knaus, der damals die volle künstlerische Reife erlangt hatte und als Genremaler eine der ersten Stellen einnahm, ein Ruhm, den er jetzt, in seltener Frische und jugendlicher Rüstigkeit fortarbeitend, blos mit seinem Schüler Vautier zu theilen hat. In der scharfen und sprechenden Charakteristik, der tief psychologischen Auffassung und der spielenden Herrschaft über das Colorit, ja selbst in der Hauptsache, der poetischen Erfindung, stand Knaus zur Zeit seiner Bekanntschaft mit Vautier (in der ersten Hälfte der fünfziger Jahre) unübertroffen da, seine Bilder rissen sogar die Pariser zum Enthusiasmus hin. Es läßt sich leicht ermessen, welchen Gewinn Vautier auf einer gemeinsam nach dem Schwarzwald unternommenen Reise aus diesem Umgang zog. Wir sehen fortan den Künstler in rastlosem Streben an seiner Vervollkommnung arbeiten. Wiederholte Reisen nach der Schweiz, nach Württemberg und nach den Rheinlanden legen Zeugniß davon ab, und daß sie nicht fruchtlos blieben, beweisen unter Anderem die Illustrationen zu Auerbachs „Barfüßele" und zu Immermanns klassischem „Oberhof". Vautier hat dadurch seinen Ruhm unzertrennlich mit den Namen der beiden deutschen Dichter verschwistert, seine Arbeiten sind Volkseigenthum geworden, so gut wie die Werke der beiden Genannten, und diese hätten sich für ihre ganze Eigenthümlichkeit keinen geeigneteren, congenialeren Darsteller wünschen können als eben Vautier.

Nichts spricht vielleicht mehr für des Künstlers feinen Sinn, für die Tiefe seines Humors und die Gediegenheit seines ganzen Naturells als der verwandtschaftliche Zug, den er, der französisch Sprechende und vielfach in französischer Art und Sitte Erzogene, zu deutschem Wesen empfand. Wohl wußte er (und die Pariser Reise 1856—57 brachte ihm dies noch mehr zum Bewußtsein), daß in der Technik, im Glanz der Farbengebung und in der Feinheit der Zeichnung die französische Schule der Düsseldorfer überlegen war, und er suchte in seinen eigenen während seines Pariser Aufenthaltes verfertigten Gemälden (worunter das „Innere einer Kirche") sich diese Vorzüge anzueignen — und gleichwohl zog es ihn wieder nach Deutschland, und zwar nach Düsseldorf zurück. Hier finden wir ihn häuslich niedergelassen. Und nun überblicke man die Anzahl seiner Productionen — man wird über diese Vielseitigkeit und diesen Erfindungsreichthum wahrhaft erstaunen. Es ist allerdings beinahe ausschließlich deutsches Leben, welches er auf die Leinwand bringt, aber in welcher schillernden Mannichfaltigkeit! Alt und Jung (vgl. „Ganz bei der Sache" und „Nicht bei der Sache"), Groß und Klein (vgl. „Die Tanzstunde", „Auf dem Schulwege", „Der Taugenichts", „Großmutters Belehrung" u. s. w.), Bauer und Städter (vgl. „Der unterbrochene Streit", „Der Gratulationsbesuch"), Lust und Leid („Die beiden Schwestern", „Toast auf die Braut"), der strenge Seelsorger und dessen gewissenlose Pfarrkinder („Unangenehme Ueberraschung", „Unerwünschtes Zusammentreffen"), Scenen aus dem Salon und aus den Bauernschenken, das Stillleben zu Hause und in der Kirche, wie der lärmende Verkehr auf der Straße und das sonntägliche Wogen im Freien — alles das beherrscht sein Pinsel mit bewunderungswürdiger Meisterschaft. Wir erinnern hier gelegentlich an die „erste Tanzstunde", den „Maler auf der Studienreise", den „ungeschickten Liebesboten", den „heimlichen Briefwechsel", die „Schachspieler", die „verwundete Katze", „Auf dem Verdeck eines Dampfschiffes", die „Nähschule". Der springende Punkt, das heißt, das sittliche, gemüthliche oder humoristische Motiv, welches der Maler in dem Ausdruck seiner Personen oder in den Situationen darstellen will, tritt uns beim ersten Anblick in so markirten, unverkennbaren Zügen, gleichsam in so realer Körperlichkeit entgegen, daß man nur äußerst selten nach seiner Absicht wird fragen müssen. Allerdings trägt nicht Alles den Stempel gleicher Vollendung. In der „Versteigerung" z. B. (einem seiner früheren Gemälde) wird man trotz der äußerst gelungenen Charakteristik der einzelnen Figuren eine einheitliche Stimmung vermissen, unser Interesse vertheilt sich auf die zahlreichen Individuen und diese Zersplitterung läßt keinen wohlthuenden Gesammteindruck aufkommen. Andere Bilder mögen dem Kriterium des Geschmackes unterliegen und die dadurch erzeugte Stimmung dem einzelnen Beobachter bald mehr, bald weniger zusagen, andere dagegen sind durch ein glückliches Zusammenstimmen aller malerischen Factoren so sehr über den Bereich aller Subjectivität erhaben, daß sie gleichsam für allgemein gültige Typen des Genies gelten dürfen, die jeden Geschmack befriedigen. Zu diesen rechnen wir in erster Linie das auf dem Museum zu Basel befindliche Gemälde „Der Bauer und der Unterhändler", welches dem Künstler mit vollem Recht auf der Pariser Ausstellung die goldene Medaille eintrug. Hier vereinigt sich die durchsichtige Klarheit des poetischen Motivs und die klassische Abrundung der Composition mit der Virtuosität der Ausführung in so hervorragender Weise, daß man ungewiß ist, welchen dieser Vorzüge man am meisten bewundern soll. Kein Wunder also, wenn nicht blos Privaten, wenn auch öffentliche Anstalten in den Besitz solcher Werke zu gelangen suchen. Wir finden deren in den Museen zu Bern, zu Lausanne, zu Königsberg, Berlin und anderswo. Vergleicht man die moderne Art der Genremalerei mit der früheren, besonders niederländischen, so wird man jener in vieler Beziehung die Palme zuerkennen müssen. Vorerst in der Erfindung. Wir sehen hier nicht bloße Typen, wie die des rauchenden, trinkenden, careffirenden Cumpans, des keifenden Weibes, des Wasserdoctors, der Gemüsehändlerin, welche sich in verschieden nuancirten Situationen ewig wiederholen, sondern ein wirkliches, bedeutungsvolles Stück Leben, in den verklärenden Strahl der Poesie gerückt, zieht an unserem Auge vorüber, und nicht blos an unserem äußeren Auge. Wir fühlen mit; unsere tiefinnersten Regungen werden erweckt, immer ist eine, oft sind mehrere Saiten unseres Gemüths in Schwingung. Aber auch dem Humor in seinen mannichfaltigsten Gestalten, von der gemüthlichen Naivetät bis zur feinsinnigsten, bewußtesten Komik, gönnt das moderne Genre einen weit größeren Raum, während es andererseits gewisse Anstandslinien beobachtet und sich nie herabläßt zu dem Gebiet des nackten Cynismus. Dagegen fehlt ihm allerdings auch ein Anflug jenes kecken Lebensmuthes, ja man darf sagen Uebermuthes, welcher die Niederländer kennzeichnet und der sich besonders auch im souveränen Gefühl der Farbenbeherrschung äußert.

Der Niederländer treibt sein gewagtes Spiel mit der Farbe und den Farbeneffecten und ist des Erfolges so sicher, wie seiner unfehlbaren Meisterschaft, seine Poesie liegt im Reiche der Farben. Dieses Hochgefühl wohnt den Modernen nicht in gleichem Maß inne. Auch Vautier legt auf Farbeneffecte kein allzu großes Gewicht; ob mit Bewußtsein, ob in Folge der Grenzen seines Talentes, vermessen wir uns nicht zu beurtheilen. Sein Colorit ist richtig, den Gegenständen entsprechend, aber durchaus nicht blendend und durch glückliche Lichtcontraste überraschend. Kecke oder gar raffinirte Farbenspiele wird man bei ihm vergeblich suchen, als Farbenkünstler ist er nicht, wie man zu sagen pflegt, „brillant". Dagegen darf man ihm eine Eigenschaft hoch anrechnen, welche nicht alle modernen Genremaler auszeichnet — es ist dies die Naivetät und Tendenzlosigkeit seiner Kunst. Er malt im Dienste seiner menschlichen Empfindung, nicht eines Dogmas, nicht einer Partei, er kennt als Maler nur eine Farbe, die menschliche, nicht die politische. Wie ganz anders hat z. B. Carl Hübner in Düsseldorf seine Aufgabe gefaßt! Sein „Jagdrecht", seine „schlesischen Weber", seine „Auswanderer" sind Illustrationen zur politischen Tagesfrage, Parteiprogramme, die blos statt mit Tinte auf Papier geschrieben, mit prächtigen Farben auf die Leinwand gemalt sind. Gewiß, wenn man von der Poesie verlangt, daß sie ihre Motive aus dem Strom der lebendigen Gegenwart schöpfe, so darf man die gleiche Forderung auch an die Malerei stellen; daß aber diese Forderung in vollstem Maße erfüllt werden könne, ohne daß man die souveräne Kunst zur Dienerin einseitiger Parteiinteressen herabwürdigt, hat kaum ein Maler unter den Modernen glänzender bewiesen als eben B. Vautier.

J. Mähly.

Digitized by Google

Aus der Hauptstadt.

Die Sterblichkeitsverhältnisse Berlins im Vergleich mit den übrigen deutschen Städten im Jahre 1877.

Von C. Finkelnburg.

Der Gesundheitszustand unserer rasch anwachsenden Weltstadt, deren Bewohnerzahl im verflossenen Jahr die Millionstufe überschritten, bildet einen so berechtigten Gegenstand öffentlicher Beachtung auch in weiteren Kreisen und hat so manchen widersprechenden Beurtheilungen vorwiegend düsterer Färbung unterlegen, daß der Erfahrungszuwachs jedes neuabgelaufenen Jahres zu vergleichendem Rückblick und zur Aufsuchung bestimmterer Zielpunkte für die öffentliche Gesundheitsfürsorge auffordern muß.

Die Erfüllung dieser Aufgabe wird in hohem Grade erleichtert durch den Reichthum an thatsächlichen Erhebungen, welche uns für Berlin — Dank der vorzüglichen Einrichtung und Leitung seines statistischen Bureaus — in einer nur von wenigen anderen Städten erreichten Vollkommenheit nach Umfang und Gliederung zu Gebote stehen. Anderseits gewähren die seit dem Beginne des Jahres 1877 für die deutschen Städte von 1500 und mehr Einwohner vom kaiserlichen Gesundheitsamte organisirten wöchentlichen Sterblichkeits- und Todesursachen-Nachweise einen werthvollen, ja unerläßlichen Vergleichsboden, auf dessen Hintergrunde erst die besonderen Verhältnisse der Reichshauptstadt in ihren Eigenthümlichkeiten hell hervortreten.

Werfen wir mit Hülfe dieser thatsächlichen Erhebungen einen vergleichenden Rückblick auf das Jahr 1877, so tritt uns für Berlin zunächst eine ungewöhnlich nahe Uebereinstimmung mit dem unmittelbaren Vorjahre entgegen, nicht blos bezüglich der Gesammtsterblichkeit und bezüglich der Antheilnahme jeder einzelnen Altersklasse an derselben, sondern auch hinsichtlich des Verhältnisses, in welchem die einzelnen vornehmlichsten Erkrankungsformen als Todesursachen sich geltend gemacht haben. Während in den vorhergegangenen 15 Jahren das jährliche Verhältniß der Gestorbenen auf je 1000 Einwohner im Ganzen ansteigend sich zwischen 25,2 (im Jahre 1862) und 39,7 (Cholerajahr 1866) bezw. 38,6 (Blatternjahr 1871) bewegte und auch in dem durch keine ungewöhnliche Epidemie sich auszeichnenden Jahre 1875 noch 32,9 betrug, so erhielt sich dasselbe in den beiden Jahren 1876 und 1877 übereinstimmend auf 29,8 : 1000.

Mit dieser Sterblichkeitsziffer stand Berlin für 1877 um 2,8‰ der Lebenden höher als der Sterblichkeitsdurchschnitt sämmtlicher Bewohner deutscher Städte von 15,000 und mehr Einwohnern, welche für dasselbe Jahr 27,0‰ der Lebenden betrug. In der absteigenden Stufenreihe der 146 Städte nach ihrer Sterblichkeit im Jahre 1877, welche sich zwischen 42,1‰ (Burgk) und 17,2‰ (Weimar) bewegt, nimmt Berlin die 30. Stufe ein, während unter Andern von den Städten der gleichen Klimagruppe Charlottenburg mit 33,7 und Frankfurt a. O. mit 30,7‰ eine ungünstigere Stufe einnehmen.

Nicht außer Acht zu lassen ist indeß bei Würdigung dieser Vergleichsziffern, daß Berlin durch den starken Zugang aus den lebenskräftigsten Altersklassen eine theilweise ausgewählte Bevölkerung besitzt, deren durchschnittliche Normalsterbeziffer um etwa 4‰ der Lebenden niedriger anzuschlagen ist als diejenige einer nach Altersklassen normal zusammengesetzten Bevölkerung.

Eine auf diese Thatsache begründete approximative Correction würde Berlins vergleichbare Sterblichkeitsziffer auf 33,8 erhöhen und ihnen die 8. Stelle in der absteigenden Stufenreihe der Städte (vor den obengenannten Nachbarstädten) anweisen.

Bezüglich der Kindersterblichkeit im Verhältnisse zur Geburtenzahl nimmt Berlin beim Vergleich mit den übrigen deutschen Städten die 31. Stelle in der abnehmenden Stufenfolge, also eine für eine Großstadt keineswegs sehr ungünstige Stelle ein. Auf je 100 Lebendgeborene kamen 30,0 im 1. Lebensjahre Gestorbene, während das Verhältniß z. B. in Spandau 31,9, in Charlottenburg 33,6, in München 37,3, und in Augsburg sogar 47,7 betrug. Die geringste Kindersterblichkeit hatten unter den größeren Städten Hannover (17,0), Essen (16,5), Frankfurt a. M. (15,6) und Osnabrück (14,3).

Im Ganzen ergibt sich für die Säuglingswelt noch mehr als für die Gesammtbevölkerung eine Sterblichkeitszunahme vom Westen Deutschlands nach dem Osten sowohl wie nach der süddeutschen Hochebene hin. Der Mehrverlust an Kindern wird in der Regel begleitet von einem vergleichsweise höheren Geburtenreichthum, jedoch keineswegs — wie man vielfach zur Beruhigung versichert hat — durch eine ihn ausgleichende und gewissermaßen erklärende Mehrerzeugung gedeckt. Abgesehen von der mehr als zweifelhaften Berechtigung, eine höhere procentische Sterblichkeit unter den Säuglingen selbst durch eine höhere absolute Zahl der Letzteren erklären und entschuldigen zu wollen, erscheint jene vermeintliche Ausgleichung bei einem Blicke auf den vom Gesundheitsamte gelieferten Vergleich der sogenannten natürlichen Bevölkerungszunahme in den Städten von 40,000 und mehr Einwohner als Illusion. In dieser Stufenfolge nimmt Augsburg, welches unter den größeren Städten von der erheblichsten Kindersterblichkeit heimgesucht ist, den niedersten Standpunkt ein, ungeachtet seiner ansehnlichen Geburtsziffer. Der natürliche Bevölkerungszuwachs (Mehrbetrag der Geburten über die Sterbefälle) betrug in Augsburg nur 0,6 auf je 1000 Einwohner, während er in Berlin sich auf 13,9 bezifferte, und in anderen Städten bis zu 26,1 (Dortmund) stieg.

Auch hinsichtlich derjenigen Todesursachen, welche die öffentliche Gesundheitspflege am nächsten angehen, behauptet Berlin im Vergleiche mit den andern deutschen Städten im Ganzen einen keineswegs ungünstigen Stand. In der Zahl der Todesfälle an Masern und an Keuchhusten blieb es unter dem Durchschnitte sämmtlicher deutscher Städte; in der Sterblichkeit an Scharlach und an Diphtherie, den beiden einzigen mit erheblicher Intensität aufgetretenen Infectionskrankheiten, nahm es die 35. bezw. 42. Stelle ein, und wurde von beiden Krankheiten weniger heimgesucht als z. B. die kleineren Nachbarstädte Charlottenburg und Spandau, von Diphtherie gleichfalls weniger als Potsdam, Cottbus, Halle und Frankfurt a. O. Ebenso finden wir in der Häufigkeit der Typhustodesfälle Berlin von 30 Städten übertroffen, unter welchen sich wiederum mehrere seiner Nachbarstädte befinden. Nur in einer allerdings großen und bedeutungsvollen Kategorie steht Berlin auf entschieden ungünstiger Stufe, in derjenigen der Todesfälle an Darmkatarrh und Brechdurchfall. In diese Gesammtkategorie entfielen nicht weniger als 5152 Todesfälle = 51,2 auf je 10,000 Einwohner, ein Verhältniß, welches nur noch von 4 anderen Städten überboten wurde: von Charlottenburg mit 54,8, von Görlitz mit 56,7, von München mit 65,5 und von Augsburg mit 70,0. Im Jahre 1876 hatte das Verhältniß für Berlin 48,6, im Jahre 1875 dagegen 55,6 betragen, und auch die vorhergegangenen Jahrgänge beweisen die stationäre Einbürgerung der genannten Krankheitsgruppe als des vorherrschendsten Factors der hiesigen Sterblichkeitsverhältnisse. Muß dieser Umstand an sich schon die ernsteste Aufmerksamkeit auf sich ziehen, so gewinnt derselbe noch ein weit erhöhtes Interesse durch die Betrachtung des höchst auffallenden zeitlichen Verlaufes, welchen jener Sterblichkeitsfactor innerhalb der Jahreszeiten mit gesetzmäßiger Regel innehält.

Ueberblicken wir den Jahresverlauf der Sterblichkeitsverhältnisse und bringen wir ihn in Parallele mit dem Witterungsverlaufe, so tritt uns sogleich als auffallender, das Gesammtbild frappant beherrschender Zug, ein enormes Emporschnellen der Gesammtsterblichkeit entgegen, welches in der dritten Maiwoche seinen Anfang nimmt, schon in der ersten Juliwoche seinen Höhepunkt erreicht und von da an abfallend in der dritten Septemberwoche seinen Abschluß findet. Während in der Zeit außerhalb dieser Sterblichkeitsanschwellung die Zahl der Gestorbenen unter je 100,000 Einwohnern in der Woche nur zwischen 42,8 und 57,0 schwankte, stieg dieselbe schon in der letzten Juniwoche auf 105,5 und in der ersten Juliwoche auf 107,8, um von da ab wieder bis auf 50,0 in der dritten Septemberwoche zu sinken.

Gegenüber dieser hohen und steilen Sommerpyramide auf dem Sterblichkeitsbilde Berlins, welche dem Ansteigen der Luftwärme genau auf dem Fuße folgt, sind die Schwankungen während der übrigen Jahreszeiten so unbeträchtlich, daß nur das Vorhandensein des für deutsche Verhältnisse normalen Novemberminimum (42,9) und ein darauffolgendes geringes erneutes Ansteigen im December bis auf 54,7 als Andeutung des unter normalen Verhältnissen vorherrschenden Wintermaximum erwähnenswerth ist.

Vergleichen wir mit dieser allgemeinen Sterblichkeitscurve diejenige der Säuglingssterblichkeit, so wiederholt sich hier nicht blos die

Digitized by Google

pyramidale Sommeransteigung in genau congruenter Zeitfolge, sondern diese Ansteigung übertrifft in ihrer absoluten Höhe noch diejenige der Gesammtsterblichkeit.

Nach Abzug des Mehrbetrages gestorbener Kinder im 1. Lebensjahre schwindet nicht nur der Mehrbetrag Gestorbener überhaupt, sondern es ergibt sich gegentheilig eine Minderzahl im Vergleiche zu den Frühlingswochen, und eine Sterblichkeitscurve der Gestorbenen nach vollendetem 1. Lebensjahr würde eine Senkung zeigen an der gleichen Stelle, wo die allgemeine Sterblichkeit vermöge derjenigen des Säuglingsalters eine so gewaltige Steigung aufweist.

Welcher Art von Todesursachen die Säuglingswelt dieses beherrschende Ueberwiegen ihres Hinsterbens in den Sommermonaten verdanke, lehrt der erste Blick auf die Jahrescurven der verschiedenen Todesursachengruppen. Diejenige Curve, welche die vereinigte Frequenz der Todesfälle an Diarrhöe und Brechdurchfall zum Ausdrucke bringt, zeigt wiederum die ominöse Sommerpyramide, genau isochronisch mit derjenigen der allgemeinen und der Säuglingssterblichkeit, an absoluter Höhe nur wenig hinter jener zurückbleibend. Von durchschnittlich 2 Todesfällen auf 100,000 Lebende während des übrigen Jahres erhebt sich diese Krankheitsgruppe von der dritten Maiwoche ansteigend rapide bis zu 54 : 100,000 in der ersten Juliwoche, um dann ebenso wie die beiden vorbesprochenen Sterblichkeitscurven weniger plötzlich und von einzelnen schwächeren Wiederansteigungen unterbrochen bis zum October auf ihr Normalniveau zurückzuweichen. So decken sich dann die drei Thatsachen: Zunahme der Gesammtsterblichkeit, der Säuglingssterblichkeit und der Sterblichkeit an Diarrhöe und Brechdurchfall so vollständig, daß ihre Betrachtung und Ergründung eine einheitliche ist und Alles, was die rapide Zunahme der Erkrankungen an Diarrhöe und Brechdurchfall im Sommer begründet, zugleich den ganzen eigenthümlichen Sterblichkeitscharakter Berlins erklärt. Denn bekanntlich spielt jene Todesursachengruppe bereits seit mehreren Decennien hier die gleiche Rolle und zeichnet Berlin vor allen anderen europäischen Städten in einer von Jahr zu Jahr auffälliger werdenden Weise aus.

Noch bis zu Ende der dreißiger Jahre dieses Jahrhunderts lag für Berlin ebenso wie für das übrige Deutschland — wenn man von den Cholerajahren absieht — das Maximum der Gesammtsterblichkeit in den Frühlingsmonaten. Von da ab jedoch änderte sich das Verhältniß allmählich dahin, daß die höchste Sterblichkeit in den Sommer fiel, und zwar zunächst in den August. Allmählich verfrühterte sich dieses Sommermaximum, während es an Intensität zunahm, derart, daß es bereits zu Anfang der sechziger Jahre in die letzten Wochen des Juli fiel, und 1876 wie 1877 begegnen wir ihm schon in der ersten Woche des letztgenannten Monates, in 1877 für einzelne Stadttheile (die ärmsten und dichtest bevölkerten) sogar in der letzten Juniwoche. Und immer ergab sich als Grund dieser auffallenden Erscheinung ein eminentes Ansteigen der Säuglingssterblichkeit, sowie für diese letztere wiederum ein massenhaftes Vorherrschen tödtlich verlaufender Diarrhöen und Brechdurchfälle.

Betrachtet man den Häufigkeitsverlauf der übrigen Todesursachen, so läßt derselbe kein irgendwie bestimmendes Moment für die abweichenden hiesigen Sterblichkeitsverhältnisse hervortreten. Die sogenannten Infectionskrankheiten insbesondere tragen nur in sehr geringem Verhältniß zur Gesammtsterblichkeit bei, z. B. der Unterleibstyphus mit 64 Todesfällen im ganzen Jahre 1876 und mit 63 im Jahre 1877 auf je 100,000 Einwohner. Für die Verbreitungsbedingungen dieser noch vor wenigen Jahren in Berlin so bedeutungsvollen Krankheit ergibt ein statistischer Vergleich der einzelnen Stadtbezirke keinerlei Anhaltspunkte in den örtlichen Verhältnissen. Eine Vergleichung mit der Grundwasserbewegung für die letzten 7 Jahre läßt wohl im Allgemeinen ein umgekehrtes Verhältniß der Typhusfrequenz mit der Grundwasserhöhe, namentlich ein Ansteigen der ersteren mit dem Sinken der letzteren constatiren, und zwar besonders prägnant für 1877. Indeß harrt die Frage, in wie weit beide Erscheinungsreihen in directer Beziehung zu einander stehen oder nur von gemeinsamen Momenten beherrscht werden, noch ihrer Lösung. Von den zymotischen Kinderkrankheiten zeigten nur Scharlach und Diphtherie — meist mit einander gleichlaufend — eine gewisse Tendenz in ihrem Häufigkeitsgange, aber diese Tendenz ist eine ganz verschiedene von derjenigen der allgemeinen Kindersterblichkeit, denn der Juni zeigt von allen Monaten die geringste, dagegen die letzten Jahresmonate anhaltend die höchste Zahl von Todesfällen an Scharlach sowohl wie an Diphtherie. Um so greller springt die sehr bedeutende Sommerakme in die Augen, welche den zeitlichen Gang der Sterblichkeit an der vorherrschendsten unter allen Todesursachen-Kategorien Berlins, an Diarrhöe und Brechdurchfall der Kinder charakterisirt.

Die mit jedem Jahrzehnt zunehmende hohe Säuglingssterblichkeit Berlins würde überhaupt bei einer Großstadt weniger auffallend erscheinen, wenn nicht jene Thatsache ihrer Culmination während der Sommerhitze und der scharfe, bestimmte Charakter der bedingenden Erkrankungsgruppe auf eine gewisse Vermeidbarkeit hindeutete und zu näherer Erforschung der Ursachen dringend aufforderte. Soll das Klima angeklagt werden, so muß die erste Untersuchung sich auf den etwaigen Befund verwandter Zustände in den Städten und auf dem Lande der gleichen Klimazone richten. Und hier ergibt denn in der That ein Vergleich der Erhebungen für 1877, daß die in brüsker Weise anwachsende Sterblichkeit an diarrhöischen Krankheiten in den Sommermonaten nicht ausschließlich für Berlin, sondern in etwas milderem Grade auch für die gesammte übrige Gruppe von Städten des sächsisch-märkischen Tieflandes ein den Gang der Gesammtsterblichkeit beherrschender charakteristischer Zug ist, welcher sich in mehr abgeschwächtem Grade auch noch bei den Städten des Oder- und Warthegebietes angedeutet findet, während sowohl die Ostseeküstengegend wie das ganze westliche und mittlere Deutschland kein Sommermaximum der Gesammtsterblichkeit zeigen. Nur auf dem süddeutschen Hochlande findet sich eine ähnliche Erscheinung wieder, doch nicht in acuter Form, vielmehr über die gesammte wärmere Jahreszeit von Mai bis September sich in wechselnder und mäßiger Höhe vertheilend.

(Schluß folgt.)

Notizen.

Die innere Lage ist so verworren und dunkel wie möglich. Der Reichstag wurde gegen seinen Wunsch aufgelöst. Die Majorität sollte dafür gestraft werden, daß sie das zweite Attentat so wenig vorhergesehen wie die Regierung und daß sie schon früher in Steuer- und Wirthschaftssachen die solide preußische Tradition allerlei bedenklichen Experimenten vorgezogen hatte. Neuerdings wird es Mode, die Liberalen als Doctrinäre zu verlästern, während sich doch die Vertreter unklarer und gewagter Theorien umgekehrt aus den Reihen ihrer Gegner recrutiren. Der Reichstag war indessen in Ungnade gefallen und sein unfreiwilliges Ende nur noch eine Frage der Zeit. Man hat sich gewundert, daß nicht schon nach der Ablehnung der bewußten Vorlage das Urtheil über die unbotmäßigen Volksvertreter gesprochen wurde. Aber es herrschte offenbar die Furcht, das Verdict des Landes möchte gegen die Regierung ausfallen. Vielleicht auch wurde ein Zeitpunkt für die Wahlen gewünscht, wo das liberale und wohlgestellte Bürgerthum sich von des Jahres Mühe und Last in den Bädern oder Luftkurorten erholt. So war Alles sehr klug eingerichtet und es fehlte nicht viel, daß der Schachzug wegen seiner Geschicklichkeit nicht wenigstens an einigen Stellen die Bewunderung gerade derjenigen hervorrief, die dadurch für den Augenblick matt gesetzt wurden. Allerdings muß der schließliche Erfolg sich erst noch bewähren. Das allgemeine Stimmrecht ist unberechenbar und hat schon oft die feinsten Speculationen durchkreuzt. Die Wähler könnten es unliebsam empfinden, daß mit ihnen diplomatisirt wird und dafür in ihrer Art Revanche nehmen. Will sich aber die Regierung mit den Nationalliberalen wieder vertragen, so wäre dies sicherlich ohne das öffentliche Desaveu der Auflösung und ohne Neuwahlen in der heißesten und für die Meisten empfindlichsten Zeit des Jahres ungleich leichter gewesen. Daß eine zärtliche Sorge für die Consequenz der Reichstagsmehrheit, welcher man den Widerspruch mit ihrem jüngsten Beschluß ersparen wollte, die Schritte der Regierung bestimmt hätte, wird nicht Jedermann überzeugen. Solche Argumente nehmen sich in officiellen Exposés und Leitartikeln ganz gut aus, gerathen aber in irgend einem Gespräch unter vier Augen bei der oberflächlichsten Prüfung in die Enge. Die Sache ist indessen geschehen und es muß sich zeigen, ob das wie immer wegen seiner Genialität gepriesene Manöver reussirt. Die fremden Gäste, welche der Congreß in so stattlicher und glänzender Zahl uns zugeführt, werden für unsere eigenthümlichen inneren Gepflogenheiten vielleicht nicht das richtige Verständniß mitbringen.

Digitized by Google

Zum Glück sind sie durch ihr schwieriges Tagewerk vollauf in Anspruch genommen und sie werden für unseren Parteihader und unsere noch etwas unbeholfenen politischen Allüren kein sehr lebhaftes Interesse empfinden. Die heftige socialistische Kinderkrankheit, an welcher wir jetzt laboriren, wird schon mehr ihre Aufmerksamkeit fesseln; aber es fragt sich, ob die unsichere Art der Behandlung, wie sie hier zu Lande beliebt ist, ihnen zusagt. Die Engländer wenigstens haben dies Fieber großentheils überstanden und keinen sonstigen Schaden in ihrer robusten Constitution davon erlitten. Im Uebrigen ist es ein wenig erhebendes Gefühl, daß, während der Congreß zur Heilung des Orients zusammentritt, auch das Abendland nichts weniger als gesund erscheint. Der scharfsinnige alte Thiers sagte schon nach 1870 Jemandem, der ihm von Deutschlands raschem Wachsthum sprach: Gewiß, diese festgefugte Größe imponirt. Aber die Nation ist im Innern bedroht und wird noch mehr als eine Krisis überstehen müssen. Der Andere wollte das nicht Wort haben, mußte sich aber seitdem des Ausspruchs oft unwillkürlich erinnern. Trotzdem werden die Mitglieder des Congresses einen günstigen Eindruck von Berlin hinwegnehmen Der Thiergarten mit seinem frischen Grün hat sie, wie man hört, vortrefflich angemuthet und rücken die Arbeiten schleunig vor, wird ihnen der weniger erquickliche Anblick unseres Hochsommers vielleicht erspart werden. Unter den Ministern und Staatsmännern, die zum Rendezvous vom 13. Juni sich hier einfanden, erregte Disraeli, wie allseitig anerkannt wurde, das meiste Interesse. Er war, soviel man weiß, zum ersten Mal in unserer Mitte und seit langen Jahren schon durch seine schönen Romane, welche Jedermann aus der Tauchnitzausgabe kennt, ein beliebter Name. Trotz des hohen Alters hat er sich einen Humor bewahrt, der allerdings, von Sarkasmus gewürzt, seinen Gegnern gelegentlich recht unbequem werden kann. Man erzählt, Disraeli schlafe lange, sei dann in den ersten Stunden des Nachmittags noch etwas verstimmt und nicht immer im vollen Besitz seiner Geisteskraft, während er am Abend Freund und Feind durch seine Schlagfertigkeit überrasche. Gortschakow mag darauf gerechnet haben, als er, kaum genesen, hierher eilte und sich von den Congreßsitzungen zu jener Tageszeit, wo Beaconsfield sich noch nicht ganz gehören soll, einen leichteren Sieg versprach. Der russische Reichskanzler selbst ist indessen hinfällig genug und er traf hier nicht sehr kampffähig ein. Zum Glück waren viele wichtige Punkte, wenn nicht alle, zwischen Rußland und England schon im Wesentlichen geregelt. Man durfte erwarten, daß die Congreßarbeit ziemlich glatt verlaufen werde. An einem gewissen Pessimismus, der die Angst vor Zwischenfällen nicht los wird, fehlt es allerdings niemals in solchen Fällen. Auch diesmal hatte er sich eingestellt. Aber man verließ sich darauf, daß die deutsche Regierung bei der Einladung des Congresses wußte, was sie that, und daß sie sich nicht vor den Augen Europas einem Fiasco aussetzen wollte. Wer sich allerdings außerordentliche Lösungen ausgemalt hatte, die Demüthigung Englands, eine neue Theilung fremden Gebiets nach Art der polnischen und ähnliche Dinge, mußte auf eine gründliche Enttäuschung gefaßt sein. Die Politik hat mögliche Leistungen mit den gegebenen Mitteln zur Aufgabe und kann mit den Träumereien deutscher Kannegießer, die sich jeden Morgen ein Stück Weltgeschichte zum Frühstück auf grauem Papier präsentiren lassen, nicht immer Schritt halten.

* * *

Le mariage royal d'Espagne.*)

Der anonyme Verfasser des obengenannten Buches ist heutigen Tages eine der gekanntesten Persönlichkeiten der civilisirten Welt. Hunderttausende von Menschen — dies ist buchstäblich zu nehmen — beschäftigen sich täglich mit ihm, erfahren mit großem Interesse, was er über gewisse, wichtige Zeitfragen denkt, und lassen sich durch seine Meinung, ob ihnen dieselbe gefalle oder nicht, mehr oder weniger beeinflussen. Sie nennen ihn häufig, aber nicht bei seinem Namen, der den Wenigsten von ihnen bekannt ist. Er heißt von Blowitz und ist seit einer Reihe von Jahren der Pariser „own correspondent" der „Times". — Das kürzlich von ihm veröffentlichte kleine Werk über Spanien ist eine Zusammenstellung und Vervollständigung der Artikel, die er bei Gelegenheit der Verheirathung des Königs Alphons XII. als „Specialcorrespondent" an seine Zeitung gerichtet hatte. — Das Buch besitzt in hohem Grade die bemerkenswerthen, höchst seltenen Eigenthümlichkeiten, welche die geistigen Erzeugnisse des Berichterstatters für ein Weltblatt charakterisiren, und ist nicht ganz frei von den Fehlern, welche dieselben in der Regel kennzeichnen und in der That kaum zu vermeiden sind. — Es ist fließend und gut geschrieben und liest sich schnell und leicht; es enthält in einem verhältnißmäßig kleinen Volumen überraschend viel Wissenswerthes, Neues; es vermeidet alles Schwerfällige, Langweilige, ist amüsant und belehrend, und erspart dem Leser die Mühe, sich über irgend einen der Vorfälle, die es bespricht, ein Urtheil zu bilden, da der Verfasser seine persönliche Meinung über die von ihm dargestellten Ereignisse mit einer Ruhe und Sicherheit ausspricht, die einen Zweifel an der Richtigkeit dieser Meinung zunächst gar nicht aufkommen lassen.

Der Correspondent eines Weltblattes wie die „Times" ist ein Product der Neuzeit und eines der interessantesten. Er braucht keine tiefe Gelehrsamkeit zu besitzen; aber sein oberflächliches Wissen muß von geradezu kolossaler Ausdehnung sein. Er darf nichts vollständig ignoriren und muß in der Lage sein, einen Bericht über das neueste Opus von Victor Hugo oder von Richard Wagner, über die jüngsten Entdeckungen der Astronomie, Chemie und Medicin, die Philoxera, die Kunstausstellung und die Maschinen, die Arbeiterfrage und die Krisis im Orient — aus dem Stegreif, ohne irgend welche Quellen nachzuschlagen — schreiben zu können; und sein Takt muß ihm gestatten, Alles so zart zu berühren, daß er niemals positiv anstößt und selbst von Sachen, von denen er so gut wie gar nichts weiß, so schreiben kann, als ob dieselben der besondere Gegenstand jahrelanger Studien von ihm gewesen wären. — Ein Mann, der Aehnliches leisten kann, ist sicherlich kein gewöhnlicher Mensch. Er lernt täglich etwas Neues; und da er ein sicheres Gedächtniß besitzen muß, so werden seine allgemeinen Kenntnisse mit der Zeit geradezu erstaunlich und verleihen seinem Urtheile einen Werth, der nicht unterschätzt werden darf und auch nicht unterschätzt wird.

Herr von Blowitz ist einer der vollkommensten Typen des Correspondenten eines Weltblattes: er ist nicht nur im Stande vernünftig und belehrend über das zu sprechen, was er genau kennt, über die französischen Verhältnisse z. B., sondern er erzählt auch von einem Lande, das er nach seinen eigenen Aussagen zum ersten Male besucht, mit einer Sicherheit und Glaubwürdigkeit, die seine Berichte darüber in hohem Grade lesenswerth und amüsant machen. Das Buch ist das Werk eines erfahrenen, weltklugen Reisenden, der außerordentlich gute Augen hat, niemals müde wird, sich umzusehen, und der das, was er beobachtet, in gefälliger Form wiederzugeben versteht. — Es ist auch das Buch eines Mannes, der das Herz auf dem rechten Flecke hat. Als Beweis dafür citire ich etwas von seiner Charakteristik der berühmten spanischen Stiergefechte. Ich habe mich immer geärgert, wenn ich sie loben hörte, habe immer geglaubt, daß das grausame Vergnügen, das sie gewähren, eines anständigen civilisirten Menschen unwürdig sei. Es freut mich, dies durch Blowitz, der Spanien im Allgemeinen sehr wohlwollend beurtheilt, begründet und bestätigt zu finden. Er schreibt wie folgt:

„Ich habe einen wahren Abscheu vor den Stiergefechten aus Spanien mitgebracht. Die Matadores, Picadores und Toreros sind, nach meiner Meinung, nichts weiter als eitle Renommisten, „des faiseurs d'embarras", wie man in Frankreich sagt. Sie gehören derjenigen Schule der Tapfern an, die sich dadurch auszeichnen, daß sie mit Enthusiasmus ausreißen; um sich unter ihnen hervorzuthun, braucht man nicht etwa ein starkes, muthiges Herz zu besitzen — flinke Beine genügen. Ein schneller Läufer besitzt alle Eigenschaften, um ein vorzüglicher Torero zu werden. — Man zieht sich wie ein Seiltänzer oder wie ein Figaro auf der Bühne an; schnürt sich ein, um die feine Taille, die gewölbte Brust, die Form der Schultern bewundern zu lassen; zwängt sich in enganliegende Beinkleider, um die muskulösen Schenkel zu zeigen; in faltenlose Strümpfe, um mit den gut modellirten Waden zu coquettiren; — und dann, mit dem weichen Filzhut in der ausgestreckten Hand, den glänzenden Mantel über den Arm geworfen, nimmt man plastische Stellungen vor dem armen Thiere an, das das Sonnenlicht geblendet, das Geschrei der Menge vollständig verwirrt, die Todesangst verdummt hat. So lange der Stier sich ruhig verhält, ist man muthig wie Achilles; man macht sich über den Stier lustig, neckt ihn, führt alle möglichen Pirouetten vor ihm aus, wirft den Oberkörper zurück und wiegt sich in den Hüften, wie eine alte Balletänzerin, die noch Eroberungen machen will. Aber sobald das verfolgte Thier den Kopf senkt und die Hörner zeigt, so verschwindet der

*) Paris bei E. Plon & Co. 1878.

Digitized by Google

Held um dem Ausreißer Platz zu machen .... Wirkliche Gefahr existirt nicht für die Stierkämpfer, so lange sie aufmerksam sind; und in allen andern Ländern als in Spanien würden diesen erbärmlichen Helden faule Aepfel an die Köpfe geworfen werden. — Während der zwei Tage, wo ich den Kampfspielen in Madrid beigewohnt, habe ich nicht aufgehört, Wünsche für die Stiere zu machen; und Jedermann, der mir eine Freude machen will, darf in Zukunft sicher sein, dies zu erreichen, wenn er mir die Nachricht bringen kann, daß einer der Renommisten in Sammetjacke und Atlashöschen, die sich Stierkämpfer nennen, von seinem bejammernswerthen Gegner, dem armen, gemarterten Stier, einen ordentlichen Stoß in denjenigen Theil seines geschniegelten Körpers bekommen hat, den allein er dem Thiere feilbietet, so oft dieses zum wirklichen Angriff übergeht."

Dieser Passus aus dem Blowitz'schen Werke gibt eine richtige Idee von der Art und Weise, wie es verfaßt ist. Es ist ein gutes Handbuch, demjenigen anzuempfehlen, der nach Spanien reisen will. Wer sich aber dieses Vergnügen ersparen darf, der kann von Blowitz, mit großer Oekonomie von Zeit, Geld und Beschwerden, Vieles von dem erfahren, was im Lande der Guitarren, Balkone, Stiergefechte, Mantillen, Fächer, der Olla podrida und des Ungeziefers als sehenswerth angepriesen wird.

de Graeff.

* * *

Zum Besten des Niederwalddenkmals hat Max Liebermann von Sonnenberg unter dem Titel „Rheinreise" eine Sammlung lyrischer Gedichte veröffentlicht (Berlin, Denickes Verlag), die auf nicht gewöhnliche poetische Begabung schließen läßt. Der Dichter — ein preußischer Offizier — ist nicht der erste, dem der deutscheste unserer deutschen Ströme, in seiner zauberhaften Schönheit, zum unerschöpflichen Liederquell geworden ist. Wie es ein kühnes Unterfangen ist, heute noch Italien beschreiben zu wollen, so bekundet es kaum geringeren Muth, nach Wolfgang Müller, Simrock, Pfarrius, Roquette, Rittershaus und wie sie Alle heißen mögen, welche vom Rhein ihre besten dichterischen Eingebungen empfangen haben, den Herrlichkeiten seiner Ufer einen neuen Band Poesien zu widmen. Mit der Mehrzahl der Epigonen auf dem Gebiete der Rheinlyrik hat der Dichter der „Rheinreise" die Begeisterung für seinen Stoff gemein. Von sehr vielen unter ihnen unterscheidet er sich jedoch vortheilhaft durch eine anmuthende Frische und Lebendigkeit in der Auffassung von Gesehenem und Erlebten, die in zumeist correcter Sprache und ebensolchen Versen ihren passenden Ausdruck findet. Daß gelegentlich einer poetischen Rheinreise die Geister Heines und Scheffels Pilotendienste thun müssen, ist so selbstverständlich geworden, daß es nur natürlich ist, wenn auch Herr von Liebermann sich zur Umschiffung mancher Untiefen der Form, dieser bewährten Leitung anvertraut hat.

j. h.

* * *

Die Geschichte der wissenschaftlichen Literatur Englands und der Vereinigten Staaten hat eine ganze Reihe von Beispielen aufzuweisen, die uns den reichen Kauf- oder Privatmann gleichzeitig als Gelehrten von wissenschaftlicher Bedeutung zeigen. Es bedarf hierfür nur des Hinweises auf George Grote in England und George Ticknor in Nordamerika, von denen der erste die Weltliteratur durch eine großartig angelegte Geschichte Griechenlands, der zweite durch ein unübertroffenes und grundlegendes Werk über die Geschichte der spanischen Literatur bereichert hat. Ein soeben in New-York erschienenes Werk über die Geschichte der nordamerikanischen Medaillen (The medallic history of the United States, from 1776 to 1876) wird gleichfalls als ein sehr hochstehendes Ergebniß der wissenschaftlichen Neigungen eines Dilettanten im eigentlichen und besten Sinne des Wortes zu betrachten sein. Herr J. F. Loubat hat bis zur Stunde nur den Ruf besessen, der Eigenthümer der schnellsegelndsten Yacht des großen New-Yorker Yacht-Clubs zu sein; die Numismatiker, die Wissenschaft werden ihn jetzt auch für sich in Anspruch nehmen. Ein kritisches Eindringen in den Inhalt des Werkes ist nicht die Aufgabe dieser Anzeige. Dieselbe will in erster Linie eine erfreuliche Thatsache constatiren: das Erscheinen des Werkes selbst und die Art wie es entstanden, als die Arbeit opferwilligster Liebe zur Sache, als ein glänzendes Beispiel dafür. Die Herstellungskosten sollen über hunderttausend Mark betragen haben. Ein flüchtiges Durchblicken der stattlichen zwei Bände läßt die Ziffer nicht als zu hoch gegriffen erscheinen. Der erste Band enthält den Text, ein glänzendes Zeugniß für den hohen Stand der nordamerikanischen Buchdruckerkunst, eine Arbeit de Vinnes in New-York, dessen Buch über die Erfindung der Buchdruckerkunst und ihre Entwickelung, in Europa, ich glaube während der Wiener Ausstellung, große Anerkennung gefunden hat. Im zweiten Bande gibt der Verfasser 170 von der Meisterhand Jules Jaquemarts herrührende Radirungen der beschriebenen Medaillen, wahre Meisterstücke der Radirkunst. — Das Ganze ist eine höchst bemerkenswerthe Erscheinung.

j. h.

Bibliographie.

Bericht über die Weltausstellung in Philadelphia 1876. Herausgegeben von der österreichischen Commission für die Weltausstellung in Philadelphia 1876. 23.—26. Heft. gr. 8. Wien 1878, in Commission bei Faesy & Frick.

Inhalt: 23. Heft, H. Höfer, die Kohlen- und Eisenerz-Lagerstätten Nordamerikas, ihr Vorkommen und ihre wirthschaftliche Bedeutung. XI u. 260 S. — 24. Heft. Otto von Pfungen, Notizen über amerikanische Holz-Debitage. 23 S. mit 2 Tafeln. — 25. Heft. J. F. Radinger, Dampfmaschinen und Transmissionen in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. VI u. 348 S. mit 256 Holzschnitten und 1 Tabelle. — 26. Heft. F. Migerka, administrativer Bericht der Commission über die Theilnahme Oesterreichs an der Weltausstellung in Philadelphia 1876. Beiträge zur Geschichte der Entwickelung der Vereinigten Staaten und zur Frage unseres Exportes. 57 S.

H. Blanckarts, Düsseldorfer Künstler. Nekrologe aus den letzten 10 Jahren. 8. IV u. 132 S. Stuttgart 1877, Ebner & Seubert.

M. Böheimb, Von Prag bei Schweidnitz, oder: Im Kampfe. Tragödie in 5 Aufzügen. Aus der Zeit des 7jährigen Krieges. 2. Aufl. 8. 92 S. Breslau 1878, E. Trewendt.

J. W. Boysen, Dichtungen. Herausgegeben von seinem Bruder. 8. XI u. 131 S. Itzehoe 1878, Jansen.

Abonnement der „Gegenwart" pro III. Quartal 1878.

Mit der nächsten Nummer (26) schliesst das II. Quartal der „Gegenwart". Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement mit dieser Nummer abläuft, ersuchen wir um *baldigste Erneuerung* desselben, damit keine Unterbrechung in der regelmässigen Zusendung entsteht. *Abonnements auf das III. Quartal 1878 werden von allen Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegengenommen.*

Berlin N.W., 32 Louisenstrasse. Expedition und Verlag der „Gegenwart".

Digitized by Google

Inserate.

Allen Freunden d. Himmelskunde empfohlen:

Sirius. Zeitschrift für populäre Astronomie. XI. Jahrg. 1878. Preis halbjährl. 5 *M.* Monatlich ein Heft mit lithogr. Beilage.

Probe-Bände dieser von **Rudolf Falb** begründeten, gegenwärtig von Dr. **Hermann J. Klein** in **Köln** redigirten Zeitschrift liegen in allen grösseren Buchhandlungen aus und werden Abonnements sowol von diesen, wie auch den Postanstalten und der Unterzeichneten jederzeit angenommen.

Leipzig, Juni 1878.

Die Verlagshandlung von Karl Scholtze.

Im **Heinrichshofen**'schen Verlage, **Magdeburg**, erschien:

Geschichte d. gesammten griech. Literatur

von **Dr. Rudolph Nicolai.**

Zweite verbesserte Auflage.

Preis des vollständigen Werkes in 5 Bden geheftet 20 *M.*; in 3 Hlbfrzbde eleg. geb. 26 *M.*

HELGOLAND, FÖHR & SYLT.

Verlag v. **Otto Meissner** in Hamburg:

HELGOLAND.

Von **E. Hallier.** Preis 3 *M.*

Die NORDFRIESISCHEN INSELN.

Von **G. Weigelt.**

2. Auflage. Mit 2 Karten. 3 *M.*

Zur hundertjährigen Rousseaufeier.

Im Verlage von **Hermann Beyer & Söhne** in **Langensalza** erschien:

J. J. Rousseau.

Herausgegeben von

Dr. Theodor Vogt und **Dr. E. von Sallwürk,**

Professor a. d. Wiener Universität. Grossh. Bad. Oberschulrath.

2 Bände. **Preis 6 Mark.**

Die gediegene, von universalem Geiste durchhauchte Uebersetzung des „Emil" von Professor Dr. E. v. Sallwürk, begleitet von einer der Feder des Professor Dr. Vogt in Wien entflossenen ausführlichen Biographie Rousseau's, konnte zu keinem passenderen Zeitpunkte erscheinen, als eben jetzt, um vor der Säcularfeier auch Jeden, der des fremden Idioms nicht mächtig, mit dem grössten Werke Rousseau's und somit mit diesem selbst genauer bekannt und vertraut zu machen.

Reise-Abonnements

auf die **„Tribüne" nebst „Berliner Wespen"** werden von jetzt ab gegen **Franko-Einsendung** von 80 **Pfennig pro Woche** für das **Inland** und **1,20 Mark pro Woche** für das **Ausland** von der Unterzeichneten entgegengenommen. Die **Abonnementszeit** ist **beliebig,** jedoch wird jede begonnene Woche für voll berechnet.

Unsererseits erfolgt die **Zusendung** der beiden Blätter **sofort nach Erscheinen franco per Kreuzband** an die angegebenen Adressen, deren Aenderung jederzeit prompt berücksichtigt werden wird.

Sehr empfehlenswerth sind diese **Reiseabonnements** für diejenigen Zeitungsleser, welche während eines **Reiseaufenthalts ihrer Familie** daheim die gewohnte Lectüre nicht gern **entziehen,** selbst aber eine **Zeitung nicht so lange entbehren möchten.**

Die Expedition der „Tribüne".

Berlin SW., Krausenstr. 41.

Deutsches Montags-Blatt

Chefredacteur: **Arthur Levysohn.** Verleger: **Rudolf Mosse.** Berlin 1878.

Erscheint jeden Montag **Morgen, auch außerhalb** Berlins am Montag.

1 Mark 50 Pf. pro Quartal.

Das „Deutsche Montags-Blatt" hat in jüngster Zeit wohl bewiesen, wie schlagfertig es den Ereignissen auf dem Fuß zu folgen weiß. Die Schnelligkeit seiner Information über alle Vorgänge des öffentlichen Lebens wird nur durch ihre Sicherheit und Verläßlichkeit übertroffen.

Die politische Wochenschau des Chefredacteurs, wie die zahlreichen **Spezial-Telegramme** aus allen Centren des politischen Lebens stellten das **„Deutsche Montags-Blatt"** von vornherein in die Reihe unserer vornehmsten Organe.

Der literarische und kritische Theil des **„Deutschen Montags-Blatt"** glänzt ebenso sehr durch die Frische und Originalität seiner Mittheilungen als durch die elegante, schneidige und gleichzeitig anregende Form, in welcher dieselben geboten werden. Die Elite der deutschen Schriftsteller hat dem von so seltenem Erfolge gekrönten Blatt ihre werkthätigste Unterstützung gewidmet, so daß es sich mit Fug zu den ersten Organen der deutschen Presse zählen darf.

Alle Post-Anstalten des Deutschen Reiches, sowie **sämmtliche Buchhandlungen** des In- und Auslandes, wie die ergebenst Unterzeichnete, nehmen **Abonnements** jederzeit entgegen, und möge man im **eigenen Interesse** die **Abonnements-Anmeldung** bei der Post **beschleunigen,** damit die Zustellung des Blattes von Beginn des Quartals an prompt erfolge.

(Offizieller Zeitungs-Katalog Nr. 1140.)

Alle zum 1. Juli neu hinzutretende Abonnenten erhalten sämmtliche im Laufe des Monat Juni erscheinende Nummern **gratis** und **franco** gegen Einsendung der Abonnements-Quittung an die Expedition des **„Deutschen Montags-Blatt", Berlin SW.**

Probe-Nummern gratis und franco.

Das **„Deutsche Montags-Blatt"** ist bei allen Eisenbahnbuchhandlungen, Zeitungs-Verkäufern jederzeit in einzelnen Nummern zu kaufen.

Friedr. Spielhagen's

neuester Roman: **„Platt Land"**

erscheint von Mitte Juli c. ab im täglichen Feuilleton des

„Berliner Tageblatt"

und wird bis Ende September c. zum vollständigen Abdruck kommen; mithin gelangen alle Abonnenten des III. Quartals in den Besitz des ganzen hochinteressanten und werthvollen Werkes.

Das **„Berliner Tageblatt"** hat besonders in der letzten bewegten Zeit so recht augenscheinlich seine Leistungsfähigkeit in Bezug auf

rasche und zuverlässige Berichterstattung

bewiesen, wobei ihm der große Kreis seiner **Special-Korrespondenten** mit ihren täglichen **Original-Telegrammen** sehr zu statten kam.

Wie sehr die Leistungen dieser Zeitung Seitens des Lese-Publikums anerkannt werden, beweist die Thatsache, daß das **„Berliner Tageblatt"** gegenwärtig

70 Tausend Abonnenten

besitzt; eine Abonnentenzahl, welche **keine zweite Zeitung Deutschlands** auch nur annähernd erreicht hat.

Abonnements auf d. **„Berlin. Tageblatt"** nebst **„Ulk"** und **„Berliner Sonntagsblatt"** z. Preise v. **5 M. 25 Pf.**

nehmen alle **Reichspostanstalten,** sowie in **Berlin** sämmtliche **Zeitungs-Spediteure** und alle **Stadtpostämter** jederzeit entgegen. Im Interesse der Abonnenten wird höfl. gebeten, das Abonnement **recht frühzeitig** anzumelden, damit die Zusendung des Blattes von Beginn des Quartals an prompt erfolge.

Probe-Nummern gratis und franco.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: **Georg Stilke** in **Berlin.** **Expedition, Berlin** N.W., Luisenstraße 32.

Druck von **B. G. Teubner** in **Leipzig.**

Digitized by Google

№ 26. Berlin, den 29. Juni 1878. Band XIII.

Die Gegenwart.

Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben.

Herausgeber: Paul Lindau in Berlin.

Jeden Sonnabend erscheint eine Nummer.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postanstalten.

Verleger: Georg Stilke in Berlin.

Preis pro Quartal 4 Mark 50 Pf.
Inserate jeder Art pro 5gespaltene Petitzeile 40 Pf.

Inhalt: Der Normalarbeitstag. Von H. B. Oppenheim. — Wunderkuren und Heilmittel gegen das Attentatsfieber. Von C. Sempronius. II. — **Literatur und Kunst:** Ein Besuch bei Goethe. Von Julius Duboc. — Caliban von Ernest Renan. Besprochen von Paul Lindau. — Die Weltausstellung von 1878. Von Paul d'Abrest. IV. — **Aus der Hauptstadt:** Die Sterblichkeitsverhältnisse Berlins im Vergleich mit den übrigen deutschen Städten im Jahre 1877. Von C. Finkelnburg. (Schluß.) — Notizen. — Inserate.

Der Normalarbeitstag.

Im Juniheft von „Nord und Süd" gibt Herr Prof. J. Baron (Berlin) unter obigem Titel eine sehr klare und fleißige Zusammenstellung der neuerdings mehrfach (in Deutschland z. B. von Plener, Bojanowski, Lohmann, Dronke) bearbeiteten Gesetze Englands zum Schutz der in Fabriken und Werkstätten beschäftigten Unmündigen gegen Ueberarbeit und sonstige Gefahren für ihre Gesundheit.

Die Schilderung der Zustände, welche diese Gesetzgebung zu bekämpfen hatte, seitdem zum Anbeginn unseres Jahrhunderts der ältere Peel den ersten Anlauf dagegen nahm, gehört zu den dunkelsten Blättern der Weltgeschichte. Wenn man neben diese Shylock-artige Ausbeutung des Arbeits- und Lohnvertrages durch die Großindustrie noch die Aushungerungspolitik der Grundaristokratie durch die Getreidebesteuerung bis zur Abschaffung der Kornzölle (1846, unter der Führung des jüngeren Robert Peel) hält, so entsetzt man sich darüber, daß in einem hochcivilisirten, altconstitutionellen und mit allen Mitteln der staatsbürgerlichen Freiheit reichlich ausgestatteten Lande unter dem Druck zweier privilegirter Klassen Zustände möglich waren, welche einen Theil der Bevölkerung dem Hungertode und dem schmählichsten Verkommen preisgaben. Aber man wird auch von Bewunderung erfüllt für die ruhige Kraft und Ausdauer der Mittelklassen, welche in unermüdlichem, auf gesetzlichem Boden geführten Kampfe jene tödtlichen Mißbräuche beseitigt und eine humane Gesetzgebung begründet und ausgebildet haben, die jedes Klasseninteresses spottet.

Eine solche Darstellung ist verdienstlich und erfreulich; nur hätte der Herr Verfasser vermeiden sollen, ihr durch einen falsch gewählten Titel eine anscheinend unrichtige Deutung beizumischen, eine Deutung, die mit einigen seiner eigenen Betrachtungen im Widerspruch steht. Er spricht schon in der Einleitung seiner Arbeit mit vorbehaltloser Bestimmtheit von der „Einführung des Normalarbeitstages", als ob dies das beabsichtigte Ziel und der bewußte Zweck der ganzen legislatorischen Bewegung gewesen wäre. Durch diese Aneignung eines socialdemokratischen Stichwortes entstellt er den eigentlichen Sinn und Inhalt der englischen Reform, welche in keinem ihrer Stadien bezweckte, positiv in die Arbeitsverträge freier Menschen einzugreifen. Der „Normalarbeitstag" im socialistischen Sinne — und keine andere Partei hat sich jemals dieses Schiboleths bedient — bedeutet eine Regelung der gesammten industriellen Arbeit eines Landes, eine Reglementirung der Arbeit sämmtlicher Erwachsenen durch ein radicales Gesetz, aus dessen consequenter Durchführung mit Nothwendigkeit folgen würde, daß auch die Preisverhältnisse von Oben regulirt werden müßten.

Könnte man sich ein großes und selbstständiges Land auf dieser Bahn denken, so müßte dasselbe schließlich zum „geschlossenen Handelsstaate" (nach Fichte's Muster) gelangen. Indessen ist die Natur der Verhältnisse, ist die menschliche Natur selbst stark genug, um manche solcher Versuche auf dem Papiere zu belassen und durch glückliche Inconsequenz dem Wahnsinn der Consequenzen aus dem Wege zu gehen.

Keineswegs aber waren die Engländer dieser Gefahr ausgesetzt: sie haben vielmehr von Anfang an sehr scharf unterschieden zwischen den Gebieten, wo die Gesetzgebung sich einmischen kann und soll, und denen, wo sie es nicht darf. Sie haben sich wohl gehütet, in die Willenssphäre und das freie Vertragsrecht der Erwachsenen einzugreifen; aber sie nahmen sich der Unmündigen an, über welche fremder Wille gebietet und welche gegen dessen Mißbrauch auf gesetzlichen Schutz angewiesen sind. Auf dieser Unterscheidung beruht die Stärke, die Logik und die Wirksamkeit ihrer Gesetzgebung. Es sei hier gleich eingeschaltet, daß nach altenglischem gemeinem Recht auch die volljährigen Frauenspersonen mehr, als auf dem Continent, zu den geschützten Personen gehören können.

Das erste Gesetz (von 1802) hieß die „Sittlichkeits- und Gesundheits-Acte"; es sollte unsittliche Zustände verhindern und dem drohenden Ausbruch von Epidemien vorbeugen. Es lag darin nicht, wie die Katheder-socialisten manchmal behaupten, eine Reaction gegen das freie Vertragsrecht, sondern eine weitere Ausbildung der in jedem Rechtssystem geltenden Maxime, daß unsittliche oder gemeinschädliche Verträge einen Nichtigkeitsgrund in sich tragen. Ferner vertritt die englische Gerichtspraxis speciell die Forderung, daß Verträge mit Minderjährigen sich als diese nicht übervortheilend erweisen müssen. (Vgl. V. v. Bojanowski, Unternehmer und Arbeiter nach englischem Recht, 1877. S. 12 u. 13). Es wäre nur ein leeres Spiel mit Worten, wenn man in einer reich entwickelten Gesetzgebung alle die Bestimmungen, welche die abstracte Vertragsfreiheit oder den rückhaltlosen Mißbrauch des Eigenthumsrechtes einschränken, dem Socialismus auf Rechnung setzen wollte.

Ein ander Mal definirt Herr Baron seinen „Normalarbeitstag" — er hat für diese Bezeichnung eine außerordentliche Vorliebe — als „die gesetzliche Fixirung einer höchsten Arbeitszeit in den Fabriken", und übersieht dabei, nach Art der meisten Socialisten, daß die Fabrikarbeit nur einen Theil der gewerblichen Thätigkeit eines Landes ausmacht; daß also die Freiheit des Arbeitens, außer der Landwirthschaft, Schiff-

Digitized by Google

fahrt u. s. w., auch dem ganzen Handwerk verbleibt. Man könnte hinzufügen, daß bis auf die neueste Zeit die englischen Fabrikgesetze immer nur einzelne Fabrikzweige trafen und erst sehr langsam und allmählich auf die ganze Fabrikindustrie ausgedehnt wurden.

Es soll allerdings Herrn Prof. Baron nichst bestritten werden, daß z. B. die Antragsteller der Zehn-Stunden-Bill (Lord Ashley und Genossen) die ausgesprochene Absicht verfolgten, durch die Verkürzung der Kinderarbeit mittelbar auch die Arbeit der Erwachsenen zu vermindern. Indessen liegt jedenfalls noch ein großer Unterschied zwischen dem directen Verbot des Ueberschreitens einer gewissen Normalfrist und dem indirecten Herbeiführen eines solchen Resultates auf Umwegen, der Unterschied von Gesetz und Gewohnheit, von Zwang und Sitte. Auch fand sich dieser Zusammenhang nur bei gewissen Branchen der Textilindustrie, und selbst in diesen haben die Fabrikherren sehr bald das Mittel gefunden, durch Abwechselung in der Beschäftigung der geschützten Personen (das spätere „Relaissystem") den Zusammenhang zwischen dem Maße der Kinderarbeit und dem der Mannesarbeit nach Bedürfniß zu modificiren. Dieser Ausweg enthielt auch für den Gesetzgeber keine Ueberraschung.

In einem andern Sinne freilich wirkte die Fabrikgesetzgebung dennoch auf die allgemeine Reducirung der Arbeitszeit. Woher der Fluch gekommen, daher kam auch der Segen: von der Benutzung der Naturkräfte durch die Mechanik. Die Ueberanstrengung der Fabrikarbeiter hing anfangs damit zusammen, daß die in den Maschinen angelegten Kapitalien dem Arbeitgeber nur so lange Ertrag abwerfen, als die Maschinen in Bewegung stehen, und sich also um so billiger stellen, oder um so besser rentiren, je mehr Menschenkraft damit in Verbindung gesetzt wird. Die Einschränkung der Verwendung menschlicher Kräfte durch die Fabrikgesetze brachte die Männer der Technik dahin, dem Maschinenwesen eine andere Richtung zu geben und die relative Entbehrlichkeit der Menschenkaft dabei zu steigern. Dazu kommt noch, daß kürzere Arbeit intensiver betrieben werden kann. Und so sehen wir mit dem vorsichtigen, aber stetigen Vorschreiten der humanen Fabrikgesetzgebung die Productivität der Industrie und die Lage der arbeitenden Klassen sich gleichmäßig heben.

Ob dasselbe Resultat erreicht worden wäre, wenn die englische Gesetzgebung, statt des nothwendigen Schutzes der Unmündigen, sich „eine bewußte und planmäßige Einwirkung auf die naturwüchsige Gestaltung des Arbeitsprocesses" (wie Karl Marx es nennt) vorgesetzt hätte?!

Dann wäre sie vermuthlich auf die Einführung des gesetzlich fixirten „Normalarbeitstages" verfallen. Die theoretischen Anschauungen, welche diesen begründen sollen, stehen aber zu dem Wesen der brittischen Gesammtanschauung in directem Gegensatz. Da kommt zunächst der Socialist und sucht zu beweisen, daß auch der volljährige Arbeiter nicht wahrhaft frei sei, daß die Arbeit, d. h. seine Kraft und deren Anwendung, eine Waare sei, die er unter dem Preise loszuschlagen genöthigt werde; ferner: daß die Arbeit um so höher bezahlt werde, je weniger producirt werde, — welcher tiefsinnige Satz darauf hinausläuft, daß jeder Einzelne desto reicher sei und desto besser auskomme, je ärmer Alle zusammen sind. Aus solchen Ingredienzen braut man den Normalarbeitstag, nicht aber aus den Principien und Eigenschaften, welche England groß gemacht haben: dem Fleiß, der selbstbewußten Thätigkeit, der persönlichen Verantwortlichkeit und der Ablehnung büreaukratischer Bevormundung.

Es ist keine Gefahr, daß von diesen Grundsätzen wesentlich abgewichen werde, am wenigsten in England, wenn auch gelegentlich jenseits, wie so häufig diesseits des Canals, bei einzelnen Maßnahmen eine gewisse Unklarheit sich kund gibt. Das englische Verbot der Sonntagsarbeit z. B. ist auf rein kirchliche Motive zurückzuführen und nicht mit den wissenschaftlichen Irrlehren verbrämt, die bei uns um ein Haar zu einem übertreibenden Gesetz geführt hätten, dessen Urheber als „Socialisten wider Willen" hätten bezeichnet werden können. Zwischen dem Satz, daß ein Arbeiter nicht gezwungen werden darf, am Sonntag zu arbeiten, und dem Satze, daß er gezwungen werden soll, am Sonntag nicht zu arbeiten, liegt die ganze Kluft, welche die Freiheit von der Knechtschaft trennt. Wer vermag in unserer bürgerlichen Rechtsordnung dem Arbeiter den durch das erzwungene Faulenzen verursachten Verlust zu ersetzen?! Und wer garantirt diesen bevormundungssüchtigen Politikern, daß der Sonntag von solchen zum Faulenzen gezwungenen Arbeitern besser und würdiger angewandt wird, als zur Arbeit, daß mehr davon der Sonntagsschule oder der Kirche zugute käme, als der Kneipe?!

Dieser Zwang und der des gesetzlichen Normalarbeitstages sind im Princip ganz und gar dieselben. Jeder selbstbewußte Arbeiter muß sie sich verbitten. Jeder wirkliche Arbeiter sieht auch diese Dinge ganz anders an, als so ein menschheitsrettender Pater Brei. Er sagt sich, wie oft er in Zeiten der Geschäftsstockung zu seinem Schaden und Verdruß auf kürzere und selbst auf halbe Arbeit angewiesen war, wenn er überhaupt noch Arbeit fand; und er sollte nicht gerne bei gewissen Gelegenheiten durch erhöhte Anstrengung den Verlust auszugleichen und die günstige Conjunctur aufrecht zu halten suchen?! Wer ihm die Ueberarbeit verbietet, müßte ihm folgerichtig bei halber Arbeit Ersatz bieten können, wie das die — im Versprechen so großartige — Socialdemokratie ja auch richtig verspricht. Aber Herr Baron ist ein ehrlicher Mann, er leistet selbst auf dem Gebiete der wohlfeilen Verheißungen nicht das Entsprechende.

Eine allgemeine Zeitgrenze der freien Arbeit ist an sich schon unzulässig, weil die verschiedenen Industrien ganz verschiedene Existenzbedingungen haben und auch ganz verschiedene Ansprüche an die körperliche Kraft stellen. Außerdem würde ein solches Gesetz die Grenze wahrscheinlich derartig ziehen, daß sie den Arbeiter in der Gegenwart kaum entlastet, die Entwickelung besserer Zustände aber für die Zukunft verzögert. Wie kann sich z. B. der schweizerische Arbeiter seines elfstündigen Normalarbeitstages freuen, wenn er sieht, daß in vielen Industriezweigen Großbritanniens und der Vereinsstaaten von Amerika eine zehnstündige und selbst eine achtstündige Zeitbeschränkung angestrebt und zuweilen erreicht wird?

Zum Schluß findet Herr Prof. Baron seinerseits auch ein Bedenken, aber gerade dieses würde uns am wenigsten ängstigen. Er meint nämlich, das Ideal der gesetzlich normirten Arbeitszeit sei nur auf internationalem Wege, durch Handelsverträge zu erreichen; sonst käme der humanere Staat stets zu kurz. „Ein Land kann nicht dem Arbeiterstande Concessionen machen, welche diesem im Nachbarstaate verweigert werden." Diese von den Wortführern der „Internationalen" längst gepredigte Doctrin findet zum Glück in der Wirklichkeit ihre volle Widerlegung. England hat sich bei seinen Fabrikgesetzen nicht darum gekümmert, wie weit Frankreich und gar Belgien dahinter zurückblieben. Und die englische Industrie hat dabei nichts verloren. Wenn einzelne ihrer Zweige unter den Ausschreitungen der arbeitenden Klasse ernsthaft litten, so lag im Gegentheil in der vernünftigen Regelung der betreffenden Verhältnisse ein so starkes Gegengewicht gegen diese Ausschreitungen, daß das Augenmerk vielmehr hierauf zu richten ist. Was Herr Baron und die Socialisten aller Färbungen unter dem Normalarbeitstag verstehen, würde allerdings als ein Element der Unfreiheit der Productivität der gesammten Industrie schaden, da die großen Culturfortschritte lediglich in der Freiheit befestigt werden können. Abgesehen hiervon, ist es aber durchaus nicht festgestellt, daß die Gewohnheit längerer Arbeitsfristen den Reichthum des Landes in directem Verhältniß vermehre. Umgekehrt lehrt die unbestrittene Erfahrung — und Herr Baron gibt das an einer andern Stelle zu — daß die englische Industrie unter den Zeitbeschränkungen nicht gelitten hat. In der ganzen Entwicklung der Großindustrie ist die Tendenz nach kürzerer und concentrirter Arbeit, nach intensiverer Leistung gegeben. Voran aber steht die Aufgabe des Staates, in der

Digitized by Google

Gesundheit der heranwachsenden Generation die Quelle der nationalen Kraft zu erhalten. Dieser Aufgabe gegenüber sich in die trügerischen schutzzöllnerischen Erwägungen über Concurrenzfähigkeit zu verlieren, wäre der Gipfel der Erbärmlichkeit und ein Chimborasso von Absurdität. Denn die Arbeitszeit ist ja bei weitem nicht der einzige Factor der Productionskosten; man könnte mit ganz demselben Rechte verlangen, daß die Steuerverhältnisse, die Lebensmittelpreise, die Transportkosten u. s. w. „durch internationale Verträge ausgeglichen" würden.

Kürzlich nahm ich in einer bekannten und ansehnlichen volkswirthschaftlichen Gesellschaft an einer Discussion Theil, in welcher ein berühmter Statistiker ein sehr umfassendes System von Invalidenkassen empfahl, aber die Ausführbarkeit desselben von einer Erhöhung gewisser Eingangszölle abhängig machte. Der verehrte Herr hielt sich nicht für einen Schutzzöllner und hatte sich auch früher zu freihändlerischen Grundsätzen bekannt. Ebenso sagt Prof. Baron: „Man mißverstehe mich nicht: ich will hier nicht das Freihandelsprincip discutiren, ich will seine Anhänger auf einen Angriff aufmerksam machen, welchen unsere Schutzzöllner gerecht und geschickt führen; sie sagen, daß der Schutzzoll nicht blos ein Factor zur Hebung der einheimischen Industrie, daß er vielmehr zuweilen von hoher socialer Bedeutung sei, und ich muß ihnen so lange beitreten, als derselbe Normalarbeitstag nicht durch Handelsverträge zu einem Rechtsinstitut der ganzen industriellen Welt geworden ist."

Diese Aeußerung beweist uns, daß Herr Prof. Baron sich ebenso gut für einen Anhänger der Theorie der Handelsfreiheit hält, wie der vorhin erwähnte Statistiker. Beide sind guten Glaubens darin, wie so viele Andere derselben Richtung. Die unbewußten Schutzzöllner sind noch zahlreicher, als die verschämten; der offenherzigen sind gar Wenige, aber diese Wenigen leiten die Armee, in welcher auch die Socialisten aller Farben eingereiht sind. Man sieht ja gerade schon aus unseren beiden Beispielen, daß Schutzzöllnerei und Socialismus sich bedingen und der letztere unfehlbar zur ersteren führt. Der Socialist wird immer Schutzzöllner; wenn der Schutzzöllner nicht immer Socialist wird, so kommt es daher, daß er oft ein reicher Fabrikherr ist, den beiläufig der Socialismus seiner Arbeiter weiblich belästigt.

Halten wir aber den wohlmeinenden Herrn, der uns Freihändlern guten Rath ertheilt, noch einen Augenblick fest. Edler Mann, wir „mißverstehen" Sie nicht; glauben Sie aber im Ernste, daß „derselbe Normalarbeitstag", in Zahlen ausgedrückt, wirklich überall dasselbe Maß von Arbeit und Leistung bedeutet? Wissen Sie nicht, daß ein englischer Arbeiter in derselben Zeit dreimal so viel schafft als ein italienischer, fünfmal so viel als ein spanischer Arbeiter, zehnmal so viel als ein Orientale? — Wie soll das ausgeglichen werden? Etwa durch Züchtungsversuche, indem man dem Südländer angelsächsisches Roastbeaf beibringt? Aber das Klima würde sich schon derartigen Züchtungs- und Ausgleichungsversuchen widersetzen. — Verfolgen wir den Widersinn nicht in seine letzten Schlupfwinkel!

An und für sich ist ja diese ganze hier zu Grunde gelegte Auffassung der Freihandelslehre eine völlig irrige. Zu den wichtigsten Voraussetzungen des Freihandels gehört eben, daß die verschiedenen Völker je nach ihren eigenthümlichen Anlagen und sonstigen Productionsbedingungen Verschiedenes produciren, jedes Volk das, was es am besten und am wohlfeilsten zu beschaffen vermag. Auf dem so vorbreiteten Austausch beruhen die Segnungen des Weltverkehrs. Gefördert soll die Production werden, auch die auswärtige, nicht gehemmt. Dagegen haben nun die Schutzzöllner die Formel der Reciprocität für die Handelsverträge erfunden, um damit — jeden vernünftigen Handelsvertrag unmöglich zu machen! Denn diese Formel, welche dem blöden Sinn als eine Forderung der Gerechtigkeit und der Gleichheit vorgeführt wird, geht von der Voraussetzung aus, daß die contrahirenden Länder dieselben Waaren unter gleichen Bedingungen hervorbringen, während umgekehrt der große Handelsverkehr darauf beruht, daß die Industriestaaten verschiedene Waaren gegen einander austauschen. Wenn die Zeitverhältnisse der industriellen Arbeit bei den Handelsverträgen in Betracht kommen sollten, so wäre zwischen den verschiedenen Ländern und den verschiedenen Industriezweigen eine so verwickelte Rechnung anzustellen, daß kein Enquête-Commission sie zu Ende führen würde.

H. B. Oppenheim.

Wunderkuren und Heilmittel gegen das Attentatsfieber.*)

Von C. Sempronius.

II.

X., 20. Juni 1878.

Ehe ein zweckentsprechender Heilplan entworfen werden kann, hat man sich über zwei Punkte Klarheit zu verschaffen: einmal, woher die modernen Erscheinungen der Socialdemokratie stammen und sodann, welche Personenkreise der politischen Ausartung bis jetzt verfallen sind?

Während des Fieberzustandes selbst sind nicht wenige Leute von der Vorstellung beherrscht, als ob Deutschland allein von einem besonderen Uebel ergriffen wäre. Die Wahrheit ist aber diese, daß die Socialdemokratie „so weit die deutsche Zunge klingt" einen besonders fruchtbaren Boden fand und in Deutschland ihre Lehren in verhältnißmäßig kurzer Zeit ein kaum begreifliches Wachsthum erfahren haben. Mit der Fruchtbarkeit der kleinsten Insekten, der Reblaus und dem Coloradokäfer gleich, haben sich die Dogmen des Zukunftsstaates unter den arbeitenden Klassen gerade Deutschlands verbreitet. Im Uebrigen erstreckt sich der Boden, auf dem die socialdemokratischen Lehren wuchern, von den Abhängen des Ural bis an die Felsengebirge Amerikas, von Skandinavien bis in den europäischen Süden. Weder die ältesten Culturstaaten, wie Frankreich und Italien, noch die jüngsten Demokratien, wie die Vereinigten Staaten, blieben davon verschont. Es müssen also gewisse klimatische Vorgänge in der geistigen Atmosphäre der Menschheit sein, in denen die Socialdemokratie wurzelt; gewisse Verhältnisse, die der Einwirkung eines einzelnen Staates durchaus unzugänglich sind. Ihre Neigung zum Wachsthum, die Richtung sich weiter auszudehnen, erscheint sogar bis zu einem gewissen Grade unabhängig von dem wirthschaftlichen Charakter gewisser Zeitepochen. Mindestens dürfte die Beobachtung dies lehren, daß die Zeiten des industriellen Aufschwunges und des gesteigerten Unternehmungsgeistes der Socialdemokratie ebenso günstig waren wie die Perioden der Krisen und der Erschlaffung. Begehrlichkeit der Genußsucht und Nothwendigkeit der allgemeinen Einschränkung wirken zu einem und demselben Endergebniß zusammen und bringen die sogenannten arbeitenden Klassen in einen schroffen Gegensatz gegen die Gesammtheit der Besitzenden. Alle Kreise der modernen Welt sind gegenwärtig von einem ruhelosen Unbehagen ergriffen. Es mag noch zufriedene Individuen geben; aber es gibt keine Schicht der Gesellschaft mehr, von der man augenblicklich rühmen könnte, daß in ihr ein stilles Behagen an dem Bestehenden eine Stätte gefunden hätte. Der Gewerbtreibende, der Kaufherr, der große Grundbesitzer, der Staatsbeamte, der Bauer, sie alle theilen mit dem Arbeiter der Großstadt ein gewisses Maß der Unzufriedenheit mit ihrer äußeren Lage und bestärken daher in ihm den Glauben an die Schlechtigkeit der bestehenden Einrichtungen in Staat und Gesellschaft.

Den Ausgangspunkt dieser allgemein gewordenen Zeitrichtung kann man nirgends anderswo finden, als in dem Durchbruch der von der französischen Revolution verkündeten Gleichheitslehre, die mit Naturnothwendigkeit von dem Gebiete

*) Siehe „Gegenwart", Bd. XIII, Nr. 25.

Digitized by Google

der rein staatlichen Demokratie auf das gesellschaftliche und ökonomische Gebiet hinüberspringen mußte. Alle Autoritäten der Geburt, des Kirchenglaubens, des ererbten oder erworbenen Besitzes, der Staatstheorien, sind der Reihe nach über den Haufen gestürzt. Dem Einzelnen blieb nichts, woran sein Gemüth hängen konnte als — er selber und der Glaube an eine allgemeine menschliche Cultur, als die sehr lebensfähige Autorität des Egoismus in dem Anspruch auf gleiches Lebensglück mit allen übrigen, äußerlich bevorzugten Menschen, und die abstracte Autorität menschheitlicher Größe in Poesie, Kunst und Literatur, die zur Befriedigung der verständnißvollen Individuen als ausreichend erachtet wurde. War die politische Demokratie mit ihren Gleichheitsforderungen der Anfang einer die gesammte Gesellschaftsordnung zersetzenden Entwickelung, die mit dem allgemeinen gleichen Wahlrecht in Deutschland die Massen ergriff, so wird uns deren Endpunkt bemerkbar gemacht in der Enttäuschung über die Möglichkeit, mit den veränderten Mitteln des politischen Wirkens auch eine durchgreifende Verbesserung der wirthschaftlichen Verhältnisse zu erreichen.

Der Constitutionalismus der altliberalen Schule, durch den die politische Hegemonie der ehemals bevorrechteten Klassen des Adels und der Geistlichkeit gebrochen worden war, konnte sich wenigstens mit einem gewissen Schein rühmen, daß der Befreiung von Handel und Wandel, dem Schwinden der ländlichen Unfreiheit und gewerblicher Schranken um die Mitte unseres Jahrhunderts ein riesengroßer Fortschritt gefolgt war. Es gewann den Anschein, als ob die Gleichberechtigung der mittleren Gesellschaftsklassen neben den höchsten nicht nur ein Act der politischen Gerechtigkeit, sondern auch ein wirthschaftliches rentables Geschäft gewesen wäre. In demselben Augenblicke, wo das allgemeine gleiche Wahlrecht in die untersten Schichten der Gesellschaft hinabgetragen wurde, begann nach dem Gesetze der politischen Consequenzen derselbe Glaube wirksam zu werden, daß mit der politischen Gleichberechtigung der wählenden Arbeitermassen auch das allgemeine Niveau der wirthschaftlichen Lebensverhältnisse höher gehoben werden müsse, wie dies nach dem politischen Kampfe der bürgerlichen Klasse in der That zu Gunsten dieser geschehen war.

Gerade hierin liegt angedeutet, warum in Deutschland die Störungen des gesellschaftlichen Gleichgewichts um so viel fühlbarer geworden sind, als anderwärts. Wenn der Socialismus sich in der Schweiz und in Nordamerika mit dem Glauben abfinden mag, durch das allgemeine Wahlrecht seine Ziele langsam und allmählich durchführen zu können, wenn er gleiche Erfolge neuerdings in der französischen Republik träumen konnte und wenn er in England dieses Kampfmittels noch entbehrt, so muß der deutsche Socialismus in seinem innersten Wesen die revolutionären Gesinnungen schon deswegen auf jede denkbare Weise verstärken, weil er nicht die mindeste Hoffnung hat, angesichts einer mit ungeheuern Machtmitteln ausgerüsteten Monarchie, vermöge der denkbar günstigsten Wahlerfolge, zur Verwirklichung seiner Ziele zu gelangen. Der Apparat des gleichen Wahlrechts dient daher von vornherein den socialistischen Führern lediglich als agitatorisches Machtwerkzeug zur Sammlung der Streitgenossen, zur Einleitung dauernder Verbindungen, die den nächsten Wahlzweck überdauern, zur gleichzeitigen Organisation des wirthschaftlichen Klassenkampfes, zur Heerschau über die Kräfte, die im Augenblick staatlicher Ohnmacht zu einem entscheidenden Stoße in Bereitschaft gehalten werden können. Eben diesen Massen wohnt aber neben dem Vertrauen auf die Kraft ihrer Arme und die Ziffer der in der Wahlstatistik enthüllten Anhänger der feste unverbrüchliche Glaube an die Gerechtigkeit ihrer Forderungen und die Möglichkeit ihrer dereinstigen Verwirklichung inne.

Dieser eigenthümlichen Lage der arbeitenden Klassen in Deutschland, die mit der Arithmetik der Majoritäten calculiren und in dem Glauben an ihre Zukunft überall ihre Werbeplätze aufschlagen, entspricht gegentheilig ein unbegreiflicher Grad von Schwäche und politischer Kurzsichtigkeit in den nächsthöheren Kreisen des bürgerlichen Lebens. Der Fähigkeit zur Selbsthülfe durch die Ueberlieferungen eines allmächtigen Beamtenthums beraubt, in dem Werthe seines Besitzstandes angefochten durch die depossedirten Klassen der ehemals Privilegirten, unter dem Titel der Capitalisten dem creditbedürftigen Grundbesitzer ebenso verhaßt wie dem Arbeiter selbst, voll falschen Sicherheitsgefühls in die absolut schützende Kraft militärischer Machtmittel, ohne ein ausreichendes Maß nationaler Gesinnung und politischer Erfahrung, im Innersten zersetzt durch eine der politischen Lebenskraft des Volkes verderbliche Modephilosophie des Alles bekrittelnden und Alles verleugnenden Pessimismus, stand das deutsche Bürgerthum auf dem Boden des allgemeinen Wahlrechts macht- und glaubenslos dem Socialismus gegenüber gleich einer Gesellschaft, zusammengesetzt aus lauter sich gegenseitig befeindenden Concurrenten. Es ist wahrhaft unbegreiflich, wie man glauben konnte, das allgemeine gleiche Wahlrecht möchte den Vortheil darbieten, daß die besitzenden Klassen aus ihrer Ruhe aufgescheucht und genöthigt würden, die politische und nationale Erziehung der arbeitenden Massen in Vereinen und Wahlversammlungen zu übernehmen. Als ob das deutsche Bürgerthum zu einer solchen Aufgabe befähigt und geneigt, als ob die arbeitenden und nicht arbeitenden Socialisten gewillt wären, überhaupt von oben herab auf sich einwirken zu lassen!

Für den unbefangenen Beobachter der Zeitverhältnisse kann es nicht zweifelhaft sein, daß das alte Problem des Wahlrechts, das man für die Ewigkeit, zumal in Frankreich und Deutschland, im demokratischen Sinne gelöst zu haben glaubte, gerade im Zusammenhang mit der Socialdemokratie früher oder später von Neuem auftauchen wird. Wenn nicht in Deutschland, so mit aller Bestimmtheit in Nordamerika, wo denkende Staatsmänner begreifen, daß das allgemeine gleiche Wahlrecht, das für eine Gesellschaft von gleichartigen Farmern, Handwerkern und Kaufleuten vor fünfzig Jahren angemessen war, aufgehört hat, für einen Staat mit einer riesig angewachsenen Großindustrie, gelegentlich darbender Arbeitermassen, befreiter Neger und eingewanderter Irländer anwendbar zu sein. Die Wahlreform ist bereits eine amerikanische Tagesfrage unter dem Titel der sogenannten Minoritätsvertretung und des cumulativen Stimmrechts. Wenn in Deutschland die politische Schwäche überwunden sein wird, die, in der Rechthaberei und in der Furcht vor sogenannten Inconsequenzen befangen, es nicht vermag, politische Fehler zu begreifen und hinterher zu verbessern, so wird man auch in dem Lande, wo man mehr als anderswo Bildungsstufen nach der Organisation des Unterrichtswesens äußerlich von einander abgrenzen kann, gewissenhaft zu untersuchen haben: ob nicht die Autoritäten der höhern geistigen Bildung und der in ehrenamtlicher Thätigkeit gesammelten praktischen Staatskunde durch ein größeres Gewicht ihrer Stimmen im Vergleich zu den niedrigsten Schichten im Wahlgesetz hervorzuheben wären. Die Pflichten der gesellschaftlichen Unterordnung unter die Autorität der gegebenen Staatszustände müssen immer mehr untergraben werden, wenn der verderbliche Gleichheitswahn in den arbeitenden Klassen fernerhin dadurch genährt wird, daß ihnen in der Ausübung politischer Rechte dasselbe Maß an Einfluß zugestanden wird, wie solchen, die jahrelang in unentgeltlichen Aemtern des Staats und der Gemeinde, oder durch wissenschaftliche Studien Erfahrungen gesammelt, Sachverständigkeit bewährt, eine geübte Urtheilskraft gewonnen haben. Mit welchem Rechte verfügt Preußen über eine größere Anzahl von Stimmen im Bundesrath als andere Staaten? Mit demselben Rechte, mit dem die Größe der Quadratmeilen in der politischen Geltung eines Bundesstaates bemessen wird, ist auch das Stimmverhältniß der Einzelnen je nach dem meßbaren Bildungsstande in den Wahlgesetzen abzustufen. Ob dadurch unmittelbar ein praktisches Ergebniß oder eine Veränderung der Parteibildungen herbeigeführt werden kann, ist eine durchaus untergeordnete Erwägung gegenüber

Digitized by Google

der Erwartung, daß nach der Vernichtung aller Vorrechte der Geburt, des Besitzes und des Bekenntnißstandes, im Angesicht der Götzendiener einer sinnverwirrenden Gleichmacherei, die letzte für uns in Deutschland noch verfügbare Autorität der Bildungsvorrechte wiederum politisch zur Geltung gebracht werden kann. Der Gedanke, der ein Bildungsvorrecht in der Dauer des Militärdienstes anerkennt, ist auch auf die Bemessung des politischen Einflusses bei den Wahlen zu übertragen.

Ganz abgesehen aber auch von der wirthschaftlichen und politischen Schädlichkeit des allgemeinen gleichen Wahlrechts wird jedem unbefangenen Beobachter in Deutschland durch die neuesten Wahrnehmungen die Frage nahe gelegt, ob dreijährige Wahlperioden bestimmt bleiben sollen, jene Parteien zu stärken, die jede Wahlgelegenheit für die außerhalb ihrer Wahlprogramme liegenden Agitationszwecke ausnutzen. Möchte doch ein Statistiker berechnen, wie häufig in Deutschland an irgend einer Stelle eines Staats Wahlen vorzunehmen sind, wenn man sämmtliche Wahlperioden aller Einzelstaaten und des Reichs zusammenrechnet und in entsprechender Weise dividirt. Während in einem Einheitsstaate die socialistischen Parteien einmal agitiren, so geschieht es, daß in Deutschland diese Ziffer mit fünfundzwanzig multiplicirt werden kann.

Neben den Consequenzen der demokratischen Gleichheitsidee in Deutschland wird zur Erklärung der in unserem Attentatsfieber hervorgetretenen Erscheinungen auch auf die wirthschaftliche Gesetzgebung der letzten zehn Jahre ein ernstlich prüfender Rückblick zu werfen sein. Es mag denjenigen, die offen und rückhaltslos an die Richtigkeit aller gesetzgeberisch getroffenen Entscheidungen geglaubt haben, schwer werden, noch einmal mit sich zu Rathe zu gehen. Die Fehlerhaftigkeit der Doctrinen, die bisher die herrschenden gewesen waren, braucht auch in der That von Niemand bekannt zu werden. Worauf es ankommt, das ist im gegenwärtigen Augenblick dies: Es muß untersucht werden, nicht sowohl was die mathematisch nachweisbaren wirthschaftlichen Consequenzen gewisser Gesetze bisher gewesen sind, sondern was in Deutschland wahrscheinlich die sittlichen und allgemein politischen Folgen mancher radical eingreifender Gesetzgebungsacte im Zusammenhange des Volkslebens gewesen sind. Auch in der wirthschaftlichen Gesetzgebung ist eine Autorität zu befestigen, die zum großen Schaden der Gesammtheit im Entwicklungsgange des letzten Jahrzehnts abhanden kam: die Autorität des durch ehrliche Arbeit gewonnenen Besitzes, des arbeitenden Erwerbes und der erwerbenden Arbeit.

In Anbetracht der heutigen Zeitverhältnisse hat es zunächst kein dringendes Interesse, wohl aber immer noch eine grundsätzliche Bedeutung, daß der Staat dem betrügerischen Börsenschwindel mit seinem Veto entgegentritt. Eine Politik der absoluten wirthschaftlichen Neutralität und des Gehenlassens kann vortheilhaft oder doch unschädlich sein in einem Gemeinwesen, dessen Bevölkerung seit Jahrhunderten, wie in England, an beständige Arbeit im Dienste des öffentlichen Lebens gewöhnt war. Aber sie muß verderblich wirken innerhalb derjenigen Zustände, die bei uns in Deutschland überliefert sind, inmitten einer Bevölkerung, die bisher nur eine Privatrechtsgesellschaft war und eines festen nationalen Zusammenhangs entbehrte. Unter solchen Verhältnissen die wirthschaftliche Ausbeutung des schwächeren Theiles gesetzgeberisch dulden und die staatliche Unthätigkeit damit entschuldigen, daß Jedermann selbst sich die Folgen der Uebervortheilung und des Betrugs zuzuschreiben habe, heißt die wirthschaftliche Moral planmäßig zerstören und jenen Agitationen Vorschub leisten, deren wesentlichstes Resultat für uns in der Untergrabung alles wirthschaftlichen Pflichtgefühls besteht. Völlig irrig wäre es, zu glauben, daß die Strafbarkeit der meisten Verfälschungen von Lebensmitteln nur eine juristische Angelegenheit wäre, bei der es sich um die Abzirkelung bestimmter Grenzen vom Standpunkt des Schuldbegriffes handeln würde. Die entschiedenste Unterdrückung dieser planmäßig auf Kosten der menschlichen Gesundheit betriebenen Industriezweige ist eine für die öffentliche Moral und deren politisch-gesellschaftlichen Verzweigungen unerläßliche Aufgabe. Auf der anderen Seite ist ebensowenig zu verkennen, daß durch eine in manchen Theilen Deutschlands überhandnehmende Landstreicherei und den Mißbrauch des Schenkenwesens in weiten Schichten der arbeitenden Klassen der Sinn für Arbeitsamkeit mehr und mehr untergraben, die Neigung zu Angriffen auf Besitz und Eigenthum gesteigert wird.

Von der Herstellung der dem Eigenthum und der ehrlichen Arbeit gebührenden Werthstellung durch thatkräftige Bekämpfung aller in's Gebiet des Betrügerischen fallenden Erwerbsthätigkeiten der Industrie und des Handels, sowie durch entschiedene Unterdrückung der Landstreicherei mit anderen Mitteln, als die bisher gangbaren, würde mehr genützt werden können, als durch Strafparagraphen zum Schutze des Eigenthums gegen theoretische Angriffe. Denn eben dieses Stadium der theoretischen und doctrinären Angriffe ist in der Hauptsache für den Socialismus bereits überwunden. Wir befinden uns bereits in dem zweiten Stadium praktischer Gefährdung unseres öffentlichen Rechtszustandes.

Die Gesammtheit derjenigen Mittel, die gegen den Socialismus anwendbar sind, läßt sich auffassen unter dem Gesichtspunkte theils der langsam umstimmenden Gegenwirkungen, die, mit staatlicher Unterstützung, ganz vorwiegend vom Volke selbst ausgehen müssen, theils der direct von Staatswegen eingreifenden Hemmungen. Um deren Ziele nicht zu verfehlen, ist vor allen Dingen sorgfältig zu prüfen, gegen welche Seiten des Socialismus sich die etwa zu ergreifenden Maßregeln zu richten haben.

Unter dem gemeinsamen Titel der Socialdemokratie sind sehr verschiedenartige Elemente mit einander conglomerirt. Von andern Schattirungen abgesehen, wird man zu unterscheiden haben: 1) das Personal der sog. Internationale, die für die Zwecke der Revolution als republikanische Partei thätig ist, den Mitteln des Strafrechts jedoch nach ihrer theils vorsichtigen, theils ungreifbaren Thätigkeit unzugänglich bleibt. 2) Das Personal derjenigen, welche in der Hauptsache bestrebt sind, mit den Mitteln des wirthschaftlichen und politischen Klassenkampfes eine als möglich erachtete Besserung der Arbeitsverhältnisse und der Lohnvertheilung herbeizuführen. 3) Die Masse der Tumultuanten, die, ohne jede klare Erkenntniß politischer und wirthschaftlicher Ziele aus verwerflicher Neigung zum Nichtsthun, aus Genußsucht, Klassenhaß oder durch persönlichen Ingrimm gegen jede bestehende Ordnung dem Socialismus zugeführt worden sind und als die Fanatiker des bloßen Demolirens angesehen werden können. So hat der Socialismus in dieser dreifachen Gestaltung auch eine dreifache Richtung, je nachdem er sich wesentlich als international verfassungsfeindlich, als doctrinär ökonomisch oder als absolut ordnungswidrig erweist.

Gerade auf die letztere unter diesen verschiedenen Richtungen werden die direct eingreifenden Hemmungen des Staates zu berechnen sein. Nicht darum handelt es sich, den Zielen der Socialdemokratie und ihrer Verfolgung schlechthin eine ohnehin unmögliche Prävention entgegenzustellen, sondern vielmehr darum, die Mittel einer Agitation zu beschränken, die sich der Aufhetzung, der Friedensstörung, der Bedrohung, der Einschüchterung und der unbestimmten Verheißungen bedient, um Alles in jenen Zustand der Verwirrung zu versetzen, der im geeigneten Augenblicke zum Umsturz ausgenutzt werden kann. Hier bleibt zu erwägen, daß, wie wir bereits früher andeuteten, das Recht der Zeitungsredaction von positiven Bedingungen der Befähigung abhängig zu machen ist, die Befugniß, eine Versammlung zu berufen, zu leiten, oder öffentlich anzureden, denjenigen zu entziehen ist, welche wegen ihrer Angriffe auf die öffentliche Ordnung oder den gesellschaftlichen Frieden bereits gerichtlich bestraft wurden, endlich auch der Begriff der strafbaren Bedrohungen eine Ergänzung erfahren sollte.

Im Großen und Ganzen ist von solchen Hemmungen der socialistischen Agitationen weniger zu erwarten als von einem planmäßig durchgeführten System der Gegenwirkungen. Hüten wir uns, schnelle und baldige Erfolge zu erwarten und

Digitized by Google

ersparen wir uns weitere Enttäuschungen. Bedenken wir, daß es sich mit dem Wachsthum der socialistischen Agitationen verhält, wie mit den periodisch wiederkehrenden Ueberschwemmungen der Ströme, die durch kostspielige Deichbauten nicht verhindert werden, sondern nur durch die mühselige, langsame Arbeit der Aufforstung zu beseitigen sind, durch Wiederbewaldung jener Höhen, die menschlicher Eigennutz kurzsichtig der schützenden Baumschichten beraubte. Im weiten Rahmen der Geschichte zeigt sich, daß jeder Eigennutz und jede Selbstsucht auf Seiten der Regierenden sowohl wie der Parteien grobe Kurzsichtigkeit ist.

Ehren wir aber auch diejenigen Arbeiter, welche, allen Aufreizungen zum Trotz, bisher treu bei ihrer Aufgabe ausharrten. Erkennen wir an, daß der Lohn menschlicher Mühen nicht blos nach dem Maße der Intelligenz und der Fertigkeiten, sondern auch nach den sittlichen Maßstäben der Treue und Ausdauer zu bestimmen ist. Prüfen wir aufrichtig die berechtigten Ansprüche der arbeitenden Klasse. Gestehen wir, daß ihr gegenüber manche Pflicht versäumt wurde. Und vergessen wir nicht, daß neben der Pflicht, den entschiedensten Bürgerkrieg zur Wahrung der Gesellschaftsordnung mit wirksamen Mitteln zu führen, auch die höhere Aufgabe bestehen bleibt, den Irrenden, Schwankenden und Besiegten die Hand zur Versöhnung zu bieten.

Literatur und Kunst.

Ein Besuch bei Goethe.

Der nachstehend mitgetheilte Bericht über eine Begegnung mit Goethe ist von dem Legationsrath August Kestner, einem der Söhne von Werthers Lotte, der Goethe am 30. August 1815 bei Frankfurt a. M. einen Besuch abstattete, verfaßt.*) Ueber manche andere Berichte, die dem vielbesuchten Dichterfürsten gelten, erhebt er sich, wie mir scheint, durch die sehr genaue, porträtirende Wiedergabe des Eindrucks. Kestner hat den Bericht bald nach seinem Besuch niedergeschrieben und seiner Schwester zugeschickt. Seine Beschreibung ist daher voller Anschaulichkeit und einer minutiösen Treue in Bezug auf charakteristische Aeußerlichkeiten der Erscheinung, die später dem Gedächtniß wieder zu entschwinden pflegen. Ob man freilich alle Einzelheiten dieses Porträts und namentlich deren Auslegung nach der geistigen Seite gelten zu lassen hat, ist die Frage und diese Frage wird wohl nie ganz übereinstimmend beantwortet werden. Genug, daß uns ein Mann von Geist und Fassungskraft hier seine Eindrücke mittheilt. Und dieser Mann hat offenbar ein scharfes und unbestochenes Auge besessen, worauf grade in diesem Fall das Meiste ankommt. Wenn Kestner z. B. ebenfalls über eine gewisse, wie es ihm vorkam, gesucht vornehme Haltung, über ein gewisses zur Schautragen der Würde bei Goethe zu berichten nicht umhin kann, so ist er darin ein unverdächtigerer Zeuge als etwa Bürger, der sich bekanntlich bei seinem 1789 Goethe abgestatteten Besuch von dessen ministerieller Herablassung so imponirt und indignirt fand, daß er ihm auf dem Nachhauseweg das Epigramm widmete, das mit den Worten schließt:

Und vor dem hölzernen Minister
Kriegt' ich den Künstler nicht zu sehn.
Hol' ihn der Kuckuck und sein Küster.

Ich sage, Kestner ist ein unverdächtigerer Zeuge als Bürger, denn dieser war ganz der Mann danach, um durch ein ungestümes, Goethes gemessener Art leicht widerstehendes Vorgehen diesen zu einem ablehnenden Verhalten zu provociren, das unter solchen Umständen leicht eine etwas schärfere Ausprägung erhalten konnte als Goethe sonst vielleicht natürlich war. Bei Kestner fiel jede derartige Veranlassung weg. Er erfreute sich einer besonders wohlwollenden und zuvorkommenden Aufnahme Seiten des Dichters und wenn in dem Eindruck, den er empfing, gleichwohl etwas von Verschlossenheit und Steifheit haften blieb, so hat das wenigstens mit persönlichen Beziehungen nicht das Geringste zu thun. Uebrigens ist meines Erachtens jener bald geleugnete, bald eingeräumte, bald so, bald anders gedeutete Zug im Goethe'schen Wesen, der schon so manchem Beobachter zu denken gegeben hat, in seiner ganzen charakterschildernden Bedeutung, trotz Allem, was darüber geschrieben ist, doch noch nie entwickelt worden. Auch läßt sich dies natürlich nicht im Vorbeigehen erledigen. Wenn sich aber Jemand einmal an die noch ungelöste Aufgabe macht, Goethes Charakter in seinem Liebesleben aus allen Beziehungen desselben zu entfalten, so wird er dabei an der Stelle anlangen, wo auch über diesen Punkt zu reden ist.

Ich habe den Kestner'schen Bericht nur auszugsweise wiedergegeben und namentlich eine Skizzirung des mit Goethe geführten Gesprächs weggelassen, da dasselbe, meistens mit Beziehung auf damals lebende Künstler aus dem Bekanntenkreise geführt, für die Gegenwart kein erhebliches Interesse darzubieten schien.

Kestner suchte, begleitet von einem Freund, Goethe auf der Gerbermühle bei Oberrad, zwischen Frankfurt und Offenbach belegen, auf, wo er damals bei Willemer wohnte: „Der Bediente empfing uns an der Hausthür. Wir baten, dem Herrn Geheimrath aufwarten zu dürfen. Der Bediente kehrte zurück mit der Nachricht: „es werde Ihro Excellenz viel Ehre sein". Durch eine dunkle Treppe wurden wir in seine Wohnstube geführt, die für eine Gartenwohnung sehr groß und lang war. Er kam uns von der entgegengesetzten Seite entgegen und schien sich im Nebenzimmer angekleidet zu haben. Sein Anstand war würdig mit Absicht, aber sein Benehmen sehr freundlich, ja zuvorkommend. Er half selbst die Stühle zusammenholen, indem er uns zum Sitzen nöthigte. Ich richtete ihm eine Empfehlung meiner Mutter aus, er fragte nach ihrem Befinden und ob meine Geschwister noch vollzählig wären, indem er freundlich hinzufügte, daß unser seliger Vater ihm unsere sämmtlichen Silhouetten geschickt habe, als wir noch böse Buben gewesen seien, daß er uns daher schon sämmtlich kenne. Nach einem kurzen Gespräch verschiedenen Inhalts nöthigte er uns in den Garten. Beim Hinabsteigen in denselben wurde die Aeltlichkeit seiner körperlichen Bewegungen sichtbar. Dieses schien ihm unangenehm, denn er nöthigte uns sehr angelegentlich, als wir zu seinen beiden Seiten ihn aus der Stubenthür begleiteten, die Treppe hinabzugehen, indem er folgen werde. Im Garten trafen wir Gesellschaft von Herren und Damen. Nachdem wir hier vorgestellt waren, kam Goethe uns nach und nahm sich unserer Unterhaltung so an, wie es Dem gebührt, der Besuch bekommt. Er war dabei in einer beständigen Beweglichkeit und Unruhe, aber ohne schnelle Bewegungen. Anfangs theilte dann und wann eine Dame das Gespräch, doch hörte dies bald auf und er ging zwischen uns auf dem von Bäumen umgebenen Platz auf und ab, oder blieb er eine Weile stehen, so wiegte er doch den Körper auf den Füßen. Die Hände hatte er meistens eingesteckt, entweder in die Tasche seines dunkelblauen Ueberrocks, der ihm schon wenigstens neun bis zehn Monate gedient hatte, oder in den Busen."

Goethes Aeußere schildert Kestner wie folgt: „Seine Gestalt ist eher groß als klein und soviel der zugeknöpfte Rock davon sehen ließ, von angenehmen Verhältnissen. Seine Stirn ist, wie die Abbildungen lehren, hoch, oben etwas zurückgehend und höchst bedeutend, die Nase verhältnißmäßig mit dem Oval des Gesichts und den übrigen Zügen und schön gebogen ohne Höcker, der Mund geschlungen, wie ich es noch bei allen Künstlern gefunden habe, voll Seele und Gemüth, aber sehr verfallen durch die fehlenden Oberzähne, von denen, ich glaube, vorn nur einer noch übrig war. Der Mund ist nicht ohne Milde, aber diese scheint mit einem Widerstrebenden zu streiten. Sein Merkwürdigstes sind die großen schwarzen Augen, aus denen gleich die gewaltige Fähigkeit entgegenleuchtet, ohne Anstrengung zu durchschauen,

*) Das Original befindet sich in der Kestner'schen Autographensammlung zu Dresden und wird mit Bewilligung des Besitzers derselben hier zum ersten Mal mitgetheilt.

Digitized by Google

was ein Sterblicher zu durchschauen vermag. Vielleicht sind sie jetzt auf dem Erdboden einzig in ihrer Art.

So spricht Alles in seinen Zügen die Bestimmung zu großen Fähigkeiten aus, aber dennoch ist nirgends ein ungestörter, ungetrübter Eindruck von dem Bewußtsein so großer Fähigkeiten. Neben diesem durchdringenden Blick ist in den Augenhöhlen, auf der Stirn nicht die Heiterkeit eines Menschen, der mit der Welt im Klaren ist. Sein Blick, der stets forschend von einem Gegenstand zum anderen sich bewegt, hat nicht die Ruhe und die Befriedigung eines solchen und verweilt dann am wenigsten, wenn ein anderer Blick ihm begegnet.

In seiner Miene und seinem Betragen war eine beständige Beobachtung seiner selbst sichtbar, welche zu beweisen schien, wie ungleichgültig es ihm war, wie er erschien. Hierdurch verschwand die Unbefangenheit des Betragens, welche nothwendig ist, den Umgang und das Gespräch behaglich zu machen. Doch sind seine inneren Bewegungen schnell im Gesichte zu lesen und sein Lächeln, wenn es auch mehr aus Theilnahme des Geistes als des Herzens hervorging, stieg lebhaft und mit Schnelligkeit empor."

Zu einigen scharfen Bemerkungen fühlt sich Kestner weiterhin veranlaßt durch eine gewisse Pomphaftigkeit des äußeren Auftretens, das Bestreben, den vornehmen Mann kundzugeben, die Betonung der Excellenzwürde ꝛc., was ihm außer allem Verhältniß zu der unerreichten Größe des Dichters zu stehen schien. „Wahre Würde" — bemerkt er bei diesem Anlaß — „äußert sich, wie mir scheint, nicht in einem gewaltsamen Emportreiben des Hauptes und der Brust; vielmehr pflegt man an diesen Merkmalen den zu erkennen, welcher das usurpiren will, was ihm nicht gehört." Vielleicht wurde dieser Eindruck noch durch Goethes Umgebung besonders verschlimmert, die, wie in den meisten solchen Fällen, den Meister zu überbieten sich mit Geflissenheit angelegen sein ließ. Als Kestner sich einmal nach einem Goethe betreffenden Umstand erkundigte, ohne dessen adeliges Prädicat hinzuzufügen, fand er, daß der, an den er die Frage richtete, ihn wie einen Sacrilegisten voller Indignation ansah. Allgemein wurde die Sitte beobachtet, alles auf Goethe Bezügliche nur unter standesgemäßer Wahrung seiner Würde zu berühren. Ueber Goethe selbst wird noch folgender kleine charakteristische Zug berichtet. Als ihn ein Wiesbadener fragte, ob er schon in Biberich gewesen sei, antwortete er mit vieler Lebhaftigkeit: „Es war natürlich nach meiner hiesigen Ankunft das Erste, dem Herzog die Befehle meines Herrn zu überbringen." Das klingt nun sehr nach einem Hofmann. Aber in seiner trivialen Bedeutung ist das bei Goethe überhaupt von vornherein ausgeschlossen. Und sucht man nach einem inhaltsvolleren Grund, so wird man doch immer wieder auf die zwei Zeilen bei Tasso zurückgeführt, die allezeit ein innerstes Grundgefühl bei Goethe aussprachen:

Und für den Edlen ist kein schöner Glück
Als einem Fürsten, den er ehrt, zu dienen.

Julius Duboc.

Caliban

von Ernest Renan.*)

In glücklichen Ferienstunden hat sich Ernest Renan das Vergnügen bereitet, einige seiner politischen und socialphilosophischen Ideen in einer Form auszusprechen, welche die Gebote des streng Wissenschaftlichen umgeht und die Mitwirkung der freien Phantasie gestattet. Er hat dieser Arbeit äußerlich die Form eines Dramas gegeben, ein Personenverzeichniß vorgesetzt und die Dichtung in Acte und Scenen eingetheilt. Um jedes Mißverständniß auszuschließen hat er diese Schrift auch auf dem Titel als „philosophisches Schauspiel", „drame philosophique", ausdrücklich bezeichnet. Das ist nicht allzustreng zu nehmen. Er hätte die Arbeit ebenso gut eine politisch sociale Allegorie, oder einfacher: eine Satire nennen können.

Diesem Werke, das sich zunächst ganz harmlos als das Phantasiespiel eines Gelehrten auf Urlaub darstellt, als ein schriftstellerischer Muthwille, als eine Fortsetzung des Shakespeare'schen „Sturms" — wie es auch auf dem Titel als „suite de la Tempête" angegeben ist —, hat unser Gelehrter, der seine polemische Natur niemals ganz verleugnen kann, eine starke Dosis von herbem Sarkasmus beigemischt.

Ebenso wenig wie die Qualification dieser Arbeit als eines philosophischen Schauspiels ist auch das Programm, daß sie eine Fortsetzung des Shakespeare'schen Dramas bilde, ernsthaft aufzufassen. Die Weiterspinnung der von Shakespeare geknüpften und gelösten Fäden ist nur äußerlicher Art.

In dem tendenziösen Capriccio unseres modernen Gelehrten begegnen wir freilich einigen wohlbekannten Gestalten aus dem Shakespeare'schen „Sturm": dem Herzog Prospero, dessen dienendem Luftgeiste, Ariel, dem ungeschlachten Caliban, dem alten treuen Rathe Gonzalo und dem Spaßmacher Trinculo; aber von ihrem Shakespearischen Naturell ist diesen wenig verblieben. Nur eine Stelle im „Sturm" kann füglich als Grundlage der Renan'schen Schrift oder doch als eine hauptsächliche Anregung zu dieser betrachtet werden. Und diese Stelle — es ist die bekannte Rede des alten Gonzalo über den Zukunftsstaat — ist im „Sturme" selbst nur eine liebenswürdige ganz willkürliche Einschaltung, eine geistvolle Verspottung aller jener volksbeglückenden Theorien, die unter den verschiedensten Namen als Socialismus, Communismus u. s. w. bis zur Stunde ihr Unwesen treiben. Aber diese köstliche Satire ist, wie gesagt, bei Shakespeare ohne eigentlichen Zusammenhang mit den Gedanken und Handlungen der hauptsächlichen Personen — ohne Beziehung auf Prospero, den hoheitsvollen Zauberer und schwer gekränkten, milden Herrscher, ohne Beziehung auf dessen unschuldsvolles Kind, die liebliche Miranda, auf Ariel, den ergebenen dienenden Geist, und auf Caliban, das sich vermenschlichende Ungethüm.

Gonzalo schildert im „Sturm" das gelobte Land, wie es noch unsere Volksbeglücker den unglücklichen Thoren vorgaukeln, also:

Ich wirkte im gemeinen Wesen alles
Durch's Gegentheil: denn keine Art von Handel
Erlaubt' ich, keinen Namen eines Amts;
Gelahrtheit sollte man nicht kennen; Reichthum,
Dienst, Armuth gäb's nicht; von Vertrag und Erbschaft,
Verzäunung, Landmark, Feld- und Weinbau nichts;
Auch kein Gebrauch von Korn, Wein, Oel, Metall,
Kein Handwerk; alle Männer müßig, alle;
Die Weiber auch; doch völlig rein und schuldlos;
Kein Regiment. —
Für alle gleich brächt' ohne Schweiß und Mühe
Die Erde ihre Frucht; Verrath, Betrug,
Schwert, Speer, Geschütz, Nothwendigkeit der Waffen
Gäb's nicht bei mir, es schaffte die Natur
Von ihrer Eigenart die Hüll' und Fülle,
Mein schuldlos Volk zu nähren.

Zwischen diesen verlockenden Beglückungstheorien, die ihre Kraft in dem Maße bewährt haben, daß sie von einem durch die jüngsten Ereignisse angeregten Satiriker unserer Tage herzurühren scheinen, und dem Ungeheuer Caliban hat Renan nun den Zusammenhang herzustellen versucht.

Renan hat im „Caliban" uns die von Shakespeare ihm gegebene rohe Mißgestalt weiter entwickeln, in einem gewissen Sinne verfeinern wollen. Wir werden sehen, was aus diesem von der Cultur beleckten Caliban wird. Zunächst aber handelt es sich für uns darum, das Shakespeare'sche Ungethüm zu untersuchen.

Gegen die beliebte Manier, den dichterischen Gestalten bestimmte bedeutungsvolle allgemeine Principien unterzuschieben, und sie als Repräsentanten und Träger gewaltiger Ideen aufzufassen, empfinde ich, wie ich offen bekennen muß, eine gewisse

*) Paris 1878, Calman Lévy.

Digitized by Google

Abneigung. Ich sehe in Caliban nichts weiter als das, was der Dichter uns sehr sichtbarlich hat zeigen wollen, also nichts tief Verborgenes, Geheimnißvolles, Tendenziöses. Für mich ist Caliban daher nur eine phantastische dichterische Schöpfung, die in das phantastische Drama vortrefflich taugt; ein Unhold, roh, böse und gemein veranlagt, die widerwärtige Frucht einer wüsten Hexe, ein unförmliches, häßliches Ding, das durch Prosperos Zauber allmählich zum tiefsten Grad der Vermenschlichung auferzogen ist, aber wie in seinem Aeußern, so auch in seinen brutalen Instincten und Regungen, die lediglich auf Schändung, Lästerung, Zerstörung und Vernichtung abzielen, zu erkennen gibt, daß er das Thierische noch lange nicht überwunden hat. Durch Prosperos menschenfreundliche Beharrlichkeit hat dieser Caliban die Sprache erlernt und ist soweit gebändigt, daß er zu den groben Hantierungen, zum Holztragen u. dergl. verwendet werden kann; aber jeder Gemeinsinn, jeder Begriff von der Nützlichkeit der Arbeit fehlt ihm vollkommen. Er dient unwillig, fluchend und lediglich aus Furcht vor der Strafe, gerade wie das gezähmte wilde Thier. So stellt uns Shakespeare dies Wesen dar, und ich fühle gar kein Bedürfniß, weiter zu gehen als der Dichter. Es ist daher meines Erachtens ganz überflüssig, in dieser interessanten und ganz eigenthümlichen dichterischen Bildung irgend eine „Personification" zu erblicken, etwa „die Personification des bösen Willens", wie Ulrici will: „die in's Dämonische gesteigerte Verkörperung alles unedlen Grundstoffs der menschlichen Natur".

Durch solche Hineindeutungen und philosophischen Erweiterungen gewinnt weder die Gestalt noch das Drama, in das sie versetzt worden ist, an Reiz und Werth.

Der nüchternste und wenigst geeignete aller Shakespearebeurtheiler, der gute ehrliche Benedix, der ein 450 Seiten dickes Buch geschrieben hat, um vor der deutschen Nation den Nachweis zu führen, daß man recht ergötzliche und unterhaltende Lustspiele schreiben kann, ohne von der Größe und Bedeutung Shakespeares auch nur eine dunkle Ahnung zu haben, hat sich auch über den „Sturm" mit seiner rührenden Philisterhaftigkeit und Schwatzhaftigkeit ausgelassen. Da es die Tendenz des Benedix'schen Buches ist, nachzuweisen, daß Shakespeare ein ganz überschätzter und mittelmäßiger Dramatiker ist, so versteht es sich ganz von selbst, daß der „Sturm" als ein gar klägliches Machwerk taxirt wird. Benedix erklärt, daß er „etwas Erbärmlicheres von einer dichterischen Erzählung noch nicht gelesen habe", als den Bericht Prosperos; Mirandas Unschuld kommt ihm „geradezu lächerlich" vor; Ferdinand ist „ein Liebhaber gewöhnlichen Schlages"; und nun Caliban gar! „Ich halte diesen Caliban für die scheußlichste Verirrung, zu der je die Phantasie eines Dichters gekommen ist." Zur Vernichtung Shakespeares weiß der gute Benedix nichts Anderes anzuführen als das Folgende: „Käme solche Mißgeburt im Leben vor, die Obrigkeit würde sie in Pflege und Verwahrung geben; aber Shakespeare bringt sie auf die Bühne! Und dieses Unthier spricht gar in Versen!" Die Obrigkeit!

Der Abstand, der zwischen der Würdigung dieses Caliban von Seiten unseres Benedix und des Franzosen Renan besteht, ist unermeßlich. Für Benedix ist Caliban die „Mißgeburt eines dichterischen Gehirns", für Renan die „tiefste Schöpfung Shakespeares".

„Prospero, Herzog von Mailand, von dem die Geschichtsschreiber nichts wissen, Caliban, ein ungeschlachtes, eben aus dem Groben herausgearbeitetes und in der Bildung zum Menschlichen begriffenes Wesen, Ariel, ein Kind der Lüfte, das Symbol des Idealismus, sind die drei tiefsten Schöpfungen Shakespeares."

So beginnt Ernest Renan die Einleitung zu seiner Arbeit. „So schroff möchten wir das nun nicht hinstellen", wie die Berliner sagen. Der Renan'sche Superlativ ist eine fast ebenso starke Uebertreibung wie die thörichte Herabsetzung der Dichtung durch Benedix.

Caliban erscheint bei Renan zunächst fast in derselben Verfassung, wie wir ihn bei Shakespeare verlassen haben. Die Hoffnung, die wir am Schlusse des „Sturms" auf eine gewisse Wandlung in der Sinnesart des Ungethüms, auf eine Art von Besserung hegen durften, hat sich nicht erfüllt. Caliban beginnt mit tausend Flüchen; er ist wieder viehisch betrunken und das blödsinnige Selbstgefühl, die ganz unberechtigte Auffassung, daß er der Herr sein müsse, hat sich in ihm noch befestigt. Das Unthier hat sich aber inzwischen zum selbstbewußten Socialdemokraten herangebildet.

„Ich habe Anspruch auf meine Freiheit," sagt er. „Die Menschenrechte sind absolut. Wie kann sich Prospero anmaßen, mich darin hindern zu wollen, daß ich mir selbst gehöre! Mein Mannesstolz bäumt sich dagegen auf! . . . . Ich werde ausgebeutet, und die Ausbeutung des Menschen durch den Menschen ist das unerträglichste aller Dinge. Ein Sterblicher hat nicht das Recht, einen andern zum Untergebenen zu machen. In diesem Falle ist der Aufruhr die heiligste der Pflichten . . . Sobald das Volk die Wahrnehmung machen wird, daß die höheren Stände durch den Aberglauben es an der Nase herumführen, wird man den früheren Herren gar lustig aufspielen ꝛc."

Glaubt man da nicht, einen unserer neuesten Kneipen-Marats, die vor einer Horde mißvergnügter, großmannssüchtiger, faulenzender Hödels ihren großen Mund aufthun, zu vernehmen? Wir erkennen schon aus diesen und anderen Wendungen die deutlich ausgesprochene Absicht des Verfassers, in diesem Caliban das Volk mit seinen wüstesten und schlechtesten Leidenschaften, den trägen, rohen, herrschsüchtigen Pöbel darzustellen. Hier ist keine künstlerische Deutung vonnöthen; hier handelt es sich nur darum, auszusprechen, was der Verfasser in nicht mißzuverstehender Weise angedeutet hat. Wie er Ariel ausdrücklich als das „Symbol des Idealismus" bezeichnet, so ist Caliban unverkennbar bei ihm das Symbol der nach Macht ringenden und schließlich auch mächtigen Brutalität.

Die Handlung des ersten Actes ist gleich Null, wie überhaupt von irgend welcher Berücksichtigung der dramatischen Erfordernisse in dem ganzen Werke nicht die Rede ist.

Im zweiten Acte sehen wir eine Vereinigung von edeln Mailändern, zu denen sich alle möglichen Personen gesellen. Es wird unendlich viel philosophirt, und bisweilen in einer recht anspruchsvollen und eigentlich nicht sehr bedeutenden Weise. Der Spaßmacher Trinculo, der sich nicht durch Lustigkeit auszeichnet, schildert das Fest ganz richtig mit den Worten: „Ich habe niemals ein Freudenfest gesehen, das eine solche Aehnlichkeit mit einem Begräbniß gehabt hätte, wie dieses." Als Motto könnte man das Wort Balduccis setzen: „Vom vielen Denken bekommt man Kopfschmerzen."

Auch die Courtisane Imperia philosophirt, und zwar am besten von Allen. Das Bild des Schmetterlings, dessen sie sich bedient, ist zwar nicht gerade neu; aber es ist hier mit einer seltenen Feinheit und Zartheit ausgeführt.

„Alles ist vergänglich," sagt Imperia; „aber das Vergängliche ist mitunter göttlich. Betrachten mir den Schmetterling. Es ist weniger ein Thier für sich als die Blüthe eines andern Thieres. Der Schmetterling ist eine Phase des Wurms, wie die Blüthe ein vorübergehender Moment der Pflanze ist. Ein anscheinend wenig begabtes Geschöpf, das nur einen kärglichen Besitz von Leben und Bewußtsein hat, und das bestimmt erscheint, in der Natur nur das Dasein in seiner Häßlichkeit und Farblosigkeit darzustellen, in der unendlichen Scala nur eine winzige leere Stufe einzunehmen, — dieses Geschöpf erwacht plötzlich. Das schwere kriechende Insect wird beflügelt und ideal. Es verändelt sein Leben in der Luft; das erdgeborne mit groben Regungen ausgestattete Ding schwingt sich auf, ein Kind der Luft und des Lichtes. Und wer hat dieses Wunder vollbracht? Die Liebe! Der Schmetterling ist die Zeit der Liebe. Erstaunt nicht mehr darüber, wenn er jetzt die Flügel breitet und jede Blume küßt, und hier und da sein lustiges Spiel treibt. In seinen Augen erglänzt Alles in güldenem Scheine, Alles schwimmt vor ihm in jenem gluthverklärtem Hauche, der die Wirklichkeit verschönt. Glückliches Wesen! Zur richtigen Stunde entfaltet es sich und wirft seinen schweren Staub ab. Es berauscht sich und führt während einiger Augenblicke das himmlischste aller Leben, und dann stirbt es. Es blüht nur auf, um zu sterben. Sobald es seinen Durst gestillt, sobald es den vollen Freudenbecher geleert hat, trocknet es ein. Glücklicher Falter! Für dich heißt lieben: leben, und geliebt haben heißt: sterben!"

Digitized by Google

Während dieser und anderer mehr oder minder geistreicher und liebenswürdiger Plaudereien über alle möglichen Dinge, über die kleinsten und größten Fragen, haben wir Caliban, der in einer Ecke kauert, beinahe vergessen. Der Spaßmacher Trinculo schleppt das Ungethüm heran und zeigt es der Menge. Ein ängstlicher Bourgeois sieht das befremdliche Schauspiel nicht ohne Bedenken. „Was ihr da thut," meint er recht philisterhaft „ist gar nicht vorsichtig. Bei den jetzigen Zeitläuften hat Caliban vielleicht eine Zukunft!"

Indessen hat man nicht die Muße, sich um das Ungethüm weiter zu bekümmern; denn der Herzog Prospero zeigt sich seinen Unterthanen und gibt die seltensten seiner Zauberkünste zum Besten. Er führt seinen Getreuen — oder soll ich sagen: seinen „Noch-Getreuen" oder seinen „Wieder-Getreuen"? — zwei wunderliche Spectakelstücke vor: „Die Götter der Vergangenheit", die Götter von Fleisch und Blut, und „Die Götter der Zukunft", die Götter von Eisen und Stahl.

Ernest Renan erinnert hier, vielleicht ganz gegen seine Absicht, aber doch unwillkürlich und stark an Flaubert und an Victor Hugo. Man höre. Zunächst also die Götter der Vergangenheit:

Der Himmel öffnet sich; vom Zenith strahlt ein ungeheures Nordlicht aus, Götter, Genien, Nymphen, Halbgötter steigen in wunderbarem Gewühl in den Lichtstrahlen auf und nieder. Darauf stiebt ein Unwetter alle diese göttlichen Wesen auseinander und fegt sie alsdann zusammen zu einem unermeßlichen, schwindelnden Reigen. Unmerklich stellt sich die Ordnung her, und allmählich erblickt man nun all' diese Götter, wie sie sich an einer Festestafel niedergelassen haben. Eine Stimme aus dem Volke fordert auf, Jupiter, den guten und barmherzigen Gott anzubeten. Dagegen protestirt der ewige Jude, der für seinen Gott allein die Güte und Barmherzigkeit in Anspruch nimmt, — für seinen Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat.

Prospero zeigt nun dem Volke in dem zweiten Bilde die Götter der Zukunft: Riesen mit kolossalen Armen und Beinen aus glänzendem Stahl, die ihre Gelenke maschinenmäßig bewegen. An jedem dieser Gelenke ist ein kleines Oelnäpfchen angebracht, das ein paar Tropfen fettiger Flüssigkeit in die verschiedenen Schienen einträufeln läßt, um sie in Brauchbarkeit zu erhalten. In jedem dieser Maschinengötter erblickt man einen weißglühenden Tubus, und das ist ihre Seele. Sie füttern sich mit Kohlen. Die Götter von Eisen und Stahl stürzen sich auf die Götter von Fleisch und Blut, werfen den Tisch der Olympia um, zerstampfen, zernichten, tödten Alles. Die entgötterte Welt bleibt zurück. Darauf gehen die Zukunftsgötter gegeneinander los. Die Welt ist erfüllt von metallenem Geklirr und Gehämmer, und die Sterblichen horchen und schauen erstaunt auf und sagen: „Wir glaubten, die Wissenschaft sei der Friede! Wir wähnten, daß an dem Tage, da der Himmel ohne Götter und die Erde ohne Könige wäre, die Raufereien hinieden aufhören würden." Darauf erschallt ein schreckliches Gelächter, ein gellender Windstoß zieht über die Erde hin, die sich mit Finsterniß bedeckt. Das Chaos ist da und „Diasyrmos", die Gottheit des Durchhechelns, der Verkleinerung, die trostlose Ironie, bleibt allein übrig und kratzt auf der verstimmten Fidel ein groteskes Lied.

Mit dem dritten Acte beginnen die Satire und die Parodie sich immer deutlicher zu zeigen. Wir sind Zeugen des Volksaufstandes gegen Prospero. Die socialdemokratischen Elemente sind natürlich am stärksten vertreten, und Caliban führt nun das große Wort! Man glaubt den stenographischen Bericht einer jener zahlreichen Versammlungen zu lesen, die sich neuerdings der speciellen Aufmerksamkeit der Ueberwachungsbehörden zu erfreuen haben:

Caliban. Wir werden ausgebeutet. Das ist die Sache!

Ein Mann aus dem Volke. Was sagt er?

Ein andrer. Was er sagt, ist sehr klar. Du bist der Arbeiter Deines Herrn, bei dem Du früher in der Lehre gewesen bist, und an dem, was Du machst, verdient er!

Der Erste. Ja freilich.

Der Zweite. Ist das Recht?

Der Erste. Bewahre! Ich arbeite und er verdient.

Ein Dritter. Das ist sonnenklar. Wir werden alle ausgebeutet.

Caliban. Und wen trifft die Schuld?

Der Erste. Er ist häßlich; aber wie verständig er spricht!

Caliban. Wen trifft die Schuld, frage ich?

Ein Mann aus dem Volke. Sag's nur heraus.

Caliban. Die Regierung trifft die Schuld.

Ein andrer Mann aus dem Volke. Sehr wahr! Sehr wahr!

Nach fünf Minuten schreien sie: „Es lebe Caliban, der Führer des Volkes!"

Caliban wächst mit seinen höheren Zwecken und hält eine große Rede gegen die Wissenschaft. Er wird im Triumph als Volksfreund davon getragen. Das Volk verlangt von ihm natürlich sofort die Abschaffung aller Mißbräuche, die Abschaffung der Steuern, des Reichthums ꝛc.

Jetzt aber vollzieht sich eine starke Wandlung in Caliban, jetzt, da er anfängt mächtig zu werden. Die zweite Rede, die er hält, lautet ganz anders als seine erste. Damals hat er in's Blaue hinein versprochen, jetzt wiegelt er ab. Es ist eine prächtige Parodie des Gebarens der mächtig gewordenen Umsturzpartei:

„Bürger! Verhaltet Euch ruhig, vertraut Eure Interessen meinen Händen an! Untersuchungen sollen angestellt werden. Wir werden Commissionen einsetzen. Einem Jeglichen soll geschehen, was ihm gebührt. Wir sind aus dem Volke hervorgegangen, wir gehören dem Volke an, wir sind durch das Volk da. Die Regierung wird nur Eines im Auge haben: das Wohl des Volkes. Aber Bürger, die Ordnung ist dringend nothwendig. Legt die Waffen nieder, kehrt zu Eurem Herde zurück und krönt den Sieg durch die Mäßigung und den Respect des Eigenthums. Es lebe Mailand!"

Und so verwandelt sich der Radicale im Handumdrehen zu einem rechtschaffenen Conservativen. Aus dem Manne des Umsturzes wird jetzt ein Mann des Erhaltens, aus dem Communisten der Vertheidiger des Eigenthums.

Nicht minder scharf und bitter ist die Satire Renans in der Schilderung der höfischen Kreise. Auch sie, die Aristokraten, die über den rohen, ungeschlachten Gesellen früher gelacht, ihn getreten und bespieen haben, — auch sie erkennen jetzt, da er durch des Volkes Willen zum Herrscher von Mailand geworden ist, zunächst eine „nicht ungewöhnliche Begabung", sodann aber eine wirkliche, ja, eine bedeutende Begabung! Dieser Umschwung in der Stimmung ist ganz nach Shakespeare'schen Vorbildern gearbeitet. Und auch die Kirche sucht sich den machtvollen Herrscher zum Freunde zu machen. Aber ihre Zeit ist noch nicht gekommen, und die Auslieferung des unglücklichen Prospero, welche die heilige Inquisition von Caliban fordert, wird einstweilen noch nicht gewährt. Gonzalo, der alte Rath, sagt tiefsinnig: „Caliban hat doch eine Eigenschaft: er ist anticlerical"; und Prospero versetzt: „Das hat seine Richtigkeit." Und nach kurzem Zaudern schickt auch er sich in die gegebenen Verhältnisse und ruft mit einer Art von Galgenhumor aus: „Nun denn, meinetwegen — es lebe Caliban!"

Also der legitime Herzog!

Zu guterletzt, im fünften Acte, macht Caliban nun den entscheidenden Schritt: er wird kirchlich. „Der Papst ist ein Fürst," sagt er, „und ich bin sein natürlicher Schützer. Gott wird mir gnädig sein, nach alle dem, was ich für ihn gethan habe!" Alles beugt sich, Alles anerkennt und Alles verherrlicht die Herrschaft des Brutalen, des Gemeinen, das zur Macht gelangt ist, — Alles! Der Pöbel, die Aristokratie, das Heer und die Kirche, — Alles! bis auf Ariel, das Symbol des Ideals, das in einem wundersamen Klange dahinstirbt und sich in das Nichts verliert.

Paul Lindau.

Digitized by Google

Die Weltausstellung von 1878.

IV.

Am Sonntag.

Warum nicht am Sonntag in die Ausstellung? Das aristokratische Nasenrümpfen ist bei dem Chronisten gar nicht am Platze und außerdem bietet die Exposition gerade an diesem Tage ein apartes, sehr belebtes und wechselreiches Bild. Das Publicum, welches an Wochentagen nach Tausenden zählt, rechnet man am Tage des Herrn nach Zehntausenden und vorgestern wurden sogar die ersehnten Hunderttausend überschritten. Bei der ungeheuren Ausdehnung des Ausstellungsraumes merkt man jedoch kaum diese gewaltige Menschenansammlung. Nur an einzelnen Stellen, jene, welche durch besondere Umstände der öffentlichen Neugierde ausgesetzt sind, wird man das Gedränge gewahr. Man spürt allerdings vielleicht am stärksten diesen Zuspruch auf dem Wege nach dem Marsfelde und dem Trocadero. Im Omnibus oder Tramway einen Platz zu erobern, wäre ein mythischer Anspruch; mit den Fiakerkutschern, die nicht Jeden aufnehmen wollen, ist es nicht geheuer. Zu streiten dagegen findet sich auf dem Verdeck der Mouche oder in einem Waggonwinkel der Gürtelbahn noch immer ein Plätzchen. Wenn man vom Zufall besonders begünstigt ist, erlebt man vielleicht noch gar dazu das kleine fast obligatorische Sonntagsmalheur, an welches sich die Pariser bald gewöhnen werden. Jedenfalls macht man die Fahrt in recht interessanter Gesellschaft, besonders wenn man es nicht scheut, die zweiten Klassen (dritte gibt es nicht auf der Gürtelbahn) zu benutzen. Vielleicht geräth man in die Gesellschaft von Köchen und, wie Schreiber dieses, Maîtres d'hotel aus größeren Badeorten der französischen Provinz, die zur Ausstellung auf 48stündigen Urlaub dem Herd entlaufen, sich ihre kriegerischen Erlebnisse aus dem 70er Jahre erzählen und Vergleiche anstellen zwischen der schmalen und rudimentarischen Gefangenenkost „en Prusse" und den guten leckeren Sonntagabend-Diners in dem Etablissement, wo sie angestellt sind.

Mit diesem Geplauder vergeht rasch die Zeit und ehe man sich dessen versieht, wird man mitten in der schattigen Avenue du Trocadero abgesetzt. Einen Moment lang Orientirung, denn man steht durchaus nicht an dem Portal der Exposition, wie man es glauben könnte. Links winken in einiger Entfernung die hohen Thürme des Trocadero. Das Portal hat sich zu seinem Vortheil verändert, das Glasdach, die „Marquise" über dem Perron, nimmt sich in ihrer nunmehrigen Vollendung imponirend aus, auch die künstlerische Ausschmückung des Gemäuers läßt wenig zu wünschen übrig; die Verzierungen und Mosaiktafeln, die nun nach Entfernung der diversen Gerüste erscheinen, geben der Facade einen total veränderten Anstrich. Dagegen herrschen unter der bogenartigen Einfahrt die nämlichen höchst verderblichen Luftzüge und in den roth tapezierten, pompejanisch bemalten inneren Räumlichkeiten ist noch immer die nämliche Leere; man bemerkt zwar hier und da einige melancholische Schreinergesellen, welche die Auslegekasten in Stand setzen, aber von irgend einer Sammlung ist noch gar keine Rede. Darum hinaus in's Freie, wo der große Springbrunnen dem Sonntag zu Ehren die klafterhohen Wasserstrahlen emporsendet.

Das Publicum ist ein sehr bunt zusammengewürfeltes. Aber Eleganz herrscht dennoch vor. Da die Ausstellungsräume immer unbarmherzig um halb sechs geschlossen werden, so gibt es gar viele den bessern Ständen angehörende, in der Woche aber tagüber beschäftigte Pariser, welche sich den Genuß der Ausstellung auf den Sonntag aufsparen müssen. Diese, Kaufleute, Employés, Staatsbeamte u. s. w. erscheinen da mit Frau und Kindern, die sich eben so festlich aufgeputzt haben als gälte es einem Spaziergang im Bois oder einer Landpartie nach Saint Cloud. Neben diesen wandern durch die gedeckten Gänge des Marsfeldes und unter den Anlagen des Trocadero ganze Bauernrudel, die direct vom Lande kommen, und ihre blauen Kittel und die breitkrämpigen Hüte deshalb nicht abgelegt haben. Dann die vielen exotischen Gäste. Am Sonntagnachmittag ist der Ausstellungsraum ein wirkliches Babel, vollständig geeignet für Sprachstudien. Selbstverständlich herrscht wie überall, wo etwas zu sehen ist, das Idiom Albions vor, man hört es von den Lippen blondgelockter Misses, verwetterter Großmamas und mit gravitätischer Düsternheit dreinblickender Pastoren. Auch aus dem Munde ziegenbärtiger Amerikaner und mit Schmuck überladener Yankeefrauen. Gleich darauf folgen quantitativ die südlichen Sprachen, italienisch und spanisch; jene welche sich des Idioms des Si und der Sprache Castelars bedienen, schreiten ohne Weiteres auf ihre heimatlichen Abtheilungen zu; die Spanier huldigen unterwegs dem nationalen Kaffeehaus, in welchem neben den autochthonen vortrefflichen Eisportionen allerlei scharfe portugiesische und spanische Weine verabreicht werden. Die hohen Preise schrecken jedoch die Masse der Consumenten ab, während drüben bei den „Belgiern" im Schatten der vlämischen Tricolore wacker Bier gezecht wird. Ueberhaupt lohnt es sich, auch auf die einzelnen Restaurants der Ausstellung einen prüfenden Blick zu werfen. Die vornehmeren französischen Gasthäuser stehen unter der Leitung des Eigenthümers des bekannten Restaurante Champeaux am Börsenplatz. Es sind zwei gegenüberliegende sehr elegant und luftig gebaute Pavillons mit Anlagen, die vielen außerhalb der Häuser befindlichen Nischen sind durch ein breites Velum gegen die Sonnenstrahlen geschützt. Hier geht es vornehm zu, das erfordern schon die Preise, welche jene der größten Boulevardetablissements sind. Hier pflegen die Oberhäupter der verschiedenen Commissionen ihre großen Zweckdejeuners zu geben; hier frühstücken die reichen Aussteller, die eleganten Besucher. Darum haben auch die „Catelain"-Pavillons zwischen zwölf und zwei einen Anstrich, der an das Gedränge bei Ledoyen an einem schönen Sommerabend erinnert. Alle Tische gesteckt voll; fast an jedem ein oder zwei „flammende" Frühjahrstoiletten, durch einen entsprechenden Kopfaufputz vervollständigt. Ueberall hin- und herschießende, beständig aufgeregte Kellner und überall Appetit auf alle die einladenden Sachen, Lachs, prickelnden Tournedos, Chateaubriands u. s. w., denn in der Ausstellung ist der Hunger durchaus hoffähig. Das belgische Restaurant hat einen viel bürgerlicheren und patriarchalischeren Anstrich als die gegenüberliegenden französischen Rivalen; die zahlreichen in Paris lebenden Vlamänder finden sich da gegen Mittag zusammen, und Nachmittags halten ganze Familien, aus 6, 7, 8 Personen bestehend, hier Ruhepause. Da wird ganz ungenirt aus dickem Papier allerlei tragbares mitgebrachtes Futter mit dem vom Gasthause gelieferten Biere vertilgt.

Oben auf dem Marsfelde, der Militärschule zu, erfreut sich die Brasserie de la Patrie eines gar gewaltigen Zuspruchs. Der mittlere Tract des Gasthauses, eine ganz sauber ausgeführte Rotunde und die weite mit Stühlen bepflanzte Terrasse haben nicht ausgereicht. Der glückliche Besitzer Gangloff mußte noch eine zweite mit Holz bedeckte Halle errichten lassen, um die Gäste unterzubringen, die bei ihm billig und schlecht zu speisen belieben.

Hier speisen nach Belieben an den serviettenlosen Marmortischen die Aussteller geringerer Sorte, die Angestellten der verschiedenen Commissariate und die sparsamen Besucher. Das gibt ein allerliebstes Durcheinander, eine Vermischung von Gestalten, Physiognomien und Costümen, welche gewiß die Palette eines Genremalers für den Salon vom nächsten Jahr herausfordern wird. Im nicht sehr weit entfernten „Bouillon Duval", wo die üblichen nonnenartig costümirten Aufwärterinnen den Dienst versehen, kehrt die kleine, an ihren Gewohnheiten festhaltende Bourgeoisie ein, während ein am Eingang der Rue la Bourdonnays befindliches „Restaurant universel", da hier prix fixe herrschen, die fremden Familien anzieht, welche gerne im Voraus wissen, woran sie halten. Das interessanteste Stück Gasthausleben in der Weltausstellung entwickelt sich unbedingt bei den Ungarn in der kleinen hölzernen „Czarda", welche mit Mühe und Noth dem strengen Sinn des Herrn Generaldirector Krantz eine kleine Concession unter der Maschinenhalle abgerungen hat. Das Wirthshaus könnte mit seinem bunten Strohdache und seinen hölzernen

Digitized by Google

chocoladefarbigen Wänden dem Dorfe eines ungarischen Comitates zur Zierde gereichen. Der innere Raum ist auch nicht viel größer als in einer Dorfschenke; wie würde sich aber der magyarische Pusztawirth freuen, wenn es bei ihm so zuginge wie bei dem nach Paris ausgewanderten Collegen! Hier gibt es namentlich am Sonntag nicht nur bloßes Gedränge, sondern einen förmlichen Kampf um die Eroberung eines Sessels und eines theuern, dafür aber winzigen Weinfläschchens, und warum; ist's das Gulasch, welches auf die verwöhnten Gaumen der Franzosen eine derartige Anziehungskraft ausübt? O nein! Die Ursache des Zusammenströmens der Besucher ist bei den zwölf wettergebräunten Patronen mit blauen Schnürröcken zu suchen, die auf dem kleinen hölzernen Balkon vor der Veranda unermüdlich fiedeln. Die Zigeunermusikanten sind sozusagen der „Nagel" der Ausstellung. (In dem hiesigen Coulissenjargon nennt man le clou jede in einem Stücke vorkommende Situation, Scene oder selbst das Bonmot, welches für den Erfolg entscheidet, denselben also festnagelt.) Der Ruhm der Zigeuner bleibt aber nicht innerhalb der Mauern der Czarda eingeplankt, er ist in die Stadt gedrungen und die bescheidenen primitiven Virtuosen, die am Tage mit der sich übrigens reichlich füllenden Sammelbüchse von Tisch zu Tisch wandern, spielen Abends in den vornehmsten Salons und auf den glänzendsten Soiréen selbstverständlich gegen gutes Honorar. Die begeistertsten Verehrer der Zigeuner sind aber nicht jene Gestalten im Frack und Ordensstern oder mit der ausgeschnittenen Robe, die sich nach ihren Weisen drehen, es sind gewiß die kleinbürgerlichen Sonntagsbesucher der Weltausstellung, die in hellen Haufen stundenlang um die Estrade stehn und — wenn sie auch nur einen bescheidenen Kupfersous in die Büchse werfen — jede vorgetragene Nummer, Walzer, Polka oder den unvermeidlichen Rakoszymarsch, auf das Wärmste und Lärmendste beklatschen.

Auch um den kleinen russischen Erfrischungskiosk bilden sich stete Ansammlungen. Schreiben wir diesen Zulauf halb dem nicht unangenehmen und nur 25 Cts. das Glas kostenden „Milchchampagner" und halb der originellen moskowitischen Kleidung der nordischen (?) Hebe zu.

Die wirklichen Anziehungspunkte am Sonntag bilden jedoch auf dem Trocaderoraum die mannichfachen exotischen und namentlich asiatischen und barbarischen Pavillons. Der Zauber des Orientes auf die Gemüther und jene geheime Anziehungskraft, welche an den Namen irgend eines dieser entfernten Länder sofort eine Reminiscenz aus tausend und eine Nacht knüpft, bewährt sich bei den persischen, algerischen, tunesischen und marokkanischen Nebenbauten. Um z. B. in das Innere des persischen Pavillons zu gelangen, der sich allerdings von draußen mit seinen Bogenfenstern, deren oberer Theil bunt bemalt ist, sehr empfehlenswerth ausnimmt, muß man unter dem gestrengen Auge eines Stadtsergeanten Queue machen, wie bei den Fourchambault im Théâtre français. Diese Neugierde erfährt eine übrigens nicht gelinde Enttäuschung, denn das Schönste an dem Bau ist das hellgrüne Aeußere mit der gelungenen Keramikfreske der Vorhalle des Portals, dessen Mittelstück der heraldische Löwe und dessen Hintergrund eine persische Landschaft bildet. Das Interieur besteht bis jetzt nur aus den allerdings hübsch tapezierten, theilweise mit Keramikplatten belegten Wänden und im Erdgeschoß aus einem ziemlich breiten Wasserbecken mit höchst erquickendem Springbrunnen. Daher beeilen sich die Eindringlinge, die eine halbe Stunde draußen auf Einlaß harrend schmorten, rascher hinauszukommen, als sie sich hineingearbeitet hatten. Marokko ist noch nicht fertig. Dagegen ist der Zuspruch beim algerischen Pavillon begreiflicherweise ein bedeutender, denn hier handelt es sich ja nicht nur um die Magie des Orients allein, sondern nebenbei um ein Stück nationales Selbstbewußtsein. Ist's doch das mit so großen Opfern und nach zwanzigjährigen Hekatomben erkämpfte „französische Afrika", welches sich hier dem Besucher aus der Metropole offenbart. Man versichert, daß Herr Ingenieur und Senator Krantz als Lohn seiner Leistungen für das Zustandekommen der Weltausstellung zum Vicekönig der Colonie ernannt werden soll. Vielleicht darf man die Fürsorge zu Gunsten seiner künftigen Untergebenen in dem ganz besonderen Aufputz der algerischen Abtheilung vermuthen. Jedenfalls ist der algerische Pavillon sehr geräumig und hinreichend ausgestattet, um das gesammte algerische Leben zu veranschaulichen. Es wurden auch die neuen elsässischen Auswandererdörfer nicht vergessen und nehmen sich die kleinen Häuschen nebst Einrichtungen so reinlich und so freundlich aus, daß entweder die mannichfachen Klagen der theilweise sogar in das annectirte Heim zurückgekehrten Emigrirten unberechtigt sind oder daß die Abbildung auf dem Trocadero sich dem leibhaftigen Original gegenüber ein wenig — geschmeichelt ausnimmt.

China und Japan sind nach dem Marsfeld mit der Absicht gekommen — Geschäfte zu machen, und die Erwartungen dieser Staaten in dieser Hinsicht sind nicht getäuscht worden. Der „Japanismus" ist heute Modesache und die citronengelben Unterthanen des Lai-Kann sind nicht so bedenklich auf's Hirn gefallen, um nichts davon zu merken. Ihre ganze Ausstellung ist auf das Verkaufen eingerichtet und trotz ihrer hohen Preise sind alle in den Auslegekasten am Marsfeld befindlichen Nippsachen vergriffen; die Namen der Käufer stehen überdies auf den Zettelchen. Da nun dieser Kram erschöpft ist, so errichteten die Herren Japanesen drüben am Trocadero einen Bazar voll kleiner zierlicher Gegenstände (man bekommt dort z. B. für 20 Cts. einen kleinen papiernen bunt bemalten Fächer). Wenige Familienväter können an diesem Bazar vorübergehen, ohne einen leisen Tribut zum Nutzen und Frommen der zu Hause gebliebenen Kleinen zu entrichten. Der japanesische Verkäufer bewegt sich in seiner europäischen Kleidung mit der Talmigoldkette am Gilet so behäbig und zwanglos inmitten seines Krams, als wäre er sein Lebtag am Boulevard du Temple oder in einer Pariser Vorstadt „Camelot-Budiker" gewesen. Der Chinese will in nichts seinem asiatischen Genossen und Nebenbuhler, dem Japanesen, nachstehen, daher wurde das schwerfällige chinesische Lusthaus mit seinen breiten Dächern und bunten Verzierungen in einen Bazar verwandelt, wo allerhand chinesisches Zeug feilgeboten wird. Ersparen Sie mir die Aufzählung der seltenen Gegenstände; trotzdem der Franzose vor dem Excentrischen keine besondere Scheu hegt, so sind sie doch zu barock, um irgendwie Verwendung zu finden. Man betrachtet sich den seltsamen Bau, der schon stark an manche Bude der Foire au pain d'épice erinnert, lugt die orthodoxen Chinesen an, denen es nicht einfällt, ihre herkömmliche Kleidung bei Seite zu legen, zupft sie wohl mitunter an den langen Zöpfen, deren Echtheit für die Pariserinnen noch immer ein Gegenstand des Zweifels ist, aber man kauft wenig. Dafür aber erhält man einen Eindruck: chinesischer Bazar, japanesischer Bazar, ein halbes Dutzend tunesischer Krempelbuden, Zigeunermusik und Kommi-Verkäuferinnen .... wo bleibt da der gestrenge puritanische Gedanke, demgemäß Herr Krantz eine quäkerartige Ausstellung haben wollte? Schon ist mancher Riß geschehen — und in solchen Fällen kommt es ja nur auf den ersten an. Noch ein paar Musikkapellen, noch einige Türkinnen aus der Vorstadt, noch etliche Datteln- oder Patschoulihändler und die Ausstellung wird amüsant sein, was sie nicht hindert, großartig zu bleiben.

Paul d'Abreſt.

Aus der Hauptstadt.

Die Sterblichkeitsverhältnisse Berlins im Vergleich mit den übrigen deutschen Städten im Jahre 1877.

Von C. Finkelnburg.

(Schluß.)

Für die Mark Brandenburg ergibt ein Vergleich der allgemeinen Sterblichkeitsstatistik, daß die Culminirung der Sterbefälle im Sommer eine nicht blos den größeren Städten, sondern der gesammten Bevölkerung der Provinz, wenngleich in minder auffälligem Grade, anhaftende Eigenthümlichkeit ist. In den Monat August fällt in der Regel die

Digitized by Google

größte, in den November die geringste Zahl von Todesfällen. Kein anderer Theil Norddeutschlands hat dieses regelmäßige sommerliche Sterblichkeitsmaximum, welches ganz auf Kosten der Säuglingswelt fällt, mit dem märkischen Tieflande gemein. Da drängt sich denn unmittelbar die Frage auf, was haftet dem hiesigen Klima so Besonderes an, daß es diese Geißel Jahr aus Jahr ein schwingen muß in Stadt und Land, und um so verheerender, je größer die Stadt, je zahlreicher und dichter die Menschen beisammen wohnen? Ist es das hohe Ansteigen der Sommerwärme? Aber sie steigt anderswo in Deutschland noch höher, z. B. im ganzen Rheinthale von Karlsruh bis nach Düsseldorf, und doch fehlt gerade dort die hohe Sommersterblichkeit gänzlich. Ist es der schroffe Unterschied zwischen niedriger Winter- und hoher Sommertemperatur? Aber dieser Unterschied findet sich anderswo noch schroffer wieder, z. B. im Gebiete der Ostseeküste, ohne eine ähnliche Wirkung zu äußern. Prüfen wir auch hier wieder an der Hand der vorliegenden Zahlen die Witterungscharaktere des Jahres 1877 für Berlin im Vergleich mit andern deutschen Beobachtungsstätten, so finden wir ersteres durch zwei Besonderheiten ausgezeichnet, welche nicht blos in diesem, sondern auch in anderen Jahren sich regelmäßig wiederholen und denen bis dahin zu wenig Beachtung geschenkt worden: es ist erstens der hohe Stand der täglichen Wärme*minima* — also die mangelnde Abkühlung in den Nächten — und zweitens der niedrige Stand der täglichen Luftfeuchtigkeitsminima — also die große Austrocknung der Luft — während der Monate Juni bis August. Eine zu *ununterbrochen anhaltende* und zu *trockene*, *dörrende Hitze* charakterisirt das märkische Klima, und dieser Charakter kann sich nur örtlich steigern in gleichem Schritte mit dem Verschwinden von Gras und Baum, mit dem Anhäufen gewaltiger Steinmassen und Steinflächen an Häusern, Straßen und Mauern, welche die strahlende Sonnenhitze nur noch sengender und trockener auf ihre Umgebung zurückwerfen. Die Meteorologen lesen ihre Zahlen ab an Instrumenten, welche wohlbeschattet und in bestimmter Höhe von der Straßenstrahlung unbeeinflußt sind; für diejenigen Hitze- und Trockenheitsgrade der Luft, in welchen der größte Theil der Bevölkerung athmet, bieten diese Zahlen nicht den vollen Maßstab. Aber sie genügen zu zeigen, daß eine anhaltende trockene Juni- und Julihitze dem hiesigen Klima eigenthümlich ist, — daß die Lage Berlins, gleichweit von den kühlenden Winden des Meeres im Norden und des Gebirges im Süden, mitten hineingebaut in „des heiligen Römischen Reiches Streusandbüchse" mit ihrem austrocknenden, die Sonnenstrahlen intensiv absorbirenden und nur geringe nächtliche Ausstrahlung gewährenden Boden, wohl andere und bedenklichere Sommereinflüsse zu erzeugen geeignet ist, als solche im übrigen Deutschland zur Geltung kommen können. Und diese Einflüsse der natürlichen Lage bemüht sich ja des Menschen umgestaltende Hand in dem rasch wachsenden Steinlabyrinth der Metropole nur noch bedenklicher zu steigern. Gleichwie jene ehrwürdige Linde, welche einst dem größten Staatsmanne unserer Zeit als Knaben kühlende Erfrischung in der Sonnenhitze gewährte, jetzt einem sengenden Trottoirsteine Platz gemacht, so sind Tausende und abermals Tausende von Bäumen, Sträuchern, Garten- und Rasenplätzen verschwunden, welche Schatten und Verdunstung, Kühle und Luftanfeuchtung spendeten; an ihre Stelle traten mit dürftigen Ausnahmen nur Häuser und Plasterſteine. So potenzirt sich mit der fortschreitenden Vergrößerung der Stadt auch der specifische Charakter des Klimas, die ausdörrende, der Abkühlungsmomente entbehrende Hitze des Hochsommers.

Dürfen wir in diesem specifischen Klimacharakter eine Schädlichkeitsquelle erkennen, welche zu dem Kindersterben in naher Beziehung steht? Die Antwort auf diese Frage würde zweifelhafter sein, wenn die Coincidenz der beiden Thatsachen sich nur in Berlin, nur in der sächsisch-märkischen Tieflandzone ergäbe. In ganz Europa findet sich kein volles Analogon zu der geschilderten Verlaufseigenthümlichkeit der Berliner Sterbeverhältnisse, wohl aber jenseits des Oceans.

In dem ganzen Osten der Vereinigten Staaten von Nordamerika leiden die Städte, besonders die größeren, an der gleichen Heimsuchung, und so lange dort überhaupt eine Todesursachen-Statistik besteht, so lange kennt man die hohe Sommerhäufigkeit der Diarrhöen und Brechdurchfälle der Kinder als Ursache des auffallenden Höhepunktes, welchen die Gesammtsterblichkeit dort alljährlich im Juli und August erreicht. Ein Blick auf die Witterungstabellen jener Städte lehrt aber auch, daß eben dort der gleiche Klimacharakter — nur noch ausgeprägter und in weiterer geographischer Verbreitung — vorherrscht, welchen wir für Berlin gekennzeichnet haben. Hohe Hitzegrade ohne nächtliche Abkühlung, und hochgradige Lufttrockenheit ergeben sich als hervorstechende Merkmale aus den dortigen Beobachtungsverzeichnungen, und lassen ihre Folgen erkennen in zahlreichen Phänomenen an lebenden und todten Gegenständen, welche den europäischen Einwanderern auffallen. Zu diesen Folgeerscheinungen gehört ohne Zweifel auch die hohe sommerliche Kindersterblichkeit an diarrhöischen Krankheiten, welche von der Ostküste bis zum Felsengebirge hin herrscht, ihren Höhepunkt findet in dem durch jene Klimaeigenthümlichkeit vermöge seiner Lage am meisten ausgezeichneten St. Louis, jenseits des Felsengebirges aber mit dem plötzlichen Wechsel des Klimas ebenso scharf abschneidet. San Francisco hat kühle Nächte und feuchte Sommerwinde, seine Kindersterblichkeit ist ungeachtet der sehr ungünstigen socialen Einflüsse verhältnißmäßig gering und sein Sterblichkeitsmaximum fällt meist in die Winterzeit.

Parallelen minder ausgeprägten Grades bieten die Städte der französischen Mittelmeerküste mit ihren trockenen, heißen Sommern und entsprechend hoher Kindersterblichkeit, die Berichte europäischer Aerzte über das Hinsterben der Kinder europäischer Familien in Algier und Egypten während der Sciroccozeit und ähnliche Beobachtungen im südlichen Rußland.

Welche Einflüsse nun aber außer den klimatischen auf das Auftreten des Uebels mitbedingend und steigernd wirken, darüber gibt ein Vergleich seiner Intensität in den verschiedenen Stadtbezirken Berlins sehr bezeichnende Auskunft. Dieser Vergleich lehrt zunächst, daß die auffällige acute Ansteigung der Säuglingssterblichkeit von Ende Mai bis Anfang Juli und der minder acute Wiederabfall bis Ende September in keinem einzigen Stadtbezirke fehlten, daß aber die Intensität dieses Phänomens in verschiedenen Bezirken sich so verschieden gestaltete, daß sie in den ungünstigst gestellten die dreifache Höhe im Verhältnisse zu den günstigst gestellten erreichte. Die bezügliche Stufenreihe der Stadtbezirke war ziemlich genau die gleiche in 1877 wie in 1876, und diese Stufenreihe entspricht theils der umgekehrten Stufenreihe der Wohlhabenheit, theils derjenigen der Wohnungsdichtigkeit, letzterer besonders rücksichtlich der Zahl übereinanderliegender Wohnungsschichten. Ein Einfluß der Kellerwohnungen, in welchen noch 10% der Berliner Bevölkerung hausen, ließ sich nicht nachweisen. Am stärksten ergriffen wurden die östlichen und nördlichen Vorstädte, welche von einer sehr wechselnden, social mehr oder weniger verwahrlosten Arbeiterbevölkerung dicht bewohnt sind, und welche der Wohlthaten einer reichlichen Wasserversorgung sowohl wie einer genügenden Wegschaffung der Schmutzstoffe noch am meisten entbehren. Hier stieg die wöchentliche Säuglingssterblichkeit im Juni und Juli stellenweise, z. B. im Stralauer Viertel, der äußeren Louisenstadt und der Oranienburger Vorstadt, bis über das 5fache der Durchschnittshöhe in den übrigen Jahreswochen. Es bestätigt sich somit auch hier wieder die in den nordamerikanischen Städten constatirte Thatsache, daß sociale und häusliche Verhältnisse, welche mit Verwahrlosung der Kinder, schlechter Nahrung und Luft, Unreinlichkeit u. s. w. einhergehen, die ständige Sommerseuche in hohem Grade befördern, daß aber anderseits *auch in den vornehmsten, reichsten und reinlichsten Stadttheilen* das Uebel keineswegs gänzlich fehlte, sondern immer noch in einem Grade auftritt, welcher in klimatisch günstiger bedachten Städten nur selten zur Beobachtung kommt.

Einen weit geringeren Einfluß, als angenommen zu werden pflegt, äußerte das Verhältniß der *illegitimen Geburten* auf die Säuglingssterblichkeit. Die Häufigkeit der ersteren stellt sich weder für Berlin überhaupt so wesentlich höher als in den übrigen deutschen Städten, noch auch in den verschiedenen Stadtbezirken derart verschieden (8,27 % sämmtlicher Geburten in dem wohlhabendsten, 11,51 in dem ärmsten aller Bezirke), daß daraus die Verhältnisse der sommerlichen Säulingssterblichkeit auch nur zu einem nennenswerthen Theile erklärt zu werden vermöchten. Auch schon der Umstand, daß die Ansteigung der Sterblichkeitscurve im Juni-Juli für die außerehelichen Kinder allein berechnet nicht wesentlich höher geht als für die ehelichen allein berechnet, läßt erkennen, daß die socialen, häuslichen oder diätetischen Schäden, welche dem hier besprochenen Uebel zu Grunde liegen, *nicht viel minder die Kinderpflege innerhalb als außerhalb des Familienlebens betreffen*.

Wie soll man den Zusammenhang deuten, zwischen den vorstehend besprochenen Einflüssen und der damit Hand in Hand gehenden Kinderseuche?

Digitized by Google

An Erklärungsversuchen für einen solchen Zusammenhang, insbesondere des Hitzeeinflusses mit der letzteren, fehlt es nicht, wohl aber an einer wirklich befriedigenden Deutung. Die Hypothese einer Boden- oder Grundwassergährung mit Bildung von Infectionskeimen erscheint schon deshalb unhaltbar, weil die Sterblichkeitszunahme der Wärmeansteigung zu unmittelbar nachfolgt (meist innerhalb einer Woche), um außer dem nothwendig dazwischen liegenden Krankheitsverlaufe auch noch einem vorgängigen Gährungsvorgange Raum zu geben. Auch die populäre Anschuldigung der verunreinigten, im Sommer übelriechenden öffentlichen Wasserläufe, kann nicht aufrecht erhalten werden, da die örtliche Verbreitung des Erkrankungsphänomens nicht die mindeste Beziehung zur größeren oder geringeren Nachbarschaft jener Wasserläufe erkennen läßt. Die gleichfalls zur Erklärung herangezogene thermische Verdünnung der Luft und damit verbundene Sauerstoffverarmung müßte sich an Orten höherer Durchschnittstemperatur im Sommer und mit zugleich höherer Lage, z. B. in den Städten der obern Rheinniederung, noch stärker geltend machen, als in der Mark. In neuerer Zeit hat man die Effecte der Sommerhitze auf die Verderbniß der Nahrungsmittel, insbesondere auf die Zersetzung der Milch in den Vordergrund gesetzt. Daß hierin ein sehr bedeutsames Moment liege, ist wahrscheinlich, aber seine wirkliche Tragweite bis jetzt noch nicht erwiesen, und jedenfalls fehlt es an Motiven, die Verderbniß der Milch, beziehungsweise ihrer Surrogate, als einziges Vermittlungsglied zu betrachten. An manchen Orten hat man sich in dem Erfolge der darauf berechneten Maßnahmen getäuscht gesehen, und beispielsweise in St. Louis, wo die Organisation und Leitung der Milchpolizei und die öffentliche Milchversorgung eine sorgfältigere ist als vielleicht in irgend welcher Stadt der Welt, hat man damit doch keine erhebliche Abnahme des sommerlichen Kindersterbens erzielt. Man ist denn auch in den ärztlichen Kreisen der Vereinigten Staaten neuerdings mehr geneigt, die unmittelbare Einwirkung der Hitze auf die Circulation des Blutes und auf gewisse Gährungsvorgänge in letzterem unter Mitwirkung atmosphärischer Fäulnißstoffe als Hauptursache des Uebels anzunehmen. In diesem Sinne sprachen sich wenigstens die Referenten über die vorliegende Frage auf dem hygieinischen Congresse zu Chicago am 26. September 1877 aus, welche zugleich auf Grund übereinstimmender Erfahrungen die vorbeugende und heilende Wirksamkeit kühler Bäder und Waschungen constatirten. Bei alle dem können wir uns des Geständnisses nicht entschlagen, daß wir den wirklichen physiologischen Weg des Zustandekommens jener verheerenden Erkrankungen noch nicht kennen und erst weitere Forschungen zu dieser Kenntniß hinführen können. Für jetzt kennen wir nur die klimatischen Einflüsse, welche für das Zustandekommen des Uebels vorbedingend sind, deren Steigerung durch die großstädtischen Verhältnisse und endlich die unzweifelhaft in hohem Grade mitwirkenden socialen Mißstände, welche die Pflege der Säuglingswelt beeinträchtigen. Diese Kenntniß genügt indeß, um nicht blos den Familien und deren ärztlichen Berathern, sondern auch dem Staate, der Gemeinde und der privaten Vereinsthätigkeit dringende Aufgaben zur Bekämpfung des Uebels anzuweisen. Der Staat muß durch Gesetze und wohlorganisirte Controle sowohl die für das kindliche Alter wichtigsten Nahrungsmittel, wie auch die Wohnungsverhältnisse in den Miethshäusern unter seine Aufsicht nehmen und Schutz vor Ueberfüllung der Wohn- und Schlafräume gewähren, wie solches in England und anderen Staaten mit wohlorganisirter öffentlicher Gesundheitspflege bereits geschieht. Der Gemeinde liegt die Verpflichtung ob, für schleunige und gründliche Wegschaffung aller fäulnißfähigen Unreinigkeiten aus dem Bereiche der Haus- und Straßenluft Sorge zu tragen, eine ergibige Verwendung reinen Wassers in allen Haushaltungen zu sichern durch obligatorischen Anschluß aller Wohnungen an die Wasserleitung, und endlich auch die Nachtheile der dörrenden Sommerhitze für die allgemeine Gesundheit so viel wie möglich durch zweckmäßige öffentliche Einrichtungen auszugleichen. In letzterer Hinsicht ist namentlich eine möglichst freigebige öffentliche Verwendung des Wassers auf Plätzen und Straßen erforderlich, sowohl in Form von Bodenbesprengung wie von Wasserstaubfontainen. Die größeren Plätze, welche mit ihrem nackten Pflaster als sengende Hitzerefractoren das Klimaübel nur steigern, sollten durch Anlage von Markthallen entlastet und in Grasflächen mit schattigen, Verdunstung spendenden Bäumen und Springbrunnen umgewandelt werden, ähnlich den Londoner und Pariser Squares, welche der Kinderwelt zur heilsamen Erfrischung dienen.

Ein vielfaches Gebiet lohnender Wirksamkeit aber erschließt sich auch der Privat- und Vereinswohlthätigkeit gegenüber den besprochenen Mißständen, und hier ist auf den rühmenswerthen Vorgang der ähnlich heimgesuchten größeren Städte Nordamerikas hinzuweisen, in welchen sich Vereine gebildet haben, um die Kinder der ärmeren Stadttheile während der heißesten Monate auf dem Lande unterzubringen in besonders dazu angelegten Kinderasylen oder Colonien (zu Chicago in einem „floating hospital“ auf dem Michigansee). Boston hat eine Kinderfarm am Seestrande, über deren Resultate ein überaus günstiger Bericht von dem dortigen Gesundheitsamte veröffentlicht ist, und bei New-York befindet sich eine dem gleichen Zwecke gewidmete Colonie von 80 Häusern. In diesen Instituten finden die Kinder eine angemessene Verpflegung, die begleitenden Mütter Unterweisung in der richtigen Kinderernährung und Pflege. Belehrung der armen Familien und sittliche Hebung mit besonderem Appell an das Pflichtgefühl der Mütter thun überhaupt nicht minder Noth als materielle Unterstützung. Unkenntniß über die Erforderniß einer richtigen Kinderernährung, über den Werth reichlichen Luftwechsels und angemessener Abkühlung und Anfeuchtung der Luft während der Sommerhitze, über die schützende Wirkung reinigender und kühlender Bäder ꝛc. trägt ganz gewiß ebenso wie brutale Gleichgültigkeit gegen das Loos der eigenen Nachkommenschaft einen großen Theil der Schuld an dem enormen Anwachsen der Sommersterblichkeit.

Eine anregende, aufklärende und praktisch unterweisende Einwirkung in dieser Richtung wird zwar zweifelsohne an manchen Stellen nur schwierigen Eingang finden. Aber schon das fruchtbare Beispiel ähnlich wirkender Vereine im Auslande, unter welchen namentlich die durch ihre populären Flugschriften rühmlichst bekannte „Ladies Sanitary Society“ in England Erwähnung verdient, muß zur Genüge beweisen, wie man doch bei unermüdeter Ausdauer und bei richtiger Benutzung der je nach örtlichen Verhältnissen sich darbietenden Einflußwege auch diesem socialen Uebel unserer Zeit mit segensreichem Erfolge entgegenzuwirken vermag.

Notizen.

Die Eröffnung des Congresses liegt nun schon über vierzehn Tage hinter uns und man hat sich daran gewöhnt, als ob in Berlin Jahr aus Jahr ein eine solche Versammlung zu den alltäglichen Dingen gehörte. Der Spießbürger verlangt jeden Morgen seinen Bericht über die letzte Sitzung und ist ärgerlich, wenn es heißt, sie sei ausgefallen. Die Herren Diplomaten wären nach seiner Meinung dazu hergeschickt, daß sie über die orientalische Frage debattirten, und die Zeitungen müßten davon regelmäßig erzählen. Ob die Meldung echt oder apokryph, ist vollkommen gleichgültig. Wenn sie nur dem Bedürfniß entspricht und dem Neuigkeitskitzel gerecht wird. Das unverantwortliche Geheimniß, in welches sich die Mitglieder des Congresses hüllen, ist ohnehin längst durchlöchert. Die Journalisten erfahren viel, wenn nicht Alles, und wo sie etwas nicht mittheilen, ist es pure, zum Theil überflüssige Discretion. Das Publicum weiß durch ihre Vermittlung was vorgeht und noch etwas mehr. Eigentliche Sympathien hat es für Niemanden. Wer möchte sich auch wegen des Orients den Kopf zerbrechen. Das ist Bismarcks Sache, der schon Alles in Ordnung bringen wird. Im Grunde begreifen denn auch die Wenigsten, worüber der Congreß so lange berathen mag. Man sollte den Friedensvertrag von dem deutschen Reichskanzler entwerfen lassen und unterschreiben: damit wäre die Sache erledigt. Solche Ansichten hegt nicht etwa nur der Philister. Man kann studirte Leute ganz ähnliche Meinungen äußern hören, wenn auch mit etwas anderen Worten. Irgend ein abweichendes Urtheil über auswärtige Dinge erscheint wie Anmaßung und findet kaum Gehör. Daher auch der frühere Groll gegen England, weil es etwas weniger russenfreundlich war als die landläufige Politik auf dem Continent und namentlich in Berlin, den Frieden aufhielt und von so veralteten Materien sprach, wie Continuität des Völkerrechts, Vertragstreue und dergleichen. Wir Realisten verstehen das besser und ein Professor deducirt die Hinfälligkeit eines Tractats so gleichmüthig wie der erste beste Advocat die Nullität eines strittigen Contracts. Englands Proteste gegen Rußlands Raubzug und spätere maßlose Uebergriffe wurden wie eine unbequeme Störung des programmmäßig verlaufenden Krieges obenhin behandelt und verlacht. Als die Regierung des sonderbaren Inselreiches sich

Digitized by Google

ernstlich zur Wehre setzte und gar Miene machte Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, wurden solche Velleitäten mit spöttischem Achselzucken behandelt. Man wünschte sogar einen Losbruch, damit die guten Vettern einmal eine gründliche Lehre erhielten und es künftig bei ihrem Baumwollenhandel bewenden ließen. Unbegreiflich erschien Rußlands Zögern und Zaudern, als ob Einwürfe oder gelegentliche Drohungen von jener Seite irgendwie Beachtung verdienten. Seitdem sind allerdings die wohlfeilen Sarkasmen auf Kosten der britischen Prätentionen verstummt und man war im Stillen froh, als der Congreß zusammentrat und der drohende Conflict in eine friedliche Berathung einlenkte. Als dann das sogenannte englisch-russische Abkommen bekannt wurde, glaubte man Oestreich übervortheilt, die englische Torypartei betrogen und rieb sich die Hände vor Vergnügen über dies kluge Schuwalow'sche mit anderweitiger Connivenz ausgeführte Manöver, das einmal wieder die naive Welt, die sich auf eine dramatische Entwicklung und eine grandiose Staatsaction eingerichtet, am Narrenseil geführt hatte und Alles auf eine Komödie auslaufen ließ. Groß war daher das Erstaunen, als England, das man von Rußland eingefangen glaubte, seine freie Bewegung durch ein intimes Zusammengehen mit Oestreich kund und zu wissen that. Die Russen sahen ein, daß sie Wasser in ihren Wein thun müßten und der Congreßboden ihnen zuweilen heiß werden könnte. So häuften sich die Hindernisse, und von dem kurzen achttägigen Congreß, welchen man sich ausgemalt hatte, war keine Rede mehr. Im Uebrigen ertrugen die hohen Gäste die Annehmlichkeit der hiesigen Atmosphäre, die sich Mitte Juni schon recht fühlbar machte, mit heroischem Gleichmuth. Auch die Unsicherheit der nächsten Umgegend Berlins, die der von Palermo bald den Rang ablaufen wird, erschreckte sie nicht mehr als nöthig. Lord Beaconsfield machte seine Promenaden im Thiergarten und Graf Andrassy ritt in den Nebenwegen der Charlottenburger Allee, als ob sie in Hydepark oder im Prater frische Luft schöpften. Erhielt jener anonyme Drohbriefe und wurden diesem von Strolchen leere Flaschen nachgeworfen, so sollte man wirklich von solchen harmlosen Dingen nicht so viel Aufhebens machen. Saturday Review gab in diesen Tagen eine Schilderung der Unbehaglichkeit, welche die Berliner Rowdies, schlimmer als der Pöbel irgend einer anderen europäischen Hauptstadt, Einheimischen wie Fremden bereiten. Der Verfasser erklärte daraus die angebliche Gleichgültigkeit, mit welcher unsere Landsleute den Congreß behandelten. Wir hätten andere Sorgen und des Lebens Müh und Last ließen uns des glanzvollen diplomatischen Schauspiels nicht froh werden. So urtheilt ein maßvolles, gewissenhaft redigirtes Blatt. Man mag daraus erkennen, welchen Eindruck unsere Zustände nach außen hin hervorbringen. Aber daß man uns trotzdem hochschätzt, beweist ja der Berliner Congreß.

* * *

Künstlerische Prachtwerke.

Wilhelm Lübke äußerte vor einiger Zeit, gelegentlich einer Besprechung neu erschienener Werke der Kunstliteratur, seine Verwunderung, daß der deutsche Buch- und Kunsthandel, ungeachtet der schlimmen Zeiten, fortfahre, „ein glänzendes Unternehmen nach dem anderen vom Stapel zu lassen". Nun, die Zeiten haben sich seit damals nicht eben zum Vortheil geändert, aber das muthige Vertrauen einer stattlichen Reihe deutscher Verleger auf bessere Tage scheint dennoch nicht im Abnehmen begriffen zu sein, sofern die nicht geringe Zahl uns vorliegender, kürzlich erschienener Prachtwerke eine derartige Schlußfolgerung gestattet. Wir haben jedenfalls allen Grund, uns dieses Muthes zu freuen und besonders, wenn er das Erscheinen so werthvoller und nützlicher Werke bedingt, wie die hier zu erwähnenden.

Da ist zuvörderst die von A. F. Butsch herausgegebene Sammlung: „Die Bücher-Ornamentik der Renaissance. Eine Auswahl stilvoller Titeleinfassungen, Leisten, Vignetten und Druckerzeichen hervorragender italienischer, deutscher und französischer Officinen aus der Frührenaissance."*) Der Herausgeber, auf dem Gebiete der Incunabelliteratur und Bücherornamentik eine Autorität ersten Ranges, definirt die Aufgabe seines Werkes dahin, in Wort und Bild eine Uebersicht des Besten zu geben, was in der klassischen Zeit der Frührenaissance auf dem künstlerisch wie culturgeschichtlich so hochinteressanten Gebiete der Buchverzierung geleistet worden ist. Es ist damit die dieser Periode vorausgehende und eine Zeit lang mit ihr noch parallel laufende gothische Bücherornamentirung, sowie die Behandlung der eigentlichen und späteren Hochrenaissance vorerst ausgeschlossen, dagegen aber ist die Frührenaissance auf diesem Gebiete in erschöpfender Weise zur Darstellung gelangt. Selbstverständlich also ist der italienischen Kunst umsomehr dabei Rechnung getragen, als sie zu dieser ganzen Richtung nicht blos den Anstoß, sondern auch meistens das Vorbild geliefert hat. Zur Darstellung dieses Kunstzweiges in der angegebenen Beschränkung auf die Frührenaissance sind etwa 80 Folioseiten Text und über 100 Tafeln Abbildungen — letztere in hochgeätzter Zinkographie — in Aussicht genommen. Da es aus technischen Gründen nicht möglich gewesen ist, die Platten in chronologischer Reihe einander folgen zu lassen und von dem Texte bis zur Stunde nur die Uebersicht über die Bücherornamentik in Italien und einigen für die Entwicklung des Buchdrucks wichtigen Plätzen (Augsburg, Nürnberg, Oppenheim, Basel, Zürich, Hagenau) vorliegt, so muß ein eingehender Bericht über die hervorragende Bedeutung dieses Werkes einer Zeit vorbehalten bleiben, wo dasselbe seinen Abschluß gefunden haben wird. Es sei jedoch heute schon erwähnt, daß die bis zur Stunde vorliegenden Bogen des Textes denselben als aus eingehendsten Quellenstudien hervorgegangen erscheinen lassen, als eine Arbeit, die jederzeit eine ehrenvolle Stellung in der Literaturgeschichte der Buchdruckerkunst behaupten und in die Kreise der Fachgenossen reiche Anregung tragen wird. Es sei schließlich noch anerkennend hervorgehoben, daß sich der Subscriptionspreis für das ganze Werk, ungeachtet dessen vortrefflicher Ausstattung, auf nur 28 Mark stellt (nach Vollendung jedoch auf 40 Mark). —

Ganz im Gegensatz zu dem eben besprochenen Werke, das aus der Vergangenheit schöpft, ist die Sammlung „Handzeichnungen deutscher Meister"*) ein Ergebniß der modernsten Kunstbestrebungen. Es war eine glückliche Idee des Verlegers der beiden (in der „Gegenwart" bereits rühmend erwähnten) Prachtwerke „Italien. Eine Wanderung von den Alpen bis zum Aetna" und „Das Schweizerland. Eine Sommerfahrt durch Gebirg und Thal", eine Reihe der hervorragendsten, in den genannten Werken durch den Holzschnitt wiedergegebenen Vollbilder, in Facsimiles der Originale zu veröffentlichen. Dank den neuesten Fortschritten in der Technik des als Reproductionsform gewählten unveränderlichen Lichtdrucks, ist eine bis zur Täuschung getreue Wiedergabe der Originale erzielt worden. Durch diese Unmittelbarkeit der Nachbildung gewinnt der Beschauer dieser Blätter einen interessanten und lehrreichen Einblick in die Technik der Künstler, welche sich zu der Illustrirung der beiden Prachtwerke vereinigt haben. Und es handelt sich hier um Meister wie A. von Werner, P. Meyerheim, B. Vautier und andere mit Namen besten Klanges, im Ganzen sind es zehn Künstler, die durch 28 Facsimiles vertreten erscheinen. Das vorliegende erste Heft bringt neben A. von Werners liebenswürdiger Handzeichnung „am Brunnen von Olevano" ein stimmungsvolles Blatt „Partie aus Genua" von Gustav Schönleber, und die folgenden Lieferungen versprechen das Ganze zu einer Sammlung anmuthigster, künstlerisch festgehaltener Reiseeindrücke zu gestalten.

Des unvergänglichen Lichtdrucks hat sich auch L. Koch in Wien für die Herausgabe der sieben noch vorhandenen Tapetencartons Raffaels bedient, ein in jeder Beziehung dankenswerthes Unternehmen, welches die lebhafteste Theilnahme aller Kunstfreunde verdient. Die Schicksale der sogenannten „Tapeten Raffaels" sind bekannt; ihre Geschichte ist reicher an romanhaften Zügen, als die irgend eines berühmten Kunstwerks der neueren Zeit. Wer die Tapeten und die Cartons dazu auf ihren abenteuerlichen Wanderungen durch die Jahrhunderte begleiten will und die Quellenwerke von Passavant oder Crowe und Cavalcaselle nicht zur Hand hat, wird aus der von V. K. Schembera der Koch'schen Sammlung vorausgeschickten kunstgeschichtlichen Einleitung den ganzen Roman der berühmten Kunstwerke erfahren können. Wir erkennen in diesen Werken Raffael — um mit Ernst Platner in Bunsens „Beschreibung der Stadt Rom" zu sprechen — auf dem Gipfel seiner Größe in Composition und Zeichnung. Sie zeigen unstreitig einen noch höheren Stil als seine vaticanischen Frescogemälde, deren Gegenstände allerdings auch nicht durchgängig eine

*) Leipzig 1878, Verlag von G. Hirth.

*) Handzeichnungen deutscher Meister. Eine Sammlung von Bildern aus Italien und der Schweiz. In unveränderlichem Lichtdruck reproducirt von Schober und Beckmann. Groß-Folio. Stuttgart, J. Engelhorn.

Digitized by Google

so ideale Darstellung als die Vorwürfe dieser Tapeten erlaubten. In diesen erblicken wir nicht, wie in jenen, Trachten des Mittelalters, wobei das Charakteristische das Schöne überwiegt, auch keine Bildnisse lebender Personen, sondern Alles scheint ohne Vorbilder der wirklichen Natur, ohne vorbereitende Studien nach derselben, aus der Idee des zur vollkommenen Meisterschaft gelangten Künstlers hervorgegangen zu sein. Wir sehen hier die plastische Großheit, die wir minder ausgebildet in den Werken toscanischer Künstler aus der Epoche des Giotto bewundern, auf der Stufe der Vollendung, die der neueren Kunst zu erreichen bestimmt war, und diese Großheit herrscht auf eine so bewundernswerthe Weise, nicht minder in den gemeinen Bildungen, ja in den häßlichen der Krüppel und Bettler, als in denen, welche Schönheit, Adel und Würde zeigen. Wie in den Sixtinischen Gemälden die Propheten, sehen wir in diesen Bildern die Apostel in einer unübertrefflich scheinenden Darstellung des ihrer Idee entsprechenden Charakters. Auch die Gewänder dürften als die vollkommensten Muster des Faltenwurfs für die Malerei zu betrachten sein. Die vorliegende Koch'sche Reproduction (Bildgröße etwa 34 : 24 Ctm.) der noch vorhandenen (jetzt im South Kensington Museum in London befindlichen) sieben Cartons zu den Tapeten stützt sich auf die ebenso berühmten wie seltenen Stiche, welche Nicolaus Dorigny zu Beginn des 18. Jahrhunderts im Auftrage Georgs I. von England angefertigt hat. Alle Vorzüge der meisterhaften Stiche, welche überhaupt die beste Wiedergabe der Cartons bilden, kommen durch den hier auf das Sorgfältigste behandelten Lichtdruck zu vollster Geltung. Nur dem Auge des wirklichen Kenners wird es gelingen, die Nachbildung von den Originalen auf den ersten Blick zu unterscheiden. — Wenn Herr Schembera in seiner vortrefflichen Einleitung hervorhebt, daß man den Cartons in allen möglichen Vervielfältigungsformen in den Häusern einer großen Zahl kunstsinniger Engländer begegne, so ist nur zu wünschen, daß dieses Beispiel auch bei uns lebhafteste Nachahmung fände. Die Koch'schen Lichtdrucke weisen den Weg dazu. J. H.

* * *

Psychologisches über Attentate.

Schon gleich unter dem beängstigenden Eindrucke der ruchlosen That eines wahnwitzigen Verbrechers wurde von einsichtsvoller Seite darauf hingewiesen, daß die Wurzel solcher Unthaten in dem Größenwahn, in dem Kitzel, von sich reden zu machen, Aufsehen zu erregen, zu suchen sein dürfte. Mit Recht wurde deshalb die Schaustellung der Bilder der beiden Mörder alsbald polizeilich untersagt.

Der vor kurzem heimgegangene große Denker Robert Mayer hat in einem gehaltvollen Aufsatze über Auslösung, worunter er das Veranlassen einer wichtigen Causalreihe durch eine leicht zu verrichtende Handlung versteht, bedeutungsvolle Winke über die in den dunkeln Tiefen der Menschenseele schlummernden Antriebe zum Verbrechen gegeben. „Der Mensch ist seiner Natur nach so beschaffen, daß er gerne mit Aufwendung geringer Mittel möglichst große Erfolge erzielt. Das Vergnügen, das man beim Abfeuern von Schußwaffen empfindet, ist hierfür ein sprechender Beleg. Das Rosselenken beim Reiten und Fahren ist ebenfalls hieher zu rechnen u. s. w. Wenn aber auch das Bewirken von Auslösungen eine Quelle von harmlosen Vergnügungen ist, so muß doch bemerkt werden, daß die Sache leider auch sehr oft zu den verkehrtesten Handlungen und zu den strafbarsten Verbrechen führt. Wir brauchen nicht zu Herostratus zurückzugreifen, sondern können uns mit der Gegenwart begnügen. Attentate haben ohne Zweifel in der Regel ihren Grund in der Sucht, recht eclatante Erfolge zu erzielen, d. h. also, möglichst gewaltige Auslösungen zu bewirken; ebenso ist es mit dem Brandstiften und dem schrecklichen Unternehmen, durch auf die Schienen gewälzte Steinblöcke ganzen Bahnzügen den Untergang zu bereiten.*) Ja wäre unser Planet so beschaffen, daß es Jedem möglich wäre, denselben wie ein mit Dynamit gefülltes Gefäß auseinander zu sprengen, so würden sich sicher zu jeder Zeit Leute genug finden, bereit, mit Aufopferung ihres eigenen Lebens unsere schöne Erde in den Weltraum explodiren zu lassen."

Bei einem so furchtbaren und das Wohl des Staates wie die Grundlagen aller Wohlfahrt und gesetzlichen Ordnung in Frage stellenden Verbrechen, wie der Königsmord, muß die Abschreckung in der Gesetzgebung viel größere Berücksichtigung finden, als bei den übrigen Verbrechen. Abschreckung ist aber nur dann vorhanden, wenn die Strafandrohung die wahre psychologische Wurzel des Reizes zum Verbrechen trifft. Dies wäre nach meiner Ansicht dann der Fall, wenn auch in der Seele des Verbrechers die Gewißheit sich aufdrängen müßte, daß er statt der erträumten Berühmtheit Schmach und Schande ernten werde.

Einer der ausgezeichnetsten Gelehrten Englands, eine durchaus ideale Natur, schrieb mir dieser Tage: „In England hat man für Attentate auf die Königin öffentliche Prügelstrafe eingeführt, seitdem haben die Attentate vollständig aufgehört. Es käme auf einen Versuch in Deutschland an."

Mainz, den 19. Juni 1878. L. Noiré.

* * *

Erklärung.

Zu meinem Bedauern muß ich Verwahrung einlegen wider die von den Herren Bentley und Sohn in London herausgegebene sogenannte „Uebersetzung" meines Romans: „Ein Kampf um Rom" in's Englische; dieses Buch ist nicht eine Uebersetzung, sondern eine unverantwortliche Verstümmelung. Der englische Verleger forderte von der Dame, welcher ich die Uebertragung anvertraut hatte, Kürzungen: ich kann nur auf's Tiefste beklagen, daß die Dame, anstatt mich um Erlaubniß zu fragen, die ich niemals würde haben ertheilen können, in die barbarische Verunstaltung meines Werkes willigte. Nicht nur sind in den ersten drei Bänden Kapitel ausgelassen, welche für den künstlerischen Aufbau der Erzählung und die psychologische Entwickelung der Charaktere ganz unentbehrlich sind, — von dem IV. Band meines Werkes ab ist das Buch gar keine Uebersetzung mehr, sondern nur ein magrer Auszug, eine Inhaltsangabe, wie man etwa in einer Zeitschrift über den Schluß des Romans berichten würde, nur hie und da mit Einschaltung meiner Worte. Wie weit dies geht erhellt aus der Thatsache, daß die 112 Bogen meiner vier Bände auf 76 Bogen der englischen drei Bände gekürzt sind.

Durch dies Verfahren ist mein Recht und meine Ehre als Urheber auf das Tiefste gekränkt. Ich habe mit dem englischen Buch, das unter meinen Namen geht, nichts zu schaffen.

Königsberg, den 16. Juni 1878. Felix Dahn.

*) Aus meiner eigenen Erinnerung kann ich hinzufügen: durch Veranlassung einer Pulverexplosion (Mainz, 1857) einer ganzen Stadt Tod und Verderben zu bringen.

Abonnement der „Gegenwart" pro III. Quartal 1878.

Mit der vorliegenden Nummer schliesst das II. Quartal der „Gegenwart". Diejenigen unserer geehrten Leser, deren Abonnement mit dieser Nummer abläuft, ersuchen wir um *baldigste Erneuerung* desselben, damit keine Unterbrechung in der regelmässigen Zusendung entsteht. *Abonnements auf das III. Quartal 1878 werden von allen Buchhandlungen, Postanstalten und Zeitungsexpeditionen zum Preise von 4 Mk. 50 Pf. entgegengenommen.*

Berlin N.W., 32 Louisenstrasse. Expedition und Verlag der „Gegenwart".

Digitized by Google

Inserate.

Für Reisende nach Schweden-Norwegen!

Schweden-Norwegen.
Ein praktisches Handbuch für Reisende
von
Ingvar Nielsen,
Docent der Geschichte an der Universität und Direktor des Ethnogr. Museums in Christiania.
3. Aufl. Revidirt bis zum Frühjahr 1878.
Hieraus: **Schweden apart** 2 M. 50 Pf.
Norwegen apart 6 M.
Anerkannt bestes Reisehandbuch für Schweden-Norwegen!!
Jena. **Gustav Fischer,** vormals Friedrich Manke.

Größere und kleinere
Büchersammlungen
werden zu kaufen gesucht. Offerten unter **U. N. 734.** durch **Haasenstein & Vogler, Berlin, Leipzigerstraße 77** erbeten.

Höchst zeitgemäß!
Der Socialdemokrat.
Eine lehrhafte Geschichte
von **Georg Möser.**
Illustrirt von G. Guthknecht.
Preis 1 M. **Leipzig. Rich. Eckstein.**

Soeben erschien:
Dorfbilder aus Kärnten
von
Thomas Koschat.
In illustrirten Umschlag geheftet. 2 M.
Verlag von
F. E. C. Leuckart in **Leipzig.**

„Zu dem Geschlecht der Demokritos in Berliner Ausgabe" gehört **Heinrich Dorgeel** (Bl. f. lit. Unterh. 1878. No. 17)
Verfasser von
Buntes aus der Reisemappe.
Aufzeichnungen während einer Küstenfahrt im mittelländ. Meere. 1878. 16½ Bgn. gr. 8. Preis 4 M. 80 Pf.
Für Freunde eines **frischen Feuilletonstiles,** eines **guten Humors** eine willkommene Gabe.
Verlag von Otto Lenz in Leipzig.

Nord und Süd
Eine deutsche Monatsschrift.
Herausgeber: **Paul Lindau.** — Verleger: **Georg Stilke** in Berlin.
Erscheint in monatlichen Heften von 8—10 Bogen Lexikon-8. in eleganter Ausstattung mit Kunstbeilagen in Radirung.
Preis pro Quartal 5 Mark, pro Jahrgang 20 Mark.
Bestellungen nehmen sämmtliche Buchhandlungen und Postanstalten entgegen.
Prospecte gratis; Probeheft zur Ansicht durch jede Buchhandlung.
Man kann jeder Zeit in das Abonnement eintreten.

Inhalt des soeben ausgegebenen sechszehnten Heftes (Juli):
I. Paul Heyse in München. Reisebriefe. An Arnold Böcklin in Florenz. An Otto Ribbeck in Leipzig.
II. Rudolph Lindau in Paris. Ein verkehrtes Leben. Novelle.
III. Karl Bartsch in Heidelberg. Joseph Victor von Scheffel.
IV. C. Voit in München. Ueber die Bedeutung des Blutes.
V. G. Baur in Leipzig. Der Elsaß als eine Pflegestätte deutschen Lebens und deutscher Gesinnung.
VI. Emil Naumann in Dresden. Clavierspiel ohne Ende.
Hierzu das Porträt Joseph Victor von Scheffel's, gestochen von H. Sachs in Berlin.

In neuer Bearbeitung und Ausstattung sind erschienen:
Baedeker's Paris und seine Umgebungen,
nebst den Eisenbahnrouten nach Paris.
Mit 11 Karten, 15 Plänen und 10 Grundrissen. 9. Auflage. 1878. Preis 6 Mark.
Baedeker's Südbaiern, Tirol und Salzburg,
Steiermark, Kärnten, Krain und Küstenland.
Mit 21 Karten, 11 Plänen und 7 Panoramen. 18. Auflage. 1878. Preis 6 Mark.

Abonnements
auf die
„Tribüne" nebst **„Berliner Wespen"**
nehmen
sämmtliche Postanstalten
zum Preise von **5,30 Mark pro III. Quartal,** für **beide** Blätter, (in Berlin auch sämmtliche Zeitungsspediteure, sowie die Unterzeichnete) entgegen.
Expedition der Tribüne u. Berl. Wespen, Berlin SW.

Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur.
Soeben wurde ausgegeben und an die Vereinsmitglieder versandt: Serie IV. (1878) Band 3:
G. E. LESSING, Ein Lebensbild. *Nach Jame Sime.*
Frei bearbeitet von **Adolf Strodtmann.**
Autorisirte deutsche Ausgabe. Elegant gebunden.
Für Nichtvereinsmitglieder wird der Band einzeln nur zum erhöhten Preise von 6 Mark abgegeben.
Preis der Serie von 7 Bänden eleg. geb. 30 M. — Beitrittserklärungen zur IV. Serie (1878) nimmt entgegen jede Buchhandlung sowie das
Bureau des Vereins für deutsche Literatur (A. Hofmann) in Berlin W., Kronenstr. 17.

Redaction, Berlin N.W., Kronprinzenufer 4. Für die Redaction verantwortlich: Georg Stilke in Berlin. Expedition, Berlin N.W., Luisenstraße 32.
Druck von B. G. Teubner in Leipzig.

Digitized by Google

Digitized by Google

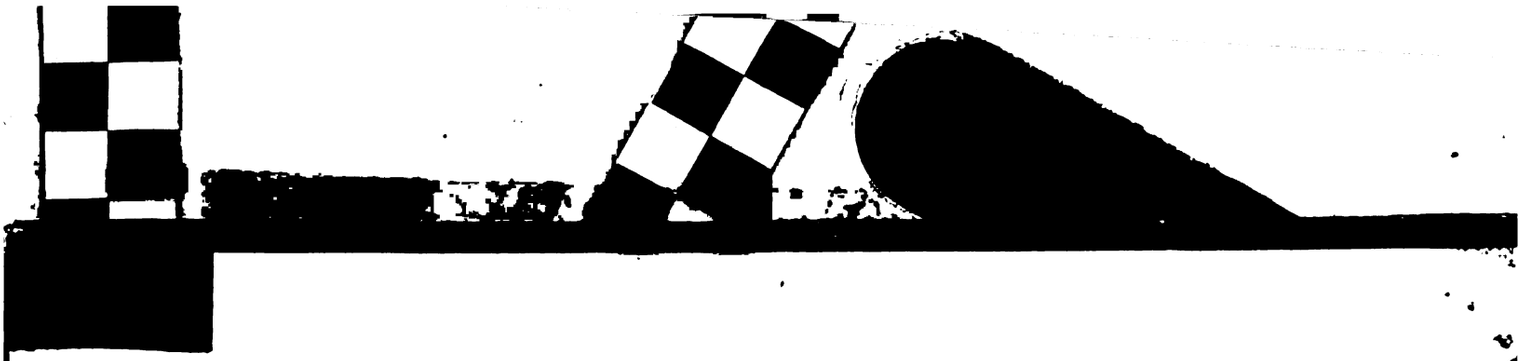
Digitized by Google

Digitized by Google

89012118287

b89012118287a

Digitized by Google



Digitized by Google

89012118287

b89012118287a